

BIBLIOTECA PROVINCIALE

Armadio XXXVII



Num.° d'ordine /

Palchetto

B. - G.

179.2.61

B. Prov.

XXIII

235

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier.

Einundsechzigster Theil.

GERHARDINGER — GERSDORFFSBURG.



Leipzig:

J. A. Proschau.

1855.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

E r s t e S e c t i o n.

A — G.

Einundsechzigster Theil.

GERHARDINGER — GERSDORFFSBURG.

GERHARDINGER.

GERHARDINGER (Matthäus), geb. am 21. Sept. 1745 zu Bilschhofen, der Sohn eines Gastwirths, der später das Brauergewerbe betrieb, widmete sich, wie mehrere seiner Geschwister ¹⁾ mit Zustimmung seiner Aeltern, dem geistlichen Stande. Er schien zu diesem Berufe geeignet durch seinen sanften Charakter und sein ernstes Wesen. Entschieden zeigte sich die Richtung seines Geistes schon in früher Jugend durch häufigen Kirchenbesuch. Zu Hause baute er Altäre und schmückte sie am Vorabende der heiligen Feste. Den ersten Unterricht erhielt Gerharding in den deutschen Schulen seines Geburtsorts. In der Studienanstalt zu Passau, die damals unter der Leitung des Jesuitenordens stand, entsprachen seine wissenschaftlichen Fortschritte Anfangs nicht ganz den Erwartungen, die man sich von seinem Geiste und Talente gemacht hatte. Dies änderte sich jedoch, als Gerharding aus den untern Schulleassen in die vierte getreten war. Der Franziskaner Agarius, seiner Familie befreundet, nahm sich seiner mit Rath und That an, und sorgte väterlich für ihn. Noch in späteren Jahren bezeichnete er jene Zeit als die Epoche, die den entschiedensten Einfluß auf seine Bildung und auf sein ganzes Leben gehabt. Von dem Pater Agarius ward Gerharding fleißig zum Gebete angehalten. In seinen Studien war er ihm mehrfach behülflich, und ertheilte ihm selbst Unterricht. Gerharding brachte ganze Tage in der Zelle seines väterlichen Freundes zu. Mit seinen Mitschülern kam er, außer den Schulkunden, selten in Berührung. Er war indessen in die fünfte Schulleasse eingetreten und beschäftigte sich jetzt ernstlich mit der Wahl seines künftigen Berufs. Gerharding betrieb sich darüber mit seinem Beichtvater, einem Jesuiten, der ihm das Buch: de electione status zu lesen empfahl. Gerharding entschloß sich, wenn er das erforderliche Alter erreicht, in

den Franziskanerorden strictioris observantiae zu treten. Zu diesem Entschlusse mochte wol die Anhänglichkeit an den Pater Agarius und der Umstand beigetragen haben, daß zwei seiner Geschwister sich bereits dem Klosterleben gewidmet hatten.

Drei Jahre später (1765) begab sich Gerharding nach dem schwäbischen Kloster Hechingen, um dort als Novize einzutreten, nachdem er in Passau einen cursus der Rhetorik, Logik und Physik absolviert hatte. Eine schmerzliche Augenentzündung nöthigte ihn jedoch nach einigen Wochen um seine Entlassung aus dem Kloster nachzusuchen. Mit Dank für die liebevolle Behandlung, die ihm dort zu Theil geworden war, schied Gerharding von den Bewohnern der heiligen Freistätte, die ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, für Tugend und Frömmigkeit begeistert hatten. Nach einem kurzen Aufenthalte in Straubing und Bilschhofen begab sich Gerharding nach Wien, um Theologie zu studiren. Er war mit Empfehlungsschreiben an den damals vielgeliebten Dichter Denis und an andere Jesuiten versehen, die ehemals in Passau Lehrstühle bekleidet hatten. Seine Gönner verschafften ihm Gelegenheit, Unterricht zu erhalten, wodurch er, von seinen Aeltern nur mäßig unterstützt, sich seine Subsistenz sicherte.

In Wien lebte Gerharding mit glühendem Eifer fast gänzlich den Wissenschaften, begeistert von den Vorträgen der dortigen Professoren. Bei Gazzaniga, Gervasio, Bertieri hörte er Theologie, bei Rieger kanonisches Recht, bei Wurz geistliche Beredsamkeit. Besonders bildend war für ihn auch der Umgang mit Denis. Auch gewann er die Freundschaft des nachherigen Hofraths und Studiendirectors in den österreichischen Staaten, des Freiherrn v. Bickenbach, der ihm seine Bibliothek zu seinem Gebrauche eröffnete. Ein Verein von Gelehrten aus Baiern verschaffte ihm Gelegenheit, die interessantesten literarischen Erscheinungen kennen zu lernen.

Vervollrte mit mannichfachen Kenntnissen, empfing Gerharding in der Kirche Mariä Stiegen, die unter der Jurisdiction des Fürstbischofs von Passau stand, am 19. Dec. 1768 die Priesterweihe. Er hielt dort seine erste heilige Messe. Einige Zeit lang blieb er hierauf noch in Wien, und lehrte dann in seine Heimath zurück.

1) Sein ältester Bruder Joseph war Ordensprofeß bei den Capucinern in Wasserburg, starb jedoch im besten Mannesalter zu Landshut, wo er, wie in Straubing und München, sich als Kanzleibekannter einen Ruf erworben hatte. Seine Schwester Anna Maria ward Nonne in dem freien Reichsfürstenthum Schillingen, ihr Bruder Michael Pfarrer zu Reutern im Landgerichte Griesbach und Kanonicus des aufgelösten Collegiatstiftes Bilschhofen, starb 1840 im 92. Lebensjahre.

In dem Collegium Clericorum zu Passau bereicherte er sich zur Seelsorge vor. Als Kaplan zu Kircherd in Landgericht Dierhofen folgte Gerbarding einem Rufe nach München, wo ihm eine Hofmeisterstelle angetragen worden war. Bereits 1774 vertraute er das Lehramt mit einer Professur der Poesie an dem kurfürstlichen Institute zu München. Im J. 1777 wurde er zum Rector des Lyceums und Gymnasiums zu Amberg ernannt. Ihm ward dort zugleich eine Professur der Dogmatik übertragen. Im J. 1781 ward Gerbarding zum kurfürstlich geistlichen Rathe und 1783 zum Pfarrer zu Sielenbach in der Diocese Freising ernannt, und 1787 zum Kanonikus des Collegiatstifts Vilshofen. Er ward dort zugleich Pfarrer und Inspector über die Schulen der Stadt und des Landgerichts. Im Auftrage des Cardinals und Fürstbischofs von Passau, Reichsfürsten v. Auersberg, bewirkte Gerbarding zu einer Zeit (1789), wo von Baiern aus die Getreideaussfuhr nach Passau untersagt worden war, durch einflussreiche Freunde am Hofe zu München eine theilweise Aufhebung jenes Verbots. Die Ausfuhr von einigen tausend Scheffeln Getreide, theils für die Braubäuer, theils für die Bürgerschaft in Passau, ward gestattet. Im J. 1790 ward Gerbarding zum Vicedirector des kurfürstlich geistlichen Raths ernannt und seiner Beneficialwürde in Vilshofen entbunden. Noch andre Aemter und Würden vereinigte er mit dieser Stelle. Er war Beisitzer einer Commission für milde Stiftungen, Schulen u. Im J. 1794 war er zum Oeconoimen im allgemeinen Krankenhause, 1797 zum Stiftsdechanten in Vilshofen, 1803 zum provisorischen Dompfarrer und Generalvicar, und 1809 zum königlichen Examinator der Pfarre Candidaten ernannt worden. Nach der Säkularisation befand sich die wirkliche Leitung der Diocese bis zur Wiederherstellung des Capitels fast gänzlich in seinen Händen. Auch den Gottesdienst in der Kathedrale versah er längere Zeit.

Seinen mannichfachen Verdiensten um Staat und Kirche wurde die glänzendste Anerkennung zu Theil. Im J. 1821 ward Gerbarding zum Proppste des neuen Capitels in Passau ernannt und mit dieser Würde am 4. Nov. des genannten Jahres investirt. Vielfache Beweise seiner Gunst gaben ihm der König von Baiern und sein Thronfolger. Durch Mäßigkeit und geregelte Lebensweise erreichte Gerbarding, von einer kaisrigen Constitution unterstützt, ein hohes Alter. Er starb am 8. Febr. 1843 zu Passau, allgemein betrauert von seinen zahlreichen Freunden, die ihn seiner gründlichen Kenntnisse und seines redlichen, unbefleckten Charakters wegen sehr schätzten. Der Tod hatte ihn, bei scheinbarem Wohlbestehen, so überfallen, daß er nur noch das Sacrament der letzten Selung empfangen konnte. Der Bischof Heinrich mit dem gesammten Capitel wohnte der Beerdigung bei, so auch eine beträchtliche Anzahl von Civil- und Militärbeamten, die Lehrer der Studienanstalten und zahlreiche Bürger. Ein tief religiöses Gemüth war es vorzüglich, wodurch sich Gerbarding Ansprüche auf allgemeine Achtung erwarb. Von Kindheit

auf daran gewöhnt, in allen Lebensereignissen, die ihn und seine Aelteren trafen, Gottes leitende Vaterhand zu erblicken, ertrug er in späteren Jahren Unglücksfälle mit einem Gleichmüthe und einer Resignation, die ihm nur seine Religiosität einflößen konnte. Seine Humanität und besonders sein Sinn für Wohlthätigkeit offenbarten sich noch das Jahr vor seinem Tode (1842) in einer edelmüthigen Handlung, die eine öffentliche Anzeige mit den Worten zur allgemeinen Kenntniß brachte: „Die beiden ebenso edel, als fromm gesinnten Brüder, Matthäus Gerbarding, Dompfropst zu Passau, und Michael Gerbarding, frei resignirter Pfarrer von Reutern, haben in ihrer Vaterstadt Vilshofen ein Beneficium gegründet, und zu dessen Fundirung ein Capital von 12,000 Fl. angewiesen u.“ Zu Gerbarding's liebenswürdigen Eigenschaften gehörten besonders die sinnliche Liebe zu seinen Aelteren und die Pietät gegen seine Lehrer, an die er sich noch in den letzten Tagen seines Lebens oft dankbar erinnerte. Seine Dienstfertigkeit, Verschwiegenheit und gerechte Anerkennung fremden Wertes erwarben ihm viele Freunde und Gönner. In Dresden, wohin er 1779 mit vielgelobten Empfehlungen gerief war, fand er an dem dortigen Hofe eine höchst wohlwollende und ihm unvergeßliche Aufnahme. Besonders ausgezeichnet ward er von der regierenden Kurfürstin, die ihn mit mehreren werthvollen Gegenständen, unter andern mit einem Miniaturgemälde Clemens XIV. beschenkte, das sie aus des Papstes eigener Hand empfangen hatte.

Innerer lebendig, bis ans Ende seines Lebens, blieb in Gerbarding der Sinn für Wissenschaft, der sich während seines Aufenthalts in Wien auf so überraschende Weise entwickelt hatte. Auch in seinen Schülern suchte er einen gleichen Sinn zu wecken und zu nähren. Geleitet ward ihm durch seine Liebe zur Literatur die Bekanntschaft mit mehreren ausgezeichneten Gelehrten. Zu diesen gehörten unter andern Lessing und Archenholz, mit denen er während ihres Aufenthaltes zu München in nähere Berührung gekommen war. Nicht leicht entging ihm eine neuere literarische Erscheinung, und sein Interesse an solchen Gegenständen zeigte sich oft auf die entscheidendste Weise. Es war in den achtziger Jahren, als Voss seine Uebersetzung der Odyssie vollendet hatte. Materielle Hindernisse stellten sich dem Drucke dieses Wertes entgegen. Kaum hatte Gerbarding, der damals Rector in Amberg war, davon gehört, als er unter den Studirenden eine sehr beträchtliche Zahl von Subscribenten sammelte, die Liste an Voss sandte, und so die Herausgabe des Wertes forderte. Ihm selbst gestattete die ihm nur sparsam gegönnte Ruße wenig Zeit zu literarischen Arbeiten, zu denen er wohl durch seine mannichfachen Kenntnisse befähigt gewesen wäre. Im Auftrage der kurfürstlichen Regierung zu München schrieb Gerbarding, als er dort noch Professor der Poetik war, eine Chrestomathia in usum scholarum boicorum. Sein, Geirolan, oder die sinnliche Erberbierung, ein heroisches Singpiel in zwei Acten (München 1777.) ward in dem kurfürstlichen Schulgebäude zu München mit Beifall aufgeführt. In späteren Jahren schrieb Ger-

hardinger noch eine Oratio pro electione Episcopi coram Capitulo Ecclesiae Catholicae Passaviae habita 13. Decembr. 1796. (Passav. 1796.)¹⁾

(Heinrich Döring.)

GERHARDSBRUNN, ein Dorf mit noch nicht 300 Einwohnern im Königreiche Baiern im Landcommissariate Domburg, merkwürdig dadurch, daß immer der älteste Sohn das Gut erbt, die jüngern Kinder aber nach Empfangnahme ihres Erbtheils nach Amerika auszuwandern. Dadurch wird die Vermehrung der Einwohnerzahl verhindert, der Wohlstand gefördert. Da sich kein Mann eine Frau von Außen holt, gibt es keinen schönen Menschenschlag im Orte, und das schöne Geschlecht ist besonders häßlich. (H. E. Häusler.)

GERHARDT (Marcus Rudolf Balthasar), ein eifriger und geschickter Rechner, geboren zu Leipzig den 4. März 1735. Von seinem Vater, der in Leipzig Credit-Calculator war, in der Kritikmetik und den Handelswissenschaften unterrichtet, studierte er später in seiner Vaterstadt auch die Rechte. Der siebenjährige Krieg hatte das Vermögen der Gerhardt'schen Familie, wie das so vieler andern in Sachsen, gerüttelt, wodurch unser Gerhardt sich gezwungen sah, dem Kaufmannssohne, bei welchem er seit 1761 in Dienst stand, nach Berlin zu folgen; später (1765) wurde er bei der Bank zu Berlin angestellt und starb daselbst als Hauptbank-Buchhalter den 30. Sept. 1805. Auf seinen Reisen im Dienste der Bank hatte Gerhardt einen großen Theil Rußlands und fast alle preussische Provinzen kennen gelernt. Durch Verfolgungen, welche ihm seine Freimüthigkeit zugezogen hatte, war aber seine gewöhnliche Stimmung finster und menschenfeind geworden und sein einziges Vergnügen bestand in Aufsuchung neuer Rechnungsmethoden und in Anlegung von Maß-, Münz- und Gewichtssammlungen. Davon zeugen die von ihm verfaßten Werke, welche man in Meusel's gelehrtem Teutschland und in dem „gelehrten Berlin“ von Valentin Heinrich Schmidt und Daniel Gottlieb Gebhard Rehring verzeichnet findet. Die wichtigsten derselben sind ein „Handlehbuch der teutschen Münz-, Maß- und Gewichtskunde“ (Berlin 1788.), ein Taschenbuch der Rechnungsnutzen sämtlicher Länder, „logarithmische Tafeln für Kaufleute“ (ebend. 1788.), Anleitung zur Berechnung der Wechselcourse (ebend. 1769.), andere den Handel und das Comptoir betreffende Werke und mehrere Ausgaben von Rechenreder's Taschenbuch eines Bankiers und Kaufmanns, wovon seit Gerhardt's Tode wieder mehrere neue Auflagen erschienen sind. Auch sein Sohn

Johann Heinrich Gerhardt, geboren zu Leipzig 1763, war ein geschickter Rechner und Schriftsteller über die Münz-, Maß- und Gewichtskunde. (Gartz.)

GERHARDT, mit dem Vornamen Paul, oder, wie er sich selbst schrieb, Paulus, der berühmte geistliche Lieberdichter der evangelischen Kirche, wurde zu

Gräfenhainichen im damaligen Kurfürstenthum geboren. Sein Vater war der dortige Bürgermeister Christian Gerhardt, über den Nichts weiter gemeldet wird, als daß er am 7. Nov. 1637 gestorben ist; seine Mutter, Dorothea, war am 2. Juli 1582 zu Eisenburg geboren, die älteste Tochter des eilenburger Pfarrers und Superintendenten M. Kaspar Starke (starb den 10. Oct. 1595) und der zweiten Ehefrau desselben, Anne, geb. Döbler, einer Tochter des Hofpredigers Gallus Döbler zu Dresden. Die Ältern Paul Gerhardt's heiratheten sich am 12. Mai 1605 und bewohnten das in Gräfenhainichen auf der sonstigen „langen Gasse“, ichgen „hallschen Straße“ gelegene, in einem alten Schöffregister von 1659 mit Nr. 5, im neuesten Brandversicherungskataster mit Nr. 39 bezeichnete Haus, welches, Privatguthenthum, sich jetzt im Besitze des Fleischermeisters Christian Konrad befindet; hier war es auch, wo ihr Sohn, Paul, geboren wurde¹⁾.

Ueber die erste Lebenshälfte von Paul Gerhardt fehlt es an genaueren, schriftlichen Berichten, selbst die Kirchenbücher seiner Vaterstadt mit ihren kurzen Nachrichten über ihn und seine Angehörigen sind — wie viele andere werthvolle Urkunden — durch einen von schwedischen Soldaten am 11. April 1637 in Gräfenhainichen angerichteten großen Brand vernichtet worden; ebenso wenig gibt es mündliche Ueberlieferungen über ihn, die sich etwa durch seine Nachkommen und Verwandte bis jetzt erhalten hätten. Zwar gibt es noch Nachkommen und Verwandte von Paul Gerhardt; zu Bremen lebte eine Urenkelin von ihm, laut Angabe des dortigen Bürgermeisters Dr. Franz Liebmann, des Herausgebers der zu Bremen 1817 erschienenen „Auswahl aus Gerhardt's Liedern“, in der 81jährigen Katharina Elisabeth Gerhardt, welche, nach ihrer Erklärung, die Tochter eines Advocaten in Oldenburg war; ferner sind Seitenverwandte unseres Dichters in Gräfenhainichen in den Familien Triebel und Böhse vorhanden; ein brauerberechtigter Burger und Weißbäcker Triebel hat sich gegen Ende des 17. Seculi mit Anna Dorothea Gerhardtin und ein Rathschammer Daniel Böhse 1651 mit Agnes Gerhardtin verheirathet. Doch ist es, trotz allen Vermuthungen, nicht gelungen, durch ihre Vermittelung eine nähere, zuverlässige Kunde über Paul Gerhardt zu erlangen. Schon das Jahr seiner Geburt ist der Gegenwart schwer zu entscheidenden Stritten. Die Grundlage für die Berechnung desselben liegt in der Wittilage des General-Intendanten zu Lübben, Gottlob Stölze (vergl. P. Gerhardt's geistliche Andachten von D. Schulz S. IV und Hegel's Symmologische Anekdoten. 2. Bd. St. I. S. 13), daß Paul Gerhardt am 7. Juni 1676 im 70. Jahre seines Lebens gestorben sei, woraus D. Schulz den Schluß gezogen, Paul Gerhardt sei 1606

1) Wir danken diese und mehr folgende Nachrichten der unermüdeten Forschung und freundlichen Theilnahme des um die Errichtung der Paul Gerhardtstiftung besonders verdienten Rathsofficiers und Kammerers Hrn. R. A. Köhne in Gräfenhainichen, der dieselben aus kirchlichen und andern glaubwürdigen Zeugnissen mit großem Fleiße zusammengetragen hat.

2) Vergl. Sossauer katholische Kirchenzeitung. 1843. Nr. 14. Den Reum Retrolog der Teutschen. Jahrgang XXI. I. 2p. S. 119 fg.

geboren, während wir darin eine Bestätigung für die Angabe des Albums der königlich sächsischen Landesschule zu Grimma S. 117 finden, daß Paul Gerhardt am 12. März 1607 geboren sei. Nicht minder schwer zu erledigen ist die Frage, ob Paul Gerhardt Geschwister gehabt hat; denn die Stelle in einem seiner Lieder¹⁾: „Zur Welt muß ich hinaus; der Himmel ist mein Haus, da in der Engel Scharen mein Vatern und Vorfahren, auch Schwärmern, Freund und Brüder jetzt singen ihre Lieder,“ läßt sich ebenso wol auf bloß geistig Verwandte, als auf Blutsverwandte und Geschwister beziehen. Unter den Verhältnissen und verwandtschaftlichen Beziehungen, unter denen Paul Gerhardt sich entwickelte, ist es nicht unwahrscheinlich, daß er schon an der Wiege von seinen Vatern mit dem frommen Bunsche begrüßt wurde, er möge dereinst ein würdiger Arbeiter im Dienste der evangelischen Kirche werden, und daß mit Rücksicht hierauf und um ihn an das Vorbild des Apostels zu erinnern, er den Vornamen Paulus bekommen habe; indessen urkundlich läßt sich dieses ebenso wenig nachweisen, als die Angabe, daß er nach hinreichender Vorbereitung durch den Elementarunterricht bei den Lehrern seiner Vaterstadt zu seiner weiteren Ausbildung die Fürstenschule St. Augustin in Grimma, vielleicht mit Benutzung der, seit der Theilung des Königreichs Sachsen 1815 von Grimma nach Schulpforta verlegten, gräflichinlicher Preßelle besucht und nach Beendigung seiner Schulstudien sich auf die Universität zu Wittenberg begeben habe; denn obgleich das sich aus wittenberger Universitätsacten nachweisen läßt, daß er am 2. Jan. 1628 zu Wittenberg als Theologie-Studirender immatriculiert worden, so ist doch darüber, wo Paul Gerhardt vor seinem Uebergange zum akademischen Studium gelebt habe, ebenso wenig ein sicheres Datum vorhanden, als über seinen Aufenthaltsort nach Beendigung desselben und den Eintritt in den Candidatenstand.

Was nun die zwar minder dunkeln, aber nicht ganz sichern Umstände seines Lebens bis zum Jahre 1651 anbelangt, so ist der Grund, warum Paul Gerhardt bei allem seinem Fleiße und Streben doch erst spät auf die Universität gelangt ist, erst sehr spät die Früchte seiner Sangesgabe zu reifen begonnen haben, im Anfange aber ihrer Anzahl nach noch sehr kärglich ausgefallen sind, gewiß nur in den traurigen Verhältnissen seiner Zeit und seines äußern Lebens, das den Stürmen des 30jährigen Krieges vom Jahre 1631 an vielleicht in offenkundiger Weise ausgesetzt war, und in nichts Anderem zu suchen, da wir wol annehmen dürfen, daß Paul Gerhardt in seinen Leiden viel mehr, als uns bekannt geworden, gebetet und gesungen, daß aber seine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, alle seine Dichtungen zu veröffentlichen, für unratksam erachtet habe. So kann es uns nicht Wunder nehmen, daß vor dem Jahre 1649 kein einziges seiner Lieder öffentlich erscheint, in diesem Jahre

aber nur drei, noch dazu zwar unter seinem Namen, aber von einem Andern, dem Cantor und Musikdirector an der Nicolaiskirche zu Berlin, Johann Crüger²⁾, unter dem Titel: „Christliche Kirchen-Melodien,“ zu Leipzig herausgegeben werden. Es sind diese Lieder 1) das bekannte schöne Morgenlied, das nach einer völlig unbegründeten Sage von Paul Gerhardt nach einer in Gemüthsunruhe durchwachten Nacht am Hauptaltare in der Kirche zu Lübben gedichtet sein soll:

„Wach auf, mein Herz, und sing.“

2) Das Osterlied:

„Auf, auf, mein Herz mit Freuden.“

3) Das nach dem 121. Psalm verfaßte Lied:

„34 erhebe, Herr, zu dir.“

Wenn nach Veröffentlichung dieser Lieder wieder vier Jahre vergehen, ehe mehr unter diesem Namen Paul Gerhardt's, namentlich durch das 1653 erschienene berliner Gesangbuch, bekannt werden, so dürfen wir doch aus dem Inhalte einiger dieser Gesänge auf eine frühe Entstehungszeit derselben schließen und erkennen, wie er sich den Eingebungen und Anregungen seines dichterischen Geistes zwar nicht entzogen, dieselben aber während des Passengetriebes nur selten versüßt und ihnen nur in denjenigen Stunden einen Ausdruck gewährt habe, welche ihn nicht zu wichtigern Arbeiten und Pflichten hinderten. Aus seinem Candidatenstande und aus der Zeit, wo er noch durch feinerliche äußere Verhältnisse beengt war, haben wir nicht eben viele, aber überaus ansprechende und ergreifende Beweise einerseits davon, wie er sich angebahnt auf den Flügeln des Gesanges mit wahrhaftem Dichtergenie erhob, andererseits davon, wie er alle die Leiden lebendig im Herzen trug, welche damals über sein Vaterland ergingen und für seine christlichen Volksgenossen vom Himmel den lindenden Balsam holte, um ihre Wunden zu heilen. Zu den Liedern, welche Begebenheiten besingen, die vor 1651 eintraten, deren Ursprung daher ohne Zweifel vor dieses Jahr zu setzen ist, gehören 1) der Neujahrsgefang, der seinem 10. Verse nach:

Schleus zu die Zammerforten,
Und laß an allen Orten
Auf so viel Wäntergräben
Die Friedensströme fließen,

nach während des 30jährigen Krieges verfaßt sein muß³⁾.

2) Das Adventlied, dessen erster Vers:

Die Zeit ist nunmehr nah,
Herr Jesu, du bist da:
Die Zeichen, die den Leuten
Dein' Ankunft sollen deuten,
Die find, wie wir gesehen,
In großer Zahl gesehen.

unstreitig ebenfalls auf den 30jährigen Krieg deutet⁴⁾.

3) Das Pfingstlied, das ebenfalls Bezug auf den 30jährigen Krieg hat und zwischen dessen 8. und 9.

3) Rühret über diesen Mann theilt Eung, Geschichte des evangelischen Kirchenliedes (Leipzig 1855) S. 622 mit. 4) Lied 58. 5) Lied 60.

2) Vergl. den 15. Vers des 67. Liedes der geistlichen Andachten Paul Gerhardt's, wie sie von D. Schulz und Langbecker herausgegeben sind, nach deren Ausgabe wir hier seiner Liedernummern citiren werden.

Versie bei Feustking sich vier andere Verse finden, welche der Drangsale des 30jährigen Krieges in einer ergreifenden Weise gedenken").

4) Das Klage- und Bußlied, das auch an die Schrecken des 30jährigen Krieges erinnert").

5) Das Danklied für die Verkündigung des Friedens, welches beim Abflusse des westfälischen Friedens 1648 verfaßt sein muß, aber sich erst im dreßdener Gesangbuche von 1656 gedruckt findet").

6) Das Psalmsied, das mit sichtbarer Beziehung auf die Drangsale des 30jährigen Krieges verfaßt ist").

Fügt man zu den angeführten neun Liedern noch die 27 hinzu, welche mit den eben unter Nr. 1. 2. 3. 4. u. 6 erwähnten schon im Berliner Gesangbuche von 1653 gedruckt erschienen sind, von denen namentlich die neun ersten auf einen sehr frühen Ursprung schließen lassen, so sieht man deutlich, daß er seinem poetischen Drange gegenüber sich nicht träge erwiesen, ihm aber nur in recht geistlicher Weise entsprochen habe. Es sind dies folgende Lieder:

1) Das christliche Freudenlied:

„Warum sollt' ich mich denn grämen!“

2) Das Danklied für gute Krebsgesundheit:

„Wer wohl auf ist und gesund.“

3) Der Buß- und Betgefang:

„O Herrscher in dem Himmelstelt.“

4) Das Danklied für einen gnädigen Sonnenschein:

„Nun ist der Regen hin.“

5) Der Trostgefang:

„Mein Gott, ich habe nie.“

6) Der Adventsgefang:

„Wie soll ich dich empfangen?“

7) Das Abendslied:

„Nun ruhen alle Wälder.“

8) Das Lied:

„Zweierlei bitt' ich von dir.“

9) Der Lobgefang:

„Ich singe dir mit Herz und Mund.“

10) Das Lied von der christlichen Zufriedenheit:

„Nicht so traurig, nicht so sehr.“

11) Der Trostgefang in Schwermuth:

„Schwing' dich auf zu deinem Gott.“

12) Das Lied:

„Was Gott gesüßt, mein frommes Kind.“

13) Das Lied von der christlichen Ergebung:

„Ich hab' in Gottes Herz und Sinn.“

14) Das Lied:

„Ist Ephraim nicht meine Kron.“

15) Der Adventsgefang:

„Warum willst du draußen stehn.“

16) Das Lied von der Beschneidung Christi:

„Warum machst solche Schmerzen.“

17) Der Trostgefang:

„Mein Gott, ich habe nie.“

18) Das Passionslied:

„O Welt, steh' hier dein Leben.“

19) Das Leiden Christi:

„O Mensch, beweine deine Sünd.“

20) Der Pfingstgefang:

„O du allerhöchste Freude.“

21) Der Morgengefang:

„Lobet den Herrn, lobet den Herrn.“

22) Das Trostlied von der Buße:

„Weg, mein Herz, mit dem Gedanken.“

23) Das Psalmsied:

„Wehl dem, der den Herren spricht.“

24) Betgefang vom Unglück:

„Nach dir, o Herr, verlange mich.“

25) Das Psalmsied:

„Gott ist mein Licht, der Herr mein Heil.“

26) Das Psalmsied:

„Du, meine Seele, singe.“

27) Das Danklied:

„Nun danket AL' und bringet Ehr.“

Mit dem Jahre 1631 sichtet sich endlich das Dunkel, in welches bis dahin der Aufenthalt und das herausmäßige Wirken Paul Gerhards gehüllt ist; damals finden wir ihn zu Berlin im Hause des kurfürstlich-brandenburgischen Kammergerichtsadvocaten Andreas Werthold als Lehrer und Erzieher von dessen Kindern, und wie das Schreiben, welches diese Nachricht über ihn bringt, weiter mittheilt, so hat sich „der ehrenfestste, vorachtbare und wohlgelehrte S. S. Theolog. Candidatus, P. Gerhardt, dem Berliner Ministerium in der Weise bekannt gemacht, daß er seines Fleißes und seiner Erudition, seines guten Geistes und seiner ungeschätzten Lehre, seines friedliebenden Gemüthes und christlich untadelhaften Lebenswandels wegen bei Hohen und Niedern lieb und werth gehalten und von ihnen allezeit das Zeugniß erhalten werde, daß er zu vielen Malen mit seinen von Gott empfangenen Gaben um ihre Kirche sich wohlverdient gemacht habe.“ — Hiernach muß sich Paul Gerhardt schon längere Zeit in Berlin, und zwar im erwähnten Hause von Werthold, aufgehalten, auch fleißig gepredigt haben; bei seiner strengen Gewissenhaftigkeit dürfen wir voraussetzen, daß er sich ohne alle Beinträchtigung seiner Erzieherpflichten, ja im Gegentheile mit umfassender Erfüllung derselben und mit Segen für sie gethan, und nicht bloß den Religionsunterricht seiner Zöglinge (mehrere Knaben und vielleicht einer Tochter), sondern überhaupt jede Unterweisung zum Heile und Nutzen derselben ins Werk gesetzt hat. Wir dürfen aus verschiedenen Gründen annehmen, daß er Geist und Herz seiner Zöglinge an sich gefesselt und es verstanden habe, ihre Erziehung und Bildung den Anforderungen ihrer Verhältnisse und seiner Zeit gemäß zu gestalten und zu fördern. Um nur einen, aber sprechenden, Beweis dafür anzuführen, daß er ihnen

seine geistlichen und geistigen Schätze reichlich mitgetheilt, und obwohl in seinem Innern oft von Schernmuth — namentlich in diesen Jahren — heimgeheuchelt, doch immer aus ihr erhaben, der zweckmäßigsten und treuesten Ausübung seiner Obliegenheiten sich bekümmert habe, so können wir freilich ihr eigenes Zeugniß nicht beibringen, da sie, der Grabschrift ihrer Schwesler, der nachmaligen Gattin Paul Gerhardt's, zufolge frühe verstorben sein müssen, dagegen haben ihre Aeltern ein unzweideutiges Zeugniß über seine Verdienste um ihre Kinder dadurch ausgestellt, daß sie einige Jahre später ihre freudige Zustimmung zu der ehelichen Verbindung ihrer Tochter mit ihm gaben und, wie das vorher angeführte Schreiben beweist, Berthold auf die Nachfrage nach Paul Gerhardt's Würdigkeit zur Uebnahme eines bedeutenden geistlichen Amtes sich sehr vorthellhaft über ihn äußerte. Das hier erwähnte Schreiben mit seinem Paul Gerhardt zu ehren- den Inhalte rührt von dem berliner Ministerium her, an welches der Magistrat zu Mittenwalde nach dem am 13. März 1651 erfolgten Tode des dortigen Propstes, Kaspar Gede, das Geschäft gerichtet hatte, ihm einen für die erledigte Stelle geeigneten, tüchtigen Mann vorzuschlagen; das Ministerium empfahl nun eben Paul Gerhardt für diese Stelle (vergl. Küster's Alt- u. Neues Berlin. 2. Th. S. 1014). In Folge dieses Schreibens brief denn auch der Magistrat zu Mittenwalde den ihm so gut empfohlenen Candidaten zum Propste selbst, und Paul Gerhardt folgte dem Rufe gegen Ende des Jahres 1651; vorher wurde er, nach damaliger Sitte, wahrscheinlich in der Sacristei der St. Nikolai-Kirche zu Berlin, in Bezug auf seinen Glauben examiniert und hierauf ordinirt; in das Ordinationsbuch, welches von dem an dieser Kirche angestellten P. Köhner unter dem Titel:

Catalogus Ordinandorum et ad Normam orthodoxae fidei pygms Lutheranae, in Scriptura a. a. pura; et invariata Augustana Confessione; Formula Concordiae; Articulis Smalcaldicis, aliisque Sincera libris symbolica comprehensione jussu et permissione Serenissimi Electoris Brandenburg. Un. Nostri Clementissimi, per Consistorium Electorale, a Reverendo (Berolinensi et Coloniensi) Ministerio Equivalente Examinatorum et sincera Javentura in si fidem pro Fide, manu et mente subscripserunt.

angefügt worden, schrieb er Folgendes als seine Selbstverpflichtung zum treuen Glauben und Lehren nach den Lutherischen Symbolen ein:

In nomine sacrosanctae et Individuae Trinitatis Amen.

Doctrinam in Aug. Confessione prima illa minimeque mutata, Ejusdem Apologia, Articulis Smalcaldicis, utroque B. Lutheri Catechismo, Formula item Concordiae comprehensionem, Apertissimis juxta ac solidissimis Prophetici et Apostolici scripturae niti fundamentis, Meque in Ea ad finem usque vitae meae Dei juvante gratia constanter perseverantur confiteor atque promitto.

Paulus Gerhardus
Vocatus Praepositus
Reclinae Mittenwaldensis
Ipso Ordinationis meae die
18. Nov. Ann. 1651.

Diese seine feste Anstellung hatte sich vermuthlich wegen der traurigen Verhältnisse und der durch den 30jährigen Krieg angerichteten Verwüstung sehr verzögert, um so freudiger übernahm er sie und erfüllte die ihm durch dieselbe gebotenen Pflichten auf das Gewissenhafteste, wie denn das von ihm oem 1. Jan. 1652 bis zum 31. Dec. 1656 überaus sorgfältig geführte Kirchenbuch seiner Gemeinde dafür spricht, daß er seines Amtes auch nach dieser Seite hin treulich gewartet habe. Sein Gemüth sollte indessen bald allerlei Betrübnisse kennen lernen, welche ihm theils sein amtliches, theils häusliches Leben bald von dieser, bald von jener Seite her brachte, sodaß wir in diesen Jahren die Entschlung nicht bloß aller derjenigen Lieber, welche im dresdener Gesangbuche von 1636 zum ersten Male gedruckt erschienen sind, nämlich:

- 1) Das Frauenlob: „Ein Weib, das Gott den Herrn liebt.“
- 2) Der Weihnachtsgesang: „O Jesu Christ.“
- 3) Der Weihnachtsgesang: „Wir singen dir, Immanuel.“
- 4) Der Weihnachtsgesang: „Fröhlich soll mein Herze springen.“
- 5) Das Weihnachtsspiel: „34 Stch' an deiner Krippe hier.“
- 6) Das 53. Cap. des Jesajas: „Siehe, mein geliebter Knecht.“
- 7) Der 116. Psalm: „Das ist mir lieb, daß Gott mein Hert.“
- 8) Sirach's Gebetlein: „O Gott, mein Schöpfer, elter Rüst.“

sondern gewiß noch von manchen andern Liedern zu suchen haben, da er durch sein neues Amt bei seinem Wunsche, die Geschäfte desselben mit allen ihm verlihenen Gaben aufs Beste zu vollbringen, mannichfache Anregung zur Entfaltung seiner Dichtergabe erhielt, wie wir z. B. an einem Liede, welches einer am 17. Mai 1655 gehaltenen Leichenpredigt angehängt ist und mit den Worten beginnt: „Herr, dir trau' ich all' mein' Tage,“ nachweisen können. Was seine Lage um diese Zeit zu einer vielfach peinlichen gestaltete, war einmal das geringe Einkommen, welches seine Stelle unter den traurigen Verhältnissen gewährte, ein Umstand, der ihn vielfach abgehalten hat, sich bald nach Uebnahme seines Amtes zu verheirathen, zum Andern und noch viel mehr der geringe Einklang, in den er sich mit seinem Collegen, dem bei Besetzung der Propststelle obengenannten Rammergerichtsadvocaten Berthold und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Hortleder, durch den Propst M. Petrus Wehr im Hause seiner Schwiegerältern getraut worden. Sein

Am Sonntag Septuagesimae (den 11. Febr. 1655) nämlich war er mit Jungfrau Anna Maria, der am 19. Mai 1622 gebornen Tochter des obengenannten Rammergerichtsadvocaten Berthold und seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Hortleder, durch den Propst M. Petrus Wehr im Hause seiner Schwiegerältern getraut worden. Sein

Verlangen, eine Seele zu besitzen, der er sein Innerstes mittheilen und an deren Theilnahme er sich erquickten konnte, war also befriedigt, die Freude, die er darüber empfand, stieg noch durch die zu Berlin, wohin sie gerückt war, am 19. Mai 1656 erfolgte Entbindung seiner Gattin von einer Tochter. Aber das Kind, welches nach der zu seinem Gedächtnisse in der Kirche zu Mittenwalde sonst unter der Orgel, jetzt zur Linken des Altars aufgehängten schwarzen Tafel Marie Elisabeth hieß, starb schon den 14. Jan. 1657.

Unter diesen Umständen war für Paul Gerhardt eine Veränderung seiner Lage sehr wünschenswerth; er sah es daher für eine gnädige Schickung Gottes an, als sich ihm eine günstige Gelegenheit darbot, seine amtliche Stellung zu Mittenwalde mit einer andern zu vertauschen, indem er, ehe noch ein halbes Jahr nach dem Tode seines Kindes verfloßen war, von der Vaterstadt seiner Gattin, von Berlin, den Ruf zur Uebernahme eines erldichten geistlichen Amtes erhielt. An der St. Nicolaiskirche daselbst war nämlich der Propst P. Vehr, am 10. Oct. 1656, gestorben, in seine Stelle der Archidiaconus, Georg Elius, und in die des Leiters der Diaconus, Elias Sigismund Reinhardt, vorgezogen; das dadurch vacant gewordene Diaconat trug nun der Magistrat der Stadt im Mai 1657 Paul Gerhardt'en zur Uebernahme an. Das Schreiben, das er auf diesen Antrag an den Magistrat zu Berlin richtete, lautet folgendermaßen:

„Weßt Ebre Weste, Großachtbare, Hoch- Unndt wohlgelehrte, Hoch- Unndt wohlwisse.

Insunderst Großgünstige Hochgeehrte Herren, Denen selbst seindt mir andächtiges Gebeth Unndt willigste Dienste stets ZuVer, Unndt habe meiner Hochgeehrten Herren an mir abgelassenes schreiben, in welchem Sie meine Wenige Person zum Diacono Ihrer St. Nicolaiskirchen weihen, von H. Martin Richtern ich heutt 8 Tage wohl erhalten.

Wen ich denn nach fleißiger anrufung des Nahmens Gottes Unndt reisser erweigung der so einhelliglich auf mich gefallen vortomm so Viel abnehme, das der liebe Gott in diesem Werke seine sonderbare Schickung Unndt Regierung habe, Als will mir nicht anstehen, diesem großen Unndt Allgewaltigen Herrn zu widerstreben. Nehme derweigen oberrührte vocation im Nahmen Gottes, wie sie von meinen Hochgeehrten Herren mir zugesendet worden, auf Unndt an, der Christlichen Hoffnung Unndt ZuVersicht, das fromme Herzen mit dem ernstigen Gebethe mir zu Hülfe kommen, Unndt das durch solch ein geringes Organon, wie ich auch erkenne, seine heilige Gemeine wohlgebauet werden möge, fleißig zu Gott werden fleißig heissen.

Der Terminus, so mir zu meinem Anzuge gesetzet, will mir zwar Meiner noch obliegenden Ambtsgeschäfte Unndt überhandt Haushaltungs Verrichtungen halber fast Zu kurz Unndt geschwinde fallen, Jedemoch werde Meiner Hochgeehrten Herren belieben auch in Diesem

mich zu conformiren, ich meinem besten Vermögen nach mir anlegen sein lassen.

Wesche Dieselben hiemit Göttlicher treuer obacht, Unndt verbleibe.

Meiner Großgünstigen, Hochgeehrten Herren
getheils und dienstwilligster

Mittenwalde, Paulus Gerhardt,
den 4. Junii Ann. 1657. jetziger Zeit Propst daselbst.“

Schon im Monat Juli 1657 sehen wir Paul Gerhardt in Berlin sein neues Amt vorwalten, indem er laut des Kirchenbuchs der St. Kirchengemeinde am 22. dieses Monats daselbst die erste Taufe verrichtete. Wahrscheinlich hat er die Taufbahn, die ihm jetzt geöffnet war, mit Erwartungen von einer mehr heitern als trüben Zukunft angetreten. Diese Erwartungen sollten sich indessen nicht erfüllen; eine Zukunft war ihm beschieden, die beidem mehr Leiden als Freuden brachte. In den ersten Jahren seines neuen Aufenthalts zu Berlin war es besonders das häusliche Leben, in welchem er mit herben Schickungen heimgesucht wurde; denn die frohe Hoffnung, die ihm gebohrnen Kinder groß zu ziehen, schien sich beinahe nie zu verwirklichen; eine am 15. Jan. 1658 getaupte Tochter, Anna Katharina, verlor er am 25. März 1659 wieder durch den Tod, ein gleiches Schicksal hatte er mit einem Sohne, Andreas, seinem dritten Kinde, der wahrscheinlich bald nach der Geburt und darauf erhaltener Nothtaufe starb; nur der im J. 1662 gebohrne und am 25. Aug. jenes Jahres Paul Friedrich getaupte Sohn überlebte seine Väter, während ein fünftes Kind, Andreas Christian, im Februar 1665 gebohrnen, ihnen wieder im September 1665 genommen ward. Kaum waren diese schweren Prüfungen vorüber, so traten neue anderer Art für Paul Gerhardt ein, Beunruhigungen nämlich in seinem amtlichen Leben. Die Ursache hiezu gaben Ansehrungen, die von Außen an ihn gesandt wurden und mit den Ansehrungen seines Gewissens im Widerspruche zu sein schienen, indem sie nach seinem Dasürhalten ein Zuwiderhandeln gegen die mit seinem Amte übernommenen Verpflichtungen verlangten. Von seinem Landesherren gingen diese Ansehrungen aus und so streng waren dieselben gestellt, das diejenigen, die sich gegen dieselben ungehorsam bewiesen, sofortigen Verlust ihres Amtes gewärtigen mußten. Die Lutherischen Geistlichen, an die sie gerichtet waren, auch Paul Gerhardt, thaten das Mögliche, um die Zurücknahme derselben zu bewirken und die sie bedrohende schwere Trübsal auf diese Weise abzuwenden; aber umsonst. Wir müssen, um die Ereignisse, von denen es sich hier handelt, in ihrem Zusammenhang erscheinen zu lassen, etwas weit ausholen.

In den brandenburgischen Landen hatte sich der evangelisch-protestantische Lehrbegriff, seitdem der Kurfürst Joachim II. (von 1535 — 1571) durch den am 1. Nov. 1539 öffentlich gefeierten Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt dazu bekannte, unter den verschiedenen Beroohnern derselben weiter verbreitet, so das sich unter Laien und Geistlichen zahlreiche Be-

kenner und Anhänger der von Luther und seinen Freunden ausgesprochenen Glaubenssätze befanden. Mit der Hochhaltung dieser Glaubenslehren hatte sich aber bald auch eine Geringschätzung der Lehren Zwingli's und Calvin's, der beiden Häupter der Reformierten, eingefunden, diese Geringschätzung ging in Haß und feindselige Handlungen gegen die Freunde und Vertheidiger der Reformierten über, sobald gegen sie von Seiten der Regierung der brandenburgischen Lande strenge und hart verfahren wurde. Unter dem Kurfürsten Joachim II. fand ein solches Verfahren statt; nicht bloß wurde in den Buchhandlungen von Zeit zu Zeit nachgeforscht, ob sich wo die Schrift eines Reformierten vorfinde; auch die Buchhändler mußten sich eidlich verpflichten, Nichts Calvinisches drucken zu lassen. Sein Sohn und Nachfolger, Johann Georg (1571—1598), ergriff zwar schon mildere Maßregeln, um die oft recht anstößigen Belästigungen und Streitigkeiten zwischen den mehr zu den Reformierten und den mehr zu den Lutherischen sich hinneigenden Geistlichen zu verhüten und den weitem sich daraus ergebenden Folgen vorzubeugen; allein daß er doch nicht ganz unparteiisch dastand und zu den Lutheranern sich weit mehr mehr als zu den Reformierten neigte, schien eine Maßregel desselben zu klar anzudeuten, als daß sie die Kampfeslust der ersten wie der letztern nicht erregt hätte. Aus der dogmatischen Richtung seines Zeitalters nämlich und aus der Meinung, daß den religiösen Verschuldungen am sichersten ein Ende gemacht würde, wenn man ein wissenschaftlich genau zerlegertes Glaubensbekenntniß verfaßte, welches alle bisher dem Streite unterworfenen Lehren durch feste Formulirung ihres Inhaltes dem Angriffe entzöge, war unter der Beihilfe angesehener Kirchenlehrer 1577 das unter dem Namen der „Concordienformel“ bekannte Werk entstanden, welches, wie der Name anzeigt, dazu dienen sollte, diejenigen unter einander zu vereinigen, die im Princip der reformatorischen Thätigkeit Luther's, nicht aber in den unter Anwendung dieses Princip's gewonnenen Resultaten übereinstimmten. Viele Reichthümer, unter ihnen auch Kurfürst Johann Georg, nahmen für sich und ihre Länder die Concordienformel an und bestimmten, nachdem dieselbe mit den alten öumenischen Glaubensbekenntnissen, der unveränderten augsbургischen Confession und Apologie, den schmalcaldischen Artikeln und Luther's Katechismen zum „Concordienbuche“ zusammengefaßt war, daß die Lutherischen Geistlichen auf dasselbe als die Richtschnur ihres Lehrens bei ihrer Anstellung eidlich verpflichtet würden. So gut gemeint diese Maßregel aber auch war, indem sie dem Bedürfnisse einer noch nicht zur Ruhe gekommenen Bewegung des religiösen Geistes von Innen heraus Befriedigung gewähren wollte, so wenig vermochte sie dem Schicksale aller ähnlichen Unternehmungen zu entgehen, nämlich mannichfaltigen Widerspruch und Kampf zu erregen. Der Zabel, den sie erfuhr, betraf zwar zunächst weniger sie selbst, als die Art, in der sie geltend gemacht wurde, dauerte daher auch fort, so lange sie in ihren Ansprüchen verharrete, und wurde um so heftiger, je entschledener

diesjenigen austraten, welche dieselben nach allen Seiten vertheidigten. Solche Vertheidiger fanden sich nun überwiegend in der Geistlichkeit und den Landständen nicht bloß Pommerns und Sachsens, sondern auch der Mark Brandenburg, so daß der Kurfürst Joachim Friedrich (von 1598—1608), der ziemlich milde gegen die Reformierten gesinnt war, diese Genugthuung vorzüglich verbergen mußte, wenn er nicht die feindseligste Zwietracht zwischen Lutherischen und Reformierten entzünden wollte, die auch alsbald zum Ausbruche kam, als sein Sohn und Nachfolger, Johann Sigismund (1608—1619), die Vorsicht seines Vaters verließ und öffentlich am 25. Dec. 1613 seinen Uebertritt zum Glaubensbekenntnisse der Reformierten erklärte, nachdem er acht Tage vorher sämtliche Prediger Berlins und Göllns nebst seinen geheimen Räten bei sich versammelt, ihnen sein Vorhaben kund gegeben und bei höchster Ungnade alles Verfeuern der Reformierten unterlag hatte. Ohne und in eine Erörterung der Beweggründe zu diesem Schritte des Kurfürsten einzulassen, so spricht die Behauptung einiger seiner Zeitgenossen, daß politische Rücksichten allein oder vorzugsweise denselben herbeigeführt hätten“), dafür entschieden, daß derselbe die Lutheraner im hohen Grade erbittert hat. Es zeigte sich das auch alsbald durch die in Schriften und Reden, selbst an heiliger Stätte laut werdenden Schmähungen, welche die Reformierten als Zeugen der Heiligkeit Gottes (wegen ihrer Lehre von der Prädestination) und als Vertreter der Gottmenslichkeit Christi (wegen der Calvinischen Abendmahlslehre) verdamnten, und in geschäftigen Bemerkungen über den Uebertritt des Kurfürsten zum Calvinismus sich ergingen. Das ungebildete Volk wurde dadurch überaus beunruhigt und oft zu gewaltthätigen Handlungen gegen die Reformierten verleitet, der Kurfürst aber genöthigt, am 24. Febr. 1614 ein Edict zu erlassen, in welchem „allen Geistlichen gute Bescheidenheit und Moderation auf den Kanzeln und sonstigen, Ernsth, Verwirrung der Gewissen und Benachtheiligung der Kirchen zu verhüten, die Schrift Alten und Neuen Testaments aber unverfälscht, wie sie in der Augsburgischen, verbesserten Confession und deren Apologie enthalten sei, vorzutragen“ bei schwerer Wundung geboten wurde. Es gelang indessen Johann Sigismund sehr wenig durch Strenge gegen die lauteften und unschuldigen Eiferer unter den Lutherischen, den Dompfropf Sim. Gebide und den Archidiaconus Wülich an der St. Petrifirche, welche Beide ihrer Aemter verlustig gingen, den äußeren Feinden unter seinen Unterthanen wieder herzustellen, vielmehr trat das Gegentheil ein: er hobten Maße ein, welches seiner sanften Gemüthsart sehr wenig zusagte. Daher versuchte er, da er die Annahme des reformierten Bekenntnisses und die unzerzogene Vernehrung der bis dahin ziemlich kleinen Anzahl seiner einheimischen Glaubensgenossen (das erste Mal genossen mit ihm nur 55, das zweite

10) Beral. Dan. Heinr. Berings's Historische Nachrichten von dem ersten Anfange der mangelhaft reformierten Kirche in Brandenburg und Preußen unter Johann Sigismund (Jahre 1778.) S. 38.

Nal 74 Personen das heilige Abendmahl nach reformirtem Ritus) wünschte, ein gütliches Mittel, um seine Unterthanen zur Duldsamkeit gegen die Reformirten und zur Ueberzeugung zu bringen, daß in dem Lehrbegriffe derselben die evangelische Wahrheit einen angemessenen Ausdruck erhalten und zu ihrem vollen Rechte gekommen sei. Als ein solches Mittel erschien ihm ein Zwiegespräch der Lutherischen und Reformirten über die zwischen ihnen obwaltenden Streitpunkte und deren Bedeutung. Am 21. Juni 1614 schrieb er daher ein Colloquium aus, in welchem man sich unter alleiniger Auctorität der heiligen Schrift alten und neuen Testaments vor allen andern über den Artikel von der mündlichen Geniehung des natürlichen, wesentlichen Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl, als dem Stützpunkte anderer streitiger Lehren, unterreden und wo möglich vereinigen sollte. Zum Orte der Versammlung war der große Saal im kurfürstlichen Schlosse bestimmt, zur Theilnahme an derselben wurden die Prediger der St. Nicolai-, der St. Marien- und der St. Petrikirchen eingeladen, ihnen jedoch freigestellt, so viele Prediger, als sie wollten, aus den kurfürstlichen Landen zuzuziehen. Nach Ertheilung mehrerer Einwendungen gegen die Ausführung des Zwiesgesprächs wurde dasselbe am 3. Oct. 1614 durch den Kanzler Dr. Brüdmann mit einer Erklärung über die Absichten, welche der Kurfürst in Betreff dieses Colloquiums habe, mit Hineinweisung auf die Nothwendigkeit einer freundlichen Verständigung und mit einer Ermahnung an die streitenden Theile zu brüderlicher Liebe und Duldsamkeit gegen einander eröffnet. Da jedoch die Lutherischen Geistlichen nach einer kurzen Berathung wiederholtlich um Einstellung des Colloquiums baten, gab der Kurfürst dem geschehenen Bitten nach und ließ die Sitzung aussetzen, vorher aber die Geistlichen durch Handschlag versprechen, daß sie dem erlassenen Edicte nachkommen und sich alles Tumultuierens, Pölkens und Spottens enthalten wollten. Eine neue Thatsache regte indessen bald von Neuem die Gemüther der Lutherisirkgesinnten auf und führte in der Hauptstadt Störungen herbei, die aller geistlichen Ordnung zuwider waren, einen ziemlich ernsthaften Charakter annahmen und dem Markgrafen, Johann Georg, dem Bruder des Kurfürsten, leicht hätten das Leben kosten können, wie denn dieser, sowie manche andere Bewohner der Stadt in ihrer Stellung bitter gekränkt und an ihrer Gesundheit freventlich beschädigt wurden. Am 30. März 1615 nämlich ließ der genannte Markgraf im Auftrage des abwesenden Kurfürsten aus der Domkirche zu Berlin alle Zierathen und allen Schmuck, welcher nur irgend an die päpstliche Zeit erinnern konnte, vornehmlich die beiden Altäre innerhalb und außerhalb des Chors mit den Crucifixen und Bildern und den Lauffeinen entfernen und statt dessen einen einfachen Tisch in den Chor stellen. Dies brachte den Kaplan zu St. Peter (P. Stuler) in solche Aufregung, daß er am nächstfolgenden Sonntage gegen diese Handlung predigte, und dabei den Kurfürsten und seinen Bruder in ungemießer Rede tadelte. Den andern Tag entwich der Kaplan aus Furcht vor Be-

strafung, seine Frau verbreitete darüber allerlei unnahre Nachrichten, in Folge davon entstand eine Zusammenrottung von vielen hundert Menschen, die sich tobend vor die Häuser der beiden reformirten Spieprediger, Küffel und Hinde, begaben und einen solchen Anflug verübten, daß die bewaffnete Macht, der Markgraf an der Spitze, dagegen einschreiten mußte und die Ordnung nicht ohne Blutvergießen wieder herstellen konnte. Die Erneuerung dieser Unruhen wurde durch die Sanftmuth des Kurfürsten verhindert, welcher am andern Tage von seiner Reise zurückgekommen war, und über die Anstifter des natürlichen Aufruhrs zwar scharfe Untersuchung, aber keine Strafe verhängte; selbst in Betreff des Kaplans Stuler, welcher wieder in die Stadt zurückgekehrt war und am grünen Donnerstage wie am Pfingsttage mit der größten Wuth von der Kanzel auf die Reformirten schmähte, verlangte er Nichts weiter, als daß ihm, Bier zu schenken und Gäste zu setzen, unterlag werden sollte. Dieser Sanftmuth und Selbstverleugnung blieb Johann Sigismund getreu: er hielt sein Versprechen, das Gewissen keines seiner Unterthanen zu beschiden und ihre Glaubensfreiheit auf keine Weise zu beschränken, auch, als im J. 1616 in Berlin der Streit über die Taufbeschränkung bei der Taufe der Kinder ausbrach; es begegnete dem Kurfürsten, daß ein Diakonus Johann Rave, den er hatte ersuchen lassen, bei einer Taufe, welcher er (der Kurfürst) beizuhören wollte, die von den Reformirten abgefaßte Beschränkungsformel wegzulassen, seinem Erclanden seine Folge leistete; der Kurfürst machte ihm darüber weiter keinen Vorwurf, noch ließ er ihn sonst deshalb eine landesherrliche Ungnade erfahren. Aber alle Beweise von Mäßigung und unparteiischer Behandlung der Lutherischen wie reformirten Glaubensgenossen, die Johann Sigismund und sein Sohn und Nachfolger, der gutmüthige, friedliebende Kurfürst Georg Wilhelm, (von 1619—1640) gaben, vermochten nicht die Zwiethracht der Glaubenspartien aufzuheben, deren äußeren Ausbruch nur die Noth und die Gefahr des 30jährigen Krieges verhinderte, in Folge dessen nach dem 1629 erschienenen kaiserlichen Restitutionsedict sogar eine Art von Vereinigung, nicht bloß reformirter und Lutherischer Fürsten, sondern auch gleichgesinnter Theologen zu Leipzig am 23. März 1631 stattfand, die in der darüber aufgesetzten Urkunde als Colloquium Lipsiacum bezeichnet wird und später neben der Confessio Sigismundi, von 1614, und der Declaratio Thorunensis durch eine Erklärung des großen Kurfürsten für die Reformirten in der Mark Brandenburg symbolisches Ansehen erhielt, in der nächsten Zeit ihres Abschlusses aber nur einen sehr geringen Einfluß erlangte.

Ganz anders als seine Vorgänger in der Regierung der brandenburgischen Lande trat Friedrich Wilhelm, der Sohn Georg Wilhelms, der große Kurfürst genannt, den religiösen Zerwürfissen und deren Urhebern in der seiner Zeitung unterworfenen Gebieten entgegen. Es lag nicht in seiner Absicht, einer der beiden herrschenden evangelischen Confessionspartien größer Rechte und Begünstigungen zu ertheilen, als der andern, er gab diese

durch eine öffentliche Erklärung vom 22. März 1641 (*Mylnus*, Const. Mureh. T. I. p. 361) den geäußerten Befürchtungen gegenüber zu erkennen, als ob er alle Lutherischen von Staatsbedürfnissen ausschließen wolle, wie er auch 1653 den Landständen versprach: „daß jeder im Lande bei des Herrn Lutheri Lehre, wie die Stände sich bisher dazu bekannt, ungetrünt verbleiben solle, und der Kurfürst dagegen nicht lehren noch andere Corpora doctrinae und Cerimonien, als die Lutherischen einreichen lassen wolle.“ Vielmehr war er, wie sein Vater und Großvater, von dem Wunsche befeßt, wenn nicht Einigkeit in der Lehre, doch Verträglichkeit und gegenseitige Duldung zwischen den Streitenden zu stiften; er schickte deshalb auch zwei seiner Theologen, seinen Hofprediger Johann Bergius und den frankfurter Professor Hr. Reichel, zu dem bekannten Religionsgespräche zu Thorn, welches Wladislaw IV., König von Polen, zur Herbeiführung eines friedlichen Verhältnisses zwischen seinen katholischen und evangelischen Unterthanen 1645 anstellen ließ, und auch der durch seine Vereinigungsversuche der reformirten und Lutherischen Glaubenslehrten berühmte und daher des Syncretismus beschuldigte Georg Calixt besuchte. Aber indem er diesen Wunsch mit der ihm eigenen Entschiedenheit und Festigkeit zu verwirklichen suchte, regte er unwillkürlich die Gemüther zu gleicher Entschiedenheit und Festigkeit in ihren Glaubensansichten auf, und als er sich hierdurch in seinen Bestrebungen gehindert sah, schritt er zu Maßregeln, die mehrere Male eine Bedrängung der Lutherischen in den ihnen zukommenden Rechten unabweisbar an den Tag legten. Ein Beispiel von dieser Festigkeit in der Durchführung seiner Absichten und Anordnungen, sowie von seinen durch Widerfestigkeit provocirten Rechtskränkungen seiner Lutherischen Unterthanen, gab zunächst sein Verfahren gegen den an der St. Petrikirche zu Göln angestellten Dialektus, Sam. Pomarius. Dieser war ein Zögling der wittenberger Schule, und hatte bei Gelegenheit seiner Promotion zum Licentiaten eine von dem Decane der wittenberger Facultät gegen die Schrift des kurfürstlich brandenburgischen Hofpredigers, Joh. Bergius: „der Bilde Gottes von allen Menschen Seligkeit“ gerichtete Dissertation zu verteidigen übernommen, seine Antritts- und seines Propstes-Einführungspredigt aber mit den auf dem letzten Blatte abgedruckten Worten Luthers gegen die Zwinglianer: „Weltlich wollen wir mit ihnen eins sein, den leiblichen, zeitlichen Frieden halten; geistlich wollen wir sie meiden, verdammen und strafen, die weil wir Ehem haben,“ herausgegeben. Kaum war dieses dem Kurfürsten bekannt geworden, als er den von ihm für einen gefährlichen Feind seiner Glaubensgenossen angesehenen Dialektus von seinem Amte suspendiren ließ, und er wurde in dasselbe erst dann wieder eingesetzt, als sämtliche berliner Geistliche gegen diese Suspension eine Vorstellung eingebracht, auf die sie indessen unter dem 2. Jan. 1654 einen strengen Bescheid erhielten (vergl. D. Schulz S. 317. Urkunde I.), und der Magistrat und Bergius selbst eine Fürbitte für ihn erhoben hatten. Pomarius wurde jedoch, als er am 9. Dec. 1658

in der vom Kurfürsten für den Sieg über die schwedische Flotte angeordneten Festpredigt eine Lobrede auf den Lutherischen König von Schweden hielt, von Neum zum ernsten Veranlassung gezogen. Inzwischen zum Superintendenten in Salzwedel ernannt, war er auch vom Consistorialpräsidenten Kemniz in dieser neuen Stelle befestigt worden, und hatte sein Amt in Berlin niedergelegt, der Kurfürst verweigerte indessen seine Befestigung und enthub sogar den Consistorialpräsidenten dieser Confirmation wegen seiner fernern amüßigen Thätigkeit.

Ein anderes Ereigniß erregte von Neum den Unmuth des Kurfürsten und bewog ihn, auf das Allernächste das von ihm am 16. Aug. 1659 erlassene Verbot (vergl. D. Schulz S. 322. Urk. 4.) von allem gegenseitigen Verdammn und Verfluchen aufrecht zu halten. Dies Ereigniß bildete das Religionsgespräch, welches der Landgraf Wilhelm II. von Hessen-Cassel im J. 1661 zu Cassel zwischen marxburgischen und rintelnschen Universitätslehrern veranstaltete, von denen die ersten dem Bekenntnisse der Reformirten angehörten, die letztern aus Seiten der Lutherischen in der Weise wie G. Calixt standen. Jene Colloquanten, obwohl verschieden in Ansichten, vereinigten sich dennoch brüderlich, weiterhin aber hatte dies Gespräch eine große Aufregung anderer Lutherisch-gesinnter zur Folge. Mit dem Resultate nämlich dieser theologischen Unterredung, daß zwischen den Reformirten und Lutherischen in der Auffassung der biblischen Lehre von der Person Christi, vom Abendmahl, von der Prädestination und von der Nothwendigkeit des Exorcismus bei der Taufe ein Unterschied, aber kein solcher sei, der die Fundamentalartikel des christlichen Glaubens näher berührte, daher beide Kirchenparteien wol in Frieden und Eintracht mit einander leben könnten, damit also waren fast alle Lutherischen Facultäten, die wittenberger Theologen aber so unzufrieden, daß sie die rintelnschen Professoren beschuldigten, aus höchst verwerflichen Motiven einen gottlosen Frieden mit den Calvinisten geschlossen zu haben, und dieses ihr Urtheil über jenes Religionsgespräch in einer besondern Schrift: „Epi-crisis in colloquium Theologorum Marpurgico-Kintelsensium“ den Kirchenministern der bedeutendsten evangelischen Städte, auch dem berlinischen Kirchenministerium, mittheilten. Kaum mochte dieses Auftreten der wittenberger gegen die rintelnschen Theologen zur Kenntniß des großen Kurfürsten gelangen, und dadurch bei ihm die Frage entstand sein, daß dasselbe bei seinem märkischen Geistlichen Nachahmung finden und so sein Plan, Frieden in dem kirchlichen Leben zu stiften, vereitelt werden dürfte, als aus seinem Cabinete eine Reihe von Verfügungen hervorzinga, die planmäßig auf Unterdrückung jedes Zelotismus in seinen Landen hinabzickten. Die wichtigste oder wenigstens die folgenreichste derselben war die, daß ebenso wie zwischen den heßischen Theologen, so auch zwischen den Geistlichen seiner Lande ein Religionsgespräch gehalten werden sollte. Am das Consistorium zu Göln wurde diese Verfügung vom 21. Aug. 1662 mit der Bestimmung gerichtet, daß dasselbe, um es dahin zu bringen, „daß das unchristliche

Verfeßern, Verlästern und Verdammern, auch falsche Deutereien und erzwungene Beschuldigungen gotteslästerlicher Lehren, allerseits eingestrichelt, dergestalt das wahre Christenthum und die Uebung der wahren, klaren und unstrittigen Gottseligkeit den Zuhörern ins Herz gedrückt werden möchte,“ eine Konferenz unter den Geistlichen seiner beiden Residenzkörte (Berlin und Golln) veranstalten und damit nicht bloss einen Verlust, sondern auch einen guten Anfang zur brüderlichen Vertraglichkeit machen, zu diesem Zwecke aber die beiden Ministerien zu Berlin und Golln mit seinen beiden Hofpredigern und dem Rector des joesephinischen Gymnasiums in Gegenwart stlicher kurfürstlicher geheimen Räte über folgende Frage-ambianbiller conferiren lassen sollte: „ob denn in den öffentlichen und namentlich in den im jüngst erschienenen kurfürstlichen Edicte benannten Bekenntnisschriften (der Confessio Sigismundi, dem Colloquio Lipsiaco und der Declaratio Thoruensis) der Reformirten etwas gelehrt und bejaht werde, um dessen willen der, so es lehret, oder glaubet und bejaht, durch das göttliche Gericht verdammt sei; oder ob etwas darin verneint oder verschwiegen sei, ohne dessen Wissenschaft und Uebung der höchste Gott Niemand selig machen wolle.“

Das kurfürstliche Consistorium beruhte sich der Verfügung nachzukommen. Schon am 1. Sept. 1662 wandten sich die eöllnischen und berlinischen Geistlichen, wie die übrigen eingeladenen Prediger der besondern Konferenz in der kurfürstlichen Bibliothek ein, konnten aber nicht sofort an die Lösung der ihnen gestellten Aufgabe gehen, weil die berlinischen Geistlichen eine Bittschrift überreichten, „worin sie um Aufschub der Konferenz nachsuchten, bis auch die andern Ministerien der Mark vernommen, wenigstens die Inspectoren derselben mit genügsamer Instruction ihrer zuvor darüber befragten Collegien zu vorhergehender Consultation mit ihnen verordnet werden möchten,“ welchem Gesuche, obgleich dasselbe eine Abneigung gegen jegliche Verhandlung mit den Reformirten ziemlich klar offenbarte, vom Vizepräsidenten von Schwern gewillfahrt wurde. Paul Gerhardt war vielleicht schon bei Abfassung dieser Bittschrift nicht wenig thätig gewesen, wenigstens tritt ihr Inhalt, wie wir aus dem Folgenden sehen werden, nicht mit seinem Innern; inbessn zeigte er sich von nun an in den Angelegenheiten dieser Konferenz noch viel thätiger. Ein von ihm verfaßtes, sehr ausführliches Gutachten über die Gründe für und wider das Religionsgespräch drückte zunächst seinen Wunsch aus, daß dasselbe gänzlich unterbleiben möchte, welchen Wunsch die übrigen berlinischen Geistlichen mit ihm theilten. Als sie jedoch die Aussicht auf Gewährung dieses Wunsches aufgeben mußten und endlich den Beschluß faßten, sich dem Begehren des Kurfürsten zu unterwerfen, schien es ihnen räthlich, sich zuvörderst mit den eöllnischen Geistlichen über die Grenzen ihrer Nachgiebigkeit gegen die Reformirten zu vereinigen; an der zu diesem Zwecke zwischen ihnen und den eöllnischen am 5. Sept. gehaltenen Konferenz nahmen von berlinischer Seite Paul Gerhardt und J. Hellwig

Antheil, allein zu einer Einigung kam es unter ihnen darum nicht, weil, wie die eöllnischen schrieben (vergl. D. Schulz S. XXXVII), „unser hochgelehrter Herr ihr Gebanken wider die gesuchte Kirchentoleranz richten und wir daher nicht einerlei Zweck vor uns haben“ und weil, wie aus dem Schreiben weiter hervorgeht, die berlinischen auf die allerstrengste Aufrechthaltung jedes einzelnen Ausspruchs der Formula concordiae gehalten, die eöllnischen dagegen „eine und andere condemnationem und accusationem haereseos so lange in suspensio gelassen sehen wollten, bis die Konferenz in puncto de poudere zu Ende gebracht sein würde.“ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Paul Gerhardt für diesen letzteren, die Formula concordiae betreffenden Punkt ganz besonders eingenommen war und daher auch die andern Lutherischgefinnten für ihn einzunehmen suchte, da er mit heiligem Versprechen sich zum Bekenntnisse derselben verpflichtet, auch oftmals wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hatte, wie gegen sie grade der Kurfürst um so mehr ankämpfte, je weniger die Stände und Magistrats der Mark sie in derjenigen Geltung sinken lassen wollten, die sie von Anfang an gehabt und bisher durch ein von der kirchlichen und weltlichen Macht zusammen gegebenes Gesch noch nicht verloren hatte. Wenigstens beruht sich Paul Gerhardt, in späteren Darstellungen seines gegen die kurfürstlichen Befehle beobachteten Verhaltens, darauf, daß er dem Ansche der Concordienformel etwas zu entscheiden oder zu lassen, um seines Gewissens willen nicht im Stande sei, und wir dürfen annehmen, daß die später gegen ihn erhobene Beschuldigung, gleichsam die Seele der Lutherischen Reaction gegen die Bestrebungen seines Landesfürsten zu sein, nicht ganz ungegründet war, indem ein Mann von seinem Talente und Eifer nothwendig auch auf seine Umgebung einen großen Einfluß ausüben mußte. Wie eifrig er sich aber gleich vom Beginne der Konferenz, deren erste Sitzung am 4. Sept. stattfand, seiner Kirche und ihres Bekenntnisses annahm, erhellt aus den vielen Schriften und Gegenschriften, die von ihm im Auftrage des berliner Ministeriums verfaßt wurden, und zwar von seiner Kunst, sich in pyrofinen, scholastischen Definitionen und Limitationen zu bewegen, doch davon kein Zeugnis ablegen, daß er verurtheilsfrei und unbefangen den Reformirten gegenüber stand und stehen wollte, wie dieses namentlich ein Gutachten beweist, das er über die in der achten Session zur Sprache gebrachte Frage abgab, wie weit man den Ansichten der marburger und rintelner Professoren beitreten wolle (vergl. D. Schulz S. 336). In diesem in lateinischer Sprache verfaßten Gutachten kommen nämlich Sätze vor, die es klar und rund aussprechen, wie er das Ziel aller Thätigkeit der Reformirten darin erblickte, daß sie mit Hilfe des Syncretismus die Lutherische Confession, wo möglich, in allen oder doch in den bedeutendsten Städten der brandenburgischen Lande beseitigten, und wie er deshalb für sich und seine zu Berlin wohnenden Gesinnungsgenossen zu dieser Zeit keine höhere Pflichterfüllung fenne, als die, das Vaterland vor einem so großen Uebel zu bewahren, daß sie

die Erstkrönung, die dem Beispiele der Rintelner und Morburger folgten, ihren Gegnern Friedensliebe und Duldsamkeit bewiesen. Es ist nicht zu verwundern, daß unter diesen Umständen am Schlusse des Jahres 1662, nachdem zehn Sitzungen gehalten, die Intentionen des Kurfürsten noch unerreichbar waren, und daß es auch im 3. 1663, wo noch sechs Sitzungen stattfanden, nicht bloß zu keiner Vereinigung der streitenden Parteien, sondern sogar zu einem offenen Bruche zwischen dem Spreder der berlinischen Geistlichen, dem Archidiaconus Reinhardt, einem gelehrten, aber zugleich sehr von sich eingenommenen und treibhagen Manne und dem Oberpräsidenten von Schwern kam, in Folge dessen der Kurfürst durch Verfügung vom 30. Juli 1663 zunächst den Befehl gab, die berlinischen Geistlichen gänzlich von der Konferenz auszuschließen, und an ihre Stelle andere Colloqueutoren zu berufen, später auch die Festschließung der Konferenz ganz aufgab und zu dem letzten Mittel, das ihm übrig blieb, zur Androhung von Gewaltgebrauch gegen diejenigen schritt, die sich ihm nicht gehorham zeigen würden. Das Edict, welches mit diesem bitteren Ernste auf den Willen des Kurfürsten hinwies, war vom 16. Sept. 1664, und gebot, auf den Kanzeln sowohl der Reformierten als der Lutheraner sich des sogenannten Nominal-Einmüßes, d. i. der verkündenden und lästernden Namensgebung von Calvinisten, Zwangslanern, Majestätsfeinden, Sacramentskämpfern, Abkisslichen, Flacianern, Pelagianern u. a. dergl. zu enthalten, wie auch die Weglassung des Exorismus bei der Taufe in allen den Fällen, wo der Pfleger des Taufstuhls dieselbe begreifen sollte. Dies Edict, in vielen tausend von Exemplaren durch das ganze Land verbreitet, brachte Verstärkung und Bekümmerniß bei den Lutheranern, besonders deshalb hervor, weil in demselben die denominationes und condemnationes der reformierten Glaubenssätze, wie sie in dem negativen Theile der Concordienformel enthalten sind, dem Buchstaben oder wenigstens dem Sinne nach angeführt und verboten wurden; und die Verstärkung wuchs, als der Kurfürst alsbald auch noch den Befehl ergiebt ließ, daß sich sämtliche Prediger bei Verlust ihres Amtes durch Unterschrift von dem Reversen verpflichten sollten, dem Inhalte der kurfürstlichen Edikte nachkommen zu wollen. In ihrer Angst boten sie verschiedene theologische Facultäten und Geistliche um ihren Rath, ob sie das Edict mit gutem Gewissen unterschreiben könnten. Die Gutachten, die sie hierauf erhielten, trugen größtentheils nur dazu bei, ihre Gewissensstrudel zu vermehren; namentlich verweigerten die berlinischen Geistlichen, der Propst Lilius und der Archidiaconus Reinhardt, die von ihnen vor dem Consistorium am 28. April 1665 im Beisein ihrer Collegen Lubach, Gerhardt, Lorenz und Helwig verlangte Unterschrift des Edictes, worauf ihnen aber auch sofort ihre Amtsentsetzung angekündigt, und diese selbst dann nicht zurückgenommen wurde, als sich der Magistrat und sämtliche Geistliche Berlins mit Vorstellungen und Bitten für sie bei dem Kurfürsten verwandten; bis endlich der 70jährige Propst Lilius nach Ausstellung eines unter dem 3. Jan. 1666

eigenhändig geschriebenen Reverses durch ein Rescript des Kurfürsten vom 10. Febr. 1666 völlig und unbedingt in sein Amt wieder eingesetzt wurde. Das eben erwähnte kurfürstliche Rescript brachte indessen neben dieser für den geistlichen Lilius angenehmen für Paul Gerhardt eine sehr unangenehme Beschaft, indem es dem Consistorium auftrug, ihn aus seinem Amte zu entfernen, wenn er den Revers nicht unterschreiben würde; diese Behörde hatte Paul Gerhardt schon am 6. Febr. zur Ausstellung des Reverses aufgefordert, und als er ihr seine Weigerung zu erkennen gegeben, eine Bedenkzeit von acht Tagen bewilligt; auf nochmalige Verladung aber, Aufseherung und Weigerung desselben zu unterschreiben, vollzog sie den kurfürstlichen Befehl und kündigte ihm seine Absetzung vom Amte an.

Die strafende Gewalt des Kurfürsten hatte geübt, ehe sie an Paul Gerhardt herantrat, nicht weil die Stände der Kurmark mit mehreren an den Kurfürsten gerichteten, aber erfolglosen Vorstellungen zu Gunsten der Lutherischen Geistlichen zwischen die Verhandlungen mit ihnen eingetreten waren, sondern weil die Behörde ohne Zweifel mit einem so aufregenden Verfahren nur sehr vorsichtig zu Werke gehen und einen Mann, der, wie Paul Gerhardt, wenigstens auf der Kanzel und im selbstsüchtigen Umgange als sehr gemäßigten Wesens bekannt war, nicht eher zum Rücktritte von seinem Dienste veranlassen wollte, bevor sie ihre heroischeren Widersacher dazu genöthigt hatte. Nachdem sie als solche die schon genannten Lilius und Reinhardt vor ihr Forum gezogen, kam Paul Gerhardt um so mehr an die Reihe, weil er bei Gelegenheiten des Vorwurfs, den man im Consistorium Reinhardt gemacht, daß er seine Collegen zur Widersetzlichkeit verleite, freimüthig diesen Vorwurf auf sich gezogen, und nicht ohne Wärme geäußert hatte, daß die Sache sich anders verhalte, indem vielmehr er Reinhardt von aller Nachgiebigkeit abgemahnt habe. So wenig nun auch das Urtheil und die Strafe unerwartet war, die unsern Sänger betraf, so war gleichwohl die Aufregung der Stadt, als sie von der Absetzung auch dieses ihres Geistlichen Kunde erhielt, so groß, daß sich die Bürger und mehre Gewerke derselben mit dem Gesuche sofort zu dem Magistrat begaben: „Derselbe wolle sich für Paul Gerhardt bei dem Kurfürsten treuherzig verwenden und vermitteln helfen, daß dieser fromme, eheliche und in vielen Ländern berühmte Mann ihnen gelassen, und ihm wegen seines Gewissens die Subscription gnädigst erlassen werde, da derselbe nimmer wider Er. Durchlaucht Glauben oder Dero Genossen getreut, geschweige geschmäht hätte, sondern sie Alle und Jede zum wahren Christenthume, durch Lehre und Leben bis dato geführt und seine Seele mit Worten oder Werken angegriffen habe,“ worauf der aus Reformierten und Lutheranern bestehende Magistrat noch am 13. Febr. eine dringende Supplik des Inhaltes an den Kurfürsten sandte, „daß E. Kurfürstliche Durchlaucht das beilegeste wehmüthige Memorial der Bürgersehaft Berlins mit den darin enthaltenen Klage, Bitte und Notionen in Gnaden erhören wolle, da der darin genannte Herr Gerhardt

wol das Zeugniß verdiene, daß er bisher einen untadelhaften Wandel, ohne einiges Ketzerniß gegen männiglich geführt, sogar, daß auch S. Kurfürstliche Durchlaucht kein Bedenken tragen lassen, in das Kurfürstliche Gesangbuch, so unter Dero hohen Namen A. 1658 hier ausgegangen, seine geistlichen Gesänge oder Rieder, deren eine ziemliche Anzahl, in Druck geben und publiciren zu lassen; und da es ein sonderliches Nachdenken bei den Auswärtigen erregen würde, wenn ein so frommer, geistreicher und in vielen Länden berühmter Mann die Stadt verlassen müßte.“ Der Kurfürst beschloß auf diese Bittschrift den Magistrat unter dem 10. März 1666 abschlägig, und forderte ihn auf, falls Paul Gerhardt bei seiner Unterschriftsverweigerung beharre, zur baldigsten Vocation eines andern friedfertigen und tüchtigen Subiectes zu schreiten; der Magistrat aber wurde nun von einer noch größeren Anzahl Bürger und Gewerke Berlins als vorher mit dem nochmaligen Gesuche angegangen, für Paul Gerhardt's Wiederereignung die Stimme zu erheben, daher er von Neuem in Begleitung des Gesuchers der Innungen eine sehr dringende Vorstellung d. d. 13. März 1666 an den Kurfürsten richtete. In der darauf ergangenen Verfügung vom 13. April 1666 vermerkte es der Kurfürst sehr übel, daß in dem Gesuche der Innungen die Stellen vorlämen: „wie sie über unsere Resolution dergestalt bestirkt worden, daß sie nicht wüßten, ob sie in der Welt oder außer der Welt lebten, daß sie alles übrige, was sie um- und angehört, fast dahin gegeben, daß ihnen jezt noch das Herz angegriffen und die treuen Seelsorger und Prediger ihrer Religion sollten entzogen werden.“ da es doch nur Uebertreibung und Unwahrheit sei, wenn die Einwohner seiner Residenz deniren und lamentiren wollten, da es ferner ja der Augenschein zeige, wie nirgends größere Pracht und Luxus als bei ihnen gefunden werde, und da endlich die Prediger selbst Ursache gegeben hätten, einen Revers von ihnen fordern zu müssen, womit sie sonst wol versehen worden wären, wenn sie sich in Schranken gehalten, und rügte schließlich nicht gelinde, daß der Magistrat eine so ungehörige Supplik angenommen und gar unterstützt hätte, forwie er die Reklamation Paul Gerhardt's ohne Ausstellung des Reverses bestimmt abwies.

So blieb natürlich die Aufregung der Gemüther in der Stadt und verbreitete sich über die Bewohner derselben immer weiter, sobald auch die Städte davon ergriffen wurden und diese noch einmal einen Versuch machten, den Kurfürsten zu einer Milderung seiner Maßregeln gegen die Geistlichen zu bewegen. In einer sehr umfassenden, mit großer Ruhe und Umsicht ausgearbeiteten Denkschrift vom 27. Juli 1666 baten sie den Landesherrn, „daß er die Prediger mit den Reversen gnädigst verschone, eine Genußnahme gegen seine Befehle aber darin erkennen wolle, wenn die Geistlichen sich alles Lärmens und Scheltens, Verleumdens und Verdamms der Reformirten (welcher ungebührlichen Beziehung sie selbst von Herzen feind seien) gänzlich enthielten, und nur diejenigen, die hiergegen sich vergingen, einer ersten Bestrafung,

nach Befinden der Umstände auch der Remotion ab officio unterwerfen, oder aber, wenn seine hohe Einsicht die gänzliche Aufhebung der Reversen nicht gestatte, mit Ausführung seines Willens doch so lange Anstand nehmen wolle, bis er sich mit seinen getreuen Ständen über ein eigentliches, beständiges Formular eines solchen Reverses, welches jedweder seine evangelisch-lutherische Lehrer mit gutem Gewissen unterschreiben könne, vereinbart habe, inzwischend den Herrn Paul Gerhardt gnädigst seiner Gemeinde wieder schenken, dem Consistorium zu Köln aber alle Reuerungen in Bezug auf die Confirmation der Prediger verbieten und endlich die im Werke begriffene neue Kirchenordnung nicht eher zum Drucke gelangen lassen wolle, bis er über dieselbe mit ihren Deputirten conferirt und deren untertänige Erinnerungen angehört habe.“

Diese Denkschrift verfehlte denn auch nicht einer günstigen Wirkung auf den Kurfürsten. Zwar blieb in dem darauf ertheilten Bescheide d. d. Cleve den 30. Juli 1666 der Paul Gerhardt betreffende Antrag unerledigt, unmittelbar aber nach seiner Zurückkunft von Cleve ließ der Kurfürst den Magistrat zu Berlin vor sich fordern und ihm durch den Vicepräsidenten von Schwerin am 9. Jan. 1667 die kaum noch erwartete Mittheilung machen, „daß er den Paul Gerhardt, über den er keine Klage außer der vernommen, daß er die Ecdite zu unterzeichnen sich entzogen, S. Durchlaucht aber dafür halten müßten, daß er die Meinung der Ecdite nicht recht begriffen hätte, plene hiernit restituirt und ihm die Unterschrift des Reverses erlassen haben wolle.“

Der Magistrat zeigte dies am folgenden Tage unserm Dichter an, und auch das Publicum wurde durch die damalige berliner Zeitung, den Sonntagschen Mercurius, davon in Kenntniß gesetzt. So sehr aber auch diese Nachricht alle an Gerhardt's Schicksale theilnehmenden Herzen mit Freude erfüllte, so wenig vermochte er selbst in den Jubel der Stadt mit einzustimmen. Der Kurfürst hatte nämlich gleich nach der dem Magistrat gegebenen Audienz durch einen seiner Geheimsecrtaire auch Paul Gerhardt von seiner Entscheidung in Kenntniß setzen, jedoch zugleich die Zuerstschuttsprechen lassen, derselbe werde sich auch ohne Revers den Ecditen gemäß zu bezeigen wissen. Durch diese Hinweisung auf eine bestimmte kurfürstliche Voraussetzung fühlte sich Paul Gerhardt um so mehr beunruhigt, als er der Ueberzeugung war, daß ein auf diese Weise erfolgter Wiedereintritt in sein Amt einer ausdrücklichen Unterwerfung unter die Ecdite nicht bloß von Andern, sondern auch von ihm immer gleichgültig und daher nicht ohne Beziehung von Gewissensqualen werde gethan werden. Daher trug er denn Bedenken, des Kurfürsten vertrauensvolle Nachgiebigkeit zu seinem Gunsten anzuwenden, und theilte dieses Bedenken in verschiedenen Schreiben an seine Gemeinde, an den Kurfürsten, an den Magistrat aber noch mit dem Gesuche mit, daß derselbe ihm seine Zweifel lösen und zur Erlangung der Gewissheit verschaffen wolle, unter welchen Bedingungen er denn nun seinen Dienst von Neuem versehen sollte. Als hierauf

der Magistrat zu seiner Beruhigung ihm eine Protokollabschrift der über ihn am 9. Jan. vom Kurfürsten ertheilten Bestimmungen zuhandte, hierdurch indessen Paul Gerhardt von seiner Gewissensangst nicht befreit, sich noch einmal unter dem 26. Jan. mit der Bitte an ihn wandte, daß derselbe den Kurfürsten bewegen wolle, „ihn des Gehorsams gegen die Edicta zu überheben und bei allen seinen Lutherischen Bekenntnissen, namentlich der Formula Concordiae unverrückt zu belassen, sobald er nach derselben seine Gemeinde unterwerfen und seiner andern Moderation oder Weisheit nicht anhängig gemacht werden könne, als welche in den gedachten Lutherischen Bekenntnissen Grund habe, da er andernfalls seinen Kirchendienst nicht wieder verrichten könne.“ Der Magistrat sofort auch dieser Bitte entsprechend sich für ihn in der Art, wie er es wünschte, bei dem Kurfürsten verwendete, dagegen den kurzen Bescheid erhielt, daß „er, wenn der Prediger Paul Gerhardt sein Amt nicht wieder betreten wolle, welches er vor dem höchsten Gott zu verantworten haben werde, für anderweitige Befetzung seiner Stelle die nöthigen Vorkehrungen treffen solle.“ Da hing es allein noch von Paul Gerhardt ab, ob er seinem Amte sich wieder geben oder ihm freiwillig entsagen wolle und er wählte, wie vorauszu sehen, das Letztere.

Hätten wir hier einen Augenblick an und legen wir uns die Frage vor, ob Paul Gerhardt in diesem traurigen Conflcte der Lutherischen Geistlichen Berlins mit ihrer Obrigkeit nicht wol hätte eine andere, den Anforderungen christlicher Ethik angemessenere Stellung einnehmen sollen, so muß die Beantwortung dieser Frage in Bezug auf den Anfang des Conflctes bis zu dem Zeitpunkt, wo die auch den Landständen anstößigen Reversunterschriften gefordert wurden, wol bejahend ausfallen; wir finden es auffallend, wenn nicht tadelnswerth, daß sich in der Opposition der Lutherischen Geistlichen Berlins gegen die Bestrebungen ihres Landesherren, zwischen ihnen und den Reformirten eine Union herzustellen, ein zu großes Mißtrauen gegen die landesherrlichen Absichten und eine zu geringe Umsicht und Ruhe in der Wahl der Mittel zeigt, deren sie sich zur Erreichung ihres Zieles bedienten. Allerdings hatte der Kurfürst dadurch, daß er in fünf unter seinen Patronate stehenden Lutherischen Dörfern — nach dem kirchenrechtlichen Grundfusse seiner Zeit: *cujus est regio, ejus est religio* — ohne Weiteres Lutherische Prediger selbst eingesetzt¹¹⁾, die Concordeformel aber und den Schwur der Geistlichen darauf abschaffte, einen Grund zu dem Mißtrauen gegeben, daß er eine gewisse Einigung zwischen den streitenden Religionspartien seines Landes auch durch Anwendung von äußern Hilfsmitteln herbeizuführen kein Bedenken trage; allein zu dem Mißtrauen war durch diese und andere Thatsaachen kein Grund gegeben, als ob er nicht bloß die Form, sondern auch den Inhalt der Lutherischen Rekrutirung geändert sehen, und

wo man seinem Willen nicht nachkäme, mit Gewalt einschreiten wolle. Und grade ein solches Unberechtigtes, zu großes Mißtrauen gegen ihren Landesherren blüht aus Worten und Werken der Lutheraner im Anfange des Streites unverkennbar hervor; aus ihren Worten, wenn sie sich vor dem großen Religionsgespräche zu Berlin bücken und wenden, wie sie dasselbe hintertreiben, und als es doch in Gang gebracht wurde, krünte andere Frucht aus ihm hervorgehend zu lassen sich Mühe geben, als die bloß negative Bestimmung, wie sie in den Reformirten ihre Glaubensbrüder nicht anerkennen, sondern nur solche sehen können, die sich durch ihre Lehre und ihren Glauben die göttliche Verdammung zuziehen müssen; aus ihren Werken, indem sie in ihrer Gesamtheit das Benehmen des Archidiaconus Reinhard billigten und als das ihrige darstellten, der sich bei dem Religionsgespräche, auf die Aeußerung des Oberpräsidenten von Schwerin: „weil der reformirten Collocutoren weniger wären, als der Lutherischen, und jene auch nicht immer zugegen sein könnten, so sollte Herr Adamus Gerick, Schulcollega am Joachimsthal'schen Gymnasio, als Collocutor admittirt werden,“ ebenso unschuldig als unbillig gezeigt hatte. Durch solches Mißtrauen erbitterten und reizten sie ihren Landesherren dazu, daß er noch mehr äußere Mittel zur Durchföhrung seines wohlgemeinten Planes in Bewegung setzte, und es kann uns nicht befremden, wenn sie dadurch in noch größere Unruhe, Leidenshaftigkeit und Rathlosigkeit versetzt wurden, als in der sie sich schon vorher befanden. Das zeigt sich besonders von dem Zeitpunkt an, wo das strenge Edict vom 16. Sept. 1664 erschien, in Folge dessen sie sich, unvermögend, einen Entschluß zu fassen, ob sie für oder wider dasselbe sich entschließen sollten, an vier verschiedene theologische Facultäten und zwei angesehenen geistliche Ministeria mit der Bitte um ihre Gutachten darüber wandten, ob sie sich dem Edict unterwerfen oder demselben nicht folgen sollten, und trohdem, daß die erbetenen Gutachten von einander abwichen¹²⁾, doch nur dem einen derselben, dem rigoro-

11) Die leipziger Facultät hielt es für bedenklich, das Edict zu unterschreiben, und rief, mit Zuziehung der Kirchenpatrone, gegen die Beschönkung eines Strafmaßes zu protestiren. — Die heimpfähter Theologen entschuldigten sich mit einem Verbot ihres Landesherren, sich in die Streitigkeiten zwischen Reformirten und Lutherischen ohne besondere Erlaubniß einzumischen, äußerten sich aber beiläufig ganz gemäßig über die ihnen vorgelegten Fragen. — Die Zenner riefen, dem Kurfürsten vorgezulesen: 1) daß es nicht in seiner Befugniß stehe, in einer Sache, die doch die ganze Lutherische Kirche angehe, Verfügung zu treffen, daß sie (die Geistlichen) jedoch einem Beschlusse künftlicher Lutherischer Synode sich fügen würden; 2) daß nicht die Prediger allein, sondern auch die Landstände vermöge ihrer landesherrlichen Privilegien bei der Sache betheiligt wären, und daß sie diesen durch ihr Vertheil nicht vorzuziehen wollten. — Die Wittenberger widerriethen, das Edict zu unterschreiben, oder auch dessen Annäherung nur stillschweigend hinzunehmen, weil man damit der ganzen Inbalt desselben billigen würde. — Das hamburgische Ministerium erklärte das Unterschreiben des Edictes für unzulässig, denn wer könne ohne Berathung seines Gewissens Duldung üben gegen Leute, die so erschreckliche und gotteslästerliche Dinge tuisen; Schwärzen sei auch nicht an der Zeit, denn das passe nicht zum Bekenntnisse des Glaubens, den Gott von uns fordert; der Benennung „Ma-

11) Vergl. Stenzel, Geschichte des preussischen Staates II. S. 470.

sen wittenberger Gutachten, sich angeschlossen und die Befolgung jenes Edictes verworfen. Unterliegt es aber keinem Zweifel, daß sie dem Edicte sich unterwerfen und doch den Gehalt und das Ansehen ihrer kirchlichen Erkenntnisse in ihren Lehrvorträgen wahren und vor allen ihren Zuhörern ausbreiten, daß sie also wohl mit ihrem Gehorham gegen ihr Gewissen den Gehorham gegen ihre Obrigkeit vereinigen nicht bloß sollten, sondern auch konnten, so steht es doch ebenso fest und geschichtlich erwiesen da, daß sie, und namentlich Paul Gerhardt, nicht aus eigensinniger Nechthaberei oder aus unläutemem Streben nach Märtyrertum sich ihrem Landesfürsten widerständig bewiesen, sondern daß dieses ihr Verfahren aus einer rührend hohen Achtung und Verehrung gegen ausgezeichnete kirchliche Autoritäten hervorging, denen sie nicht mit blindem, aber irrendem Glauben angingen, wie dieses ein Schreiben beweist, das Paul Gerhardt im Februar 1665 an seinen vormaligen Kollegen Hingelmann, Superintendenten zu Stendal, zur Rechtfertigung seines und des Auftretens seiner Freunde bei dem Religionsgespräche schrieb; eine hierher gehörige Stelle daraus wollen wir, zum Zeugnisse aus seiner classischen Bildung, hierher setzen: „Habemus, Christo sit laus et gloria, majora testimonia officii hactenus recte peracti quam quae unus et alter e tenebris emurmurans calumniator venenato suo halitu obscurare

possit. Omnes, quae in hunc usque diem orthodoxae in Germania permanserunt Aedemiae, omnia quae in splendidiorebus imperii civitatibus verbo inserviant Collegia, et statum ecclesiae nostrae per litteras cognoverunt, unanimi ore ac corde profuturum, nobis jam non esse silendi tempus, et, si omnes tacerent, tamen nobis, qui periculo sumus proximi, loquendum esse, gratulari nobis de superata colloquio amicabili tempestate, cohortantur nos ad perseverantiam in hactenus decurso tramite, et praemia nobis, dira hinc inde passis, pollicentur apud Deum amplissima. In horum coram Deo et hominibus magnorum virorum judiciis tutius opinor acquiescimus, quae in hujus et illius, qui nomen summi profiteri non audeat, tenebrionis garritu“ (vergl. D. Schulz a. a. D. S. 365 fg.).

Im Glauben an die Unrechtmäßigkeit der Forderungen seines Landesherren einmal befangen, mußte sich Paul Gerhardt starr denselben gegenüberstellen; wir können uns daher nicht darüber wundern, müssen es vielmehr zu seiner Ehre anerkennen, daß er sich später hierin immer gleich blieb, und selbst dann in seiner Gewissen- und Kampfesreue beharrte, als der Kurfürst ihm zu Gunsten einer Ausnahme von der Ausführung seines die Aufstellung von Kerkern betreffenden Gebotes machen wollte; er hatte sich nun einmal durch gewisse Thatfachen in seinem, ohne Zweifel unbegründeten, Verdachte, als ob es auf eine Auflösung der lutherischen Kirche von seiner Landesregierung abgesehen sei, nicht und mehr befestigt, und durfte nun um so weniger die gedrückte Mutter seines geistlichen Lebens Menschen zu Gefallen verlassen. Diese Thatfachen aber bestanden darin, daß das kurfürstliche Consistorium bald nach dem Erscheinen des strengen Edictes vom 16. Sept. 1664 Ausstellung von Kerkern verlangte, durch welche sich die Geistlichen zu Beobachtung der kurfürstlichen Edicte verpflichteten, diese Kerker aber ihrem Inbalt¹³⁾ nach sehr von einander abwichen, und ihre Untertheilung in so harter und rücksichtsloser Weise erfordert wurde, daß sogar ein Mann, wie der Propst an der St. Petrikirche, Andreas Fromm, obsonen er selbst Mitglied des Consistoriums, und wenn auch Lutheraner, doch dieses durchaus nicht im strengen Sinne war, bei Gelegenheit einer solchen Kerkerverlegung zum Ausbruch fortgerissen wurde: „Vim patitur Ecclesia Lutherana,“ wozu er alsbald noch hinzusetzte: „das geschehe ad instantiam Reformatorum in Marchia.“¹⁴⁾ Wenn daher Gerhardt einmal gesagt hatte: „er wäre willig, mit seinem Blute die evangelische Wahrheit zu versiegeln und als ein Paulus mit Paulo den Hals dem Schwerte darzubieten“ so war es jetzt für ihn an der Zeit, seine Dyerwilligkeit an den Tag zu legen, und er that dies mit ebenso viel Standhaftigkeit als Gelassenheit und Geduld sowohl in Bezug

schäftsfeinde und Sacramentskinder“ könne man sich wohl enthalten, aber das Strafen der Irrenden sei unumgänglich, nur müßte es mit Verwundt geschehen und mit Rücksicht sowohl auf den Text als die Zuhörer; wo der Text es erfordere, müsse man auch eifern, aber der Wille müßte doch auch sein Maß haben. Der Ercebischof endlich sei ein Arianer: es sei zu wünschen, daß eine Freigekerkung darüber einen Beschluß fälle; insofern müßte man bei dem gedrückten Zustande der Kirche sich Ranges geschweigen lassen, und es sei doch wichtiger, daß man die Kirche, wie sie steht, als auch mit ihr besteht sein möge, als ein sogenanntes Arianerthum aufrecht erhalte. — Das nürnberg'sche Gutachten war der Meinung: die bestimmten Geistlichen könnten aus Obergewalt gegen ihren Landesherren und aus Liebe zum Frieden das Edict ohne Verletzung ihres Gewissens gar wohl beobachten, wenn sie auf der Kangel, so oft es der Text mit sich bringt, die Sachen vortragen, wie sie wären, dabei aber alle Bitterkeit des Ausdrucks vermeiden; Straffzinsen brauchten sie bei der großen Menge der zur Befreiung des Lebens dienenden Leuten ja nur selten zu beibringen, sie müßten sie nicht in den Text hineintragen, sondern aus ihm entfernen. (Begl. D. Schulz a. a. D. S. XLIV fg.) der zu diesen Mittheilungen aus dem genannten Gutachten noch das auf Verlangen des bekannten Christian Erizer, damaligen Predigers zu St. Jacob in Stendal, von dem Pastor und Senior Johann Böttcher zu Magdeburg abgegebene Judicium hinzufügt, in welchem dieser sich dafür erklärt, daß die lutherischen Prediger mit gutem Gewissen das kurfürstliche Edict unterschreiben könnten, und hierauf noch einer andern zu Geln 1666 erschienenen Schrift: Lapis Lydius sacrarum scripturarum admodum Judicio, quod intum fuit a Collegio theologicum in Aedem Wittenbergensal super subscriptione Reversus allegans etc., Erwähnung thut, die den streng lutherischen um so mehr jener war, als sie in einer sehr gemäßigten Sprache, aber mit desto größerer Schärfe, die Unhaltbarkeit der Gründe in dem Gutachten des wittenbergischen Facultät aus einander setzte, und namentlich nur einen Fall führte, wo es recht sei, der Obrigkeit nicht zu gehorchen, wenn sie nämlich befähigt, wo Gott verbietet, oder verbietet, wo Gott befohlen habe.

13) Begl. D. Schulz a. a. D. S. 383 fg.

14) Auch dieser A. Fromm ward durch seine Versicherung in eine Untersuchung verwickelt, die damit endete, daß er seinem Vater und Kufenthalte in dem brandenburgischen Staate entsagen mußte.

auf das, was er litt, als auf diejenigen, die ihm seine Leiden bereiteten").

Werken wir, bevor wir seine weiteren Schicksale kennen lernen, jetzt einen Blick zurück auf seine dichterische Thätigkeit während des unglücklichen Kampfes für die Bekenntnisse seiner Kirche, so dürfen wir annehmen, daß dieselbe keineswegs unterbrochen worden, sondern wie sonst ein Mittel gewesen sei, seiner Seele die Fassung und Spannkraft zu bewahren, die ihn vor allen seinen Mitkämpfern so besonders auszeichnen. Denn ob wir gleich nicht im Stande sind, von irgend einem seiner Lieder den Ursprung aus dieser Periode mit Zuverlässigkeit nachzuweisen, so fehlt es doch weder an äußern, noch an innern Gründen für die Behauptung, daß während seiner geistlichen Amtsführung in Berlin seine Dichtkunst am reichsten und wirksamsten sich gezeigt habe. Um die äußern Gründe zunächst anzuführen, weisen wir darauf hin, daß, so viele Lieder auch Paul Gerhardt bis zum Jahre 1657 in die Öffentlichkeit hatte gelangen lassen, doch noch viel mehr von ihm erst mit und seit diesem Jahre bekannt wurden, von denen ihm oder Anderen gewiß nur sehr wenige für den Druck in früherer Zeit hätten ungeeignet scheinen können, wenn sie früher existirt hätten. Es sind dies folgende Gesänge:

I. Die uns durch das berliner Gesangbuch von 1657 mitgetheilten sechs Lieder:

- 1) „Ei schließlich Alles weit und breit.“
- 2) „Was soll ich doch, o Gethaim.“
- 3) „Wer wohl auf ist und gesund.“
- 4) „Auf den Rebel folgt die Senn.“
- 5) „Der Herr, der alle Etern.“
- 6) „Ich will mit Danken kommen.“

II. Die durch die „Geistliche Seelen-Musik“ von Heinrich Müller (Kosch 1659.) mitgetheilten sechs Lieder:

- 1) „O Haupt voll Blut und Wunden.“
- 2) „Ich weiß, mein Gott, daß all' mein Thun.“
- 3) „Du bist ein Mensch, das weißt du wohl.“
- 4) „Reichst du keine Noth.“
- 5) „Soll' ich meinem Gott nicht singen.“
- 6) „Geh aus, mein Herz, und suche Freud.“

III. Das im „Vollständigen Gesangbuche etc.“ (Lüneburg 1661.) enthaltene Lied:

- 1) „Barmherziger Vater, höchster Gott.“

IV. Das durch die „Praxis Pietatis Melica etc. von Joh. Gröger“ (Berlin 1664.) mitgetheilte Lied:

- 1) „Ja Gott für mich, so trete.“

15) Wie fern Paul Gerhardt nicht nur von allem unehrerbietigen Trage gegen die Widerfacher seines streng lutherischen Lebensstills, sondern auch von allem Haß gegen sie war, wie er namentlich seinem Landesherrn immer mit Ehrerbietung und Liebe zugethan blieb und ihn immer in sein Gebet einschloß, beweisen nicht bloß seine Schreiben an den Kurfürsten, sondern ohne Zweifel auch die Worte, die im 10. Verse des 24. Liedes vorkommen:

Erhalt und unsern Herrn,
Den schönen edlen Stern,
Läß und sein Licht beleuchten,
Läß seinen Thron und leuchten,
Läß mich und seiner freuen,
Und unter ihm geniesen.

V. Die durch die „Praxis Pietatis Melica etc. von Joh. Gröger“ (Berlin 1666.) mitgetheilten 28 Lieder:

- 1) „Was alle Weisheit in der Welt.“
- 2) „Ei mir tausendmal gescheh.“
- 3) „Geheißt sollst du, meine Frau.“
- 4) „Ei wohl gedauert, gute Zeit.“
- 5) „Ich grüße dich, zu heimlicher Mann.“
- 6) „Geheißt sollst du, Gott, mein Heil.“
- 7) „D Herr der Könige aller Welt.“
- 8) „Alles hat Gott die Welt geliebt.“
- 9) „Hör an, mein Herz, die sieben Wort.“
- 10) „Als Gottes Lamm und Lenz.“
- 11) „Nun freut euch hier und überall.“
- 12) „Gott Vater sende deinen Geist.“
- 13) „Herr, höre, was mein Mund.“
- 14) „Herr, aller Weisheit Quell und Grund.“
- 15) „Jesus, allerschöner Bräutigam.“
- 16) „Ich danke dir demüthlich.“
- 17) „O Jesu Christ, mein schönste Licht.“
- 18) „Hört an, ihr Völker, hört doch an.“
- 19) „Ich hab' oft bei mir selbst gedacht.“
- 20) „Du liebe Unschuld, du.“
- 21) „Ich hab's verdient, was will ich doch.“
- 22) „Ach treuer Gott, barmherziger Herz.“
- 23) „Gehet ich aus dem nähen.“
- 24) „Nur dennoch mußst du drum nicht ganz.“
- 25) „Ei wehmuth, o Christenheit.“
- 26) „Wie unter Schmin des höchsten St.“
- 27) „Ich will erlösen immerfort.“
- 28) „Nun geht früh drauf, es geht nach Haus.“

Um aber auch die innern Gründe dafür anzugeben, daß die schaffende Sangsgabe Paul Gerhardt's sich nie fruchtbarer als während seiner berliner Amtirung bewiesen habe, so glauben wir besonders daran erinnern zu müssen, wie die eben citirten Lieder, mit Ausnahme einiger wenigen¹⁶⁾, durch ihren Inhalt oder ihre Form, oder durch Inhalt und Form zugleich sich als Producte der Zeit erweisen, welche ihr Sänger als Geistlicher in Berlin zubrachte. Aus mehrern leuchtet dieses ganz deutlich hervor. Wenn in dem Liede: „Ja Gott für mich, so trete“ — der 13. Vers:

„Die Welt, die mag zerbrechen,
Du stehst mir ewiglich:
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und dich;
Kein Dornen und kein Dürsten,
Kein Armuth, keine Pein,
Kein Horn des großen Fürsten
Soll mir ein Hinderniß sein.“

vom Borne eines großen Fürsten spricht, wer sollte da nicht mit den beinahe allen meisten Auslegern der Gerhardt'schen Lieder diese Worte auf den großen Kurfürsten und mit D. Schulz auf die Zeit insbesondere beziehen, wo dem Kirchenministerio zu St. Nicolai des Kurfürsten Ungnade angedroht war? Wer sollte also mit triffen-

16) Etwa der Lieder, die schon 1657 im berliner Gesangbuche gedruckt erschienen, dann der Lieder „Geistliche Seelen-Musik“ von H. Müller bekannt wurden, wie: „Soll' ich meinem Gott nicht singen.“ — „Geh aus, mein Herz, und suche Freud.“ — endlich des Liedes: „Nun geht früh drauf, es geht nach Haus.“ — welche alle vor Paul Gerhardt's Uebersiedelung nach Wittenwalde nach Berlin gedruckt zu sein scheinen.

Gründen bestritten können, daß dieses Lied im J. 1663 entstanden ist¹⁾. Zwar ist nicht zu leugnen, daß dasselbe eine Nachbildung der Stelle Röm. 8, 31—39 ist; aber daß sein 13. Vers eine Hindeutung auf den Fürsten der bösen Geister, oder eine Uebersetzung von Röm. 8, 38 sei, das widerlegt sowohl der Ausdruck und Zusammenhang dieses Verses überhaupt, als der 14. Vers insbesondere, wozu noch kommt, daß die Worte: „kein Jörn des großen Fürsten,“ in der unter den Augen des großen Kurfürsten erscheinenden Gesamtausgabe der Gerhardt'schen Lieder in „kein Jörn der großen Fürsten“ verändert, nach dem Tode des großen Kurfürsten aber wieder in ihrer Ursprünglichkeit, „des großen Fürsten“ hergestellt wurden (vergl. zu näherer Instruction: D. Schulz, Paul Gerhardt und der große Kurfürst, [Berlin 1840.], und desselben in: Sendschreiben an den Herrn Confistorialassessor Wischew., den Jörn. des großen Kurfürsten betreffend [Berlin 1841.]).

Wenn ferner das Lied: „Herr, was hast du im Sinn,“ welches übrigens erst in der 1666 und 1667 erschienenen Gesamtausgabe der Paul Gerhardt'schen Lieder veröffentlicht wurde, eine nicht geringe Besorgnis in Bezug auf die Erscheinung eines Kometen ausdrückt, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß dasselbe in dem Jahre 1664 oder 1665 verfaßt sei, wo ein Komet beobachtet wurde, dessen außerordentlicher Glanz und schneller Lauf ganz Deutschland in großes Schrecken setzte.

Was weiter die zwei Lieder betrifft: 1) „Mein herzer Vater, weint ihr noch“ und 2) „Du bist zwar mein und bleibst mein,“ welche ebenfalls erst in der Gesamtausgabe der Gerhardt'schen Lieder zu allgemeiner Kunde gelangen und eine tiefe Klage, aber auch einen hohen Trost über den Tod eines Kindes aussprechen, so darf wol, auch um der großen Innigkeit des Gefühls willen, die aus diesen Gesängen entgegenkommt, angenommen werden, daß dieselben von dem Dichter nach dem Gingange seines jüngsten Sohnes im J. 1663 zu seiner und seiner Gattin Aufrichtung aus dem Schmerze gezogen sein.

Wenn endlich das Lied: „Ich danke dir mit Freuden,“ welches den Schluß der durch die Gesamtausgabe der Gerhardt'schen Andachten veröffentlichten Lieder bildet, zwar eine Bearbeitung des im 51. Cap. des Psalms enthaltenen Dankgebets ist, so darf dasselbe besonders im 2. und 8. Verse:

2. Du daß in harten Zeiten
Dieß Omal' erhellt,
Daß meiner Feinde Treuen
Nur Leben nicht erlitt,
Wenn sie an hohen Orten
Mich, der ich's nicht gedacht,
Wid' tödten, während horten
Zehr übel angebracht.

17) Als das Kirchenministerium zu Gunsten des Archidiaten von Reinhard, dem des Kurfürsten Ungehorsam angelühnt war, sich mit einer Vorstellung vom 13. Aug. 1663 an den Oberpräsidenten wandte, erhielt dasselbe noch am nämlichen Tage eine Antwort, deren Inhalt eine sehr bestimmte Drohung und daher nicht wenig Grund enthält, Paul Gerhardt in ähnliche Sorge zu versetzen.

H. Gerstl. I. Bd. u. 2. Briefe Berlin. LXI.

8. Es war in allen Ländern,
So weit die Vögel sahen,
Kein einz'ger Freund vorhanden,
Der bei mir wollte stehn;
Da dacht' ich an die Güte,
Die du, Herr, täglich thust,
Und hub Herz und Gemüthe
Zur Höhe, da du ruftst.

aber auch in den übrigen Versen wol mit um so größerem Rechte auf die persönlichen Erfahrungen Paul Gerhardt's in seinem Kampfe für die Belenntnisse seiner Kirche bezogen, und daher seine Entstehung erst in diesen Jahren gesucht werden, als der Dichter wol nicht angemessen und würdig die Sammlung seiner Lieder als mit diesem bescheiden konnte.

Die andern Lieder Paul Gerhardt's enthalten zwar keine so deutlichen Anspielungen auf bestimmte Zeitverhältnisse; daß sie aber größtentheils nicht seinen früheren, sondern späteren Leistungen angehören, dafür spricht, daß sie theils Producte eines den kirchlichen Cultus in längerer Verdienung immer tiefer erfassenden Geistes der Achtung und Liebe gegen die Kirche und ihr Leben²⁾, theils Ergänzungen der sich mit den Jahren steigenden Verehrung des Dogma's³⁾, theils endlich Gesänge sind, welche in Hinsicht ihrer Form zu der Vervollkommenung Anlaß geben, daß in ihnen der Schwung der jugendlichen Phantasie vielfach vermehrt werde, obwohl mancherlei sprachliche Kunstmittel angewendet sind, um diesen Mangel zu verbergen⁴⁾, wie es denn geschichtlich nachzuweisen ist, daß Paul Gerhardt, als die traurige Zeit seiner Amtsabgabe näher rückte, von der kräftigen Erhebung seines dichterischen Geistes immer mehr verlor, bis sie mit dem Eintritte jener Zeit gänzlich aufhörte. Heinrich (vergl. desselben Erzählungen über evangel. Kirchenlieder [Halle 1849.]) erzählt, daß Paul Gerhardt eines Tages, als er den Kurfürsten in Betreff seiner Amtesniederlegung um ein freies Werk bitten wollte, der Kurfürst ihn begnadet und von dieser huldreich mit den Worten angetroffen worden sei: „Ehrwürdiger Herr Gerhardt, mit Sehnsucht heße ich seit Langem auf eine neue Liebesgabe

18) Als solche sind offenbar die sich auf die Kirche bezogen, christlichen Aechte bezeichnenden Gesänge anzusehen, deren Paul Gerhardt nicht wenige hat, wie auch die Bearbeitungen und Nachbildungen von sehr Gebeten Jesu, Andre's und der sieben Passionisten Bernhard's von Clairvaux. 19) Zu diesen Ergänzungen sind unstreitig folgende drei Lieder zu zählen: 1) „Was alle Weisheit in der Welt“ 2) „Du Wolf, das du getauft bist“ 3) „Herr Jesu, meine Liebe“ davon ist das erste eine didaktische Bearbeitung des Trinitätsdogma's, das zweite eine poetische Darstellung der Lehre von der Laufe und das dritte eine Darstellung der lutherischen Auffassung des heiligen Abendmahls; ein didaktisches Streben zeigt sich bei Paul Gerhardt auch in andern Liedern, jedoch weniger gekünstelt; hier aber gibt es sich in einer Weise kund, die das Dogma zum Rathheile der Poesie erhebt. 20) Die Lieder, die zu dieser Vervollkommenung Anlaß geben, haben entweder biblische Geschichten in Reime gebracht, wie: „Zunächst auch hier um überaus“ — „Wacht auf, merkt Himmel, Erde“ — „Johannes sahe durch Gesicht“ — „Voller Wunder, voller Kunst“ — oder zeigen durch Hühnen von Gegenständen, Hyperbeln u. dgl. das Schwächerwerden des dichterischen Vermögens, wie: „Herr, ich will gar gerne bleiben“ — „Wie ist es möglich, höchstes Licht“.

cures christlichen Gemüthes, aber ihr last meinen Durs! ungestillt; wollt ihr nicht mehr singen, ehrwürdiger Herr?" er aber die Antwort gegeben habe: „Aufsichtliche Durchlaucht, o wie gern wollte ich den Herrn perfien in einem neuen Liede! Aber wo Angst und Qual die Seele fällen, da sind die Saiten der Harfe gerissen." — Diese Erzählung Heinrich's findet darin ihre Bestätigung, daß sein Buch, welches seit 1667 erschienen ist, ein neues Lied von Paul Gerhardt gebracht hat, das nicht schon in der Sammlung seiner Gesänge von 1666 und 1667 oder als Anhang seiner früher gehaltenen und gedruckten Leichenpredigten bekannt geworden war. So ist es denn geschichtlich erwiesen, daß sein Sängerkund verstummt, als die Last, die ihn drückte, zu schwer wurde, und die Betrübnis seiner Seele zu einer Höhe stieg, daß sie ihr Gebet nur noch mit unaussprechlichen Seufzern verrichtete. Seit dem Februar 1666, wo seine Absehung eintret, wurde ihm nicht blos die Muße, sondern auch die dringende Aufforderung, die Kinder seiner dichterischen Bestrebungen zu sammeln, zu erben und herauszugeben. Der Musikdirector der berlinischen Hauptkirche, der 1668 als Professor der Musik an das Gymnasium zu Alten-Stettin versetzte Freund unser Dichters, Johann Georg Ebeling, ließ in der ersten Hälfte des Jahres 1666 und in der zweiten des Jahres 1667 den, wie sich denken läßt, beweitem größten Theil der bis dahin bekannt gewordenen Lieder Paul Gerhardt's unter dem Titel:

Pauli Gerhards Geistliche Andachten, bestehend in 120 Liedern u. s. w. (Berlin, bei Christoph Junge, 1668. Fol.)

erscheinen, und zwar in einzelnen Heften, von denen jede eine Zuweisungsschrift und ein Dugend Lieder enthielt, mit neuen sechskimmigen Melodien versehen, die er vornehmen Herren und Damen in der Kur- und Mark-Brandenburg, sowie in Berlin und Gollu an der Spree widmete, und darauf dieselben Lieder zu Alten-Stettin bei Daniel Starke 1669 der Bequemlichkeit wegen im Octav-Format noch zwei Mal abdrucken.

War Paul Gerhardt bei dieser Herausgabe seiner geistlichen Andachten nicht unfähig, so nahmen seine Zeit und Wirkksamkeit vom Jahre 1666 an doch noch viele andere Angelegenheiten in Anspruch, obschon er seit einer am 19. März 1666 vollzogenen Ernennung erst nach seiner Rekrutur, weil es an Predigern fehlte, wieder einige amtliche Funktionen, am 27. Jan. 1667 aber die letzte (eine Lauf) zu Berlin verrichtete. Freilich waren es keine schmerzfreien Beschäftigungen, denen er sich hingab, sondern die allerdruklichsten, denn sie galten seiner Kirche und seiner Familie, und beide ihm theuersten Kreise waren von bitteren Schidungen heimgesucht. Gleichwol hörte er nicht auf zu sorgen und zu schaffen, um sie ihnen widerfahrne Leid wo nicht zu beseitigen, doch auf allerlei Weise in seiner Schwere zu erleichtern. Wir haben schon oben erwähnt, daß er nach Verlust seines Amtes seine darüber betriehte Gemeinde zu beruhigen suchte, wir dürfen annehmen, daß er diese, soviel als möglich, auch mündlich zu thun nie aufgehört habe. Wir haben ferner oben erwähnt, daß ihm der Tod alle seine Kinder bis auf eins entriß,

er aber seine Gattin, so innig und kräftig, als er's nur vermochte, getröstet habe; greiß wird er sie auch bei ihrer zunehmenden Kränklichkeit und Körpererschwäche mit seiner Tröstung nicht verlassen haben. In dieser Zeit, in welcher er seine Stelle und ihr Einkommen verlor, traf ihn noch das herbe Geschick, daß er seine Gattin am 5. März 1668 dahin schreiben sah, an der er, wie es in ihren Personalkunden heißt²¹⁾, eine Frau gehabt, die „sich nicht nur in all ihrem Kreuz, es sei auch gewesen, was es wolle, sehr wohl zu schiden gewußt, sondern auch ihrem Herrn zu vielen Malen ein Herz eingesprochen, und mit freundlichen Worten und heilseligen Gebeten ihn so gestärkt habe, daß er eben darin ihren Beistand hinfest am meisten vermessen werde." Aber mit seinem Einkommen verlor er nicht sein Auskommen, denn seine Freunde und Anhänger sorgten für ihn, und die Schwärze seiner verstorbenen Frau, die Witwe des am 28. April 1657 gestorbenen Archidiacons an der St. Nicolaitirche zu Berlin, W. Joachim Fromm, (die, wie es scheint, schon längere Zeit in seinem Hause lebte) nahm sich seiner und seines Kindes an und wartete sorgend und pflegend seines Hauswesens bis an sein Lebensende. Endlich erhielt er auch in Sachsen eine neue Anstellung als Prediger. Der Hergang dieser Angelegenheit wird verschiedn berichtet²²⁾, das urkundlich festgestellte

21) Vergl. Kurze Lebensgeschichte der Anna Maria Gerhardt von Langbecker. (Berlin 1842.) Es werden hier auch die sie und ihre Familie betreffenden Grabchriften S. 16 fs. mitgetheilt; auch der Sage geschichtl. Erwähnung, daß Paul Gerhardt mit seiner Gattin nicht recht einsig gelebt habe. Was Langbecker für das Vorhandensein dieser Sage anführt, beruht auf Mißverständniß von Hippel's Lebensläufen u. 1. Th. S. 36 fs. Daß Paul Gerhardt eine nicht sehr glückliche Ehe geführt habe, wird demjenigen nicht glaublich scheinen, der seine beiden Lieder liest: 1) „Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ." 2) „Ein Weib, das Gott den Herren liebt." — In so inniges Lob der Frauen und des ehelichen Lebens einhalten, wie es wol der nicht ausprechen konnte, der von beiden nur wenig Gutes erfahren hatte.

22) Hier ist wenigstens eines Berichtes zu gedenken, der so glaubhaft klingt und doch zu sehr der geschichtlichen Wahrheit widerspricht, als daß er mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Nach demselben wandert unser Sängler als ein flüchtiger Werbmann mit den Seimigen aus Berlin, ohne zu wissen, wo und wann er sein Unterkommen finden werde. Er wendet sich nach Kursachsen, seinem Vaterlande; unterwegs übernachtet die arme Familie in den Gasthöfen kleiner Städte. Da sitzt einsam Gerhardt's Gattin in Thänen versenkt und beklammert ihr und der Ahrten hartes Geschick. Die Mann schick sie aufzuwecken, aber seine Tröstungen wollen Nichts fruchten. Als er sie auch noch umsonst an die Worte des 78. Psalmes: „Beschlei dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen" — erinnert hat, geht er, selbst gerührt von dem herrlichen Spruche, hinaus, legt sich im Garten des Wirthshauses auf eine Bank und dichtet sein schönes Trostlied: „Beschlei du deine Wege", kehrt darauf in die Gaststube zurück, liest es seiner betörmerten Gattin vor und bringt dadurch wirklich Ruhe in ihr Herz. Am späten Abend traten darauf zwei Fremde in die Gaststube, tießen sich mit dem unbekanten Reisenden in ein Gespräch ein und erwählten unter Anderem, daß sie von Merseburg kämen und nach Berlin reisen wollten, um beschien einen absterbenden Prediger, Namens Gerhardt, aufzusuchen. Auf diese ihre Erzählung laßt ihnen Gerhardt, daß er eben der sei, den sie suchen wollten, und erhält nun von ihnen ein Handschreiben ihres Herrn, des Herzogs Christian von Mer-

davon ist der Hauptsache nach Folgendes: Paul Gerhardt wurde dem Magistrate zu Kuppen, der damals zum Gebiete des Herzogs Christian von Sachsen-Weimar gehörigen Hauptstadt der Niederlausitz, zur Verurteilung in das daselbst erledigte Archidiaconat empfohlen und um eine Gastpredigt daselbst ersucht; er hielt dieselbe im October 1668, gab bei dieser Gelegenheit zugleich seine Wünsche in Bezug auf die Annahme dieser Stelle zu erkennen und erhielt in Erwiderung hierauf seine vom Magistrate unterm 29. Oct. 1668 ausgefertigte Vocation, aber durch allerlei verdrüßliche Verhandlungen mit dem Magistrate¹⁾ hingezögelt, konnte er sich nicht entschließen, die Stelle, wie gewünscht wurde, schon in der Folgezeit anzutreten, sondern er übernahm sein Amt erst nach ausgeführter Instandsetzung der Archidiaconatswohnung am Trinitatisfeste 1669.

Leider ist keine genauere Nachricht darüber vorhanden, was er in diesem, seinem neuen Wirkungskreise Besonders geistlich und erfahren habe. Der Umstand in dessen, daß man ihn zu Kuppen durch ein Delgemälde in Lebensgröße abbilden und dieses sein Bild²⁾ in der

Lebensgröße abbilden und dieses sein Bild²⁾ in der Lebere, worin er dem Dichter, dessen widriges Schicksal ihm zu Ohren gekommen war, ein ansehnliches Abgemälde und eine Botschaft als Pfarrer anbot. Gerhardt las und wandte sich dann mit den Worten an seine Gattin: „Siehe, wie Gott forcht! Sagte ich dir nicht: Besicht dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen.“ — Dieser Bericht findet sich zuerst in einer Erzählung, die der Superintendent A. Ch. Rudas über die Entstehung des „Beckel zu deine Weib“³⁾ im Jahre 1799, S. 143 ff. veröffentlicht hat, und die hienach auch in andern Schriften, als Zöckers' Dichterkreis vom Jahre 1808, A. Scherer's Monarchen (Erlangen 1819), Bezugsangaben, und von Schmidt von Büder (vergl. dasselben Gedichte S. 185; zu Brandenburg ein maliet“). Friedrich Kasmann (vergl. dasselben Paul Gerhardt, eine dramatische Poësie. (Erfen 1813.)), Joh. Daniel Böckel (vergl. dasselben Ehrengebißnisse c. evangelischer Glaubenshelden, (Erlangen 1830)) und Andern poetisch bearbeitet, durch kritische Untersuchung aber als ungegründete und unzulässige Sage erwiesen ist. Der Geist, welcher diese Kritik auf diese so erbauliche und Paul Gerhardt's würdige Erzählung anwandte, war Fr. Nicolai (vergl. Berliner Monatschrift. Jahrg. 1808, S. 338 ff.), die Gründe, welche er gegen die geschichtliche Wahrheit derselben geltend macht, sind hauptsächlich folgende: 1) daß dieses Bild sich schon im Berliner Gesangbuche von 1659 gedruckt finde, zu einer Zeit also entstanden sein müsse, wo an Paul Gerhardt's Amtentlassung gar noch nicht gedacht wurde; 2) daß Paul Gerhardt aus Berlin niemals vertrieben sei; 3) daß Paul Gerhardt in Berlin selbst nie mit Nahrungserlegen zu kämpfen gehabt habe, als er sein Amt ausgeübt hätte; da er durch freiwillige Unterthänigkeit, so lange er deren bedurft, von seinen Freunden und Werthern erhalten sei.

23) Diese Verhandlungen bezogen sich theils auf den vom Magistrate vorhergesagten, aber zu langsam betriebenen Ausbau der Amtwohnung Paul Gerhardt's, theils auf Mittheilungen, die der Magistrate an Paul Gerhardt gemacht, während er sie hätte unterlassen sollen, und die er nicht gemacht, während er sie hätte nicht unterlassen sollen. So hatte z. B. der Magistrate Gerhardt mitgetheilt, daß man in der Stadt ungehalten darüber sei, daß er sich ein hübsches Fermeil hier mitbringen wolle, hatte dagegen Nichts davon erwähnt, daß Paul Gerhardt in Preußen auch die Stellung der Pfarrer zu übernehmen habe. 24) Leider ist der Mäler ebenso wie die Zeit der Verfertigung dieses Gemäldes unbekannt, da sich auf demselben nur an seinem Fuße

Kirche daselbst aufhängen ließ, eine Auszeichnung, die nur wenigen ehemaligen Generalsuperintendenten, aber Keinem seiner Amtsvorgänger zu Kuppen zu Theil geworden und ohne Zweifel dem Verdienste gegolten ist, welches er sich ihrem Urtheile nach durch seine Thätigkeit erworben, läßt darauf schließen, daß er trotz aller ihm vom Magistrate vorher berechneten Unannehmlichkeiten und Kränkungen voll freudigen Eifers für das Heil der ihm befohlenen Seelen in sein Amt eingetreten, und in der Ausübung seiner Berufspflichten nicht ohne den Trost geblieben sei, daß er zu vieler Segen von Neuem sich dem Dienste am göttlichen Worte gewidmet habe. Als der Abend seines Lebens gekommen und ihm die Nacht bald anzubrechen schien, wo er das Innerste seines Leibes und Sterbens nicht mehr mündlich offenbaren konnte, legte er das Besondere dieses seines Willens in einem Schriftstücke nieder, das von seinem Sohne, Paul Friedrich, in seiner Wichtigkeit für Alle, welche seines Vaters sittlichen Charakter richtig würdigen wollen, erkannt, als ein Vermächtniß nicht bloß für sich, sondern für die Nachwelt überhaupt der Öffentlichkeit übergeben⁴⁾ und in der That zu bedeutungsvoll ist, als daß es in der Biographie Paul Gerhardt's fehlen dürfte, weshalb wir dasselbe hier folgen lassen. Es lautet so: „Nachdem ich nunmehr das siebenzigste Jahr meines Alters erreicht, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber frommer Gott mich in Kurzem aus dieser bösen Welt erlösen und in ein besseres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gehabt habe; so danke ich ihm zuvörderst für alle seine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an bis auf jegige Stunde an Leib, Seele und an Allem, was er mir gegeben, erwiesen hat. Daneben bitte ich ihn von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kommt, eine fröhliche Absahrt verleihen, meine Seele in seine väterlichen Hände nehmen und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erden

seitwärts die Worte: „Theologus in circho Satanae veratus“ und unter demselben das Epigramm von S. Bernerdt befinden:

Sculpis quidem Pauli vira est atque imago Gerhardi,
Cujus in ore fides, spes amor uoque fuit.
Hic decuit nostris Anasph reditvius in oris
Et cecinit laudes, Christie benigni, tuae.
Spiritus aetheris veniet libi sedibus hospes,
Haec ubi asepno canes carmina sacra Deo,

welches der Pfaff Straube in Wittenwalde schon übersetzt in folgendem Verse wiederzugeben hat:

Wie lebend sieht du hier Paul Gerhardt's theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb' und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Apsoph's Harfenklängen,
Erheb er Christi Leib in himmlischen Gesängen.
Sing seine Lieder oft, o Christ, in heil'ger Lust,
So bringet Gottes Geist durch sie in deine Brust.

25) Der E. h. n. übergab dieses Schriftstück dem Confessorialrathe Dr. Joh. Frim. Reuffing zu Aroß, welcher dasselbe in der von ihm besorgten Ausgabe der Paul Gerhardt'schen Lieder in der Vorrede hat abdrucken lassen. — Was aus diesem Sohne Gerhardt's später geworden ist, hat noch nicht ermittelt werden können, da dieselbe in der eben angeführten Vorrede von Reuffing zwar Magister der Philosophie genannt, aber nach seinem Vornamen und Amte nicht weiter angegeben wird.

bis zu dem lieben jüngsten Tage beschern, da ich mit allen Meinigen, die vor mir gewesen, und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder-erwachen, und meinen lieben Herrn Jesum Christum, an welchen ich bisher geglaubt und ihn doch nie gesehen habe, von Angesicht zu Angesicht schauen werde. Meinem einzigen hinterlassenen Sohne überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei aber einen christlichen Namen, dessen er sich sonderslich nicht wird zu schämen haben. — Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von seiner zarten Kindheit an dem Herrn, meinem Gott, zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Wortes werden soll; dabei soll es nun bleiben und sich daran nicht lehren, daß er wenig gute Tage dabei haben möchte, denn da weiß der liebe Gott schon Rath, und kann das äußerliche Krüßtal mit innerlicher Herzens-Lust und Freudigkeit des Geistes genugsam ersetzen. Die heilige Theologie studire in reinen Schulen und auf unversälfachten Universitäten und hüte dich ja vor Sonfretissen, denn sie suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu. — In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehle deines Gottes. Insonderheit

1) thue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonnen.

2) Auser deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Werst du dann, daß dich der Hohn erhitze habe, so schweige stockstill und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die zehn Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast.

3) Der fleischlichen sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dormalcinst zu solchen Jahren kommst, daß du heirathen kannst, so heirathe mit Gott und gutem Rath frommer, treuer und verständiger Leute.

4) Thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben, denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erde längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen lieben Sohn geschenkt hat, und da er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kinde auf- und angenommen hat.

5) Den Geiz fleuch, als die Hölle und laß dir genügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast, obs gleich nicht allzu viel ist. Verschert dir aber der liebe Gott ein Vöhrtes, so bitte ihn, daß er dich vor dem leibigen Mißbrauch des zeitlichen Gutes bewahren wolle. Summa: bleibe fleißig, studire was Christliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntnisse beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden williglich und freiwillig. Amen."

Die Ahnungen, die Paul Gerhardt in diesem von seiner, wenn auch besangenen, doch immer lauteren und bis zum letzten Athemzuge heißen und thätigen Liebe zu seiner Kirche zeugenden Schriftstücke ausspricht, gingen nach Abfassung desselben in baldige Erfüllung; wie das lübbner Kirchenbuch angibt, entschlief er am 7. Juni

1676, und wie der Hymnolog Schamelius in seinem Liedercommentare erzählt, mit den Worten: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten“²⁶⁾.

Paul Gerhardt hat sich auch auf andern Feldern seiner Wirksamkeit nicht geringes Ansehen erworben, wie die Stellung, die man ihm bei dem Religionsgespräche als Verfasser der Aufsätze und Thesen einräumte, und die Achtung beweißt, die er um seiner Predigten und seines Wandels willen bei Anhängern wie bei Gegnern seines religiösen Bekenntnisses genoss. Auch verbiente er solche Anerkennung in den verschiedenen Zweigen seiner Thätigkeit um der ausopfernden Hingebung seiner Kräfte willen, die er hier wie im Kampfe für die Rechte seiner Kirche offenbarte. Allen abgesehen davon, daß wir von den Früchten seiner theologischen und pastoralen Thätigkeit²⁷⁾ nur eine sehr geringe Kenntniß besitzen, so scheint auch aus Allem, was wir darüber wissen, hervorzuergo, daß sie weitest nicht an die Vortrefflichkeit seiner poetischen Leistungen binanreichte. In diesen steht er einzig da, durch sein großes Verdienst um das evangelische Kirchenlied, für dessen höhere Vollendung keiner nach Luther so Großes gewirkt hat, als Paul Gerhardt; weshalb er auch „der andere Luther“ auf dem Gebiete dieser Dichtung genannt wird. Und wirklich als „ein zweiter Luther“ tritt Paul Gerhardt in seinen Liedern uns entgegen, denn Luther's vollständiger Sängergestalt athmet in ihnen, wie weit auch Paul Gerhardt von der Weise abweicht, in der Luther den Glauben seiner Kirche in seinen Gesängen verberlicht. Die Anforderungen an das evangelische Gemeindeleben waren mit den Verhältnissen der Zeit andere geworden; diesen Anforderungen entsprechend, sang Paul Gerhardt nicht vom Standpunkte des allgemeinen, sondern des persönlichen Glaubensgefühles; nichtsdestoweniger stand er in seinen Liedern fest auf dem Grunde des allgemeinen Kirchenbekenntnisses und das ist es, was wir den vollständigen Charakter derselben nennen, was ihnen den Werth echter geistlicher Gemeindeclieder verleiht. Paul Gerhardt sang aus dem Herzen seiner evangelischen Volk-

²⁶⁾ Siehe den 8. Vers des Paul Gerhardt'schen Liedes: „Warum sollt' ich mich denn grämen.“ ²⁷⁾ Die theoretische geistliche Durchbildung Paul Gerhardt's scheint, wie wir schon oben angedeutet haben, nicht sehr groß gewesen zu sein, indem sie sich nur in der polemischen Behandlung des lutherischen Lehrbegriffs zeigte, in dieser aber einen großen Mangel an positiver Kritik bewies, so daß er zum weiteren Ausbau des dogmatischen Systems seiner Confession, ja selbst zu dessen Erhaltung und Bewahrung wie Nichts beigetragen hat. — Was seine praktische geistliche Thätigkeit anlangt, so sind von seinen geistlichen Amtstheorien, wie D. Schulz a. a. O. S. LXXXVIII bemerkt, nur vier Leichenpredigten auf uns gekommen, in denen er, der Predigtweise seiner Zeit folgend, nach einem doppelten Exordium, einem allgemeinen in Bezug auf die Bermannung, und einem besondern in Bezug auf den zu erklärenden Text, eine in kurzen Worten ausgesprochene Angabe der Hauptgedanken in deutscher und lateinischer Sprache und hierauf die Abhandlung der einzelnen Theile selbst folgen läßt, welche letztere einfach und würdig, in den Verhältnissen, die sich daran anknüpfen, nach der Sitte der Zeit sehr ausführend ist. Ubrigens zeichnen sie sich nicht weiter durch besonders auffallende Vorzüge vor ähnlichen Predigten seiner Zeitgenossen aus.

genossen, das erkennt auch Wackernagel in seiner Vorrede zu den Liedern desselben an, wo er ebenso wahr als schön sagt: „Paul Gerhardt kann in Beziehung auf den geistlichen Gehalt seiner Lieder aus zwei ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten einseitig aufgefaßt werden. Seine Gedichte scheinen den Uebergangsbereich seiner Zeit abzuspiegeln, wo neben dem christlichen Gemeinbewusstsein sich das persönliche Gefühlleben, die subjective Richtung, anfangend zu machen. So kann man ihn als den letzten und zugleich vollendeten derjenigen Dichter ansehen, die im confessionell-kirchlichen Glauben gegründet waren, und mit ihm die Reihe der streng kirchlichen Dichter abschließen. Man kann ihn aber auch die Reihe derjenigen Dichter eröffnen lassen, in deren Liedern Preis und Andeutung des geöffneten Gottes zurücktreten vor dem Ausdruck der Empfindungen, die sich der Seele im Anschauen ihres Verhältnisses zu Gott, dem sich offenbarenden Heile, bemächtigen. Das Wahre ist, daß Paulus Gerhardt auf der Höhe seiner Zeit stand und sich in ihm beide Richtungen aufs Lebendigste vereinigten. Dichtete er nicht ausdrücklich für die Gemeinde, nicht so unmittelbar im kirchlichen Interesse, wie Luther, sondern aus persönlichem Bedürfnisse, in persönlichen Anschauungen, so war der Pulschlag seines innern Lebens doch das gemeinsame kirchliche Bekenntnis, und seine Empfindungen, so persönlich sie sein mochten, waren doch nur Wellen der heiligen Tauf- und Lebensfluth, in welcher jedes andere Glied der Kirche mitathmete und mitempfand. Sein Leid und Gottes Liebe, der Seele Fragen und Gottes Antwort, und sagen wir es mit jenem Ausdruck der Schule, Subject und Object, Weibes ist in ihm wie in seinen Liedern Eins, so Eins, wie es nur dann sein kann, wenn die Empfindung nicht bloß persönliche Wahrheit hat, sondern die höhere, gemeinsame des Volks und der Kirche.“

Als überaus begabter und durchgebildeter geistlicher Liederdichter tritt Paul Gerhardt uns ferner entgegen, wenn wir auf seine Dichtungen näher eingehen. Leicht geht sein Mund von dem über, was sein Herz erregt und bewegt, und leicht erhebt sein Inneres den Anstoß, in eine dichtende Thätigkeit überzugehen. Nicht bloß die höhern Angelegenheiten des Menschenherzens, auch die niederen Erscheinungen des Erdenlebens geben ihm reichlichen Stoff, im Gesange zu ihnen in Beziehung zu treten, und so vielfeitig und reich sind seine Gedichte, daß Wackernagel mit Recht über sie urtheilt: „Es ist an ihnen wahr geworden, was die fromme Straßburgerin Karbarina Zell 1534 in ihrem Gesangbüchlein sich von schönen geistlichen Liedern verspricht, daß sie der Handwerkszettel ob seiner Arbeit, die Dienstmagd ob ihrer Schüsselwäschen, der Acker- und Feldmann auf seinem Acker und die Mutter dem weinenden Kinde in der Wiege singe.“ In der That gibt es wenige Lebensverhältnisse, die Paul Gerhardt nicht mit seinem dichtenden Geiste aufgefaßt und in der Beleuchtung dargestellt hätte, in der sie seinem geistlichen Blick erschienen. Und eine große geistlich-poetische Durchbildung beweisen die meisten seiner Gesänge. Alles, was der dichterischen Darstellung nicht werth ist,

bleibt ihnen fern, sie sind voll des Friedens und der Freude im heiligen Geiste, die äußere Gestaltung derselben ist dem innern Gehalte angemessen, würdig, edel, ungezwungen, wahr, einfach, kraßig. Daher fanden sie auch eine überaus günstige Aufnahme und nicht bloß die Glaubensgenossen Paul Gerhardt's, auch die Gegner seiner und aller protestantischen Confessionen besuchten, wie Schamellis (vergl. d. selben evangel. Liedercormentar [Leipzig 1737.] 1. Zth. S. 88) nach der Mittheilung des berühmten holländischen Pöthhists, Thomas Grenius, erzählt, nur darum die Lutherischen Kirchen, weil dieses Mannes herabgewürgte Lieder darin gesungen wurden. Daher hören wir ferner viele lobende Urtheile von ältern, neuern spruchfähigen Richtern über sie, und können es nur natürlich finden, was von segensvollen Wirkungen derselben auf einzelne Seelen berichtet wird“). Einige dieser lobenden Urtheile über Paul Gerhardt's Dichterwerth mögen hier ihre Stelle finden. Jeßting schreibt in der Vorrede zu der Sammlung der Gerhardt'schen Lieder: „Ich sage es frei, kein vergessliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhardt's Liedern, es fällt und fließt ihm Alles aus Lieblichkeit und Artigkeit, voll Geistes, Nachdruck, Glaubens und Lehre; da ist nichts gezwungenes, gekünsteltes, verbrochenes; die Reimen, wie sie sonst irgend etwas Himmlisches und Geistiges mit sich führen, also sind sie auch absonderlich in Gerhardt recht auserwählt, leicht und auserlesen schön, die Redensarten sind schriftsmäßig, die Meinung klar und verständlich, in Summa, alles ist herrlich und frohlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficirt und tröstet.“

Wilhelm Müller (vergl. desselben Bibliothek teuffsch. Dichter [Leipzig 1827.] 7. Bd.) sagt: „Gerhardt mag an geistlicher Heidenkraft von Luther, an herlicher Gluth von Fleming, an weicher Rührung von Simon Dach, und von den beiden letztern auch in sprachlicher und prosodischer Vollendung übertroffen werden, aber fassen wir sein und seiner Nebenbuhler ganzes Wesen zusammen, so steht er keinem nach. Seine Trümmigkeit ist nicht einseitig, sie hat sein ganzes Herz und seinen ganzen Geist so durch und durch eingenommen, daß sie ihn stark und süß, feurig und eifrig, weich und gelassen, milde und demüthig macht; und seine Muse redet bald die Sprache eines spielenden Kindes, bald eines schwärmenden Jünglings, bald eines rüstigen Mannes, bald eines lebenswunden Geistes. Sein Inneres ist immer so voll und sein Mund so willig, daß der Preis des Herrn und das Gefühl seiner christlichen Zeitigkeit ihm so leicht von den Lippen fließen, wie das Gewöhnlichste und Alltäglichste. Er braucht dazu keinen Anstoß zu einer Erhebung zu nehmen, er ermüdet und erschläft nicht, ja er kann oft gar kein Ende finden, so lebt und webt er in Gott und Gott in ihm.“

Gervinus, ein strenger Richter der geistlichen Liederdichter, äußert sich in folgender Art: „Gerhardt ging

28) Ueber diese Wirkungen geben Nachrieten: C. H. Koch, Geschichte des Kirchenliedes. (Zweigtart 1853.) Gung, Geschichte des Kirchenliedes. (Leipzig 1855.)

auf Luther's eheste Weise wie sein Anderer zurück, nur se modifiziert, wie es die Verhältnisse verlangten. Luther's Zeit gab der Glaube an die Gnade und das Ver- sönungsweert, die Erlebung und Sprengung der Höl- lenporten das fröhliche Vertrauen; ihm gibt's der Glaube an Gottes Liebe. Gerhardt ist durchgehend getreft und froh von Gemüthe; wie jene alten Volkssichter ist er unangebeugt und unangekrenzt fromm; gutartig und freundlich macht ihn die Seligkeit seines Glaubens; in Sprechart ist er gefällig, einfältig und wohlthuend, wie in seiner Denkart.

Ganz endlich (vergl. desselben Geschichte des teuffch. Kirchenliedes I. Bd.) äußert sich in Bezug auf Gerhardt folgendermaßen: „Wir finden in ihm Luther's biblische Einfalt und Kraft mit Nicolaus Hermann's volkstümlicher Naivetät und Frische, Arndt's Innigkeit und praktischen Sinn mit der lieblichen, fließenden Sprach- gewandtheit eines Paul Fleming vereinigt. Alle diese Eigenschaften werden von der Grundlage eines treuer- zigen, bieder, durch und durch wahren Charakters ge- tragen, der unter allen Drangsalen und Kämpfen eine ununterworfene ewigliche Frohlichkeit aufrecht erhält. Er hat selbst dieser Stimmung den bezeichnendsten Aus- druck gegeben, indem er singt in dem letzten Verse des Liedes: Ist Gott für mich, so tete — Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein, in vol- ler Freud' und Singen, sieht lauter Sonnenschein. Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ, das, was mich singend machet, ist, was im Himmel ist.“

Gegenüber diesen lebenden Urtheilen haben sich aller- dings auch andere Stimmen hören lassen, die nicht, wie der große König Friedrich II. von Preußen, blos an rinen³⁹⁾, sondern an mehreren Liedern Paul Gerhardt's Anstöß nahmen und über sie den Tadel aussprechen, daß sie sich ins Spielende, Weichliche und Süßliche ver- loren. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß einige Gesänge Paul Gerhardt's Spuren von dogmatischem Formelwesen und von Annäherung an das Kunststüde haben, aber die Mehrzahl derselben leistet selbst hohen Auforderungen an geistliche Lieder Genüge, nicht wenige gehören selbst zu dem Besten, was die Literatur der geistlichen Volkspoesie bis hierher aufzuweisen gehabt hat; wir rechnen besonders folgende dahin:

- 1) „Bekehr du deine Wege.“
- 2) „Ist Gott für mich, so tete.“
- 3) „Soll' ich meinem Gott nicht singen.“
- 4) „Ach trauer Gott, barmherzig Herz.“
- 5) „Auf, auf, mein Herz, mit Freuden.“
- 6) „Auf den Hebel folgt die Sonn.“
- 7) „Freudlich soll mein Herze springen.“
- 8) „Geh' aus, mein Herz, und such' Freud.“
- 9) „Wie dich zuseiden und sei still.“
- 10) „Herr, der du vorwärts hast das Land.“
- 11) „Ich singe die mit Herz und Mund.“
- 12) „Ich weiß, mein Gott, daß all' mein Thun.“
- 13) „Nicht so traurig, nicht so sehr.“

39) Nämlich an dem Liede: „Run ruhen alle Wälder.“ wel- ches Paul Gerhardt mit Reminiscenzen aus Virg. Aeneid. IV, 522—528 verfaßt hat. Das Räther hierüber (bei Gung a. a. D. I. Bd. S. 610.

- 14) „Run laßt uns gehn und treten.“
- 15) „Run ruhen alle Wälder.“
- 16) „D du allerhöchste Freude.“
- 17) „D Haupt voll Blut und Wunden.“
- 18) „D Welt, dich hier dein Leben.“
- 19) „Schwing dich auf zu deinem Gott.“
- 20) „Zei frohlich Alles weit und breit.“
- 21) „Wach auf, mein Herz, und singe.“
- 22) „Worum soll' ich mich dem grämen.“
- 23) „Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ.“
- 24) „Wie soll ich dich rümpfen.“
- 25) „Wie singen die mit Herz und Mund.“
- 26) „Zieh ein zu deinen Thoren.“

Von Ausgaben der Lieder Paul Gerhardt's bemer- ken wir außer den schon erwähnten und bei seinen Le- zten erschienenen Geling'schen noch folgende:

1) Die Ausgabe Nürnberg 1683, mit einer Vor- rede von Konrad Feuerlein, Prediger z. U. L. S. zu Nürnberg.

2) Im J. 1707 gab Dr. Johann Heinr. Guck- king zu Wittenberg die Gesänge Paul Gerhardt's „nach des Autors Manual und eigenhändigen revidierten Exem- plar, welches uns von dessen hinterlassenen einzigen Sohne, Herrn M. P. Fr. Gerhardt, aus. treuem und willigem Gemüthe ist mitgetheilt worden“ — mit einer schon erwähnten Vorrede heraus; davon erschien die zweite Auflage 1717, die dritte 1723. Die beiden ersten Auflagen sind äußerst selten; die dritte, ziemlich ver- breitete, enthält so schlechte Correcturen des Geling'schen Textes, daß fraglich ist, ob die auf dem Titel befind- liche und diese Ausgabe vor allen andern auszeich- nende Mittheilung nicht auf einer Täuschung beruht⁴⁰⁾.

3) Wurden Gerhardt's Lieder von Dr. J. Phil. Treu- ner 1723, zu Augsburg herausgegeben. 4) Erschienen dieselben von Neum zu Wittenberg 1821, und in zwei folgenden Auflagen zu Berlin 1827, und 1828, 5) gab 1841. G. G. G. Langbecker zu Berlin, 6) 1842. D. Schulz zu Berlin, 7) 1843. K. G. Ph. Wadernagel und 1849. wieder zu Stuttgart, die beiden Vorzüge noch mit eingehenden unvollständigen Darstellungen des Lebens unsers Dichters seine Lieder heraus, während der Letztere außer den noch älteren Herausgebern mit- getheilten 120 noch fünf neue bringt, welche Herr Dr. G. Friedländer in Berlin als Anhänge von Leichen- predigten aufgefunden und für Freunde Gerhardt's hat drucken lassen.

Außer den obengenannten Schriftstellern haben noch Andere das Leben Paul Gerhardt's behandelt, nämlich Widenbahn⁴¹⁾, in dem Gewande eines geschichtlichen Romans und Victor Strauß⁴²⁾ in erbaulicher Weise. In seiner Vaterstadt ging der Gedanke, eine Stiftung zum Gedächtnisse seiner Verdienste zu gründen, von dem Rämmerer J. A. Böhm in Gräfenhainichen aus, der dies Vorhaben zunächst dem dortigen Diaconus C. W. Trepte im J. 1828 mittheilte; durch das vereinte eifrige Be-

40) Das Räther hierüber findet man bei D. Schulz S. LXXXV und Wadernagel S. XIX ff. 41) Unter dem Titel: Paul Gerhardt, kirchengeschichtliches Lebensbild. (Leipzig 1843.) 42) f. Sonntagstübelsch. (Bielefeld 1844.) I. Bd. Erst 2.

mühen beider Männer“) fand das Vorhaben, dem Andenken Paul Gerhardt's auf dem Friedhofe seiner Geburtsstadt eine seinen Namen tragende Begräbniskapelle zu errichten, eine glückliche Aufnahme. Beiträge zur Verwirklichung dieser Absicht gingen so reichlich ein“), daß am 9. Mai 1830 unter feierlichen Aufzügen die Grundsteinlegung, in den Jahren bis 1844 die zweckmäßige und geschmackvolle Ausschmückung“), am 21. Oct. 1844 aber die Einweihung der Paul Gerhardt's-Kapelle stattfinden konnte. Tausende von Verehrern Gerhardt's versammelten sich dazu an heiliger Stätte, vor welchen der Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, Dr. Möller, selbst ein geistlicher Liebedichter, die schönste Weibrede“)) hielt. (Kraft.)

GERI (nordische Mythologie), ist in altnorðischer Form dasselbe, als das althochdeutsche Gero (s. d. Art.), wird jedoch nicht so vielfach abgeleitet, sondern einfach durch „avidus, vorn“*) gegeben. Es heißen so zwei mythologische Wesen:

1) Geri, Odhin's Wolf; von ihm sagen die Grímmismål 19: „Geri'n und Freki'n sättigt der kriegsgewohnte, gloriose Vater der Völkerverenden“, und vergl. dazu die Gylfagínning 38. Es wird weiter gesagt, daß Odhin von Wein allein lebt. Die Wölfe haben also die größere Nahrung. In den Denkvösem der Skaldskaparmål 75 beginnt die Aufzählung der dichterischen Bezeichnungen des Wölfs: Wargr, alfr, geri. In Island wird noch jetzt eine Nebenbörne Geri genannt. Diefes bezieht sich auf den altnorðischen Glauben, daß Wölfe die Sonne und den Mond am Ende dieser Welt verschlingen werden und sie jetzt verfolgen.

2) Geri, der Hund, kommt in dem physisch-erotischen Eddaliede Fölswinnsmål Str. 15 vor, wo gesagt wird: „Gisur (der Begierige) heißt der andre (eine), aber Geri der andre, wenn du das willst wissen. Giff Wachen wachen sie, bis die Mächte (Götter) vergehen.“ (Ferdinand Wackler.)

GERICHT, GERICHTSBARKEIT. Daß und warum im Staate ein Richteramt unentbehrlich sei, ist bereits im Art. Justiz u. f. w. (2. Sect. 30. Bd. S. 85 fg.) ausführlich dargelegt worden. Wir haben dort weiter die Gegenstände kennen gelernt, welche geeignet sind, einer richterlichen Beurtheilung unterstellt, überhaupt gerichtlich behandelt zu werden, die Voraussetzungen namhaft gemacht und die Grenzen gezogen, unter welchen und innerhalb welcher eine richterliche Wirksamkeit geboten und gerechtfertigt erscheint. Wir haben daselbst die unentbehrlichen Erfordernisse einer jeden richtigen

Gerichtsorganisation vorgeführt; wir haben zugleich aber auch gesehen, daß die richterliche Gewalt, wenn schon sie in der ihr zuwendenden eigenthümlichen Sphäre eine allerdings selbständige, und eben deshalb von der gesetzgebenden und von der regierenden Gewalt organisch getrennt sein, jedoch wo es auf die Realisirung der richterlichen Bestimmung ankommt, freilich einen Theil der regierenden Gewalt in sich vereinigen müsse, befehlsmäßig nur als Ausfluß der Staatshoheit, insbesondere der Justizhoheit zu denken sei. Tragt man also nach der Quelle, aus welcher die mit der Ausübung der Rechtspflege im Staate betrauten öffentlichen Behörden, — d. i. die Gerichte, — der Inbegriff ihrer gesammelten amtlichen Befugnisse und Obliegenheiten an und für sich, nicht minder die zu deren Bethätigung erforderlichen Mittel, und somit dasjenige entnehmen, was heutzutage der Ausdruck Gerichtsbarkeit in sich schließt, so kann als diese Quelle selbstredend wiederum nur die Staatshoheit bezeichnet werden.

Inzwischen sind die Attribute, welche man den Rechtspflegeanstalten beilegte, keineswegs immer die nämlichen gewesen. Ebenso Verschiedenartiges ist zu verschiedenen Zeiten mit dem Ausdrucke Gerichtsbarkeit oder Jurisdiction bezeichnet worden; es hat daher lange gedauert, ehe dieser Begriff seinen gegenwärtigen Inhalt gewann und die Staatshoheit in dem modernen Sinne dieses Wortes als ausschließliche Quelle der Gerichtsbarkeit anerkannt wurde.

Schon ein flüchtiger Blick auf die mehrfachen Stadien, welche jede der beiden hier hauptsächlich in Betracht kommenden älteren Gerichtsverfassungen, die römische*) nämlich und die germanische**), — diese letztere von den ältesten Zeiten ab bis zur völligen Ausbildung der teutschen Landeshoheit, — durchlaufen haben, läßt in dreifacher Hinsicht die erheblichsten Veränderungen wahrnehmen.

1) *Lud. Charondas, De juridic. et imperio* (Paris 1555.) (in Otto, *Thesaur. Tom. I. p. 839*). 2. *Quintilianus, De Jurisdictione et Imperio lib. II.* (Münch. 1598.) in *Meermann. Thesaur. Tom. II. Scip. Gentili. De Jurid. lib. II.* (Frankf. 1601. 1605. 1613.) u. *M. Aug. Caelianus, De off. potest. magistrat. rom. et jurisdictione.* (Genev. 1725.) *Sauvage, De judiciis secundum Jus Romanum.* (Paris. 1824.) *Barnouf, De re judic. et rei judicariae apud Romanos disciplina.* (Paris. 1824.) *Frid. Gail. de Tigertroem, De judicib. ap. Romanos.* (Berol. 1826.) *Stigm. Wilh. Zimmern, Der röm. Civilproceß bis auf Justinian.* (Heidelberg 1829.) *Aug. Wetmann-Hollweg, Gerichtsverfassung und Proceß des antiken röm. Reichs.* (Bonn 1834.) *Aug. Wilh. Heffter, System des röm. und deutschen Civilproceßrechts.* (Worm 1843.) §§. 37 — 42 u. §§. 57 fg. *Aug. v. Heib, Gesch. des röm. Criminalproceßes.* (Leipzig 1842.) 2. *Fr. E. Perendorf, De Juridic. germanica.* (Louv. 1740.) *Haufchild, Gerichtsverfassung der Deutschen, wie wohl vom 8. bis 14. Jahrhund. Christi gemein.* (Leipzig 1741.) *Witer, Geschichte und Befassung der Rechtspflege und Proceßform.* (Leipzig 1790.) *Wagge, Ueber das Gerichtswesen der Germanen.* (Halle 1820.) *Maurer, Geschichte des älgerman. u. Reichsgerichtsverf. d. Heiderberg 1824.) Steiner, Ueber das altdeutsche Gerichtswesen.* (Hofschloßburg 1824.) v. *Freiberg, Ueber das altdeutsche öffentliche Gerichtsverfahren.* (Landshut 1825.) *Bugner, Das öffentliche Gerichtsverfahren.* (Erlangen 1825.) *Unger, Die altdeutsche Gerichtsverfassung.* (Göttingen 1842.)

33) Trepte gab zur Förderung des Gedankens eine Paul Gerhardt's Leben beschreibende Skizze 1828 heraus. 34) Wir wollen hier auch die „metrischen Früchte“ gedenken, welche der Doctor David Sachs von Besten des Unternehmens herausgegeben hat.

35) Der König von Preußen vollendete die innere Ausschmückung durch das Geschenk eines vom Walter Otto in Berlin nach dem Vöbenhien Originalen kopirten Bildnisses Paul Gerhardt's. 36) Sie ist mit andern die Aetier betreffenden Auszeichnungen (Magdeburg 1814) ergriffen.

*) *Flan Magnusson, Lex. Mytholog. p. 399. 391.*

Aus Roms ältester Zeit wissen wir nur, daß das Richteramt, wie dies nach den Beugnissen der Geschichte bei den meisten Völkern der alten Welt gleichmäßig sich findet, mit der Gewalt des Staatsberhauptes, als einer der Hauptbestandtheile seiner Macht, auf das Engste verbunden war, darum von den Königen persönlich gehandhabt wurde³⁾. Zur Zeit der Republik hingegen, wo die gesammte römische Gerichtsverfassung allmählig zu einem seltenen Grade der Vollendung sich ausbildet, ist die richterliche Gewalt anfänglich mit jeder obrigkeitlichen Potestas, insbesondere mit dem consularischen Imperium⁴⁾ verknüpft und enthält nicht bloß die Befugniß, innerhalb des amtlichen Wirkungskreises des Inhabers die Verhältnisse der Bürger durch verbindliche Beschlüsse zu ordnen und diese Beschlüsse zu vollziehen⁵⁾, sondern auch die volle Strafgewalt⁶⁾. Seit aber, im 4. Jahrh. nach Roms Erbauung, in der Prätur ein eigenes, von der consularischen Gewalt abgelöstes Staatsamt für die Handhabung und Fortbildung des Civilrechts (juri inter civis dicundo) geschaffen ward⁷⁾, geht die richterliche Gewalt in veränderter Gestalt, in Rom auf den Prätor, in den Municipien auf die Duumviren, in den Provinzen auf die Statthalter über. Denn nunmehr (vergl. den Art. Judicium) beschränkt sich, was von jetzt an⁸⁾ iudicium im technischen Sinne genannt wird, im Wesentlichen bloß auf die Incumbenz und die Verichtung des höhern Magistrats, insbesondere des Prätors, kraft der ihm persönlich übertragenen Amtsgewalt für den einzelnen Fall, unter Zututh der streitenden Theile⁹⁾, einen Privatrichter — iudex privatus, — anfänglich aus den Senatoren, später aus dem Ritterstande, noch später aus eigenen Richtercurien, zu erwählen, denselben zur Erhebung der bei der vor dem Magistrats (in iure) stattgefundenen Feststellung des status causae et controversiae noch streng gebundenen Thatsachen, sowie zur Entscheidung des Streites zu ermächtigen, gleichseitig, in der ertheilten formula, den Rechtslag vorzuschreiben, welcher, im Falle der Verklagte beim Streite unterliegen werde, bei der Entscheidung zur Richtschnur zu dienen habe, endlich das vom iudex (in iudicio) gefällte Erkenntniß den Parteien zu verkündigen¹⁰⁾. Einen Civilproceß bis zum Ende zu instruiren und selbst zu entscheiden, kam dem Magistrats nur ausnahmsweise in den wenigen Fällen

zu, in welchen eine extraordinaria cognitio zugelassen war¹¹⁾. Selbst die Urtheilsverleihung galt für seinen eigentlichen Bestandteil der reinen iudicatio, wurde vielmehr nur in soweit¹²⁾ als mit darin enthalten und aus dem imperium mixtum hervorgehend gedacht, als die iudicatio eher als verziehende Gewalt des nöthigen Urtheils entbehrt haben würde. Ueberall nicht¹³⁾ in der iudicatio begriffen war auch die Criminalgewalt, welche in der classischen Zeit unter dem Namen imperium (imperium merum, gladii potestas oder potestas in der engsten Bedeutung) vorkam, als ein Refersat der höchsten Staatsgewalt aufgesetzt wird und die mit der iudicatio bescheidenden Magistraten daher, bevor zu Anfange des 7. Jahrh. nach Roms Ert. für die Unteruchung und Bestrafung peinlicher Fälle eigene Magistrate (Quaesitores oder Praetores quaestionum) ernannt wurden, nur außerordentlicher Weise, durch specielle Verleihung mittels Senatsbeschlusses oder Gesetzes, übertragen werden konnte¹⁴⁾. Erst in der spätern Kaiserzeit verschwindet mehr und mehr der praktische Unterschied zwischen dem jus dicere und dem iudicare, indem es allmählig zur Regel wird, daß die Obrigkeit keinen Ander mehr zu ernennen brauchen, sondern die ganze Sache selbst instruiren und das Urtheil fällen. An die Stelle vollkommener Selbstthätigkeit der einzelnen Richterbehörden, wie sie im Sinne des Rechtsstaates lag, tritt seit Diocletian und Konstantin¹⁵⁾ ein immer ausgeprägteres System der Rangordnung unter den verschiedenen Gerichten, an deren Spitze der Imperator selbst als oberster Richter steht. Dieser nimmt nun sogar Klagen in erster Instanz an, und läßt Criminalsachen nur durch kaiserliche Beamte entscheiden, bis zuletzt die, anfänglich wenigstens der Form nach noch beibehaltenen, iudicia ordinaria völlig sich verlieren, zur Zeit Justinian's¹⁶⁾, nach gänzlichem Wegfalle einer mit bestimmten Aemtern als solchen verknüpften Gerichtsbarkeit (iudicatio propria) nur vom Kaiser delegirte Richter, in der Eigenschaft von Staatsbeamten, noch vorkommen und eine staatsbezügliche oder kaiserliche allgemeine Gerichtsbarkeit, welcher alle Gerichtsbehörden unterworfen sind und an welche einzelne Sachen auch unmittelbar gebracht oder gezogen werden können¹⁷⁾, über das ganze Reich sich verbreitet.

Richt ganz unähnlich dem Entwicklungsgange der römischen iudicatio, aber doch in mehreren Stücken wesentlich abweichend davon ist auch der der ältern teutschen Gerichtsbarkeit. Neueste Forschungen¹⁸⁾ lassen

3) L. 2. §. 1. d. de orig. jur. I. 2. Dionys. Halic. Archaeol. Lib. X. c. 1. Cicero. De republ. Lib. II. c. 21. Lib. V. c. 2. 4) L. 2. §. 16. 27. d. de orig. jur. Livius. Hist. Lib. I. fin. Lib. II. c. 1. Lib. IV. c. 3. Dionys. Hal. Lib. V. c. 1 u. 2. Cicero. De republ. Lib. II. c. 32 und De legib. Lib. III. c. 3. 5) L. 1. §. 1. 2. d. quod quisque jur. 2. L. 2. d. de orig. jur. 6) L. 1. §. 1. d. de off. ejus cui mand. 1. 21. L. 11. d. de off. procons. 1. 16. 7) L. 2. §. 27. d. de orig. jur. Livius I. I. Lib. VI. c. ult. Lib. VII. c. 1. 8) Nach zu Cicero's Zeiten bedeutet iudicatio verpagte die richterliche, d. h. die auf Privatrecht angelegenden beschränkte Gerichtsbarkeit! v. Freytag, Clar. Cl. ciceronian. v. jurisdictio. 9) Bimmern a. a. D. §. 10. §. 29. 10) Bichmann-Hollweg a. a. D. §. 4 fg. und §. 12 fg. Heffter a. a. D. §. 41. §. 43 fg.

10*) Mühlentbruch, Entwurf des gemeinrechtlichen und preussischen Civilproceßes. (Halle 1827.) §. 36. §. 60. Lit. A. 11) L. 5. §. 1. d. de off. ejus cui mand. 1. 21. Heffter a. a. D. §. 45. 12) L. 1. §. 1. v. ed. edict. vergl. mit Heffter a. a. D. §. 39. Kol. 13. L. 3. D. de iurisd. 2. 1. 13) Vergl. Glück, Erläut. der Pand. 3. Bd. edit. 2. §. 11 unter Biff. VI. Bichmann-Hollweg a. a. D. §. 39 u. 41. 14) Bimmern a. a. D. §. 59. Bichmann-Hollweg §. 23. 29. 30 fg. 15) Bichmann-Hollweg §. 10. §. 28 fg. 16) Heffter a. a. D. §. 28. 17) Vergl. Phillips, Zeitschr. Gesch. 1. Bd. §. 38 fg. Perls, Monumenta Germaniae. T. II. p. 361. Unger a. a. D. §. 223 u. 379.

keinen Zweifel darüber übrig, daß bei den Germanen, sowie Religion und Recht, auch die priesterliche und die richterliche Qualität ursprünglich in Eins zusammenfielen. Die Priester, als Geseßshüter (*exarior*), wachten eifrig über die Ordnung bei den Gerichten, und vollzogen persönlich die Strafen, besonders bei Verleibungen der Götter. Bald schon finden wir indessen die richterliche Gewalt fast ausschließlich in den Händen der Volksgemeinden¹⁸⁾. In den feststehenden, zu bestimmten Zeiten des Jahres wiederkehrenden Versammlungen der sämtlichen Gausgenossen oder freien Bewohner eines Gaues, — dem ungebunden Ding, auch großes oder echtes Ding (d. i. Gericht) genannt, sowie, als in den außerordentlichsten Fällen zusammenberufenen solchen (dem gebunden Ding) führt ein Anfang vom Volke aus seiner Mitte gewählter Beamter, schon damals Graf (*gravius*), oder Gaufrag geheißen, den Vorsitz; in den Versammlungen der Cent, d. i. der Mitglieder einer aus einer bestimmten Anzahl von Gemeinden des nämlichen Gaues bestehenden Verbindung, der Centgraf (*Centenarius* oder *Tunginus*); in den Versammlungen der Mitglieder der einzelnen Localgemeinden endlich der *Decanus villae*, späterhin Schultheiß, Heimbürger, auch Dorfgerichte genannt. Zur Competenz des großen oder echten Dings (Stadtsding) gehörten, gleich allen wichtigeren Angelegenheiten des ganzen Gaues, so auch diejenigen, welche das Leben, die Ehre und das echte Eigenthum der Gausgenossen betrafen, namentlich alle Friedensbruchssachen, überhaupt alle Verleibungen, worauf geklagt wurde. Die minder wichtigen Sachen, die Bestrafung bloßer Frevel und gewisse Acte der jetzt sogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit, welche nicht die Veranßerung des Eigenthums an Grund und Boden zum Gegenstande hatten, waren den Volksgerichten der Cent zugewiesen, noch geringfügigere Händel, namentlich Markungsangelegenheiten, den Vorstehern der Ortsgemeinden. An die Vorstände der Volksgerichte wendete sich, wer in seinem Rechte sich gekränkt erachtete oder sonst des Gerichts bedurfte. Allein dem Grafen oder Richter kam bloß zu, die Gerichtssammlungen zu berufen, zum Erscheinen bei denselben zu nöthigen, die Verhandlungen zu leiten und das von den anwesenden, zum mindesten sieben¹⁹⁾ Urtheiler, welche, was gleich unerläßlich war, zu dem Stande der Parteien gehören mußten (*iudicium parium*) ausgesprochene Urtheil kund zu geben und, da nöthig, zu vollstrecken. Diese letztere Befugniß, dann genannt, entrichtete im Allgemeinen dem römischen Imperium. Sie schloß zugleich das Recht des Gebotes und Verbotes bis zu einem gewissen Maße, — äußersten Falles bei Strafe der Nicht- oder Verleibung — in sich²⁰⁾, geht aber vom 6. Jahrh.

ab, in der Zeit der fränkischen Monarchie, unter gleichem Namen, und auch ihrem Inhalte nach unverändert, auf den König über²¹⁾, welcher von jetzt ab zugleich als höchster Inhaber der Gerichtbarkeit anerkannt wird. Statt der früheren aus freier Wahl hervorgegangenen Volksgeschichtsbälter fungirten nunmehr Beamte des Königs²²⁾, in verschiedenen Abtheilungen und unter verschiedenen Benennungen, als (Grafen oder vicarii, Sendgrafen oder missi dominici s. regii) mit ihnen zugeordneten Schöffen (Ministerialen). Ihr Amt ruhet jedoch, so oft der König selbst im Gaus sich aufhält und²³⁾, mit Zugiehung geistlicher oder weltlicher Großen, welche dann das Urtheiler- oder Schöffenamt versehen²⁴⁾, in Person zu Gericht sitzt, oder²⁵⁾ durch seinen Pfalzgrafen Gericht halten läßt. Nach allmähligem Verfall der Gauverfassung entstehen für größere und kleinere Bezirke verschiedenartige neue, seit Karl dem Großen²⁶⁾ mit ständigen, auch wol erblichen Schöffen (*Scabini*) versehene Provinzial- oder Hofgerichte, Stadt-, Cent- und Landgerichte²⁷⁾, von denen hervorragende einzelne zu dem Range von sogenannten Oberhöfen²⁸⁾ sich erheben, bei welchen minder bedeutende andere, vermöge des mehr und mehr in Gebrauch kommenden Zugrathes, die Urtheile schöpfen und des Rechtes sich belehnen lassen. Jeneher es aber Grundhaft war und blieb, daß der römisch-keiserliche König und Kaiser „oberster Richter über Egen, Lehen und Leben“ sei²⁹⁾, und daß er die „Richterergewalt,“ häufig auch Voigtei genannt, mit dem Fohrenlehen und Grafenschaft³⁰⁾ oder mit dem Banne³¹⁾ als untergeordnetes Amt beliebig an Andere verleihen könne, so zwar, daß selbst eine weitere Verleihung Seitens der damit Belehnten fast ohne Ausnahme³²⁾ zulässig erschien; dreh häufiger erlangten vom Kaiser beliehene Richter, zum Theile schon im frühern Mittelalter, zugleich ein erbliches³³⁾ Recht an dem Gebiete, auf welches die Verleihung mit der Voigtei oder „den Gerichten“ sich erstreckte.

Indem ihre Gerichtsbarkeit hierdurch den ursprüng-

18) Eichhorn a. a. D. §. 83. 23) Eichhorn a. a. D. §. 164. 24) Schöl. Landrecht. 2. Bd. Art. 55 und 3. Bd. Art. 60. Schwab. Landrecht. 1. Th. Cap. 13. Daher auch die Parämie: „Wo der Kaiser hinkommt, da steht ihm das Recht offen.“ 25) Eichhorn a. a. D. §. 165. 26) Bradenheest a. a. D. §. 167. Kap. 19. 27) Eichhorn a. a. D. §. 165 und Kaiser a. a. D. §. 54–56. 28) Eichhorn a. a. D. 2. Th. §. 202. 29) Eichhorn a. a. D. §. 258 und 3. Th. §. 430. §. 273. 30) Koch in einem von den kaiserlichen und Fürsten des Reiches im J. 1407 beim Reichstage abgegebenen Gutachten (vergl. *Sammlunghaus*, Corp. Jur. Germanic., ed. II. p. 186) ist (§. 5) anerkannt: „daß alle Rechte und Gerichtszugewand von unserm Herrn, dem Kaiser, entspringen.“ 31) Schöl. Landrecht. B. III. Art. 52 u. 60. 32) Schwab. Landrecht a. a. D. 33) Nur „das Gerichte über Hals und Hand“ — d. i. das Recht, an Leib und Leben zu strafen — sollte „nicht über die vierte Hand im Heerschlachte vom Könige abwärts kommen“ (Schöl. Landrecht. B. III. Art. 52), also (vergl. Eichhorn a. a. D. §. 294. §. 306 ff.) nur an geistliche und weltliche Fürsten, in welchen Grafen und die ihnen gleichgestellten Freireichen. Doch wurde auch dies nicht streng gehalten. Vergl. die Stelle zum Schöl. Landrecht a. a. D. 34) Eichhorn a. a. D. §. 234 a. Nr. 1.

18) Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 1. Th. 3. Buch. §. 14 ff. u. §. 74–76. 19) Diese Zahl genügt wenigstens dem gebundenen Ding, während im ungebundenen Ding das versammelte ganze Volk das Urtheil fand. Rauer §. 7. u. 8. u. 20) Bradenheest, Erörterungen über die Quellen des allgem. Rechts von Linde's Lehrb. des deutschen gemein. Civilprocesses §. 66. 21) Lexfr. a. a. D. §. 44. §. 43.

2. Theil. I. W. u. R. Erste Section. Lf. I.

lichen Charakter eines ihnen verliehenen bloßen Amtes mehr und mehr verlor und als Pertinenz ihres dominii terrae³³⁾ aufgesaßt ward, wurde sie, in Verbindung gebracht mit der Idee vom römischen Imperium und mit dem eigenthümlichen, von dem römischrechtlichen ganz abweichenden Begriffe, welchen die päpstliche Hierarchie dem Ausdrucke *iurisdiclio* beizulegen pflegte³⁴⁾, schon früh zum Rechtstitel für die Landeshoheit benützt³⁵⁾, später sogar als eins der Hauptkennzeichen der letztern betrachtet und anerkannt. Vergleichlich sie aber anderen Theils wieder, in Folge der vielfältigen, unter den mannichfachen Formen erfolgenden weiteren Vertheilungen³⁶⁾ Seitens der Landesherren, theils an Städte und andere Corporationen, theils an Vasallen und Gutsherren, äußerlich mehr und mehr die Gestalt eines bloß vermögensrechtlichen Objectes annahm, so vermochte alles dieses doch so wenig, als die ganz neue Phase, in welche die deutsche Gerichtsverfassung durch das immer mächtigere Eindringen der fremden Rechte und den hierdurch veranlaßten unausbleiblichen Verfall der Schöffengerichte eintrat, im Wesen der Sache eine Veränderung herbeizuführen. — Von sehr hatten, wie wir gesehen haben, die aus der deutschen Gerichtsbarkeit hervorgehenden Befugnisse und Obliegenheiten, welche eben deshalb am richtigsten als bloße gerichtsherrliche³⁷⁾ bezeichnet werden, lediglich darin bestanden, die gerichtliche Erledigung der Rechtsfachen nur möglich zu machen und die dazu erforderlichen Veranstaltungen und Einrichtungen zu treffen, bezuglich auf das Rechtspflegegeschäft selbst hingegen äußerten sie sich bloß darin, das richterliche Ansehen und das Recht der Parteien, vor nöthig, durch Zwang aufrecht zu halten; das wirkliche Erledigen der Rechtsfachen vermittelst des Rechtspruches war Sache der Urtheiler. Als nun durch die Vertreibung der fremden Rechtsfaktionen den, nur der vollstehmlichen Rechte kundigen, Schöffen von selbst der Mund geschlossen wurde, galt es freilich, an die Stelle des früheren Organes für die Rechtsprechung ein neues solches treten zu lassen. Gleichwie aber der Kaiser selbst dies dadurch bewirkte, daß er die von ihm bestellten ständigen Gerichte von nun an alle Zeit mit rechtskundigen Richtern besetzte und auf sie die Rechtsprechung mit übertrug, ebenso sollte dieses dem Rechte nach³⁸⁾ auch von allen übrigen Trägern der Gerichtsherrlichkeit gehalten werden. Aller-

dings stieß also nach dem Verschwinden der Schöffengerichte die rechtsprechende mit der früheren Richtergerichte zusammen. Allein es geschah dies nur in der Weise, daß von den bisherigen rechtsrechtlichen Jurisdictionalbegriffen, wenn man von dem in dem Ausdrücke „Rann“ allerdings mit enthaltenen Rechte, Gerichte anzuordnen, hinwegsieht, die prägnanteren, — nämlich dem Rechte der Processleitung nämlich auch die Urtheilsvollstreckung, überhaupt Alles, was zum Gerichtszwange gehörte, — nunmehr auf die Träger des Richteramtes übergingen, der Kreis der früheren gerichtsherrlichen Befugnisse also zwar modifiziert, aber keineswegs erweitert wurde. Dem Jurisdictionsinbegriffe als solchem verblieb somit im Grunde nur das Recht auf die Jurisdictionen, — dieses aber freilich mit der davon unzertrennlichen Pflicht zur Bekreitung des Jurisdictionsauftrandes, sowie das Recht der Einsetzung und der Befetzung der Gerichte. Und auch dieses letztere aus der Gerichtsherrlichkeit in ihrer neuen Gestalt abfließende Recht ging, wenn auch nicht der Form doch der Sache nach, unter oder trat bezüglich der zu Landesherren erwachsenen Jurisdictionen als solches nicht weiter hervor, seit die Justizhoheit zu ihrer vollen Bedeutung und Ausbildung gelangte, welche bekanntlich unter Anderem erheischt, daß alle Gerichte von der höchsten Staatsgewalt unmittelbar angeordnet und eingesetzt, alle Diener der Justiz vom Staatsoberhaupt ernannt, aber doch wenigstens als solche von ihm bestätigt werden.

I. Ungerechtfertigt ist es hiernach, wenn man, wie dies hin und wieder immer noch geschieht, der vermöge eines Staatsamtes auszuübenden Gerichtsbarkeit (*iurisdiclio vicaria* s. *subalternea*) eine sogenannte höchste oder oberherrliche (j. *eminens*, *sublimis*, s. *territorialis*) — deren Inhalt und Umfang dann freilich sehr verschiedene bestimmt wird³⁹⁾, — entgegensetzt; ferner, wenn man noch jetzt eine sogenannte eigene Gerichtsbarkeit (j. *propria*) statuiert und diese in die auf Amtspflicht beruhende (j. *officialis*) und in diejenige, welche auf privatrechtlichem Titel sich gründe, b. i. die Patrimonialgerichtsbarkeit (j. *patrimonialis*) einteilt. Von einer oberherrlichen oder höchsten weltlichen Gerichtsbarkeit würde sich jetzt nur in soweit reden lassen, als man sie für gleichbedeutend nähme mit Justizhoheit. Die sogenannte Patrimonialgerichtsbarkeit hingegen kann als Gerichtsbarkeit im heutigen Sinne dieses Wortes deshalb nicht betrachtet werden, weil sie, wie jetzt auch ziemlich allgemein anerkannt ist, nur gewisse aus der früheren Gerichtsherrlichkeit abzuleitende Befugnisse und Verpflichtungen in sich schließt, und den Inhaber als solchen niemals berechtigt, in den Bereich der Rechtspflege gehörige Handlungen mit öffentlicher Auctorität selbst vorzunehmen.

In Wahrheit gibt es gegenwärtig auch keine Gerichtsbarkeit mehr, welche von dem, der sie ausübt, in ähnlicher Weise wie von einem römischen Magistratus,

33) Eichhorn a. a. D. §. 300. 36) Das römisch-katholische Kirchenrecht begreift unter *iurisdiclio ecclesiastica* im weitesten Sinne die gesammte Kirchengewalt, untersteht aber im engeren Sinne dem Bisthume die *lex diocesana* und *iurisdiclio*; die letztere schließt auch die Rechtspflege in geistlichen Sachen (j. unten unter I. 1.) in sich. Vergl. v. Sotoli, Geistl. und weltl. Staatsrecht der römischen Papst- und Kaiserthümer. 2. Bd. 2. Abt. Abschn. I. §. 1214. 37) Meyer, Von der Landeshoheit in Justizsachen S. 67. Kistner, Versuch über die Geschichte der Gerichtsherrschaft (Göttingen 1785.) S. 43. f. f. auch Eichhorn a. a. D. §. 300. f. 318. 38) Eichhorn a. a. D. §. 303. 39) Vergl. besonders Falk, Schlesien-holsteinisches Privatrecht. 3. Bd. Abth. I. S. 3. f. und Hermann im Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1852. 3. Stück. Nr. XIV. S. 398. f. 40) Brackenhof a. a. D. §. 66. S. 165. f., vergl. mit S. 120.

41) j. v. B. Stück, Erläuterung der Cometen. 3. Bd. S. 2. 1. Ausg.; vergl. mit 3. Bd. S. 2. f. 2. Ausg.

suo vel proprio jure exercit würde. Alle Gerichtsbarkeit, insbesondere alle Gerichtsbarkeit im Privatrechtsverhältnisse (von der öffentlichen-rechtlichen s. d. Art. Staatsgerichtshof), ist vielmehr heutzutage⁴²⁾, da sie jetzt stets eine, unmittelbar oder mittelbar, vom Staatsoberhaupt erfolgte persönliche Verleihung voraussetzt, eine bloße Amtsgerichtsbarkeit (s. *administratio s. officialis*). Diese aber zerfällt, nach Verschiedenheit des Gegenstandes in die Civil- oder bürgerliche und in die Criminal- oder Strafgerichtsbarkeit, — wozu die eine, wie die andere, in Abhängigkeit auf den objectiven Umfang, in die allgemeine und in die besondere, die bürgerliche Gerichtsbarkeit aber, hingesehen auf die Beschaffenheit des zu behandelnden Gegenstandes, noch überdies in die streitige oder contentiöse, und in die nichtstreitige, freiwillige oder voluntäre weiter einzutheilen ist; ferner spaltet sich die Civilgerichtsbarkeit sowohl, als die Strafgerichtsbarkeit, nach dem Umfang ihrer Verwaltungsbarkeit — ohne Rücksicht auf das Object — in die volle und in die limitirte; nach Verschiedenheit der Subjection Berechtigung, in die ordentliche Amtsgerichtsbarkeit (auch eigene Gerichtsbarkeit im weiteren Sinne genannt), und in die außerordentliche commissarische oder delegirte; endlich, mit Hinsicht auf die durch das Inkraftserhaltungs begründete Unter- und bezüglich Ueberordnung der erscheinenden Gerichte, in die untergerichtliche, die obergerichtliche und die obersterichtliche.

Welche von diesen einzelnen Kategorien schon dem Begriffe nach das Vorhandensein verschiedener Sattungen von nebeneinander bestehenden Gerichtsstellen notwendig voraussetzen, leuchtet von selbst ein. Es ist dies nämlich nur der Fall in Abhängigkeit auf die allgemeine und die besondere, die volle und die limitirte, die ordentliche und die außerordentliche, ingleichen die unter-, die ober- und die obersterichtliche Gerichtsbarkeit, während die erwähnten übrigen Arten derselben auch durch ein und dasselbe Gericht vertreten sein können und bezüglich wirklich vertreten sind. — Denn was zunächst

A. die Criminalgerichtsbarkeit⁴³⁾ betrifft, so war sie in früherer Zeit, besonders aber bis zum Ende des Mittelalters, fast durchgängig mit der bürgerlichen

vereinigt⁴⁴⁾; es gab ordentlich Weise keine zur Verwaltung derselben eigens bestimmten Behörden. Indessen waren regelmäßig doch nur die ordentlichen Gerichte höherer Ordnung, namentlich die Landgerichte und, in der Folge, die Landgerichte, zugleich Strafgerichte; seltener auch die Gerichte niederen Ranges, z. B. die bedeutendsten Centgerichte. Schon aus diesem Grunde ist es von Wichtigkeit, daß die Strafgerichtsbarkeit, die in älteren Gesetzen und Urkunden unter verschiedenen Namen, als: Königsbann, Ungerecht, Cent, Centbarkeit, Freis, freisliche Obrigkeit, Ratsfiggericht (*justitia alta, judicium supremum s. sanguinis*) u. s. w.⁴⁵⁾ auch, besonders in Sachsen, unter dem Namen Obergerichtsbarkeit vorkam, ursprünglich nur auf die sogenannten oder hohen Rügen, Hauptwogen⁴⁶⁾, auch die vier hohen Bünde (*causae sanguinis*) genannt, nämlich auf den Mord, den Brand, den Diebstahl — inbegriffen den Raub, und die Nothzucht, sich erstreckte, mehr noch, weil die Strafgerichtsbarkeit, bei welcher man übrigens auch noch⁴⁷⁾ zwischen Blutbann oder dem Rechte der Untersuchung und Bestrafung, und zwischen Halsgericht oder dem bloßen Rechte der Vollstreckung peinlicher Erkenntnisse unterschied, wie Anfangs, vom Kaiser, so später von den Territorialherren zuweilen auch allein, also getrennt von der bürgerlichen, an einzelne Berechtigten verliehen zu werden pflegte, und die Verleihung von der höheren Auszeichnung derselben unter Anderem auch darin⁴⁸⁾ sich äußerte, daß selbst bei der Verleihung mit aller Gerichtsbarkeit der Blutbann gewöhnlich als nicht mit darin enthalten angesehen wurde, wenn dessen in der Verleihungsurkunde nicht ausdrückliche Erwähnung geschehen war. Im Laufe der Zeit, und schon vor dem Erscheinen der Peinl. Gerichtsordnung Karl's V. wurde dann zwar das Gebiet der Strafgerichtsbarkeit durch Ueberweisung einer viel größeren Anzahl von Verbrechen, nämlich aller mit einer peinlichen Strafe bedrohlichen, an dieselbe, sehr erweitert. Auch ward es immer schließender, bis auf die neueste Zeit beibehaltener Grundlag⁴⁹⁾, daß der Untersuchungsrichter in peinlichen Fällen nicht selbst zu erkennen, sondern das Urtheil bei dem ihm vorgesetzten höhern Richter einzuholen, oder, wie dies die Peinl. Gerichtsordnung, als Regel vorschrieb, die Acten am Schluß der

42) Von besondern Schriften, welche sich die Behandlung der ganzen Lehre von der rechtlichen Gerichtsbarkeit, in der Gestalt, welche die letztere seit der vollendeten Ausbildung der Landesobedi gewonnen hat, zur Aufgabe stellen, sind, zum Vorgehen einer neuen solchen, nur etwa zu nennen: *J. And. Haanen. D. de jurisdictione*. (Götting. 1750.) *Frdr. G. W. Leibkhan, Versuch einer systematischen Entzweiung der ganzen Lehre von der Gerichtsbarkeit, der weltlichen sowohl als der kirchlichen*. (Halle 1775.) *Jul. Frdr. Molliane, Conspectus rei iudicariae Romano-Germanicae*. (Norimb. et Altdorf. 1797.) 43) Von dieser in specie handeln: *Lud. Göckel, De forma jurisdictionis criminalis apud Germanos*. (Altdorf. 1735.) *Jo. Paul Krebs, De variis jurisdictionis criminalis in Germania generibus*. (Heimst. 1790.) (auch in *Prat. Repert. jur. criminal.* p. 403.) *G. A. Kleinfsch, Vollständige Einleitung in die Lehre von der peinl. Gerichtsbarkeit u. s. w.* (Zweiff. a. R. 1812.)

44) *C. Aug. Littmann, Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetze*. 3. Bd. 2. Ausg. s. 613. 45) *Witt. Müller, Lehrb. des deutschen gemeinen Criminalprocesses*. (Braunschw. 1837.) s. 37. 46) *Glück a. a. D.* s. 195. 47) *Glück a. a. D.* s. 124. Wozu es aber wegen hieß in der Sprache des Mittelalters sowie als: flagen, anfragen, auch: fragen; s. *Glück a. a. D.* s. 125. 48) *Puchta, Der Dienst der deutschen Justizämter oder Eingekerkerten*. I. Ab. S. 71. 49) *Littmann a. a. D.* s. 609. Von dem schon im altdutschen Gerichtsverfahren herrschenden Principe der Trennung der Untersuchung von der Urtheilssprechung s. *Maurer a. a. D.* 66. 7. 34 u. 84 und von dessen Zweckmäßigkeit von *legislationen Standpunkte* aus *G. v. O. (Glabig)*, *System der Gesetzgebung für das gerichtliche Verfahren* (Leipzig 1809.) S. 160, insg. *C. Aug. Littmann, Entwurf zu einem Strafrechtssuche* u. s. Xl.

Untersuchung zum Spruche Rechts zu verstehen habe. Eigene Behörden aber, welche ausschließlich mit der Untersuchung der Criminalverbrechen und mit der Vollziehung der Criminalstrafen sich zu beschäftigen bestimmt sind (Criminalgerichte, Inquisitionate u. s. w.) kommen kaum vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts vor, und noch jetzt liegen diese Functionen meist den nämlichen⁵⁰⁾ Gerichtsstellen ob, welche für Civilsachen die erste Instanz bilden.

B. Die reine, mit keinerlei fremdartigen Bestandtheilen vermischte Civilgerichtbarkeit würde als solche nur Streitige bürgerliche Rechtsfachen (Civilprocesssachen) zum Gegenstande haben, vor allen Dingen also auch keine Gesetzesverletzungen, welche öffentliche Strafen nach sich ziehen. Folgerichtig schlossen daher die Römer⁵¹⁾ alle delicta publica, d. i. diejenigen Vergehungen, wobei es auf eine öffentliche Bestrafung ankam, von der Civiljurisdiction aus, zu welcher sie nur die delicta privata, die dem Beseitigten bloß ein Recht auf Privatgenugthuung mittels reipersecutorischer und Pönalklagen gaben, rechneten. Anders in Deutschland. Da nach der germanischen Rechtsverfassung der ältern Zeit die meisten Verbrechen mit Geldbußen (Wehrgeld, compositio) gesühnt wurden⁵²⁾, hatte man sich, als der inquisitorische Proceß Eingang in den teutschen Gerichten fand, bereits an die Idee gewöhnt, dem Civilrichter die Ahndung aller minder schweren Delicte, für welche der Name Frevel, Unzucht, Brüche, Krügen gewöhnlich war, zu überlassen. Hierbei blieb es⁵³⁾ auch nachdem die sogenannten vier Haupttruggen längst nicht mehr als die einzigen eigentlich peinlichen Verbrechen angesehen wurden und alle Criminalvergehungen gesetlich mit öffentlicher Strafe belegt waren. Noch jetzt hat daher bisweilen der Civilrichter als solcher in Absicht auf bestimmte geringere Vergehen, diejenigen insbesondere, welche bloß mit einer mäßigen Geldstrafe, — z. B. einer Buße bis zu zehn Thalern, — oder mit Gefängnißstrafe von kürzerer Dauer, — z. B. unter vier Wochen, auch wol bloß bis zu acht Tagen — bebroht sind, das Strafmass ausüben und die von ihm selbst zu erkennenden Strafen auch selbst executiren zu lassen.

C. An und für sich überall nicht in den Bereich des Richteramtes fällt die sogenannte freiwillige oder willkürliche Gerichtsbarkeit (j. voluntaria), da es sich bei ihr nur von Amtsverrichtungen handelt, welche auf die Begründung, Erhaltung und Geltendmachung oder Sicherstellung unbefristeter Rechte der Einzelnen ab-

zielen. Gleichwie jedoch einestheils schon die teutschen Volksgerichte⁵⁴⁾ bei der Veräußerung und Erwerbung des echten Eigenthums und bei verschiedenen andern nicht streitigen Rechtsgeschäften die Hand einschlugen, andernteils aber auch schon dem römischen Magistratus eine jurisdictio voluntaria⁵⁵⁾ beilegt ward, bei welcher sogar von einem jus dicere desselben gesprochen wird, in sofern er nach älterm Rechte, ähnlich wie beim Verfahren im streitigen Proceß, mittels Aussprechens einer solennen Formel das neuentscheidende Rechtsverhältniß bestimmte, ebenso⁵⁶⁾ blieb die freiwillige Gerichtsbarkeit auch eine gewöhnliche Attribution der heutigen teutschen Civilgerichte. Schon die römische j. voluntaria aber umfaßte zwei verschiedene Arten⁵⁷⁾; einmal nämlich feierliche Acte des ältern Rechtes (legis actiones), wozu die Manumission, die Adoption und die Emancipation gezählt wurden, sodann Handlungen neuerer, erst unter den Römern mehr und mehr gebräuchlich gewordener Formen, wozu die gerichtliche Testamenterrichtung, die gerichtliche Testamentseröffnung und die gerichtliche Verlautbarung größerer Schenkungen gehörte. Zugleich wurde es immer mehr gebräuchlich, auch andere Rechtsgeschäfte bei Gericht vorzunehmen, um theils in Bezug auf die richtige Formulirung Nichts zu verabsäumen, theils des Verweises halber sicher zu gehen. Hiernach theilt man jetzt⁵⁸⁾ die Geschäfte, welche der freiwilligen Gerichtsbarkeit anheimfallen, in solche, wobei die gerichtliche Mitwirkung als eine nothwendige sich darstellt (actus jurisdictionis voluntariae *maiores*) und in solche, bei welchen die Zuziehung der Gerichte von der Willkür der Interessenten abhängt (actus j. vol. *minores*). Zu den Acten, bei welchen jene Mitwirkung geboten erscheint, rechnen die Gesetze nächst der Adoption und Emancipation: die Schenkungen über 500 Dukaten (solidi), die feierliche Testamenterrichtung, Vergleiche über gesetzlich gebührende oder testamentarisch hinterlassene zukünftige Alimente, die oblatio et depositio judicialis, ferner: alle obervermündschaftliche Geschäfte, namentlich die Bestellung der Vormünder, die Controle der Geschäftsführung derselben, insbesondere auch die Bestätigung vormündschaftlicher Handlungen, welche erst durch Ertheilung des obervermündschaftlichen Decretes gültig werden, wie solches bei Veräußerung von Pupillengütern, bei Vermögens- und Erbgutsforderungen der Pflegebefohlenen, bei Einkünftsverträgen u. s. w. der Fall ist; endlich sind nach teutschrechtlichen Bestimmungen dahin zu zählen alle Rechtsgeschäfte, welche die Erwerbung oder Belastung unbeweglicher Güter zum Gegenstande haben. Bei allen diesen Geschäften besteht die gerichtliche Mitwirkung we-

50) Die Nützlichkeit der Trennung der Civil- und Criminalgerichtbarkeit in subjectiver Hinsicht hat nachgewiesen gesucht S. D. C. Hertel, Die Westheile einer von der Willkür getrennten Criminalrechtspflege (Bielefeld 1817.); f. dagegen Frdr. Christoph Kitzmann, Ueber die Verbindung der Criminal- und Civilgerichtsbarkeit (Dresden 1817.), vgl. mit Hubert Walter und Trummer, Criminalist. Beiträge. 2. Bd. S. 163 fg. 51) L. J. D. de delict. privat. 47. l. 1. Mathlanc l. 1. §. 88. 52) Rogge a. a. O. §. 2. S. 5 fg. 53) Pufendorf l. I. p. II. Sect. IV. cap. ult. p. 519 seq. Kitzmann, Handbuch. 3. Bd. §. 609 u. 610.

54) Rogge a. a. O. §. 20. S. 104 fg. Vergl. auch Böhm, Landrecht. B. I. Art. 52 und B. II. Art. 30. 55) L. 2. D. de off. procons. 1, 16. L. 2. §. 1. D. de off. praesid. 1, 18. Zimmermann a. a. O. §. 7 u. 11. 56) C. G. Hofmann, De origine jurisdict. volunt. ex principis jur. Roman. et usu German. (Pracef. 1777.) 57) D. Savigny, Geschichte des röm. Rechts im Mittelalter. B. I. S. 81 fg. 58) Glütz a. a. O. §. 193. S. 96 fg. Puchta a. a. O. S. 141 fg.

sentlich in einer causae cognitio und in der richterlichen Confirmation. Bei den rein freiwilligen dagegen gilt es nur der öffentlichen Beglaubigung, die in der formgerechten gerichtlichen Behandlung schon von selbst gegeben ist.

D. Die allgemeine Straf- und die allgemeine bürgerliche Gerichtsbarkeit (j. generalis, universalis s. ordinaria j. s. improprio) erstreckt sich je innerhalb eines bestimmten, geographisch abgegrenzten Bezirkes, — d. i. des Gerichtssprengels — ordentlich Weise auf alle Sattungen und Arten von Straftatbeständen, bezüglich auf alle Civilsachen, die vor Gericht gebracht werden. Inzwischen hat es von jeder Rechtsfache gegeben, welche von der allgemeinen Gerichtsbarkeit ausgenommen und an eigens nur für sie bestehende Gerichte, deren Gerichtsbarkeit dann, im Gegenfalle zu der allgemeinen⁵⁹⁾ als eine besondere (j. particularis s. excocta) aufgesetzt wurde, zugewiesen waren, — sei es, weil man bei der Rechtspflege gewissen Standesunterschieden und Standesbezügen Rechnung zu tragen für nöthig hielt, sei es weil bei der sachlichen Beurtheilung oder bei der rechtlichen Disposition der ermittelten Gegenstände, Eigenschaften und Kenntnisse für unentbehrlich angesehen wurden, welche man bei der allgemeinen Gerichtsbarkeit ausübenden Richtern, zumal denen der untersten Instanz, nicht in genügendem Maße voraussetzen zu dürfen glaubte, — sei es endlich, weil die Formen des gerichtlichen Verfahrens, welches bei den allgemeinen Gerichten im Gebrauche war, diesen Gegenständen nicht angepaßt schien.

Zu den mit solch einer besondern Gerichtsbarkeit ausgestatteten Gerichtsbehörden gehören gegenwärtig⁶⁰⁾ vornehmlich: die geistlichen Gerichte bei den Protestanten, die Militäre, die Berg- und die akademischen Gerichte, welche insgesammt als Straf- und als Civilgerichte vorkommen; ferner die Forstgerichte, welche die Forst- und gewöhnlich auch die Jagdbezirk zu untersuchen und abzurufen haben, endlich von Particular-Civilgerichten die Lehnsgerichte und die Handelsgerichte. Da aber die Bergwerksgerichte, die akademischen Gerichtsbarkeit und die Handelsgerichte bereits in früheren Artikeln (vergl. die Artikel Bergrecht, Akademie und Handelsgericht) besprochen worden sind, auf die Militäre, die Forst- und Lehnsgerichte hingegen in künftigen Artikeln zurückzukommen sein wird; so beschränken wir uns hier darauf, nur der geistlichen⁶¹⁾ Gerichtsbarkeit noch nähere Erörterung zu thun. Dieser jedoch um so mehr, je mehr sie bis zur Zeit der Reformation in gleicher Selbständigkeit wie die weltliche

Gerichtsbarkeit und unabhängig von dieser sich ausgebildet, in manchen Stücken zeitweise sogar einen prävalirenden Einfluß auf letztere ausgeübt hat, und die geschichtliche⁶²⁾ Bedeutung, welche sie erworben, nach dem Kirchenrechte der Katholiken zum Theil bis auf den heutigen Tag auch praktisch noch Geltung behauptet, woher es denn auch kommt, daß die geistlichen Gerichte nur bei den Protestanten als besondere in dem obigen Sinne aufzufassen sind.

Schon in frühester Zeit pflegten die Christen, eingedenk der Mahnung des Apostels (vergl. Paulus an die Corinthier I. Cap. 6. V. 5 u. 6), befehls der Schlichtung ihrer Streitigkeiten untereinander nicht an die weltlichen Richter, sondern an die Ältesten und Vorsteher ihrer Gemeinden sich zu wenden, und diese dann vermittelnd einzuschreiten. Dieses bloße Vermittleramt wurde von Konstantin dem Großen und den spätern byzantinischen christlichen Kaisern, unter dem Namen der *audientia episcopalis* s. *iudicium episcopale*, zunächst in die Befugniß der Bischöfe umgewandelt, in Sachen die freiwillig von dieser gebracht wurden scheidrichterlich⁶³⁾ — als arbitri — zu entscheiden. Ihre Aussprüche auf Erfordern in Vollzug zu setzen, war, wie bei jedem andern bloß scheidrichterlichen Urtheile, Pflicht der weltlichen⁶⁴⁾ Obrigkeit. Hierbei bewendete es aber nicht. Das Vertrauen, welches die Bischöfe für sich gewonnen, veranlaßte, daß der Zubräng weltlicher Streitbündel bei ihnen immer mehr zunahm, und daß Justinian ihnen nicht blos eine Art von Aufsicht⁶⁵⁾ über die Amtsführung der weltlichen Richter eintraumte, sondern ihnen auch andere Functionen zuwies, welche leicht zu Uebergriffen führen konnten. So wurde der Verlehr der Armen mit Mächtigen unter ihre Obhut gestellt, ihnen die Fürsorge für die Loskaufung unschuldig Gefangener zur Pflicht gemacht, die Bevormundung Pflegebedürftiger, die Ueberwachung der Erbschaft der Frauen und ähnliche in das Gebiet der Humanität, der Moral und der Sittenpolizei einschlägige Gegenstände ihnen anvertraut⁶⁶⁾. Sich als Vorgesetzte bei weltlichen Gerichten einzulassen, unterlagten schon Kirchengesetze aus dem 4. Jahrh. den Geistlichen bei Strafe des Amtesverlustes, was Justinian⁶⁷⁾ bestätigte. Um einen Reiz bei dem bürgerlichen Richter zu belangen, bedurfte der Geistliche der bischöflichen Erlaubniß⁶⁸⁾. Am frühesten maßte sich die Kirche einer umfassenden Strafgewalt über den Klerus an; noch aber im Widerspruche⁶⁹⁾ mit den weltlichen Gesetzen, die dem Bischöfe nur die Ahndung der geist-

59) *Orat. Gottlob. Blener*, D. de jurisdictione ordinaria et excocta (Lips. 1777.) (auch in *Hynd. Opuscula academica*, edit. *Frdr. Aug. Blener*, Vol. I. (Lips. 1830.) No. II. p. 33 seq.). *Mablane* I. 1. §. 105 seq. 60) Weiter Beispiele einer theils früher bestehenden, theils particularistisch noch jetzt bestehenden besondern Gerichtsbarkeit f. auch bei *Giesl* a. a. O. S. 190 fg. 61) *Henric. de Cocceji*, D. de jurisdictione ecclesiastica (Heidelberg 1877.) (in *Hynd. Dissertat. curiosa*, Vol. I. p. 329). *Ant. Dadin. Altzerre*, Ecclesiastica jurisdictione vindicte etc. (Paris. 1710.), und besonders *G. J. Zafesen's* Art. Gerichtsbarkeit, geistliche, in *Meißner's* Rechtslexikon. 4. Bd. S. 591 fg.

62) *Henric. Mich. Hebenstreit*, Dissertat. tres de historia jurisdictionis ecclesiasticae ex Legib. utriusq. Cod. illustrata. (Lips. 1773. 1777 u. 1778.) *Bruno Schilling*, De origine jurisdictionis ecclesiasticae in causa civilibus. (Lips. 1825.) *Sepp. Turk*, De jurisdictione civili per medium aevum cum ecclesiastica conjuncta origine et progressu. (Monast. 1832.) 63) L. 7. C. de episcopali audient. 1. 4. 64) L. 8. C. cod. L. 1. C. Theod. de religionibus 16. 12. 65) Nov. 86. cap. 1. 2. 4. 66) L. 6. C. de custod. rer. 9. 4. L. 9. 12. 14. 22. 33. 26. 27. 29. 30. 33. C. de episcop. aud. 67) c. 43. C. XI. qu. 1. 68) Nov. 83. pr. Nov. 123. cap. 21 seq. 69) c. 17. C. XI. qu. 1. 70) Nov. 83. praef. §. 2.

lichen Amtsübergaben (*excessus*) gestatteten, weltliche Vergehen der Geistlichen dagegen dem ordentlichen Richter überlassen wissen wollten, der die von ihm erkannten Strafen an dem Geistlichen nur eher nicht vollstrecken sollte, als bis derselbe feierlich degradirt worden sein würde.

Hatte die anfänglich schiedsrichterliche Gewalt der Bischöfe über die Mitglieder der Kirchengesellschaft bis dahin bloß aus Gegenstände sich bezogen, die, wie insbesonderheit die Ehe, unter den kirchlichen Gesichtspunkt fielen und nach Kirchengesetzen zu entscheiden waren⁷¹⁾, und hatten dieselben früher nur Vergewaltigungen gegen die Religion und Verhöfe gegen die Kirchendisziplin mit den in den Bußkanonen bestimmten kirchlichen Strafen an Geistlichen und an Laien, ahnden können⁷²⁾, so nahm diese Gewalt im Mittelalter, aus mehrfachen dazu mitwirkenden Gründen⁷³⁾, eine von ihrem Ursprunge gänzlich verschiedene Gestalt an, indem sie allmählig in eine vollständige, ausgedehnte Gerichtsbarkeit überging. Die Hauptursache lag in dem unter dem Schutze des Papstthums und der Begünstigung des hierarchischen Systems gestiegenen Ansehen und der zunehmenden Macht der Klerisei überhaupt, die selbst von der Politik der Könige gefördert ward, welche darin ein Gegengewicht gegen die zunehmende Gewalt der weltlichen Großen zu erblicken glaubte. Hingru kam der häufig schlechte Zustand der weltlichen Gerichte, sowie der Umstand, daß der Klerus fast ausschließlich im Besitze der Wissenschaften und gelehrten Kenntnisse war. Auch die nahe Verbindung der Geistlichkeit mit dem damaligen Geschäftsleben trug Vieles bei zur Erweiterung ihrer Befugnisse. Die Geistlichen hatten die Schreibkunst inne, daher auch bürgerliche Rechtsgeschäfte aller Art häufig vor ihnen vollzogen wurden. Natürlich war es, daß man bei entstehenden Irrungen darüber wiederum zuerst an sie sich wendete und Schutz bei ihnen begehrte.

Bereits im 12. Jahrh. stand den Bischöfen Gerichtsbarkeit zu, nicht nur in allen rein kirchlichen Sachen (*causae mere ecclesiasticae*), sondern also, welche ihre Entstehungsnorm in dem christlichen Glauben und im Sittengesetze finden, (ingleichen⁷⁴⁾ in den gemischt-geistlichen (*c. ecclesiasticae mixtae*), d. h. denjenigen Rechtssachen, die zwar ihrer Natur nach geistlich sind, aber die Religion nicht wesentlich betreffen und zugleich den Staat und das weltliche Wohl der Staatsbürger betreffen, ferner über die geistlichen Personen in allen persönlichen⁷⁵⁾ Klagsachen wider sie, sondern auch gegen Laien, theils in der für geistlich angesehenen,

namentlich in den das Eheband⁷⁶⁾ betreffenden Sachen, theils aber in weltlichen Sachen, von welchen man annahm, daß sie irgend eine geistliche Beziehung haben. Dahin aber rechnete man nach den Streitigkeiten über das Kirchenvermögen, über Zehnten, Pfünden und das Kirchenpatronat⁷⁷⁾, sowie den Begräbnissachen⁷⁸⁾: alle Sachen der Witwen und Waisen⁷⁹⁾, weil diese als unter dem besondern Schutze des Bischofs stehend betrachtet wurden; die meisten Fragen über den persönlichen Zustand eines Menschen⁸⁰⁾, weil die Kirche allein die darauf bezüglichen Urkunden führte; die Testamentssachen⁸¹⁾, weil die Testamente meist vor Geistlichen errichtet und in der Kirche hinterlegt wurden; ferner alle durch einen Eid betraffigten Verbindlichkeiten⁸²⁾ u. m. a. Grundlag war es zugleich, daß man überhaupt wegen aller sündlichen Handlungen an die Kirche, welche dergleichen zu verhüten habe, sich wenden konnte⁸³⁾ (*denunciatio evangelica*). Hiernach, und da wegen Erschwerung oder Verweigerung der Rechtspflege, deren der weltliche Richter geziehen ward, der Weg zu dem geistlichen Gerichte geistlich⁸⁴⁾ in allen Sachen offen stand, schloß es der Geistlichkeit fast in seinem Rechtskreise an einem Verande, sich einzumischen. Bald ging sie daher auch so weit, eine concurrente Jurisdiction mit allen weltlichen Gerichten zu behaupten.

Die Straf Gewalt über die Geistlichen wurde nun, selbst bei weltlichen⁸⁵⁾ Verbrechen, den ordentlichen Gerichten gänzlich entzogen. Aber auch gegen die nicht zum Klerus gehörigen Mitglieder der Kirchengesellschaft hielt sich die Kirche berechtigt, neben den inneren Zuchtmitteln ein äußeres Strafrecht sich anzumessen. So wurden denn auch bürgerliche Vergehen, sogar⁸⁶⁾ ohne Rücksicht auf die von dem zuständigen weltlichen Richter bereits verhängenen Strafen, auch kirchlich an den Laien geahndet, Anfangs nur disciplinarisch, behufs sittlicher Besserung der Schuldigbefundenen, später mit einer förmlichen Straf Gewalt. Eigene Strafgesetze auf Grundlage der zehn Gebote⁸⁷⁾ (Decalog) beriefen für sich schon, daß diese Gewalt über die meisten bürgerlichen Vergehen sich verbreitete. Aus Rücksicht auf die Erweiterung und Befestigung ihrer Macht, und um jedes Attentat gegen diese auch mit Hilfe zeitlicher Strafen zu unterdrücken, vermehrten aber die Päpste die Zahl und die Arten der Verbrechen noch sehr⁸⁸⁾,

71) L. I. C. Theod. de relig. L. 23. C. Theod. de epil. coop. 72) Nov. 83. cap. 1. 73) Puchta a. a. O. §. 35. 74) Ueber den Begriff den geistlichen Sachen vergl. G. Leonh. Baudis, De indole causar. ecclesiasticar. et de fundamentis eorundem. (Lips. 1735.) Schnaubert, Kurze Entwicklung des Begriffs von geistlichen Sachen überhaupt, in dessen Beiträgen zum rechtlichen Staats- und Kirchenrecht. I. Th. (Gießen 1782.) und Fütterer, Auserlesene Rechtsfälle. I. Bd. I. Ab. §. 184 f., insb. §. 20. I. Ab. §. 250 f. 75) cap. 5. u. 13. X. de iudic. 2. 1. cap. 6 u. 7. X. de foro compet. 2. 2.

76) cap. 3. X. de ordine cognit. 2. 20. cap. 7. X. qui fil. sint legit. 4. 17. cap. 10. X. de officio et potest. iud. deleg. 1. 20. 77) cap. 3. X. de iudic. cap. 7. X. de praescript. 2. 36. 78) cap. 11. 12. 14. X. de sepulchris. 3. 26. 79) cap. 11 u. 15. X. de foro compet. cap. 20. X. de verbor. signifi. 5. 40. 80) cap. 12. X. de excessu. prelat. 5. 17. cap. 5 u. 7. X. qui fil. sint legit. 4. 17. 81) cap. 3. 6. 17. X. de testam. 3. 26. 82) cap. 3. in 6^{to} de for. compet. 2. 2. cap. 2. in 6^{to} de iurejur. 2. 11. 83) cap. 13. X. de iudic. 2. 1. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 2. Bd. §. 320. 84) cap. 6. 10. X. de foro compet. 2. 2. 85) Auth. „Statulimus“ ad L. 33. C. de episcop. 1. 3. cap. 12. X. de foro compet. 86) Puchta a. a. O. §. 103 f. 87) cap. 13. X. de iudic. 88) Bernal, J. H. Bochenius, Jus ecclesiasticum. Protestant. Vol. IV. Lib. V. Tit. 1. §. 66, worüber Ein-

indem sie zu diesem Zwecke ganz neue solche, und unter diesen viele, die recht eigentlich darauf ausgingen, die Behörden des Staates Unterwürfigkeit und willigen Gehorsam zu lehren⁸⁹⁾, erkennen und mit gesetzlicher Sanction versehen.

Subjectiv stand jetzt die kirchliche Jurisdiction, die als Ausschluß und nothwendiger Bestandtheil der Kirchengewalt betrachtet wurde, allen mit dieser Gewalt besetzten Personen schon als Amtrecht zu⁹⁰⁾. Anfangs wurde sie von jedem Bischofe innerhalb seines Amtsprengels in Person verwaltet. Später bildeten sich Rathsstufen, in derselben Ordnung, wie die Kirchenregenten sich subordinirt sind. Die Gerichtsbarkeit war ursprünglich eine ähnliche wie bei den germanischen Volkengerichten; denn bei älteren geistlichen Gerichten war das Verfahren öffentlich, und es wurde das Urtheil von ungelahrten Schöffen gefunden⁹¹⁾. Die ausdrückliche Mißbilligung jenes Verfahrens seitens des Papstes⁹²⁾ und die Gründe, aus welchen die ungelahrten Schöffen auch aus den weltlichen Gerichten allmählig verschwanden, brachten aber auch in dem Organismus der geistlichen Gerichte eine Wendung hervor. Im geistlichen Strafproceß wurde das inquisitorische Verfahren schon früh üblich⁹³⁾ und von Innocenz III. zur Regel erhoben⁹⁴⁾. Höchste Instanz war der Bischof in Rom. Daneben hatte dieser aber im Mittelalter eine concurrente Gerichtsbarkeit mit allen Ordinarien, weshalb schon in erster Instanz sich an ihn gewendet⁹⁵⁾ und der Papst jede Sache, die bei einem unteren Gerichte bereits anhängig war, von diesem weichen⁹⁶⁾, oder sie in erster Instanz einem anderen Richter übertragen konnte. Die Execution geistlicher Sentenzen geschah entweder durch die entsprechenden kirchlichen Zwangsmittel, oder durch Anrufung der weltlichen Gerichte (*imploratio brachii secularis*).

Vom Ende des 15. Jahrh. ab, ein welchem ihre Ausdehnung den Gipfelpunkt erreicht hatte, wurde die kirchliche Jurisdiction selbst in rein katholischen Ländern nach und nach auf ein richtigeres Maß zurückgeführt. Von den bis dahin für geistlich gehaltenen Civilsachen fielen die meisten den weltlichen Gerichten wieder zu. Ebenso wurde in Abticht auf die Strafgerichtsbarkeit der Kirche über Laien und Geistliche die Grenze zwischen weltlichen und geistlichen Gerichten genauer bestimmt und die Competenz der letzteren mehr und mehr auf kirchliche Vergehen beschränkt. — In den protestantischen⁹⁷⁾ Län-

dern und Gebieten dagegen traten seit der Kirchenreformation gewöhnlich Consistorien, in der Eigenschaft von landesherrlichen⁹⁸⁾ Behörden, an die Stelle der bischöflichen Gerichte, von welchen sie unter Andern auch dadurch sich unterscheiden, daß sie nicht, wie das päpstliche Recht, für alle geistlichen Gerichtsstellen unbedingt es erheischt⁹⁹⁾, ausschließlich mit Geistlichen besetzt zu sein brauchen, meist vielmehr außer einer Anzahl geistlicher auch mehrere weltliche Mitglieder in sich vereinigen. Ihre¹⁾ Gerichtsbarkeit beschränkt sich in Strafsachen gegen Laien jedenfalls auf rein kirchliche Vergehen; Geistlichen gegenüber greift sie unbedingt nur bei Dienstvergehen, rücksichtlich der weltlichen hingegen bloß bei gewissen minder bedeutenden Plag, während bei größeren gewöhnlich die weltlichen Gerichte, allenfalls nach vorherigem Einvernehmen mit der kirchlichen Behörde, einschreiten haben. Von Civilsachen wurden den Consistorien gewöhnlich nur in Streitigkeiten über das Kirchenvermögen, über das Dienstverkommen der Geistlichen und über das Patronat; ferner die Gerichtsbarkeit in Ehe-, in Verlöbniß- und in Begräbnißsachen, hin und wieder auch in Betreff der Dotation außerordentlich geschwächter Frauenpersonen zugewiesen. Der privilegierte geistliche Gerichtsstand gilt, wo er noch besteht, nicht nur für alle ordinierten Geistlichen, sondern auch für ihre Witwen und die in der väterlichen Gewalt stehenden Kinder, ingleichen für Kirchen- und Schuldiener. — Neuerdings sind übrigens die evangelischen Consistorien häufig ganz aufgehoben, oder es ist die richterliche Gewalt durch die Verfassung ihnen entzogen und auf die weltlichen Gerichte übertragen worden. Dann sind aber oft wenigstens für die Ehe-, zuweilen auch zugleich für die Ehesachen besondere Gerichte, unter dem Namen von Ehegerichten (s. d. Art.), angeordnet.

E. Ihren Hauptbestandtheilen nach besteht die streitige Gerichtsbarkeit heutzutage, hingesehen auf ihren Gewaltumfang in thesi, in der auf öffentlicher Autorität beruhenden Befugniß, Civilproceß oder Strafsachen vollständig zum Erkenntniß zu instruiren (*cognitio*), sodann rechtlich darin zu entscheiden (*decisio*), und endlich, das ergangene Urtheil, soweit nothig, in Vollzug zu setzen (*executio*). Sind diese drei Bestandtheile in der Gerichtsbarkeit eines bestimmten Gerichtes ungetrennt vorhanden, so nennt man dieselbe eine illimitirte, volle oder vollständige Gerichtsbarkeit (j. *plena*, *illimitata* s. *omnigena*); außerdem, wenn alle diese Gerichtsbarkeit nicht alle drei obigen Bestandtheile, oder doch nicht alle in ihrem ganzen Umfange in sich schließt, eine limitirte, unvollständige oder eingeschränkte (j. *limitata* s. *specia-*

hundert und drei theils auf das Corp. Jur. Canon., theils auf besondere päpstliche Bullen sich gründender, wie auf einige wenige, den Gesetzen des Staates ganz unbekannter solcher Gerichten ausgeübt werden.

89) s. B. *brachii secularis denegatio, executio litterarum pap. quovis modo impedita, jurisdictio ecclesiastica impedita, privilegium papal. violato* u. a.; f. Boecher 1. l. 90) Walter, Lehrbuch des Kirchenrechts. (Wien 1822.) S. 143. 91) Puchta a. a. D. S. 105. 92) cap. 3. X. de consuetudine 1. 4. 93) Schöner a. a. D. 1. Bd. S. 181. 94) cap. 17. X. de accusat. §. 1. 95) cap. 1. X. de officio legat. 1. 30. 96) cap. 58. X. de appellat. 2. 28. 97) Puchta a. a. D. S. 36.

98) Reichs-Verordnung vom 3. 1555. §. 24. *lastrum. Pacis* Osnabrück. a. 1648. art. V. §. 48. Eichhorn a. a. D. 4. Bd. S. 500 u. 524. 99) cap. 22—25. C. 16. qu. 7. cap. 2. X. de judic.

1) G. Wiese, Grundsätze des Kirchenrechts. 7. Ausg. (Stuttgart 1819.) S. 432—435. Walter a. a. D. S. 152.

lis) ³⁾. Daß nun die den Criminalbehörden zustehende Gerichtsbarkeit nur selten eine vollständige in diesem Sinne sei, erhellt schon daraus, daß das Recht der Untersuchung und das Recht der Entscheidung, wie oben bereits bemerkt wurde, bei wichtigeren Strafsachen nicht leicht einer und derselben Behörde zukommt, sondern der einen die Untersuchung, einer anderen bloß die Entscheidung. Auch abgesehen hiervon, ist aber die Strafgerichtsbarkeit (läufig in sofern ⁴⁾) unter eine Mehrzahl von Gerichtsbehörden vertheilt, folglich für jede dieser Behörden eine eingeschränkte, als entweder der einen dieser Behörden nur obliegt, gewisse, auf die Einleitung der Untersuchung abzielende, unausschließliche Handlungen — den sogenannten ersten Angriff — vorzunehmen, die andere hingegen die Untersuchung selbst zu führen hat, oder die eine nur die zur Gen er Untersuchung gehörigen Schritte zu thun ermächtigt und verpflichtet ist, sobald dagegen die Specialuntersuchung nöthig wird, nicht weiter vorzusehen darf, sondern die Sache an ein bestimmtes anderes Gericht abzugeben, oder endlich, wo keine derartige Beschränkung eintritt, die eine Behörde zwar die Untersuchung bis zum Ende zu führen, jedoch das erfolgende Strafurtheil nicht selbst zu vollziehen, vielmehr dessen Vollstreckung einem dazu allein competenten anderen Gerichte zu überlassen hat. Denselben ist die ober- und die oberkriftliche Gerichtsbarkeit schon deshalb jederzeit eine bloß beschränkte, weil sie, als solche, wie in Criminal-, so in Civilsachen, nur für einzelne Processstadien eintritt, und weil das Recht der Urtheilsvollstreckung gemeinhin überhaupt ausschließlich den Untergerichten zugetheilt zu sein pflegt. Allein selbst die bürgerliche Gerichtsbarkeit der Untergerichte ist, wenn gleich in der Regel ⁵⁾, doch keineswegs ohne Ausnahme eine vollständige. Einmal gibt es viele Civilgerichte unterster Instanz, deren Gerichtsbarkeit dergestalt limitirt ist, daß sie hinwegfällt, wenn der Streitgegenstand einen gewissen Geldwerth übersteigt, oder umgekehrt, ähnlich wie dies bei den Civilgerichten höherer Instanzen beim Mangel der Appellationssumme der Fall ist, erstirt, wenn das Streitobject einen bestimmten Geldwerth nicht erreicht. Sodann ist namentlich die Gerichtsbarkeit mancher besonderer Gerichte auch in sofern eingeschränkt, als diese Gerichte hin und wieder die zu ihrem Ressort gehörigen Sachen nur zu instruiren und zu entscheiden haben, wegen der Urtheilsvollstreckung ⁶⁾ den allgemeinen Gerichten zufällt.

F. Die ordentliche Gerichtsbarkeit (j. ordinaria) ist die, welche den nach Maßgabe der bestehenden Gerichtsverfassung stehend angeordneten und mit dem erforderlichen ständigen Gerichtspersonal besetzten allgemeinen oder besonderen Gerichtsbehörden der verschiedenen Instanzen aufsteht, die außerordentliche oder commissarische ⁷⁾ (j. extraordinaria s. delegata)

hingegen diejenige, welche zwar ebenfalls selbständig, jedoch nicht vermöge eines übertragen erhaltenen ständigen Staatsamtes, sondern vermöge besonderer Auftrages ausgeübt wird. Ein solcher Auftrag bezieht sich entweder auf die justizmäßige Erledigung einer ganzen Classe von nicht bereits individualisirten Rechtsfällen, für welche es an einem ordentlichen Richter fehlt (sogenannter ständiger, fortwährender oder perpetuierlicher Auftrag), oder auf die justizmäßige Erledigung bestimmter einzelner Rechtsfälle (sogenannte zeitige Commission). In dem erstern Falle unterliegt die in dem Auftrage enthaltene Veranweisung mit einer außerordentlichen Gerichtsbarkeit an und für sich nicht leicht einem Bedenken; sie kann hier aber, als ein Act der Justizhoheit, lediglich von der Staatsregierung unmittelbar ausgehen ⁸⁾. Im zweiten Falle gehört die Delegation, zu welcher ein Untergericht sich niemals befugt erachten darf ⁹⁾, regelmäßig zur Competenz des zuständigen Obergerichts, und nur dann zum Geschäftsbereich der obersten Justiz-Aufsichtsbehörde, wenn es sich davon handelt, an die Stelle einer obersten Gerichtsbehörde ein Commissionsgericht treten zu lassen. Auch ist die Ernennung einer zeitigen Commission, da ohne hinlängliche Gründe Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden soll, mit Rechtsbeständen nur unter gewissen, rechtlich als genügend anerkannten Voraussetzungen und Bedingungen zulässig, nämlich nur dann, wenn a) das zuständige ordentliche Gericht zur Zeit nicht gehörig besetzt, oder der ordentliche Richter unsäglich oder verdächtig ist; b) wenn über die ordentliche Gerichtsbarkeit unter mehreren Gerichten gestritten wird und Eins im unbestrittenen Besitze derselben sich befindet; c) wenn der ordentliche Richter die Justiz hartnäckig verweigert oder verzögert ¹⁰⁾; ferner, wenigstens nach der gewöhnlichen Annahme ¹¹⁾, d) wenn mehrere, verschiedenen Gerichtsständen angehörige Personen an dem nämlichen Verbrechen Theil genommen haben und eine das Ganze umfassende Untersuchung nöthig wird, und e) wenn in einem bürgerlichen Rechtsstreite die Parteien gemeinschaftlich um Anordnung einer Commission bitten ¹²⁾. Uebri- gens kann auch die delegierte Gerichtsbarkeit, so gut wie

Meyer, D. de jurisdictione delegata ejusque a mandata differentia. (Narb. 1753.)

7) Öttnet, Handbuch des deutschen gemeinen Processf. 2. Ausg. 4. Bd. Nr. LXXIV. §. 2, vergl. mit Linde, Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprocessf. 5. Ausg. §. 60. 8) Marx, Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprocessf. 12. Ausg. §. 300. Not. 4. 9) Die Reichsgerichte, — Nummer-Ver. v. 18. v. 1555. 2. Th. Tit. 1. §. 2. Tit. 20. Tit. 26. §. 1. Reichs-Abchied vom 3. 1566. §. 108. Reichs-Dep.-Abchied vom 1600. §. 27. Jüngst. Reichs-Abchied §. 163 — bestimmen zwar, daß in den vier hier genannten Fällen, an welches die Parteien sich beschwerend wenden, in der Hauptsache selbst solle erkennen können. Allein dem Rechte der Parteien auf Beibehaltung der ihnen gebührenden Instanzen wird in dergleichen Fällen nur durch Ernennung einer Commission entsprochen, Öttnet a. a. O. I. Th. Nr. XII. §. 4 und 3. Th. Nr. LV. §. 31. 10) Heffter im Archiv des Criminalrechts. Jahrgang 1834. St. 3. §. 201 f. 11) Eine andere Frage ist, ob hier dem Geschw. gewußt werden mußte vergl. Linde a. a. O. §. 69. Not. 19.

2) Glöck a. a. O. §. 188. 3) Littmann, Handbuch. 3. Bd. §. 617. 4) Glöck a. a. O. §. 37. 5) Pufendorf l. i. p. 521. §. 5 u. 6. 6) Glöck a. a. O. §. 197. 7) Joh. Georg. Engelhardt, D. de commissariis. (Bamb. 1774.) Volkard

die ordentliche, bald eine vollständige, bald eine limitirte sein, je nachdem der dem befragten Richter ertheilte Auftrag sämtliche Hauptbestandtheile der Gerichtsbarkeit umfaßt, oder nicht, auch wol nur auf die Vornahme einer bestimmten einzelnen proceßualischen Handlung (*ad unum actum*) — z. B. zur Vornahme eines Zeugenverhörs, einer Confrontation u. s. w. — gerichtet ist.

G. Dem bisher aufgeführten Gattungen und Arten der Gerichtsbarkeit tritt, seit sich in Teutschland ein festgerichtetes Instanzenverhältnis ausgebildet hat, noch hinzu die Einteilung in die unterrichtliche, die ober richtliche und die oberstgerichtliche (j. *inferior, media und suprema*), darauf beruhend, daß in der Regel jede erstinstanzliche Entscheidung, auf Antrag dessen, der durch sie in seinem Rechte sich beeinträchtigt hält, in Strafsachen einer wenigstens einmaligen, in Civilproceßsachen hingegen einer zweimaligen Reifung durch eine dem Gerichte, von welchem die angefochtene Entscheidung ausging, übergeordnete Gerichtsbehörde unterliegt. Hingehen auf ihre Eigenschaft als Stufen gerichte unterscheidet man daher jeht untere, obere (oder Mittel-) und oberste Gerichte. Die unterste Stelle nehmen gegenwärtig gemeinlich diejenigen Gerichtsbehörden ein, welche, als unmittelbare landesherrliche Untergerichte, zumeist unter dem Namen Justizämter oder Remeier schlichthin, Amtsgerichte, Landgerichte oder Niedergerichte vorkommen; ferner in mit der Gerichtsbarkeit oder richtiger mit der Gerichtsherrlichkeit versehenen Städten die Stadtgerichte oder Präturen, und als sonstige sogenannte Eigenthumsgerichte die Patrimonial- oder Herrschaftsgerichte, minder nicht die verschiedenen Particulargerichte erster Instanz. Neben diesen Gerichten haben sich hin und wieder noch andere, größtentheils gesellschaftliche Gerichte unterster Ordnung¹²⁾ forterhalten, deren Entstehung und Verfassung einer Zeit angehört, wo von einer Instanzeneinrichtung im heutigen Sinne noch nicht gesprochen werden konnte; daher denn diese Gerichte auch dann, wenn ihre Verfügungen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, auf Anrufen eines Vertheiligten der Kontrolle einer übergeordneten Behörde unterliegen, in der Reihenfolge der eigentlichen Stufen gerichte nicht mitzählen. Bei den oberen oder sogenannten Mittelgerichten, welche in Civilsachen regelmäßig in zweiter, in Strafsachen dagegen gewöhnlich in erster Instanz zu erkennen haben, zugleich aber für Personen und Sachen, die einer sogenannten allgemeinen privilegierten Gerichts-

barkeit sich erfreuen, diesen abgeben, sind die Antennamen: Justizkanzlei, Hofgericht, Obergericht, Landes-Justizcollegium oder Appellationsgericht die jetzt üblichsten. Mit wenigen Ausnahmen, die in den landesherrlichen Gerichten oberer Instanz¹³⁾ sich darstellen, sind sie unmittelbar landesherrliche. Auch ist ihnen in der Regel zugleich die nächste Aufsicht über den Geschäftsbetrieb und die Verwaltung der Justiz bei den sämtlichen Untergerichten ihres Sprengzels übertragen. Eine sogenannte *concurrente* Gerichtsbarkeit, d. h. eine solche, welche in einem und demselben Gerichtsbezirke, oder für die nämliche Classe von Rechts sachen überhaupt, mehreren Gerichtsbehörden dergestalt zu steht, daß im concreten Falle die Prävention oder die Zuständigkeit entscheidet, war früher auch bei coordinirten oberen Instanzgerichten eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, kommt aber heutzutage nur selten noch vor. In der obersten Instanz üben jeht bundesverfassungsgemäß die deutschen Oberappellationsgerichte und die ihnen gleichstehenden übrigen obersten Gerichtshöfe die Gerichtsbarkeit aus.

II. Wie die Staatshoheit selbst, so erstreckt sich, als Ausfluß derselben, auch die Gerichtsbarkeit regelmäßig blos auf das Inland¹⁴⁾. Staatsrechtserwitten, vermöge deren sie früher oft auch in fremdem Staatsgebiete in bald mehr, bald minder beschränktem Umfange erreicht werden konnte¹⁵⁾, kommen wenigstens in Teutschland, seit die Territorien zu geschlossenen geworden sind, kaum noch vor¹⁶⁾. Es darf aber die Gerichtsbarkeit auch jederzeit nur in derjenigen Ausdehnung und innerhalb derjenigen Grenzen ausgeübt werden, in welcher sie von der Staatsgewalt wirklich ertheilt und anerkannt ist. Jede Ueberschreitung dieser Grenzen hat nicht blos Nichtigkeit der vorgenommenen Acte zur Folge, sondern sie macht den seine Pflichten überschreitenden Richter noch überdies dem Staate verantwortlich. Der Richter dagegen, in dessen Gerichtsbarkeit eingegriffen ist, hat das Recht, diesen Eingriff abzuschneiden oder nach Thunlichkeit erfolglos zu machen, namentlich durch einzu legende Protestation und durch Befehl an die betroffenen Gerichtsbehörden, den Verfügungen der unbefugt einschreitenden Behörde keine Folge zu leisten; auch kann er bei der dem Verletzten vorgesezten Stelle Beschwerde über die Verletzung führen und um Remedur, sowie um Sicherstellung gegen fernere Eingriffe nachsuchen¹⁷⁾. Gewöhnlich lehrt man¹⁸⁾, daß Jeder, der zur Ausübung der Gerichtsbarkeit befugt zu sein behauptet, seine Berechtigung auf Erstkoten besonders darzuthun habe. Genauer betrachtet gilt dies aber nur vom befragten Rich-

12) Von der in Franken gewöhnlichen sogenannten Gemeinderichterschaft oder *jurisdiclio communitatis* s. Gleichner in dessen Beiträgen zum teutschen Recht. 1. Th. (Kürnberg und Altdorf 1786). Nr. VII. S. 208 fg. Von Rängengerichten, namentlich in Hannover, Kurland und im Koburgischen, englischen von Dorfsgerichten in Württemberg = Bradenposten a. a. D. S. 73 fg. — Ueber die in Schleswig-Holstein bis auf den heutigen Tag fortbestehenden Hofsgerichte (Ding- und Schöffengerichte) vergl. Föld a. a. D. 1. Th. S. 21 u. 66. 2. Th. S. 23 und A. W. S. Franke, Der gemeine deutsche und schleswig-holsteinische Civilproceß. 2. Ausg. (Hamburg u. Kiel 1847). 1. Th. S. 37 u. 38.

13) Geyffl. v. W. u. Z. Org. Section. LXI.

13) Dreyer, System s. S. 73.

14) Art. IV. Eude a. a. D. S. 73.

15) Kistler, Dofentliches Recht des teutschen Bundes s. 3. Ausg. S. 377 und die Not. a. das Gen.

16) Am längsten erhielt sich die auf die sogenannten vor Haupttrüben eingeschränkte Gerichtsbarkeit in fremdem Gebiete. Vergl. Litzmann a. a. D. S. 617. Not. 17)

17) Johannes Schmid, Handbuch des gemeinen deutschen Civilproceßes. (Kiel 1843). 1. Th. S. 39.

18) f. z. B. Linde a. a. D. S. 73 und die Not. 1 das Gen.

ter, der jedem Betheiligten gegenüber zur Vorlegung seiner Legitimationsurkunde (Commissorium oder Commissoriale genannt) verpflichtet ist¹⁹⁾; ferner von Privaten, welche von anderen Privaten oder vom Staate ihnen bestrittene gerichtliche Gerechtsame, wo der gleichen verfassungsmäßig noch vorkommen, im Proceßwege verfolgen, wo dann, zumal wenn der Staat selbst Gegner ist, der bekannte Rechtsatz, daß unbekannt verlebene Privilegien streng auszuliegen sind, wichtig werden kann²⁰⁾. Einem öffentlichen Beamten, dem ein Gerichtsbarkeit verbundenes weltliches Staatsamt anvertraut ist, würde von seinem dabei interessirten Dritten anzunehmen sein, sich ihm noch besonders darüber auszuweisen. Der Aufsicht des Staates²¹⁾ untersteht die Ausübung der Gerichtsbarkeit nur innerhalb der Grenzen und Schranken, welche der Einwirkung der Justizbehörde auf die Rechtspflege überhaupt gezogen sind. Die Staatsregierung hat daher durch ihre Organe wohl zu wachen darüber, daß Exceß und Mißbrauch bei der Handhabung der Gerichtsbarkeit vermieden und abgekehrt, bezüglich nach Vorschrift der Gesetze gehandelt werden; sie darf aber, ohne einer Justizverweigerung sich schuldig zu machen, die verfassungsmäßige Ausübung derselben weder sistiren, noch beschränken.

III. Die Gerichte selbst fassen wir hier nur noch in einer doppelten Richtung näher in das Auge: einmal in Rücksicht auf ihre Verfassung und Besetzung; sodann, zweitens, in Rücksicht auf ihre allgemeinen Amtsbefugnisse.

A. Notwendig besteht jedes Gericht, — dieses Wort in seiner eigentlichen Bedeutung²²⁾, somit als Gerichtsbehörde genommen, — aus einer Mehrzahl von physischen Personen, welche zusammengekommen stets eine juristische Person²³⁾ ausmachen; ferner, ebenso unerlässlich, aus zwei²⁴⁾ Hauptpersonen, — aus einem Richter²⁵⁾ nämlich, welchem als solchem es allein zukommt und obliegt, die Gerichtsdisciplin zu handhaben, die gerichtlichen Verhandlungen zu leiten, die nöthigen Gerichtsbeschlüsse zu fassen, und in sofern und in soweit sich die Gerichtsbarkeit des einzelnen Richters nur überhaupt darauf mit erstreckt, in den bei diesem Gerichte abhängigen, zur rechtlichen Disposition gehörenden Sachen die rechtliche Entscheidung zu fällen, sodann aus einem Gerichtsschreiber oder Actuar²⁶⁾, dessen wesentlicher Beruf es ist, die vor Gericht gepflogenen mündlichen Verhandlungen formgerecht zu Papier zu bringen, auch die executiven Acten zu sammeln und in

Ordnung zu halten. Diese zwei Personen genügen denn auch in der Regel, um unter Einzutritt des unentbehrlichen Gerichtsunterbedienten-Personals, insbesondere des Gerichtsdieners²⁷⁾ oder Gerichtsfrohs²⁸⁾, welcher bei den Gerichtsbesuchen aufzuwarten, die mündlichen gerichtlichen Verhandlungen auszuwirken, die schriftlichen gerichtlichen Verfügungen zu beschändigen und bei den bei Ausübung der executiven richterlichen Gewalt erforderlichen mechanischen Vorrichtungen den Arm zu leihen hat, ein sogenanntes Einzelgericht²⁹⁾ wenigstens für bürgerliche Rechtsachen zu formiren, indem die besetzte Gerichtskanzel, — d. i. die rechtskräftige Besetzung des Gerichtes bei bestimmten Gattungen von gerichtlichen Verhandlungen, — bei Hauptverhandlungen im peinlichen Proceß, neben dem Richter und dem Actuar, gewöhnlich die Mitanzwesenheit einer bestimmten Anzahl noch anderer Mitglieder des Gerichtes, in der Eigenschaft von Gerichtsbefizirern oder Schöffen, erheischt. Nur müssen nicht bloss sämtliche Gerichts-, Haupt- und Nebenpersonen, bevor³⁰⁾ sie in ihre Amts- und Dienstverrichtungen eintreten, gehörig beerdigt sein, sondern es wird noch überdies, fast allgemein erfordert, theils daß jeder Richter und jeder Gerichtsschreiber vor der Anstellung hinlängliches Zeugnis von seiner rechtswissenschaftlichen und praktischen Ausbildung abgelegt habe, theils aber, daß insbesondere der Richter noch gewisse andere auf Geisteskraft, Alter, Religion, physische und geistige Gesundheit, sowie auf den bürgerlichen Ruf bezügliche notwendige Qualifikationen besitze. Wenigstens soll schon nach gemeinem Rechte und abgesehen von wenigen particularrechtlichen Ausnahmen³¹⁾, jeder Richter männlichen Geschlechtes³²⁾ mindestens 18 Jahre alt³³⁾, christlichen Glaubensbekenntnisses³⁴⁾, bei vollem Gebrauche der Vernunft³⁵⁾ und im vollen Genuße der bürgerlichen Ehre³⁶⁾, ferner nicht taub noch stumm³⁷⁾, auch bei seiner Ansetzung nicht schon blind sein³⁸⁾. Obgleich man aber gemeinhin sogar die Zulässigkeit einer Verbindung des Richters und des Gerichtsschreibers in einer und derselben Person statuiert, vorausgesetzt, daß letztere, bei auch sonst genügender Befähigung für die beiderlei Functionen, sowohl den vorgeschriebenen Richtereid, als den Gerichtsschreibereid geleistet hat und³⁹⁾, an Statt des

20) Puchta a. a. D. 2. Bd. §. 121.

26) Ebenb.

1. Bd. §. 78. 27) v. Müllern und Hagemann, Praktische

Erörterungen aus allen Theilen des R. 4. Bd. Erörterung 32.

28) Dergleichen kommen vor: rathschlich des Geschlechtes, bei

Genobialgerichten der Frauenkreise in Teutland — f. 3. B.

France a. a. D. §. 41. E. 105 unter Biff. 4 — und rathschlich

des christlichen Glaubensbekenntnisses bei Rabbinen-

gerichten — vgl. Wittermayer, Grundriss des deutschen

Proceßrechts 6. Ausg. §. 118. R. 10. 29) L. 12. §. 2. D.

de judic. §. 1. 30) L. 37. h. de re judicata 42. 1. vernal.

mit cap. 41. X. de offic. et potest. jud. deleg. 1. 29. mo. als

Regel ein Minderes Alter gefordert wird. 31) Reichs-Ab-

schied vom 3. 1555. §. 106. Züngst. R. 23. Reichs-Diät-

Absh. vom 3. 1713. Rr. 1. §§. 7 u. 24. Deutsch. Bundes-Ver-

ordn. XVI. 32) L. 12. §. 2 cit. 33) L. unic. C. de in-

fam. 10. 57. 34) L. 12. §. 2 cit. 35) L. 6. D. de

judic. L. 1. §. 3. D. de postulando 3. 1. 36) cap. 11.

X. de probat. 2. 19.

19) Gluck a. a. D. §. 174. 20) Ebenb. §. 61. 21)

Finke a. a. D. 22) Im ungenügenden Sinne wird das

Wort Gericht als gleichbedeutend gebraucht mit a) Gerichtsver-

sammlung oder Gerichtssitzung, b) Gerichtssaal, auch wol

in specie Gerichtshof, c) Richtstille oder Richtplatz. Vgl.

Genßler, Commentar zu Martin's Civilproceß-Ordn., heraus-

gegeben von Werdt. 1. Bd. §. 38 und Littmann a. a. D.

§. 656. 23) Martin a. a. D. §. 40. Müller a. a. D.

§. 42. 24) Martin a. a. D. §. 40. 25) Genner a. a. D.

1. Bd. Rr. IX. 25) Chr. Wittegel, D. de officio actuarii.

(Jen. 1702.) Puchta a. a. D. §. 64.

Gerichtsschreibern, zwei gleichfalls vereidete, zum Zeugnisse tüchtige Männer als Urkundspersonen bei den Gerichtsverhandlungen zugezogen werden, so ist diese einzelrichterliche oder monokratische Gerichtsverfassung, die aber im Wesentlichen auch dann eine solche bleibt, wenn bei einem Einzelgerichte Assessoren mit einem bloß beiräthigen Ratum angestellt sind, dieses Gericht also³⁷⁾ bureaukratisch organisiert ist, doch nur die bei Untergerichten als Regel herkömmliche. Dagegen war bei den höhern und bei den höchsten teutschen Instanzgerichten von jeher die collegialische³⁸⁾ Verfassung üblich, deren Grundverschiedenheit von der monokratischen und von der bureaukratischen darin³⁹⁾ besteht, daß die bei dem collegialisch organisierten Gerichte⁴⁰⁾ angestellten mehrere Richter, unter einem Vorsitzenden (Präsident, Director), der jedoch, als solcher⁴¹⁾, auch wenn er ständig ernannt ist, nur die Geschäfte verrichtet und den Geschäftsgang beim Collegium leitet, zu einer moralischen Richterperson vereinigt sind und die Gerichtsbareit hier nicht den einzelnen Richtern, sondern der Gesamtheit derselben zugeschrieben wird. Bei dem collegialischen Geschäftsvertritte wird daher als Gerichtsbeschluss dasjenige⁴²⁾ angesehen, wofür, nach erfolgtem, mit einem Gutachten begleitetem, mündlichem oder schriftlichem Vortrage eines vom Vorsitzenden ernannten Collegialmitgliedes (des Referenten) über den Inhalt der Akten, und nachdem auch jeder der anwesenden übrigen Stimmführer sein Votum abgegeben hat, die absolute (oder wenigstens relative⁴³⁾ Mehrzahl der Stimmen sich entscheidet. Aus wie vielen Mitgliedern ein Richtercollegium notwendig bestehen mußte, ist gemeinrechtlich nicht ausdrücklich bestimmt, in der Praxis⁴⁴⁾ jedoch die Zahl der Botanten, die bei einem rechtsgültigen Collegialbeschlusse mitzuwirken haben, auf ein Minimum von dreien (tres sacrum collegium) festgesetzt. Für den Fall der Stimmengleichheit völet in den Gerichtsordnungen häufig der Stimme des Vorsitzenden ein Uebergewicht eingeräumt⁴⁵⁾, seltener die Nachholung der Stimmen der von der Gerichtssitzung etwa entlassenen Botanten vorgeschrieben zu sein. Auch wird zu einer schlußfähigen Versammlung gewöhnlich⁴⁶⁾ die Gegenwart von mindestens zwei Dritttheilen sämtlicher stimmberechtigter Gerichtsmitglieder erfordert, und zur Kontrolle des Vortrags des Referenten über den Akteninhalt in wichtigeren Fällen oft ein zweites Collegialmitglied (Korreferent) ernannt. Ueberbieten bestehen die größeren Collegialgerichte, namentlich die obersten Tribunale, nicht selten aus meh-

ren Abtheilungen oder Senaten⁴⁷⁾ mit besonderen Vorsitzenden (Unterdirectoren, Abtheilungsdirigenten u. s. w.), deren jeder besondere Sortungen von Collegialgeschäften, der einen Abtheilung z. B. die Criminalsachen (Criminalsenat), der anderen hingegen die Civilsachen (Civilsenat), zur Bearbeitung und Beschlußfassung zugewiesen sind, dergestalt, daß dann nur in gewissen dem Plenum vorbehaltenen Sachen eine Berathung und Beschlußfassung des ganzen Collegiums einzutreten hat. Die Concipirung der Beschlüsse und Ausfertigungen besorgen bei Richtercollegien die Secretäre⁴⁸⁾, hin und wieder auch Prototypare genannt. Neben diesen aber und neben den Actuaren bei Einzelgerichten größeren Umfangs kommt sodann ein bald mehr bald minder zahlreiches weiteres Subalternen- und Gerichtsunterbedienten-Personal vor. Unter andern gehören dahin Registratoren, zur Fertigung der Niederschriften über mündliche Anbringen und zur Instruirung der Akten; Archivarien, zur Besorgung des Gerichtsarchiwesens; Referendarien, Accessisten u. s. w. als Hilfsarbeiter bei den richteramtlichen, den Secretariats- und den Actuariatsgeschäften; Revisoren und Kenbanten, zur Besorgung des Rechnungs- und Cassewesens; Kanzlisten und Copisten, zur Anfertigung der nöthigen Reinschriften und Abschriften; Kanzleidieners und Pedellen, zur Bedienung des Gerichts; Gerichtsboten u. s. w. Neuerdings ist übrigens die collegialische Verfassung hin und wieder auch bei größeren Gerichten der ersten Instanz⁴⁹⁾ eingeführt. Oft sind dann bei diesen, wenn sie zugleich Untersuchungsgerichte sind, ebenso, wie bei manchen Untersuchungs-Einzelgerichten, nachst den erforderlichen Gerichtsbärzten und den nöthigen Gefangenmeistern, Gefangenwärtern u. s. w. besondere Untersuchungs-Hilfsrichter, unter dem Namen von Inquirenten, Instrucenten u. s. w. angestellt. Meist ist endlich auch bei Einzelgerichten für Fälle der Abwesenheit oder Behinderung des Dirigenten Vorsehung in der Art getroffen, daß der Actuar, oder einer der mehreren am Gerichte beizugehenden Actuaren, zugleich mit dem Richterde bezeugt und zum ständigen⁵⁰⁾ Stellvertreter des Gerichtsvorstandes ernannt ist.

B. Die allgemeinen Obliegenheiten der Gerichte lassen sich zurückführen auf a) die Pflicht, Jedem,

37) Brudenhofe a. a. D. S. 190. Rot. 1. 37*) Jof. Bapt. Sartorius, Aufschluß des Richters des Collegialgerichts. (Münchener 1832.) 38) Derf. ebendaf. §. 75 u. 76. 39) Nur für Collegialgerichte ist die Bezeichnung Gerichtshof üblich. 40) Joffe a. a. D. §. 63. 41) Schmid a. a. D. §. 40. 42) Gensler a. a. D. S. 198; f. indessen Joffe im Archiv für civilist. Praxis. 13. Bd. S. 67 fg. 43) Joffe, System des civilist. Rechts §. 203. 44) Gluck a. a. D. S. 426 fg. 45) Beyer, Vorträge über den gemeinen ordentlichen Civilproceß (München 1832.) S. 102.

46) Gönner a. a. D. S. 68 fg. 47) D. H. Kemmerich, Excerpt. de secretariis, protonotariis et actuariis judicialibus. (Vienna. 1726.) 48) Schwarzenberg, Den Gerichtsbedienten, Schreibern und Secretariis. (Halle 1734.) 49) Puchta a. a. D. S. 75 u. 77. 50) Wittenmayer im Archiv für civilist. Praxis. 18. Bd. S. 128 fg. und 20. Bd. S. 126 fg. Ueber die Vorzüge der collegialischen Verfassung der Gerichte, insbesondere der Untergerichte, vom legislativen Standpunkte aus, vergl. Wolffs Feiner. Puchta, Ueber die bürgerl. Rechtspflege und Gerichtsverfassung u. s. w. (Gießen 1826.) S. 145—169. v. d. Rahmer im angez. Archiv. 10. Bd. S. 90 fg. Wittenmayer ebendaf. 14. Bd. S. 208 fg., vergl. mit Joffe das. 13. Bd. S. 64 fg. Arch. v. Holzschuber, Der Rechtsweg u. s. w. (München 1831.) S. 90 fg. 51) Puchta, Dienst der deutschen Justizämter. 1. Bd. §. 52 a. G.

der Rechtschuss bei dem Gerichte nachsucht, genügen: des Gehors nach gesetzlicher Ordnung zu gestatten; b) die Pflicht, dafür zu sorgen, dass über die gerichtlichen Verhandlungen gehörige Acten geführt werden; c) die Pflicht, die Rechtspflege prompt, gewissenhaft und unparteiisch zu verwahren, und d) die Pflicht, in Rücksicht der gerichtlichen Verhandlungen sowohl, als der bei Gericht dadurch bekannt gewordenen Privatverhältnisse die gebührende Verschwiegenheit zu beobachten.

Hören soll das Gerichte die Parteien selbst mit Anträgen, welche ihrem Inhalte nach unstatthaft scheinen⁵⁰⁾, indem das Gerichte ausserdem einer begründeten Beschwerde, und im Falle ungerechtfertigter Säumniss bei Gewährung der Rechtschüsse, insbesondere der Beschwerde über Verzögerung der Justiz⁵¹⁾ sich aussetzt. Zu den Gerichtsacten ist Alles zu bringen, was von den Parteien vorgetragen, oder vom Gerichte selbst in einer bei ihm anhängigen Sache verfügt wird und auf die Entscheidung Einfluss ausüben kann⁵²⁾. Wider Richter, welche nachweislich aus persönlichen Rücksichten ungerechte Urtheile fällen, greifen nicht blos Privatansprüche, sondern auch⁵³⁾ öffentliche Strafen Platz. Das Rämliche gilt insbesondere auch vom Untersuchungsgerichte, der sich entweder einer widerrechtlichen Unterlassung, oder einer ungebührlich nachlässigen Föhrung der Untersuchung, oder einer eines vortheils, oder illegalen Einschreitens gegen Einzelne schuldig macht⁵⁴⁾. Schon der bloße Verdacht einer Parteilichkeit genügt dagegen, um ein Verhörenseingeständnis gegen das Gerichte zu fundiren. Die Verlegung der Amtsverschwiegenheit⁵⁵⁾ zieht unter Umständen ebenfalls öffentliche Strafe nach sich⁵⁶⁾. Noch sind alle Civilgerichte erster Instanz reichsgesichtlich⁵⁷⁾ ausdrücklich angewiesen, in jeder zweifelhaften Rechtsache, die an sie gelangt, die Güte sorgsam zu pflegen und auf vergleichsweise Beilegung eifrig hinzuwirken. Anhangend

C. die allgemeinen Befugnisse der Gerichte, so sind dahin folgende zu zählen: 1) Jedes Gerichte hat Anspruch auf Staatsbürgerlichen Gehorsam und auf schuldige Achtung⁵⁸⁾ von Seiten Allen, die handelnd bei ihm auftreten. Kraft dieses Rechtes darf das Gerichte das ungebührliche Betragen der Parteien, Anwölter, Zeugen u. s. w., wodurch ihm bei Ausübung seines Amtes eine Verletzung zugefügt wird, aus eigener Macht⁵⁹⁾ arbiträr abnden, auf jeden Fall, was zur

Unterdrückung des Excesses und zur Aufrechterhaltung des amtlichen Ansehens notwendig ist, sofort vornehmen, vorbehaltlich der weiteren Untersuchung im förmlichen Strafproceßwege⁶⁰⁾. 2) Die Verhandlungen des Gerichte genießen öffentlichen Glauben, vorausgesetzt⁶¹⁾, dass die gesetzlich vorgeschriebenen Formen dabei beobachtet worden sind. Hiernach gilt dasjenige, was in einer gerichtlichen Urkunde als vom Gerichte selbst wahrgenommen anggeführt wird, ohne weiteren Beweis als wahr. Der Gegenbeweis ist dabei zwar nicht ausgeschlossen⁶²⁾. Doch wird zugleich im Zweifel vermutet, dass das Gerichte Nichts außer Acht gelassen habe, was zur Gültigkeit des Actes wesentlich erforderlich war⁶³⁾. 3) Ob schon kein vom Staate ernannter oder bestätigter Richter die ihm verliehene Amtsgewalt überhaupt auf einen Andern zu übertragen, und demnach eine mandirte Gerichtsbareit (jurisdictio mandata) im Sinne des älteren römischen und des päpstlichen Rechtes heutzutage nicht mehr vorkommt⁶⁴⁾, so ist doch jedes Richtercollegium sowohl, als jedes Einzelgericht ermächtigt, einzelne zu seinem Geschäftsberreich gehörige Amtshandlungen, deren Vornahme ausserdem nach der besondern Beschaffenheit des Falles mit nicht wohl zu besitzenden Schwierigkeiten verknüpft sein, oder den geordneten Geschäftegang stören würde, durch einzelne dazu abzuordnende Gerichtsmitglieder oder Gerichtssubalternen, also durch Gerichte deputirte vornehmen zu lassen⁶⁵⁾. Vorausgesetzt wird dabei, dass die legale Vollziehung des fraglichen Actes nicht an und für sich schon die Gesamthätigkeit dieses Gerichtes erheischt, oder bei dem Einzelgerichte, bei welchem er zur Erledigung vorliegt, nur durch den Gerichtsvorstand oder in dessen Weisung rechtsgültig würde erledigt werden können. Auch handeln Gerichte deputirte niemals in eigenem Namen, sondern stets im Namen und als Stellvertreter des deputirten Gerichtes. 4) Endlich ist jedes Gerichte, da nach dem bestehenden⁶⁶⁾ Rechte unentgeltliche Rechtspflege nicht beansprucht werden kann, befugt, in Civilproceßsachen und zur Handlung der freiwilligen Gerichtsbarkeit, von Jedem, der eine gerichtliche Handlung veranlasst und Spotteleredit nicht erlangt hat, völlige, bei von Amtswegen getroffenen Verfügungen aber von allen Theilnehmern verhältnissmäßige Entrichtung der Gerichtskosten⁶⁷⁾ sofort zu begehren. Werthend in Strafproceßsachen nur der rechtskräftig dazu Verurtheilte⁶⁸⁾ dergleichen zu bezahlen hat. Das

Ferd. Christoph. Harpprecht, Dissertationes academicæ. (Tubing. 1737.) Vol. II. No. 66.

50) Gönner a. a. D. I. Bd. Rr. IX. §. 6. 51) Derf. ebenda. 3. Bd. Rr. LXVII. 52) Derf. ebenda. 1. Bd. Rr. IX. §. 7 u. 11. 53) Zittmann a. a. D. 2. Bd. §. 239 u. 240. 54) Martin, Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalrechts. 1. Ausg. §. 229. 55) Kammer-Ord. von 1555. 1. Th. Tit. 13. §. 15 und Tit. 28. §. 3. R.-Richt.-Verf. vom 3. 1713. §. 88 fg. 56) Zittmann a. a. D. §. 245–247. 57) Züngl. R.-U. §. 110. 58) L. 8. D. de appell. 49. 1. cap. 11. X. de poenis 5, 37. Von der hierher gehöigen altrechtlichen Einrichtung des Etchens der Parteien vor Gericht: Osterding, Auserlese von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien. 1. Th. §. 373 fg. 59) L. unic. pr. D. si quis jus dicenti 2, 3. cap. 1. de poen. in 6^{to} 5, 9.

50) Zittmann a. a. D. §. 359. 60) L. 6. C. de re judic. 7, 52. cap. 6. X. de renunciat. 1, 9. cap. 11. X. de probat. 2, 19. cap. 11. X. de presumpt. 2, 23. 61) cap. 10. X. de fide instrumentor. 2, 22. 62) cap. 23. X. de elect. 1, 6. cap. 6. X. de renunciat. 1, 9. cap. 10. l. f. X. de sent. et re judic. 2, 27. 63) Mühlensbruch a. a. D. §. 40. 64) Harpprecht a. a. D. §. 70. 65) §. 164 a. a. D. 2. Bd. §. 208. §. 205. Puchta a. a. D. §. 163. 66) R.-Kammer-Ord. von 1555. 1. Th. Tit. 19. §. 5. Tit. 33 und Tit. 41. §. 1 fg. Tit. 78. R.-Diput.-Verf. vom 3, 1600. §. 10. Züngl. R.-U. §. 114. Puchta a. a. D. 2. Bd. §. 56. Rr. o. 66) Das. Wolf. (pr. Joh. Henr. Meilich), D. de sportulis. (Lips. 1683.) 67) Müller a. a. D. §. 204.

Nährer über die Sportelspflichtigkeit, die Sportelsfähige, die Sportelerhebung und die Verwaltung des Sportelwessens muß aus Gerichtsportelgesetzen und Taxordnungen der einzelnen Länder⁶⁸⁾ ersehen werden.

(B. Kunninghaus.)

Gericht, jüngstes oder letztes, f. Eschatologie I. Sect. 38. Bd. E. 21 fa.

GERICHTLICHE MEDICIN, gerichtliche Arzneikunde (*medicina forensis*), ist der jetzt ziemlich allgemein angenommene Name für den Zweig derjenigen theoretischen und praktischen Kenntnisse aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften im weitesten Sinne, welche zur Aufklärung und Entscheidung mancher zweifelhafter Rechtsfragen benutzt werden. Sie existiert nur, in sofern es eine Rechtspflege, also einen geordneten Staat gibt; sie ist ein den Staatszwecken dienendes Wissen und Handeln. Die Anwendung für Staatszwecke kommt auch dem Anbegriffe jener theoretischen und praktischen Kenntnisse aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften, namentlich aus der Medizin zu, welche unter dem Namen der medicinischen Polizeiwissenschaft oder Medicinalpolizei (*Politia medica*) bekannt sind. Die Medicinalpolizei hat es aber mit Sicherung und Förderung der Gesundheit und des Lebens der Staatsgenossen zu thun und ist ein wesentlicher Theil jener Seite der Staatsgewalt, welche mit dem Namen der Polizei belegt wird. Die gerichtliche Medizin und die Medicinalpolizei begreifen aber beide für Staatszwecke angewandte naturwissenschaftliche oder medicinische Kenntnisse, weshalb man auch beide zusammen mit dem nicht unpassenden Namen der Staatsarzneikunde (*medicina publica* s. *politico-forensis*) belegt hat.

Die zum Behufe der Rechtspflege verwendbaren naturwissenschaftlichen Kenntnisse sind solche, in deren Besitz sich in den civilisirten Staaten die Aerzte befinden, und zwar diese allein, wenn man die Gesamtheit der einschlagenden Kenntnisse ins Auge faßt. Deshalb wurden denn auch die Aerzte von jeher zur Aufklärung solcher zweifelhaften Rechtsfragen zugezogen, und so entstand aus sehr natürlicher Weise der Name gerichtliche Medizin, welcher die Anwendung eines medicinischen Wissens und Könnens auf die Rechtspflege ausdrückt. Freilich ist das Gebiet der gerichtlichen Medizin nicht durchaus ein medicinisches in beschränkterem Sinne, da es sich in einzelnen Fällen um rein chemische, botanische, physikalische Fragen handeln kann. Den allhergebrachten, unabweichenden Namen rechtfertigt aber hinlänglich der Grundsatz: *a potiori fit denominatio*, und die vorgeschlagenen anderenartigen Benennungen gerichtliche Anthropologie, gerichtliche Physik, gerichtliche Rechtsbeschaulehre u. f. w. sind ebenso

wenig genau bezeichnend, zum Theil selbst in noch höherem Grade einseitig gewählt, sobald sie sich keinen Eingang zu verschaffen vermochten. Eine von Wende vorgeschlagene Benennung, nämlich medicinische Hilfskunde des Rechts, dürfte allerdings wol in Einer Beziehung bezeichnender sein, ohne jedoch vor der gewöhnlichen Benennung den Vorzug zu verdienen. Wenn man endlich auch an dem Namen gerichtliche Arzneikunde als Synonymum von gerichtlicher Medizin Anstoß genommen hat, weil die Kenntniß der Arzneien nur einen kleinen Theil der fraglichen Disciplin ausmacht, so darf man dies wol als eine absichtliche Verwennung des Sprachgebrauchs bezeichnen; denn bei dem Worte Arzt denkt man gleichnig an Arzneimittel, wie bei dem Namen Mediciner, und deshalb können auch die Namen Medizin und Arzneikunde unbedenklich als gleichbedeutend gebraucht werden.

Der sehr verschiedenartige Inhalt der gerichtlichen Medizin besteht der Hauptsache nach aus Fragmenten der theoretischen und praktischen Medizin und ihren Disziplinen, weshalb von Manchen die Existenz einer des Namens werthen selbständigen gerichtlichen Medizin in Frage gestellt wurde. Diese Ansicht entspringt aber eines haltbaren Grundes. Denn einerseits erschöpft die Medizin das Material der gerichtlichen Medizin nicht vollständig, da manche wichtige Lehrgänge in den medicinischen Verträgen und Schriften nicht mit jener Gründlichkeit erläutert werden, welche im Interesse der Rechtspflege unerlässlich ist; andererseits erfordert die praktische Anwendung jener den medicinischen Lehrgeweißen zu entnehmenden Grundsätze und Wahrheiten im Dienste des Rechts eine gewisse Summe von Formalitäten, deren genaue Kenntniß nicht minder wichtig ist, als jene des Inhalts. Sie ist also ein besonderer Wissenszweig, mit dem ein allseitig gebildeter Arzt am leichtesten sich vertraut machen kann, und dessen Kenntniß von jedem gründlich gebildeten Arzte gefordert werden muß, zumal in Staaten, wo es keine besonders bestellten gerichtlichen Aerzte gibt, und wo deshalb die Vorhöden beliebig in der Nähe befindliche patentirte Aerzte zur Vornahme gerichtlich medicinischer Untersuchungen herbeiziehen können, z. B. in der Schweiz. Auch kann ja jeder patentirte Arzt von einer der beiden Parteien zur Abgabe eines Privatgutachtens über den betreffenden Rechtsfall in Anspruch genommen werden. Insbesondere ist aber eine gründliche Kenntniß derselben von den besonders dafür bestellten Medicinalpersonen zu fordern, von den Physikern, Kreis-, Bezirks-, Districtsärzten und Wundärzten, oder wie sie sonst in verschiedenen Ländern heißen mögen, sowie von den Mitgliedern der höhern Medicinalbehörden und der medicinischen Facultäten, welche nöthigenfalls in höherer Instanz begutachtend einzuwirken haben.

Wenn nun jeder Arzt, was die Kenntnisse anlangt, auch Gerichtsarzt sein soll, so verhält es sich ganz anders mit der Beziehung der gerichtlichen Medizin zur Jurisprudenz. Man hat aber hierbei nicht immer sorgfältig unterschieden zwischen der Rechtswissenschaft und

68) Als vorzüglich wird gerühmt das (seitdem mehrfach revidirt) G. Meier. Officielles Geset vom 1. Mai 1833 über allgemeine Sportel- und Gebührenart für Gerichts- und Verwaltungsbüchern im Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten, herausgegeben von H. Müller. 6. Bd. Heft 1. S. 10 — 109.

deren Trägern. Für die Rechtswissenschaft, im Besonderen für das Criminalrecht, ist die gerichtliche Medicin ein notwendiger und unentbehrlicher Wissenszweig, entgegen der Behauptung mancher Rechtslehrer, wie P. Leyser, Rodinus; denn in vielerlei Rechtsfällen wird ein Urtheilspruch ganz und gar bedingt von dem Ergebnisse einer gerichtsarztlichen Untersuchung. Dagegen darf durchaus nicht behauptet werden, die gerichtliche Medicin sei dem Rechtsgelahrten schlechthin unentbehrlich. Dieselbe nimmt nur die Stelle einer Hilfswissenschaft für die Jurisprudenz ein, indem sie das Material zur Beantwortung gewisser Rechtsfragen liefert. Dabei hat sie dann einen solchen Umfang, daß ihre gründliche Erlernung eine gleich lange oder selbst längere Zeit erfordern würde, als das Studium aller übrigen Zweige der Rechtswissenschaft: denn nur der ausgebildete Arzt kann sich die volle gerichtsarztliche Kenntniß zu eigen machen. Es kommt dann ferner zu bedenken, daß man im praktischen Falle zweifelhaft darüber sein darf, ob es denn auch wirklich so ausbringend sein würde, wenn der Jurist im mühsam und kostspielig erworbenen Besitze derjenigen Kenntnisse sich befände, welche der Arzt als solcher sich zu eigen macht. Mit den nothigen naturwissenschaftlichen oder medicinischen Kenntnissen ausgerüstet, würde der Jurist begreiflicher Weise die betreffenden Untersuchungen selbst vornehmen, ohne doch größere Gründlichkeit oder Zuverlässigkeit beanspruchen zu können, als die jetzt gebräuchlichen Sachverständigen. Je es dürfte wol eher als ein Nachtheil zu bezeichnen sein, wenn die Herstellung des Thatsachestandes und der rechtliche Ausdruck von der nämlichen Person ausgingen. Man wird daher wol denen bestimmen müssen, welche sich, wie z. B. J. R. Föld (Juristische Encyclopädie 4. Aufl. [Juli 1839] S. 156), dahin aussprechen, daß dem Rechtsgelahrten im Allgemeinen die gerichtliche Medicin, d. h. deren materieller Theil, entbehrlieh sei, und jedenfalls wird es als eine Uebertreibung erscheinen müssen, wenn H. Meißner für den Criminalisten wenigstens gründliche Kenntnisse der gerichtlichen Arznelkunde als unentbehrlich bezeichnet. Dagegen soll der Jurist allerdings wol mit dem formellen Theile der gerichtlichen Medicin, also mit dem juristischen Abschnitte derselben genau bekannt sein, und für den eigentlichen Criminalisten ist es wünschenswerth oder selbst notwendig, daß er bis zu einem gewissen Grade die gerichtlich-medicinischen Grundsätze und Sätze kenne, damit er das Verfahren der Medicinalpersonen in formeller Beziehung zu beurtheilen, resp. zu leiten im Stande sei. Wenn manche Schriftsteller die Nothwendigkeit der gerichtlich-medicinischen Kenntnisse für den Juristen zu vertheiligen scheinen, so lehrt eine genauere Prüfung, daß sie in der That nur diese summarischen Kenntnisse darunter verstehen können. So scheint z. B. Wendt das volle und gründliche Wissen vom Juristen zu fordern, wenn er sagt: „Ein Rechtsgelahrter, der ohne gerichtlich-medicinische Kenntnisse das Recht üben will, verdient diesen Namen nicht Es ist nöthig, daß er diese Kunde in ihrem ganzen Umfange kenne. Nicht einzelne Theile der gericht-

lichen Medicin, etwa bloß der forense, genügen dem Rechtsgelahrten, wie einige behauptet haben, sondern schlechthin nur das Ganze.“ (Handb. d. ger. Medicin. 2. Bd. S. 31.) Liest man aber weiterhin S. 45: „Die gerichtliche Medicin setzt die gesammte Medicin als Wissenschaft und Kunst voraus; deshalb kann das ihr Eigenthümliche nur von denen erlernt werden, welche die Heilwissenschaft und die Heilkunst bereits vollständig inne haben.“ so ist es klar, daß weiter oben nicht die volle Kenntniß der gerichtlichen Medicin gemeint sein kann, sondern nur eine Uebersicht oder eine summarische Kenntniß dieses Wissenszweiges.

Nach dem Vorstehenden ist es ein vollkommen gerechtfertigtes Verfahren, wenn in den juristischen Encyclopädien die gerichtliche Medicin als eine in den juristischen Encyclopedien gehörige Vorlesung bezeichnet wird, und wenn die Studierenden des Rechts regelmäßig diese Vorlesungen besuchen. Es ergibt sich aber auch un schwer, daß erschöpfende Vorträge über gerichtliche Medicin, denen der Mediciner nothwendig bedarf, für den Juristen nicht ganz passen werden; er wird daher mit einem zum guten Theil unverständlichen Detail übersättet. Aus diesem Grunde werden in neuerer Zeit die Vorlesungen über medicina forensis hin und wieder für Mediciner und für Juristen besonders gehalten, und man hat auch angefangen, besondere Lehrbücher der gerichtlichen Medicin für Juristen zu verfaßten.

Vielfach wurde die Frage erörtert, ob die gerichtliche Medicin der Rechtswissenschaft oder der Praxis zugezählt werden solle, oder ob sie als selbstständiger Wissenszweig gleichsam auf neutralem Boden stehe. Da sie nur Hilfswissenschaft für die Rechtspflege ist und aus den eben angeführten Gründen von den eigentlichen Juristen kaum jemals in vollster Ausdehnung erlernt wird, so fehlt es an ausreichenden Gründen, um sie der Rechtswissenschaft beizuzählen. Ihre wahre Basis sind nun aber einzelne Bestandtheile der verschiedenen Hilfs-, Vorerbereitungs- und Grundwissenschaften der Medicin, die für einen bestimmten Zweck praktisch verwendet werden sollen. In diesen beiden Beziehungen ist sie neben die Klinik zu stellen, ein unzweifelhaft zur Medicin gehöriges Gebiet. Dennoch ist die gerichtliche Medicin als ein Bestandtheil der Medicin und nicht als ein von letzterer unabhängiger Wissenszweig zu betrachten. Damit steht es nun auch im Einklange, daß gegenwärtig nur Professoren der Medicin die Vorlesungen über medicina forensis an halten pflegen, während früher, als man ein halb juristisches und halb medicinisches Gebiet darin erblickte, dieselbe auch von juristischen Professoren vorgetragen wurde.

Die gerichtliche Medicin ist kein abgeschlossenes Wissen; ihre Grundsätze ändern sich, ihre Hilfsmittel nehmen an Sicherheit, an Menge, an Feinheit zu, in dem Maße, als die Naturwissenschaften und die Medicin fortschreiten. Sie kann möglicher Weise zu einer solchen Ausdehnung gelangen, daß ihre allseitige praktische Übung für einen Einzelnen fast unmöglich wird. Dies muß dann zu einer Trennung der ursprünglich vereinigt-

ten Techniken führen, sodas für einzelne Gebiete der gerichtsarztlichen Untersuchungen speciell Befähigte angestellt werden. In Betreff der chemischen Untersuchungen oder der sogenannten gerichtlichen Chemie ist dieser Fall bereits schon eingetreten. Schon in früheren Zeiten wurden bei Vergiftungsfällen die nöthigen chemischen Untersuchungen an der Stelle des Phosphus häufig von einem Apotheker vorgenommen, oder sie wurden einer mit den nöthigen chemischen Kenntnissen besser ausgerüsteten Person übertragen. Da nun aber das chemische Gebiet sich so sehr erweitert hat und gegenwärtig eine so große Menge der detaillirtesten Kenntnisse begreift, das die Vereinerung vollständiger chemischer Kenntnisse mit gründlichem medicinischem Wissen nicht mehr gefordert werden kann und nur ausnahmsweise wirklich noch angetroffen wird, so pflegen jetzt alle chemischen Untersuchungen einem erfahrenen Chemiker übertragen zu werden, und man läßt deshalb auch in den neuen Lehrbüchern der gerichtlichen Medicin die Lehre von den Giften ganz weg, z. B. selbst in der neuesten Ausgabe des Denkschen.

Der Inhalt der gerichtlichen Medicin zerfällt auf sehr natürliche Weise zunächst in zwei Abschnitte, in einen formellen und einen materiellen. Jener erläutert die nothwendigen und gesetzlichen Formen, unter denen die Beziehung der gerichtlichen Medicin zur Rechtspflege zur Ausübung kommt; im materiellen Abschnitt werden die verschiedenen Gegenstände erläutert, welche zur Aufhellung von Rechtsfragen in Anwendung kommen können. Die Anordnung oder Eintheilung des materiellen Theils ist bei den verschiedenen Schriftstellern sehr verschieden ausgefallen. Bei der Beziehung zur Rechtswissenschaft, in deren Folge P. Annon eine Sammlung von Gutachten als *Medicina critica s. decisoria*, Valentin als *Corpus juris medico-legale*, Alberti als *Systema jurisprudentiae medicae* bezeichnet, war es sehr natürlich, das man zunächst an eine juristische Eintheilung des Materials dachte und die Gegenstände nach ihrer Beziehung zum Criminalrechte, zum Civilrechte und zum Kirchenrechte zusammenstellte. Nicht weniger berechtigt schienen dann diejenigen zu sein, welche eine medicinische Eintheilung nach den verschiedenen Zweigen der Heilkunde versuchten und eine gerichtliche Anatomie, Physiologie, Chirurgie, Psychologie, Chemie, Geburtshilfe u. s. w. aufstellten. Beide Eintheilungsweisen sind jetzt als ganz unbefriedigend aufgegeben worden, ohne das man sich bisher über eine andere allgemein zu vereinigen im Stande gewesen wäre. Bismeyer hat die Schwierigkeit der Eintheilung selbst Veranlassung gegeben, die Gegenstände in alphabetischer Ordnung an einander zu reihen. Den meisten Beifall hat noch jene Eintheilung gefunden, welche sich in Denks Lehrbuche findet. Hier werden nämlich drei Hauptabschnitte unterschieden, je nachdem eine lebende Person oder ein Leichnam oder eine leblose Substanz Gegenstand der gerichtsarztlichen Untersuchung ist.

Das Gerichtliche der gerichtlichen Medicin ist zuerst von Wendt etwas genauer zusammengestellt worden in dessen Handbuche. Eine gerichtliche Medicin ist na-

türlich nicht denkbar, so lange nicht die Medicin selbst eine gewisse Ausbildung erlangt hat. Diese Bedingung kann aber auch bereits erfüllt sein, ohne das es zu einer *Medicina forensis* kommt. In der That befassten die griechischen Aerzte zu den Zeiten des Aristoteles eine solche Summe von Kenntnissen, das sie in manchen Rechtsfällen wol Aufschluß zu erteilen im Stande gewesen wären. Allein in den auf uns gekommenen griechischen Schriftstellern, namentlich selbst in den Rednern, geschieht nirgends einer Beziehung von Aerzten Erwähnung, und so gelangt Wendt, entgegen der Annahme von J. G. Dauber, Gerh. Feltmann, Peter Gerde und J. G. Segez, zu dem Schlusse, das in Athen und überhaupt wol in Griechenland die Medicin von den Gerichten nicht bezogen wurde. Das Rämische gilt aber auch von Rom, wo doch seit der Kaiserzeit eine Art von Medicinalordnung bestand, in sofern neben den kaiserlichen Leibärzten (*Archiatři palatini*) für die großen Städte besoldete *Archiatři populares* ernannt wurden, die eine Art von *Medicinalcollegium* bildeten. Auch in Justinian's Gesetzbüchern kommt kaum etwas anderes ins Gebiet der gerichtlichen Medicin Gehöriges vor, als die für bestimmte Fälle angeordnete Untersuchung auf Schwangerschaft (*Digest. lib. 25. Tit. 4. De inspicendo ventre custodiendoque partu*), welche von Hebammen vorgenommen wurde.

Dagegen kommen in den germanischen Gesetzbüchern der Salier, der Ottonen, der Hohenstaufen, der Frisen, der Thüringer, der Gothen vielfältig Bestimmungen vor, aus denen zu entnehmen ist, das man auf die Stimme der Aerzte in bestimmten Fällen ein Gewicht legte, und das über Tödtlichkeit der Wunden, über Schwangerschaft, über Kindermord u. s. w. Sachkundige als Experte und Zeugen zugezogen wurden. Hier ist also die eigentliche erste Begründung der gerichtlichen Medicin zu finden, und nicht erst, wie man sonst annahm, in Karl's V. peinlicher Halsgerichtsordnung vom J. 1532, welche ausdrücklich festsetzt, das in Fällen von Verleumdung, Tödtung, Kindermord, verheimlichter Schwangerschaft u. s. w. Aerzte, Wundärzte und Hebammen zur Untersuchung und Ausmittelung zugezogen werden sollen. Die peinliche Halsgerichtsordnung stimmt auch hierin fast ganz mit der schon 1507 erschienenen bambergischen Halsgerichtsordnung überein. Ubrigens geschieht in der Carolina der gerichtlichen Section von Leichnamen noch keine Erwähnung, und die ältesten Commentatoren sprechen zwar von einer *Pervestigatio s. Sectio vulneris*, nicht aber von einer *Sectio cadaveris*. Nach Wendt's Untersuchungen geschieht der gerichtlichen Sectionen jedoch schon im 16. Jahrh. Erwähnung bei Ambrosius Paracelsus, bei dem sich auch schon Myster von Fundscheln finden; nur kamen solche Sectionen im Ganzen noch selten vor. In den Facultätsgutachten von Marburg, Gießen, Leipzig u. s. w. wird der Nothwendigkeit der Leichensectionen erst im 17. Jahrh. gedacht, besonders gegen die Mitte desselben.

Durch die Carolina wurde unzweifelhaft der feste Grund für die gerichtliche Medicin gelegt, nicht bloß im

Gebiete des Criminalrechts, sondern auch des Civil- und Kirchenrechts. Als nennenswerthe Wissenschaft bildete sie sich aber gegen das Ende des 16. Jahrh. in Italien und in Frankreich aus, und von hier ging sie nach Zeuthland über. Was die Aerzte bei ihren Untersuchungen fanden, wurde als *Visum et repertum* bezeichnet, welche Formel sich bis auf unsere Tage behauptet hat; ihre Berichte oder hießen Testimonia s. Relationes. Daher der Titel des Buchs von Baptista Codronchi: *Methodus testificandi* (Venet. 1597.), worin die älteste ausführliche Schrift über gerichtliche Medicin; daher der Titel von des Fortunatus Fidelis Bude: *De relationibus medicorum libri quatuor*. (Panorm. 1603.) Der Name *Medicina forensis* wurde zuerst 1690 von Joh. Bohn gebraucht.

Die gerichtliche Medicin und die Arzneiwissenschaft wurden zuerst gemeinschaftlich abgehandelt. Eschenbach in der Mitte des 18. Jahrh. war der Erste, welcher die in die medicinische Polizei gehörenden Lehren nicht mit in seinen Grundriß der gerichtlichen Arzneikunde aufnahm, welches Verfahren seitdem allgemeinen Eingang fand.

Die Literatur der gerichtlichen Medicin ist reich an Zeitschriften, die meistens auch zugleich für die Medicinalpolizei bestimmt sind, an Sammlungen und Repertorien von Beobachtungen, Entzichten und einzelnen Aufträgen, an Monographien über einzelne Abschnitte, z. B. die Psychologie, die Chemie. Vollständige Darstellungen finden sich in folgenden Lehr- und Handbüchern: *Bapt. Codronchius, Methodus testificandi in quibusvis casibus medicis oblati, in qua nonnullae difficultates ac pulcherrimae quaestiones explicantur et formulae quaedam testationum proponuntur*. (In der Schrift des Codronchi: *De vitis vocis libri duo* etc.) *Fortunatus Fidelis, De relationibus medicorum libri 4*. (Panorm. 1603. Venet. 1617. Lips. [ed. Paul. Amman.] 1674. Ib. 1679.) *Paulus Zacchias, Quaestiones medico-legales, in quibus eae materiae, quae ad legales facultates videantur pertinere, proponuntur* etc. (Lips. 1630.) (Es sind wenigstens zehn verschiedene Abdrücke und Ausgaben dieser Schrift erschienen.) *Michael Alberti, Systema jurisprudentiae medicae, quo casus forenses a jurisconsultis et medicis decidendi explicantur* etc. 6 Voll. 1725—1747. Ed. secunda 1736. (Der erste Band ist ein Compendium der gerichtlichen Medicin.) *Herm. Friedr. Teichmeyer, Institutiones medicinae legalis vel forensis*. (Jen. 1722. 4. Ib. 1740. 1762. 3tes Zeuthen übersezt Nürnberg 1769.) *A. B. Goetische, Medicina forensis*. (Francof. ad Vindr. 1723.) *Chr. Fr. Eschenbach, Medicina legalis brevissimis comprehensa thesibus*. (Rostoch. 1746. Ib. 1775.) *Jo. Ernest. Hebenstreit, Anthropologia forensis, sistens medicis circa rempublicam causasque dicendas officium*. (Lips. 1751.) *Fr. Boerner, Institutiones medicinae legalis*. (Viteberg. 1756.) *Chr. Gottl. Ludwig, Institutiones medicinae forensis*. (Lips. 1765. Ib. 1773.) *J. Fr. Faeslius, Elementa medicinae fo-*

rensis. (Jenae 1767.) Aus dem Lateinischen übersezt von Lange. (Leipzig 1768.) *Gottfr. Heur. Kannegger, Institutiones medicinae legalis*. (Hal. 1768. Kilon. 1777.) *J. W. Baumer, Medicina forensis, praeter partes consuetas primas lineas jurisprudentiae medico-militaris et veterinario-civilis continens*. (Francof. et Lips. 1778.) *C. F. Daniel, Institutionum medicinae publicae eademque adumbratio, cum specimine de vulnere lethali*. (Lips. 1778.) *M. Mich. Södera, Conspectus medicinae legalis legibus austriacae accomodatae*. (Prag. 1780. *Notis auxit J. D. John*. Ib. 1792.) *Jor. Jac. Plenck, Elementa medicinae et chirurgiae forensis*. (Vienn. 1781. Ed. 2. 1786. Zeuthen von Wasserberg. Wien 1788.) *Albr. von Haller, Vorlesungen über die gerichtliche Arzneiwissenschaft, übersezt und herausgegeben von Weber*. 2 Bde. (Bern 1782—1784.) *Samuel Farr, Elements of medical Jurisprudence*. (Lond. 1788. [Eine Uebersetzung von Faeslius.] Third Ed. Lond. 1815.) *Joh. G. Brendel, Medicina legalis s. forensis*. Edit. F. G. Meier. (Hanov. 1789.) *Joh. Dan. Wegner, Kurzgefaßtes System der gerichtl. Arzneiwissenschaft*. (Königsberg und Leipzig 1793. 1798. 1805. 1817 [von Gruner]. 1820 [von Kemler].) *Joh. Chr. Fabner, Vollständiges System der gerichtl. Arzneiwissenschaft*. 3 Bde. (Stendal 1795—1800.) *Joh. Chr. Eder, Anfangsgründe der Anthropologie und der Staatsarzneikunde*. 3. Aufl. (Weimar 1800.) *Joh. Valentin Müller, Entwurf der gerichtlichen Arzneiwissenschaft*. 4 Bde. (Frankfurt 1796—1801.) *François Emmanuel Fodéré, Les lois éclairées par les sciences physiques, ou Traité de Médecine légale et d'Hygiène publique*. 3 Voll. (Paris 1797.) Ganz umgearbeitet 6 Voll. (Paris 1813.) *J. J. Bellac, Cours de Médecine légale*. (Paris 1800. 3ème Ed. 1819.) *P. A. O. Mahon, Médecine légale et Police médicale*. 3 Voll. (Paris 1801.) *G. Tortosa, Istituzioni di Medicina forense*. 2 Tom. 1802. *F. v. Schraud, Elementa medicinae forensis*. (Budae 1802.) *Th. G. Aug. Roese, Grundriß medicinisch-gerichtlicher Vorlesungen*. (Frankfurt 1802.) *J. A. Schmidmüller, Handbuch der Staatsarzneikunde*. (Randth. 1804.) *Vigné, La médecine légale*. (Rouen et Paris 1805.) *Georg Heinr. Rasius, Lehrbuch der gerichtl. Arzneikunde für Rechtsgelehrte*. (Rostock 1810. 2. Ausg. 1812.) *Franz Bene, Elementa medicinae forensis*. (Budae 1811.) *G. F. L. Willberg, Handbuch der gerichtl. Arzneiwissenschaft*. (Berlin 1812.) *Adolf Henke, Lehrbuch der gerichtl. Medicin*. (Berlin 1812.) 12. Aufl. mit Nachträgen von Karl Bergmann. (Berlin 1851.) *Joseph Berni, Systematisches Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde*. (Wien 1813. 5. Aufl. Wien 1846.) *Ant. Dorn, Die gerichtliche Arzneiwissenschaft*. (München 1813.) *W. Fr. Willh. Klose, System der gerichtlichen Physik*. (Breslau 1814.) *G. Male, An epitome of juridical and forensic medicine*. (Birmingham 1816.) *C. Sprengel, Institutiones medicinae forensis*. (Lips. 1816. Ib. 1819.) *G. Barzellotti, Medicina legale*

secondo lo spirito delle leggi civili e penali d'Italia. 2 Tom. (Pisa 1818.) Die 7. Aufl. in 3 Bänden 1835 und 1836. 2. J. G. Wende, Ausführliches Handbuch der gerichtl. Medicin u. s. w. 6 Thle. (Leipzig 1819 — 1832.) J. L. Briand et J. X. Brosson, Manuel complet de Médecine légale. (Paris 1820. 4^{me} Ed. 1846.) John Gordon Smith, The principles of forensic medicine. (London 1821. Second Ed. 1824.) M. Orfila, Leçons de Médecine légale. 3 Voll. (Paris 1821 — 1828. 4^{me} Ed. 1848.) (Uebersetzung der ersten Auflage von Hergendorfer. [Leipzig 1829.] Uebersetzung der 4. Auflage von Krupp.) Bussy, Manuel pratique de la Médecine légale. (Par. 1821.) Albrecht Medel, Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. (Halle 1821.) G. H. Masius, Handbuch der gerichtlichen Arzneiwissenschaft. 2 Bde. (Stendal 1821 — 1832.) J. A. Paris and J. S. M. Fonblanque, Medical Jurisprudence. 3 Voll. (Lond. 1823.) Theodor Hermann Beck, Elements of medical Jurisprudence. 2 Voll. (Albany and Philadelphia. 1823.) (Erschlen in mehreren Auflagen in Nordamerika und in England. Eine deutsche Uebersetzung erschien Weimar 1827.) G. F. L. Willberg, Lehrbuch der gerichtl. Arzneywissenschaft zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen. (Erfurt 1824.) Moll, Leerbuch der geregetylke Geneeskunde. (Amhem 1825.) G. F. L. Willberg, Lehrbuch der medicinischen Rechtsgelchrtsameit. (Erfurt 1826.) C. A. van Coelhem, Elementa medicinae forensis. (Gandav. 1827.) J. G. Nicmann, Taschenbuch der gerichtl. Arzneywissenschaft. (Leipzig 1827.) J. N. Forsyth, Synopsis of modern medical Jurisprudence. (Lond. 1829.) C. Sedillot, Manuel complet de Médecine légale. (Paris 1830.) (3te Italiensche übersezt Napoli 1836.) Mich. Ryan, A Manual of medical Jurisprudence. (Lond. 1831. Second Ed. 1836.) Stromer, Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. (Petersburg 1832.) Jacq. Poiroux, Traité de Médecine légale criminelle. (Paris 1833.) P. P. B. Wagner, Anleitung zur gerichtlichen Arzneywissenschaft. (Wien 1833.) J. Chitt, A practical Treatise on medical Jurisprudence. (Lond. 1834.) Adolphe Trebuchet, Jurisprudence de la Médecine, de la Chirurgie etc. (Paris 1834.) A. Brierre de Boismont, Manuel de Médecine légale. (Paris 1835.) Giuseppe Luigi Gianelli, Trattato di medicina publica. 5 Tom. (Padova 1836.) V. Triangueri, Système complet de Médecine légale. (Paris 1836.) Alph. Dévergie, Médecine légale théorique et pratique, avec le texte et l'interprétation des lois, relatives à la Médecine légale; revus et annotés par J. B. F. Dehaussy de Robecourt. 3 Voll. (Paris 1836. Seconde Ed. 1840. Trois. Ed. 1852.) Alfred S. Taylor, A Manual of medical Jurisprudence. (Lond. 1836. Third Ed. 1849.) (Wurde auch in Philadelphia von R. Egglestield Griffiths herausgegeben.) Thom. Stew. Traill, Outlines of a course of lectures on medical Jurisprudence. (Edinb. 1837. Third Ed. 1845.) F. J. Sie-

benhaar, Encephalopädisches Handbuch der gerichtlichen Arzneykunde. 2 Bde. (Leipzig 1837 — 1840.) Chausier, Médecine légale. (Paris 1838.) Botter, Médecine légale. (Paris 1838.) Bayard, Manuel pratique de Médecine légale. (Paris 1843.) William A. Guy, Principles of forensic Medicine. (London 1844.) J. B. Friedrich, Handbuch der gerichtsarztlichen Praxis. 2 Bde. (Regensburg 1843 und 1844.) Fr. von Rey, Systematisches Handbuch der gerichtsarzneylichen Wissenschaft. (Wien 1845.) Karl Bergmann, Lehrbuch der Medicina forensis für Juristen. (Braunschw. 1846.) Francesco Treschi, Manuale teorico-pratico di Medicina legale. 3 Tom. (Milano 1846.) Fr. von Rey, Die gerichtliche Arzneykunde in ihrem Verhältnisse zur Rechtspflege. 2 Thle. (Wien 1847.) G. C. J. von Siebold, Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. (Berlin 1847.) J. B. Friedrich, Compendium der gerichtlichen Anthropologie. (Regensburg 1848.) W. Braeh, Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. 2. Aufl. (Göln 1850.) Schürmayer, Theoretisch-practisches Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. (Erlangen 1850.) E. Krahmer, Handbuch der gerichtlichen Medicin. (Halle 1851.) Fr. H. Böder, Memoranda der gerichtlichen Medicin, mit Berücksichtigung der neueren Gesetzgebung u. s. w. (Herslohn u. Eisenfeld 1853.) (Fr. Will. Thele.)

GERICHTLICHE THIERARZNEIKUNDE

gerichtliche Thierheilkunde, gerichtliche Veterinärkunde (Medicina veterinaria forensis). Ihre Aufgabe besteht in der besondern Anwendung des thierärztlichen Wissens auf solche Rechtsfälle, bei denen Thiere oder eigentlich wol Hausthiere das Object des Rechtsstreites bilden. Hinsichtlich des innern Wesens und der Beziehung zur Rechtspflege entspricht sie der gerichtlichen Medicin: ihr Inhalt besteht in einer gewissen Summe von Grundsätzen und Erfahrungen der Thierheilkunde, welche im Dienste der Rechtspflege Anwendung finden. In der gerichtlichen Medicin indessen handelt es sich zuletzt stets um den Menschen, und die von ihr erhellten Rechtsfragen berühren in der Mehrzahl der Fälle das Leben oder die Freiheit oder auch die Ausübung gewisser Rechte, und nur ausnahmsweise kommt dabei eine Geldstrafe vor. Die gerichtliche Thierheilkunde hingegen hat es immer nur mit dem Leben oder dem Gesundheitszustande von Thieren zu thun, d. h. im Vergleiche mit dem Menschen mit sachlichen Gegenständen und Fragen, die sich auf einen abschätzbaren Geldwerth zurückführen lassen: demnach dreht sich hier die vom Richter zu gebende Entscheidung immer um die Festsetzung eines Geldwerthes.

Begreiflicher Weise ist nur der vollständig gebildete Thierarzt im Stande, die in jenes Gebiet einschlagenden Untersuchungen vorzunehmen. Man hat daher auch dieses Gebiet ungeschiedert den Thierärzten eingeräumt, namentlich hat wol noch Niemand vom Juristen die Kenntniß der gerichtlichen Thierheilkunde verlangt, und es wird dieser Wissenszweig unbestritten als ein Theil der Thierheilkunde anerkannt. Um so auffallender ist

es daher, daß sowohl der französische Name (*Jurisprudence vétérinaire*) als auch der englische (*Veterinary Jurisprudence*) die Deutung zulassen, als Ränder dieser Wissenschaft in näherer Beziehung zur Rechtswissenschaft als zur Thierheilkunde.

Es gibt zwei wesentliche Quellen, aus denen die Rechtsbände über Thiere entspringen:

1) Der Verkauf von Hausthieren, der Viehhandel, insbesondere der Pferdehandel. Hierbei kann es unter folgenden Umständen zu Rechtsstreitigkeiten kommen: a) Der Verkäufer hat beim Kaufe (oder Tausche) eines Thieres dessen Krankheiten oder Fehler absichtlich verheimlicht, zuweilen selbst durch Anwendung künstlicher Mittel. b) Ein als fehlerfrei betrachtetes oder bedungenes Thier war zur Zeit des Handels (oder Tausches) bereits mit einem Fehler oder einer Krankheit behaftet, wovon die Parteien zur Zeit des Kaufs Nichts wußten. c) Einige Zeit nach stattgefundenem Verkaufe drückt bei einem Thiere eine Krankheit aus, deren Anlage schon zur Zeit des Handels bestanden haben muß, z. B. eine von den verschiedenen contagiösen Krankheiten, oder es findet sich bei dem Thiere ein Fehler oder eine Krankheit, die man den sogenannten Gewährsmängeln zu zählt, z. B. Stätigkeit, Roß, Räude, Dampfsicht, schwarzer Staar, Mondblindheit, Dummheit beim Pferde, Franzosenkrankheit beim Kindvieh, Poden bei den Schafen, Sinnen bei den Schweinen u. s. w. d) Ein Thier ist zwar vielleicht völlig gesund, allein es besitz nicht alle beim Kaufe wirklich bedungenen Eigenschaften oder nicht jene durch Gesetz oder selbstverständlich für einen bestimmt ausgesprochenen Zweck erforderlichen Eigenschaften, z. B. ein bestimmtes Alter, Zustand des Trachtigseins oder Nichttrachtigseins, Tauglichkeit und Ausrüstung zum Fahren, zum Reiten u. s. w. In allen diesen Fällen, wo das gekaufte Thier den bedungenen Werth nicht besitzt oder mehr oder weniger unbrauchbar ist, kann der Käufer den Kauf rückgängig machen oder doch eine niedrigere Kaufsumme verlangen, was oftmals zu Processen Veranlassung gibt. Die Gerichte werden aber nicht blos dann in Anspruch genommen, wenn jene Fälle wirklich bestehen, sondern häufig auch dann, wenn Fehler gar nicht vorhanden oder aber vom Käufer verschuldet worden sind, indem derselbe das Kauffeug wurde und auf gerichtlichem Wege durch angebliche Fehler denselben rückgängig machen will, oder indem er durch Mißhandlung oder durch Nahrungsmangel die gekauften Thiere krank machte.

2) Die Beschädigung oder Tödtung von Hausthieren, welche der Nothheit oder Unachtsamkeit von Menschen oder von andern Thieren zur Last fällt, oder auch durch zufällige von fremden Personen ausgehende Ereignisse herbeigeführt wird. In diese Kategorie fallen auch wirkliche Verletzungen oder Mißhandlungen, Vergiftung, Ansteckung, wirkliche oder angelobte ungewollte Hilfe bei Krankheiten, diätetische Vernachlässigung oder Mißhandlung u. s. w. In allen solchen Fällen hat die gerichtliche Medicin den Thatbestand zu ermitteln und den zugefügten Schaden abzuschätzen.

Die gerichtsarztliche Untersuchung betrifft nach dem Angegebenen bald lebende, bald todt Thiere, inwiefern erstreckt sie sich aber auch auf Gegenstände der Natur oder auf menschliche Einrichtungen, z. B. auf das Futter und Getränke, auf die Diensteinrichtungen der Thiere, auf angewandte Arzneimittel, auf Oefte, auf Geschirre oder Reitzzeug, auf Lage und Beschaffenheit des Stalls u. s. w. Die allseitige Befähigung zur gerichtlichen Thierärztlichen Praxis setzt demnach nicht allein die theoretische und praktische Kenntniß der Thierheilkunde im engeren Sinne voraus, sondern auch ihrer Hilfswissenschaften, wie Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Landwirtschaft, Reit- und Fahrkunst. Sie kann daher nur von einem vollständig gebildeten Thierarzte geübt werden. Schon der bloße Menschenarzt ist deshalb nicht geeignet zu ihrer Ausübung. Eine volle Verkenntung der Fortschritte der Thierarzneikunde ist es aber, wenn man noch gegenwärtig hin und wieder einen sogenannten Kopsart oder Marrechal expert, einen Hufschmied, oder gar den Hirten oder Weidner als Sachverständige gelten läßt.

Die Begründung der gerichtlichen Thierheilkunde, wenigstens jenes des Viehhandels betreffenden Theiles, reicht in eine weit frühere Zeit zurück, als jene der gerichtlichen Medicin. Denn das römische Recht enthielt das *Edictum aedilium*, welches verordnet, daß jeder Verkäufer alle jene Fehler einer verkauften Sache, welche deren Brauchbarkeit mehr oder weniger verändern, aber nicht leicht in die Sinne fallen, angeben soll. Dieses Edict wurde auch auf den Viehhandel ausgebreitet. Bei der Wichtigkeit des Pferdes für den Krieg sowie als für das bürgerliche Leben gingen die Bestimmungen über den Pferdehandel auch in die germanischen Gesetzbücher über, und so wurde das sogenannte Restitutionsrecht schon zu Anfang des 18. Jahrh. in besondern Schriften dargestellt. Diese bilden aber den Anfang der Literatur der gerichtlichen Thierheilkunde, welcher Name für das Gesamtgebiet des brügelichen Wissens erst seit dem Anfange des 19. Jahrh. vorkommt: J. H. Rehmb, Restitutionsrecht. (Frankfurt und Leipzig 1707. 1715. Altm 1735. Augsburg 1745.) Pleuquet, Ueber die Hauptmängel der Pferde, zum Gebrauche für Rechtsgelahrte. (Tübingen 1790.) J. G. E. Münter, Das Restitutionsrecht. (Danever 1795. 3. Ausg. 1810.) G. B. Simon, Handbuch für Viehhändler. (Altdorf 1804.) A. Rys, Gerichtliche Thierarzneikunde. (Würzburg 1808.) Hier. Walinger, Ueber Krankheiten der Pferde und ihre Heilung in gerichtlicher Hinsicht. (Wien 1809.) Kubin (auct. Nebel), Diss. sistens medicinae veterinariae forensis primas lineas. (Giesas. 1810.) Bernh. Laubender, Proben der polizeilich-gerichtlichen Thierarzneikunde. (München 1812. 2. Aufl. 1827.) Riemann, Handbuch der Staatsarzneiwissenschaft und der Staatsärztlichen Veterinairkunde. 2 Bde. (Erlp. 1813.) G. Pozzi, La Zoojatria legale. (Milano 1816.) G. F. Eschwein, Gerichtliche Thierarzneikunde. (Görtschke 1816. 2. Aufl. 1822.) Ritter, Vom Verkaufe und Kaufe der Hausthiere. (Wannheim 1821.) J. D. Döcker, Anleitung zur Beurtheilung der Hauptmängel der

Hausthiere. (Zübingen 1822. 2. Aufl. 1825.) J. F. von Am-Pach, Grundriß der gerichtlichen Veterinairkunde. (Wien 1822.) Fr. Toggia, Veterinaria legale. (Torino 1823.) J. B. Hazard (Fils), De la garantie et des vices redhibitoires dans le commerce des animaux domestiques. (Paris 1825.) J. G. Michel, Gerichtliche Thierheilkunde für Beamte, Rechtsgelehrte u. s. w. (Zürich 1826.) Reith, Handbuch der gesammten gerichtlichen Thierarztpraxis. (Wien 1826.) Nodel, Traité analytique de Médecine légale vétérinaire. (Paris 1827.) J. B. Friedreich, Handbuch der gerichtärztlichen Praxis, mit Einschluß der gerichtl. Veterinairkunde. (Regensb. 1843.) Auch in den Handbüchern der Thierheilkunde von Chabert, Flandrin und Puzard (Water) (Berlin 1798.), von Fr. Pilger (Gießen 1800.), von J. R. Kreuzer (Grundriß der Veterinairmedizin u. s. w. [Erlangen 1852.]) und Anderen wird die gerichtliche Thierheilkunde mit abgehandelt. (Fr. Wüh. Theile.)

GERICHTSARZT, gerichtlicher Arzt heißt derjenige Medicinalbeamte, welcher mit der Besorgung der gerichtl.-medicinisches Geschäfte in einem bestimmten Kreise beauftragt ist. Nach der Verschiedenheit der Länder und Dörfer sind aber verschiedene Namen für diese medicinische Geschäftstätigkeit im Gebrauche, wozu die Namen Physikus, Kreisphysikus, Stadtphysikus, Criminalphysikus, Amtsphysikus, Bezirksarzt, Kreisarzt u. s. w. gehören. Dem Gerichtsärzte ist regelmäßig ein Gerichts- wundarzt beigegeben, der in den verschiedenen Ländern analog, wie der Gerichtsarzt, näher bezeichnet zu werden pflegt. Der Gerichtswundarzt tritt namentlich bei Leichenobduktionen neben dem Gerichtsärzte in Thätigkeit und pflegt dann die wirkliche Section vorzunehmen. Doch ist es ein Irrthum, wenn man mehr oder weniger unklar sich vorstellt, der Wundarzt werde lediglich zum Behufe der Section beigegeben, wegen etwa zu präsumirender besserer anatomischer Kenntnisse. Der gerichtliche Wundarzt wird vielmehr als zweiter Sachverständiger zugezogen: er hat den Fundstein des Gerichts- arztes ebenfalls zu unterzeichnen, und bei bestehender Differenz der Ansichten die feinnge neben jener des Gerichtsarztes geltend zu machen. Aus diesem Grunde werden deshalb auch in neuerer Zeit vielfältig promovirte Aerzte mit der Stelle eines Gerichtswundarztes betraut. — In die Gerichtsärzte und Gerichtswundärzte reihen sich ferner die gerichtlichen Thierärzte (Kreis- thierärzte, Bezirks- thierärzte u. s. w.) bei einem gut eingerichteten Medicinalwesen an.

Neben dem Gerichtsärzte kann es füglich Weise einen Polizeiarzt geben, welcher die Angelegenheiten der Sanitätspolizei als Techniker vertritt. Eine solche Trennung der Geschäfte eines Gerichtsarztes und eines Polizeiarztes oder Polizeiphysikus findet aber nur in großen Städten, wie Wien, Berlin &c. Statt. Sonst pflegen bei- derlei Geschäftskreise in der nämlichen Person vereinigt zu werden, so daß dann der Name Gerichtsarzt streng genommen allerdings nicht mehr passend ist. Richtiger würde hier die Bezeichnung Staatsarzt sein. Bestimmter

tritt bei den gerichtlichen Wundärzten eine Beschränkung auf die gerichtliche Medicin ein*). (Fr. Wüh. Theile.)

Gerichtsactuar
Gerichtsassessor } f. d. Art. Gericht und Justiz.
Gerichtsbauk
Gerichtsbarkheit } f. Gericht.
Gerichtsbeamte }
Gerichtsbehörden, f. Justiz S. 117.
Gerichtsbeisitzer, f. Gericht, Justiz, Schöffen
und Richterliche Person.
Gerichtsbezirk } f. Gericht und Justiz.
Gerichtsbote }
Gerichtschirurg, f. Gerichtsarzt.
Gerichtsdienner } f. Gericht und Justiz.
Gerichtsdirector }
Gerichtsfolge, f. d. Encyclop. 1. Sect. 50. Th. S. 292.

Gerichtsfrohn = Gerichtsdienner, f. Gericht und Justiz.

GERICHTSFROHNEN oder **GERICHTS- FROHNEN** gehören zu der Hauptklasse von Frohnen, die man Landes- oder Staatsfrohn nennt, und bestehen in gewissen, bei der Rechts- und Polizeipflege erforderlichen Diensten der Gerichtseingekessenen; vgl. oben 1. Sect. 50. Th. S. 292. (H.)

GERICHTSGEBRAUCH). Der Ausdruck Gerichtsgebrauch im rein wörtlichen Sinne genommen, würde füglich als den Inbegriff derjenigen bei Acten der Rechtspflege von oder vor einem Gerichte, oder einer Mehrzahl von Gerichten angewendeten Normen und Regeln sich bezeichnen lassen, welche ihren Entstehungs- und Rechtserfassungsgrund lediglich aus dem, was bisher das Uebliche war, also aus dem bei dem betreffenden Gerichte Hergebrachten oder Herkömmlichen, entlehnen, und somit möglicher Weise den Gegensatz bilden von anerkannt quellenmäßigen, damit im Widerspruch stehenden Normen, welche angewendet und befolgt hätten werden sollen. Eine Aufzählung und Zusammenstellung der an Statt der letzteren befolgten Normen und Regeln könnte

*) „Die Composita von Gerichte, die hier nicht besonders aufgeführt werden, suche man unter den Simplicien, z. B. Gerichtsaeten und Gerichtschreiber unter Acten und Schreiber.“ Kch.]

1) Ernst Aug. Haus, Versuch über den rechtlichen Werth des Gerichtsgebrauchs, (sowol an den deutschen Aemtern, als höchsten Reichsgerichten. (Erlangen 1798.) Jordan, Bemerkungen über den Gerichtsgebrauch u. im Archiv für civilist. Praxis. 3. Bd. S. 191 ff., vgl. mit Wihl. Müller, Ueber die Natur des Gerichtsgebrauchs und dessen Befestigung (in dessen Geistl. Abhandl. J. Bd. (Gießen 1833.) Abh. V.). Westering, Auszüge von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien. 5. Th. 2. Abth. S. 124 ff. Baurenrecher, Verhütung des gesammten heutigen deutschen Privatrechts. II. Theil. (Bonn 1840.) §§. 30–32. Eintrich, Das proz. gerichtl. Verrecht. (Erlupia 1844.) §. 3. S. 39 ff., besonders Not. II. S. 30 und Not. II. S. 37 ff. — Nicht hierher gehört: Krig's Werk: Ueber Gerichtsgebrauch und über Literatur des römischen Privat- rechts (Erlupia 1843.), indem darin Gerichtsgebrauch lediglich als gleichbedeutend mit „Richter routine“ genommen wird. („Bergh. auch die Art. Herkommen und Observanz.“ Kch.)

dann auch wol einen bloß historischen oder kritischen Zweck haben; sei es, daß man dabei auf rechtskulturgegeschichtliche Studien ausginge, oder daß es der Aufdeckung und Darlegung der Verhältnisse und Auswuchse gälte, die in die gerichtliche Praxis sich einschlichen. Anders wenn man bei jenen Normen und Regeln und bei jenem Entstehungs- und Rechtfertigungsgründe nicht das bloß Zufällige und Thatsächliche in das Auge faßt, sondern das rechtliche Moment in Erwägung zieht. Erst dieser Weg führt auf den Begriff des Gerichtsgebrauchs in seiner technischen Bedeutung. Denn dabei wird aus-gegangen davon, daß eine Norm weit längere Zeit hindurch als Rechtsatz gleichmäßig bei Gericht befolgt, eben deshalb auch für die Zukunft in solcher Eigenschaft maßgebend werde. Man erkennt somit in dem Gerichtsgebrauche, ganz eben so wie in der Gewohnheit, eine selbständige legale Quelle des ungeschriebenen Rechtes, welche von der Gewohnheit zwar in subjectiver Beziehung, hingegen nämlich auf die Urheberchaft des dadurch erzeugten Rechtes, in sofern abweicht, als das Organ der gemeinschaftlichen Ueberzeugung, in welcher ein bestimmter dem ungeschriebenen Rechte angehöriger Satz seinen Ausdruck empfängt, bei der Gewohnheit im Volke unmittelbar, bei dem Gerichtsgebrauche hingegen in den Gerichten gefunden wird, — wofür man aber objectiv, also was ihre Ergebnisse betrifft, einen ähnlichen Werth und eine gleiche rechtliche Bedeutung wie der Gewohnheit beilegt.

Darüber nun, worauf diese scheinbar mit dem richterlichen Verufe in seiner jetzigen staatsrechtlichen Auffassung unverträgliche, Recht producirende Aufgabe der Gerichte und ihre Berechtigung eigentlich sich gründe, gibt unser gemeines Recht allerdings keinen nähern Aufschluß, indem es sich im Ganzen darauf beschränkt, den Gerichtsgebrauch als ein bereits gegebenes Rechtsinstitut zu betrachten, welchem es seine Anerkennung stellt. Kein Wunder also, wenn die Ansichten von jener Richtermiffion, folgerweise oder auch die Ansichten von der wahren Bedeutung, vom Umsfange und von den Grenzen des Gerichtsgebrauchs keineswegs übereinstimmen. Viele sogar das gesetzliche Ansehen des Gerichtsgebrauchs ganz leugnen¹⁾, und dieselben, indem sie ihn so ziemlich mit demjenigen identifizieren, was man sonst auch wol „rationelle Praxis“²⁾ nennt, höchstens nur einen inneren Werth, einen äußeren oder formellen solchen hingegen überall nicht zugesellen wollen³⁾.

1) So Haus a. a. D. Johannes Schmid, Handbuch des gemeinen deutschen Civilproceßes. (Kiel 1843.) §. 12. 2) Vom Gerichtsgebrauch in diesem Sinne handelt: Wiltz. von der Natur in der Abhandlung über den Gerichtsgebrauch, in seiner Sammlung der merkwürdigsten Entscheidungen des Obergerichtsgerichts zu Wiesbaden. I. Bd. S. 13. 3) Vergl. besonders Jordan a. a. D., welcher (S. 232) den Gerichtsgebrauch als „die bei Gericht gebräuchliche Jurisprudenz“ oder „die gebräuchliche Weise, wie ein Gericht bei der Beurtheilung der Gültigkeit und Anwendbarkeit der bestehenden Gesetze, bei deren Auslegung und Ergänzung verfährt“, bezeichnet. Ihm pflichtet im Resultate bei: Wächter, Beitrag zu der Lehre vom Gerichtsgebrauch, in dem angegebenen Archiv für einjähr. Praxis. 23. Bd. S. 472 fg.

Folgende Andeutungen dürften geeignet sein, das richtige Verhältniß zu vermitteln.

Zuvörderst ist der üblichen Haupteintheilung des Gerichtsgebrauchs Erwähnung zu thun; der Eintheilung in den sogenannten formellen und in den sogenannten materiellen⁴⁾. Von formellem Gerichtsgebrauche nämlich pflegt man zu reden, wenn und in soweit bei den auf Gerichtsgebrauch beruhenden gerichtlichen Einrichtungen, Geschäften und Handlungen, nur die durch kein ausdrückliches Gesetz normirte Vollzugsform in Frage kommt, von materiellem Gerichtsgebrauche bei Gerichtsgebrauchsnormen, nach welchen eine gerichtliche Entscheidung, ein rechtliches Urtheil in der Hauptsache oder über einen Nebenpunkt, zu erfolgen hat, — bei jenem übrigens auch wol wieder zwei Unterarten unterscheidend, den formellen Gerichtsgebrauch im weitern Sinne nämlich, welcher auf die bei Gericht zu befolgende Ordnung und Methode der Geschäftsbehandlung sich beziehen soll, und den formellen Gerichtsgebrauch im engeren Sinne, welcher die Proceßleitung und das bei den bei Gericht vorkommenden processualischen Handlungen zu beobachtende Verfahren (den sogenannten äußern Proceßgang) zum Gegenstande hat.

Daß bei diesen Eintheilungen Ungleichartiges, nicht nach einem und demselben Principe zu Beurtheilendes zusammengeworfen werde, ist einleuchtend. Was man formellen Gerichtsgebrauch zu nennen beliebt, ist in der That das Nämliche, was richtiger unter dem Namen Gerichtsobservanzen (vergl. die Art. Observanz und Herkommen) zusammengefaßt wird. Bei dergleichen Observanzen sind entweder Normen in Frage, welche, wie die Regeln über die Art zu referiren, über die Reihenfolge beim Notiren und Ueberschreiben, nur die Mitglieder des nämlichen Richtercollegiums binden sollen, oder sie betreffen, wie z. B. die über die Form der schriftlichen Eingaben, über die Eintheilung der Zeit zur Vornahme verschiedener Geschäfte, über die Art und Weise der Anmeldung und des Auftretens der bei dem Gerichte practicirenden Anwälte u. s. w. die Regulirung von geschäftlichen Verhältnissen zwischen dem Gerichte und Dritten. Im ersten Falle wird förmlich ein Verhältniß, welches ein blüthenreicheres Ueberlebensthum gleichkommt, unterstellt werden können, daher denn hier schon ein einzelner Act der Einwilligung genügen muß, um die sogenannte Observanz zu begründen. Im zweiten Falle gestaltet zwar nur eine bereits längere Zeit hindurch fortgesetzte gleichmäßige Uebung und Befolgung der Regel den Rückschluß auf das Vorhandensein einer wahren Observanz. Inzwischen tragen Normen und Regeln auch dieser Art unverkennbar die Natur rein reglementärer Bestimmungen an sich; wovon die Folge ist, daß ihre Aufrechterhaltung nur durch Disciplinargeschreibungen zu bewirken steht, und ihre Beobachtung im Grunde vom Ermeßnen des jedesmaligen Gerichtsdirectors oder

5) Haus a. a. D. S. 7. 11 fg. Gensler, Einleitung zur gerichtl. Praxis. I. Bd. (Heidelberg 1831.) §. 1. Not. 4.

der sonst zuständigen Gerichts-Aufsichtsbehörde abhängt. Auch bei der Proceßleitung, im bürgerlichen Rechtsverfahren sowohl, als im Verfahren in Strafsachen, wird fortwährend Vieles vorkommen, was auf Obergerichten, die bekanntlich im deutschen gemeinen Proceß eine nicht unbedeutende Rolle *) spielen, beruht, da die Proceßordnung nicht wohl alle dahin einschlagende Einzelheiten genau normiren kann, gleichwohl aber eine gewisse Stetigkeit und Gleichförmigkeit auch bei den auf die Proceßleitung und den äußern Proceßgang bezüglichen gerichtlichen Geschäften aus Gründen der Zweckmäßigkeit sich empfiehlt und geboten erscheint, und das einmal Eingewohnte, durch den Gebrauch gleichsam Geheiligte, sein Ansehen am leichtesten behauptet. Allein unter den streng rechtlichen Gesichtspunkt fallen auch derartige Gerichtsbeobachtungen niemals; es kann ihnen ein Einfluß auf processualische Rechte und Verbindlichkeiten nicht **) zugestanden werden.

Den sogenannten materiellen Gerichtsgebrauch oder das Gerichtsgebot selbst anlangend, steht zuvörderst fest, daß kein Gebrauch von Menschenhand, wäre es auch das umfassendste und ausführlichste, den gesammten auch nur zur Zeit seines Entstehens bereits vorhandenen Rechtsstoff vollständig in sich aufzunehmen vermöge, geschweige denn den Rechtsstoff, den beinahe jeder neue Tag, bei unaussprechlich neu sich gestaltenden, die richterliche Wirksamkeit in Anspruch nehmenden Rechtsverkehrsverhältnissen, zu Tage fördert. Ebenso wenig darf ein Gebrauch, welches es auch sei, Anspruch darauf machen, den gesetzgeberischen Willen in allen darin enthaltenen Satzungen mit genügender Bestimmtheit und Klarheit auszudrücken, jede Antinomie, jede Lücke gänzlich vermeiden zu haben. In beiderlei Beziehungen werden unschärfbar in jedem Gesetzbuche Zweifel auftauchen, welche selbst mit Hilfe der zunächst in der sogenannten Doctrinalinterpretation und in der Analogie gesetzlich dargebotenen Auskunftsmittel nicht immer vollständig zu beseitigen sind.

Gilt dies nun erfahrungsmäßig mehr oder weniger von jeder Codification, und sind daher, — auch darum schon weil die Gesetzgebung unendlich unausgesetzt thätig sein kann, wäre sie es aber auch, die aus ihr hervorgegangenen neuen Gesetze denn doch nur für die Zukunft wirksam werden, nicht auf die bereits zur rechtlichen Aburtheilung vorliegenden Fälle Anwendung finden könnten, — sind, sagen wir, Organe, welche das Recht fortwährend weiter bilden, aus sich selbst ergänzen, es, soweit nöthig, modificiren und corrigiren, niemals zu entbehren **); wie viel mehr muß dieses gelten bei einem

Rechte, wie dem gemeinen deutschen Rechte, welches bei seinen nach Form und nach Inhalt überaus verschiedenartigen, zum größten Theile sogar in einer fremden Sprache auf uns übergegangenen Bestandtheilen und Aggregaten, bei seiner in jeder Hinsicht höchst eigenthümlichen Zusammensetzung, ohne die Vermittelung zweier solcher, hand in Hand gehender, Organe, — der Wissenschaft und der Praxis nämlich, — überhaupt ein praktisches, für die Anwendung in seinem Bereiche taugliches, zu werden gar nicht vermocht hätte.

Daß nun in dem von diesen Organen Geschaffenen insbesondere für das gemeine Recht eine Quelle fließe, welche mit Recht eine mittelbare Quelle dieses Rechtes genannt zu werden verdient, wird kein Einsichtiger leugnen. Inzwischen ist es in der Natur der Sache begründet und wird gleichmäßig durch die Erfahrung, die man noch täglich machen kann, bestätigt, daß, je fleißiger die Doctrin angebaut wird, je bereitwilliger insbesondere die Praxis die neuen Erfindungen der Wissenschaft ausnußt und sich aneignet, desto schwächer wird die Praxis in sich selbst leicht werden, dadurch aber die, das notwendige Vertrauen, der des Rechtschutzes Bedürftigen zu der Rechtspflege wesentlich mit bedingende, Einheit und Gleichförmigkeit in der Rechtsprechung auf bedenkliche Weise gefährdet erscheinen kann. Dies, scheint es, hatte schon Iulian richtig erkannt, wenn er kühn- und einschränkt *): Der Richter sei Diener des Gesetzes und habe bei seinen Entscheidungen, unbestimmt um etwa von andern Richtern in ähnlichen Fällen ertheilte einzelne Rechtsprüche, nur den Gesetzen und seiner eigenen rechtlichen Ueberzeugung zu folgen, doch aber zugleich sehr bestimmt ausgesprochen **), daß, wofern die Gesetze wirklich dunkel seien, die Dunkelheit also nicht etwa bloß in das Gesetz hineingetragen werde, der konstante Gerichtsgebrauch, wenn ein solcher vorliege, Gesetzes Stelle vertreten und dem Richter zur Entscheidungsnorm dienen müsse. Ganz unumwunden aber tritt jene Erwägung in den deutschen Reichsgesetzen hervor, welche entscheiden und immer von Neuem *) darauf dringen, daß in gleichen Fällen gleiches Recht ertheilt werde.

Systemat. Darstellung des Preuss. Civilrechts. 2. Ausg. 1. Bd. S. 28 u. 42.

9) L. 13. C. de sentent. et interlocutoriis. 7, 45 verb.: „Nemo iudex existimet, neque consultationes quas non sit iudicatus esse putaverit sequendum —, quum non exempli, sed legis iudicandum sit, neque si cognationales sint ampliatione praefectura — — prolatas sententias, sed omnes iudices nostros veritatem et legem et iustitiam aequi vestigia annuimus.“ Bergl. auch L. 12. D. de officio praesidis. 1, 18. 10) Pauwelle: L. 38. D. de legib. 1, 3: „Nam imperator voster Severus rescriptis, in ambiguitatibus quas ex legibus proficiuntur, consuetudinem aut rerum percepto similiter iudicatum auctoritatem vim legum obtinere debere.“ f. Ubergang schon Cicero, Topica 5. Idem, De inventionibus II, 22, 34. Idem ad Herennium II, 13. Doch hat Jordan a. a. D. S. 248—255 aufzuführen versucht, daß das oben behauptete Axiom nicht in jener, noch in einer andern römischen Schriftstelle zu finden sei. 11) f. Reichshofrath von Eppler vom 3. 1570. §. 11 verb.: „damit aller Ungleichheit in Entscheidung der rechtshängigen

6) Bergl. Heffter, Institutionen des römischen und deutschen Civil-Processes S. 161. v. Grolmann, Grundzüge der Criminalrechtswissenschaft. 2. Ausg. S. 128. 7) Nur mit dieser Präskription gilt der in L. II. C. de iniuriis 9, 35 ausgesprochene Satz: „Nisi iudicatum, qui haecum obmittit, in posterum servetur iudicium.“ Bergl. Blotter für Rechtsanwendung zunächst in Bayern, herausgegeben von Guffert und Wied. v. Bd. S. 400. Not. 2. 8) Jordan a. a. D. S. 194 fg.; f. auch beherzigenswerthe Bemerkungen hierüber bei Bornemann,

1) Gerichtsgebrauchsnormen können bei teutschen Unter- und bei teutschen Mittelgerichten nur in sofern sich bilden, als ihre Entscheidungen, aus welchen diese Normen geschöpft werden sollen, — gleichwie übrigens, ob es dabei von Fragen des materiellen Rechts, oder von proceßrechtlichen *) Fragen sich handelt, — in dem geordneten Instanzenzuge an den obersten Gerichtshof des Landes oder Bezirks gelangt waren und oberst-richterlich bestätigt worden sind. Aus römischen Gerichten würde allerdings weder für, noch wider diese Annahme etwas zu beweisen sein, da den Römern unsere heutige Instanzeneinrichtung gänzlich unbekannt war **). Jedemfalls aber ist Gleichförmigkeit in der Rechtsprechung nur von einem Centralpunkte aus zu erzielen. Gerichtsgebrauchsnormen, welche bei dem obersten Gerichtshof sich gebildet haben, binden diesen selbst in gleicher Maße, wie die ihm untergeordneten Gerichte, und zwar, nach dem oben ausgeführten, bald unbedingt, bald bedingungsweise. Ist in Folge einer in der Gerichtsverfassung oder in der Gerichtsorganisation vorgenommenen Veränderung an die Stelle der früheren eine neue Gerichtsstelle getreten, so ist diese letztere, in sofern und in soweit nicht unmittelbar zugleich das geltende Recht selbst abgeändert worden ist, an diejenigen Gerichtsgebrauchsnormen, welche das frühere Gericht als für sich maßgebend anzuerkennen hatte, gleichfalls gebunden. Aus diesem Grunde können für jetzige höchste Gerichte einzelner teutscher Länder aus Gerichtsgebrauchsnormen, welche bei den ehemaligen Reichsgerichten sich gebildet hatten, nach maßgebend sein. Da nun dem Reichs-Kammergerichte zur Pflicht gemacht war, den Gerichtsgebrauch, der bei der untern Instanz sich etwa bereits ausgebildet habe, in seinen Erkenntnissen fürsätzlich zu beachten **), so wird auch in sofern der Einheitlichkeit des Gerichtsgebrauchs in den allgemeinen und in den bloß localen eine praktische Bedeutung nicht ganz abzuspochen sein.

2) Wie viele gleichförmige Erkenntnisse über die nämliche Rechtsfrage (sogenannte Präjudicate) ergangen sein müssen, ehe aus ihrem Inhalte auf einen feststehenden Gerichtsgebrauch sich schließen lasse, ist in den Gesetzen speciell nicht bestimmt; es hat daher das richterliche Ermessen darüber zu entscheiden. Gewiß ist, daß ein Präjudicat niemals hinreicht, um einen Gerichtsgebrauch zu begründen **), da Continuität des

Handelns, also eine öftere Wiederholung solcher, bei Allem vorausgesetzt wird, was unter den Begriff von etwas Ueblichen oder Hergebrachten fällt. Im Allgemeinen wird sich sagen lassen, es müsse über die Rechtsfrage so oft und so lange gleichförmig erkannt sein, daß der Wechsel im Personale des Gerichts keine Veränderung mehr in den Erkenntnissen hervorgerufen habe. Eine schlechthin ununterbrochene Reihe gleichförmiger Entscheidungen ist nicht unbedingt nöthig, indem durch vereinzelt dastehende abweichende Urtheile der Begriff der Continuität nicht nothwendig aufgehoben wird und, unter Umständen, die Ausnahme sogar zur Befestigung der Regel dienen kann.

3) Jedes mit einem Gerichtsgebrauche, den das erkennende Gericht anzuerkennen verbunden ist, im Widerspruch stehende Urtheil muß, nach gemeinem Rechte, gleich einem solchen, welches gegen geschriebenes klares Recht anläuft, als nicht angesehen, folglich der Nullitätssache darüber Raum gegeben werden; denn bei der Nichtigkeit, welche an einem contra jus in thesi verstoßenden Richterurtheile haftet, ist gemeinrechtlich zwischen geschriebenem und ungeschriebenem Rechte kein Unterschied gemacht. Vorausgesetzt wird natürlich auch hier volle Gleichheit des zu beurtheilenden einzelnen Falles und der für den Gerichtsgebrauch angezogenen früheren Fälle. Obgleich aber für den Nachweis der in Rede stehenden Gerichtsgebrauchsnorm nur die Deutsworte der dafür angezogenen Präjudicate entscheidend sein können **), so werden doch für den Nachweis der Identität der jetzt zu entscheidenden Rechtsfrage mit der bereits entschiedenen die den früheren Erkenntnissen beigefügten Entscheidungsgründe oft von Wichtigkeit sein können.

4) Die Reichsgerichte nehmen nur „löblich hergekommene rechtliche Gewohnheiten,“ nur „erkantmäßige Observations und Gebräuch“ in ihren Schluß. Gerichtsgebrauchsnormen also, welche den obersten Grundsätzen des Rechtes oder welche der Moral widersprechen, würden auf Beibehaltung keinen Anspruch haben.

Offenbar an die reichsgesetzliche Auffassung von der Bedeutung des Gerichtsgebrauchs sich anschließend, so weiter noch gehend als diese, haben hin und wieder particular-Landrechte und Gerichtsordnungen aus dem vorigen Jahrhundert, „um aller Ungleichheit in Entscheidung der Rechtsfachen vorzubeugen und soviel nur immer möglich ein jus certum einzuführen,“ die obersten Landesgerichte ausdrücklich angewiesen, „dasjenige, was in Ansehung der unter den Rechtsgleichen streitigen Meinungen einmal angenommen worden, so lange zum Grunde zu nehmen,“ bis im Bege der Befehlsgewalt ein Anderes verordnet sein werde. So z. B. die Ordnung für das Oberappellationsgericht zu Cassel vom 15. Febr. 1746. Tit. V. §. 13 und ähnlich das Bayerische Landrecht von 1756. I. Th. Cap. II. §. 14. Nr. 3, sowie

15) Beral. besonders Bartolus, die Erzeugung und Bedeutung des Gewohnheitsrechts im Völkervertrage, im angef. Archiv für civil. Recht. 27. Bd. S. 61—103. 16) Wenn bei den Römern die Gewichte der Gerichte in Rom (vergl. L. 32. pr. D. de legib. 1. 3) und später der Gerichte in Constantinopel (vergl. §. 7. J. de anledat. 4. II. const. De auctore Cod. de vet. jure encl. 1. 17) zu substantiellen Normen für das ganze Reich erhoben waren; so ist doch dabei nicht zu übersehen, daß jene Gerichte als solche nicht die Eigenschaft von Obergerichten für die Provinzen hatten. 17) Kammer-Ver. Ordn. vom 3. 1555. Tit. 13. §. 1 verb.: „Die Beschlüsse des Cammergerichts sollen — auf — Gewohnheiten der Fürstenthumben, Herrschaften und Gerichte — Urtheile fassen und aussprechen.“ Vgl. auch Concept der Kammer-Ver. Ordn. 1. Th. Tit. 19 l. 7. Jüngst. Reichs-Verfügung §. 105. 18) Die abweichende Meinung Jarvan's a. a. D. S. 233 ist eine Consequenz seiner Auffassung

des Gerichtsgebrauchs, nach welcher öftere Wiederholung sein Rechtsgrund von der Einsprüche erkranken ist, sondern nur zum nachstehenden Maßstabe des Gerichtsgebrauchs soll dienen können.

19) Bartolus a. a. D. S. 87 fg.

die Ordnung für das Oberappellationsgericht zu Darmstadt v. 12. April 1777. Tit. V. §. 13. Das nämliche Ziel verfolgen neuerer und neuester Zeit auf anderem Wege die sogenannten Präjudizengesehe²⁰⁾. Den aus einer umfassenden und systematischen Codification hervorgegangenen neueren Gesetzbüchern, namentlich dem Preussischen Allgem. Landrecht und dem Allgem. bürgerlichen Gesetzbuch für die gesammten Erbländer der österröschischen Monarchie, ist das Institut des Gerichtesgebrauchs fremd. Diese konnten eine selbstständige Quelle der Rechtsbildung, wie den Gerichtesgebrauch, neken sich selbst nicht wohl anerkennen, da sie ja bezweckten, die Praxis ausschließend und vollständig zu beherrschen und dadurch sie gleichförmig zu machen. Inzwischen ermächtigt auch die Königl. Preuss. Cabinets-Ordn. vom 1. Aug. 1836²¹⁾ das geheime Obertribunal in Berlin zur Erlassung gemeiner Beschr. d. d. Plenarbeschlüsse, „um die Einheit der Rechtsgrundsätze in den richterlichen Entscheidungen nicht blos bei dem Tribunale selbst, sondern auch vermöge des Einflusses der Auctorität des höchsten Gerichtshofes bei den übrigen Gerichten möglichst zu erhalten, damit nicht durch den Wechsel der Rechtsansichten eine Rechtswegweisheit entstehe.“ (H. Enninghaus.)

Gerichtsgebühren, f. d. Art. Gericht a. C., Justiz II, 30. S. 105 und die Art. Processkosten und Sporeln.

Gerichtsherr = Inhaber der Gerichtsbarkeit, f. Gericht.

Gerichtsherrschaft, f. Gericht.

Gerichtshöfe, f. die Art. Gericht, Justiz, Oberappellationsgericht (III, 1. S. 410 fg.), Oberlandesgericht, Obertribunal.

Gerichtskanzlei, f. Gericht und Justiz.

Gerichtskosten, f. Gerichtsgebühren.

Gerichtsplatz, f. Halsgericht.

GERICHTSSPIEGEL (der), ist in den russischen Gerichten eine klein dreieckige Pyramide, welche auf einem niedrigen Fußgestelle ruht und herumgedreht werden kann. Er steht in jeder Gerichtsstube auf dem mit einem roten Tuche von Scharlach bedeckten Tische. Auf jeder Seite desselben ist jenes berühmte Gesez Peter's I. aufgeklimt, welches allen Richtern befehlt, gerecht zu richten. Er ist gleichsam ein Zeichen der Würde und soll zugleich auf die dem Richter schuldige Ehrerbietung mit hindeuten. Jener große Monarch verordnete selbst, daß dieses Gesez, Gerechtigkeit zu handhaben, jeder Richter bei der Führung seines Amtes täglich vor Augen haben, und daß es auf dem genannten Postamente als ein Regentenspiegel in allen Gerichtsstuben

mitten auf den Tisch gestellt werden solle, damit jeder beistehende Richter daran eine sichtbare Erinnerung an seine heiligste Pflicht haben möge. Dieser Regentenspiegel ist in der Folge gleichsam zum Heiligtume geworden. Bis auf den heutigen Tag sind im ganzen russischen Reiche alle Gerichtsstellen damit geziert, und seine Gerichtshandlung ist göltig, wodri nicht dieses Symbol den Richtern vor Augen gestanden hat. Daraus ist auch die Erscheinung zu erklären, daß bei den Russen das Eiden während des Gerichtshaltens, oder wie man dort sagt, das Gerichtfgen, für etwas Wesentliches gehalten wird. Stehend erteilt sein Richter seinen Spruch, und wenn er auch stehend sich im Zimmer befindet, oder etwas darin auf- und abgeht, so setzt er sich doch allemal erst wieder an seinen Tisch, ehe er Bescheid gibt. Ein sitzendes Collegium ist daher auch weit unvergleichlicher, als wenn es schon aufgestanden ist; denn wenn auch alle Mitglieder gegenwärtig sind, so gelten sie doch nur dann erst als eine Gerichtsbörde, wenn sie sitzen. Die Gerichtsstuben oder Säle mit allem dazu gehörenden Geräthe sind bei den Russen ohnein allemal durch einen Popen mit brennenden Wachskerzen und Weinwasser unter Gebet und heiligen Ceremonien ringeweiht. Das Bild Christi oder eines Heiligen muß ja nicht vergessen werden; gewöhnlich hängt es ganz klein in einem Winkel gegen Morgen. In manchen Gerichtsstuben sieht man auf dem Tische auch ein Crucifix stehen, welches dazu dienen soll, daß die Schuldigen und Beklagten sich desto eher scheuen, die Unwahrheit zu sagen, wenn sie vor Gott selbst zu stehen glauben. Ueberhaupt wird Nichts gepart, was den Anblick eines Gerichts feierlich und ehrwürdig machen kann.

(J. C. Petri.)

Gerichtssprengel, f. die Art. Gericht und Gerichtsbarkeit.

Gerichtsstab, f. Halsgericht.

Gerichtsstuhl, f. Gericht.

Gerichtstag, f. Termin.

GERICHTSTHOR, Porta judiciaria, das Thor in Jerusalem, durch welches Christus zu seiner Kreuzigung auf Golgatha geführt wurde. Es wird jetzt innerhalb Jerusalems in der Via dolorosa gezeigt und ist ein Schmübbogen moderner Bauart, neben welchem eine antike, vollständig erhaltene Granitsäule in einem Handwerferladen steht, durch dessen Dach sie oberhalb herausguckt (f. Schulz, Jerusalem. Eine Vorlesung. [Berlin 1845.] Felseder, Palästina und eines Pilgers Wege dahin [Bamberg 1844.] S. 274. Eine Abbildung gibt Williams, The Holy City. ed. 2. Vol. II. p. 58). An diese Säule läßt die Tradition das Todesurtheil Christi angeheftet gewesen sein, weshalb sie auch die Sentenzsäule heißt. Die Frage nach der Echtheit der Tradition hängt zusammen mit der über die Echtheit des heiligen Grabes, der Via dolorosa, hauptsächlich mit der über den Lauf der zweiten Mauer des Josephus, worüber die klare, gedrängte Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen bei Ritter, Erdkunde. 16. Bd. 1. Abth. S. 422 fg. verglichen werden kann.

20) f. darüber: Gengler a. a. O. S. 37 und die einschlägigen Bestimmungen der Provinzial-Ordn. für das Oberappellationsgericht zu Jena und des E. Meimann-Vertrags vom 29. April 1817 bei Enninghaus a. a. O. S. 602. Art. b des Königl. Bayer. Ges. vom 17. Nov. 1837. Ebenfalls S. 864 fg. und des Königl. Hannoverischen Ges. vom 7. Sept. 1838. Ebenfalls S. 864. Col. 2. Not. 1. 21) Vergl. darüber Bornemann a. a. O. S. 41 fg.

Die Echtheit des Gerichtsthoros wird unter den Neuern von Schults und Williams a. a. D., Krafft (Topographie Jerusalem's S. 31) angenommen, von Robinson (Bibliotheca Sacra. No. XI. Aug. 1846. p. 452 seq., deutsch: Neue Untersuchungen über die Topographie Jerusalem's S. 56 fg.) und Lobler (Golgatha S. 310) bestritten. Zu bemerken ist noch die Angabe des Beccardus, daß es zu seiner Zeit ein Thor gab, das Porta judaica hieß, dem innern traditionellen Thore dieses Namens gegenüber und nach Schleich (Nebst Samuil) und Gibson führend; f. Robinson, Bibl. Sacra. No. XII. p. 638. not. 3. Neue Untersuchungen etc. S. 116. Anm. 1.

GERICHTSVATER, דָּרֵשׁ הַדִּין, dasjenige Mitglied des jüdischen Synedrums, sowohl des großen als des kleinen, aus 23 Weisern bestehend (s. d. Art. Synedrium), welches dem Vorkessenden (שֹׁמֵר, שָׂמֵר) zur Rechten saß und ihm an Würde und Ansehen zunächst stand. Nach moderner Begriffbestimmung wurde die Benennung Vicepräsident des Gerichtshofes etwa entsprechen; s. Selden, De Synedriis. Lib. II. Cap. 6. 10. p. 249. 423.

Gerichtsverfassung; s. d. Art. Justiz S. 88.

GERICHTSWESEN. Die Begriffe Gericht und Gerichtswesen müssen, um richtig gefaßt zu werden, auf den Begriff der Rechtsphäre gegründet, und dieser muß wiederum auf den des Rechts zurückgeführt werden. Das Recht bildet diejenige begrifflich und empirisch notwendige Sphäre des Zusammenlebens im Staate, in welcher die staatliche Ordnung und die bürgerliche oder im letzten Grunde rein menschliche Freiheit sich mit einander vermitteln. Das Recht ist die mittelbare Verwirklichung und Bewahrheitung der Ordnung und der Freiheit im Punkte ihrer unmittelbaren Unverträglichkeit. Es ist weder die Ordnung noch die Freiheit, sondern die aufgehobene Differenz beider Mächte, welche sich zu einem selbständigen Begriffe zwischen beiden constituiert, dergestalt nämlich, daß dabei Ordnung und Freiheit in das Verhältnis bloßer Momente treten, die in ihrem dialektischen Aufeinander-Bezugens ihre eigene Einheit, d. h. eben das Recht erzeugen. In dem Momente der Ordnung hat das Recht die Seite seiner Allgemeinheit und Objektivität; in dem Momente der Freiheit die Seite seiner Besendetheit, seiner subjektiven Bedingtheit. Unter diesen Gesichtspunkten müssen wir nämlich die Momente der Ordnung und Freiheit auffassen, um uns der rein logischen Potenz ihrer Wechselbeziehung bewußt zu werden. Betrachten wir hiernach näher zuvörderst die Negativität des Rechts als einer Macht zwischen der Ordnung und der Freiheit, so schließt es sowohl die staatliche Ordnung als solche, als auch die (bürgerliche) Freiheit als solche von sich aus und überläßt beide ihrer unterschiedlichen Begrifflichkeit nach sich selbst. Es hat Nichts zu schaffen mit den innern Angelegenheiten jener Ordnung als der in wesentlich objectiver Form festzustellenden Allgemeinbedingung dafür, daß der Staat überhaupt nur erst bestehn und in sich zusammenhalte; ebenso wenig hat es sich in die innern

Angelegenheiten der Freiheit zu mischen, in sofern diese aus ihren realen Bedingungen sich stets unendlich in sich zurücknimmt und hinein sich rein durch sich selbst, auf wesentlich subjektive Weise, erschöpft und gewährleistet. Wohl aber übt das Recht durch diese seine Negativität, welche als solche zugleich logische Beziehung oder begriffliche Bestimmtheit ist, den Einfluß auf die staatliche Ordnung einerseits und auf die bürgerliche Freiheit andererseits, daß es dieser wie jener in ihrem sich für sich setzenden Unterschiede (welcher eben das Recht selbst ist) erst zu ihrer eigenen concreten Selbstbestimmung, zu ihrer wahren Selbstgewißheit und Selbstrechtserfüllung und damit zu gegenseitiger Anerkennung und Achtung verhilft, so daß die Ordnung nunmehr innerhalb ihrer selbst ohne Schaden für die Freiheit sich als Selbstzweck erfassen und betätigen — und ebenso die Freiheit unendlich auf sich selbst eingehen und für die Entwidlung ihres idealen Fonds die hierzu erforderlichen realen Bedingungen in Anspruch nehmen darf, ohne darin der Ordnung zu nahe treten zu können. Indem aber das Recht die abstrakte Aufschlüsslichkeit beider Sphären in sich aufhebt, und zwar nicht bloß als die logisch oder an sich in Eins gesetzte Differenz beider, sondern als die lebendig und selbständig hervortretende Einheit des Unterschiedes von Ordnung und Freiheit, stellt es sich andererseits näher von Seiten seiner Beziehung auf sich selbst oder seiner Affinitivität dar, vermöge deren es eine nicht minder in sich selbst beruhende, als Selbstzweck gültige Macht zwischen der Ordnung und der Freiheit bildet. Ist es nämlich weder die Ordnung noch die Freiheit, so schließt es doch sowohl jene wie diese als Momente zu einer kategorischen Einheit in sich zusammen, in welcher diese Momente in innerer dialektischer Beziehung auf einander stehen und gleichsam verschmelzen erscheinen, so daß das Eine den Charakter des Andern reflectirt, und somit das Recht in der That das Andere sowohl der Ordnung wie der Freiheit sein muß. So wird im Rechte die Ordnung zur Rechtsordnung und die Freiheit zur Rechtlichkeit — jene durch diese und diese durch jene bestimmt; fura, Ordnung und Freiheit sind hier in und durch und für einander, weil und in sofern sie Eins und dasselbe, nämlich Recht sind. Das Recht aber als diese sich aus ihrem eigenen Begriffe verwirklichende und das Leben beherrschende Macht ist Idee.

Wie die obige Entwidlung bereits ergibt, steht und besteht das Recht in enger Verbindung mit dem Staate, sowie dieser mit dem Rechte. Unter dem Staate seiner concreten Gestalt nach verstehen wir den realen Organismus, welcher aus dem innigsten Aufeinander-Bezugensein der Ordnung, des Rechts und der Freiheit (beruhen in Gestalt der bürgerlichen Gesellschaft) sich herstellt. Der Staat ist dazu da, damit diese drei Mächte für einander seien, sich einander bewirken, sich gleichen und ausgleichen; er ist ihr gleiches Maß und ihr gleiches Verhältnis. Von einem höhern Standpunkte aus stellen Ordnung und Recht sich freilich nur als Stufen zur Freiheit dar; allein es würde irrig sein, darum

die Freiheit als das schlechthin Uebergreifende und Maßgebende, als dem absoluten Selbstzweck des Staats hinstellen zu wollen, so daß der Staat sich mit der Freiheit gemüßmaßen identifizierte, und Recht und Ordnung vor der letztern zu unselbständigen Momenten zusammenzuschwänden oder am Besten ganz verschwänden. In sofern der Staat die Freiheit nur relativ in sich begreift, und die Freiheit stets einen unendlichen Ueberschuß vor ihm voraus hat, der erst auf höhern Bedingungen sich erschließt, weiß vielmehr der Staat über sich selbst hinaus, und hat sich darin seine eigene Relativität einzugeschrieben; allein er ist darum nicht weniger diese schon in sich selbst begriffene, um ihrer selbst willen bestehende und gütliche Macht, die seinen nähern Zweck und Beruf zu erfüllen hat, als diesen: Ordnung, Recht und Freiheit — freilich in immer tieferer Entwidlung, wobei die ideale Freiheit allerdings das schöpferische Princip bilden wird — zu einem realen Gesamtorganismus gleichmäßig in sich zu verbinden, damit die endliche Welt, die Welt der natürlichen Unfreiheit mehr und mehr in jenes Verhältnis zu der geistigen Freiheit oder überhaupt zu dem Unendlichen geleitet werde, in welchem dieses allein erst sich im Stande befindet, über seine endliche Bedingtheit unendlich hinauszugehen, um sich zugleich in seiner eigenen Sphäre zu erheben. Eines solchen realen Fortschritts der unendlichen Entwicklung der Menschheit bedarf es zu allen Zeiten und in einem wesentlich stets gleichen Maße; daher ist der Staat zu allen Zeiten berechtigt und berufen, sich innerlich seiner und in Beziehung auf sich als reinen Selbstzweck zu erheben; er vermag dies aber nur, indem er sich als das Gleichgewicht der in ihm begriffenen Elemente der Entwicklung verhält. Kein gesunder Staat also, in welchem mehr Ordnung herrscht, als Recht und Freiheit (es könnte dies nur der Despotismus sein) — oder mehr Freiheit, als Recht und Ordnung (es könnte dies nur die Willkür der Menge, Ungebundenheit u. sein) — oder endlich mehr Recht, als Ordnung und Freiheit. Doch nein — mehr Recht, als Ordnung und Freiheit? — das ist ein undenkbarer Satz. Das Recht läßt wol in sich selbst Steigerungen zu; allein im Verhältnisse zur Ordnung und zur Freiheit kann es seinem obigen Begriffe zufolge nie im Uebergewichte stehen — wenn schon im Nachtheile. Es kann also in seiner Entwicklung nie eine Stufe vor der Ordnung oder der Freiheit voraus haben, sondern Freiheit und Ordnung müssen allemal mindestens zu derselben Höhe erwachsen sein, auf welcher das Recht in einem Staate wirklich steht, da das Recht ja Nichts weiter, als ein gemeinsames Product aus der Freiheit und aus der Ordnung ist, in welchem nämlich beide sich ins Gleichge zu setzen streben. In diesem Streben erzeugen sie das Recht als ihren gemeinsamen, zugleich als Einheit lebendig für sich heraus tretenden Unterschied; somit aber steht das Recht selbst in steter innerster logischer Beziehung zu beiden und hat nichts Drittes für sich allein; es kann daher auch nie von der Freiheit oder von der Ordnung abstrahiren, um sich über beide hinaus zu schwingen, wie die Freiheit vom Rechte und

von der Ordnung abstrahiren kann, und die Ordnung vom Rechte und von der Freiheit. Indem somit das Recht das Maß der Ordnung und Freiheit und zugleich sein eigenes Maß, der Staat aber das gleiche Maß und Verhältnis dieser drei Mächte ist, muß der Staat eben um des Maßes und dessen Gleichheit willen seinen Schwerpunkt im Rechte haben. Der wahre Staat ist daher erst der Rechtsstaat. An dem Rechte ernstlich er, wie viel er der Ordnung und wie viel er der Freiheit schuldig ist, und er documentirt dies zunächst in der Gestalt, die er dem Rechte gibt; denn im Rechte ist es der richtigen Würdigung beider und der Gestalt, die er ihnen selbst zu geben oder zuzugestehen hat, am Bewußtesten und so am Besten vor dem Auge des Despotismus wie der Freigiebigkeit und Ungebundenheit gesichert. Verräth die Ordnung oder die bürgerliche Freiheit das Streben, ihr Gebiet zu erweitern, so prüft der Rechtsstaat dieses Streben in seiner Beziehung auf das Recht und vom Standpunkte des Rechts aus, und setzt ihm hiernach die gebührenden Schranken. Nur daß er dabei das Recht im Auge habe — nicht, wie es sich nach verährten Formen und Vorurtheilen grade darstellt — sondern wie es nach dem Standpunkte der allgemeinen Entwicklung beschaffen sein kann und sein soll — ein Princip, welches dem Staat vor der Gefahr sichert, einseitig in die Sphäre des Rechts auszugreifen. — So also hat der staatliche Gesamtorganismus der Ordnung, des Rechts und der bürgerlichen Freiheit seinen Mittelpunkt im Rechte und ist in diesem allseitig auf sich selbst bezogen, während ihm ohne einen solchen Mittelpunkt das innere Band fehlen würde. Und erst vermöge dieses Mittel- oder Schwerpunktes des Staats stellt sich das wahre Gleichgewicht jener drei Mächte her; denn wenn auch durch eine vollkommenere Ausbildung und Anerkennung des Rechts einerseits die Ordnung auf einen geringern Wirkungskreis reducirt, nämlich zunächst innerlich und dadurch auch äußerlich beschränkt wird, und andererseits der Freiheit neue Chancen ihrer Realisirung gewährt werden, so ist doch eine Ordnung, die trotz jener Einschränkung in ihrem Bestehen nicht gefährdet wird, schon eine höhere, innerlich gesteigerte, und stellt sich hierdurch wieder auf gleiche Linie mit dem Rechte; die Freiheit aber, welche auf jene Weise nur dem Rechte selbst ihre tiefere Vermittelung mit der Realität verleiht, stellt sich eben hierdurch genau unter das Maß des Rechts und bleibt so auch ihrerseits mit diesem auf gleicher Höhe.

Während nun das Recht, in wiefern in ihm der Factor der Ordnung vorwiegt, in sicherer Ruhe und Positivität verharret und sich durch die Wechselfälle des Lebens und der Erscheinung nicht erschüttern oder auch nur alteriren läßt, ist es von der andern Seite, in wiefern nämlich der Factor der Freiheit überwiegt, die sich in der Sphäre des wechselvollen Lebens im Momente ihrer mannichfachen realen Bedingungen zu erheben und zu versetzen steht, in steter Veränderlichkeit und Unruhe begriffen, die freilich an der Ordnung des Rechts immer ihre Schranke findet, aber nicht, ohne dieselbe

ein für allemal zu nöthigen, ihre reine Allgemeinheit und Selbstgleichheit an ein System der mannichfachen Unterschiede aufzugeben. So individualisirt sich das Recht, indem es sich in abstracto zu einzelnen Rechten und Rechtsverhältnissen gliedert, die im wirklichen Leben auf die mannichfache Weise unter einander abwechseln, in einander übergehen, sich gegenseitig bedingen und lösen, mit sich in Eine zusammenfassen, sich zertheilen, mobilisiren u. s. w. Die Ursache dieser fortwährenden Beweglichkeit und Veränderlichkeit des concreten Rechts im Punkte seiner jedesmaligen individuellen Daseinsform ist das individuelle Bedürfnis ober, um weiter zurück zu gehen, das System jener natürlichen Triebe, Begierden und Leidenschaften, die in dem Verhältnisse von Person zu Person ihrer Negativität wegen unwillkürlich nach einer gewissen realen Bestimmtheit streben und dadurch bereits in die Sphäre des Rechts, dessen allgemeines Substrat eben das Verhältniß von Person zu Person ist, übergehen. Indem sie durch die innerhalb dieser Sphäre vermög des Moments der Ordnung gesetzte Bestimmtheit genöthigt werden, in sich zu reflectiren, constituiren sie sich als Wille, und zwar als auf das Recht bezogener Wille. In sofern dieser zugleich ernst ist, welches Maßes äußerer Bedingungen er zu seiner Realisirung bedürft, und indem er theoretisch auf die Erfüllung dieser Bedingungen gerichtet ist, tritt das Bedürfnis hervor. Das Recht hat wesentlich die Bestimmung, diese Bedürfnisse der Einzelnen zu achten und unter seinen Schutz zu stellen, denn der Wille ist ein Organ der Freiheit, mittels dessen sie sich im Punkte ihrer Realität erfüllt. Da aber die Bedürfnisse der verschiedenen Individuen sich nur zu oft widersprechen werden, so kann für das Recht nicht schon das Bedürfnis als solches oder der Wille blos deshalb, weil er will, das schlechthin Maßgebende sein, sobald es sich um die Anerkennung besonderer Bedürfnisse oder des besondern Willens handelt. Vielmehr muß hier das Recht zu dem Maßgebenden für den Willen werden, wenn schon dies nur formaler Weise geschehen kann; denn mit der moralischen Substanz des Willens, sowie überhaupt mit den innern Angelegenheiten der Freiheit, hat das Recht Nichts zu schaffen. Es kann für die Würdigung des besondern Willens nur die formale Kategorie der Rechtlichkeit haben. Der besondere Wille muß also zugleich als rechtlicher Wille bestimmt erscheinen. Unter einem solchen ist in abstracto ein Wille zu verstehen, welcher sich mit allen übrigen besondern Willen unter das gleiche Maß des Rechts stellt und somit eben sowohl in das Allgemeine des Rechts reflectirt, als er sich aus diesem in seiner Besonderheit bestimmt. Ein solcher rechtlicher Wille ist in dem Maße und in dem Sinne ein freier, in welchem das Recht die Freiheit in sich begreift, d. h. das Recht erkennt in ihm in dem Maße, in welchem es an sich selbst besteht, die allgemeine Freiheit des Willens als eine solche an, welche absolut realisiert oder der äußern Bedingungen ihrer Existenz theilhaftig gemacht werden muß. Unter diesem Gesichtspunkte hat nur das Recht den besondern Willen

der verschiedenen Individuen den freisten Spielraum darin, wie sie sich zu einander verhalten und sich realisiren wollen, zu gewähren, unter dem Gesichtspunkte nämlich, daß dies im Wege der rechtlichen Einigung und Uebereinstimmung unter einander und zugleich ohne Störung der allgemeinen Wesenheit des Rechts und seiner Ordnung geschehe. Daß diese Bedingung im Leben erfüllt werde, dahin wird das Recht einerseits schon als begriffliche und zugleich das Leben und das Bewußtsein moralisch durchdringende Macht, kurz als Rechtswelt sein wirken, wie wir dies im täglichen Rechtsverkehr und in dem rechtlichen Verhalten der großen Mehrzahl vor Augen haben, und etwa nur für die bündigen und allgemeingültigen Formen des Rechtsverkehrs wird es noch eine besondere Nachhilfe gewähren. Andererseits wird die Erfüllung jener Bedingung einen besondern Gegenstand seiner Sorge und Wachsamkeit bilden müssen; es wird dafür thätig sein müssen, daß der rechtliche Wille dem Unrechten gegenüber auch wirklich diejenige ausschließliche reale Geltung erlange, die er in Anspruch nimmt und nehmen darf. Diese thätige und zwar je durch den einzelnen Fall bedingte, zugleich aber allgemein erforderliche Nachhilfe, deren das Recht zu seiner Verwirklichung und Sicherung bedarf — sei es, daß es dabei auf die unterbedingte Durchführung des rechtlichen Willens im Gegenlage des Unrechts, oder sei es, daß es auf die allgemeingültige Begründung besondrer Rechte im Betreff ihrer Form ankommt — macht den allgemeinen Charakter der Rechtspflege aus.

Die Rechtspflege kann ihrem Begriffe nach nur vom Staate ausgehen, der sie jedoch durch besonders hierzu geschaffene Organe zu üben hat. Diese Organe sind die Gerichte. Das Recht, die Rechtspflege durch die Gerichte ausüben zu lassen, sowie diese allgemeine Geltung der Gerichte als solcher ausschließlicher Organe der Rechtspflege und ihren hiernach sich kategorisch bestimmenden Wirkungskreis nennen wir die Gerichtsbarkeit. Betrifft die Rechtspflege lediglich die Formen der Rechte, so ist dies die freiwillige Gerichtsbarkeit, die jedoch zugleich den Notaren übertragen ist. Der freiwilligen Gerichtsbarkeit ist Niemand anders als in Folge seines freien Ermessens unterworfen, nur daß für gewisse Rechtsgeschäfte gewisse gerichtliche Formen als unerläßlich vorgeschrieben sein können. Ein durchgängiges äußeres Merkmal einer Angelegenheit der freiwilligen Gerichtsbarkeit besteht darin, daß hier die Beteiligten nie mit einander über die Angelegenheit streiten oder rechten. Bezieht sich die Rechtspflege dagegen auf die Ermittlung und Gewährung eines im Widerspruche des Unrechts besangenen Rechtes oder auf einen Rechtsstreit, so nennt man dies die contentiöse Gerichtsbarkeit oder die Gerichtsbarkeit schlichtweg, und dieser ist Jeder unterworfen, der sein (mirtliches oder vermeintliches) Recht eben im Wege Rechtsens und mit allgemeiner rechtlicher Wirkung geltend machen will, so wie Jeder, gegen welchen dies geschehen soll (die Parteien). Die fernere Entwicklung wird sich nur mit der Rechtspflege in diesem letzteren, engeren oder

eigentlichen Sinne zu befassen haben, da die freiwillige Gerichtsbarkeit weniger eine Angelegenheit des reinen Begriffs, wie vielmehr positiver Bestimmungen und zussätzlicher Bedürfnisse ist.

Wie das Recht selbst eine objective und eine subjective Seite hat, so ist auch die Rechtspflege objectiv und subjectiv bedingt, jedoch so, daß sie die abstrakte Differenz dieser beiden Sphären zu einer höheren Einheit in sich vermittelt und dadurch in einen qualitativen Gegensatz einerseits zu dem objectiven und andererseits zu dem subjectiven Momente des Rechts oder überhaupt in Gegensatz zu dem Rechte tritt, welches auf diese Weise sich in der Rechtspflege von sich selbst unterscheidet und seine begriffliche Selbstständigkeit bewahrt. Unerwartet müßte der Begriff des Rechts unterschiedslos in den der Rechtspflege verschmelzen. Beide Begriffe können nur aus einander gehalten und zugleich in ihrem wahren inneren Zusammenhange gefaßt werden, wenn man sich des eben bezeichneten Unterschieds bewußt wird. Die Rechtspflege tritt auf diese Weise in dasselbe logische Verhältniß zur Rechtsordnung und zur Rechtsfreiheit oder Rechtlichkeit, in welches, wie wir sahen, das Recht zur Ordnung und zur Freiheit überhaupt tritt. Das Recht hat seine objective Seite in der allgemeinen, von dem Einzelwillen selbstständig unabhängigen Rechtsordnung, und diese bestimmt sich nach dem Unterschiede von Substanz und Censurierung oder Einschränkung näher als positives Rechtsgesetz und als positive Rechtsverfassung. Seine subjective Seite hat das Recht in der durch die Freiheit begrifflich bedingten und in dem Wissen und Willen der Einzelnen sich erfassenden Rechtlichkeit im weitesten Sinne (wir möchten lieber sagen Rechtsschaffenheit), welche sich nach dem darin enthaltenen Unterschiede des inneren Sinnes und des äußeren Thuns und Lassens näher als Rechtsbewußtsein und als Gerechtigkeit¹⁾ bestimmt. Rechtsgesetz und Rechtsbewußtsein sind erst nur das Recht an sich oder das Recht, wie es begriffen wird und demgemäß verwirklicht werden soll; Rechtsverfassung und Gerechtigkeit dagegen schon wirklich bestehendes oder in der Ausübung begriffenes Recht, freilich jede für sich allein genommen noch in sehr unvollkommener, prekärer Weise. Die Rechtspflege als das Element, in welchem das Recht im Momente seines graden Gegensatzes, des Unrechts schlechthin, sich zu sich selbst verhält und sich lebendig zu sich selbst vermittelt, also aus der Sphäre seiner abstrakten Beziehung auf sich, seines reinen Ansichs heraustritt, consolidirt sich demgemäß allein aus dem Momente der Rechtsverfassung in objectiver und der Gerechtigkeit in subjectiver Hinsicht. In der Idee der Rechtspflege vollzieht sich die tiefste und bündigste Vermittlung dieser beiden Gegensatzes. Die Rechtspflege hört auf, Idee zu sein, sie verliert ihre Wahrheit und

ihre unendliche Berechtigung, sobald sie nicht in dieser Consolidierung, in dieser Erfüllung der Gerechtigkeit durch die Rechtsverfassung und der Rechtsverfassung durch die Gerechtigkeit beruht. Ihr letzter Zweck, den wir vorläufig als die stete und ständige Negation des Unrechts bezeichnen wollen, würde dann nie der Idee des Rechts entsprechen, nämlich so, daß dabei das Moment der Ordnung und das Moment der Freiheit im Gleichgewichte ständen, erreicht werden können. — Die Rechtspflege tritt also in einen qualitativen Gegensatz 1) gegen die allgemeine Rechtsordnung und das gemeine Rechtsbewußtsein als bloß erst an sich, in der Form des Sollens vorhandenes Recht; sie kann somit nicht zugleich in der Form der Rechtsordnung oder des gemeinen Rechtsbewußtseins sich betätigen, obwohl sie auf Beides bezogen bleibt und so wenig von dem Einen wie von dem Andern jemals abstrahiren darf; — 2) gegen die Rechtsverfassung überhaupt und gegen die gemeine, im Volke wirkende Gerechtigkeit, als das zwar schon in seinem Fürsichsein, in der Form des Bestehens und Handelns begriffene, jedoch der praktischen, zweckgemäßen Haltung und Methode seiner Selbstanwendung noch nicht mächtig gewordene Recht. Das ganze Verhältniß ist näher folgendes: negirt wird das Recht zunächst durch einen allgemeinen Zustand der Dinge, welcher das Recht überhaupt nicht anerkennt; wie nun die Rechtsordnung diese Negation zuerst durch das Rechtsgesetz näher und wirksamer durch die Rechtsverfassung überhaupt aufhebt, so am nächsten und in letzter Potenz durch die Verfassung der Rechtspflege, und zwar in allen diesen Potenzen im Allgemeinen und ein für allemal die ständige Negation des Unrechts, durch welche das Recht erst im Allgemeinen Bestand gewinnt. Negirt wird aber auch dann noch das Recht im einzelnen Falle oder durch das einzelne Unrecht; wie dieses zuvörderst in dem gemeinen Rechtsbewußtsein seine Negation findet, näher und wirksamer in der im Volke lebenden Gerechtigkeit, so daß es sich als Rechtsschaden immer nur ein vereinzelt Dasein zu geben vermag, so am nächsten und wirksamsten in der Gerechtigkeit der Rechtspflege, welche auch dieses vereinzelt Dasein sort und sort zum Heile des Rechts wieder aufhebt: die stetige Negation, durch welche das Recht sich dialektisch oder im verschwindenden Momente des Unrechts mit sich vermittelt und zur Erscheinung bringt. In sofern aber hiernach diese stete und ständige Negation in der Rechtspflege in höchster Potenz und in nächster Beziehung zu sich selbst steht, muß dadurch auch eine Solidarität der Rechtspflege in objectiver und subjectiver Hinsicht bewirkt werden, vermöge welcher die Rechtspflege, sich als ihre eigene Idee konstituierend, in ein freies und selbstständiges Verhältniß zu der allgemeinen Rechtsordnung einerseits wie zu der allgemeinen Rechtlichkeit andererseits, und, wenn wir weiter gehen, zu der staatlichen Ordnung wie zu der bürgerlichen Freiheit tritt.

Aus diesem Allem ergeben sich für die Rechtspflege folgende nähere Bestimmungen:

1) „*Justitia est — voluntas — tribuena*“ ist richtiger, als „*voluntas — tribuenda*“ (proem. Inst. I. 1); denn voluntas tribuena ist bereits der sich praktisch verhaltende Wille, die Gerechtigkeit; v. tribuendi bloß erst der theoretische, um den das positive Recht sich wenig zu kümmern pflegt.

1. Diefelbe muß als Inſtitution beſtehen, aber auch nur als Inſtitution, nicht zugleich als eine Auctorität der ſagung, inſofern darf ſie nicht ſelbſt ſich ſehen oder einſehen, ſondern muß von der in dieſem Punkte über ihr ſtehenden Auctorität der Rechtsſagung zugleich mit der Rechtsverfaſſung überhaupt und als ein integrierender Theil derſelben geſetzt ſein, und zwar dauernd und ohne anders, als im Wege der Rechtsſagung abgeändert werden zu können, wie dies Alles das Moment der Ordnung mit ſich bringt — ſtändige Negation des Unrechts als der allgemeinen Rechtloſigkeit. Die Grundform dieſer Inſtitution iſt das Gericht als die zur Erfüllung des Zwecks der Rechtspflege unmittelbar und excluſivlich berufene Auctorität. Zum Weſen deſſelben als dieſer ſtändigen Negation des Unrechts gehört die ſtändige e und feſte Beſtellung gewiſſer geeigneter Perſonen, der Richter, deren allgemeiner Beruf eſt iſt, das Recht vorſtommenden Falles gegen das Unrecht zur Geltung zu bringen, ſodaß die Uebung der Gerechtigkeit im einzelnen Falle immer zugleich als ein Ausfluß einer allgemeinen Rechtspflege erſcheint, und dieſe überhaupt als die durchgängige und un wandelbare Auctorität ſich darſtellt, welcher das Unrecht, wann und wo und wie eſs auch hervortrete, verfallen muß. Die auf dieſe allgemeine, ſtändige und objective Weiſe in Wirkſamkeit ſtehende Rechtspflege nennen wir die Juſtiz. Die Verfaſſung der Rechtspflege iſt demnach Juſtizverfaſſung. Den eigentlichen Kern derſelben bildet die Gerichtsverfaſſung, denn eben die Gerichte eines Staates ſind eſ, in deren Gehalt die Juſtiz beſteht oder ſich als dieſe ſtändige Wirkſamkeit der Rechtspflege beurkundet. Aus dieſem Grunde ſollte eigentlich kein Unterſchied zwiſchen Juſtizverfaſſung und Gerichtsverfaſſung gemacht werden; er läßt ſich jedoch in ſofern rechtfertigen als eſ neben den Gerichten noch andere mit der gerichtlichen Juſtizpflege in Verbindung ſtehende und als Gegenſtände der Juſtizorganisation betrachtete Einrichtungen gibt, wie die Advocatur, die gerichtliche Polizei, die Behörden zur Prüfung der Candidaten der Rechte, des Richteramts, der Advocatur u. Selbſt das Notariat, das Hypothekens, Depoſiten- und Vormundſchaftswesen pflegt man als Gegenſtände der Juſtizorganisation zu behandeln; die bei letztern Punkte finden ihre Verwirklichung ſogar nicht ſelten in der Gerichtsverfaſſung (ſo auch die freiwillige Gerichtsbarkeit), indem ſie den Gerichten übertragen werden, wofür unter Umſtänden allerdings Gründe der Zweckmäßigkeit vorhanden ſein können. Der Begriff bringt eine ſolche Einrichtung nicht mit ſich. Wo das Inſtitut der öffentlichen Ankläger oder überhaupt der Staatsanwaltschaft beſteht, da iſt dieſelbe jedenfalls in der Juſtizverfaſſung, zugleich auch in der Gerichtsverfaſſung in ſofern begriffen, als die Wirkſamkeit der Gerichte weſentlich an die Mitwirkung dieſer Behörden gebunden oder durch dieſelbe bedingt iſt. Auch das Juſtizminiſterium, in deſſen Händen die administrative Sorge für die Erhaltung der Integrität der Juſtiz als Inſtitution liegt, darf als ein in der Juſtizverfaſſung — im Gegenſatze zur Gerichts-

verfaſſung begriffenes Inſtitut angeſehen werden. Dagegen iſt die Juſtiz ſelbſt niemals in ſolchen und ähnlichen Einrichtungen begriffen, welche, eine jede in ihrer Sphäre, lediglich als einzelne Mittel zur äußeren Sicherung der Inſtitution der Rechtspflege oder zur beſſeren Erreichung ihres Zwecks, zur Beseitigung von Hinderniſſen und Schwierigkeiten u. ſ. w. dienen, ſich alſo nur auf die Juſtiz beziehen und durch dieſe bedingt ſind, ohne dieſelbe in ihrem Begriffe irgendwie ſelbſt zu bedingen. Die Juſtiz an und für ſich ſelbſt iſt, wie geſagt, vielmehr darin begriffen, daß die Gerichte als dieſe der Rechtspflege weſentliche Inſtitution die ſtändige Negation des Unrechts in letzter Potenz repräſentieren und in dieſem Sinne in jedem einzelnen Falle, d. h. zugleich im Allgemeinen ſich thätig und wirksam erweiſen. Die Gerichte üben die Juſtiz in dem einzelnen Falle, weil ſie im Allgemeinen über ihren allgemeinen Zweck nach hierzu berufen ſind. In der Juſtiz ſtellt ſich eben die Allgemeinheit und Objectivität, kurz die Ordnung der Rechtspflege dar; ſie iſt die Form, in welcher das zunächſt dem Begriffe des Rechts angehörige Moment der Ordnung qualitativ dazu übergeht, ein Moment des Begriffs der Rechtspflege zu ſein. Der qualitative Gegenſatz, in welchen eſ durch dieſe Uebergang mit ſich ſelbſt tritt, beſteht aber, wie wir ſahen, darin, daß in der Rechtspflege die Rechtsſagung weſentlich zur Rechtfertigung wird, ſodaß an eine Ordnung der Rechtspflege nur gedacht werden kann, in wiefern dieſelbe als Inſtitution verfaſſungsmäßig beſteht.

Indem nun das objective Moment oder die Rechtsordnung in der Rechtspflege nothwendig dieſes Weſen und Gepräge der Juſtiz oder dieſe, der Idee der Rechtspflege eigenthümliche Art und Weiſe der Ordnung annimmt, wird auch das ſubjective Moment des Rechts, welches wir als Rechtlichkeit bezeichnet haben und welches die Unterſchiede von Rechtsbewußtſein und Gerechtigkeit in ſich begreift, genöthigt, einen analogen Proceß durchzumachen, um ſich zu einem Momente der Rechtspflege zu qualiſicieren. Wir haben jedoch an dieſer Stelle zunächſt nur hervorzuheben, in wiefern die Juſtiz als dieſe Art und Weiſe der Rechtsordnung, ſich in der Rechtspflege zu affirmieren, ſich hierdurch gegen die Rechtlichkeit negativ verhält. In dem Begriffe Juſtiz liegt eſ nämlich ausgedrückt, daß einerſeits weder das ganze Volk oder ein Theil deſſelben um ſeines Rechtsbewußtſeins und ſeiner Gerechtigkeit willen, noch auch beliebig dieſer oder jener Einzelne bloß ſeiner anerkannten (moralischen) Rechtlichkeit halber berufen ſein kann, die Rechtspflege auszuüben — und daß andererseits die Uebung der Gerechtigkeit in einem einzelnen Falle niemals eine Improviſation ſein darf, die ſich ſchon an des Rechts ſelbſt willen darüber hinwegſetzen zu können glaubt, daß eſ ihr an der Ordnung des Rechts, an der allgemeingültigen Auctorität fehlt oder daß dieſe Auctorität ſchon in ſich ſelbſt findet (Volksjuſtiz, Synchjuſtiz). Die Juſtiz hat alſo in dieſer Beziehung den entſchiedenen Beruf, der gemeinen Rechtlichkeit, in ſofern auch dieſe ſich als ſtändige Negation des Unrechts bethätigen möchte, als eine allgemein-

gültige, feste und unverbrüchliche Auctorität entgegenzutreten, damit die Uebung der Rechtspflege allemal zugleich Uebung der Justiz sei. — So weit vorerst von der objectiven Seite der Rechtspflege. Wir gehen

II. zur gesonderten Betrachtung der subjectiven, in dem Momente der Freiheit begriffenen Seite der Rechtspflege über; es handelt sich dabei, wie schon bemerkt, um die Gerechtigkeit der Rechtspflege. Dieselbe liegt nicht schon in der Hand der Gerichte als dieser objectiven Institutionen, sondern in den Händen der Richter.

Die Richter als diejenigen Personen, welche die Justiz in Bezug auf den einzelnen Fall und nach Maßgabe desselben handhaben sollen — stetige Negation des Unrechts — müssen dies nach ihrer jedesmaligen (rechtlichen und beziehungsweise moralischen) Ueberzeugung thun, und zwar lediglich nach ihrer eigenen, freien Ueberzeugung, sodaß in diesem Punkte keine Auctorität über ihnen stehen darf. Dies folgt theils schon aus der Stellung, welche ihnen nach dem Wesen der Justiz im Allgemeinen zukommt und in welcher die Justiz selbst die Gewährleistung ihrer festen und unverbrüchlichen Geltung finden muß, theils und näher aus dem Begriffe der stetigen Negation als einer wesentlich dialectischen Vermittelung des Rechts im Momente seiner qualitativen Negation durch das Unrecht. Denn diese dialectische Thätigkeit ist als solche Auflösung des Widerspruchs, in welcher das Recht mit sich versetzt worden; sie darf daher nicht an sich selbst durch einen Widerspruch, nämlich durch eine von Außen auf sie einwirkende Auctorität gebunden sein. Wie sie vielmehr nur durch ihr eigenes inneres Gesetz gebunden werden soll, durch dieses aber auch unbedingt, so muß sie sich schließlich zur Ueberzeugung ausbilden, und wie diese einerseits in das Gewissen reflectirt und diesem den gebührenden Antheil an ihrer Ausstellung gewährt, so muß sie sich andererseits den entsprechenden realen Ausdruck geben, in welchem sie sich als die für den einzelnen Fall unbedingt entscheidende Auctorität manifestirt. Es geschieht dies dadurch, daß das dieser Ueberzeugung entsprechende Factum unter Beseitigung all und jeden ferneren Widerspruchs als das aus seinem Widerspruche zu sich selbst vermittelte Recht gesetzt wird. Dies Alles führt auf folgende genauere Bestimmungen:

1) die Richter müssen rechtsgebildete Männer oder Juristen sein, d. h. sie müssen des Rechts sich wissenschaftlich bemächtigt haben, um seiner zugleich dialectisch oder, wenn man will, praktisch mächtig sein zu können.

2) Sie müssen Männer von Charakter, insbesondere von anerkannter Rechtlichkeit sein, damit sie sich zugleich in ihrem Gewissen zu einer schließlich Ueberzeugung befähigt und bestimmt finden und das Gewicht derselben als einer unbedingt entscheidenden Auctorität zu bezeugen wissen. Sie müssen demgemäß

3) für ihre Uebung der Gerechtigkeit in dem einzelnen Falle verantwortlich sein (sowit dies nach menschlichem Vermögen verlangt werden kann), worin dann aber auch

4) die Nothwendigkeit ihrer Unabhängigkeit in Bezug auf ihre Gerechtigkeitspflege enthalten ist; und zwar müssen sie in diesem Punkte nicht allein von den speciellen Vorschriften anderer Personen und Auctoritäten (z. B. von der Cabinetjustiz), sondern auch von sich selbst unabhängig sein; sie dürfen also die Justiz nicht in ihren eigenen Angelegenheiten oder in denen ihrer Angehörigen oder in solchen Fällen üben, welche sie sonst wie näher angehen, weil sonst ihre Ueberzeugung keine freie wurde sein können. Endlich

5) muß ihre ausgesprochene Ueberzeugung als die in dem einzelnen Falle unbedingt entscheidende Auctorität erachtet werden und mit Abschneidung jedes ferneren Widerspruchs factisch durchzusetzen sein. Dies geschieht im Wege des Zwanges. Hierbei ist jedoch sogleich zu bemerken, daß der Begriff und die Nothwendigkeit des Zwanges sich nicht aus dem subjectiven Momente der Rechtspflege allein herleitet, sondern ebenso wol aus dem objectiven. Wir werden später sehen, daß der Zwang den eigentlichen Coincidenzpunkt des subjectiven und des objectiven Moments der Rechtspflege bildet, indem er es ist, durch welchen die Allgemeinheit der Justiz in der Besonderheit der Gerechtigkeitspflege und umgekehrt diese in jener zur Erscheinung kommt. Hier haben wir vorerst nur die subjective Bedingtheit des Zwanges zu betrachten. Diese besteht darin, daß er in seiner jedesmaligen, auf den einzelnen Fall gerichteten Anwendung keinen näheren Grund und kein anderes Maß hat, als jene ausgesprochene richterliche Ueberzeugung und deren Bestimmung, sich zur unbedingt geltend zu bringen. Da die ausgesprochene Ueberzeugung des Richters trägt das Moment des Zwanges schon in sofern an sich selbst, als der Richter dieselbe nunmehr in Bezug auf sich selbst als eine selbständige Auctorität anzuerkennen hat, die er nicht wieder aufheben oder abändern kann, selbst wenn er nachträglich eine andere Ueberzeugung gewinnen sollte. Hierin liegt aber jedenfalls ein rein subjectiver Zwang, ein Zwang, den das Wissen und das Gewissen des Richters sich um des Rechts willen gefallen lassen muß; und es ist in der That nur eine Consequenz des zwingenden Moments, welches jene formell vollendete Ueberzeugung sogar in Bezug auf ihre Auctoren schon an sich hat, wenn der Zwang auch als die äußere Realisirung dieser Ueberzeugung, nämlich dadurch, daß er das dialectisch vermittelte Recht thatsächlich zur Geltung bringt, hervortreten darf und muß.

Alle diese Bestimmungen¹⁾, bei denen übrigens nicht schwer zu erkennen sein wird, daß sie bereits durch

2) Dieselben werden ebenso, wie die Bestimmungen der Rechtspflege als Institution in der Regel gesetzlich ausgesprochen sein, so daß sie auf diese Weise ein objectives Dasein bekommen und in das Gebiet der Ordnung und Allgemeinheit der Rechtspflege gehören. Allein ihre wissenschaftliche Orientirung und Entwicklung ist wesentlich durch die Unterscheidung des subjectiven Moments der Rechtspflege von dem objectiven bedingt, und nicht minder tritt darin, wie sie sich im Leben betheiligen und zum Bewußtsein verhalten, stets ihr subjectiv bedingter Charakter in den Vordergrund.

den Gegensatz des objectiven Moments der Rechtspflege bedingt sind, ergeben zusammen genommen das Wesen der zum Momente der Rechtspflege sich qualificirenden Gerechtigkeit oder, wie wir es nennen wollen, der Berufsgerechtigkeit als der wesentlich subjectiv bedingten Seite der Rechtspflege im nächsten Gegensatz zur Justiz als der wesentlich objectiv bedingten Seite derselben.

Wie wir vorhin die Justiz als eine selbständige Auctorität gegenüber der gemeinen Rechtlichkeit bestimmten, so haben wir jetzt die Berufsgerechtigkeit näher zu bestimmen, in wiefern sie der allgemeinen Rechtsordnung als Auctorität selbständig gegenübertritt. Die Berufsgerechtigkeit ist als solche, obwohl einerseits durch das objective Recht (die Rechtsordnung) gesetzt und im Allgemeinen bestimmt (vergl. Note 2), doch andererseits in ihrem allgemeinen Fürsichsein wie in ihrer Befonderung für den einzelnen Fall wesentlich zugleich eine subjective (nicht eine persönliche) Angelegenheit Derr, die sie üben, wenn schon dabei die Subjectivität nur als Form zu denken ist. Das im Momente seiner qualitativen Negation sich dialectisch zu sich vermittelnde Recht soll zwar dem objectiven Rechte entsprechen und geeignet sein, gleich diesem allgemein zu gelten; allein diese dialectische Vermittelung ist nur in der Form der Subjectivität möglich, aus deren Unendlichkeit sie als hierdurch bedingte und bestimmende That hervortritt. So aber muß das objective oder das allgemeine und an sich gesetzte Recht in jener subjectiven Thätigkeit des Richters eine wesentliche Ergänzung seiner selbst anerkennen, die es also zugleich freizugeben und von welcher es die Art und Weise seines besonderen Fürsichseins, seiner Bethätigung in dem einzelnen Falle in positiver Hingebung zu erwarten hat, ohne diese subjective Thätigkeit anders beschränken zu können, als dadurch, daß es dieselbe generell auf sich bezieht und generell normirt. Mit andern Worten: Die positive Rechtsfassung und die positive Rechtsverfassung können selbst bei detaillirtester Bestimmtheit doch nie so beschaffen sein, daß der zu entscheidende einzelne Fall in ihnen allemal schon unmittelbar seine Lösung fände, und daß es somit zu seiner Entscheidung nur einer ganz äußerlichen Vergleichung und Unterstellung bedürfte. Die Entscheidung des einzelnen Falles wird vielmehr darin bestehen müssen, daß einmal seine qualitative Differenz gegen das in der Form des allgemeinen Sollens bestehende Recht ermittelt, und daß zweitens hiernach das Quantum derjenigen individuellen Besonderheit ausfindig gemacht und festgestellt wird, auf welches er zurückgeführt werden muß, damit er ausdorn, im Widerspruche mit dem Rechte, wie es bestehen soll, zu stehen. Es muß demnach einerseits das letztere im Denken an seiner starren, positiven Form losgerißt und begrifflich flüßig gemacht werden, damit man finde, ob und in wiefern es einer Befonderung, wie sie der vorliegende Fall in sich darzustellen präbent, loslich fähig sei; es muß aber auch andererseits der einzelne Fall selbst seiner unmittelbaren, vereinzelt Erscheinungsweise im Denken entkleidet und von Seiten seiner formalen (positiven oder

negativen) Beziehung auf das allgemeine Recht erfasset werden, damit von dieser Seite erstlich werde, ob und in wiefern er durch seine individuelle Gestalt geschickt sei, eine Befonderung des Rechts in sich darzustellen — das Eine ist hier so nöthig, wie das Andere, wenn hier das Recht dialectisch vermittelt und nicht bloß einseitig (durch eine Art von administrativer Justiz) für diesen Fall gesetzt und angeordnet oder verordnet werden soll. Alles dieses kann aber nicht schon ein Werk der positiven Rechtsordnung sein, sondern es gehört dazu wesentlich diese subjective That, dieser Proceß der subjectiven richterlichen Reflexion, in welchem das besondere Recht des einzelnen streitigen Falls aus gegebenen Factoren erst lebendig erzeugt und formulirt wird. Die Rechtsordnung hat also der Berufsgerechtigkeit oder dieser freien rechtsvermittelnden und rechtsgestaltenden (nicht gesetzgebenden) Auctorität des Richters den erforderlichen Spielraum zuzugestehen; und namentlich sollte die Gesetzgebung sich aus diesem Grunde soviel als möglich immer nur auf das Principielle beschränken, anstatt in den großen Fehler eines möglichst erschöpfenden Details zu verfallen. Ja das im Wege jenes dialectischen Proceßes vermittelte Recht selbst wird der allgemeinen positiven Rechtsordnung gegenüber eine gewisse Geltung nach Art und Weise des objectiv geltenden Rechts in Anspruch nehmen dürfen, in sofern es nämlich in der Feststellung oder bestimmtem Fassung gewisser allgemeinerer oder auf gewisse einander ähnliche Fälle gleichmäßig anwendbarer Rechtsgrundsätze und rechtlicher Maximen besteht, durch welche das positive Recht ergänzt oder schärfer bestimmt wird. Denn wie die Berufsgerechtigkeit berechtigt ist, das Recht des einzelnen Falles im Wege eines subjectiven Proceßes zu finden, so muß sie auch berechtigt sein, auf das in früheren gleichen oder ähnlichen Fällen auf diese Weise bereits gefundene Recht zurückzugehen, sofern sie dasselbe nur nicht als irrig oder unzureichend erkennt (Praxis und Gerichtsgedruck). Indessen ist von dieser Berechtigung immer nur mit großer Vorsicht Gebrauch zu machen, und niemals sollte man sich ihrer bedienen, um dadurch eines nachmaligen Nachdenkens überhoben zu werden — selten, um dadurch, eine fertig vorliegende Auctorität oder eine Consequenz zu bewahren, welche der wahren Geltung und dem wahren Wesen der Berufsgerechtigkeit leicht sehr verderblich werden kann.

III. Die Justiz und die Berufsgerechtigkeit oder die ständige und stetige Negation des Unrechts in ihrer nächsten und letzten Beziehung auf einander ergeben, wie wir oben sagten, die Solidarität der Rechtspflege. Die ständige Negation des Unrechts oder die Justiz entspricht sich oder erfüllt sich allein erst in der stetigen Negation oder der Berufsgerechtigkeit, und ebenso kann die letztere sich allein innerhalb jener und unter deren Gestalt erfüllen. Keiner dieser beiden Factoren der Rechtspflege kann also vor dem andern etwas voraus behalten, worin er sich zu isoliren und sich dem Andern zu entziehen vermöchte, sondern jeder muß in den andern schlechthin aufgehen und beide müssen ihrer

logischen Unterschieds unbeschadet oder vielmehr vermöge desselben in die concrete Einheit des Ganzen schlechthin ausgeben, um so die Idee der Rechtspflege mit einander zu erzeugen und lebendig zu erhalten. Der eine steht für den andern und beide stehen für das Eine Ganze, sowie hinwiederum das letztere für jeden einzelnen steht. Die Solidarität der Rechtspflege ist hiernach darin zu sehen, daß sie als lebendiger, integrirlicher Organismus der Justiz und der Berufsgerechtigkeit absolut für sich selbst eintritt und sich somit als ihre eigene absolute Auctorität und Rechtfertigung beurlundet. Diese lebendig wirkende Identität der Rechtspflege mit ihrem abstracten Begriffe stellt sich näher in zweifacher Beziehung dar, nämlich als ihre absolute Einschließlichkeit (Affirmativität), welche zugleich ihre absolute Ausschließlichkeit ist. Mit andern Worten: indem die Rechtspflege auf das Präciseste alle Bedingungen der concreten Vermittelung des im Widerspruch des Unrechts befangenen Rechts begrifflich in sich schließt, und zum steten und ständigen Heile des letztern organisch zusammen wirken läßt, so schließt sie zugleich auf das Präciseste jede andere Form aus, in welcher das eine oder andere ihrer Momente oder auch beide zugleich eine gleiche Auctorität und Selbstrechtfertigung in Anspruch zu nehmen sich versucht fühlen könnten. Um dies von Grund aus richtig zu verstehen, haben wir uns den Punkt zu vergegenwärtigen, in welchem die Rechtspflege, aus ihren Elementen in die Eins zusammenfassend, sich in jedem Falle schließlic (d. h. ausschließlich und einschließlic) erfüllt, sobald diese Selbstbefriedigung zugleich als ein formaler, die absolute Auctorität und Selbstrechtfertigung der Rechtspflege sich voraussetzender und auf das Präciseste in sich darstellender Act in die Erscheinung tritt. Denn auf die Integrität dieses Punktes kann es allein hier ankommen, weil eine der Rechtspflege nachgebildete Wirklichkeit, die nicht eine gleiche schließliche Selbstbefriedigung, wie jene, usurpirt, ihrer eigenen Machtlosigkeit überlassen bleiben kann. Dieser Punkt ist nun der Zwang oder besser: der Rechtswang, nämlich die auf die thatsächliche Ausgleichung der einzelnen Rechtsdifferenz mittels der formalen Herstellung eines vom Rechte innerlich bestimmten Zustandes mittelbar oder unmittelbar gerichtete Gewalt. Der Rechtswang ist, wie wir bereits gesehen haben, sowohl objectiv (durch die Justiz), als subjectiv (durch die Berufsgerechtigkeit) bedingt; er bildet also recht eigentlich den einen unmittelbaren Gesichtspunkt beider Factoren, in welchem keiner mehr von dem andern getrennt werden kann, obgleich beide sich in ihm ihren präzisesten Ausdruck geben. Auf den Zwang läuft bei der Rechtspflege am letzten Ende Alles hinaus; in ihm schließt sich ihr Begriff und ihre Wirksamkeit ab, sobald sie ohne dieses Complement ein Unling sein würde³⁾. Indem

das dialectisch oder im Wege der stetigen Negation des Unrechts vermittelte Recht durch den Rechtswang als äußerer, objectiver Rechtszustand gesetzt wird, und zwar zunächst in dem einzelnen Falle in Folge der unbedingten Geltung dieser specifischen Vermittelung, jedoch zugleich in jedem einzelnen Falle und somit auch im Allgemeinen in Gemäßheit und unter der Auctorität der Justiz oder der ständigen Negation, beurlundet sich zu gleicher Zeit und nach demselben Maße die ständige Negation als solche; denn jener auf dialectischer Vermittelung beruhende Rechtszustand gilt als die Auflösung der verbanden gemessenen Rechtsdifferenz in die ungescholtene Allgemeinheit und Gleichheit des objectiv geltenden Rechts, die in jeder Befriedigung, in jedem einzelnen Rücksichsein des Rechts reflectirt sein will; die ständige Negation des Unrechts hat aber im letzten Grunde eben keinen andern Zweck, als die Wahrung dieser widerspruchsfreien Allgemeinheit und Identität des geltenden Rechts. So bethätigt sich in Gestalt des Rechtswanges die stetige und die ständige Negation, indem jede sich selbst erfüllt, zugleich im Dienste und zum Zwecke der andern, und die Rechtspflege erfüllt sich erst auf diese Weise wahrhaft in sich selbst, denn sie endet nun nicht etwa bloß formal damit, daß sie überhaupt nur ein Resultat erlangt, welches sie zwangsweise durchzusetzen berufen wäre, sondern sie endet mittels dieses Resultats in dem allgemeingültigen objectiven Rechte, nachdem und weil sie sich dieses letztere im subjectiven Proceß für den einzelnen Fall begrifflich vermittelt und die entsprechende Form seines concreten Daseins gefunden hat. Wir sehen also, wie es der Rechtswang ist, in welchem die Rechtspflege so gut von Seiten ihrer Objectivität wie ihrer Subjectivität auf das Präciseste mit sich selbst übereintrifft oder ihren solidarischen Charakter zur Erscheinung bringt; und wir werden nunmehr von diesem Gesichtspunkte aus näher zu bestimmen haben, worin die Ausschließlichkeit und die Einschließlichkeit der Rechtspflege vermöge ihrer Solidarität besteht. Im Allgemeinen ist darüber so viel zu sagen, daß die Idee der Rechtspflege Alles von sich ausschließen muß, wodurch die aus dem reinen Begriffe derselben folgenden Bedingungen der äußeren und inneren Rechtmäßigkeit des Rechtswanges verändert, gefährdet oder gar aufgehoben werden würden; daß sie dagegen alle die affirmativen Bedingungen einschließen hat, welche erforderlich sind, damit diese Rechtmäßigkeit des Rechtswanges absolut erfüllt werde. Ferner ist im Allgemeinen zu bemerken, daß bei der Bestimmung der Ausschließlichkeit oder Negativität der Rechtspflege vorwiegend das objective Moment, dagegen bei der Bestimmung ihrer Einschließlichkeit oder Affirmativität vorherrschend das subjective

3) Daß es häufig nicht zur Anwendung des Rechtswanges kommt, weil die unterliegenden Partei der zurechnenden Entscheidung von selbst Genüge leiht, ändert im Begriffe und Wesen der Sache Nichts, und muß vielmehr juristisch so angesehen werden, als ob hier die Partei den angebotenen und einem Gegenstande nach

kategoriell bestimmten Zwang selbst gegen sich aus, sobald derselbe sich auch hier, wenigstens in anderer Weise, wirksam bezeigt. Tritt keine Veranlassung des reus, sondern eine Abweisung der actor Statt, wird also der schon bestehende Rechtszustand durch das richterliche Erkenntniß functionirt, so äußert der Rechtswang seine Wirkung allerdings nicht unmittelbar, wol aber mittelbar in Form der dem reus erwachsenen exceptio rei judicatae.

mit der im Volke lebenden Gerechtigkeit handle. Von dieser Seite ist nun die Justiz zu einer absoluten Ueberwindung des Principes der Selbsthilfe eben nur in sofern im Stande, als sie zugleich die Form bildet, in welcher die Berufsgerechtigkeit als diejenige Art und Weise der Gerechtigkeit, welcher in einem streitigen Falle allein die Entscheidung über Recht und Unrecht zuzufallen soll, zur Erscheinung kommt, um den Zweck der Justiz zu erfüllen. Ohne dieses Complement konnte sich die Justiz durch ihre unbedingte Ausschließung der Selbsthilfe dem Subjekte gegenüber nicht im unbedingten Rechte befinden. Sie würde alsdann mit der allerdings unbedingten widerrechtlichen Form der Selbsthilfe als solcher zugleich den nicht schon unbedingt widerrechtlichen Zweck derselben negiren; sie hat aber diesen Rechtsweg des Subjekts vielmehr zu respectiren, und muß daher im Stande sein, denselben in ihrer eigenen Form in den allgemeinen Zweck der Rechtspflege sich aufheben zu lassen; dies kann sie aber nur, in wiefern sie sich im Bunde mit der Berufsgerechtigkeit befindet. Allein auf diese Weise gerät die zunächst in der Ausschließung der Selbsthilfe zu findende allgemeine Zweckbestimmtheit der Rechtspflege auch sofort dazu über, sich

2) unter dem einfachsten Gesichtspunkte der Rechtshilfe darzustellen. Es ist mit anderen Worten der allgemeine affirmative Zweck der Rechtspflege, daß sie dem Rechtstuchenden zu seinem Rechte verbeiste. Diese Gewährung der Rechtshilfe ist zunächst ebenso, wie die Negation der Selbsthilfe, nichts weiter, als allgemeiner, rein theoretischer Grundfals, welcher ebenfalls erst in einer höheren Potenz dazu gelangen kann, näher bestimmt und angewandt zu werden. Oder vielmehr: dieser Grundfals ist nur die andere Seite des Grundfals der Negation der Selbsthilfe, also im Grunde mit diesem identisch. Beide Bestimmungen besagen noch weiter Nichts, als daß die Rechtspflege um der allgemeinen Möglichkeit ihres Zwecks willen sich vor Allem als die die Selbsthilfe unbedingt ausschließende und die Rechtshilfe unbedingt in sich begreifende Macht im Allgemeinen zu bestimmen habe. Was nun den letzteren Punkt, die Gewährung der Rechtshilfe, betrifft, so bildet in diesem Punkte die Berufsgerechtigkeit den vorherrschenden Factor, also wiederum nicht den alleinigen. Die Berufsgerechtigkeit kann den allgemeinen Zweck der Rechtspflege, die unbedingte Rechtshilfe, vielmehr nur erfüllen, in sofern zugleich die Justiz für sie eintritt, gleichwie wir uns vorhin umgekehrt die Berufsgerechtigkeit als für die Justiz einsetzend zu denken hatten. Die Solidarität der Rechtspflege macht sich also aus von dieser Seite geltend.

Wir sagten: diese Solidarität der Rechtspflege erkennbare sich im Präexisten im Rechtswange, und sei daher von dem Gesichtspunkte des letzteren aus aufzufassen, da der Rechtswang die Eine gemeinsame Form bilde, in welcher sowohl die Justiz, wie die Berufsgerechtigkeit ihren Zweck schließlich erfüllen und so die Rechtspflege selbst ihren einheitlichen Zweck errichte. Wir haben daher noch hervorzuheben, in wiefern dies hier zutrifft. In dem Grundfals der Negation der Selbsthilfe vindi-

cirt sich die Justiz ausschließlich den Rechtswang, weil sie im Bunde mit der Berufsgerechtigkeit des Rechtswanges seinem ausschließlichen Begriffe nach allein mächtig ist; ebenso wird in dem Grundfals der Gewährung der Rechtshilfe der Rechtswang der Berufsgerechtigkeit einbietet, weil diese im Bunde mit der Justiz des Rechtswanges seiner jedesmaligen inbegrifflichen Bedeutung nach allein mächtig ist — beide Bestimmungen treffen also im Punkte des Rechtswanges mit einander überein und haben diesen zu ihrem gemeinsamen Gesichtspunkte.

Nachdem wir also den Zweck der Rechtspflege aus dem Gesichtspunkte der Solidarität derselben zunächst ganz allgemein und principiell dahin bestimmt haben, daß sie die Selbsthilfe auszuschließen und die Rechtshilfe zu gewähren habe — das Eine veranlaßt das Andere — so kommen nun

B. die innerhalb dieser allgemeinen Bestimmung fernere mit dem Gesichtspunkte der Solidarität der Rechtspflege herguleitenden und unter einander zu ergänzenden Bedingungen und Bestimmungen in Betracht, nach welchen die Rechtspflege ihre allgemeine und durchgängige Zweckmächtigkeit oder Zweckmäßigkeit gewinnt, sobald sie jeden Augenblick im Stande ist, ihren Zweck auch wirklich zu erfüllen. Was hier nun

1) die Seite der Ausschließlichkeit betrifft, so haben wir uns zuvorbedeutend zu erinnern, daß die Rechtspflege sich durch das Princip der absoluten Negation der Selbsthilfe (A. 1) allein erst zu der auf das Recht bezogenen natürlichen, individuellen Freiheit verhält, nicht auch schon zu der positiv bestehenden Ordnung. Zum Zwecke der Durchführung jener Ausschließlichkeit bedarf die Rechtspflege allein des Grundfalses derselben, nicht schon irgend welcher besonderer Einrichtungen oder Satzungen, nur daß sie selbst überhaupt bestehen muß; denn das, was hier ausgeschlossen wird, ist selbst nur ein Princip ohne allen positiven Inhalt und ohne alle Mittel, sich gegen die Rechtspflege formlich zu setzen — nämlich das Princip der Selbsthilfe. Anders gestaltet sich die Sache, wenn wir uns die Rechtspflege nunmehr im Verhältnisse zu der positiven Ordnung denken. In sofern die Ordnung sich einerseits als rein staatliche Ordnung selbstständig und für sich setzt, reicht sie andererseits zugleich in das Gebiet der Rechtspflege hinüber, indem sie ein Element derselben bildet. Als solches wird sie jedoch eine qualitatativ andere; sie soll als dieses Element der Rechtspflege rein in die Idee der letzteren aufgehen, nicht aber darf auf diesem Wege umgekehrt die Rechtspflege zu einem Elemente oder Attribute der staatlichen Ordnung gemacht werden. Damit dieses nicht gleichwohl mehr oder weniger geschehe, hat die Rechtspflege, obwohl durch ihr Element der Ordnung in innerer Beziehung zur staatlichen Ordnung bleibend, sich doch gegen die letztere entschieden zu emancipiren, was aber wegen der Positivität der staatlichen Ordnung schon nicht mehr durch den bloßen Grundfals, sondern nur durch eine entsprechende Einrichtung der Rechtspflege, sowie durch Satzungen, welche das Verhältniß derselben zur staat-

lichen Ordnung normiren, geschehen kann. Das maßgebende Princip dieser Emancipation darf in dem Rechtsstaate immer nur die Rechtspflege selbst sein, und zwar wird dieses Princip in der Solidarität des objectiven und des subjectiven Moments derselben, zufolge deren die Ordnung der Rechtspflege gegen die staatliche Ordnung eben eine qualitativ andere wird, beruhen und auf die Sicherung dieser Solidarität abzumenden müssen. Die Rechtspflege schließt also vermöge ihrer Solidarität die staatliche Ordnung oder überhaupt jede Form der Ordnung (Satzung und Einrichtung) von sich aus, welche nicht aus ihrem eignen Wesen gesetzt ist, also ihrer Idee, die eben in jener Solidarität beruht, irgendwie widersprechen würde. Jedoch muß bei der näheren Bestimmung dieser Ausschließung wiederum der objective oder Ordnungsfactor, also die Justiz als maßgebend vorherrschen; denn indem die Rechtspflege nicht die Ordnung überhaupt, sondern nur die rein staatliche Ordnung von sich ausschließt, ist es zunächst ihre eigene Ordnung, welche hierbei emancipiert wird. Mit andern Worten: wir haben, um die Grenze der staatlichen Ordnung gegen die Rechtspflege bestimmen zu können, uns vorzugsweise in das Wesen der Justiz, wie es sich im Bunde mit der Berufsgerechtigkeit bestimmt, hineinzuwenden und so zu erkennen, daß und in wiefern eben nur die Justiz sich ausschließlich zu derjenigen Ordnung qualifiziert, deren die Rechtspflege zur Erreichung ihres Zweckes im Allgemeinen bedarf. Diese Ausschließlichkeit der Justiz bildet mit andern Worten die formale Selbstständigkeit und Gleichmäßigkeit derselben. Es handelt sich in dieser Hinsicht nicht mehr um den abstracten Begriff der Justiz, den wir bereits unter I. bei der Einzelbetrachtung des objectiven Moments entwickelt haben, sondern es handelt sich hier darum, zu erkennen, in wiefern dieser Begriff vermöge der Solidarität der Rechtspflege und zum Zwecke derselben sich ausschließlich wirksam erwirkt. Was nun zunächst die formale Selbstständigkeit der Justiz betrifft, so ist sie darin zu setzen, daß keine andere staatliche Institution, also eben nur die Justiz, namentlich keine der Institutionen der staatlichen Ordnung mit der Aufgabe der Rechtspflege in dieser oder jener Beziehung betraut, noch auch die Justiz mit einer derartigen Institution in eine und dieselbe Beziehung zusammengefaßt werden darf. Denn es würde dies nur nebenher, wenn nicht gar in Gestalt einer Unterordnung der Justiz, niemals aber so geschehen können, daß die Rechtspflege durchaus vor dem größeren oder geringeren Einflusse der heterogenen Gesichtspunkte gesichert bliebe, welche einer solchen, der Rechtspflege nicht unbedingt und ausschließlich gewidmeten Institution zum Grunde liegen werden. Hieraus ergibt sich der Grundsatz der Trennung der Justiz von der Verwaltung, zufolge dessen alle die Gerichte rein für sich bestehende, nur auf die Rechtspflege abzumendende Behörden sein müssen und die Richter mit keinem anderen Staatsamte, als dem Richteramte, beauftragt sein dürfen. Noch weniger dürfen Verwaltungs-, Polizei- oder Militärbeamte mit Richtergeschäften beauftragt werden,

und ebenso unzulässig ist es, wenn höhere Verwaltungsbeamte, namentlich Minister, als solche das Recht haben, in den Justizorganen den Vorstoß zu führen, wie dies wenigstens in früheren Zeiten häufig genug, namentlich in Frankreich, der Fall war. Die Justiz will in einem Staate allerdings selbst verwaltet sein, damit sie nicht wegen Mangel ihrer äußeren Bedingungen, wie namentlich des erforderlichen Richterpersonals, ins Stocken gerathe, und es bedarf hierzu einer Verwaltungsbehörde, des Justizministeriums. Allein diese Verwaltung, die, wie schon bemerkt worden, nicht die Justiz selbst ist, sondern sich nur auf die Justiz bezieht und durch deren Begriff und Wesen bedingt wird, muß grundsätzlich und zwar schon durch die Justizverfassung so vorzeichnet sein, daß sie nie dahin ansetzen darf, die Gerichte in ein Abhängigkeitsverhältnis von der Justizverwaltungsbeförde oder überhaupt von der staatlichen Ordnung zu bringen. Ueberhaupt verlangt die Unabhängigkeit der Gerichte grundsätzlich gegen alle solche Einrichtungen und Maßnahmen sichergestellt zu werden, durch welche die Maximen der staatlichen Ordnung, zumal wenn diese zur Waffe für die selbstthätigsten Interessen einzelner Machthaber benutzt werden kann, direct oder indirect Einfluß auf die Rechtspflege gewinnen könnten. Zu dieser Unabhängigkeit der Gerichte gehört, nächst der Unabhängigkeit der von ihnen zu üben und geübten Justizpflege selbst oder dieses allgemeinen und ständigen Charakters ihrer Wirksamkeit, auch eine solche grundsätzliche Stellung der Richter als Staatsbürger und als Staatsdiener, in welcher sie gegen die Verletzung, die Interessen der Justiz den Interessen und Maximen der staatlichen Ordnung hintanzusetzen, gesichert sind oder solchen an sie gerichteten Zumuthungen Trotz zu bieten vermögen. Die Rechtspflege darf schließlich immer nur unter ihren eignen Auspicien stehen, denn sie ist ihrer Idee nach dazu berufen, absolut für sich selbst einzustehen; sie bedarf also so wenig einer Mitwirkung von Außen her, daß sie durch eine solche vielmehr in ihrer Idee verletzt wird; sie hat daher ihre Idee oder dieses, daß sie schließlich für sich selbst einsteht, also eben ihre Solidarität darin zu bekräftigen, daß sie alle derartige Einwirkungen von Außen her unbedingt ausschließt, und zwar in grundsätzlicher und institutioneller Weise, wenn ihr solche Einwirkungen von Auctoritäten her drohen, welche gleich ihr und im staatlichen Zusammenhange mit ihr als Institutionen im Staate bestehen. Die in diesem Gegensatz sich befindende oder formale Selbstständigkeit der Justiz ist es daher vorzugsweise, in welcher diese ausschließliche oder negative Auctorität der Rechtspflege sich geltend macht. Allein die Rechtspflege nimmt diese Auctorität nur zu dem Zwecke in Anspruch, damit der Rechtswang, gleichwie er seinem Begriffe nach nur in der Form der Ordnung der Rechtspflege denkbar ist, so auch davor gesichert bliebe, in der Form einer anderweitigen Ordnung mißbraucht, d. h. zu einer durch den Begriff ausgeschlossenen Gewalt zu werden. Der Rechtswang ist eben ein Vorrecht der Rechtspflege, in

welchem sie, vermöge der Solidarität ihrer Factoren, deren jeder in der Einen Form des Rechtswanges sich selbst erfüllt, zugleich sich selbst abschließt. Die Rechtspflege würde allen Sinn verlieren, sie würde zu einer particulären Erfindung ohne alle innere Nothwendigkeit herabsinken, wenn im Punkte des Rechtswanges auch andere staatliche Auctoritäten mit ihr concurrenriß dürften. Sie schließt dieses aus, in sofern eben nur sie ihrer ganzen Construction nach die Ordnung des Rechtswanges, d. h. (in Gestalt der Justiz) dieselbe Ordnung ist, in welcher der Zwang allein erst zum Rechtswange werden kann. Die allgemeine Rechtsfertigung des Rechtswanges besteht, wie wir bereits sahen, darin, daß er die allgemeine, durchgängige Form bildet, in welcher die einzelne Rechtsdifferenz in die Allgemeinheit des geltenden Rechts aufgelöst wird. Die Form der Allgemeinheit oder die Ordnung, in welcher dies geschieht, kann also eben nur eine Ordnung des Rechts, näher der Rechtspflege — nicht irgend welche anderweitige Ordnung sein. Hier ist nun der Punkt, wo zugleich erkennbar wird, in wiefern zu dieser, vorzugsweise der Justiz angehörigen Aufschlüsselung doch auch der subjective Factor oder die Berufsgerechtigkeit wesentlich mitwirkt. Denn die Justiz qualifizirt sich zu dieser ausschließlichen Ordnung des Rechtswanges eben erst dadurch, daß sie in innerer inbegriﬀlicher Verbindung, in solidarischem Verhältnisse mit der Berufsgerechtigkeit steht und somit erst durch diese des Rechtswanges als einer durchaus nur dem Rechte entsprechenden Auctorität im Allgemeinen mächtig wird, während jede anderweitige Ordnung es durch den Rechtswang eben nur bis zur Ordnung, nicht bis zum Rechte bringen kann. Jedoch schlägt diese Mitwirkung des Factors der Berufsgerechtigkeit zu jener Ausschließlichkeit oder zu der formalen Selbstständigkeit der Justiz, sobald sie näher bestimmt werden soll, auch hier sofort in die Form der Einschließlichkeit um — weoen nachher. — Die Forderung der formalen Selbstständigkeit der Justiz ruht also im letzten Grunde ebenfalls in dem Begriffe und Wesen des Rechtswanges und hat in allen Beziehungen immer nur die Integrität des Rechtswanges zum Zwecke. Wacht eine Verwaltungsbehörde sich die Entscheidung einer Rechtsstreitigkeit an, ohne zugleich zur Geltendmachung dieser Entscheidung den Rechtswang in Anspruch zu nehmen, so kann dieselbe, wie wir schon sahen, ihrer eigenen Machtlosigkeit überlassen bleiben. Ihre Forderung besteht nur in sofern, als es die Aufschlüsselung selbst anderweitigen Ordnung des Rechtswanges, als derjenigen der Rechtspflege, sowie die Aufschlüsselung aller Eingriffen einer solchen anderweitigen Ordnung auf die Justiz und durch diese auf den Rechtswang gilt.

Wir werden übrigens hiernach selbst die bloße Ausführung des Rechtswanges ausschließlich den Justizbehörden vindiciren dürfen, damit auch nicht einmal in der Art und Weise dieser Ausführung zu unterlegt noch eine Einwirkung heterogener Interessen stattfinden könne.

Nächst der formalen Selbstständigkeit der Justiz verlangen wir aus wesentlich gleichen Gründen die formale Gleichmäßigkeit derselben, d. h. eine solche

formale Gesamtorganisation der Rechtspflege eines Staates, sowohl in Bezug auf sich selbst, wie auf ihr allgemeines Substrat, in welcher keine Unterschiede und Zwecke gesetzt sind, die nicht aus ihr selbst folgen. Kann die Rechtspflege in einem Staate nicht in Einer Justizbehörde vereinigt werden, was in der Regel nicht wird geschehen können, wird vielmehr eine Vertheilung von Gerichten und aus Gründen der Zweckmäßigkeit zugleich eine gewisse Ueber- und Unterordnung resp. Nebenordnung derselben erforderlich, so muß dies doch nach einem Systeme geschehen, in welchem die Rechtspflege nicht aufhört, sich selbst gleich zu bleiben, obschon sie gewisse formale Unterschiede und Abstufungen in sich aufnimmt. Diese Forderung wird erfüllt werden, wenn man die Gesichtspunkte dieser Unterschiede und Abstufungen vor allen Dingen mit Rücksicht auf den Begriff und das Wesen der Rechtspflege im Ganzen aufstellt, sobald die Gestaltung der Rechtspflege in ihren einzelnen Organen, den Gerichten, doch stets in den Gesamtorganismus reflectirt und die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung immer nur als eine Zweckmäßigkeit der Rechtspflege selbst erscheint. Dieses System oder diese sich überall gleiche Ordnung der Rechtspflege — wir können es auch die formale Einheitlichkeit der Rechtspflege nennen — muß vorerstehen wiederum eine Angelegenheit der Justiz sein, die sich darin eben nur ausschließend verhalten kann. Sie schließt hier dieses aus, daß sie durch eine Organisation, deren Gesichtspunkte außerhalb ihrer Sphäre liegen, in sich selbst getrennt und in ein ungleiches Verhältniß zu sich selbst gesetzt werde — z. B. dadurch, daß einzelne Justizbehörden ihre separate Verfassung ertheilen oder durch Specialgesetze in ihrer Wirksamkeit innerlich beschränkt oder nur für einzelne Rechtsfachen, wie Finanzsachen u. dgl., eingesetzt würden. Aber auch darin würde die Rechtspflege im Punkte der Ordnung oder der Justiz in ein Misverhältniß zu sich gesetzt werden, wenn zwischen den Personen, denen sie das Recht vermitteln soll, den Parteien, in Bezug hierauf ein Unterschied gemacht würde, nämlich dergestalt, daß gewisse Personen oder gewisse Classen von Personen nur vor gewissen Justizbehörden ihr Recht zu suchen verpflichtet oder berechtigt wären (privilegirter Gerichtsstand), oder gar, daß die Rechtspflege gewissen Personen eine propter die Wirksamkeit schuldig wäre, als anderen. Die Rechtspflege, welche nur des Rechts zu pflegen hat, nicht aber des zufälligen größeren oder geringeren Werthes der Person, schließt eine solche dem Rechte angemessene Ungleichheit auf das Entschiedenste von sich aus. Es ergibt dies den Grundsat der Gleichheit vor dem Richter und der Gleichheit des Rechtsschutzes. — In allen diesen unter den Gesichtspunkten der formalen Gleichmäßigkeit der Justiz fallenden Beziehungen ist es nicht eigentlich die rein staatliche, verfassungsmäßig schon in sich selbst gegründete und durch bestimmte Institutionen repräsentirte Ordnung, gegen welche die Justiz sich negativ verhält. Es handelt sich hier also nicht darum, die Gerichte gegen die Verwaltungs-, Polizei- und Militärbehörden selbständig zu stellen, in sofern diese sonst den

Rechtswang usurpiren könnten. Die Ordnung der Dinge, welche durch jene Gleichmäßigkeit der Justiz ausgeschlossen wird, ist vielmehr eine solche, welche ein gewisses Terrain überhaupt erst dadurch zu gewinnen vermag, daß sie in die Justiz oder in diese begriffliche Ordnung der Rechtspflege hineinbricht. Sie ist keine Form einer begrifflichen Allgemeinheit, sondern etwas sehr Particuläres, nämlich eine Ordnung gewisser historisch gewordener und veränderter Zustände und Verordnungen, welche die Rechtspflege in ihrer historischen Entwicklung nothgedrungen lang sogar für eine von ihr nicht zu trennende Ordnung gehalten hat. Man darf dreist zurückflehden vor dem Wuthe von Gelehrsamkeit, den diese Unordnung der Rechtspflege hat erzeugen müssen, um sich das Ansehen der Ordnung zu geben. Mehr oder weniger sind jedoch die Gesichtspunkte dieser Ordnung oder Unordnung zugleich zu Maximen des reinen Ordnungsstaates geworden, der sein Bestehen an solche historische Bedingungen gebunden glaubt hat. Jedenfalls haben wir es auch hier mit einer positiven und auf ihre positive Gestaltung eiferfüchtigen Ordnung zu thun, von welcher erkannt werden muß, daß sie der wahren Ordnung der Rechtspflege zuwider läuft. Wenn die Justiz in einem Staate ungleichmäßig besteht, also im Widershältnisse mit sich selbst steht, so daß es ihr nicht fehlen kann, in Spannung und Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, so hört sie auf, diese Macht zu bilden, durch welche die Rechtspflege für sich selbst eintritt. Ja die Rechtspflege ist dann überhaupt ihres Berufs, für sich selbst, d. h. schlechterdings nur für das Recht — welches durch den Rechtswang concreter gesetzt werden soll — für dieses dann aber auch im vollsten Maße einzutreten, nicht mehr mächtig, sondern befindet sich vermöge der Gebundenheit ihrer Ordnung in der Lage, mehr oder weniger für die ihr fremden, selbstthätigen Interessen eintreten zu müssen, welche ihre Ordnung bestimmen oder die Justiz sich selbst entfremden. Denn auch die Berufsgerechtigkeit wird alsdann das Schicksal haben, in dem Maße zu einer Sondergerechtigkeit zu werden, in welchem die Justiz als Sonderjustiz besteht. Das allgemeine Resultat wird also auch hier darin bestehen, daß der Rechtswang, weil die allgemeinen Bedingungen seiner Allgemeingültigkeit eine Veränderung erlitten haben, nicht mehr für die allgemeine, durchgängig sich selbst rechtfertigende Form gehalten werden kann, in welcher die einzelne Rechtsdifferenz ihrer Auflösung in die Allgemeinheit des geltenden Rechts gewiß sein darf. In einer solchen Gewissheit soll aber der Rechtswang grade wesentlich beruhen; diese Forderung erfüllt sich dadurch, daß in ihm die Factoren der Justiz und der Berufsgerechtigkeit sich zur allseitigen Einheit, zur innersten gegenseitigen Durchdringung aufheben; dies ist aber nur denkbar, in sofern beide Factoren durchweg sich selbst gleich bleiben oder sich doch in nur ihrem eigenen (in ihrer gegenseitigen Beziehung sich bestimmenden) Wesen entsprechen, und zwar die Justiz als das Allgemeine dadurch, daß sie ihre Identität auf ausschließliche Weise bewahrt — folglich bildet der

Rechtswang auch für die Forderung der formalen Gleichmäßigkeit der Justiz den präcisen Gesichtspunkt.

Alle diese Grundfälle sollen der gesetzgebenden und einrichtenden Gewalt im Staate zur Richtschnur dienen, damit es mit der Rechtspflege im Punkte der Justiz im Allgemeinen und an sich so bestellt sei, daß die Rechtspflege in jedem Augenblicke ihren Zweck im vollsten Maße erfüllen könne. Zur Negation der Selbsthilfe reichte, wie gesagt, schon der rein theoretische Grundsat; aus; hier dagegen — in der nächsthöheren Potenz der negativen Selbstbestimmung der Rechtspflege — bringt diese bereits die Forderung einer förmlichen positiven Sanction ihrer Exklusivität — den Hauptvorwurf des Justizverfassung — mit sich. Allein es genügt nicht, daß diese verfassungsmäßige Exklusivität der Justiz auf dem Papiere und im Ganzen und der Regel nach auch in der Wirklichkeit besteht; sondern die Justiz selbst muß sich derselben als eines in jedem Falle unbedingt geltend zu machenden Rechts bemächtigen können; sie muß im Stande sein, aus diesem Rechte eine unverbrüchliche Wahrheit zu machen, sobald es bedroht erscheint, nicht aber darf sie davon abhängen, ob die über und neben ihr im Staate bestehenden Autoritäten allemal den guten Willen haben, ihre gesetzliche Integrität zu respectiren — oder nicht. Zum Theil verliert sich dieser Beruf der Justiz, aus einem passiven, dies gesetzte Gegenfakte gegen andere staatliche Autoritäten zur activen Behauptung dieses Gegenfaktes überzugehen, schon von selbst; zum Theil bedarf es hierzu besonderer verfassungsmäßiger Bestimmungen, an welche die Justiz, auch wenn dieselben unzureichend sein sollten, freilich allemal gebunden bleibt. Dies haben wir nun näher auszuführen und zu begründen. Was zuvörderst jene Activität der Justiz zum Zwecke ihrer selbst betrifft, so ist sie, gleich der Activität der Berufsgerechtigkeit, durch den einzelnen Fall bedingt, in welchem die Integrität der Justiz als solcher gefährdet erscheint. Dieser Fall ist also kein Substrat der Berufsgerechtigkeit, sondern eine reine Justizangelegenheit, wenigstens die Berufsgerechtigkeit mittelbar dabei interessiert ist, nämlich in dem Maße, in welchem sie überhaupt bei der Integrität der Justiz interessiert sein muß. Dieses Interesse ist es, vermöge dessen es hier überhaupt zu einer Activität der Justiz kommt; es kann nämlich diese Activität als solche immer nur von dem subjectiven Factor ausgehen, der sich dabei aber nicht in der Form der Berufsgerechtigkeit, sondern in der Form der Justiz und zunächst zum Zwecke der Justiz bethätigt. Es ist dies eine neue Seite, von welcher die Solidarität des subjectiven und des objectiven Factors sich darstellt, indem hier jener für diesen einsteht, damit hinwiederum dieser für jenen einstehen könne; und zwar gelangt hier die Justiz durch den subjectiven Factor auf dem Höhepunkte ihrer Zweckthätigkeit an, welche letztere immer wieder die Zweckthätigkeit der Berufsgerechtigkeit in sich begreift. Der objective Factor schließt hier den subjectiven in sich ein, um sich ausschließlich verhalten und seine Zweckthätigkeit bewahren zu können. Wir vindiciren also der Justiz selbst und zwar

In der Gestalt der Gerichte das Recht und die Pflicht, ihre verfassungsmäßige Exklusivität gegen alle und jede äußeren Angriffe zu verteidigen und durchzuführen; und verlangen, daß sie verfassungsmäßig hierzu in den Stand gesetzt werde. Solche Angriffe, wenn auch an sich durch Gesetz und Verfassung abgeschnitten, können sich doch in dem Schein des Rechts verkleiden oder mit einer Unbesonnenheit hervortreten, als ständen sie mit Gesetz und Verfassung nicht im Widerspruch oder könnten einen solchen nicht im Gefolge haben. Sie können in constitutionellen Staaten in der Gestalt landesherrlicher Verordnungen erfolgen, deren Inhalt vielmehr durch ein Gesetz hätte sanctionirt werden müssen; ferner in der Gestalt von Ministerialerrescripten, ja selbst von Rescripten und Anordnungen der obern Justizcollegien — oder auch in Gestalt von Gesetzen, denen es in der einen oder andern Beziehung an der verfassungsmäßigen Form fehlt. Sie können aber auch mit Verhöhnung jedes derartigen Scheins des Rechts und der Rechtlosigkeit als offene Usurpationen einer staatlichen Gewalt hervortreten, die sich vermöge der ihr zu Gebote stehenden Macht und etwa, weil sie vorwommenden Umständen nach das Recht zum Heile des Staates einer despotischen Ordnung unterordnen zu müssen glaubt, zu solchen maßregenden Eingriffen in die Justiz für berufen erachtet und den Dienern der letzteren als physische oder psychologische via major zu imponiren sucht. In allen solchen und ähnlichen Fällen ist es eine heilige Pflicht der betreffenden Gerichtsbearbeiter, mit vollster Geistesfreiheit und Energie darüber zu wachen, daß Nichts von Außen her Einfluß auf die Justiz gewinne, wodurch diese sich selbst erschmetet werden würde, so daß überhaupt jede anderweite Ordnung der Rechtspflege an den Grenzen des Gebiets der Justiz zurückgewiesen werde. Man verwechsle hiermit nicht die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, welche die Berufsgerechtigkeit um des Rechts der Einzelnen willen für sich in Anspruch zu nehmen hat; wir reden hier vielmehr eben nur von der Integrität der Justiz, welche von und bei den Gerichten aufrecht erhalten werden soll. Auf welchem Wege kann dies geschehen? Die Gerichte werden beinträchtigende Verfügungen oder Zumschreibungen solcher Behörden, die ihnen überhaupt nicht oder doch in dem Fragepunkte entschieden nicht vorgelegt sind, außer Acht zu lassen oder zurückweisen haben. Gerichten jedoch solche Verfügungen zugleich rathlich in den unabweislichen Wahrungsbereich der Justiz ein, nämlich so, daß sie sich als Usurpationen derselben, namentlich Esachen, welche entschieden Justizsachen sind, der Justiz entziehen, so hat diese den Beruf und muß demgemäß auch verfassungsmäßig das Recht und die Macht haben, sich solchen Eingriffen zu widersetzen, z. B. darüber zu wachen, daß Niemand rückwärtlich seinem Richter entzogen und in Rechtsfachen einer andern Gewalt im Staate, als den Gerichten, unterworfen werde. Wie wir indessen gesehen haben, daß die eigentliche und absolute Geltung der Rechtspflege erst im Rechtswange liegt, so müssen wir den Beruf der Justiz, sich solchen Eingriffen officiell zu

widersetzen, auf solche Fälle beschränken, wo andere staatliche Gewalten dazu fortgehen, als solche auch den Rechtswang ausüben zu wollen, geschehe dies unmittelbar, nämlich durch Vollstreckung eines entscheidenden Urtheils; oder mittelbar, nämlich durch Zwangsmaßregeln, welche ein solches Urtheil und dessen Vollstreckung vereiteln oder sichern sollen (z. B. Verhaftung). In solchen Fällen müssen wir der Justiz — der Idee der Rechtspflege entsprechend — das Recht und die Pflicht der Intervention vindiciren, natürlich nicht etwa in dem Sinne, daß nun ferner von einer andern staatlichen Gewalt beschlossene Rechtswang von der Justiz ausgeführt werde, sondern in dem Sinne, daß er überhaupt nicht statthat finden habe, vielmehr der Sache ihr freier, gesetzlicher Lauf gelassen werde. Es wäre ein jämmerlicher Staat, in welchem z. B. die Polizei oder was unter Umständen leichter und unter dem Scheine einer gewissen Nothwendigkeit geschehen kann, die Willkürmacht außerhalb der militairgerichtlichen Competenz es sich herausnehmen könnte, Jemanden zum Tode, zur Einlieferung u. s. w. zu verurtheilen und an die Vollstreckung dieses Urtheils zu gehen, ohne daß es der Justiz zustünde, sich einer solchen Vollstreckung zu widersetzen und den Bedrohten nöthigenfalls unter ihren wirksamen Schutz zu stellen. Sie muß selbst dann für diesen berufen erachtet werden, wenn der von anderen staatlichen Gewalten usurpirte Rechtswang sich auf solche Rechte bezieht, über welche zunächst die daooen betroffenen Personen zu disponiren haben, also auf reine Privatrechte; denn auch hier wird immer ein Justizrecht, der Rechtswang, usurpirt und dadurch die Ausschließlichkeit der Justiz verletzt. Im letzten rechtlichen Grunde enthalten freilich alle solche Usurpationen nichts weiter als eine offene oder versteckte Selbsthilfe; weil hier aber der Rechtswang unter staatlicher Auctorität und unter Formen usurpirt wird, welche denen der Justiz analog sind — kurz, weil die Ordnung der Dinge, die sich hier das Ansehen einer Ordnung der Rechtspflege zu geben weiß, effectiven Bestand im Staate hat, gleich der Justiz selbst, so richtet hier der bloße Grundsatz der Unantastbarkeit der Selbsthilfe nicht aus, sondern die Justiz muß ihren Gegenstand als solche gegen jene anderweite Ordnung in jedem einzelnen geeigneten Falle effectio geltend zu machen wissen, damit die Justiz als die ausschließliche Auctorität des Rechtswanges auch wirklich und allgemein Bestand habe. Einen solchen unbedingten Bestand hätte sie eben nicht, wenn irgend eine andere staatliche, gleich ihr als Behörde bestehende und berufsmäßig fungierende Auctorität als solche nach eigenem Ermessen und Willen in der Übung des Rechtswanges mit ihr concurriren oder gar an ihre Stelle treten dürfte, ohne daß es der Justiz frei stünde, ihr Allein- und Allgemeingeltung in diesem Punkte zu beunkunden. Die Justiz würde dann aufhören, diese für sich selbst und somit für die Rechtspflege überhaupt einsetzende Macht zu sein, gleichwie die Berufsgerechtigkeit aufhören würde, die gleiche Bestimmung in der Solidarität der Rechtspflege zu erfüllen, wenn sie die Privatselbsthilfe in dem einzelnen Falle

respectiren müßte. — Das gedachte Interventionsrecht bestimmt sich also lediglich dadurch, daß die Ausschließlichkeit der Justiz oder dieser allgemeinen Form und Ordnung der Rechtspflege nicht verletzt werden darf; es kommt dabei mirhin keineswegs zugleich oder gar vorzugsweise in Frage, ob die Usurpation in der Sache selbst widerrechtlich sei, ob sie also eine Rechtsverletzung für Jemanden enthalte; diese Frage bildet vielmehr einen Vorwurf der Berufsgerechtigkeit, die hier als solche zunächst außer Betracht bleibt. Leider hat nun ein solches Interventionsrecht der Justiz noch keineswegs entsprechende Anerkennung gefunden, sondern man überläßt es den durch Eingriffe der fraglichen Art betroffenen Personen, daß ihnen dadurch formell angethane Unrecht bei den Gerichten gleich jedem andern Einzelunrecht zu verfolgen, so daß also der Fall wirklich nicht schon als eine Angelegenheit der Justiz, sondern lediglich als ein Vorwurf der Berufsgerechtigkeit, d. h. im letzten Grunde als eine Privatangelegenheit des Einzelnen betrachtet wird, von dessen Willkür es also abhängt, ob ein solches ebenso wol der Justiz angethane Unrecht wieder aufgehoben werden soll oder nicht. Ist es auch die Berufsgerechtigkeit zur Wiederaufhebung eines solchen Unrechts und somit wenigstens zu einer mittelbaren Salvirung der Justiz gar nicht einmal im Stande, indem dasselbe so beschaffen sein kann, daß es sich im Wege der dialektischen Vermittelung in kein concretes Recht auflösen oder sich unter kein bestimmtes Gesetz und unter keinen bestimmten Rechtsgrundsat, außer eben den, daß dadurch die Justiz verletzt worden sei, subsumiren läßt. Zudem eignet sich der gedachte Weg nicht dazu, dem Uebel zuvorzukommen, was doch möglicherweise muß geschehen können. — Der man gestatte den Betroffenen den Weg der Beschwerde, in constitutionellen Staaten etwa bis zur Stände- oder Abgeordnetenversammlung, oder verleihet der letzteren verfassungsmäßig das Recht, darüber zu wachen, daß keine andere staatliche Autorität in die Selbstständigkeit der Justiz eingreife, eine Garantie, die aber auch meistens so ausgedrückt ist, daß sie nur um der einzelnen Privatpersonen, nicht um der Justiz willen gegeben erscheint und also wiederum der Disposition der letzteren unterworfen ist. Auch diese Auskunftsmitel erweisen sich auf den ersten Blick als ungenügend, zumal der Landesvertretung keine andern Mittel der Abhülfe zu Gebote stehen werden, als bei der Regierung auf diese Abhülfe anzutragen. Die Idee der Rechtspflege bringt vielmehr die Forderung mit sich, daß die Justiz selbst so eingerichtet sei, um Eingriffen der gedachten Art entweder zuvorzukommen oder um solche bereits geschehene und nicht wieder zu redressende Beeinträchtigungen als solche, als Nichtigkeiten hinstellen zu können. Zu einer solchen Intervention wird indessen nicht schon dieses oder jenes einzelne Gericht im Staate für geeignet gehalten werden dürfen, sondern da es sich hier um eine Angelegenheit des Ganzen handelt, so wird eine besondere Justizbehörde (etwa der oberste Gerichtshof des Landes — Cassationshof) zu bestellen sein, von welcher die Intervention zu üben und über die

Usurpation als solche das Urtheil zu sprechen ist. Es bedarf in der That eines solchen förmlichen Richter-spruchs zur Salvirung der Justiz in Fällen der fraglichen Art. Es ist daher fernereit unzweifelhaft, die ganze Angelegenheit in die Hände des Justizministeriums als der obersten Justizverwaltungsbehörde zu legen. Die abzugebende Entscheidung ist, wenn auch keine richterliche im eigentlichen und nächsten Sinne, doch wesentlich durch die Eigenthümlichkeiten des richterlichen Standpunktes bedingt. Dem objectiven Momente der Rechtspflege soll hier durch das subjective Moment zur Erfüllung seiner Zweckmäßigkeit verholfen werden — gleichwie umgekehrt das objective dem subjectiven in gleicher Weise dient — so bringt es die Solidarität der Rechtspflege mit sich, vermöge deren die Rechtspflege den entscheidenden Versuch hat, sich selbst zu bewahren, sei es im Punkte der Justiz, sei es im Punkte der Berufsgerechtigkeit. Es handelt sich also hier, wo wir die Justiz von Seiten ihres solidarischen Charakters fassen, keineswegs um eine bloße Verwaltung der Justiz, bei welcher die letztere vielmehr als ein für sich bestehendes Moment der Rechtspflege behandelt wird. Wir dürfen nur nicht vergeffen und wollen es zur Vermeidung allen Mißverständnisses wiederholen, daß das entwickelte Justizrecht der Intervention durchaus auf solche Fälle zu beschränkt ist, in welchen der Eingriff einer andern staatlichen Autorität sich rechtlich als eine unzweifelhafte Verfassung- und Gesetzwidrigkeit, kurz als eine Usurpation darstellt, deren Abwehr also gleich der Negation jeden andern Unrechts allein durch die Anwendung positiv und begrifflich bereits feststehender Grundätze bedingt ist, sich mithin ganz und gar zu einem Substrate richterlicher Beurtheilung und Entscheidung qualifizirt, nie aber darin bestehen kann, daß der Richter administrative Anordnungen und Maßregeln träge und so über die Sphäre der Justiz hinausginge. — Fälle der gedachten Art werden nur höchst selten eintreten; treten sie aber ein, wie es in Zeiten politischer Aufregung und Gährung geschehen kann, so find sie in der Regel auch schon für das gemeine Urtheil von der Art, daß sie alle Justiz untergraben, wenn diese nicht die Macht hat und den Muth beweist, gegen solche Usurpationen für sich selbst einzutreten. Da sie stellen sich also dann nicht etwa als bloß zufälliger, vereinzelte Gewaltthaten dar, sondern meistens als Operationen eines förmlichen Systems der Gewalt, dessen angelegentlichstes Princip die Nichtachtung oder Besetzung der Justiz ist. Wollte man sagen, die Justiz habe in solchen Fällen es abzuwarten, daß sie von den betroffenen Privatpersonen angegangen werde, damit der Fall im Wege der Berufsgerechtigkeit zum Frommen des Einzelnen und mittelbar dann auch zum Frommen der Justiz, wenn hierauf einmal Gewicht gelegt werden solle, seine rechtliche Erledigung finde, so würde dem, außer schon oben genannten Gründen, entgegenzusetzen sein: einmal, daß der einzelne Betroffene oft gar nicht die Möglichkeit findet, sich an die Gerichte zu wenden, indem er in eine Lage versetzt worden ist, in welcher er

jeden Rechtsschutzes und jeden Mittels hierzu entbehrt; zweitens, daß die richterliche Entscheidung eines solchen einzelnen Falles, auch wenn sie etwa zwangsweise durchzusetzen sein sollte, den allgemeinen Zweck einer Salbung der Justiz nicht erfüllen würde, weil jenes System der Gewalt dadurch zwar in einem einzelnen Punkte gestört, nicht aber im Ganzen in seiner Mächtigkeit durch die ihm entgegenstehende rechtliche Macht bloßgelegt oder wenigstens moralisch gelähmt werden könnte, nicht zu gedenken, daß die förmliche und umfängliche Entscheidung jedes einzelnen Falles im Wege der Berufsgerechtigkeit oder dieser Einkämpfung der Gerichte gegen ein System der Gewalt zeitweise zu einer übermäßigen Belästigung der Gerichte und so zur Schwächung ihrer Kraft gereichen würde; — endlich drittens, daß die Justiz nicht bloß um dieses oder jenes Einzelnen, sondern ebenso wol um der Gesamtheit, also auch um derer willen besteht, welche sich durch eine an die Stelle der Justiz tretende Gewalt zunächst nur moralisch, in ihrem Vertrauen auf Recht und Gesetz, in dem Bedürfnisse einer allgemeinen Rechtshilfe u. s. w. betreffen finden. Und überhaupt kann ja die Berufsgerechtigkeit ihren Zweck nicht erfüllen, wenn sie von der Justiz nur irgendwie im Stiche gelassen wird, d. h. hier nicht etwa blos von der äußeren Macht, den Rechtswang zu realisieren oder die Entscheidungen der Berufsgerechtigkeit auszuführen, sondern von dieser moralischen Macht der allgemeinen, in allen Rechtsfällen stets objectiv vorhandenen und sich stets gleichbleibenden Wahrheit und Selbstgenügsamkeit der Rechtspflege, einer Macht, die selbst da, wo sie in Bezug auf äußere Effekte der Gewalt weichen muß, sich innerlich ungebrochen erweist, indem sie in selbstsuchtloser, grundsätzlicher Vertretung ihrer selbst jene Gewalt vor ihr Forum zieht und das Urtheil über dieselbe spricht, zufrieden, wenn dies Urtheil zunächst auch zu weiter Nichts zu dienen vermag, als zu einem Horte für die Sittlichkeit, für das gemeine Vertrauen und zu einer Art der Befestigung des Rechts mitten im Zustande der Rechtlosigkeit. Also muß es in Fällen, wo der Justiz die äußere Macht genommen ist, genügen, ein solches Urtheil förmlich auszusprechen, und es ist nicht etwa eine unerlässliche Bedingung der Intervention, daß die Justiz auch unter allen Umständen im Stande sei, derselben thatsächlich Nachdruck zu geben.

Ist es von Rom herein zweifelhaft, ob ein Eingriff in die ausschließlichen Vorrechte der Justiz vorliegt, so kann von einer Intervention der letzteren keine Rede sein. Es ist hier vielmehr lediglich den einzelnen Betheiligten zu überlassen, sich an die Gerichte zu wenden, um im Wege der Berufsgerechtigkeit Abhilfe zu erwirken. Denn vermöge der Zweifelslosigkeit des Falles bleibt hier einerseits die allgemeine, objective Geltung der Justiz, namentlich von Seiten ihrer moralischen Wirksamkeit, unberührt, und wird andererseits die ganze dialektische Thätigkeit der Berufsgerechtigkeit erforderlich, und zwar nach den wesentlich mit ihr zusammenhängenden Formen und Maximen, sodaß also diese hier in den Vordergrund tritt. Ergibt sich nun, daß ein Eingriff der gedachten

Art stattgefunden hat, so wird er von der Berufsgerechtigkeit nicht um der Justiz, sondern um der dadurch verletzten Partei willen gleich jedem andern Privatrechte negirt; denn die Behörde, welche den Eingriff gethan hat, gilt hierbei selbst nur als Partei. Ergibt sich dagegen oder ist schon von vorn herein klar, daß gar keine Justizsache vorliegt, so ist die Berufsgerechtigkeit zu einer Entscheidung oder sonstigen Verfügung überall nicht ermächtigt. Mit reinen Verwaltungsachen dürfen sich die Gerichte nie befassen, denn es handelt sich dabei lediglich um die Ordnung, nicht um das Recht. Die Justiz würde sonst in der Form der Berufsgerechtigkeit zu einer Auctorität der Sakung gemacht werden, wie es die Verwaltungsbehörden mehr oder weniger sind und ihrer Aufgabe nach sein müssen. Hier hat man nun den Verwaltungsbehörden — und zwar mit gutem Grunde — zugestanden, was man der Justiz verweigert. Die Verwaltungsbehörden haben nämlich in den Fällen, wo ein Gericht sich einer Sache annimmt, die sie für eine reine Verwaltungssache halten, verfassungsmäßig meistens das Recht des Einspruchs, und zwar mit der Wirkung, daß das Gericht seine Thätigkeit einstweilen einstellen muß, bis dieser sogenannte Kompetenzconflikt entschieden ist. Mit dieser Entscheidung pflegt eine besondere Behörde, welche nach den liberaleren Verfassungen der Mehrzahl nach aus Richtern, im Uebrigen aus Verwaltungsbeamten zusammengesetzt ist, beauftragt zu sein; im günstigen Falle besteht zu diesem Zwecke ein eigener Gerichtshof⁵⁾.

Wir haben endlich noch den Fall zu betrachten, wenn die Justiz durch allgemeine Verfügungen und Anordnungen, welche vorgelegte Behörden an untergeordnete Organe erlassen, in ihrer verfassungsmäßigen formalen Selbstständigkeit und Gleichmäßigkeit angegriffen wird. Dieser Fall ist von den vorigen Fällen darin verschieden, daß es sich hier um ein Verhältniß der Justiz zu sich selbst, nicht um ihr Verhältniß zu außerhalb ihres Organismus stehenden Auctoritäten handelt. Denn jene vorgelegte Behörde ist als solche in dem verfassungsmäßigen Organismus der Justiz begriffen und hierdurch berufen, Verfügungen und Anordnungen zu treffen, welche ihr zum Zwecke der Justiz nothwendig oder auch nur geeignet erscheinen. Diese Verfügungen und Anordnungen sind also Acte, in denen die Justiz selbst sich bestimmt, und zwar in äußerlich verfassungsmäßiger Weise oder eben durch eine Auctorität, welche verfassungsmäßig berufen ist, und in einer Form, in welcher sie dies ist. Sind diese Bedingungen vorhanden, so haben die untergeordneten Organe zu gehorchen, auch wenn die getroffene Verfügung oder Anordnung ihrem Inhalte nach im Widerspruch mit der Justizverfassung steht. Die Justiz kehrt sich in diesem Falle gegen sich selbst; allein so beklagenswerth dies ist, so kann die Beurtheilung dieses Punktes doch

5) So in Braunschweig, Gesetz vom 19. Mai 1851, die Errichtung eines Gerichtshofs zur Entscheidung von Kompetenzstreitigkeiten betreffend.

nicht in dem Officium des untergeordneten Organs liegen, weil sonst die Justiz in Gestalt dieser untergeordneten Organe sich über sich selbst erheben und hierin ihre eigene Ordnung auf eine noch bedenklichere Weise umkehren würde. Eine Remonstration des untergeordneten Organs ist daher an sich nur dann zulässig, wenn nach der Ansicht desselben die vorgelegte Behörde nicht berufen ist, grade diese Verfügung oder dieselbe in dieser Form zu treffen. Z. B. ein oberes Gericht trifft Anordnungen, die nach der Ansicht des unteren Gerichts, welches sich dadurch in seiner Wirksamkeit bestimmen lassen soll, nur von dem Justizministerium hätten getroffen werden können, oder das letztere erläßt allgemeine Bestimmungen, welche vielmehr eines förmlichen Gesetzes bedurft hätten. In solchen Fällen muß die Verfügung der vorgelegten Behörde allerdings einer officiellen Beurtheilung der unteren Organe unterworfen sein, und namentlich die Gerichte sollen sich hier die verfassungsmäßige Integrität der Justiz angelegen sein lassen. Denn wenn die vorgelegte Behörde zu der fraglichen Verfügung überhaupt nicht oder doch nicht in der gebrauchten Form befugt war, so tritt sie der Justiz als eine fremde Autorität usurpatorisch gegenüber, und darf schon von dem einzelnen Justizorgane, welches sich durch jene Verfügung in seiner verfassungsmässigen Wirksamkeit zunächst berührt findet, des Widerspruches mit der Justiz geübt werden. Wie wir indessen das Interventionsrecht schon nicht den einzelnen Gerichten zugesprochen dürfen, so kann hier noch weniger den untergeordneten Organen eine eigene Entscheidung über jene Frage zugestanden werden. Denn die vorgelegte Behörde, von welcher die Verfügung ausging, hat als solche mindestens ein gleiches Recht, dieselbe für gesetzmäßig zu halten und diese Ansicht zu vertreten, ja sie wird in einem solchen Zweifelsfalle einstweilen die Präsomtion für sich haben. Daher pflegt in solchen Fällen den untergeordneten Organen nur eine Vorstellung bei der vorgelegten Behörde und erforderlichen Falls das Recht, die Entscheidung der Landesregierung zu erwirken, gestattet zu sein, und zwar mit der Wirkung, daß, wenn auf diesem Justizwege jene Verfügung bestätigt wird, die untergeordneten Organe nimmend von aller Verantwortlichkeit für deren Ausführung befreit werden. Angemessener erscheint uns auch hier die Entscheidung durch eine eigene Justizbehörde. Dieselbe würde mit den Justizbehörden zur Intervention und zur Entscheidung von Kompetenzconflicten in Eins zusammenzufassen, und es würde so überhaupt ein oberstes Justizgericht zur Aufrechterhaltung der Ausschließlichkeit der Justiz hinsichtlich ihrer Selbständigkeit und Gleichmäßigkeit zu bilden sein.

Es wird kaum nöthig sein, darauf hinzuweisen, wie sehr es zur Verwahrung und Bewahrung dieser Zweckmäßigkeit der Justiz in den Fällen, wo ihr von Außen her Gefahr droht, des Richters bedarf, der dieser Aufgabe im Willen und Willen durchaus mächtig und gewachsen ist. Es kann zur Durchführung dieser Aufgabe unter Umständen eine Klarheit und Eizie der Ueberszeugung gehören, an welcher jede Macht der Täuschung

scheitert, und ein Muth, welcher selbst vor der Gefahr persönlicher Aufopferung nicht zurückbeht. Allein die oben entwickelte Zweckmäßigkeit der Justiz verlangt nicht etwa bloß in solchen ausserordentlichen Fällen einer von Außen hereinbrechenden Gefahr von dem Richter begriffen und vertreten zu werden, sondern die Selbständigkeit und Gleichmäßigkeit der Justiz will nicht minder nach Innen hin oder in Bezug auf die inneren, täglichen Angelegenheiten der Rechtspflege, welche in die Hand des Richters gelegt sind — wir meinen die Angelegenheiten der Berufsgerechtigkeit — zur allgemeinen, unvorbrüchlichen Geltung und Wahrheit durch den Richter gelangen. Wie dies in der That oder in dem einzelnen Falle geschieht, ist hier nicht zu erörtern, sondern wie es allgemein geschehen kann und soll. Ohne Zweifel nur dadurch, daß die Berufsgerechtigkeit in der Person der Richter sich als die Affirmation desselben Gedankens beurfundet, der sich in der formalen Selbständigkeit und Gleichmäßigkeit der Justiz verberstend auf negative Weise oder von Seiten seiner Ausschließlichkeit bestimmt. Nur so kann die Zweckmäßigkeit der Justiz erst zu ihrer wahren Erfüllung gelangen, denn sie findet, der Solidarität der Rechtspflege gemäß, diese Erfüllung nimmend in der Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit, für welche sie auf diese Weise zugleich maßgebend und bestimmend ist. Allein ebenso muß umgekehrt diese Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit sich als eine solche erweisen, welche wesentlich durch die formale, objectiv bestehende Zweckmäßigkeit der Justiz bekräftigt und gesichert zu werden verlangt und so für die letztere maßgebend und bestimmend ist. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist die Selbständigkeit und Gleichmäßigkeit der Justiz nichts Anderes, als die Erfüllung dieser Forderung der Berufsgerechtigkeit, wie sich dies aus der folgenden Entwicklung (unter 2) wird näher ergeben müssen. Nachzuweisen ist dies aber schon hier an der oben aufgestellten Forderung der formalen Unabhängigkeit der Gerichte als demjenigen Punkte, in welchem die Zweckmäßigkeit der Justiz am nächsten und deutlichsten von den allgemeinen Anforderungen der Berufsgerechtigkeit bestimmt erscheint. Wir haben früher bei der Einzelbetrachtung des subjectiven Factors (II. 4) die richterliche Unabhängigkeit als eine der Bedingungen des letzteren aufgestellt, weil die Forderung dieser Unabhängigkeit sich am nächsten und einfachsten aus dem Wesen der Berufsgerechtigkeit ergibt. Später hat eben diese Unabhängigkeit sich uns nicht minder als eine Bedingung der Zweckmäßigkeit der Justiz darstellen müssen, weil wir dabei die Justiz im Sinne hatten, in wiefern sie vermöge der Solidarität der Rechtspflege in innerster Beziehung zur Berufsgerechtigkeit steht und durch diese bestimmt wird. Die Unabhängigkeit der subjectiven richterlichen Ueberszeugung und Wirksamkeit — so soll sie auch in sich selbst begründet sein mag (in wiefern sie dies ist, wird eben unter 2. noch zu entwickeln sein) — ist und bleibt etwas höchst Prekares ohne die positiv durch Gesetz und Einrichtung allgemein begründete und gesicherte Unabhängigkeit der Gerichte, welche die Justiz zu gewähren hat. In der Betrachtung

der formalen Selbständigkeit der Justiz mußte sich daher, vermöge des solidarischen Charakters der letzteren, der Punkt ergeben, wo diese Selbständigkeit als Unabhängigkeit der Gerichte zu bestimmen war. Hieran ist nunmehr noch folgende Erwägung zu knüpfen. Die Justiz kann durch jene Art und Weise, die richterliche Unabhängigkeit allgemein zu gewährleisten, nicht die subjektive richterliche Willkür, in wiefern diese es sich durch diese Mittel gelüsten lassen könnte, die Ordnung der Justiz zu lockern oder hinauszuführen, aufzuheben wollen. Gleichwie die Unabhängigkeit der subjektiven richterlichen Ueberzeugung und Wirksamkeit innerlich oder durch den Gedanken, der ihr zum Grunde liegt, dergestalt bestimmt und beschränkt ist, daß jene Willkür ausgeschlossen bleibt, ebenso muß die Justiz eine äußere Beschränkung des Principis der Unabhängigkeit der Gerichte haben, in wiefern diese Unabhängigkeit aus ihrer Ständigkeit stets dazu übergeht, eine Macht in den Händen der einzelnen Richter zu sein. Diese äußere Beschränkung liegt in dem Gesetze der persönlichen Verantwortlichkeit der Richter. Auch diese haben wir oben (II. 3) zunächst aus dem subjektiven Factor hergeleitet, weil die Freiheit der subjektiven richterlichen Ueberzeugung ihrer rein vernünftigen Natur wegen sofort diese Beschränkung gegen die Willkür an sich hat. Allein zu ihrer eigentlichen Erfüllung kann diese Beschränkung erst durch die Justiz gelangen, denn sie muß eine feste, ausschließliche Gestalt annehmen. Diese erhält sie durch die Normen und Einrichtungen, welche die Justiz zu treffen hat, um die Grenze zu bestimmen, über welche hinaus die richterliche Unabhängigkeit zur Willkür werden muß. Wir haben hiernach bei jener persönlichen Verantwortlichkeit der Richter nicht an die Fälle zu denken, in welchen der Richter den Parteien nach den Grundsätzen der Syndicatsklage haftet; denn diese Haftverbindlichkeit ist nicht eigentlich eine Angelegenheit der Rechtspflege, nämlich nicht in dem Sinne, als fobere die Rechtspflege um ihrer selbst willen allemal die Verfolgung und Entscheidung dieser, vielmehr der Disposition der verletzten Partei überlassenen Angelegenheit. Diese Haftverbindlichkeit des Richters steht allerdings mit dem Gesetze seiner persönlichen Verantwortlichkeit in engem Zusammenhange, und die Rechtspflege fordert um ihrer selbst willen, daß dieselbe dem Richter in seinem richterlichen Thun und Lassen stets gegenwärtig sei, so die Justiz ist berechtigt und verpflichtet, dieser Forderung nöthigenfalls den erforderlichen Nachdruck zu geben, damit der Fall einer Zumberhandlung verhütet werde; und wenn er gleichwol eingetreten ist, so darf sie ihn in dem Maße abnden, in welchem sie selbst dabei interessiert ist. Hieran abgesehen, gehört die Haftverbindlichkeit des Richters nach den Grundsätzen der Syndicatsklage vielmehr in das Privatrecht und bestimmt sich nach den Grundsätzen des letzteren gleich jeder andern Haftverbindlichkeit (freilich mit dem durch die Stellung des Richters bedingten Unterschiede, daß nicht schon jede culpa desselben diese Haftverbindlichkeit begründen soll). Ebenso wenig haben wir hier an diejenigen Fälle zu denken, in welchen der Rich-

ter sich eines Amtsvorverbrechens schuldig macht; denn auch diese Fälle bestimmen sich nicht eigentlich nach den Grundsätzen der Rechtspflege, sondern nach denen des Criminalrechts, obwohl das letztere dabei die Rücksicht auf die eigenthümlichen Anforderungen der Rechtspflege als ein bestimmendes Motiv in sich aufnimmt und wiederum der Justiz den erforderlichen Spielraum läßt, um auch hier verhütend einzugreifen. Natürlich bildet sowohl die Syndicatsklage als die Untersuchung wegen Amtsvorverbrechen immer wieder einen Gegenstand der Rechtspflege, gleich jedem anderen Falle der Art, aber eben deshalb nicht in dem Sinne, als sei hier die Rechtspflege darin begriffen, sich selbst zu salbiren oder ihre eigene Integrität gegen einen auf dieselbe gerichteten Angriff geltend zu machen; sie erfüllt hier vielmehr in ungestörter Selbstanwendung zur ihren stetigen Zweck, ohne sich dabei irgendwie anders zu verhalten, als in allen übrigen Fällen. Die persönliche Verantwortlichkeit der Richter, welche wir hier ins Auge zu fassen haben, ist vielmehr eine Verantwortlichkeit gegen die Justiz selbst, indem die letztere, wie schon gesagt, die äußeren Schranken setzt und wüthet, ja nöthigenfalls durch geeignete Zwangsmittel aufrecht erhält, welche die richterliche Unabhängigkeit nicht überschreiten darf, ohne zur Willkür zu werden und dadurch die Ordnung der Justiz, also die Rechtspflege selbst zu stören oder hinauszuführen — und zwar Schranken, wie sie in der vernünftigen Natur dieser Unabhängigkeit schon an sich enthalten sind. Diese Verantwortlichkeit der Richter gegen die Justiz bestimmt sich nun näher nach einer dreifachen Rücksicht. Zunächst darnach, daß die Justiz den Recht suchenden Parteien durch den Richter vermittelt zu werden verlangt. In dieser Hinsicht muß ein allgemeines Oberaufsichtsrecht der höheren Justizbehörden über die unteren bestehen, zufolge dessen jene berufen sind, die letzteren zu einer prompten und überhaupt ordnungsmäßigen Justizpflege anzuhalten, und zwar sowohl im Allgemeinen oder durch Einrichtungen und Anordnungen, welche die Ordnungsmäßigkeit und Zweckdienlichkeit des Geschäftsganges betreffen, als auch im besondern Falle, sei es auf Beschwerden der Parteien, wie namentlich Beschwerden über verzögerte oder verzerrte Justiz, sei es, wenn der Fall sich dazu eignet, von Amtswegen. In diesem Oberaufsichtsrechte ist auch die Befugniß enthalten, nöthigenfalls Ordnungsstrafen zu verfügen. — Den graden Gegensatz hierzu bildet der Fall, wo die Justiz gegen Usurpationen anderer staatlicher Auctoritäten durch die dazu berufenen Justizbeamten — wie wollen hierbei zunächst an den Richter denken — gedrückt zu werden verlangt (Intervention u.). Denn auch in dieser Rücksicht muß derselbe der Justiz verantwortlich gemacht werden können, wozu es jedoch besonderer Satzungen und Einrichtungen bedürfen wird, in denen bei uns erst noch der erste Versuch gemacht werden soll. — In der Mitte zwischen beiden Arten der richterlichen Verantwortlichkeit liegen endlich die Fälle der Disciplin, in welchen es sich überhaupt um ein solches außeres Thun und Lassen des Richters handelt, wie es die

Würde der Justiz und sein eigener Beruf unabwieslich verlangt. Diese Art der richterlichen Verantwortlichkeit nimmt die Justiz durch die gerichtliche Disziplinarbehörde wahr, welche aber nur eine rein richterliche Behörde sein darf, damit die höchstnützliche Garantie dafür vorhanden sei, daß die Disziplinargewalt eben nur zum Vorkommen der Justiz und ohne Beeinträchtigung der richterlichen Unabhängigkeit geübt werden werde. Aus gleichem Grunde bedarf es eines eigenen richterlichen Disziplinargesetzes. Das eigenthümliche Mittel der Disziplinargewalt sind die Disziplinarstrafen.

Wir haben im Vorstehenden zugleich den Uebergang zur Betrachtung der Zweckmäßigkeit der Rechtspflege gemacht, in wiefern diese sich

2) vorwiegend von Seiten ihrer Einschließlichkeit oder Affirmativität, d. h. als Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit darstellt.

Nachdem wir nämlich oben bei der gesonderten Betrachtung des subjectiven Factors (II. 1—4) die vier Bedingungen, daß die Richter Juristen (im vollsten und edelsten Sinne des Wortes), Männer von Charakter, für ihre Uebung der Gerechtigkeit verantwortlich und in Bezug auf dieselbe unabhängig seien, ermittelt hatten und jetzt gefunden haben, wie diese letzteren beiden, gleichsam außerlichen Bedingungen der Berufsgerechtigkeit zugleich zu Bedingungen der Justiz werden, dergestalt, daß in ihnen die Berufsgerechtigkeit schon dazu übergeht, sich exclusiv zu verhalten oder eben die Form der Justiz annimmt, so bleiben nunmehr die juristische Ausbildung und die Charaktertuglichkeit der Richter als diejenigen Kategorien übrig, unter welchen wir die einschließliche Bestimmtheit der Zweckmäßigkeit der Rechtspflege vorzugsweise zu betrachten haben werden. Es fallen aber bei dieser Betrachtung die Bedingungen der Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit darum nicht etwa außer Betracht, sondern von Seiten ihrer rein subjectiven Bedingtheit haben sie sich als unter jenen beiden Kategorien mit begriffen zu erweisen. Nur als besondere Kategorien lassen wir sie hier fallen, weil sie sich als solche besser für die Justiz eignen. Ja die juristische Ausbildung und Charaktertuglichkeit des Richters einerseits und die Unabhängigkeit oder Freiheit seiner subjectiven richterlichen Ueberzeugung und seine Gewissenhaftigkeit, d. h. das Bewußtsein, seinem Gewissen verantwortlich zu sein, andererseits sind eben nur unterschiedliche Bestimmungen einer und derselben Forderung der Berufsgerechtigkeit. Es werden demnach die aufgestellten Kategorien von einem höhern und einschließlicheren Gesichtspunkte aus zu bestimmen sein, damit alle diese unterschiedlichen Bestimmungen genauer zusammengefaßt und tiefer auf einander bezogen werden. Wir thun dies, indem wir der formalen Selbständigkeit der Justiz die innere Selbständigkeit (Freiheit) der Berufsgerechtigkeit, d. h. der subjectiven richterlichen Ueberzeugung und Wirkksamkeit — der formalen Gleichmäßigkeit der Justiz die Unparteilichkeit der richterlichen Gerechtigkeitssphäre gegenüberstellen — denn in diesen Bestimmungen der Berufsgerechtigkeit liegt eben

die Affirmation desselben Gedankens, welcher sich in der formalen Selbständigkeit und Gleichmäßigkeit der Justiz seine negative Bestimmtheit gibt. Dabei sind diese innere Selbständigkeit und diese Unparteilichkeit oder, wenn man will, diese innere Einschlößlichkeit der Berufsgerechtigkeit natürlich selbst nur unterschiedliche Bestimmungen eines und desselben Gedankens, also im letzten Grunde identisch, und besagen somit weiter Nichts, als daß die Berufsgerechtigkeit ihrem eignen Begriffe allgemein zu entsprechen, d. h. sich als Idee zu bewähren habe — gleichwie dies im Grunde auch mit der Selbständigkeit und Gleichmäßigkeit der Justiz der Fall ist.

Indem wir also jetzt die Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit näher zu entwickeln suchen, muß es dem Vorstehenden zufolge der rein ideale Standpunkt sein, von welchem wir dabei vorzugsweise ausgehen haben. Wir werden darum nicht weniger auf diesem Wege zu Resultaten gelangen dürfen, welche in die Form der Justiz gekleidet zu werden verlangen, d. h. zu Grundsätzen, welche sich als für die Art und Weise der innern Organisation der Justiz entscheidend darstellen, und zu der Begründung von Einrichtungen, welche ebenfalls nur als Einrichtungen der Justiz gedacht werden können. Denn so gut vermöge der Solidarität der Rechtspflege die Justiz den subjectiven Factor für sich in Anspruch nimmt, um sich darin zu subjectiviren, um wir dies namentlich bei dem Interventionsrechte u. gesehen haben, ebenso gut hat die Berufsgerechtigkeit sich den objectiven Factor anzu eignen, um sich darin zu objectiviren.

Die Berufsgerechtigkeit lebt und webt in dem Momente der Freiheit des Rechts. Sie ist die höchste und vollendetste Form, in welcher diese Freiheit im Selbstbewußtsein, also auf wesentlich subjectiver Weise zu sich selbst kommt, in wiefern sie nämlich als die Macht über den Widerspruch, in welchem das Recht im einzelnen Falle befangen erscheint, sich befreien soll. Der rechtliche Wille der Partei, der sich als in einem solchen Widerspruch befangen darstellt, ist allerdings auch eine solche Macht, aber beirreum nicht in derselben Reinheit und Unbedingtheit, da er sich ja eben noch im Widerspruch mit einem andern rechtlichen Willen, sei dieser ein wirklich vorhandener oder nur ein vorausgesetzter, befindet und immer nur einseitig auf die äußere Begründung dieses Widerspruchs abzielen kann. Er will das Recht um seines eigenen besonderen, möglicher Weise sehr zufälligen und willkürlichen Fürschlusses willen, mithin als ein bloßes Mittel zu anderen Zwecken, oder wenn er das Recht nicht um solcher Zwecke, sondern etwa lediglich um des Rechts willen für sich in Anspruch nimmt, so kann er dies nur höchst abstracter und eigenartiger Weise thun und ist dann erst recht unsri. Die Berufsgerechtigkeit ist frei von dieser endlichen Bedingtheit des rechtlichen Willens, obson der letztere ihr ausschließliches Substrat bildet. Sie will das Recht nicht um ihres eigenen abstracten Fürschlusses willen, sondern sie vermischt und erhebt das Recht um des Rechts willen in dem Sinne, daß das Recht, wie wir eben sagten, durch sie zu sich selbst kommt, d. h. aus

dem Widerspruche des Unrechts zur begrifflichen Uebereinstimmung und Harmonie mit sich selbst befreit wird, oder eben zu seiner eigenen Freiheit gelangt. Und nur indem es so in seiner eigenen Freiheit sich erstarkt und sich klar wird, vermag das Recht seine ideale Bestimmung zu erfüllen, nämlich die Bestimmung, eine Form der unendlichen Freiheit des subjectiven Willens zu sein, in wiewfern diese nach Außen hin, im formalen Gegensatz zu anderen Willen sich auf endliche Weise zu realisiren verlangt. Die Berufsgerechtigkeit sichert sich hiernach ihre eigene innere Freiheit im letzten Grunde nur dadurch, daß sie sich selbst in dieser Idealität des Rechts erstarkt und über ihre Aufgabe klar wird. Sie vermag also diese Aufgabe nur zu erfüllen, d. h. sie vermag sich selbst nur dann zu entsprechen oder, was dasselbe ist, das Recht wahrhaft nur dann zu vermitteln, wenn sie dasselbe nicht blos im Allgemeinen von Grund aus und wahrhaft begriff, sondern auch in jedem einzelnen Falle, wo es eben darauf ankommt, das Recht aus dem Widerspruche des Unrechts zu sich selbst zu befreien, sich im letzten Grunde rein und unbedingt von dieser Begrifflichkeit des Rechts bestimmen läßt. Da jedoch das Recht nicht in einer rein logischen, speculativen Form besteht, wie die Philosophie, sondern zugleich ein positives Dasein hat, so muß die Berufsgerechtigkeit in der Art und Weise, sich das Recht zu jenem idealen Verstandnisse zu bringen, um es hiernach anzuwenden oder im einzelnen Falle concreat und widerspruchsfrei zu sehen, durch das positive Recht eine Beschränkung erleiden. Diese Beschränkung enthält aber an sich so wenig eine Beeinträchtigung der inneren Freiheit der Berufsgerechtigkeit, daß sie vielmehr zur Sicherung und Bewahrheitung dieser Freiheit gereichen muß, wie ja überhaupt die wahre Freiheit ohne die Beschränkung, die sie schon an sich selbst trägt, nicht denkbar ist. Der oben entwickelte Begriff des Rechts ergibt, daß diese Beschränkung im Rechte in der Form der positiven Ordnung hervortreten, oder eben, daß es ein positives Recht geben muß. Aber freilich kommt es sehr darauf an, wie das letztere beschaffen ist. Weicht es von dem Begriffe des Rechts und von der durch diesen Begriff vorgezeichneten logischen und methodischen Haltung so weit ab, daß von einem inneren Verstandnisse des Rechts, namentlich von einem Begreifen des Einzelnen aus der allgemeinen Verstandlichkeit des Ganzen und umgekehrt keine Rede mehr sein kann, so muß die Beschränkung, die es für das Moment der Freiheit enthält, allerdings zur Aufhebung der letzteren führen. In diesem Falle bildet sich, dem Zwange des positiven Rechts bald nachgebend, bald ausweichend, bald auch wieder nachstehend eine theils gewaltsame, theils höchst willkürliche Jurisprudenz, deren eigenthümlicher Logik man sich blindlings zu ergeben gelernt haben muß, wenn man die beklagenswerthe Unfreiheit, welche sie der Berufsgerechtigkeit zu Wege bringt, nicht fühlen will. Gewaltsam ist diese Jurisprudenz durch den starren, ideen- und geistlosen Positivismus und Formalismus, in welchen sie die Rechtskenntnis gefangen nehmen zu müssen

glaubt. Sie kennt keinen höheren Gesichtspunkt, als die positive Auctorität, denn nur in dieser beruht ihre ganze Geltung. Sie hat kein tieferes wissenschaftliches oder methodisches Princip für das Verstandniß und die Vermittlung des Rechts, als das der abstract-formalen Uebereinstimmung, die sie nur durch eine möglichst consequent durchgeführte Abstraction von jeder Idealität des Rechts sowie überhaupt von der Idee zu erreichen vermag, weil eben auch die positive Auctorität, auf welcher sie beruht, in einer solchen Abstraction begriffen ist. Willkürlich ist diese Jurisprudenz, in sofern sie trotz alledem doch ganz und gar in den Händen der Juristen liegt, durch deren particuläre, sich einlos verdrängende Meinungen und Auffassungen sie sich lebendig, d. h. in jener steten Reaction gegen die Idealität des Rechts erhält, deren sie zur Verwahrung ihrer abstracten Absonderung bedarf und die somit ihr eigenthümliches Lebensprincip bildet. Diese Meinungen und Auffassungen der Juristen können nicht anders als willkürlich sein. Denn eine innere, wissenschaftliche Nothwendigkeit erzeugt allein erst der allgemeine Begriff, der zugleich in seiner unendlichen Bestimmung, sich zur Idee zu entwickeln, begriffen und in dieser Richtung rein nach seiner eigenen logischen Methode verfolgt wird. Und eben hieron weiß jene Jurisprudenz Nichts. Es ist namentlich hervorzuheben, daß sie ganz und gar jener Einen wissenschaftlichen Methode entbehrt, durch welche alles individuelle Meinen und Dasein, dieser Grundüberberr der wissenschaftlichen Erkenntnis, ausgeschloffen wird. Daher spreizt sich jene Jurisprudenz, soweit die positive Auctorität, auf welcher sie beruht, ihr freies Spielraum läßt, mit einer Menge von Meinungen, Controversen, Doctrinen, Theorien und Systemen, deren Richtung dahin geht, sich einander abzustoßen. So kommt der Widerspruch, den diese Jurisprudenz durch Abstrahirung von all und jeder Idealität des Rechts im Großen und Ganzen zu überwinden glaubt, desto gefährlicher im Einzelnen aus hundertfältiger Weise wieder zum Vorschein; und wenn wir vorher ihre stete Reaction gegen jene Idealität als ihr eigenthümliches Lebensprincip bezeichneten, so müssen wir jetzt dieselbe steten Widerspruch als die ausschließliche Form bezeichnen, in welcher dieses Lebensprincip sich zu betheiligen vermag und ohne welche diese Jurisprudenz alldall matt und ergebnlos in sich zusammenschrumpfen würde. Allerdings constituit und erhält sich diese Jurisprudenz mitten-in diesem Elemente des Widerspruchs und diesem zum Troste durch eine gewisse Einheit und gemeinsame Methode, nämlich die des Verstandes, welcher durch gewisse Maximen und Principien der Lehrsäge, die als abgemachte Auctorität anerkannt oder wenigstens hingestellt werden, dafür sorgt, daß jener Widerspruch nicht zur Verwirrung und Auflösung der gesammten Weisheit ausschlagen könne, vielmehr den Schein der Wahrheit in Gestalt der Gleichsamkeit annehme. Aber hierin liegt eben nur der prädicirte Ausdruck für das ganze Unheil. Wenn der Verstand sich einer Idee bemächtigt, um sie nach seiner Weise zu begreifen, so ist sie allemal verloren. Denn

zu begreifen vermag nur die Vernunft, die übrigens dem Verstande, namentlich was das rein positive Recht betrifft, den ihm gebührenden Antheil an der Durchführung der Idee zugesetzt, nur eben nicht, ohne die Grenzen zu bestimmen, innerhalb welcher der Verstand sich dabei zu halten hat. Entzieht der Verstand sich dieser vernünftigen Noth, so verliert er seine Wahrheit und Berechtigung. Der Verstand ist nur seinem leeren, abstrakten Begriffe nach etwas Allgemeines; seiner Wirklichkeit nach ist er vielmehr die Auflösung und Zerschung des Allgemeinen und Idealen. Der Verstand begreift immer nur das Einzelne und Endliche als solches; niemals faßt er es, in wiefern es in dem Allgemeinen als eine Befonderung desselben organisch lebt und webt; und so hoch er sich auch durch Abstractionen versteht, um für verschiedene Einzelheiten einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu gewinnen, so ist und bleibt dieser Gesichtspunkt doch immer nur eine neue Einzelheit, welche nichts weiter enthält, als einen höheren Punkt der abstrakten, rein formalen Entgegensetzung gegen Anderes, unter welchen gewisse vorgesezte abstrakte Unterscheidungen äußerlich zusammen gefaßt und geordnet werden, damit sie als solche gerechtfertigt erscheinen und sich nicht planlos unter einander verlieren. So erfährt namentlich das Recht durch den juristischen Verstand, der sich ausschließlich seiner bemächtigt, eine Zerschung in eine Anzahl Sondergebiete und Sonderbestimmungen, die zwar unter einander zusammen hängen und sich gegenseitig zu bezingen scheinen, aber nur äußerlich und rein negativ oder lediglich im Momente des abstrakten Unterscheidens, d. h. eben des Sonderns, Trennens und gegenseitigen Isolirens, welches dadurch, daß es sich im Ganzen Rechenschaft von sich gibt oder sich im Einzelnen zur Anwendung bringt, die Bedeutung eines Systems des Rechts oder einer juristischen Theorie zu gewinnen glaubt. Die Hauptkunst des gelehrten juristischen Verstandes besteht demnach in diesem Scheiden und unvermittelten Entgegensetzen mittels Zurückführens des gegebenen Rechtsstoffes auf gewisse particuläre Gesichtspunkte, welche so gefaßt oder nöthigenfalls so bestimmt werden, daß sie sich einander schließen und durchweg ausschließen, oder daß keiner dem andern ins Gehege kommen kann. Denn die innere Gemeinschaft und Continuität, in welcher die wahren Principien des Rechts vermöge der begrifflichen Allgemeinheit und Idealität des letzteren mit einander stehen und wodurch sie trotz ihres Unterschiedes stets in einander übergehen und sich gegenseitig bedingen und tragen, gilt dem endlichen Verstande, da er eben das Allgemeine und Ideale nicht zu fassen vermag, für Verwirrung und Widerspruch; er schauert zurück vor der drohenden Gefahr, in diesem Elemente sich selbst abhandeln zu kommen, und hat daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als im Gebiete der Rechts-erkenntniß solche Schranken aufzurichten, die ihm der Geist des Rechts, wie er glaubt, nicht immer wieder brechen ausbrechen kann. Runnhege meint er heimlich und Herr in dem selbstgegrimmten Gebüde zu sein, obwohl er, während er auf dem einen Punkte weilt, vor lauter

Schranken und Versperrungen nicht weiß, wie es auf dem andern aussieht. „Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben, sucht erst den Geist heraus zu treiben; dann hat er die Theile in seiner Hand, steht leider! nur das geistige Band.“ Jene particulären Gesichtspunkte, auf welche der gelehrte juristische Verstand sich stützt, sind demnach allemal das Ergebnis einer äußerlichen, willkürlichen und zufälligen Reflexion, welche mit dem Scheiden und Entgegensetzen des gegebenen Rechtsstoffes bereits Hand in Hand geht und so den letzteren von Weir herein recht eigentlich außer Zusammenhang mit seiner begrifflichen Allgemeinheit und Idealität setzt, so in Harnisch gegen dieselbe bringt, sodas nun das Recht, soweit es von einer solchen Jurisprudenz abhängt, sich principieel gleichgültig gegen seine Idee verhalten muß. Es wird zu einem Maßwerke des selbstsüchtigen Verstandes, der darin eben weiter Nichts sucht, als seine eigene Verherrlichung, unbekümmert darum, daß dies auf Kosten der Idee und der Wissenschaft geschieht. Eine solche Jurisprudenz ist weiter Nichts, als was, ominös genug, der römische Name besagt: eine handwerksmäßige Rechtsflucht, die ganz consequent zur Rechtschlaubeit oder Rechtspfliffigkeit, zur Rechtsverdringung und Chikanen führt, so sehr sie sich auch gegen diese Consequenz verwahren mag. *Summum jus, summa injuria* — mit diesem Satze ruft der juristische Verstand naiver Weise über seine eigene Nichtswürdigkeit die Aehseln, freilich nur in dem Sinne, daß einmal Nichts in der Welt vollkommen sei; er tröstet sich dabei gedankenlos wie einst mit dem *summum jus* und stellt es voran, denn er bedenkt nicht, daß *summum injuria*, *summum jus* dasselbe besagt, und daß eben er es ist, durch dessen selbstsüchtige Benachtheiligung das größte Recht zum größten Unrechte und das größte Unrecht zum größten Rechte werden kann. Aber auch abgesehen von solchen Ausgeburten des klugen Verstandes, wie diese Rechtslehre, corumpirt jene Jurisprudenz mehr und mehr sich selbst; denn je mehr hier der Verstand sich spreizt und die Herrschaft über seinen Gegenstand gewinnt, desto mehr zerfällt er die Ursprünglichkeit und Idealität des Rechtsbewußtseins, in welcher die Rechtsidee noch eine Zeit lang ein Asyl gegen seine Annahmen findet. Oder vielmehr er bringt sich mehr und mehr in eine schroffe Opposition gegen das gemeine Rechtsbewußtsein, welches sich in seiner eigenen Entwedlung allerdings nicht so leicht aufhalten oder irritiren läßt; er verliert daher immer mehr Boden und wird um so unwahrrer, je hartnäckiger er sich gleichwol in dieser falschen Stellung zu behaupten sucht.

Wir machen kein Hehl daraus, daß wir bei dieser Schilderung vorzugsweise die bisherige deutsche Jurisprudenz im Auge gehabt haben. Wäre es schon mit der bloßen Rechtsgleichsamkeit gethan, so möchte ihr allerdings die höchste Stufe nicht streitig zu machen sein. Aber die bloße, abstrakte Gelfersamkeit, die ihr Princip und ihre Methode eben nur in dem selbstsüchtigen, endlichen Verstande hat, ist der Tod aller wahren, vernünftigen Erkenntniß; sie wird erst dadurch zu einem

hohen und edlen Gute des menschlichen Geistes, daß sie sich zur Wissenschaft erhebt. Die Wissenschaft kann der Gelehrsamkeit nicht entbehren; aber fast noch weniger kann die Gelehrsamkeit der Wissenschaft entbehren. Nur die Wissenschaft ist fähig, in den organischen Geist einer Idee einzubringen, sich mit ihm zu erfüllen und die ewige Gesetzmäßigkeit und Notwendigkeit seiner Entwicklung und Gestaltung zu begreifen, während die bloße Gelehrsamkeit, die sich freilich schon für die Wissenschaft selbst zu halten pflegt, an der gegebenen, positiven Erscheinung, sowie sie dieselbe nun einmal unvermittelt vorfindet, haften bleibt, oder sich doch immer nur durch Abstractionen über dieselbe erhebt, nie aber diese Schranke des Positiven zu durchbrechen weiß, um sich des inneren logischen Kerns und mit diesem des kritischen Urtheils darüber zu vergewissern, wie die in die Erscheinung fallende Form zu verstehen sei, und wie die vom menschlichen Willen abhängige Realität beschaffen sein müsse, damit sie ihrer idealen Bestimmung und dem organischen Ganzen, in welchem sie ihre Stelle ausfüllen soll, entspreche. — Und eben mit der Rechtswissenschaft ist es bisher in Teufftsch kaumig bestellt gewesen. Im Gebiete der Rechtsphilosophie hat Teufftsch während des laufenden Jahrhunderts freilich Außersordentliches geleistet, und wenn die Rechtsphilosophie sich mit der teufftschen Rechtsgesamtheit zu einem organischen Ganzen hätte verbinden und so Eingang ins Leben hätte finden können, so bliebe Nichts zu wünschen übrig. Allein die teufftsche Rechtsgesamtheit hat ihr alle möglichen Niveaus vorgegeben, und je mehr sie sich gleichwohl von dem Geiste dieser Philosophie hat angehaucht fühlen müssen, desto mehr ist der gelehrte juristische Verstand darauf erpicht gewesen, diese Berührung zu perpetuieren und durch alle ihm zu Gebote stehende Kunst seine absolutistische Alleinherrschaft im Gebiete der Rechtskenntnis zu behaupten. Er ist dabei mitunter so schlau gewesen, mit der Philosophie zu coquetieren, denn auf die Weise hat er sich am leichtesten mit ihr abfinden zu können geglaubt. Doch gehört diese Manier mehr der neuen für die abstrakte Gelehrsamkeit so gefahrdrohenden Zeit an. Wir begegnen im Gebiete der neuesten juristischen Literatur einer Menge von Werken, besonders jüngerer Rechtsgelehrten, in denen sich die Gedankenarmuth des gelehrten Verstandes hinter einem abscheulichen Aufwande von philosophischen, auf Gewandtheit ausgeprägten Kategorien, Wendungen, Phrasen u. s. w. zu verhehlen sucht. Aber auch da, wo eine gewisse geistreiche Behandlung des Stoffs das unmittelbare Abscheuliche dieser Manier zu verzeihen weiß, vermißt man doch nur zu bald den eigentlich philosophischen Geist, und des Pubels Kern ist immer wieder der gegen alle Philosophie sich aus Auserkennung stäubende Verstand. Früher bediente sich dieser gelehrte juristische Verstand eines entschiedeneren Mittels, um sich die Rechtsphilosophie auf eine Weise vom Leibe zu halten, bei welcher sie doch immer zu ihrem Rechte zu kommen schien. Er ließ sie nämlich neben dem positiven Rechte als sogenanntes Naturrecht gelten, aber so, daß er eine

strenge Sonderung und Entgegensetzung beider Sphären verlangte, wodurch denn die Rechtsphilosophie zwar gewissermaßen zu einem Theile der Jurisprudenz gemacht wurde, aber nur, um desto sicherer und gründlicher von aller Einwirkung auf die Theorie des positiven Rechts und auf die juristische Praxis entfernt gehalten zu werden. Unter Naturrecht dachte man sich demgemäß und denkt man sich vom bloß gelehrten Standpunkte aus auch jetzt noch ein Recht, welches kein Recht habe, als wirkliches Recht zu gelten — ein durch thierischen Instinkt oder durch eine träumerische, unpraktische Idealtasie, durch einen von der Realität abgekehrten Idealismus eingegebenes Recht. Denn wenn man auch sage, das Naturrecht sei das aus der Vernunft herkommende Recht, so hat man doch dabei auf dem bloß gelehrten Standpunkte nichts weniger als die Vernunft vor Augen; man würde sonst schwerlich so geschwind mit dem Urtheile fertig sein können, daß das Naturrecht für das Leben ganz unbrauchbar sei. Gerade jene schreffe, rein doctrinäre Entgegensetzung des positiven Rechts und des Naturrechts in dem Sinne, daß nur das letztere für das Leben tauglich sei und zwar nur in weisern es von den Einwirkungen des letzteren frei erhalten werde, daß aber das letztere nur für den Liebhaber sei — gerade diese von dem gelehrten Verstande eingeführte und im Ganzen bis auf die neueste Zeit durchgeführte Scheidung ist zum größten Theile Schuld daran, daß die teufftsche Jurisprudenz sich nicht zur Rechtswissenschaft zu erheben vermocht hat, ja nicht einmal des Bedürfnisses einer solchen Erhebung inne geworden ist. Denn die durch den kritischen Geist der Reformation auch in Bezug auf das Recht gewendeten neuen Ideen wurden durch jene Scheidung von vorn herein in eine Bahn der Entwicklung geleitet, in welcher sie gänzlich außer dem Bereiche des wirklichen Rechts blieben und doch nicht zum Bewußtsein dieser Jurisprudenz gelangen, weil es den trügerischen Anschein hatte, als werde ihnen hier ihr freier Lauf gelassen und als seien sie doch einmal aufgenommen in das Gebiet der Jurisprudenz. Wie ganz anders in Frankreich, wo diese Ideen bald, nachdem sie ausgetauscht waren und ihre ethische theoretische Schule durchgemacht hatten — weit entfernt, sich in den Negativen einer vom Leben abgekehrten, selbstkünstigen Doctrin fangen und in dem Karitätenkabinete der Jurisprudenz als tote Schätze aufstellen zu lassen — in das gemeine Bewußtsein übergingen und vermittle der Revolution, welche sie mit herbeiführten, eine neue Gesetzgebung und eine neue Jurisprudenz ins Leben riefen! — Es ist freilich richtig, daß auch die teufftsche Jurisprudenz sich den Einwirkungen der Philosophie nie ganz hat entziehen können, und daß namentlich unsere moderne Rechtsgesamtheit im Ganzen das Gepräge der kantischen Philosophie trägt, wie sie, falls sie in dem bisherigen Geiste ihrer Entwicklung bleibt, demselben das Gepräge der hegel'schen Philosophie tragen wird. Aber hat sie sich darum zur Rechtswissenschaft erheben oder wird sie dies jemals thun, falls es mit der Art und Weise ihrer Entwicklung eben beim Alten bleibt? Keineswegs. Was

der gelehrte Verstand auf diese Weise aus einer Philosophie, lange nachdem die Zeit derselben abgelauten ist, in sein System aufnimmt, das ist nicht diese Philosophie selbst ihrem Zusammenhange und ihrer inneren Begründung nach — womit man sich noch trösten könnte, obgleich eine solche Philosophie der neuen Zeit gegenüber bereits ihre unbedingte Wahrheit und volle Berechtigung verloren hat — sondern das sind einzelne Resultate jener Philosophie, die der Verstand, der sich eben immer nur an das Gegebene hält und seinen Gegenstand stets außer sich hat und von diesem abhängt, als unvermittelte Thatfachen des Bewußtseins vorfindet und die er daher — viel zu besagen und zu feig, um sich gegen solche Thatfachen durchweg kritisch zu verhalten — ohne Weiteres zur Basis und zum Substrate seiner Operationen macht — Resultate, die zwar die Methodik des Verstandes bestimmen und so eine gewisse Veränderung seiner Art und Weise, eine Modifikation der juristischen Theorie und selbst eine Umgestaltung des Systems der Jurisprudenz herbeiführen, aber immer nur in dem Maße, dessen der beschränkte Verstand fähig ist, sobald es gleichwohl zu keiner wissenschaftlichen Emanicipation der Rechtskenntnis kommt. Die Rechtsgelichten von Fach haben demnach in der Regel auch kein Bewußtsein davon, daß es anders sein sollte. Sie haben selbst davon kein Bewußtsein, daß sich in solchen nachträglichen Einwirkungen einer dazugehörigen Philosophie auf die Jurisprudenz eine objective historische Nothwendigkeit geltend macht, welche endlich das nachholt und einbringt, was sie selbst versäumt, ja eine lange Zeit hartnäckig bekämpft haben. Sie ahnen daher auch nicht, in welcher unwürdigen Abhängigkeit von der Philosophie die Jurisprudenz sich auf diese Weise befindet — unwürdig, weil hier die Jurisprudenz sich ohne ihr Wissen und Willen von den Ergebnissen eines philosophischen Systems bestimmen lassen muß, welches gleichwohl nicht mehr in lebendiger Geltung steht, indem es längst durch höhere Systeme abgelöst worden ist. Die Jurisprudenz soll aber, gleich jeder andern Specialwissenschaft, möglich immer auf derselben Höhe stehen, auf welcher die Philosophie ihrer Zeit steht; sie soll ihr rein wissenschaftliches Moment mit dieser möglichst gemein haben; erst dann kann sie in ihrer besonderen Sphäre wahrhaft frei sein. Andersfalls muß sie von der Philosophie ihrer Zeit stets des Widerspruches mit der Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit und damit der Unwahrheit, der Elanerei geziehen werden. Unsere Rechtsgelichten von Fach wissen es allenfalls historisch nachzuweisen, daß unsere Jurisprudenz unter den Auspicien der Kantischen Philosophie steht. Da dieses Factum nicht wegzuleugnen, und die Antipathie gegen alle Philosophie in diesem Punkte nun einmal glücklich überwunden oder vergessen ist (in Bezug auf eine vergangene Philosophie ist dies ohnehin keine große Kunst), so trägt man kein Bedenken, jenes Factum gelten zu lassen und demnach in dem Eifer gegen alle Philosophie, in dem ängstlichen Absperren der Jurisprudenz gegen jede Gemeinschaft mit den Fortschritten, welche das philosophische Denken

seit Kant gemacht hat, fortzufahren. Der Grundsatz, daß die Jurisprudenz mit der Philosophie Nichts zu thun haben dürfe, ist also geblieben, obgleich man historisch seine Unhaltbarkeit vor Augen hat und als gegebene Thatfache anerkennt. Ja man findet Obzugen in der Art von philosophischer Anregung und Stimmung, welche diese Thatfache zu Wege gebracht hat; der Verstand ist viel kritischer geworden (als er nämlich eigentlich sein sollte), er hat philosophisch zu partiren und zu speculiren gelernt, er hat gelernt, mit einem täuschenden Schirme von Berechtigungen Angelegenheiten der Philosophie zu den seinigen zu machen — alles dieses freilich nur, um sich die Philosophie angelegentlichst vom Leibe zu halten, ja, um ihr zu beweisen, daß sie etwas sehr Unverständiges sei und nun gar vom Rechte erst recht Nichts verstehe, mithin auch niemals Einfluß auf das Recht gewinnen dürfe. Wäre dies richtig — welches ein ungeheurer Wert des Ausscheidung, der Abstraction von Allem, was nicht rein Sache des Verstandes ist, hätte dann der gelehrte Verstand im Gebiete der Jurisprudenz zu vollziehen! Denn so wenig die bisherige deutsche Jurisprudenz ihrem Belanntnisse und ihrer Methode nach den Titel der Rechtswissenschaft in Anspruch nehmen kann, so hat sie im Grunde doch solche Ideen zu ihrem wesentlichen Inhalte, wie sie der endliche Verstand in alle Ewigkeit hin nicht entbehren würde. Diesen Ideeninhalt verdankt jene Jurisprudenz vielmehr eben jenem Geiste einer stetig fortschreitenden, sich immer tiefer in sich selbst begründenden Vernunftserkenntnis, dessen präziseste Fassung und Vermittelung für das Selbstbewußtsein eben die Philosophie ist. Der gelehrte Verstand vermag weiter Nichts, als sich der Resultate dieser Erkenntnis zu bemächtigen, sobald sie soweit ins Leben übergegangen sind, daß sie die endliche Form des Thatfactischen, des unmittelbar Gegebenen angenommen haben. Nun ist aber diese endliche Form nur die eine Seite jener Resultate; die andre ist der Geist, der diese Form sich auferchaffen hat und der durch alle Einzelheiten, nach welchen die Form sich differenzirt und in welchen die Mannichfaltigkeit der Erscheinung, des Daseins hervortritt, als einseitliche, unendliche Idee hindurchmalte, so daß die Form eben nie ohne die Idee verstanden werden kann. Allein von dieser idealen Seite abstrahirt der gelehrte Verstand schlechtweg, selbst dann, wenn er sich die Idee gibt, als erbehe er sich über das Thatfactische in die Sphäre des allgemeinen Gedankens. Das eigentliche Element des gelehrten Verstandes ist und bleibt also immer nur das abstract Thatfactische. Nun kann er aber an der Form des Thatfactischen eine gewisse stetige Erregung oder Fortbildung nicht verkennen. Diese Fortbildung der äußeren Form ist, wie wir wissen, eine That, die im Laufe der Jahrhunderte stetig fortschreitenden Geistes der Vernunftserkenntnis. Indem der Verstand die Thatfache selbst als etwas historisch Gegebenes anerkennt und dennoch von diesem inneren Grunde derselben abstrahirt, befindet er sich in einem Widerspruche, der, wenn der Verstand je ein Bewußtsein desselben haben könnte, ihn

büßig ganz und gar entmuthigen müßte. Allein der endliche Verstand, der als solcher immer nur bis zu einer gewissen Grenze vorzubringen vermag, wo die Welt des Wissens für ihn mit Drettern vernagelt ist, gelangt eben nie zu diesem Bewußtsein. Er ist allerdings nicht damit zufrieden, zu wissen, was Rechtens sei, sondern will und muß auch nachweisen, wie es (historisch) Rechtens geworden sei (— so pflegen sich wenigstens unsere Rechtsgelehrten auszudrücken). Aber er weiß eben auch hier ohne den Geist fertig zu werden. Es kommt nur darauf an, auch noch von dem Geiste der Geschichte überhaupt zu abstrahiren, d. h. die Betrachtung im letzten Grunde als eine zufällige Auseinanderfolge von Begebenheiten und Ereignissen, die jedoch in unvermeidlicher Beziehung zu einander stehen, also einen gewissen äußeren Zusammenhang haben, aufzufassen. Der gelehrte Verstand kann in dieser Auffassung um so weniger etwas Bedenkliches finden, als er sogar so glücklich ist, in der Geschichte überall die Erfüllung gewisser partieller Zwecke zu entdecken, die ihm entweder schon an und für sich, oder doch, weil sie wirklich erreicht wurden, vortheilhaft und der großen historischen Prozesse, die er dabei etwa vor Augen hat, vollkommen werth erscheinen. Kommt es nicht so hoch, so sieht er den Sinn der Geschichte auch schon allein in jenem äußeren Zusammenhang der einzelnen Begebenheiten sich erfüllen; Alles, was geschehen ist, gilt ihm schon darum für wahr und gerechtfertigt, weil es in diesem äußeren Zusammenhang geschehen ist, soweit er nämlich seinerseits einen solchen Zusammenhang entdeckt, wobei ihm nicht einfällt, daß dieser abstracte, formale Zusammenhang im Gegentheil nichts weiter ist, als das sich endlos wiederholende Zugrundegehen des Endlichen. Der juristische Historicismus hat es vor Allem weit in dieser Auffassung der Geschichte gebracht, soweit, daß ihm das empirische Gewordensein des Rechts bis zu einem gewissen Punkte für die ausschließliche Quelle der Rechtskenntnis und die Manier, sich von diesem Gewordensein eine allgemeine Vorstellung über die Art und Weise der Rechtszeugung zu abstrahiren und mittels dieser Vorstellung die Lücken auszufüllen und das Dunkel aufzuheben, für die einzig richtige Methode jener Rechtskenntnis gilt. Er enthält die vollendete Kunst des gelehrten juristischen Verstandes, das Recht im Momente seiner geschichtlichen Entstehung und Entwicklung zu begreifen, ohne es doch zugleich in der Idee begreifen zu müssen, d. h. die Kunst, die Art und Weise, wie das Recht im Laufe der Geschichte zu seinem Ideeninhalte gelangt ist, mittels gänzlicher Abstraction von dem Geiste der Veranlassung, welchem es diesen Inhalt verdankt, aufzufassen und sich plausibel zu machen. Consequent sollte er, wie oben angedeutet worden, auch noch von diesem Ideeninhalte, den er sich als solchen doch einmal nicht zu vermitteln weiß, abstrahiren, um zu dem echt verstandemäßigen, rein negativen Resultate zu gelangen, daß es mit dem gesammten Rechte Nichts sei. Allein vor diesem Nichts als dem Dämon seiner eigenen Vernichtung unwillkürlich zurückbeugend, läßt er

sich den gegebenen Inhalt roßbegessen und abstrahirt nur von der Idee, an deren Stelle er seine endliche, in den mannichfaltigsten Zufälligkeiten besangene Reflexion setzt, um dem äußerlichen Zusammenhange des historischen Materials nachzuspüren und darin seine eigenen, mehr oder weniger schon zum Voraus gesetzten Zwecke verwickelt zu finden. Indessen zeigt es sich bald, wie wenig er fähig ist, auch nur auf diese Weise sich die Geschichte als ein Ganzes zum Verständnisse zu bringen. Die Geschichte im Großen und Ganzen ist von unendlichem weitem Umfange, als der vorgesehene partieller Gesichtspunkt reicht, welchen der Verstand bei der Betrachtung der Geschichte einnimmt. Dies trifft namentlich bei dem juristischen Historicismus ein. Der juristische Historicismus erkennt und würdigt das Recht als solches, weil und in sofern es ihm als letztes Resultat eines äußerlichen, als Einzelheit aus dem Ganzen der Geschichte herausgetrennten historischen Processes erscheint. Das „Wo?“ und „Wie?“ dieses Schlußes U im Ganzen Sache seiner Willkür, nur daß es wiederum Thatfachen gibt, welche der Reflexion in diesem Punkte gewisse allgemein angenommene Schranken setzen. Ist aber einmal ein solcher Schlußpunkt gefunden, so ist jener Historicismus durch Nichts zu bewegen, die Möglichkeit einer ferneren Entwicklung des Rechts über diesen Punkt hinaus anzuerkennen. Eine solche fernere Entwicklung des Rechts, und zwar sowohl im Betreff der Form wie des Inhalts, gilt ihm für einen Verderb des Rechts, den er nothwendig auf Rechnung eines revolutionären, dem Rechte feindseligen Geistes, durch welchen die Geschichte sich selbst untreu geworden, setzen muß; denn ihm auf Rechnung der Geschichte selbst setzen, hieße die Quelle verdächtigen, aus welcher er das Recht ausschließlich schöpft. Und dennoch ist und bleibt es immer wieder die Geschichte, in welcher jene fernere Entwicklung — oder sagen wir auch nur: Umgestaltung des Rechts zum Vorschein kommt — welche Garantie bietet sich uns denn nun dar, daß nicht gerade diese fernere historische Gestaltung des Rechts, welche der Historicismus herrherrschert, die wahre sei? Und wenn nur jener Geist der ferneren historischen Entwicklung mit dem Rechte, wie der Historicismus es faßt, wirklich im Kampfe liegt — wo zeigt sich uns dann die höhere Nothwendigkeit, uns auf die Seite jenes abstract-historischen Rechts zu schlagen, oder worin besteht die Macht jenes Rechts, diesen Kampf aufzunehmen und durchzuführen? Etwa in dem Geiste dieses Rechts? Aber von diesem Geiste abstrahirt eben der Historicismus; wenn er uns aber etwa weiß machen wollte, er thue dies nicht, oder wenn wir selbst statt seiner und jenes Recht in dem Geiste, aus welchem es wirklich hervorgegangen, zum Verständniß bringen wollten, so würden wir doch immer zu der Erkenntnis gelangen müssen, daß dieser Geist an sich derselbe ist, welcher auch jener ferneren historischen Entwicklung innewohnt, daß er also als diese Rechts mit sich identische ideale Macht nicht im Kampfe mit sich selbst liegen kann, sondern daß das, was hier allerdings in Spannung mit einander geräth,

nichts Anderes ist, als die bloße Form der Realisirung dieses Geistes, die eine andere zu sein oder zu werden verlangt, als sie früher war. Diese Wandelbarkeit des Geistes des Rechts im Momente seiner Form oder der jedesmaligen, von den Mächten der Endlichkeit immer irgendwie abhängigen Bestimmtheit, in welcher er im Selbstbewußtsein ersicht wird und sich demgemäß zur objectiven Erscheinung bringt — also diese im Laufe der Geschichte hervortretende Wandelbarkeit des Rechts ist nun aber nicht etwa das Spiel eines blinden Zufalls, sodaß man bestugt wäre, aus der Geschichte des Rechts oder vielmehr der Schicksale des Rechts gewisse Glanzpunkte, in welchen das Recht allem Anscheine nach einmal besonders glücklich gewesen wäre, hervorzufischen, sich aus dem damaligen Zustande des Rechts eine Vorstellung darüber, wie das Recht absolut beschaffen sein müsse, zu abstrahiren und diese Vorstellung als für alle Zeiten maßgebend festzuhalten — wie dies Alles der Historicismus thut — sondern jene Wandelbarkeit des Rechts ist nichts Geringeres, als die Erscheinung des stetigen historischen Progresses der Idee des Rechts, die vermöge der stets inneren und allseitigen Erschließung ihres unendlichen Inhalts auch stets in die neue, höhere und angemessenere Form hinüberstrebt und somit jede Fixirung einer früheren Form als einen ihr angeonnenen Zwang entschieden ausschließt und zu einem eiligen Unterfangen ausschlagen läßt. Dieser stetige, durch die Endlichkeit bedingte Progreß der Idee des Rechts ist zugleich ein integrierendes Moment des historischen Progresses der Idee überhaupt und steht mit diesem in innerster Uebereinstimmung, d. h. die Geschichte des Rechts hat nicht etwa ihre abgeforderte Sphäre und ihren abgeforderten Charakter, sondern sie gehört demselben ewigen Gesetze, nach welchen alle Geschichte sich richtet, die Idee des Rechts ist also im Momente ihrer historischen Entwicklung in steter Beylegung und Vermittelung mit allen übrigen Ideen begriffen und empfängt von diesen, wie diese von ihr empfangen; eine Verleugnung jenes Progresses der Idee des Rechts ist demnach eine Verleugnung der Geschichte überhaupt. Der juristische Historicismus macht sich dieser Verleugnung im vollsten Maße schuldig. Indem er von der ewigen, inneren Nothwendigkeit der Geschichte, zu stets höheren Standpunkten der Erkenntnis und somit auch zu stets höheren Darstellungsformen der Idee fortzuschreiten, Nichts ahnt oder doch wenigstens in Bezug auf die Geschichte des Rechts sich dieser Vernunftnothwendigkeit nicht bewußt zu werden vermag, ist er fähig, einen bestimmten, historisch gegebenen Zustand des Rechts, den er lediglich nach der Fertigkeit und Gluthheit der äußeren, immer nur relativ berechtigten Form schätzt, für das Recht selbst, wie es absolut sein und aller ferneren Entwicklung zum Trope bleiben müsse, auszusprechen und Alles an die Fixirung, ja Wiederbelebung eines solchen Zustandes zu setzen; denn er ahnt eben Nichts von dem unendlichen, idealen Ueberflusse, den die Idee des Rechts in jeder Art realer Zustandslichkeit für eine fernere Entwicklung überabheißt. Er ist überhaupt überflüssig; für ihn ist von der Idee

des Rechts Nichts vorhanden, als die historisch vorliegende todte, hohle Form, die ihm um so mehr auflagt, als er sie mit dem Winde seiner Reflexionen nach Belieben ausfüllen kann, ohne von dem Geiste, der diese Form sich einst aneignete und in ihr lebte und webte (— denn der Historicismus stellt sich eben auf den Standpunkt längst entschwundener Zeiten —), gestört und geärgert zu werden. Er begreift diese Form selbst nicht einmal in dem Geiste, aus welchem sie zu ihrer Zeit wirklich hervorgegangen, oder er setzt in diesem Punkte doch nur sehr unklaren und abstrakten Begriffen, deren eigentlicher Wesen am Ende nur in einer mehr oder weniger hellen und vollständigen Vorstellung besteht; sonst müßte er wenigstens zu der Ahnung gelangen, daß dieser Geist selbst jene Form am Ende wieder zertrümmert habe — nicht um formlos umher zu spuken, sondern um sich zu neuen Gestaltungen seiner selbst zu sammeln. Der juristische Historicismus ist mit einem Worte die Kunst, die Geschichte des Rechts und die Geschichte überhaupt durch die Art und Weise, wie sie hier zur letzten und ausschließlichen Quelle der Erkenntnis des Rechts gemacht wird, und durch das enge Maß, nach welchem diese Geschichte, auf das Großartigste Wagnis zu setzen. Er spricht der Geschichte ihr Wesen ab, indem er ihr die Macht abschneidet, aus der unendlichen, schöpferischen Fülle der Idee zu immer entsprechenderen Gestaltungen überzugehen und so ihre früheren Schöpfungen als nimmermehr vom Leben abgetriebene, wenn auch noch so ehrwürdige Antiquitäten auf ihrer Bahn zurückzulassen. Und diese Macht spricht er der Geschichte in der That ab, indem er das Ende aller historischen Fortentwicklung des Rechts da setzt, wo er selbst, unfähig, mit dem armseligen Fahrzeuge des Verstandes dem Strome der Geschichte zu folgen, auf einer Sandbank sitzen bleibt, die er nun für das Ziel aller Strebens erklärt. Die Geschichte, sagt der Historicismus, ist die letzte und einzig sichere Quelle der Erkenntnis des Rechts, nach ihrer Art und Weise, das Recht als vollendete Thatfache zum Vorschein zu bringen, muß die Methode der Jurisprudenz sich richten — allein er drückt dabei an Nichts weniger, als an die Geschichte, sondern nur an ein künstlich abgetrenntes Zäpfchen der Geschichte, und zwar auch hierbei nur an das in die äußere Erscheinung fallende Geschehen und Singspiel, durch welches sich das Recht während einer bestimmten Zeitperiode einmal vorzugsweise ausgeprägt und greifbar gemacht hat. Indem er die Erscheinung einer solchen historisch gegebenen Rechtsausbildung rein als solche aussucht und bewundert (anstatt sie vermöge der ihr innewohnenden Vernunft zu begreifen), so führt ihn diese Erscheinung auf die Vorstellung einer gewissen, im letzten Grunde geheimnißvollen Naturwichtigkeit, welche dem Rechte eigenheimlich sei, sich aber nur unter gewissen günstigen Zeitumständen bethätige. Das Recht, sagt er, ist nicht anders für das Leben und für das Bewußtsein vorhanden, als in wiefern es sich objectiv selbst erzeugt, d. h. an Reimen und Trieben, die unserm Auge und noch viel mehr unserm Denken verborgen bleiben, unmerklich und

ohne alles bewußte menschliche Zutun hervorgerufen und gleich in die ihm adäquate Form hineinwächst. Es folgt darin ganz und gar der Pflanze, die ebenfalls nach Gesetzen und Kräften, welche für uns ein Geheimniß bleiben, aus dem Boden hervorsteigt und zur Staude, zum Baume u. emporkwächst. Wenn wir die Pflanzen nicht als fertige Erscheinung vor Augen hätten, wenn wir nicht sähen, wie sie hervorkeimen und wachsen, so würden wir auch keinen Begriff von der Pflanze und deren Entstehen und Wachsen haben. Ebenso soll es sich mit dem Rechte verhalten. Das Recht ist ebenfalls nur so eine Sache der Erfahrung und Beobachtung. Allein es ist dabei noch ein Unterschied zu machen. Gleichwie wir von der Ausbildung, deren eine Pflanze fähig ist, keine richtige Vorstellung bekommen, wenn sie nicht in dem ihr aufgebenden Boden steht, und nicht alle übrigen Umstände ihrem Wachstume durchaus günstig sind — worüber wir erst durch Anschauung und Vergleichung ein Urtheil erlangen — so können wir auch vom Rechte nur dann einen richtigen Begriff gewinnen, wenn wir in der Geschichte den Punkt ausmitteln, wo die geheime naturwüchsige Kraft der Rechtszeugung sich allem Anscheine nach einmal vorzugsweise lebendig und wirksam erwiesen hat; woraus dann eben gefolgert werden darf, daß die Umstände und Verhältnisse, wie sie damals bestanden, jener Naturwüchsigkeit des Rechts am günstigsten seien. An diese Erscheinung hat sich nunmehr die Reflexion als an das vollendete Musterbild des Rechts überhaupt zu halten, in ihr hat sie die Idee des Rechts — was nämlich der Historicismus so nennt — zu erkennen, von ihr sich den allgemeinen Begriff des Rechts und alle die logischen Gesetze, nach welchen das Recht dem Bewußtsein und dem Leben fort und fort vermittelt sein will, zu abstrahiren. Die Geschichte des Rechts oder näher: das eigentliche, historische Element des Rechts, außer welchem es kein Heil für das Recht gibt, besteht hiernach in nichts Anderem, als in der möglichst ungetrübten und unmittelbaren Herrschaft jener im letzten Grunde geheimnißvollen Naturwüchsigkeit. Für das Denken, welches sich über die gegebene Erscheinung zu erheben und in deren inneren Grund einzudringen weiß, verschwindet dieses Geheimniß, denn es erkennt in jener Erscheinung das Walten einer begrifflich feststehenden Idee, welche sich auf dieser bestimmten Stufe der allgemeinen Entwicklung und unter diesen bestimmten Umständen notwendig grade diese Gestaltung hat geben müssen, ohne jedoch unbedingt an dieselbe gebunden oder darin erschöpft zu sein. Statt dieser Idee des Rechts, die er nicht begreift, setzt der Historicismus ein an sich unerklärbares, nur durch die äußere Erscheinung sich verfassendes und somit nur in dieser und unter deren Maße auszusprechendes Etwas, welches ihm ebenso wenig, als die äußere Gestaltung, durch die es sich verräth, angerührt werden darf. Er perhorrescirt daher vor Allem das speculative Denken, in sofern es sich des Rechts rein begrifflich zu bemächtigen und demzufolge für jenes unbestimmbare Etwas die Idee des Rechts eintreten zu lassen unternimmt.

Dies hindert ihn jedoch nicht, sich die geheimnißvolle Naturwüchsigkeit des Rechts unter gewissen Kategorien näher und mit der Miene zu veranschaulichen, als gebe er dadurch jenem unbestimmbaren Etwas wirklich eine gewisse Bestimmtheit. Er vergleicht die sich von selbst machende Rechtszeugung mit der Entstehung der Sprache, er bringt diese Rechtszeugung mit Sitt, Religion u. in Beziehung. Allein er hat nicht zu fürchten, auf diese Weise einen Verrath an dem Geheimnisse, durch welches es als System bröckelt, zu begehen; denn in der That wird hier gar Nichts bestimmt; Sprache, Sitt, Religion u. sind und bleiben ihm ihrem inneren Grunde nach ebenso mythische Dinge, wie das Recht an sich; sie sind für ihn ebenfalls nur als Phänomene vorhanden, die sich nicht weiter aus sich selbst begreifen lassen, als dadurch, daß sie sind. — Er perhorrescirt ferner jede Art historischer Entwicklung und Gestaltung, welche der Herrschaft und dem Wachsen jener geheimnißvollen Naturwüchsigkeit des Rechts hinderlich ist. So befindet er sich eben am härtesten und gefährlichsten im Widerspruche mit der Geschichte, denn er lehnt sich hier gegen die Geschichte als entgegengelegte vollendete Thatfache oder gegen die entgegengesetzte historische Erfahrung auf. Und da gleichwol kein eigenes Princip, in sofern von einem solchen die Rede sein kann, die historische Erfahrung ist, so tritt hier zugleich sein Widerspruch mit sich selbst am deutlichsten hervor. Er muß, um sich aus diesem Widerspruch herauszufinden, selbst dieses Princip als solches fallen lassen, d. h. er darf sich nicht weiter auf die Erfahrung im Allgemeinen berufen, sondern muß dafür die particulären, von der Geschichte längst abgethanen und somit erfahrungsgemäß unhaltbaren Thatfachen und Verhältnisse in die Stelle setzen, unter welchen das bestimmte Recht, auf welches er schwört, einmal entstanden ist, und unter denen für ihn das Recht überhaupt auf angemessene Weise, nämlich in ungeörterter, unmittelbarer Naturwüchsigkeit, allein sich erzeugen und gedeihen kann. Er muß daher auf die ungeheure Forderung kommen, daß jene Thatfachen und Verhältnisse durch alle Zeiten hin dieselben bleiben, d. h. daß die Geschichte aufhöre, Geschichte zu sein. Er weiß freilich dieses gedankenlose, particuläre Verlangen in die Form eines allgemeinen Gedankens zu bringen, indem er die Forderung stellt oder wenigstens stellen möchte, daß die geschichtliche Entwicklung allmählig überhaupt nur in solche Bahnen zurückgeleitet werde, in welchen sie dem rein naturwüchsigen Entstehen und Wachsen des Rechts förderlich sein würde, und daß demnach vor Allem in der Sphäre des geistigen Fortschritts, Wirkens und Schaffens durchaus Alles unterbleibe, wodurch jenes Ziel verrückt oder gar der etwaige historische Rest jener Naturwüchsigkeit, geschweige denn die Erinnerung und Anschauung der ehemaligen Herrschaft dieser Naturwüchsigkeit verderben werden konnte. Ja er ist so geblödt, sich durch diese Forderung den Schein zu geben, als nehme er für sich und sein Recht allerdings eine ferner historische Entwicklung in Anspruch und sei somit weit entfernt, von der Geschichte und deren stetigen Progress-

vität zu abstrahiren. Aber das Alles ist im Grunde eben nur Schein. Der juristische Historicismus weiß uns nicht zu sagen, was er unter jener ferneren historischen Entwicklung und Gestaltung, durch welche jene Naturwüchsigkeit des Rechts restaurirt werden soll, verstehe und wie dieselbe möglich sei. Er kann und darf, so unklar ihm selbst dies sein mag, unter einer solchen Zukunft des Rechts im Grunde immer nur die Wiederkehr derselben Thatsachen und Verhältnisse meinen, denen das bestimmte, von ihm heilig gesprochen und für unverletzlich erklärte antiquarische Recht seine historische Entfaltung und formelle Ausbildung verdankt; jede einigermaßen erhebliche Abweichung von diesem Vorbilde, jede bloß analoge und nicht identische Nachbildung — wäre sie auch sonst geeignet, die Rechtsberzgerung und Rechtsentwicklung in den Zustand der Naturwüchsigkeit zurückzuführen — würde ihn aus der Fassung bringen, denn sie würde ihn nöthigen, sein Rechtssystem durch Abstractionen von dieser neuen und veränderten Erscheinungsweise des Rechts im Einzelnen von Neuem aufzubauen und so das alte im Wesentlichen aufzugeben, da er den Uebergang nicht im Wege der geistigen Vermittelung würde finden, sondern nur aus einer Erfahrung in die andere würde hinüberbringen können. Es ist ihm daher auch kein rechter Ernst mit jener Forderung einer Reethifizierung der Geschichte, sondern er zieht es vor, darauf zu bestehen, daß die Jurisprudenz allein jenes vergangene historische Phänomen, welchem er seine Kenntniß vom Rechte verdankt, ins Auge faßt und im Auge behalte, d. h. für alle spätere Geschichte und nun gar erst für die Idee des Rechts blind sei.

Was nach diesem Allem durch den juristischen Historicismus in Wahrheit Lügen gestraft wird, ist nichts Anderes, als er selbst, in sofern er ein System und noch dazu das ausschließliche System der Rechtskenntniß in sich zu begreifen prädicirt. Dieses System proclamirt den Grundsatz einer sich selbst überlassenen Naturwüchsigkeit des Rechts, weil es den Beweis dieses Grundsatzes in der Geschichte der äußeren Schicksale des positiven Rechts einer bestimmten Zeitperiode und eines bestimmten Volks (— Jedermann weiß, daß wir hierbei an das römische Recht zu denken haben —) sowie in der äußeren Fertigkeit und Geselligkeit desselben vor Augen zu haben glaubt. Folglich sei dieses besondere positive Recht das absolute wahre, und die Jurisprudenz habe keine höhere Aufgabe, als an diesem Rechte und an der von dessen individuellen Bestimmtheit und Fassung zu abstrahirenden allgemeinen Systematik und Methodik unverbrüchlich festzuhalten. Dies ist die Logik, auf welcher der Historicismus im letzten Grunde beruht. — Er geht grundsätzlich darauf aus, die Quelle der Rechtskenntniß ganz und gar aus dem Bewußtsein heraus in eine Sphäre des instinktiven Werdens und Wachsens zu verlegen — aber auch dieses nur unter der Bedingung, daß dieses Werdens und Wachsen kein anderes sei, als dasjenige, welches er in jenem historisch gegebenen positiven Rechte bereits fertig vor Augen hat. Für ihn gibt es kein Recht, welches gesucht und be-

griffen würde, sondern nur ein Recht, welches gelernt und erfahren wird, und zwar in soweit ihm dies convenirt. Die Rechtswissenschaft ist daher seine Sache nicht, sondern allein die Rechtsgelchrtsamkeit. Diese besteht vor Allem in einer massenhaften und dabei möglichst detaillirten Kenntniß des historisch gegebenen Materials, in soweit es sich positiv oder negativ auf jenes besondere Recht bezieht. Mittels der Evidenz des That-sächlichen und unmittelbarer Nachweisbaren, in soweit es seinem Principe entspricht, glaubt der Historicismus am sichersten den Beweis seiner Unschicklichkeit zu führen, das ablenkende Rechtsbewußtsein in die rechte Bahn zurück zu leiten und den speculativen Geist, der den inneren Grund jener Erscheinungen zu erforschen und so der bloß relativen und vorübergehlichen Bedeutung der letztern auf die Spur zu kommen sucht, zurückzujewen. In sofern aber die historischen Erscheinungen ihm selbst entgegen sind und nicht wohl ignoriert werden können, versteht er die Kunst, sie als Gegenstände seiner kritischen Selbstanwendung sich dienlich zu machen, indem er hier sein Recht im Gegenfalle des Unrechts hervor-treten läßt. Ja es ist in dieser Hinsicht für ihn ein Bedürfniß, seine Gelehrtsamkeit auch in der Kenntniß und Beachtung solcher entgegenstehenden Erscheinungen zu beurlunden; köst er darin einmal auf einen unlös-baren Widerspruch gegen eine seiner abstrakten Theorien, so hilft er sich lebensfalls durch die Kategorie einer Aus-nahme von der Regel aus, aller Verlegenheit und feiert dabei noch den Triumph, nachzuweisen, wie die Regel durch die Ausnahme bestätigt wird; — Widersprüche gegen sein System im Ganzen, welche unlösbar wären, ist er so glücklich, nie zu entdecken. — Nicht jener möglichst massenhaften und detaillirten Kenntniß des Gegebenen bedarf der Historicismus zu seinem Zwecke des juristischen Rationalismus, um das Gegebene syste-matisch ordnen und verbinden und eine Theorie des hi-storisch überlieferten Rechts herstellen zu können, welche den gegenwärtigen Verstandesbegriffen angemessen und unter den gegenwärtigen Verhältnissen praktisch durch-führbar erscheint. Unter Rationalismus verstehen wir hier, wie überall, die schon oben geschilderte Art und Weise des Verstandes, sich einer Idee zu bemächtigen und sie für das Bewußtsein zuzurichten, nämlich so, daß von der Idee — um einmal mit der Sprache des Verstandes zu reden — nicht die Idee übrigbleibt. Ra-tionalismus ist die ausgebildete Kunst des endlichen Ver-standes, die Idee auf sich anzuwenden, um durch sie sich selbst zu verberlichen und zu genießen — ihr also alles das zu nehmen, was nicht unter sein eigenes en-dliches Maß und zu seinen eigenen endlichen Zwecken paßt, und dabei dennoch den Schein zu bewahren, als werde erst hierdurch der wahre Inhalt für das Selbst-bewußtsein gewonnen. Der Rationalismus hat sich diesen Schein zu geben vermocht, weil er zunächst mit dem Idealismus und ähnlichen dummigen oder un-klaaren Zuständen des Bewußtseins in Opposition trat. Aber er begreift darum nicht etwa schon die wahre Er-kenntniß in sich. Er ist ebenfalls nur eine Form der

Geltensamkeit, eine Angelegenheit der Lehre, die im letzten Grunde nicht ohne eine gewisse, unvermittelte Auctorität fertig werden kann — nicht eine Angelegenheit des Erkennens, Begreifens und Wissens. Seine eigentliche Grundlage ist und bleibt daher stets das positive, durch die Auctorität der Schule getragene und überhaupt schulischnäßige Dogma, und seine ganze Thätigkeit und Rührigkeit läuft immer darauf hinaus, Dogmen zu bilden. Die Geltensamkeit besteht hier darin, diese Dogmen und deren Geschichte im reichlichsten Umfange zu kennen — ferner in der Geschicklichkeit, die abstracte Untergeordntheit dieser Dogmen und ihre rein negative Beziehung zu einander richtig und mit der echt rationalistischen Zuversicht aufzufassen, daß diese Dogmen um so wahrer seien, je bestimmter sie sich gegenseitig ausschließen — endlich in der Gabe, diejenigen Unverträglichkeiten, welche sich mit der Zeit zwischen einzelnen hergebrachten Dogmen oder zwischen diesen und den neuen Anschauungen und Bedürfnissen unabweislich hervorzuheben, durch Bildung neuer Dogmen zu beseitigen.

Der juristische Rationalismus, den wir eben als einen Verbündeten des Historicismus vorgeführt haben, und der in dieser Verbindung nur eine secundäre, mehr oder weniger gezwungene Rolle spielt, hat sich zu gleicher Zeit eine selbständige Stellung zu verschaffen gewußt, und ist so mit dem Historicismus in Opposition getreten. Man hat demnach der historischen Schule eine sogenannte philosophische Schule entgegengesetzt. Die letztere hat mit der Philosophie natürlich Nichts weiter als den Namen gemein, der übrigens nicht einmal recht gebräuchlich geworden ist. Das Wesen dieser Schule besteht nämlich bloß darin, von dem Principe und der Methode des Historicismus möglichst zu abstrahiren, damit statt dessen der reine Rationalismus, wie wir ihn oben skizzirt haben, freies Spiel gewinne. Das Recht soll hier nicht deshalb für das wahre und imperfektive Recht anerkannt werden, weil und inwiefern es uns als ein fertiges, mit allem Schmuck der höchsten Vortrefflichkeit und Bewährung ausgerüstetes System von der Geschichte überliefert worden ist, sondern es soll zuvörderst die Reue des kritischen Verstandes, der sich dabei, so viel er vermag, auf die Höhe seiner Zeit stellt, puffiren, ja es soll, in sofern es diese Prüfung nicht besteht, einer neuen Begründung und Gestaltung entgegengeführt werden. So scheint hier die Quelle der Rechtskenntnis aus der Sphäre des objectiven Werdens und Erscheinens in das Selbstbewußtsein verlegt und die Methode dieser Rechtskenntnis aus einem vorzugsweise receptiven Verhalten in ein kritisches Sondiren, Vergleichen und Positiviren verwandelt zu werden. Aber es scheint eben nur. Der gelehrte Verstand, der nie seinen Inhalt aus sich selbst zu nehmen vermag, sondern seinen Gegenstand stets außer sich hat und durch die endliche Erschreibungsweise desselben schon von vorn herein bestimmt wird, gleichwie er selbst diesen gegebenen Gegenstand nur auf endliche Weise zu bestimmen und aufzufassen oder eben sich

gegenständlich zu machen weiß, entleert auch hier niemals diesem Gesetze seiner Abhängigkeit, sobald alle seine Operationen das Gepräge wissenschaftlicher Unfreiheit tragen müssen. Die sogenannte philosophische Schule kennt so wenig, wie die historische, ein anderes Recht, als das historisch überlieferte; gleich jener sieht sie im Wesentlichen so wenig über den Horizont dieses Rechts hinaus, als sie es innerhals seiner selbst in dem wahren Geiste des Rechts aufzufassen und somit die Schranken zu entdecken weiß, durch welche jenes historische Rechtsgelbde sich noch gegen die Idee des Rechts absperrt und so ein Hinderniß der ferneren Rechtseutwickelung bildet. Der ganze Unterschied ist im Grunde der, daß die historische Schule jenes Recht vorzugsweise um der Art und Weise seiner historischen Entstehung und um seiner historischen Uebergelieferung willen als das vorzüglichste hinstellt, welches es geben könne, während die sogenannte philosophische Schule — eine Schöpfung des rein auf seine eigene Auctorität und Unschlösbarkeit trogenden gelehrten Verstandes — die Tüchtigkeit jenes Rechts lediglich aus diesem selbst beweisen, jedoch zugleich Raum für ihre eigenen Modifikationen und Einschränkungen behalten und demgemäß die historische Entstehung und Uebergelieferung jenes Rechts ins Vergessen bringen möchte. Wenn daher diese Schule an die Stelle dieser Quellen des Rechts eine allgemeine moderne Rechtsgegebung gesetzt zu sehen verlangt — ein Verlangen, welches allerdings ganz und gar dem Geiste der Zeit entspricht und hierin alle Anerkennung verdient — so deutet sie dabei doch nur an eine Veränderung der Form, welche der unbedingten Auctorität des gelehrten Verstandes besser zusagt; keineswegs aber hat sie dabei ein klares Bewußtsein von dem Geiste, welcher eine solche Reformirung des positiven Rechts fodert und von den leitenden Gesichtspunkten, unter welchen derselbe diese Forderung aufgestellt wissen will.

Es ist mit Einem Worte nicht das Recht, sondern es sind gewisse, durch eine endliche, mit dem Rechte innerlich gar nicht verwandte Reflexion aufgegriffene Einzelzwecke des alltäglichen Zusammenlebens, für welche der juristische Rationalismus sich allein empfänglich zeigt und denen er das Recht als ein Mittel derselben unter mancherlei anderen Mitteln dienstbar machen zu dürfen glaubt. Indem es ihm durch seine allezeit parate Gabe und Sucht, sich in Abstractionen zu ergehen, gelingt, solcher, auf der Oberfläche eines unvermittelten Bewußtseins hervorragenden Einzelzwecke zu kategorischen Imperativen von allgemeiner Geltung hinaufzusteuern, und indem er nun das Recht geeignet findet, als ein Mittel zur Erreichung eines solchen Zwecks zu dienen, sofern es sich nur die entsprechende, zweckmäßige Zurichtung (also die Behandlung nach einem Zwecke, der doch nicht Zweck des Rechts ist) gefallen lasse, so überredet er sich, hiedurch das Recht in höchster Weise gelehrt und gewürdigt, ja begriffen zu haben. So ist namentlich der Kugeln als Zweck des Rechts aufgestellt worden — oder vielmehr: der Kugeln ist in Allem der allgemeine und letzte Zweck, den der Ver-

stand überhaupt und so auch der juristische Verstand zu fassen vermag, dergestalt, daß alle enger gefassten Zweige des Rechts, welche der Rationalismus gerinnit seine allgemeinen Sätze und Bestimmungen immer erst dadurch, daß er sie von gewissen thatsächlichen Voraussetzungen abstrahirt. Die Theorie, welche er hiernach zusammenstellt, reicht also im günstigsten Falle immer nur soweit, als diese Voraussetzungen reichen; diese letzteren bilden die eigentliche Basis dieser Theorie, und diese wird unwahr und unhaltbar, sobald diese Voraussetzungen wegfallen oder sich verändern. So sehr nun auch der Verstand mit Hilfe der Vorstellung sich abmühen mag, wo möglich ein Bild von der gesammten Möglichkeit des Thatsächlichen oder dessen, was sich im täglichen Leben und im täglichen Verkehr irgendwie in rechtlicher Beziehung ereignen könnte, zu gewinnen, so ist ein solches Untersuchen doch eben unmöglich, sondern es bleibt allemal ein gewaltiger Ueberschuß, auf welchen jene Theorie nicht berechnet ist. Und um so gewisser kommt der Verstand mit seinen abstracten Verallgemeinerungen hierbei zu kurz, je mehr er sich in der Auffassung und Beurtheilung des thatsächlich Möglichen scholastisch befangen erweist, wie dies eben beim Historicismus, der dabei dem Principe des Rationalismus — und beim Rationalismus, der dem Principe des Historicismus keine Zugeständnisse machen darf, der Fall ist. Aber es scheint, als komme es nicht sowohl auf die absolute Zulänglichkeit der allgemeinen theoretischen Sätze und Bestimmungen, wie vielmehr auf die der Methode oder auf die Kunst an, für einzelne, durch jene Theorie nicht vorgesehene Fälle und mit Rücksicht auf deren eigenthümliche Beschaffenheit doch aus dem Geiste dieser Theorie die entsprechenden allgemeinen Entscheidungsnormen abzuleiten. Allerdings gibt es eine solche Methode, und diese pflegt sogar die Hauptstärke unserer praktischen Juristen auszumachen. Aber diese Methode legt den Richter eben am ersten der Gefahr unrichtiger Entscheidungen (im obigen Sinne) aus, nur daß sie über diese Unrichtigkeiten zu täuschen weiß, weil sie über sich selbst zu täuschen weiß. Dies Letztere thut sie schon darum, weil sie das einzige Rettungsmittel von getehrtem Anstrich bleibt. Wenn wir auch der Theorie, welche der gelehrte juristische Verstand allgemein aufstellt, einmal einen gewissen Geist zugeben wollen, so ist dieser Geist, wie wir dargelegt zu haben glauben, doch nicht der freie, wohlthätig allgemeine Geist des Rechts selbst, sondern er ist ein gebundener — ein Abergest. Er ist gebunden oder sich selbst entfremdet einmal durch die Schule, die ihn unter ihr Sonderprincip gefangen nimmt — er ist es zweitens durch die Operationen, welche der gelehrte Verstand unter der Herrschaft jenes Sonderprinzips weiter mit ihm vornimmt, um ihn zur Bildung einer allgemeinen Theorie verbrauchen zu können. Diese Theorie kann nur dem Namen nach eine allgemeine sein; in Wahrheit besteht sie in der grundsätzlichen Einschränkung des allgemeinen Geistes des Rechts auf das Maß und den Gesichtskreis des gelehrten Verstandes, soweit dieser Gesichtskreis von dem jedesmaligen Standpunkte des letzteren aus reicht.

Von einer Freiheit der Rechtskenntniß kann also so wenig auf dem Standpunkte des Historicismus, als auf dem des Rationalismus die Rede sein, obgleich der eine den andern zu Hilfe nimmt, um sich des Rechts zu bemächtigen. Denn es geschieht dies nicht etwa in der Weise einer gegenseitigen unendlichen Ergänzung und Vervollständigung, sondern so, daß der eine sich stets zum Maße und zur Schranke des andern aufweist und so den andern in sich corumpirt, wodurch er zugleich seine eigene Beschränktheit befestigt. Jeder hat an dem andern seine Schranke, ohne jemals die Macht gewinnen zu können, sich über diese Schranke hinaus bis zu dem Punkte ihrer ideellen Aufhebung zu erheben. Für den dritten Beobachter, der nicht zufällig in dem einen oder andern dieser Systeme befangen ist, muß ein jedes derselben eben als die besondere System sich lediglich darin begreifen zeigen, daß andere zu widerlegen und zu verdrängen, d. h. auf negative Weise seine eigene ausschließliche Richtigkeit darzuthun, woraus dann ohne Weiteres geschlossen werden soll, daß dieses System die alleinige und wahre Erkenntniß des Rechts in sich affirmirt. Irgend ein sicherer Princip dieser Erkenntniß, welches nicht in diesem Widerstreite begriffen wäre, hat keine jener Systeme aufzuweisen. Die Grundprincipien des einen sind immer nur wahr, in sofern es die des andern nicht sind; folglich sind weder diese, noch jene wahr; und so befindet man sich hier in der heillosen Situation zwischen Scylla und Charybdis, falls man nicht das bedenkliche Glück hat, bereits von dieser oder jener Verführung zu sein.

Bei einem solchen Zustande der Jurisprudenz geht selbstverständlich auch die Freiheit der Berufsgerechtigkeit verloren. Die Unfreiheit, welche der letzteren durch eine solche Jurisprudenz zugebracht wird, besteht kurz darin, daß es sich gar nicht mehr darum handelt, ob eine richterliche Entscheidung gerecht sei, sondern lediglich darum, ob sie richtig sei, d. h. den abstracten, doctrinären Bestimmungen und Maximen dieser oder jener Schule entspreche oder wenigstens nicht zuwiderlaufe (welches Letztere bei allen richterlichen Entscheidungen, die sich von der unversälfelten Idee des Rechts bestimmen lassen und somit über den Standpunkt der einen wie der andern Schule unendlich hinausgehen, unvermeidlich der Fall ist). Diese Entscheidungen sind unrichtig, folglich verwerflich, so gerecht sie auch sein mögen — summum jus, summa injuria. Aber wie bedenklich es nicht selten selbst mit jener doctrinären Richtigkeit bestellt! Die abstracte Theorie, auf welche der Richter sich hier angewiesen sieht und die ihn wie ein Rann umfängt, ist nothwendig viel zu enge, zu dürftig und zu unschmeiگل gegen das Gebiet, die

Mannichfaltigkeit und die Veränderlichkeit des Lebens, auf welches sie doch überall angewandt werden soll. Denn der gelehrte Verstand gerinnit seine allgemeinen Sätze und Bestimmungen immer erst dadurch, daß er sie von gewissen thatsächlichen Voraussetzungen abstrahirt. Die Theorie, welche er hiernach zusammenstellt, reicht also im günstigsten Falle immer nur soweit, als diese Voraussetzungen reichen; diese letzteren bilden die eigentliche Basis dieser Theorie, und diese wird unwahr und unhaltbar, sobald diese Voraussetzungen wegfallen oder sich verändern. So sehr nun auch der Verstand mit Hilfe der Vorstellung sich abmühen mag, wo möglich ein Bild von der gesammten Möglichkeit des Thatsächlichen oder dessen, was sich im täglichen Leben und im täglichen Verkehr irgendwie in rechtlicher Beziehung ereignen könnte, zu gewinnen, so ist ein solches Untersuchen doch eben unmöglich, sondern es bleibt allemal ein gewaltiger Ueberschuß, auf welchen jene Theorie nicht berechnet ist. Und um so gewisser kommt der Verstand mit seinen abstracten Verallgemeinerungen hierbei zu kurz, je mehr er sich in der Auffassung und Beurtheilung des thatsächlich Möglichen scholastisch befangen erweist, wie dies eben beim Historicismus, der dabei dem Principe des Rationalismus — und beim Rationalismus, der dem Principe des Historicismus keine Zugeständnisse machen darf, der Fall ist. Aber es scheint, als komme es nicht sowohl auf die absolute Zulänglichkeit der allgemeinen theoretischen Sätze und Bestimmungen, wie vielmehr auf die der Methode oder auf die Kunst an, für einzelne, durch jene Theorie nicht vorgesehene Fälle und mit Rücksicht auf deren eigenthümliche Beschaffenheit doch aus dem Geiste dieser Theorie die entsprechenden allgemeinen Entscheidungsnormen abzuleiten. Allerdings gibt es eine solche Methode, und diese pflegt sogar die Hauptstärke unserer praktischen Juristen auszumachen. Aber diese Methode legt den Richter eben am ersten der Gefahr unrichtiger Entscheidungen (im obigen Sinne) aus, nur daß sie über diese Unrichtigkeiten zu täuschen weiß, weil sie über sich selbst zu täuschen weiß. Dies Letztere thut sie schon darum, weil sie das einzige Rettungsmittel von getehrtem Anstrich bleibt. Wenn wir auch der Theorie, welche der gelehrte juristische Verstand allgemein aufstellt, einmal einen gewissen Geist zugeben wollen, so ist dieser Geist, wie wir dargelegt zu haben glauben, doch nicht der freie, wohlthätig allgemeine Geist des Rechts selbst, sondern er ist ein gebundener — ein Abergest. Er ist gebunden oder sich selbst entfremdet einmal durch die Schule, die ihn unter ihr Sonderprincip gefangen nimmt — er ist es zweitens durch die Operationen, welche der gelehrte Verstand unter der Herrschaft jenes Sonderprinzips weiter mit ihm vornimmt, um ihn zur Bildung einer allgemeinen Theorie verbrauchen zu können. Diese Theorie kann nur dem Namen nach eine allgemeine sein; in Wahrheit besteht sie in der grundsätzlichen Einschränkung des allgemeinen Geistes des Rechts auf das Maß und den Gesichtskreis des gelehrten Verstandes, soweit dieser Gesichtskreis von dem jedesmaligen Standpunkte des letzteren aus reicht.

Dass es ein Jenseit dieser Schranke, eine Möglichkeit der Ausübung dieses Abchlusses mit dem Geiste des Rechts geben könne, darf der gelehrte Verstand in thesi nun und nimmer zugestehen; er würde sonst an die totale Fehlbearbeitung seines Werks glauben, würde sich von Vorn herein als einen ohnmächtigen Widerwärtigen jenes Geistes bekennten müssen. Es kommt vielmehr Alles darauf an, dass jener Geist nicht weiter gegeben werde, als es der gelehrte Verstand nach seiner Art und Weise für gut befunden hat, d. h. dass er sich genau in den Banden der aufgestellten Theorie halte und dass diese von dem Geiste des Rechts nicht nicht in sich aufnehme, als sie ihrem Zuschnitte nach getragen kann. Eine Ableitung allgemeiner Rechtsbestimmungen aus dem Geiste dieser Theorie, um dadurch die letztere für die nicht von ihr vorgesehenen Fälle zu ergänzen — aber, was dasselbe ist, eine fernere Verallgemeinerung dieser bereits für allgemein erklärten Theorie zu demselben Zwecke, also eine Aufhebung und Erweiterung ihrer formalen Bestimmtheit vermöge des Geistes, der dabei zugleich eine intensiver Erigerung erfahren müsste — ein solches Manoeuvre wäre ja wieder alle Bedingungen! Für den rechtsgelehrten Richter, der vor allen Dingen richtig entscheiden soll, kann es also kaum ein höheres Gesetz geben, als sich dieser Art und Weise, jene Theorie für die nicht unmittelbar unter sie fallenden Fälle mittelbar ergiebig zu machen, aufs Strengste zu enthalten. Thut er dies nicht, so macht er sich einer Unrichtigkeit im grösstestigen Masse schuldig. Und doch geschieht dies täglich, weil eben in den meisten Fällen nichts Anderes übrig bleibt. Und wie geschieht es? Keineswegs etwas allemal so, dass nun doch die Gerechtigkeit für die Richtigkeit in die Stelle trete, sondern der gelehrte Verstand, ein höchst schlauer, gewandter und ersunderlicher Patron, weiss die Sache so einzurichten, dass er am Ende doch die Oberhand behält oder der Schaden wenigstens möglichst klein ausfällt, so sehr er dabei auch oft außer Athem und Fassung geräth und soviel Kreuz- und Quersprünge und ähnliche Manoeuvres es ihn auch kostet, um den Geist, den er jetzt ausserhalb seiner Verrechnungen wirken lassen muss, auch so noch in seinen Rehen zu fangen und dergestalt zu überwinden, dass er nicht aus der Art schlagen kann. Ja wahrlich, es ist oft wunderbar anzusehen, was in solchen Fällen Alles möglich wird und welcher Kunstgriffe der Verstand sich bedient, um vor allen Dingen eine richtige Entscheidung zu treffen, d. h. über die der Entscheidung entgegenstehenden Bedenken, ja über die Unrichtigkeit einer solchen Entscheidung sich dergestalt zu täuschen, dass diese Täuschung das Richtige und Angemessenste — das alleinige Heil für den vorliegenden individuellen Fall zu sein scheint. Es ist überhaupt das unvermeidliche Schicksal des gelehrten Verstandes, bei der Anwendung (wie bei der Aufstellung) seiner abstracten Theorien auf die mannichfaltigste Weise sich selbst zu betrügen, ohne etwas von diesem Selbstbetrüge zu merken; und man muss gestehen: es ist dies das Klügste, was der gelehrte Verstand thun kann. Vorzugsweise aber thut diese Klug-

heit im Gebiete des Rechts noth, wo das Leben die abstracte Verstandstheorie so oft und mit so wenig Umständen zu Schanden macht; die gelehrte Jurisprudenz ist daher recht eigentlich zu einer Kunst des Rechtsverstandes geworden, sich in jenem klugen Selbstbetrüge zu documentiren. Und so sehen wir unsere Richter oft mit einer wahrhaft hyper- und diabolischen Selbsterkenntnis sich ihrer Aufgabe bemächtigen — mit einer Selbsterkenntnis, die ihre höchste Kraft und ihre höchste Scharfsinnigkeit darin setzt, gegen die einfachen und klaren Wahrheiten oder Bedenken die Augen zu verschließen, um sich statt dessen das Gegenstück einzubilden und an dem gegebenen Falle den schwachen Fleck auszufüllen, von we aus er mittels dieser Einbildung überwältigt werden kann. Denn auch andere Weise ist es in so vielen Fällen kaum möglich, die Entscheidung, die zwischen dem gegebenen Thatfachen und der sogenannten allgemeinen Theorie vermitteln soll, in Uebereinstimmung mit jenen, wie mit dieser zu bringen, d. h. ihr den Schein einer solchen Uebereinstimmung zu geben. Auf diesen Schein, durch welchen der gelehrte Verstand eben jenen Selbstbetrug vollzieht, kommt Alles an, und das Urtheil des Richters ist richtig, wenn es ihm gelingt, diesen gelehrten Schein dergestalt zuwege zu bringen, dass darunter — nicht etwa nur das wahre rechtliche Bedürfniss des Falls, für welches die abstracte Verstandstheorie nun einmal keine Empfangslosigkeit hat — sondern auch jener Selbstbetrug als solcher oder diejenige Unrichtigkeit verschwindet, welche durch eine solche Entscheidung immer irgendwie gegen jene Theorie begangen wird, indem dabei gewisse unbedachte Verhältnisse gegen diese Theorie im Ganzen oder doch gegen einzelne Bestimmungen derselben unterlaufen müssen. Was Wunder, wenn wir solchen Erscheinungen gegenüber Richter antreffen, welche die Richtigkeit ihres Urtheils vielmehr darin setzen, dass sie von der abstracten Theorie und von jener gelehrten Art und Weise, dieselbe für einen widerwärtigen Fall auszubuten und auszubuten, soviel als thunlich ganz abstrahiren, um sich dafür an den sogenannten gesunden Menschenverstand zu halten, der sich, ohne erst viele Umstände zu machen, offen und ehrlich zum unmittelbaren Gesetzgeber für den zu entscheidenden Fall aufwirft, je nachdem dieser es ihm nöthig zu haben scheint. Natürlich sind solche Entscheidungen vollends „unrichtig.“ Jedoch ebenfalls unbedacht der Kunst, auch hier den Schein der Richtigkeit hervorzuzaubern. Denn so gut der Verstand sich darauf versteht, seine allgemeine abstracte Theorie und die gelehrte Manier, durch diese Theorie Alles zu bewältigen, was hineinpasst und nicht hineinpasst, bei der Entscheidung eines Falls schlechthin voranzustellen und das Eigenthümliche dieses Falls hintanzusetzen, ebenso oft ist es ihm auch möglich, umgekehrt die Eigenthümlichkeit des Falls allgemein voranzustellen und an die Theorie und die Methode ihrer Anwendung die Forderung zu richten, dass sie dieser Eigenthümlichkeit sich jedesmal füge. — Sehen wir nun etwas näher zu, wie unsere bloß gelehrten Richter es anstellen, um in Fällen von schwierigerer Natur zu einem

Urtheile zu gelangen, so finden wir Folgendes. Da der Fall nicht ohne Weiteres unter die ihnen zu Gebote stehende Theorie paßt, so wiederholen sie rüchlichst seiner dieselbe abstrakte Verstandesoperation, welcher jene Theorie ihr Dasein verdankt, um so die letztere für diesen besonderen Fall zu vervollständigen. Mit andern Worten: sie abstrahiren sich in ähnlicher Weise von der eigenthümlichen Beschaffenheit dieses Falls die Theorie, die auf ihn angewandt werden soll, sodas nun der Mangel der allgemeinen Theorie, welche, wie wir wissen, auf gewissen thatsächlichen Voraussetzungen beruht, unter denen aber dieser besondere Fall noch nicht begriffen war, hierdurch gehoben wird. Dabei lassen sie sich nun allerdings mehr oder weniger von gewissen allgemeinen juristischen Kategorien leiten, welche der bestehenden allgemeinen Theorie angehören; denn der Verstand muß sich überreden können, daß er bei diesem ganzen Verfahren seinen eignen Grundbegriffen getreu bleibe und sich nicht etwa auf ein Gebiet verlaufe, auf welchem er fremden Mächten preisgegeben sein würde. In dieser Hinsicht dienen ihm jene allgemeinen Kategorien als untrügliche Wahrzeichen seines Verstandes. Die abzugebende Entscheidung oder die besondere Theorie, welche der Richter behufs dieser Entscheidung sich bildet, muß also immer unter einer solchen Kategorie begriffen sein, um durch diese in die gegebene allgemeine Theorie mit einbezogen werden zu können; ja diese Kategorie darf nicht etwa willkürlich gewählt sein, wenigstens muß der Schein einer solchen Willkür vermieden werden. Aber welcher Spielraum der Willkür und welche Gefahren des Widerspruchs zwischen der besondern Theorie, die hier der Richter sich nicht um der Theorie, sondern um eines ganz individuellen praktischen Zwecks willen bildet, und der allgemeinen Theorie, die ihm die Schule liefert, bleiben nicht dennoch übrig! Omnis definitio in iure civili periculosa est; parum est enim, ut non subverti possit. Die abstrakte Theorie des gelehrten juristischen Verstandes, dieses Kosmoswerk mit seinen sich überall gegenseitig ausschließenden Einzelbestandtheilen, im Denken, und zwar in concreter Zeichnung auf den zu entscheidenden Fall, flüssig und bildsam machen zu wollen, um in diesem Proceß das besondere Recht dieses Falls sich aus dem allgemeinen Rechte erzeugen zu lassen, das hieße diese Theorie umschmelzen, also zerstören oder doch sich selbst entfremden — das hieße den Bann aufheben, unter welchem die Gegensätze der Einzelbestimmungen dieser Theorie gefangen gehalten werden, damit sie nicht als Widersprüche über einander herfallen oder gegenseitig in einander verfließen — es hieße das, nach dem obigen Ausdruck des Zoroaster, der abstracten Allgemeinheit eine concrete Bestimmtheit abgeminnen wollen, welche mit jener nicht zusammen bestehen könnte. Der bloß rechtsgelehrte Richter hat angeleiteten Taat genug, um sich einer so gefährlichen Methode der concreten Rechtsvermittlung auf's Strengste zu enthalten. Er müßte sich der rechtlichen Besonderheit des zu entscheidenden Falls vermöge der begrifflichen und idealen Allgemeinheit des Rechts und umgekehrt der letz-

tern vermöge der ersten bewußt werden können, wenn er bei jener Methode der Gefahr entgegen wollte, durch seine Entscheidung irgendwie in Widerspruch mit der Allgemeinheit des Rechts zu treten. Dies würde ihm aber doch nur zu häufig nicht möglich sein, weil die einzelnen Bestimmungen der gelehrten Theorie, an welche er gebunden ist, eben nicht vermöge jener begrifflichen Allgemeinheit des Rechts, welche als Einheit des Ganzen den Unterschied unter sich begreift und überall beherrscht, unter einander zusammenhängen. Sie bilden vielmehr nur ein künstlich hergestelltes Aggregat; und wenn auch für die Ordnung und Uebersichtlichkeit desselben durch ein gewisses System von Kategorien geordnet ist, so wird dadurch im Wesentlichen doch Nichts gebessert, denn es fehlt diesen Kategorien vor allen Dingen der oberste ideale Einheitspunkt, der wahre, klar erkannte Begriff des Rechts⁶⁾, durch welchen das Ganze als solches, wie allen seinen einzelnen Bestandtheilen nach sich dem Bewußtsein jeden Augenblick in voller unendlicher Klarheit und Durchsichtigkeit präsentirt, sodas der Widerspruch, in welchen der Richter durch seine Entscheidung oder durch diesen Act der dialektischen Besondereung des allgemeinen Rechts möglicherweise gerathen könnte, alsbald ebenso klar zu erkennen sein muß, als der Weg, auf welchem er mit Sicherheit vermeiden wird. Wie kann aber jenes Aggregat von Einzelheiten, deren Bestimmungsgrund und deren Verbindung unter einander lediglich in einer Reflexion beruht, welche selbst stets nur an dem Einzelnen als solchem haftet, vom Einzelnen durch das Medium der abstracten Entgegensetzung immer wieder nur aufs Einzelne kommt und nie zu einer ideellen, organischen Gesamtaufassung und Vereinheitlichung ihrer Bestimmungen gelangt — wie kann ein solches in sich selbst dunkles, dem geistigen Ueberblicke labrynthisch verschlossenes Gehäuse mit Allem, was es in sich enthält, dem Richter in jedem Augenblicke in seiner Sammt- und Sonderheit so klar und durchsichtlich vor Augen stehen, daß er gewis sein dürfte, keinen Fehlgriß zu thun und nirgends anzukniffen? Dieses opus operatum des abstracten Verstandes entzieht sich vielmehr nur zu häufig dem deutlichen, durchdringenden Bewußtsein des Richters bis auf die Stelle, auf welche grade der Schein der Leuchte des endlichen Verstandes fällt, und wenn ihm diese Stelle nicht die rechte zu sein scheint, so muß er — stets nur vom Einzelnen zum Einzelnen fortgehend — weiter herumleuchten, bis er seiner Meinung nach die rechte findet, womit aber er nicht entscheiden ist, daß dies wirklich die rechte sei, da ja immer noch ein großer Theil des Ganzen unbeleuchtet bleibt. Mit andern Worten: die Bestimmtheit,

6) In unsern Compendien etc., wie in den akademischen Vorträgen unserer Rechtslehrer finden wir noch nicht einmal eine gewöhnliche Definition vom Rechte. Die Docten wissen und eben nicht zu sagen, was sie unter „Recht“ eigentlich verstehen. Wenn wir dafür hier und da eine oberflächliche Erklärung von jua im objectiven Sinne und jura im subjectiven Sinne aufgestellt bekommen, so spricht sich darin die Beschränktheit der Einsicht in den Begriff des Rechts nur um so deutlicher aus.

weiche hier der Richter behufs der abzugebenden Entscheidung aus der allgemeinen Theorie ableitet, kann sehr wohl mit andern Bestimmungen oder mit andern möglichen Bestimmtheiten derselben, welche sich gerade seinem Bewußtsein entziehen, im Widerspruche stehen, ja sie kann aus diesem Grunde zu einer Aufhebung der Allgemeinheit der Theorie werden, in sofern sich von einer solchen Allgemeinheit reden läßt. Man ist so dahin gekommen, von einem Richter vor Allem juristischen Scharfsinn zu verlangen, und man versteht darunter die gewissermaßen instinktmäßige Kunst des Richters, bei der Bildung seines Urtheils sowie als möglich alle die Widersprüche zu entdecken, in welche die Bestimmtheit, welche er der allgemeinen Theorie gibt, mit andern Bestimmungen oder möglichen Bestimmtheiten derselben gerathen könnte, wozu es dann die weitere Aufgabe ist, diese Widersprüche nach der gewöhnlichen gehaltenen Manier aus dem Wege zu schaffen. Allein es ist klar, daß dadurch das Uebel nicht gehoben, sondern nur ein beständiger Schein von Richtigkeit hervorgerufen werden kann. — Kurz, das leitende Princip des Richters wird nicht das eigentliche Recht sein können, weil die Beschaffenheit der ihm überlieferten Theorie entgegensteht. Und so tröht er sich hierüber; und wenn auch selbst mit dieser Theorie in so vielen Fällen nichts Rechts anzufangen ist, so gewährt es ihm doch eine unendliche Genugthuung, sich so zurecht zu stellen, daß dabei immer wieder diese Theorie salutar oder selbst verberlich erscheint, so übel sie dabei auch in Wahrheit gefahren sein mag. Anders der Richter sich ein rechtliches, theoretisch bedingtes Urtheil über einen, gegen die gegebene Theorie widerspenstigen Fall zu bilden sucht, und zwar so, daß er sich die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Falls im Wege der Abstraction verallgemeinert und dabei diesen oder jenen Punkt der gegebenen Theorie zum Anhaltspunkt und Anknüpfungspunkte nimmt, wendet er die letztere in Absehung nicht etwa mittels eines dialektischen Processes auf jenen Fall an, sobald sich die Allgemeinheit des Rechts zu ihrer concreten Befonderung läme und die Eigenthümlichkeit des Falls in jene Allgemeinheit aufgehoben würde, sondern er liefert ein Anhängsel zu jener Theorie und hebt so die Grenzen der letzteren auf, um sie mit einer durch jenen Fall veranlaßten Modifikation von Neuem zu sehen, worin dem eben Gesagten zufolge schon eine Grundumsichtigkeit und näher die Proverbirung mannichfacher, wenn auch im Dunkeln bleibender oder der Verknüpfung fähiger Widersprüche enthalten ist. Er bringt den Fall einerseits und die gegebene Theorie andererseits äußerlich an einander heran, gewissermaßen wie zwei Facta, aus denen Eins oder vielmehr ein Drittes werden soll. Er bedarf hierzu eines Mediums — und dies ist nun eben der Punkt, wo die ganze Fatalität am deutlichsten zum Vorschein kommt, ja ihm selbst fußbar wird. Der klar erkennnte, zugleich als Idee im Bewußtsein wirksame Begriff des Rechts, welcher bei der wahren Methode der Rechtsvermittlung jenes Medium im letzten Grunde bildet und mit Sicherheit durch alle Verwickelungen hindurch

auf das volle concrete Recht des streitigen Falls führen muß, weil er in der unverkürzten Allgemeinheit des Rechts zugleich das besondere Recht dieses Falls auf ideale Weise untrüglich in sich begreift — dieser unmanöbelbare, zuverlässige Hort der Berufsgerechtigkeit fehlt hier oder kann doch vor den Händen, in denen ihn die gegebene abstracte Verstandestheorie gefangen hält, nicht zur freien Wirksamkeit gelangen. An seine Stelle tritt unaussprechlich die Willkür in mehr oder weniger schimmer Gestalt — ein Dazwischenhalten des Richters, welches wol diese oder jene vereinzelte Rücksticht für sich anzuführen vermag, aber nie, wenigstens nie in bemessener Weise, aus dem wahren Grunde des Rechts entspringt, statt dessen aber nicht selten eine „Unrichtigkeit“ in sich birgt. Jenes äußerliche Zusammenbringen des Falls einerseits und der gegebenen Theorie andererseits geschieht zunächst mittels einer ebenso äußerlichen Vergleichung der eigenthümlichen Beschaffenheit jenes Falls mit den verschiedenen, einzeln neben einander bestehenden Möglichkeiten, diesen Fall in das Gebiet jener Theorie einzuschließen und ihn so als eine der thatsächlichen Voraussetzungen derselben zu behandeln. Mit andern Worten: es muß vor allen Dingen die juristische Kategorie, mittels welcher dieser Fall in die gegebene Theorie eingeschlossen oder für das theoretische Wissen des Richters zugänglich gemacht werden kann — es muß, um uns so auszu- drücken, unter den verschiedenen, überall außer einander liegenden Gebieten jener Theorie dasjenige ausgewählt werden, von wo aus der Fall am sichersten wird in Angriff genommen und beseitigt werden können. Gleichzeitig wird in der Regel innerhalb eines solchen Sondergebiets eine Wahl zwischen den verschiedenen untergeordneten Bestimmungen, welche sich zur Anwendung darbieten, zu treffen sein. Sehen wir nun, wie geschehen, voraus, daß der Fall unter den thatsächlichen Voraussetzungen jener Theorie in der That nicht begriffen sei, daß er sich also der einen wie der andern der anwendbar scheinenden Kategorien doch immer irgendwie entziehe oder auch unter die eine wie unter die andere, unter diese wie unter jene speciellere (vielleicht grade entgegen- gesetzte) Bestimmung gleich gut zu passen scheint, und daß somit der Richter sich in der Nothwendigkeit befinde, um der Ansprüche dieses individuellen Falls willen (die aber dabei in der Regel selbst zu kurz kommen müssen) die Theorie selbst umzugestalten, so kann dies unter dem Scheine der Richtigkeit nur dadurch geschehen, daß der Verstand, über die Totalität seiner Lage sich selbst betrügend, im Wege einer neuen Abstraction irgend ein passendes scheinendes Sonderprincip, irgend eine gelegentliche Reflexion, durch die er das Unverträgliche zu vereinigen, das Identische zu trennen weiß, oder einen ähnlichen Luthenbühler für den fehlenden Begriff des Rechts in die Stelle schiebt und von hier aus nun weitere operirt. Es handelt sich hier also um ein förmliches Experimentiren, um ein Medium aufzufinden, in welchem von der Eigenthümlichkeit des Falls einerseits und von der Allgemeinheit der Theorie andererseits grade soviel in einander reflectirt, daß nun der benaute Verstand sich

weiter überreden kann, beide Daten gingen in diesem *tertium comparationis* ganz und gar in einander auf. Allein ebenso viel wird in Wahrheit hierbei von der rechtlichen Eigentümlichkeit des Falls, wie von der Allgemeinheit der Theorie aufgegeben, wie das schon in der Maxime liegt, unter allen möglichen Weisheit das beste, d. h. das scheinbarste, auszuwählen, die übrigen also außer Acht zu lassen oder selbst wegzuarargumentieren. So wird jenes Medium zu dem Punkte, auf welchem das richterliche Urteil sich gegen die Eigentümlichkeit des Falls, wie gegen die Allgemeinheit der Theorie isoliert und statt des concreten Rechts nur ein laieiges Abkommen zu Stande bringt, dessen eigentliche Bedeutung nun darin besteht, daß hier der juristisch ausgestattete, im Grunde individuell besangene und vorerwähnte Verstand des Richters im Wege einer gelegentlichen Abstraktion sich im gleichen Maße zum absolutistischen Gesetzgeber für diesen Fall aufwirft, als er seine Selbstauflösung hierüber vollzieht. Anders der Richter nach einem Medium der Gedanken Art sucht, fragt er sich freilich: was ist in diesem Falle Richters? Aber er denkt dabei nicht an das begriffliche Recht (welches der besitzte Frage schon von vorn herein für ihn im Genitive steht), sondern lediglich an gewisse, der ewigen Reflexion angehörige Maximen, nach denen der Verstand das Recht aufzufassen und auszudeuten gewohnt ist. Dabin gehört, wie schon bemerkt, vor Allem die Maxime, dem Rechte gewisse Zwecke vorauszusetzen, die sich nach Verschiedenheit der Umstände höchst verschiedenartig gestalten können, und deren gemeinsame und oberste Kategorie der Nutzen ist (unter welchem sich aber auch wieder alles Mögliche verstehen läßt). Mit der Voraussetzung und Bestimmung irgend eines Zwecks, der in diesem oder jenem Falle erreicht werden müsse, und mit der Identifizierung dieses Zwecks mit dem Rechte wird der Verstand am leichtesten fertig. So ist es denn ein sehr gewöhnliches Auskunftsmittel unserer gelehrten Richter, in Fällen der fraglichen Art die Frage: was ist hier Richters? sich näher dadurch zum Bewußtsein zu bringen, daß sie untersuchen: welche Entscheidung ist hier die zweckmäßigste, oder: wie wird der Zweck des Rechts in diesem Falle am besten erreicht? wobei sie dann eben nicht an den Zweck, d. h. an den Selbstzweck des Rechts, sondern an zufällige, dem Rechte äußerliche Zwecke denken, denen das Recht als Mittel schmächtlicher Weise untergeordnet wird. Diese Maxime, nach Zweckmäßigkeitstrübsüchten zu entscheiden, ist eine der verderblichsten Blüthen, welche unsere Verstandesjurisprudenz im Gebiete der Berufsgerechtigkeit getrieben hat. Es kann gar nicht fehlen, daß der Richter, welcher dieser Maxime huldigt, dem Rechte, sei es im Gebiete der Theorie, sei es selbst im Gebiete des positiven Rechts, um eines vereinzelten, schwierigen Falls willen allgemeine Zwecke entropirt, an welche weder jene, noch dieses jemals gedacht haben. Er verlangt dies Letztere aber auch nicht einmal und kann es nicht verlangen, sondern er verlangt nur, daß das Recht weich und wachsern genug sei, um sich nach Umständen diesem oder jenem

hervortretenden Zwecke entsprechend modeln zu lassen (nur daß ein solcher Zweck selbst sich jedes Mal formell juristisch bestimmen lassen muß). Hierin setzt er von seinem Standpunkte als Richter aus die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des Rechts, sowie die Kunst, es zu behandeln — daher man denn von einem Gegenfalle zwischen Theorie und Praxis weiß, der nichts Geringeres bedeutet, als das heillosse Auseinanderfallen dieser beiden Sphären. Der Richter stellt sich auf diese Weise oft genug über Gesetz und Recht und schafft oder modelt sich erst *ex post* die Normen, nach denen er zu entscheiden gedenkt. Die arme Praxis aber wird hier vollends zu einer casuistischen Angelegenheit des zufälligen Dafürhaltens dieses oder jenes Richters, und weiß sich auf keinen zusammenhängenden organischen Rechtsgedanken mehr zu besinnen, denn alles Rechtsdenken erweist sich hier als „unzweckmäßig.“ So so sehr hat diese bequeme, weil gedankenlose, Manier, nach Zweckmäßigkeitsrückichten zu entscheiden, sich einzuschmeicheln gewußt, daß sie selbst da zur Anwendung gebracht wird, wo sie entschieden und deutlich für Jeden, der nur sehen will, mit Bestimmungen und Konsequenzen des objektiven Rechts in Widerspruch gerät. So behrt das individuelle Dafürhalten des Richters sich selbst in unabweisbarem Rechtsfalle hinein, um ihnen einen Sinn beizubringen, der etwas ganz Anderes als ihnen mocht. Aber gleichwie eine unwahre Theorie zum Verderb der Methode der richterlichen Rechtsvermittlung gereichen muß, so muß umgekehrt diese Methode wieder zur Verunklärung der Theorie gereichen. — Ähnlich verhält es sich, um nur noch dies hervorzuheben, mit der Art und Weise, wie ein bloß gelehrter Richter sich des Hilfsmittels der Analogie in schwierigen, durch Theorie und Gesetz nicht vorzusehenden Fällen bedient. Hier wird nicht selten mit der ratio einer rechtlichen Bestimmung, die für einen solchen Fall gewonnen werden soll, das gleiche Spiel, wie es oben geschildert worden, getrieben.

Kurz, die Kunst der Interpretation — diese hohe geistige Macht des Richters, ohne welche er seinen Beruf weder wahr, noch frei erfüllen kann — sinkt bei so verwandten Umständen nur zu oft zu einem bloßen Kunststück herab. Nicht selten ist es zugleich eine haarsträubende Logik, in welcher ein solches Kunststück sich produziert.

So bedauerlich es nun auch schon ist, das individuelle, juristisch herausgeschaltete Dafürhalten des Richters sich an die Stelle des eigentlichen Rechts setzen sehen zu müssen, weil der bloß gelehrte Richter sich das Recht eines einzelnen Falls nur in dieser particularen Form und Verbindlichkeit zum Bewußtsein zu bringen weiß, so ist dies allein doch noch nicht die ärgste Erscheinung, welche eine Jurisprudenz, wie die unsere, im Gefolge hat. Diese tritt dann ein, wenn es dem Richter passiert (— von absichtlichem Mißbrauch der richterlichen Gewalt haben wir hier nicht zu reden —), sich bei seinem Richterprache von seiner Individualität in dem Maße bestimmen zu lassen, daß er überhaupt nicht zu objectiven Gesichtspunkten der Rechtsvermittlung, die,

so vereinigt und abstract-formell sie auch immer sein mögen, doch der Individualität des Richters immer gewisse und zwar gewissenhafte Schranken setzen — gelange, vielmehr sein richterliches Urtheil erst dann für richtig und gerecht hält, wenn es seinen persönlichen Stimmungen, Gefühlen, Ansichten, Affecten u., soweit alle diese Herrlichkeiten bei der Uebung seiner richterlichen Auctorität ins Spiel kommen und juristisch formulirt werden können, volle Befriedigung genährt. Es gibt gelehrte Richter, die vermöge einer streng rechtlichen Gesinnung oder sei es auch nur vermöge doctrinärer Gewöhnung und Hingebung ihrer richterlichen Wirksamkeit in die objectiven Formen und Maximen ihrer Jurisprudenz, mitten in ihren Irrthümern und Fehlgriffen doch fast immer die eben geübte Ausartung vermeiden. So gewiss auch bei ihnen das Recht unter dem Einflusse aufälliger individueller Auffassungen steht, so wird hier diefer Einfluß doch wieder von dem Geiste einer gewissen juristischen Selbstverleugnung bemessen. Mit Einem Worte: diese Richter richten parteilos und zwar mit dem Bewußten und als höchste richterliche Pflicht erachteten, durch gewisse objectiv rechtliche Axiome und Maximen geleiteten Streben nach Parteilosigkeit — in sofern unter Parteilosigkeit eben diese Bescheidenheit und Strenge des Richters gegen das individuelle Interesse zu verstehen ist, welches die Sache, in welcher er urtheilen soll, die Partei, die möglichen Folgen seines Urtheils und andere dergleichen nicht unter die Kategorie des Rechts fallende Umstände, etwas in ihm anregen. Der innere Gehalt einer solchen, nicht auch schon wissenschaftlich freien Parteilosigkeit mag hier dahin gestellt bleiben; genug, daß sie dem Bewusstsein nach vorhanden ist, mit sittlichem Genuß angestrebt wird und immer von rothschätzigem, wenn auch nur negativem Einflusse sein muß. Es gibt dagegen Richter, die sich zu dieser Parteilosigkeit nicht zu erheben vermögen. Sie nehmen von vorn herein Partei, nicht etwa um ihrer persönlichen materiellen Interessen willen, sondern aus Vorurtheil und aus weiblicher Boshaftigkeit und Börslichkeit gegen ihr kleines, unsauberes, auf seine Unarten und Habseligkeiten verbißenes Ich, von welchem sie sich nur zu oft durch einen schweren Act sittlicher Strenge erst emancipiren müßten, um parteilos im obigen Sinne zu richten. Natürlich ohne sie selbst kaum etwas von dieser Schwäche, durch welche die Gerechtigkeit zu einer Fatale gemacht wird; nein! sie halten diese Schwäche, je mehr sie darin verfunken sind, oft genug für eine sittliche Pracht und Macht, welche in ihrer Person dem Rechte erst die wahre Weihe und Richtung gebe, und sie können sich bis zum Fanatismus dafür begeistern, dem Rechte diesen Stempel ihres Ichs aufzudrücken. Das Alles läßt sich juristisch machen, sobald einmal die herrschende Jurisprudenz unwahr und trügerisch ist. So gut der Verstand, um den Schrein des Rechts und der Gerechtigkeit zu reiben, bei den Feinen die Individualität ihren Proceß unter den objectiven Formen des Rechts durchmachen läßt, so daß hier das individuelle Interesse des Richters gegen das Interesse des Rechts — aber nur gegen ein individuell

aufgefaßtes — verschwindet, so gut kann er bei den Andern das Recht seinen Proceß unter der Form und unter dem Maße der richterlichen Individualität durchmachen lassen, so daß hier das Interesse des Rechts zum eigenen moralischen Interesse des Richters erhoben und so erst recht angelänglichlich vom Richter gewahrt zu werden scheint, obgleich es vielmehr von seinem individuellen Interesse aberdrückt wird. Sollte aber dieses Mißverhältniß einmal zu groß sein, als daß der Verstand es überaus juristisch zu bemanteln vermöchte, nun, so fühlt sich dieses individuelle Interesse des Richters gewöhnlich moralisch so leer und fittlich so hoch erhoben über die Schwäche und Unvollkommenheit des gegebenen Rechts, daß es sich ohne Strupel, ja mit der hochmüthigen Einbildung, einen heiligen Beruf zu erfüllen, geradezu an die Stelle des Rechts setzt oder dieses reformirt. Wir sagen: es sei zunächst das moralische Gewissen oder doch ein durch die doctrinäre Erziehung und Ausbildung des Richters gezeugter und gepflegter Trieb der juristischen Selbstverleugnung, wodurch jene Ausartung vermieden werde. Allein wenn es keine höhere Sicherheit hiergegen gibt, als diese, so steht die ganze Angenehmheit noch immer auf dem Boden des Zufalls. Und eben auf einen solchen Boden wird das Recht durch eine Jurisprudenz, wie die unsere, gestellt. So lange nicht die Idee des Rechts, diese unendlich freie und nur in freier Wissenschaftlichkeit erfassbare Idee das Bewusstsein des Richters durchdringt und ihn, soweit dies menschlich möglich, frei macht von jedem Vorbehalte seiner Individualität und Parteilichkeit, so lange nicht vermöge dieser Idee sein Gewissen zugleich in seinem Wissen, seine Kenntniß in seiner Erkenntniß beruht, und sein Sinn für Recht und Gerechtigkeit sich nicht zu jener echten, durchweg harmonischen und machtvollen Beglückung erschließt, mit welcher uns allein die Idee zu erfüllen vermag: so lange wird das Recht dem Zufalle mehr oder weniger ausgeliefert bleiben und sich auf unsern Richterstühlen vergebens nach dem Geiste umsehen, der es mit Sicherheit und Treue von dem Unrechte zu schreiben vermöchte.

Die geringste und unschuldigste Art jener richterlichen Parteilichkeit, die wir geschildert haben, ist die sogenannte *aequitas cerebriana*. Von da an läßt sich durch alle möglichen Antipathien, Sympathien und ähnlichen Stimmungen hindurch eine ganze Conferenz dieser Parteilichkeit denken bis hinauf zu dem Punkte, wo Standesvorurtheile, Menschenfurcht, endlich gar religiöse und politische Parteidenshaft zu einer empörenden Geißel des Rechts in der Person von Richtern werden, die darin selbst bis zum Fanatismus fortzugehen im Stande sind. Wir lassen in dieser Hinsicht die Geschichte unserer Tage statt unser reden.

Es würde ungerathen sein, den geschilderten Zustand unserer Jurisprudenz und die dadurch bedingte Lage der Berufsgerechtigkeit ohne Weiteres den Eingeklinken zur Last legen zu wollen, welche dabei bisher die Hände im Spiele gehabt haben. Wir müssen es vielmehr in freier Beziehung auf unsere bisherige Jurisprudenz wiederholen,

daß die Hauptschuld ihrer bedauerlichen Beschränktheit in der Beschaffenheit des positiven Rechts (des *scriptum jus*) liegt, an welches sie so lange Zeit gebunden gewesen ist. Mit der Reception des römischen Rechts, mit der Ausbreitung der Hierarchie und des Feudalismus gewann das positive Rechtsgesetz einen unheilvollen Vorsprung vor dem Rechtsbewußtsein und nahm dieses von fern herein unter sich, d. h. unter die particularen Interessen, durch die es entkandt oder zur Geltung kam, auf lange Zeit, ja bis auf unsere Tage hin gefangen, anstatt Hand in Hand mit einem nationalen Rechtsbewußtsein zu gehen. Das Erste, was wir aus diesem Grunde schon ergötzlich zu beklagen haben und worin namentlich für unsere Jurisprudenz ein böses Omen erkennbar wird, ist die völlige Einseitigkeit unseres gegenüber positiven Rechts. Ein Blick auf unser positives Rechtsmaterial, auf dieses Gemisch aus römischem Rechte, kanonischem Rechte, dem Lehnsrechte, den Ueberbleibseln germanischen Rechts, den verschiedenen Particularrechten in Gestalt einer Masse je nach dem Bedürfnisse erlassen und mit dem Verschwinden dieses Bedürfnisses an sich obsolet gewordener, aber dennoch in Geltung gebliebener Specialgesetze, endlich aus mannichfaltigen, sich wunderbar einschneidenden, zum Theil unbestimmten und widersprechenden, so widersinnigen Rechtsgewohnheiten — ein solcher Blick muß uns allein schon überzeugen, wie sehr es diesem Rechtsmaterial an einem solchen einheitlichen und organischen Zusammenhange fehlt, der die Jurisprudenz auf den Standpunkt der Idee des Rechts, d. h. eben auf die freie einheitliche und organische Beherrschung und weitere Entwicklung des gegebenen Rechts hätte hinführen oder gar mit Nothwendigkeit hätte anweisen können. Und an diesem Zustande unseres positiven Rechts und dessen jäher Fortbauer ist wiederum unsere Geschichte schuld. Unsere Jurisprudenz hat seit Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit keinen solchen historischen Anstoß in sich empfangen, der sie vor dem oben gerügten Erkranken in einem Ideen- und geistlosen Positivismus und Formalismus von Grund aus und nachhaltig hätte bewahren, geschweige denn aus den Fesseln des positiven Rechts hätte befreien und in eine heilsame, kritische Opposition gegen das letztere hätte setzen können. Und dennoch ist sie von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeschritten, so langsam und tappend dies auch geschehen und so unerquicklich die Schritte dieser Fortschritte für den Rechtsdenker auch ist. Was die neuere Zeit betrifft, so haben sich namentlich der juristische Historicismus und der moderne juristische Rationalismus ein unbefriedigendes Verdienst um jene Fortbildung erworben. Beide Schulen haben sich freilich im Ganzen weit mehr mit einer bloßen Modernisirung der alten überlieferten Weisheit, als mit einer neuen Begründung und Verjüngung der Jurisprudenz befaßt. Allein sie haben einer solchen vorgearbeitet. Indem wir dieses Verdienst etwas näher ins Auge fassen, müssen wir jedoch beiden Schulen zugleich wieder einen Theil desselben abprechen, nämlich die Freiwilligkeit desselben. Es ist nicht ihre eigene freie, bewußte That, daß sie eine neue, höhere Zukunft

der Rechtswissenschaft angebahnt haben. Sie ahnen vielmehr von einer solchen über ihren eigenen Standpunkt unendlich hinausgehenden Zukunft Nichts; sie ahnen Nichts davon, daß sie eine jede erst in der andern die andere Hälfte ihrer Wahrheit zu suchen und sich so durch eine gemeinsame gegenseitige Negation und Affirmation erst aus ihrer Einseitigkeit, bloß relativen Berechtigung, die sie eine jede für eine allseitige und absolute halten, zu jener einheitlichen, organischen Durchdringung zu befreien haben werden, in welcher allein die wahre Rechtswissenschaft ihr Element findet. Dann freilich werden sie als diese bestimmten, einander entgegengesetzten Schulen verschwinden und der ganze fein erkonnene und ausgearbeitete Apparat, mit welchem sie, die eine von dieser, die andere von jener Seite, das Recht beobachtet und bestimmt haben, wird als nummehr unbrauchbar in die Kumpfkammer geworfen werden müssen. Ein ganz anderes System und eine ganz andere Methode, nämlich das Eine, durch die Idee unendlich freie und wahre, daher auch keiner schulmäßigen Zwiesältigkeit mehr ausgelegte System und die daraus sich ergebende Methode wird an die Stelle jenes trostlosen Dualismus von Historicismus und Rationalismus treten, beide als bloße Momente, wie sie dies an sich sind, in sich aufhebend und vermöge seiner Allseitigkeit nirgends den Archimedespunkt zulassend, von welchem aus der frivole Verstand diese Schöpfung der Vernunft wieder aus den Angeln heben und sich von Neuem zum Anzerrnen der Rechtswissenschaft aufwerfen könnte. Vielmehr wird dieses System den Verstand, wie er es verdient, unter sich gefangen nehmen, um ihn da wirken zu lassen, wo er wirklich an seiner Stelle ist, nämlich da, wo es eben nur auf endliche Bestimmungen, Ermittlungen und Vermittlungen ankommt. Einer solchen Zukunft der Rechtswissenschaft haben der Historicismus und der Rationalismus nur im unfehlwilligen und unbewußten Dienste der geheim wirkenden Idee, die in ihnen die mächtigste war, als jede einzelne von ihnen, entgegenarbeiten können. Es ist also klar, daß von keiner freien, ihrer selbst mächtigen Rechtswissenschaft die Rede sein kann, wenn nicht die Vertreter derselben sich in das vollste Einverständnis mit dieser Idee setzen und demgemäß jeder scholastischen Einzwängung ihrer Rechtfertigung und ihrer Rechtsbehandlung mit freudiger Hingebung, ja mit strenger Selbstverleugnung entsagen. Unter Idee verstehen wir hier zunächst die Idee überhaupt. Wenn wir uns dieselbe hiernächst als Rechtsidee bestimmt denken, d. h. im Unterschiede von allen übrigen Bestimmungen der allgemeinen Idee, so liegt darin keine Absonderung; vielmehr können wir die Rechtsidee als solche nur bestimmen, indem wir sie zugleich als ein Product aller übrigen Ideen fassen und uns in ihr der Summe- und Sonderheit aller Ideen bewußt bleiben, gleichwie jede andere Idee ihre Bestimmtheit und Wahrheit allen übrigen Ideen und somit auch der Rechtsidee verdankt. Nur daß nicht alle Ideen in gleich naher Beziehung zu einander stehen, sondern gewisse Gruppen bilden, die zunächst als solche unter einander verwandt sind, und zwar

im letzten Grunde durch die absolute Idee oder die Idee des Universums, durch deren philosophische Erkenntnis wir daher am sichersten zum Bewußtsein aller einzelnen Ideen und ihres unendlichen In- und Durch- und Für-Einanderseins gelangen, ohne etwa zugleich im Besitze aller der positiven Kenntnisse und Fähigkeiten sein zu müssen, durch welche die eigenthümliche Sphäre dieser oder jener Idee bestimmt wird. Die absolute Idee begreift alle einzelnen Ideen organisch in sich und spiegelt sich in einer jeden; ebenso hängen alle einzelne Ideen durch ein Band unendlicher Gegenseitigkeit und freier Hingebung an einander näher oder entfernter unter sich zusammen und können nicht ohne einander leben und weben; es heißt daher eine Idee bis auf den letzten, welchen Schein sich selbst entfremden, wenn der Verstand sie aus diesem Zusammenhange herausriß, um sie in seine klaren Formen einzuwängen. Die Geschichte ist diese Macht, durch welche die absolute Idee in Gestalt aller einzelnen Ideen und deren inneren, unauf löslichen Zusammenhänge sich in stetiger Fortentwicklung immer tiefer und reicher und nachhaltiger zur realen Erscheinung und durch diese zum gemeinen, zunächst noch unermittelten Bewußtsein bringt, und die somit auch jedem, wenn auch noch so standhaften und wohlgeordneten Widerstand eines vernünftigen, auf seine irdliche Vergangenheit eiserfüchtigsten Bewußtseins zuletzt doch in sein Nichts auflöst oder selbst ihren eigenen ewigen Zweck dienbar macht. Die Philosophie aber — oder dieses unendliche Bewußtsein der reinen Vernunftserkenntnis — ist es, durch welche ebenfalls die Idee in der Tiefe und Fülle des Selbstbewußtseins auf rein geistige Weise sich unendlich zu sich selbst vermittelt, sich im Denken, das sich selbst denkt, als dieser absolute geistige Organismus von Einheit und Unterschied, unendlich präsent und klar wird. Die Geschichte und die Philosophie sind beide mit ewiger Nothwendigkeit und Unschlüssigkeit auf ein und dasselbe Ziel, die immer höhere und bündigere Verwirklichung und Verklärung der Idee, gerichtet, und zwar eine jede nach den ewigen Gesetzen der Entwicklung und Vermittelung, welche im Wesen der Idee selbst liegen und ihnen von dieser vorgezeichnet werden. So sind sie beide dem Wesen nach Eins und stehen im innersten Bunde mit einander, wenigstens im Unterschiede oder vielmehr vermöge ihres Unterschiedes sind sie Eins. In der Geschichte gibt sich die Idee liebend und leidend (wie es uns in Christo als dem Fleisch gewordenen Logos in unmittelbarer Anschaulichkeit vor Augen getreten ist) in die Formen und Bedingungen der Endlichkeit hin, die sie auf diese Weise aus ihrer dumpfen, brütenden Verfunkenheit allmählig immer mehr erlöst und zu dem Lichte gestaltet und verklärt, in welchem sie sich ihre Erscheinung, ihr objectives Dasein in der Welt, ihre erfahrungsmäßige Unmittelbarkeit für das menschliche Bewußtsein gibt. Hier erscheint die Endlichkeit als der überwiegende Factor, und wenn wir einmal einseitig bei dieser Erscheinung stehen bleiben, so erscheint uns die Idee überhaupt in der Geschichte schlechthin verendlicht, sodaß es keinen Reiz und keinen Werth für uns hat,

uns um die Idee oder um Ideen, welche den Kern der Geschichte bilden, zu bekümmern. Statt dessen empfiehlt sich dem Bewußtsein die Erfahrung als höchste Wahrheit, d. h. ein System von Bestimmungen und Maximen, welches sich der Verstand im Wege einer abstracten Verallgemeinerung aus der endlosen Mannichfaltigkeit der historischen Thatfachen und aus der sichtbaren Art und Weise ihres Entstehens und Vergehens ableitet und dann hinterdrein zum Maßstabe für die Beurtheilung der Geschichte, auch in sofern er sie bei Bildung dieses Systems zufällig nicht in Betracht genommen oder mißverstanden hat — ja zum Gesetze für das Verdenkliche und Zukünftige erhebt. Aber das Wahre bei jener Erscheinung ist vielmehr, daß darunter die unendliche Idee als geheime, still und planmäßig wirkende Macht verborgen ist. Somit ist die historische Erfahrung noch nicht das Höchste und Letzte, sondern sie hat einen inneren Kern, welcher dem wechselstollen Spiele der Geschichte an sich entnommen ist oder sich nicht schon durch die Geschichte als solche zu erkennen gibt — sie beruht in einer, der Geschichte allerdings immanenten, aber zugleich transcendenten Vernunftnothwendigkeit, welche also nicht, wie jene reflexionsmäßige Erfahrung, lediglich erst durch die historischen Thatfachen producirt oder an der Oberfläche dieser Thatfachen reflectirt wird, sondern welche diese Thatfachen als die endlichen, auf unendliche Weise concipirten und unter sich geordneten Manifestationen ihrer weltlichen Immanenz in Allem selbst producirt oder eben die Geschichte aus sich selbst erschafft, um in ihr sich von sich selbst zu unterscheiden, sich selbst gegenständlich zu werden. Die Idee kann zu keiner Zeit und in keinem Punkte ihrer ganzen unendlichen Fülle aus einmal in die endliche Form ausgießen; aber in jeder endlichen Erscheinung, welche sie sich gibt, ist sie um Nichts weniger kraft ihrer Unendlichkeit wirksam. So ist diese Erscheinung ihr angemessen; sie ist die Idee — aber nur relativ, nicht absolut. So begreift sich die Nothwendigkeit eines endlosen Wechsels und einer unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der Erscheinung der Idee; allein der Proceß, welcher hierin vor sich geht, muß zugleich als unendlicher, ewig-geistlich schöpferischer Proceß gedacht werden, in welchem das Endliche und das Unendliche kraft der Idee und zum Zwecke der Idee sich immer tiefer und bündiger mit einander vermitteln und versöhnen. Es ist die ewige Nothwendigkeit und zugleich die ewige Freiheit der Idee, auf diese progressive Weise, d. h. im Fortschritte des Unendlichen mit dem Endlichen, welcher sich zur immer tieferen Verthohlung aufhebt, sich als diese unendliche schöpferische, also zugleich unerschöpfliche Vernunft des Endlichen wirksam zu erweisen. Was demnach in der Geschichte in Wahrheit erlebt und erfahren wird, d. h. zugleich sich selbst erlebt und sich selbst zu erfahren gibt, das ist in Allem die Eine, ewige Idee, die mitten im Wechsel und in der Mannichfaltigkeit der endlichen Erscheinung doch stets ihre unendliche Identität mit sich bewahrt. So ist also die Geschichte diese planmäßige, von Stufe zu Stufe zu höheren Resultaten fortschreitende Art und Weise der Idee, sich im End-

lichen unendlich wirksam zu erweisen; allein sie ist nicht ebenso die adäquate Form für jenes allseitige, allgegenwärtige Bewußtsein der Idee, in welchem diese sich aus jeder endlichen Zuständigkeit stets unendlich in sich zurücknimmt und ihrer selbst absolut gewiß und mächtig bleibt. Indem die Geschichte, wie wir gesehen haben, gleichwohl nicht ohne dieses stete unendliche Bewußtsein der Idee gedacht werden kann, weist sie zugleich über sich hinaus auf eine frei in sich selbst beruhende Sphäre dieser reinen Unendlichkeit der Idee. Hierunter ist nicht jene schlechte, abstracte Unendlichkeit zu verstehen, welche sich von aller endlichen Erinnerung und Beziehung zu reinen sucht, sondern eine solche, welche erst im freien Gegensatz des Endlichen und dessen Schranken idell in sich aufhebend ihrer selbst wahrhaft mächtig wird und zugleich die Art und Weise ihres Uebergangs zum endlichen Dasein potentlich in sich conceipirt. Die so im Momente ihrer Unendlichkeit sich ersassende Idee begriffst allein erst das wahre Verständnis der Geschichte in sich, nämlich das Verständnis ihrer selbst, in wiefern sie sich in der Geschichte von sich selbst unterscheidet; sie erkennt und organisiert sich in diesem Verständnis zugleich als das ewige Gesetz des Werdenden und Zukünftigen. Die ewige ideale Vernunft alles Gewordenen und alles Bessern, was sein soll, ist sich hier unendlich präsent; denn sie erfaßt sich hier in dem Maße unabhängig von dem endlichen, realen Sein und Werden, als sie Weisdes idell auf sich bezieht und die realen Schranken der Endlichkeit zu idealen Bestimmtheiten und Unterschieden ihrer selbst aufhebt, sich also die Endlichkeit nicht etwa als feindlichen, unvermittelten Gegensatz, der als solcher ihre Unendlichkeit sofort negiren mußte, gegenüber hat. Die Sphäre dieses unendlichen Bewußtseins der Idee ist das Bewußtsein, und zwar in höchster Vollkommenheit das absolute Selbstbewußtsein oder die absolute Geistesigkeit Gottes, den wir uns in Beziehung auf die Geschichte als ewige Vorsehung denken. Im menschlichen Bewußtsein ist dieses unendliche Bewußtsein der Idee noch immer irgend- wie dem Geiste der Persönlichkeit unterworfen; es befindet sich hier also die Idee, in wiefern sie sich rein von Seiten ihrer Unendlichkeit erfaßt, vermöge der unmitteldbaren endlichen Bedingtheit unseres Wissens und Erfennens noch immer im Zustande des Processes, der Entwicklung der in uns liegenden Potenz der Unendlichkeit; nur daß dabei im Gegensatz zu dem äußeren, historischen Geschehen der Factor des Unendlichen überwiegt. Es ist nun das menschliche Bewußtsein, durch welches der absolute göttliche Geist die Geschichte schafft und ihrem ewigen Ziele planmäßig entgegenführt. Dies geschieht nun zunächst und im großen Ganzen nicht schon durchaus in der Form des freien Selbstbewußtseins, sondern, wie wir oben sagten, in mehr geheimer und verborgener Weise, die dem beobachtenden Verstande als eine nicht weiter aufzuklärende Naturwirklichkeit erscheint, nämlich so, daß der menschliche Geist, welcher von Ewigkeit her Geist vom Geiste Gottes ist und dessen Ursprung nie in sich verzeuget kann, sich zwar in den Geistern der Einzelnen, die in

ihm begriffen sind und in deren Gesamtheit er selbst begriffen ist, unwillkürlich wirksam erweist, jedoch noch nicht durchaus in der Form seiner freien unendlichen Selbstbeziehung auf sich oder eben des freien unendlichen Selbstbewußtseins. In soweit es nun auf diese Weise mit dem inneren geistigen Triebe der Geschichte bestellt ist, geht diese nur langsam ihren Gang und zeigt sich empfindlich für das Bestreben, einmal angenommen, unmittelbar vorliegende Resultate nicht wieder zu verlassen, sondern innerhalb der eifersüchtig festgehaltenen Formen solcher Resultate sich gleichsam selbstgefällig in sich selbst zu verkeren und zu beschauen, anstatt sich zu neuen Fortschritten zu rufen. In wiefern dagegen das menschliche Bewußtsein sich zu jenem freien unendlichen Selbstbewußtsein durchgebildet hat, wird eben hierdurch auch die Geschichte in sich frei und strebt mit Eifer und Liebe, die neue, höhere Form für den im Selbstbewußtsein ausgegangenen idealen Inhalt zu gewinnen, damit das Letztere sich in Harmonie mit der Welt des Objectiven und Realen, in soweit sie ihm unterworfen ist, befinde. Es ist die Philosophie, in welcher das Selbstbewußtsein als diese Macht und Kraft des unendlichen Bewußtseins der Idee am gewissersten und vollkommensten sich selbst erfüllt. Somit ist also die Sphäre, auf welche die Geschichte über sich selbst hinausweist, in letzter Bestimmtheit die Sphäre der Philosophie. Wir werden nicht noch näher zu entwickeln brauchen, wie umgekehrt die Philosophie über sich hinaus auf die Geschichte hinweist; denn wir haben bereits gesehen, daß die Seite der Unendlichkeit der Idee wahrhaft nur im Gegensatz, d. h. zugleich in innerster logischer Beziehung zu der Seite ihrer Endlichkeit gedacht und bestimmt werden kann, und daß beide Momente in steter gegenseitiger Vermittelung begriffen sein müssen, damit durch sie die Idee selbst sich erfülle. So stehen also Geschichte und Philosophie im innersten, unausslöchlichen Bunde mit einander, in einem Bunde, vermöge dessen eine jede erst wahrhaft sich selbst entspricht, weil sie darin der andern entspricht. Sie sind, wie wir schon sagten, dem Wesen nach Eins; in wiefern sie aber unterschieden sind — nämlich der Form nach — sind sie dies nur in unendlich gegenseitiger Beziehung, Verwahrheitung und Wechselwirkung, um so die Idee — die zunächst ihrer bloßen Potenz nach ihre Wesenseinheit ausmacht — als lebendige, concrete Macht mit einander zu erzeugen und fortzupflanzen. Erst in diesem Bunde wird es ihnen möglich, dem voranzelnden Bewußtsein, welches sich jenem Prozesse der Idee entgegenstemmt, am Ende doch immer wieder den hartnäckig bestrittenen Sieg abzurufen, und an der Stelle der Abstraktionen eines solchen Bewußtseins eben die concrete Idee zur Geltung zu bringen. So haben auch im Gebiete unserer Jurisprudenz Geschichte und Philosophie gemeinsam nach und nach jenen Jura zur Geltung verholfen, durch welche diese Jurisprudenz unter den abstracten Verstandesoperationen der großen Mehrzahl unserer Juristen sich lebendig zu erhalten und fortzuentwickeln vermocht hat, so unbedrückend die Abzünung dieses Widerstandes bisher auch noch von Seiten

gegangen ist. Wir dürfen es also hier wiederholen: unsere Jurisprudenz verdankt ihren wirklichen Inhalt allein jenem ewig vernünftigen Zusammenwirken von Geschichte und Philosophie, welches für unsere dies gelehrten Juristen ein festes Geheimniß bleibt, indem sie immer nur die Außenseite dieser Werkstat und ihrer Schöpfungen zu sehen bekommen und ihre Art und Weise, aus diesem Aeußeren auf das Innere zu schließen, nicht anders als trügerisch sein kann. — Als nun namentlich in neuerer Zeit neue, durch Geschichte und Philosophie vorbereitete und ausgeprägte Ideen sich des gemeinen Bewußtseins bemächtigten und mit dessen Hilfe auch in der Jurisprudenz sich unabweislich Eingang verschafften, wodurch in der letzteren ein ebenso unabweislicher Zrieb, gegen den bis dahin gehobten und gepflegten Formalismus und Positivismus zu reagieren, gewedt werden mußte: da tauchten der juristische Historicismus und der moderne juristische Rationalismus als Vermittler dieser entgegengelegten Interessen des neu belebten Rechtsbewußtseins und der auf ihren Positivismus und Formalismus nun einmal verbesserten und veränderten Doctrin hervor, und mußten sich durch diese Rolle ein so glänzendes, schmeichelndes Ansehen nach beiden Seiten hin zu geben, daß allem Anscheine nach in ihnen beiden — doch nein! daß vielmehr allem Anscheine nach entweder in dem einen oder in dem andern dieser beiden Systeme fortan das wahre Heil der Jurisprudenz zu suchen war. Freilich blieb, da auf diese Weise Alles auf ein heilloses Aut, aus ohne höheres Entscheidungsprincip hinauslief, bei dieser Errungenschaft noch ein sehr bedenkliches Ueber übrig; doch sollte diese Einsicht, wodurch der Historicismus wie der Rationalismus als diese einseitigen, sich nur exclusiv zu einander verhaltenden Systeme gerichtet werden müssen, einer späteren Entwicklungsperiode vorbehalten bleiben. Die Idee des Rechts begnügt sich vorerst damit, durch das eine wie durch das andere dieser Systeme seine starre Doctrin gelockert und zu Zugeständnissen genöthigt zu haben, in welchen für diese Doctrin der Keim ihrer eigenen allmähigen Auflösung liegen mußte; sie ließ es um diesen Preis geschehen, daß sie selbst in der Gestalt dieser Systeme um der lieben Doctrin willen immer wieder verewlicht und zum Widerspruch mit sich verkehrt wurde. In wiefern der Historicismus und der Rationalismus dies gethan haben, ist oben entwickelt worden. Der gelehrte Verstand hat sich in ihnen über die neuen, nicht mehr zurückzuweisen Ideen, welche die Rechtsidee als ihr gemeinsames Product in sich trugen, bergemacht, um sie nach seiner Weise — hier so, dort wieder anders — zu bearbeiten und zu seiner eigenen Verherrlichung zu verbrauchen, sobald es erst einer kritischen Auflösung seiner Operationen bedurfte, um darunter die Spur der Idee wiederzufinden. Der Historicismus und der Rationalismus verdanken der historisch und philosophisch herausgearbeiteten Idee Alles (— sie haben freilich nur sehr bescheiden zugehört, und so wollen wir ihnen ihre Undankbarkeit und ihr Fremdsinn gegen die Idee vergehen —); die Idee dagegen verdankt ihnen Nichts, als die wiederum

nur positivistische und formalistische, bloß negative und noch dazu zwiespältige, überhaupt also unangemessene Bemessung ihrer eigenen That, nämlich der inneren Beschränkung einer abstrakten, eiteln und selbstthätigen Doctrin. Aber wir wollten ja selbst dieses Verdienst nicht verkennen, und uns darüber klar werden, in wiefern dasselbe näher zu bestimmen, zu würdigen und zu benutzen sei. Die Beantwortung dieser Frage wird sich als das Resultat der bisherigen Erörterung darstellen müssen. Die Idee, in wiefern sie für uns ist, wirkt sich im Zusammenwirken von Geschichte und Philosophie. Diesem, in neuerer Zeit den Geistesern mit neuer Frische fühlbar gewordenen Gesetze der in stiller Majestät und im unbeirrten Besitze durch alle Verirrungen des endlichen Bewußtseins hindurch waltenden Idee haben der Historicismus und der Rationalismus sich gezwungen gefühlt zu huldigen, und sie sind so im Dienste und zum Zwecke der Idee thätig gewesen. Der Historicismus hat sich zum Vertreter der Geschichte — der Rationalismus zum Vertreter der Philosophie aufgeworfen. Aber jeder in einsiger, abstracter Weise, weil ohne Abnung der Idee und jener gemeinsamen Idealität der Geschichte und der Philosophie, die keine unermittelte Entgegensetzung, geschweige denn eine scholastische Vereinzelung und Contrastirung dieser beiden Träger der Idee bildet. Es geschieht demnach unbewußt und unfreiwillig oder, wie wir sagen durften, gezwungen, daß der Historicismus und der Rationalismus im Dienste der Idee handeln. Dies aber rächt sich nur an ihnen selbst. Indem jeder ein bloßes Moment der Idee für die Totalität nimmt, bringt er sich aus sicherstem um die letztere. Der Historicismus bleibt bei einem Strichden Geschichte haften und verliert so die Geschichte als solche aus den Augen, und der Rationalismus muß seine Philosophie vor Allem dadurch begründen, daß er von aller andern Philosophie abstrahirt. An diesem Betrüge, der nur ein Selbstbetrug sein, nie zu einem Betrüge der Geschichte oder der Philosophie ausschlagen kann, werden sie, von beiden vereint gerichtet, zu Grunde gehen. Dieser ihr Untergang wird zugleich das herrliche Hervorbrechen der Idee aus der absondrenden Zwangshülle sein, und es wird den Geistesern offenbar werden, wie Geschichte und Philosophie sich in Bezug auf das Recht in Wahrheit zu einander verhalten und wie die eine nur vermittelt der andern und beide vermittelt der Idee begreifen und weiter vermittelt sein wollen. Und eben diesem Ziele führen Historicismus und Rationalismus das Bewußtsein unwillkürlich entgegen. Der eine principmäßig die Herleitung des Rechts aus der Geschichte predigend und dabei durch eine straffe systematische Haltung glänzend und imponierend — der andere in gleicher Weise den Grundbiss einer freien, den Thatfachen kritisch gegenüber tretenden Rechtekenntnis prädicirend, so folgen sie beide gemeinsam und, so zu sagen, instinktmäßig der Spur der Idee, und zwingen um die Wette das juristische Bewußtsein unter Ausschließung jeder Art von Abschweifung und Zerstreuung in eben jene Pfaden der Entwicklung hinein, in denen es unwillkürlich Hand

in Hand mit der Idee geht. Es ist ein Schulzwang, der als solcher und da er sich zugleich zur gegenseitigen Aufschließung beider Systeme bestimmt, nur unwahr und trügerisch sein kann; der aber an sich zu einer heilsamen, der Idee vorarbeitenden Erziehung und Anleitung jenes Bewußtseins gerichtet. Hierin liegt also die gemeinsame Wahrheit des Historicismus und des Rationalismus, und nur hierin sind sie einer weiteren Entwicklung fähig, weil sie eben hierin von der Idee bestimmt und in den Proceß derselben aufgenommen sind. Diese weitere Entwicklung kann aber eben nichts Anderes, als der Proceß ihrer eigenen Auflösung als dieser Sondersysteme sein, und zwar einer Auflösung, in welcher sich die Idee in dem nunmehr zur wissenschaftlichen Freiheit durchgedrungenen Selbstbewußtsein affirmirt; — mit andern Worten: jene, zu einer weiteren Entwicklung berufene gemeinsame Wahrheit des Historicismus und des Rationalismus kann sich in Wahrheit und in der That nur dadurch weiter entwickeln, daß sie über die Unwahrheit, mit welcher sie in der Gestalt beider Systeme verfaßt ist, immer gründlicher und nachhaltiger setzt, also eben diejenige Bestimmtheit an ihnen aufreißt, vermöge welcher sie als diese eigenthümlichen Systeme bestehen.

Es wird sich nunmehr bestimmen lassen, worin der Charakter und die Aufgabe der eigentlichen, wahren Rechtswissenschaft zu sehen sei. Sie muß sich als die von der zunächst t.äglichst erfaßten Idee des Rechts ausgehende, rein von der allgemeinen Methode der Idee geleitete Vermittelung des historischen und des philosophischen Moments der Rechtsidee für das Selbstbewußtsein bewahren. Es ist im Grunde dasselbe, wenn wir sagen: die Rechtswissenschaft habe im Gebiete des Rechts die Erfahrung mit dem Denken, das Positive mit dem Begrifflichen, oder das, was zunächst Gegenstand der Lehre und der bloß verstandesmäßigen Beurtheilung ist, mit dem speculativen Wissen und Erkennen in sich methodisch zu vermitteln. So wenig also die Rechtswissenschaft in dem bloß Positiven und Empirischen, d. h. im tiefsten Grunde in dem lediglich historisch Vermittelten und in der bloß reflexionsmäßigen Reception oder Beherrschung dieses Stoffs — der reinen Gelehrsamkeit — aufgehen darf, so wenig soll sie sich andererseits zu einer reinen Philosophie des Rechts abschließen. Ihre wissenschaftliche Totalität und somit ihre wissenschaftliche Freiheit liegt eben erst darin, daß sie Beides, die Lehren und Ergebnisse der Geschichte und die speculativen Offenbarungen der Philosophie zu einem, der eigenthümlichen Bestimmung des Rechts entsprechenden Ganzen in sich verarbeitet. Erst so schafft sie das Wissen des Rechts; denn geruht wird das Recht nur, in wiefern es zugleich erfahren und gedacht — als concreter, lebendige Macht angeschaut und als allgemeiner Vernunftbegriff gefaßt wird. Das Recht ist darin Idee, daß es diese beiden Bedingungen seines Bestehens in sich vereinigt, und die Wissenschaft des Rechts beruht vor Allem in dem Wissen dieser Idee. Aber indem sie das Wissen dieser Idee schafft, macht

sie nicht etwa eine bloße Aukunwendung von der Geschichte und von der Philosophie zum Zwecke des Rechts, gleich als ob das Recht einseitig und von Oben herab das Maß zu bestimmen haben könne, nach welchem Geschichte und Philosophie zusammenzuwirken oder in einander zu reflectiren hätten, um die Idee des Rechts zu constituiren oder verständlich werden zu lassen. Dann wäre diese Idee eine vorgestellte, und das Verständnis der Geschichte und Philosophie wäre es nicht minder. Geschichte und Philosophie sind bei der Constitution der Idee des Rechts eine jede mit ihrem ganzen idealen Fonds betheilig, sie nehmen sich aus dem gemeinsamen Acte dieser Constitution eine jede unendlich in sich selbst zurück, hören darin also nie auf, eine jede frei und selbständig in sich selbst zu beruhen und ihrer eigenen Idee zu entsprechen. Die Idee des Rechts hebt Geschichte und Philosophie nur in sofern als Elemente zur Einheit in sich auf, als beide Sphären in dieser für sich heraustretenden Einheit zugleich kraft ihrer eigenen Selbstständigkeit sich selbst von einander unterscheiden, also eben in dieser Einheit, die ihr Unterschied ist, erst recht ihre Totalität und Identität bewahren. Die Rechtswissenschaft hat sich daher von der Geschichte (Erfahrung) als solcher und von der Philosophie als solcher bestimmen zu lassen; erst hierdurch sichert sie sich ihre volle wissenschaftliche Freiheit, denn erst so bestimmt sie selbst sich in allseitiger, unendlicher Uebereinkommung mit der Idee des Rechts, in wiefern diese Geschichte und Philosophie zur Einheit in sich aufhebt und mit der Geschichte und der Philosophie, in wiefern beide in dieser Einheit, dem Andren ihrer selbst, sich selbständig von einander unterscheiden. Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie bedeuten nicht etwa die Theile der Geschichte und Philosophie, auf welche die Rechtswissenschaft sich beschränken dürfte, und welche ihre zuvor von Gott weiß welcher Auctorität zugumessen seien, sondern beide enthalten nur den Uebergang der Geschichte und der Philosophie in die unterschiedliche Bestimmtheit des Rechts, welche hier noch eine vorwiegend historische, dort noch eine vorwiegend philosophische ist und erst durch die Rechtswissenschaft aus dieser Bedingtheit erlöst und zu der in sich selbst beruhenden einheitlichen Bestimmtheit der Rechtsidee vermittelt werden soll; da dies nun in selbstbewusster Weise allein dadurch geschehen kann, daß hier Geschichte und Philosophie eine jede in sich selbst unterchieden werden, so bilden Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie so wenig den absoluten voraussetzungslosen Anfang der Rechtswissenschaft, daß sie diese vielmehr auf die Geschichte und auf die Philosophie überhaupt verweisen. — Indem nun Philosophie und Geschichte, obwohl in der Einheit der Rechtsidee zu Momenten aufgehoben, hierin doch nicht schlechtthin aufgehoben, sondern aus diesem Acte ihrer eigenen freien Vermittelung ebenso frei und ganz in sich selbst zurückerflectiren oder unendlich bei sich selbst bleiben, somit aber noch einem unendlichen Uebergang von Idealität bewahren, welcher nicht in hieser categorisch rechtliche Bestimmtheit hinpäpst, obgleich die Substanz dieselbe ist, so hat die Rechts-

wissenschaft die fernere Aufgabe, sich der hierdurch bedingten Stellung der Rechtsidee, d. h. zunächst des Gegensatzes der letzteren gegen jene nicht schon rechtlich bestimmbar Idealität bewußt zu werden. Dies geschieht aber nicht in der abstracten, unbestimmten oder nur einseitig bestimmten Weise, in welcher wir es hier zunächst aussprechen, sondern es geschieht in Wahrheit dadurch, daß die Rechtsidee im Unterschiebe von allen den übrigen Ideen, in welche Geschichte und Philosophie neben der Rechtsidee einbitteln mit einander zusammengehen, um sich darin abwechselnd zu unterscheiden, erstet und begriffen wird. Denn eben in der unterschiedlichen Bestimmtheit und Concretion dieser übrigen Ideen beurkundet und bewahrheitet sich jener unendliche Liebeshaß von Idealität, d. h. zunächst die abstracte Möglichkeit neuer Ideenbildungen. Geschichte und Philosophie sind also mit andern Worten nicht darauf beschränkt, die Rechtsidee zu constituieren, sondern mit derselben Nothwendigkeit und Freiheit vermitteln sie sich auch noch zu andern Ideen, welche sammtlich unter sich und so auch mit der Rechtsidee im bestimmten Unterschiebe wie in innerster Beziehung stehen und aus denen sie eine jede als Selbstidee in sich selbst reflektiren. Die Einheit aller dieser Ideen ist die absolute Idee, in welcher sie alle sich von einander unterscheiden, gleichwie die absolute Idee in ihnen sich von sich selbst unterscheidet. Anders wie hier von Unterscheidung reden, können wir dabei nicht mehr an jene abstracte, unwarre weil dies verstandesmäßige gegenseitige Absperrung und Repulsion denken, sondern wir verstehen darunter unendlich gegenseitige Bestimmung, eine Negation des Einen durch das Andere, welche ebenso wol Affirmation des Einen durch das Andere ist, ein Wirken und Halten des Einen in dem Andern ohne Aufhebung, vielmehr mit Befräftigung seiner Selbstheit — denn in diesem Sichunterscheiden erstet eben jedes Glied des unterschiedenen Complexes sich zugleich als unendliche Bestimmung und Affirmation seiner selbst und setzt sich selbst als causa sui, anstatt von dem andern selbstlos gesetzt und getragen zu werden, wie der Weltkörper. Nur so ist die Idee erst wahrhaft in sich frei, und das Selbstbewußtsein ist dies nur, in wieweit es die Idee in sich vermittelt. Das Alles ist aber nur möglich vermöge jener absoluten Einheit, unter welcher alle Ideen in Gestalt der absoluten Idee begriffen sind. So verlangt nun auch die Rechtsidee unter dieser Einheit der absoluten Idee, also zugleich im Unterschiebe von allen übrigen darin begriffenen Ideen dem Selbstbewußtsein vermittelt zu werden, und zwar so, daß darin die Idee schlechthin (die absolute Idee) oder das, was allen Ideen als solchen gemein ist, sich durchaus getreu bleibt. Es ist unschwer einzusehen, daß man, um eine einzelne, bestimmte Idee als Idee begreifen zu können, sich auf das Allgemeine derselben oder auf die Idee überhaupt verstehen muß. Damit dann aber diese bestimmte Idee nicht mit der Idee überhaupt confundirt werde, muß man sich ferner auf alle die kategorischen Bestimmtheiten verstehen, nach welchen die Idee überhaupt sich in Gestalt einzelner Ideen in

sich selbst unterscheidet. Das Alles ist aber nicht Sache irgend einer Lehre und des Lernens, sondern zu jenem Verhältniße gehört, daß das Selbstbewußtsein den denselben logischen Vermittlungsproceß in sich wiederholt, nach welchem die absolute Idee sich gerade zu diesen bestimmten Einscheiden in sich unterscheidet, um sich in einer jeden zu spiegeln, somit eine jede sich in der andern spiegeln zu lassen und sich in allen als absolute Einheit und Totalität ihrer selbst zu erfassen. Dieser Vermittlungsproceß, der aber als Proceß (und zugleich als Proceß) nur in der Sphäre der Menschheit stattfindet, während er sich in der Sphäre des absoluten Geistes zum absolut vollendeten, sich ewig-allgemeinmäßig erfassenden Wissen von sich aufhebt und als ewig vollendete That das Universum bildet, ist in dem Wesen der Idee als solcher ein für allemal begrifflich vorgezeichnet, sodas Alles, was in der Welt geschieht, vom Atomismus bis zum Mikrokosmos, im letzten Grunde nach diesem einen und unabänderlichen Gesetze der darin sich zu sich selbst vermittelnden Idee geschieht. Es ist dies eben das Gesetz der Einheit, welche den Unterschied, und des Unterschiedes, welcher die Einheit in sich begreift — das Gesetz, durch welches allein erst eine Entwicklung möglich ist, indem ohne Herausbildung des Unterschiedes (der im abstracten Denken und in der unmittelbaren Erscheinung sich zunächst als Gegensatz darstellt) Alles auf ein unsagbares Nichts hinausläufen, ohne die stetige Aufhebung dieses Unterschiedes in die Einheit aber Alles plan- und sinnlos aus einander fallen würde. Dieses Gesetz begreift mit absoluter Nothwendigkeit und Vernünftigkeit eine unendliche Potenzirung seiner Selbstanwendung, d. h. eine unendliche Gliederung der absoluten Idee in sich, indem das Unterschiedene sich immer in sich selbst wieder unterscheidet und somit selbst zur Einheit, zur Idee wird, ohne doch jemals aus der absoluten Idee und aus der innersten Beziehung zu allen übrigen sich aus dieser auf gleiche Weise selbständig herausbildenden Ideen herausfallen zu können. In diesem Einen Gesetze ist somit alle Entwicklung und Vermittelung absolut begriffen, und nur so kann alle Entwicklung und Vermittelung und überhaupt Alles, was ist und geschieht, sei es in der Welt des Objectiven oder des Subjectiven, des Endlichen oder des Unendlichen u. s. w. dergestalt von dieser Einen, widerspruchsfreien, wol aber in sich unendlich unterschiedlichen und gestaltungsreichen Vernunft und Wahrheit getragen und durchdrungen sein, daß sich der Ursprung und die geheime Geschichte des scheinbar zufälligen und unbedeutendsten Etwas zuletzt doch bis zur absoluten Idee hinauf verfolgen läßt. Es muß hiernach einleuchten, daß das Selbstbewußtsein das wahre Erkennen und Wissen der Idee nur in sich schafft, d. h. die Selbstvermittelung der Idee nur in sich reproduzieren kann, in sofern es sich dabei von jenem absoluten Gesetze der Vermittelung leiten läßt, daß also keine Willkür anders, als im Punkte mit dieser durch das Allgemeine Sein und Wesen der Idee vorgezeichneten Art und Weise der Vermittelung, d. h. der allgemeinen wissenschaftlichen

Methode — der reinen Wissenschaftlichkeit — denkbar ist. So verhält es sich auch mit der Rechtswissenschaft. Eine speciell rechtswissenschaftliche Methode, welche sich um eine allgemeine oder allen besonderen Wissenschaften gemeinsame Methode nicht zu kümmern brauchte, oder gar eine Auswahl von rechtswissenschaftlichen Methoden gibt es in Wahrheit nicht. Die Rechtsidee kann in Bezug auf sich selbst wie in Bezug auf die absolute Idee und alle übrigen in dieser begriffenen Ideen sich stets nur nach eben dem Gesetze dem Selbstbewußtsein vermitteln, nach welchem die Idee überhaupt dies thut. — Indem wir also erkennen, wie die Rechtsidee nicht etwa bloß als diese abstract auf sich bezogene kategorische Einheit eines historischen und eines philosophischen Moments, sondern nicht minder in ihrer logischen Beziehung zu allen übrigen, sammt ihr in der absoluten Idee unterschiedlich begriffenen Ideen, sowie auf die absolute Idee selbst aufzufassen und zu bestimmen sei, haben wir zugleich finden müssen, daß diese Bestimmung der Rechtsidee und überhaupt ihre ganze wissenschaftliche Durchforschung und Ausprägung nur vermittelt der von der Idee überhaupt vorgezeichneten oder allgemeinen wissenschaftlichen Methode geschehen könne und dürfe. — Uebrigens müssen wir hinsichtlich der Beschaffenheit dieser Methode und auf die gegebenen Andeutungen beschränken, da hier nicht der Ort zu einer tiefer eingehenden Erörterung derselben ist.

11. Es wird nun klar sein dürfen, was wir darunter verstanden, wenn wir beßus der Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit von den Richtern fordern, daß sie Juristen im vollen und edelsten Sinne des Wortes seien (ein entsprechender deutscher Ausdruck, das rechtswissenschaftlich ausgebildete Subject bezeichnend, fehlt und leidet). Wir verlangen also in dieser Beziehung von einem Richter vor Allem, daß er sich das Recht als Idee und zwar vermittelt der Idee überhaupt, sowohl in wiefern sie sich zur höchsten begrifflichen Einheit der absoluten Idee als auch im unendlichen Unterschiede von sich selbst zu besonderen Ideen bestimmt, zu vermitteln wisse, und daß er sich demnach auf Geschichte und Philosophie als solche, gleichwie auf die allgemeine wissenschaftliche Methode versehe. Diese Forderung darf an Jeden, welcher wissenschaftliche Ausbildung für sich in Anspruch nimmt, gestellt werden, nur mit den Modificationen, welche sein besonderer wissenschaftlicher Beruf mit sich bringt⁷⁾. In dieser letztern Hinsicht hat die Fachlehrsamkeit ihr unbestreitbares Recht, in deren Elemente ja eben das allgemeine Wissenschaftliche (das Philosophische) erst zur besonderen Wissenschaft wird. So versteht es sich auch nach der obigen Entwicklung

des Begriffs der Rechtswissenschaft von selbst, daß zu einem Juristen im vollen Sinne des Wortes auch ein tüchtiger Rechtsgelehrter gehört, der als solcher die positiven Resultate, welche die Geschichte im Gebiete des Rechts geliefert hat, also namentlich das geltende Recht und seine Quellen und Schicksale, sowie überhaupt den empirischen Rechtsstoff genau kennt und diese Kenntnis in einer nach gewissen hervorstechenden Merkmalen des Gegenstandes gegliederten und abgetheilten Ordnung des auf diese Weise lebendig erst fordernden und ausfüllenden Verstandes als etwas möglich Unmittelbares besitzt. Durch diese Kenntnisaufnahme hat der gelehrte juristische Verstand den gegebenen und empirischen Rechtsstoff der Erkenntnis des Rechts entgegenzuführen, nur daß er darin von der Idee prädestinirt und innerlich beschränkt sein muß, und die Gegenstände, welche er deßhalb Zichtung und Sondernung des so massenhaften und zugleich so sehr ins Detail gehenden Stoffs ausfließt, nicht weiter aufreißt zu erhalten suchen darf, als sie zugleich zu logischen Unterschieden, in denen die Einheit hervortritt, ideell aufgehoben werden können. Während so einerseits die Erkenntnis des Rechts aus der Kenntnis desselben vermittelt wird, ist es andererseits nicht minder Sache des gelehrten juristischen Verstandes, das Recht aus diesem Vermittlungsgesetze in solcher Form und unmittelbaren resultativen Bestimmtheit zurückzunehmen, daß schon hieran das, was an sich Recht ist und allgemein sich Recht gelten soll, dem Bewußtsein ohne Weiteres, d. h. ohne daß jener Vermittlungsgesetz allemal erst wieder durchgemacht werden müßte, erkennbar wird, aber nicht eigentlich in der Form der Allgemeinheit, sondern in wiefern sich das Recht zu einem Systeme von Bestimmungen detaillirt, durch welche es zur Erfüllung seines allgemeinen Zwecks im Einzelnen brauchbar erscheint (das Gebiet der Lehre und des Gesetzes). Das rein wissenschaftliche Rechtsbewußtsein hat den Verstand auch hierbei anzuleiten und zu beherrschen, und muß sich in allen Figureationen und Wendungen desselben unendlich präsent bleiben können. Es muß sich daher gegen diese Form und Bestimmtheit, welche der Verstand dem Rechte gibt, auch jeden Augenblick kritisch verhalten dürfen, und wenn es dieselbe der Idee nicht angemessen findet, muß es sie auflösen und — soweit es dabei nicht über seine eigene subjective Sphäre in die Sphäre einer objectiv gesetzten Ordnung, wie namentlich des Gesetzes, hinübergreifen wird — selbst reformiren dürfen. «Der Richter (nm hier nur von diesem zu reden) kann somit nie an eine bestimmte, ihm von der Schule überlieferte gelehrte Theorie schlechtthin gebunden sein, sondern er ist wissenschaftlich berechtigt und selbst verpflichtet, sich von dieser Theorie los zu machen, wenn ihm die wissenschaftlich erkannte Idee eine andere Bahn vorgibt. Er soll erkennen, was recht und gerecht ist, nicht aber auf die „Richtigkeit“ secularisieren. — Endlich bedarf es für den Richter des juristischen Urtheils, wodurch der gegebene streitige Fall von Seiten seiner affirmativen und negativen Beziehung auf das Recht an sich erforscht und bestimmt und so das

7) Freilich wird diese Forderung in dieser Ausnahmlosigkeit so lange ein frommes Wunsch bleiben, als nicht die ganze Art und Weise der Anleitung und Erziehung unser Erkenntnisvermögens auf Schulen und Universitäten eine gründliche Umgestaltung erfährt. Aber hierauf hat eben die Erkenntnis des hohen Ziels der echten Wissenschaft allmählig mit hinzuwirken, einzuwirken wirkt sie wenigstens bei vielen Beistimmung aus den Händen der Schulbildung.

concrete Recht desselben eruiert wird. In sofern hierbei — ähnlich wie bei der verständemäßigen Kenntnisaufnahme von dem gegebenen Rechtsbegriffe überhaupt — es zunächst auf die Reflexion über die verschiedenen Möglichkeiten, den Fall unter die Ordnung des Rechts zu bringen, namentlich auf die Anwendbarkeit dieser oder jener Kategorie, dieser oder jener Einzelbestimmung, kurz auf die äußere Vergleichung zwischen dem factum und dem jus ankommt, ist hier wieder der juristische Verstand an seinem Orte, und es ist in dieser Beziehung Nichts natürliches, als von einem Richter Scharfsinn und Umsicht (neben genauer Kenntniss des positiven Rechts) zu fordern. Aber die eigentliche Vermittelung — diejenige, wodurch die Allgemeinheit des Rechts in diesem Falle besonders, die Eigenthümlichkeit des letzteren aber in die Allgemeinheit des Rechts aufgehoben und so erst in Wahrheit und im Grunde der Sache selbst das concrete Recht dieses Falls eruiert wird — diese, die vorarbeitende Thätigkeit des Verstandes in sich aufhebende und ebenso im Voraus bedingende Vermittelung ist hier abermals nur in sofern möglich, als darin die Idee des Rechts sich ihrer bewußt wird und sich in dieser concreten Aufspinnung zu sich selbst verhält.

Was wir eben ausgesprochen und auf Grund der vorangegangenen Erörterung aussprechen durften — daß nämlich der Jurist nicht an die gegebene Theorie schlechthin gebunden, sondern berufen sei, ein solches Vermächtniß der Schule wissenschaftlich zu beherrschen und zu reformiren — das müssen wir jetzt allerdings auch als einen Vorwurf für die Einzelnen geltend machen, welche bisher bei dem Schicksale unserer Jurisprudenz und näher bei dem Zustande der Berufsgerechtigkeit die Hände im Spiele gehabt haben. So gewiß auch ein positives (gesetzlich gebendes) Recht, welches äußerlich von der freien und unverfälschten Idee des Rechts verlassen erscheint, die Folge hat, daß die Jurisprudenz und die durch diese bedingte Berufsgerechtigkeit sich im Ganzen ebenmäßig von jener Idee abkehrt, und so sehr daher ein von dieser Idee durchgeführtes positives Recht eine schwer zu missende Voraussetzung für die innere Freiheit der Berufsgerechtigkeit bildet, so kann die letztere — denn bei dieser wollen wir hier stehen bleiben, da von ihr dasselbe, wie von der Jurisprudenz, aber in erhöhtem Grade gilt — darum doch noch nicht verdammt sein, die Idee des Rechts und deren wissenschaftliche Herausbringung schlechthin auszugeben. Unser positives Recht legt einem solchen Streben nicht durchaus und nicht durchweg solche Fesseln an, daß dasselbe dadurch zu einem trostlosen, vergeblichen, überall unpraktischen, weil etwa geschweibigen Unterfangen auszufliegen müßte. Solche Fesseln hat vielmehr nur unsere bisherige Doctrin mehr oder weniger geschmiedet, indem sie eine wissenschaftlich unserer Theorie schief und weiter spannt; wir haben aber eben gesehen, daß und wie diese Fesseln zu lösen sind, und zwar ohne alle weitere Beschränkung, als daß dabei nicht gegen den Buchstaben und den unabweisbaren Sinn des Gesetzes verstossen werden darf. Der Umstand, daß unser positives Recht der wahren

Rechtswissenschaft und der freien wissenschaftlichen Entwicklung und Wirksamkeit der Einzelnen dies nicht günstig ist, darf also mit einem entschiedenen Hindernisse noch nicht verwechselt werden. Aber noch mehr! Wie wir gesehen haben, ist der wahre Inhalt unseres positiven Rechts ein wirklicher Ideminhalt, und von unserer gelehrten Theorie läßt sich im Grunde dasselbe sagen. Beide scheinen nur von der Idee verlassen, weil diese sich in ihnen unter einer unangemessenen Form verbirgt; sie sind es freilich auch, aber nur in sofern, als die so gebundene Idee nicht zum freien Selbstbewußtsein gelangt und sich daher nicht frei aus sich selbst weiter entwickelt. Welches ein Anreiz also und zugleich welche Gewähr, das positive Recht soweit, als der Buchstabe es irgend gestattet, im Sinne der in ihm verborgenen liegenden Idee zu begreifen und so auf Grund des Gesetzes selbst ein wissenschaftliches Rechtsverständnis geltend zu machen, in welcher die beengenden Bestimmungen der bloß gelehrten Theorie flüssig werden und die Autorität der Schule sich von der freien, bewußten Selbstbestimmung der Idee in den Schatten gestellt sehen muß! Indem aber so das Gesetz zu der ihm wirklich inwohnenden Wahrheit und Vernünftigkeit aus seiner mißverständlichen Auffassung und Ausdeutung befreit wird, darf selbst die Schranke nicht geschont werden, welche es der Idee noch immer irgendwie entgegensetzt und wodurch es selbst auch theilweise unwahr ist. Nicht, als ob der Richter jemals gegen den Buchstaben und den unabweisbaren Sinn des Gesetzes erkennen dürfte, auch wenn dasselbe in einer solchen Bestimmtheit der Idee nicht gemäß sein sollte; aber indem er hier dem Gesetze gemäß erkennt, muß er das freie wissenschaftliche Bewußtsein dieser Unangemessenheit des Gesetzes haben, muß er dies selbst aussprechen dürfen, falls eben dies die wissenschaftliche Begründung seines richterlichen Urtheils in andern Beziehungen einem folgerichtigen Zwange unterliegen würde (also namentlich da, wo eine solche Unangemessenheit des Gesetzes einen Grund enthält, dasselbe strikt zu interpretiren). Der Richter ist durch seine ganze Aufgabe zum Interpretiren berufen; er kann diesen Beruf in Bezug auf das Gesetz so wenig, als auf einen andern Gegenstand anders erfüllen, als indem er sich gegen das unmittelbar vorliegende Gesetz kritisch verhält, d. h. das Gesetz mit der Idee desselben, die er sich hierbei nach ihrem eigenen begrifflichen Wesen zum Bewußtsein bringt, vergleicht, um zu finden, in wiefern es seiner Idee entspricht oder nicht; im letzteren Falle hat er sich zwar unter das Gesetz zu beugen, aber nicht weiter, als diese äußere Nothwendigkeit, welche als solche nicht eine Quelle logischer Folgerungen sein kann, unabweisbar zwingt; er muß also immer noch dieses Abfallen des Gesetzes von seiner Idee kritisch aufweisen dürfen, um darnach den Umfang und die intensive Kraft seiner Wirksamkeit bemessen zu können. — Nach diesem Allem befindet sich unsere Berufsgerechtigkeit wol in der Lage, ihre innere, wissenschaftliche Selbstständigkeit der Würdigung des positiven Rechts ungeschadet in ihrer Sphäre zu begründen und durchzuführen, wenn

auch diese Durchführung häufig nur darin bestehen kann, daß sie in den Abirrungen des positiven Rechts, denen sie folgen muß, nicht zugleich sich selbst verliert. Vorerst nun aber die Berufsgerechtigkeit auf diese Weise das positive Recht, öffnet sie also der unter den Bestimmungen desselben verborgenen Idee des Rechts überall und in dem Maße, als dies nur unbeschadet der Auctorität des Gesetzes geschehen kann, den Weg zu ihrer freien Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung, und zwar zu einer solchen, welche zugleich praktisch in das Leben eingreift und durch dieses wieder in das gemeine Bewußtsein übergeht, so wird die Berufsgerechtigkeit sich überhaupt als eine mächtige Verbündete der Rechtsidee, wie sie es an sich ist, allmählig mehr und mehr bewähren, und es wird dies in Bezug auf das positive Recht darin zum Vorschein kommen müssen, daß das Bedürfnis einer der Idee entsprechenden gesetzlichen Reformirung desselben immer tiefer und lebendiger erkannt und erfahren wird und endlich seine Erfüllung findet, welche dies auch vorerst nur innerhalb der engeren Grenzen, welche bei uns die Folge des Mangels an positiver und nationaler Einheit sind. Auf ein solches Ziel allmählig zu hinarbeiten, das ist allerdings eine Aufgabe der Rechtswissenschaft überhaupt, welche darin zugleich der Berufsgerechtigkeit unter die Arme zu greifen hat; aber vorzugsweise und am nächsten befindet sich die Berufsgerechtigkeit sich in der Lage, dieses Ziel ins Auge zu fassen, da in ihrer Spätere Phase und Theorie die Hand in Hand gehen sollen. Freilich kann sich die Berufsgerechtigkeit nicht, gleich der bloß theoretischen Rechtswissenschaft, auf jenes Ziel schon als solches und direct angewiesen sehen, indem ihr eigentlicher Zweck vielmehr nur darin besteht, das Recht im einzelnen Falle concreter und widerspruchsfrei zu bestimmen und zu setzen. Aber indem sie dies thut, muß sie sich nothwendig der allgemeinen Forderung des Rechts, der Hindernisse, welche derselben entgegenstehen, der Möglichkeit, dieselben zu überwinden und der ihr selbst zu Gebote stehenden geistlichen Mittel und Wege einer solchen Ueberwindung wissenschaftlich bewußt werden, um das besondere Recht des vorliegenden Falls in der möglichst reinen und wahren Allgemeinheit des Rechts gründen zu können, welche letztere auf diese Weise selbst in der Besonderheit bewahrt und wiedergegeben zu werden den entscheidendsten Anspruch hat — somit kann aber die Berufsgerechtigkeit gar nicht umhin, das gedachte Ziel aller selbstbewußten Rechtsnormirung als den obersten Leitstern ihrer Wirksamkeit allgemein ins Auge zu fassen und in der Lösung ihrer besonderen Aufgabe zugleich auf der Bahn zu diesem allgemeinen Ziele, die sie hierdurch ihrerseits bricht, vorzudringen. Wir sehen, welche Aufgabe sich hieraus für die Einzelnen ergibt, denen die Vermittelung des Rechts in die Hände gegeben ist, und wie wenig ihnen diese Aufgabe entfallen werden kann.

Diese Aufgabe will vor Allem grade jetzt begriffen und mit voller wissenschaftlicher Eingebung, ja mit tiefer sittlicher Energie verfolgt sein. In der gegenwärtigen Mitte des 19. Jahrhunderts hat die Geschichte der Idee

des Rechts eine Bahn gebrochen, auf welcher die letztere so gleich mit wunderbarer Schwungkraft vorwärts drang und ihre Zwangshülle abschüttelnd sich in der Existenz ihrer eigenen Gestalt zu erkennen gab. Fast überall erfuhr die Gerichtsbefassung und das gerichtliche Verfahren plötzlich eine entsprechende Umgestaltung, gegen welche die Rechtsgelahrten, der Geschichte, der Philosophie und dem gemeinen Rechtsbewußtsein zum Theile so lange und so heftig gerirrt hatten und vor welcher sie das Gerichtswesen so gründlich sicher gestellt zu haben glaubten. Freilich war es für das Mal vorzugsweise eben nur die Idee der Rechtspflege, welche sich die Anerkennung der Gesetzgebung, und zwar nur einer particulären Gesetzgebung erzwang; allein es war doch eben die Idee, die als solche die particular-geistlichen Verschiedenheiten einheitlich immer wieder zu bemächtigen und die allmähliche Reformirung des übrigen Rechts nach sich zu ziehen im Stande sein mußte. Aber schon haben sich dieser freien Selbstverwirklichung und ferneren Entwicklung der Rechtsidee hier und da die alten Hindernisse, wennschon nicht überall mehr mit der früheren Cohärenz und Sicherheit, von Neuem entgegengestellt; die ausgeräumten Trümmer drohen in die gebrochene Bahn zurückzufallen, das bei Seite geschaffte Gestrüpp droht diesen Entwidlungsgang der Idee und diese selbst von Neuem zu überwuchern. Das Pathos des gemeinen Bewußtseins, welches diese Bahn einstweilen frei und offen erhielt, ist gewichen und in ein Abwarten der weiteren Gestaltung des Dinge übergegangen, welches leicht getäuscht werden kann. Die neuen Gesetze und Einrichtungen im Gebiete der Rechtspflege haben, soweit sie sich überhaupt erhalten, durch sich allein noch nicht hinlänglich festen Fuß gefaßt, haben sich mit den übrigen Satzungen und Einrichtungen im Staate noch nicht so fest verwachsen können, daß durch ihre Existenz auch schon ihre Dauer und freie Weiterentwicklung verbürgt wäre. Sie müssen sich für die Kleingläubigen und Schwächlichen erst durch die Erfahrung bewähren und durch ihre Früchte die schwere Angst beschwichtigen, die so Mancher ihrer Widersacher von ihnen getriegt hat, müssen sich erst in dem Maße zur vollendeten Thatsache verfestigen, daß der gegen alle vollendeten Thatsachen äußerst sublimistischer Verstand das Reflectiren und Speculiren, wie es anders sein könnte, vergißt. Inzwischen aber darf sich das neue Gerichtswesen keine Illusionen geben, welche von den Widersachern ausgenutzt werden könnten, um die principielle Untauglichkeit des Ganzen zu beweisen. Dies Alles ist nur möglich, wenn die neuen Gesetze und Einrichtungen ihrer Idee gemäß und in dem Geiste, in welchem sie ihre Existenz haben, auch wirklich gehandhabt und ausgeführt werden, wenn also vor Allem die Richter sich jener Idee wissenschaftlich bemächtigen und dem großen Unterschiede zwischen der hierdurch begründeten neuen Rechtswissenschaft und der bisherigen Jurisprudenz überall und mit enger Verleugnung der lieben alten Gewohnung auf den Grund zu sehen lernen: Wie eine neue Bestimmung, jedes einzelne Glied mit hier — falls nur das Ganze seiner

Idee gemäß von dem Gesetzgeber gedacht und geordnet ist — im Geiste dieses Ganzen begriffen und angewandt, und dieser Geist selbst will nicht etwa bloß hier und da einmal gehandelt oder unmittelbar erfüllt, sondern auf das Bestimmteste im Principe erkannt und in das Denken und Wirken dees, denen die Rechtspflege hier zunächst anvertraut ist, schließlich aufgenommen sein — denn er ist eben wirklich Geist und hat eine Geschichte. Hier ist kein Heil, außer in jener allgemeinen wissenschaftlichen Methode, welche das Einzelne stets in dem Ganzen und das Ganze stets im Einzelnen begriffen und so mit Leichtigkeit und Sicherheit den Uebergang und die Verbindung zwischen einzelnen Bestimmungen, den unabweidlichen Sinn und die untrügerischen, keinem Consensate ausgelegten Consequenzen derselben da findet, wo der bloß gelehrte Verstand nur Lücken, Dunkelheiten und Widersprüche des Gesetzes entdeckt und ein unmanierliches Aergerniß an den Schwierigkeiten nimmt, die ihm ein solches Gesetz macht, wenn er denselben durch die Einschübel und Suppositionen seiner anderswoher entlehnten Einzelreflexionen nachsehen will. Hier nach liegt das Heil des neuen Gerichtswesens einstweilen vorzugsweise in den Händen der Richter. Möchte Keiner von ihnen den hohen Beruf, der ihm dadurch zu Theil geworden ist, verkennen — den Beruf, eine neue die echte Rechtswissenschaft in dem Maßbald daraus gewonnenen Boden sogleich praktisch zu begründen und dadurch zugleich das neue Gerichtswesen dauernd zu befestigen! Wenn wir aber gleichwohl sehen müssen, wie so Manche von ihnen von der Bedeutung jener neuen Gesetze und Einrichtungen so wenig eine Ahnung haben, daß sie darin eine bloße Modification des früheren Gerichtswesens in Bezug auf Außendinge finden und daher ganz auf dem alten Standpunkte stehen bleiben, den sie — sich mit Händen und Füßen gegen alle Principienfragen und deren logische Consequenzen wehrend — oft auf die wunderlichsten Weise zu stützen suchen, nun so wollen wir darüber nicht gleich böse sein, noch darin ein Omen für den neuen Aufschwung der Rechtsidee, statt für die alte veränderte Weisheit erblicken; denn vermutlich befindet sich in diesen Erscheinungen nur die Ironie und der Humor, womit die neu herausgerungene Idee, ihrer unendlichen Uebermacht gewiß, den absehbenden Geistern noch eine Weile gestattet, ihr Heil und ihr Unheil an ihr zu versuchen. Wir bringen also solche Erscheinungen auf Rechnung des Uebergangs, welcher ja niemals ohne dergleichen Spuk abgeht, und vertrauen zu der guten Sache, daß sie sich immer reicher und bündiger die fruchtigste Unterstützung der tieferen Geister unter den Richtern gewinnen und somit dauern und immer mehr siegen werde. Ist es doch eben nichts Eringeres, als das Moment des Subjektivens, der Freiheit der richterlichen Ueberzeugung und Wirksamkeit, welches die neueste Zeit gegen die bisherige Uebermacht des objectiven Moments zur Geltung zu bringen sucht — wie sollte also der Richterstand sich nicht schon unwillkürlich angepornt fühlen, von dieser äußeren Er-

höhung und Erweiterung seines Berufs auch innerlich Besitz zu ergreifen?

Als diejenigen Gesichtspunkte, unter welchen die einschließliche Bestimmtheit der Zweckmäßigkeit der Rechtspflege vorzugsweise zu gewinnen sei, unterscheiden wir eben die juristische Ausbildung und die Charakterfähigkeit der Richter. Wir haben bis jetzt entwickelt, was unter der ersteren zu verstehen sei und in wiefern sie die innere, nämlich wissenschaftliche Selbstständigkeit der Berufsgerechtigkeit in sich begreife. Es bleibt nun, um die volle Idee der letzteren zu gewinnen oder die Freiheit der Berufsgerechtigkeit selbstig zu bestimmen, noch übrig, auf die Forderung und Beschaffenheit der Charakterfähigkeit des Richters näher einzugehen.

In sofern die letztere zunächst rein moralisch bedingt ist, können wir sie nur als eine, rechtswissenschaftlich nicht weiter zu bestimmende Voraussetzung der Freiheit der Berufsgerechtigkeit hinstellen. Der Richter muß sich ausgenommen wissen in die allgemeine Sittlichkeit; er muß aus dem Geiste derselben seine eigene innere Bestimmtheit in Bezug auf sein Thun und Lassen als Mensch und Staatsbürger schöpfen. Dies ist die allgemeine, unerlässliche Grundlage, auf welcher seine richterliche Charakterfähigkeit sich aufzubauen hat. Diese letztere muß nun aber sogleich als durch seine rechtswissenschaftliche Ausbildung bedingt und bestimmt erscheinen, gleichwie sie umgeben der letzteren erst die rechte Haltung und Richtung für die Uebung der Gerechtigkeit zu geben hat. Es ist die Unparteilichkeit oder die innere Selbstgleichheit der richterlichen Gerechtigkeitseigenschaft, von welcher wir hier reden. Diese besteht im Allgemeinen darin, daß der Richter, durch Eid und Pflicht und näher moralisch durch sein Gewissen gebunden, das Recht im einzelnen Falle in dem Maße will und ausführt, in welchem er es weiß, sodas ihn nichts Drittes hierbei bestimmt. Willen und Wissen müssen sich zu diesem Ende gegenseitig unterstützen, und zwar gleichmäßig. Das Willen darf dem Wissen nicht voraneilen und dieses präoccupiren, wie dies geschieht, wenn der Richter schon im Voraus einen gewissen Erfolg seiner Rechtsvermittlung wünscht oder beabsichtigt, sei dies nun aus individuellem oder gar persönlichem Interesse, oder weil er zufolge des unmittelbaren Einbruchs, welchen der Fall auf ihn gemacht hat, nur auf diesen oder jenen Ausfall seines Urtheils Bedacht nehmen zu dürfen glaubt. Andererseits darf das Willen nicht durch das Wissen gebunden sein, wie dies der Fall ist, wenn dem Wissen des Rechts, sei es im Allgemeinen, sei es in Bezug auf den besondern Fall, Schranken anhaften oder Hindernisse entgegenstehen, die ihren Grund im Berufsfinke des Richters haben, wenn also das Willen des Rechts nicht in dem Grade eintreten kann, in welchem es an sich möglich sein würde — weil nämlich das Wissen nicht in dem Grade vorhanden ist, in welchem es vorhanden sein konnte. In einer solchen Abhängigkeit befindet sich die richterliche Unparteilichkeit so lange, als der Richter sich des Rechts und der Vermittlung desselben für den besondern Fall

noch nicht wissenschaftlich bemächtigt hat, sondern von Weidem nur so viel versteht, als er aus der ihm von der Schule überlieferten gelehrten Theorie und aus seinem endlichen Verstande zu schöpfen vermag. Der Richter muß hier bei dem besten Willen nur zu oft das Schicksal haben, daß er auf Kosten des Rechts für die Schule und für die Verlegenheiten, in welche sein juristischer Verstand geräth, Partei nimmt — denn die Parteilichkeit besteht nicht etwa bloß darin, daß der Richter sich durch eine gewisse Vorliebe für die eine oder andere Partei oder deren Sache leiten läßt, sondern im allgemeineren Grunde schon darin, daß er in dem ganzen Rechtsbegriffe selbst irgendwie zur Partei wird oder in die Stellung geräth, sich mit seiner Aufgabe so oder so abfinden zu müssen, anstatt sie frei und unbeirrt zu beherrschen und zu lösen. Und eine solche Stellung bereitet dem bloß gelehrten Richter nur zu leicht das Streben, richtig (in dem oben erörterten Sinne) zu erkennen. Ja die juristische Selbstverleugnung, welche wie oben von der einen Seite als eine Bürgschaft der Parteilichkeit gerühmt haben, begünstigt andererseits jene unwillkürliche Selbstparteinahme des Richters, denn ihre juristische Bestimmtheit besteht darin, daß der gelehrte Verstand sie in seinen Reflexionen gleichsam auffängt und mit ihr fertig wird, ehe sie mit ihm hat fertig werden können. Somit ist eine wahrhaft unparteiliche Gerechtigkeitspflege nur denkbar, in wiefern sie in der rechtswissenschaftlichen Ausbildung des Richters, die ihn von allen Geheimnissen und gutzulaubigen Vorbehalten seines Bewußtseins zum klaren, selbstbewußten Bestimmtheits durch die Idee befreit, ihren Grund hat. Erst so vermag der Richter das Recht in dem Grade zu wollen, dessen dieses Wollen überhaupt fähig ist, denn er weiß das Recht nach den Gesetzen des Wissens überhaupt und ist dadurch der Lösung aller der Geheimnisse mächtig, durch welche es sich von Seiten seiner Begrifflichkeit seinem Bewußtsein und folgeweise seinem Wollen in einem einzelnen Falle entziehen könnte. Es versteht sich von selbst, daß eine solche wissenschaftliche Beherrschung und Durchdringung seiner Aufgabe, welche den Richter vor der Gefahr, unwillkürlich für sich selbst eine Parteilichkeit einzunehmen, so von Grund aus zu sichern vermag, unschätbar auch die Macht haben muß, ihn vor der viel leichter im Bewußtsein sich verrathenden Parteinahme zu Gunsten der einen oder anderen Partei oder ihrer Sache zu bewahren. Allein mit dieser bloßen Möglichkeit, die Gerechtigkeit in einem einzelnen Falle im vollen und streifen Maße zu üben, ist es noch nicht gethan. Denn wenn es bei der bloßen, abstrakten Möglichkeit bleibt, so behält der Zufall, der hier den Vortheil hat, daß er sich nicht erst auf Vermittelungen einzulassen braucht, sondern immer unmittelbar eingreift, noch immer sein Spiel; und so kann es geschehen, daß das richterliche Wollen des Rechts in dem einen oder andern Falle einmal erschläft, nämlich so, daß es die wissenschaftliche Erschöpfung des Rechts in diesem Falle nicht mit der erforderlichen Energie ausruft, und daß daher jenes höchste Gleichmaß des Wissens und des

Wollens nicht gewonnen wird. Denn gleichwie das Wollen des Rechts durch das Wissen bedingt ist, so ist umgekehrt auch wieder das Wissen durch das Wollen bedingt; bestimmt sich also das Letztere nach einem engeren Maße, als in welchem das Wissen an sich möglich ist, so wird das Letztere dadurch einseitig vorherbestimmt und kommt nicht zur freien Entfaltung seiner Macht und namentlich seines erlösenden Einflusses auf das Wollen. Dies darf schlechterdings nicht sein, auch nicht einmal bloß dann und wann (soweit es nämlich nach menschlichem Vermögen überhaupt verhilft werden kann). Jene bloße Möglichkeit muß sich daher in der Person des Richters als effektive Nothwendigkeit, der er sich nicht anders, als willkürlich zu entziehen vermag, als unmittelbares Bestimmtheits seiner ganzen inneren und äußeren richterlichen Wirksamkeit erweisen. Jenes freie gegenseitige Einbeziehen seines Wissens und Wollens, vermöge dessen Beides nicht anders als stets im höchsten und vollkommensten Gleichmaße stehen kann, muß in ihm also dieses ein für allemal unmittelbar fertige Gepräge seines richterlichen Denkens und Thuns vorhanden sein, sobald dadurch jede anderweitige unmittelbare Bestimmtheit, nämlich jede Einwirkung, durch welche jene Gegenseitigkeit des Wissens und Wollens gehemmt oder unterbrochen werden würde, schon von vorn herein und ein für allemal ausgeschlossen ist. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als könne unter diesem in der Form der Unmittelbarkeit allgemein vorhandenen Gepräge jemals der Vermittelungsproceß verschwinden, welchen das Denken des Richters in jedem einzelnen Falle durchzumachen hat, gleich als handele es sich nummehr bei einer einzelnen Entscheidung bloß noch um die Kunst, den Nagel blindlings auf den Kopf zu treffen. Jenes unmittelbare Bestimmtheits der richterlichen Wirksamkeit, worin das Wissen und Wollen des Richters ein für allemal in sofern zum selbstbewußten Abschlusse und Einverständnisse sich durchgebildet haben, als ein jedes stets und ständig nur das höchste und vollkommenste Maß des andern als sein eigenes anerkennt und trifft, — kommt überhaupt nicht etwa erst unter der Voraussetzung in Betracht, daß ein einzelner Fall die Gerechtigkeitsliebe und Unparteilichkeit des Richters gleichsam herausfordert, sondern gilt vielmehr selbst als Bedingung für alle Fälle, mithin als allgemeine Bedingung der richterlichen Wirksamkeit oder macht, um es gleich bei den rechten Namen zu nennen, den allgemeinen Charakter des Richters als solchen und — da sich dieser Charakter als ein Charakter von höchster Treuehaftigkeit bestimmt — näher die Charaktereigenschaft des Richters aus. Wir reden hier von der richterlichen *justitia* als der *constans et perpetua voluntas* *ius suum cuique tribuendi*, die in jedem einzelnen Falle mit innerer Nothwendigkeit und Sicherheit zu einer voluntas *ius suum cuique tribuens* wird (vergl. Note 1). Diese in der Form der Unmittelbarkeit, der schleßlichen Bestimmtheit vorhandene und wirksame Charakterdurchbildung des Richters als solchen setzt sich nun aber, nächst der moralischen

schen und sittlichen Tüchtigkeit des Mannes, den Vermittelungsproceß seiner wissenschaftlichen Ausbildung im Großen und Feinen wesentlich voraus. Sie erscheint als das durchgängige, feste und bleibende, nicht selbst immer erst wieder dem Proceß unterworfen, wenigstens noch immer einer unendlichen inneren Vervollkommenung fähige und für eine solche jeden Augenblick empfängliche Resultat jenes Proceßes — als ein Resultat, in welchem dieser Proceß sich als solcher selbst aufhebt und zugleich beständig, indem er darin zum freien Abschluß mit sich gelangt und sich als dieses allseitige und allzeitige Bestehen seiner selbst erfährt und bewährt, welchem keine fremde Macht, keine Macht der Unbestimmbarkeit und Unvermittelbarkeit mit bedrohlicher Selbständigkeit mehr gegenüber treten kann, um den Richter im einzelnen Falle aus einer trügerischen, weil nicht von Grund aus und allseitig vermittelten Sicherheit aufzufordern und seine Wirksamkeit immer von Neuem in alle die Gefahren zu verwickeln, welche der individuelle Fall mit sich führt, sobald diese Wirksamkeit nicht schon durch ihren allgemeinen Charakter ein für allemal diesen gelegentlichen Gefahren entzogen ist. Jene Charaktertüchtigkeit ist mit Einem Worte der rechtswissenschaftliche Vermittelungsproceß, in welchem er sich im Grunde mit dem freien, sittlichen Willen überaupt zu dieser Incarnation der idealen Berufsgerechtigkeit in der Person des Richters unmittelbar entschieden und schließlich bestimmt hat. Es ist so der Richter, welcher, wie er da lebt und denkt und wirkt, zur Uebung der Gerechtigkeit als solcher durchweg und allgemein, folglich auch für jeden individuellen Fall berufen erscheint. Nicht aber so, als lässe sich irgend ein Zeitpunkt in dem Leben des Richters denken, wo jener Vermittelungsproceß seiner wissenschaftlichen Ausbildung als vollendet anzusehen wäre, und aufhören dürfte, um nun schlechthin sich in diese Unmittelbarkeit des Wissens und Willens zu verkehren. Dann würde die letztere sich nur zu bald in sich selbst verzehren. Sie ist vielmehr zu jeder Zeit und unter allen Umständen durch die stets unverrückliche, lebendige Wirksamkeit jenes Proceßes, durch welchen die Idee des Rechts sich eben unendlich in dem Selbstbewußtsein vermittelt, wesentlich bedingt. Sie ist dies namentlich auch in jedem einzelnen Falle, wo der Richter eine Entscheidung treffen soll. Die Sache ist die, daß der Richter, je charakterfester er ist, desto sorgfältiger und gewissenhafter sich aus das concrete Recht dieses Falls nach eben den Gesetzen begrifflich vermitteln wird, nach denen er der Idee überhaupt mächtig ist. Es sind charakterlose, für sich selbst Partei nehmende Richter, welche ihre Entscheidung, ohne sich erst viel mit einer rechtswissenschaftlichen Erforschung des Falls zu beschäftigen zu machen, nach ihrem unmittelbaren individuellen Dafürhalten treffen, in so gutem Glauben sie dabei auch befangen sein mögen. Die Unmittelbarkeit des Wissens und Willens, in welche wie eben nur, in welchem sie von Grund aus und allseitig im Selbstbewußtsein vermittelt ist und fort und fort vermittelt wird, die Charaktertüchtigkeit des Richters zu setzen

haben, bedeutet auch für den einzelnen Fall nichts Höheres und nichts Geringeres, als daß der Richter bei der Vermittelung des concreten Rechts dieses Falls von vorn herein sicher sein muß, nur die wahre ausschließlich dem Rechte entsprechende Art und Weise dieser Vermittelung zu treffen und für alle nicht ausschließlich rechtlichen Einwirkungen unerschütterlich zu sein. Die Standigkeit dieses unmittelbaren Bestimmens gibt sich hier im Momente ihrer Stetigkeit zu erkennen, und die Charaktertüchtigkeit des Richters bewährt und erfüllt sich erst wahrhaft dadurch, daß sie im einzelnen Falle, also gerade da, wo sie sich durch die That entscheiden soll, um das Recht effectiv zu entscheiden, nur um so gewissenhafter sich an die Gesetze der selbstberufenen Vermittelung bindet, auf denen sie selbst im Ganzen und Allgemeinen beruht.

Hiernach stellt sich uns jenes unmittelbare Bestimmens des richterlichen Wissens und Willens zugleich als unendliche Selbstbestimmung seiner Subjectivität dar, und die Notwendigkeit, zu welcher sich, wie wir sagten, die bloße Möglichkeit einer vollendeten Uebereinstimmung seines Wissens und Willens in ihm durchzusetzen hat, wird näher darin erkennbar, daß sie sich in ihm zur unbedingten Freiheit seines Selbstbewußtseins aufhebt. Es ist das Gewissen, welches auf diese Weise um seiner Freiheit willen seinen Theil an der richterlichen Wirksamkeit fordert und in innerer Uebereinstimmung mit der wissenschaftlich erkannten Idee des Rechts zu gerichten erhält. So macht sich im Selbstbewußtsein des Richters als das tiefste und sicherste Kriterium der Gerechtigkeit seiner Entscheidung die Ueberzeugung geltend, die in dem Maße eine sittlich freie ist, als sie eine rechtliche, d. h. durch die Idee des Rechts vermittelt ist — und umgekehrt. Nach dieser höchsten, weil allseitig im Wissen und Willen zu gewonnenen Ueberzeugung strebt der charaktertüchtige Richter und ruht nicht eher, als bis er sie in jenem höchsten Grade seines Wissens und Willens errungen hat, in welchem nach menschlichem Vermögen keins mehr vor dem andern Etwas voraus behält; dieser ihm im Allgemeinen gleichsam zur andern Natur gewordene und in jedem besonderen Falle sich der richterlichen Wirksamkeit unwillkürlich und unmittelbar bemächtigende Drang ist es, in welchem allemal jene unendliche Freiheit des Selbstbewußtseins, durch welche der Richter schlechthin sich selbst entspricht, weil er in seinem Wissen und Willen der Idee des Rechts entspricht und umgekehrt, sich als Grund und Zeitpunkt seiner Wirksamkeit auf unmittelbare Weise manifestirt. Denn so lange sein Wissen und Willen im Widerverhältnisse stehen, ist seine Wirksamkeit eben durch diesen Widerspruch gebunden und somit unfrei, und so lange er nicht der Lösung dieses Widerverhältnisses nach der ganzen Beschaffenheit seiner Selbstbestimmung ein für allemal mächtig sowie um seiner selbst, weil um seines Berufs willen, und um seines Berufs, weil um seiner selbst willen entscheidend bedürftig ist, und so lange diese Bedingungen seiner Gerechtigkeitssphäre sich in ihm nicht als sein ganzer richterlicher

Charakter voll ausgeprägt haben und somit unmittelbar vorhanden sind: so lange beherrscht ihn jenes Mischverhältnis trotz aller seiner Anstrengung, sich im einzelnen Falle davor in Acht zu nehmen, nach Gelegenheit der Umstände mehr oder weniger, und macht ihn immer wenigstens irgendwie zum Sklaven seines Berufs und diesen zum Pfande seiner Freiheit.

Es will also die richterliche Charaktertätigkeit als eine aus der höchsten Potenz der Gegenseitigkeit von Wissen und Willen hervordringende Nothwendigkeit erkannt sein, welche sich durch und durch zur Freiheit der Selbstbestimmung durch die Idee aufhebt. Und zwar als eine Nothwendigkeit nicht bloß für den Richter als dieses zur Gerechtigkeitpflege allgemein berufene Subjekt, sondern auch für das Recht selbst, dessen er pflegen soll; daher es auch die gemeinsame Freiheit sowohl dieses Subjekts als des Rechts ist, zu welcher diese Nothwendigkeit in der Person des Richters sich aufhebt. In diesen Zusammenschlüssen, in welchem das Eine das Andere unendlich bedingt, und der sich zu dieser unmittelbar wirksamen, aber unendlich vermittelten Totalbestimmtheit ausprägt, welche wir Charakter nennen, erfüllt sich die Idee der Berufsgerechtigkeit, in wiefern sie dem Richter als sein höchster Lebensberuf im Großen und Ganzen und hierdurch zugleich für jeden einzelnen Fall unmittelbar geworden sein soll. Unter diesem subjectiven Unmittelbarworbensein der objectiven Idee, welches sich in Allem, was sich auf den Beruf des Richters bezieht, zugleich als unendliche, allzeit prompte und entscheidende Energie des Willens und Handelns betheilt, übt jede anderweitige Unmittelbarkeit ihren Einfluß auf die richterliche Wirksamkeit und folgerweise auf die Gerechtigkeit selbst ein. Erst so vollendet sich die Gerechtigkeitspflege in der Person des (nothwendig ständigen) Richters zu dieser ihrer selbst absolut gewissen Macht, die als solche in jedem individuellen Falle und unter den verschiedenartigsten, ja unter den schwierigsten Umständen dennoch schlechthin nur sich selbst gleich bleiben oder sich gleichmäßig verhalten, d. h. das Recht immer nur nach dem Einen Maße des Rechts selbst ertheilen und überhaupt in allen den individuellen Lagen, in welchen sie auf die besondere Erfüllung ihres allgemeinen Berufs bezogen ist, sich die sichere Herrschaft über alle solche Bestimmungsgründe bewahren wird, durch welche sie eben je nach den Umständen verändert werden könnte. Denn erst so ist sie der mildsten Lage entnommen, sich in jedem individuellen Falle immer erst wieder von Neuem zu ihrer Idee vermitteln zu müssen, um hierdurch die Maximen ihres Verhaltens für diesen individuellen Fall zu gewinnen — ein Procedere, welches immer von den Umständen vorher bestimmt sein und somit seinen Zweck verstehen würde, in der Regel aber auch gar nicht eintreten wird, da ein Richter von nicht durchgebildetem Charakter in den einzelnen Fällen seiner Berufserfüllung sowerlei eine Ahnung davon haben wird, daß und in wiefern hier die Umstände darin begriffen sind, seine Gerechtigkeitspflege gegen die Idee derselben oder gegen sein Verhalten in andern Fällen zu

verändern, kurz, seine Berufserfüllung im Einzelnen unter Bedingungen zu stellen, unter denen die Allgemeinheit und -Idealität dieses Berufs nicht wieder zu erkennen ist.

Die richterliche Charaktertätigkeit bestimmt sich hiernach näher dahin, daß sie in dem klar und bestimmt im Erstbetrachtsein ersetzten Principe jener inneren absoluten Selbstgleichheit der Gerechtigkeitspflege beruhen und sich als die ein für allemal gewonnene Energie und praktische Präcision jenes Princips beurkunden muß, vermöge welcher die richterliche Berufserfüllung in allen einzelnen Fällen, ja selbst in den äußerlichsten Begehungen von vorn herein doch immer nur in einer Selbstamendung jenes Princips und in der Erfüllung der Allgemeinheit und Idealität des Berufs begriffen sein kann. So bleibt der Richter unter allen Umständen Herr seines Berufs, indem er sich darin einer Angelegenheit der Freiheit des Rechts von Grund aus und unter allen Bedingungen als einer Angelegenheit seiner eigenen Freiheit als Richter vergewissern. Seine innere absolute Selbstgleichheit der Gerechtigkeitspflege oder dieses im Principe ersetzte und zur überall wirksamen Unmittelbarkeit des Charakters ausgeprägte absolute Gleichmaß des rechtlichen Wissens und Willens ist aber eben nichts Anderes als die Unparteilichkeit, sofern nur dieser Begriff nicht auf jene enge und äußerliche Forderung der Gerechtigkeit, daß der Richter sich mehr oder weniger bewußter Vorurtheile von einer Partei vor der andern zu enthalten habe, eingeschränkt werden darf, sondern eben davon zu verstehen ist, daß der Richter seine Aufgabe schlechthin durch die Idee beherrscht, anstatt von ihr nach Umständen beherrscht und dadurch willenlos irgendwem selbst zur Partei in dem ganzen Handel zu werden. Was wir aber hier zunächst von dem einzelnen Richter gefordert haben, das muß nunmehr zu einer Forderung an den gesammten Richterstand erhoben werden, damit auf diese Weise die Gleichmäßigkeit oder Unparteilichkeit der Gerechtigkeitspflege zugleich zum Charakter der letzteren selbst werde, in wiefern sie als allgemeine sittliche Macht und Erscheinung für sich selbst in Betracht gezogen wird. Diese Forderung an den gesammten Richterstand beruht auf seinen andern subjectiven Bedingungen, als den bereits erörterten, nur daß die Wirksamkeit dieser Bedingungen in den einzelnen zur Gerechtigkeitspflege berufenen Subjecten als allseitige Zusammenwirkung vermöge ihrer Idealität gedacht werden muß, in welcher die Berufswirksamkeit jedes Einzelnen sich in den objectiven Geist des Ganzen ideell aufhebt, um andererseits nicht minder für ihre besondere, selbständige Epöde mit desto höherer Reiche und Kraft von diesem Geiste ausgerollt zu werden.

Und welche Erscheinungen bietet uns statt dessen immer noch zu oft die tägliche Erfahrung dar? Wir haben hierüber bereits einige Andeutungen gegeben; aber das ist noch nicht Alles. Da finden wir Richter, die, indem sie ihrem höchsten Ansehen in eine stupende, vorzugsweise auf das Detail gerichtete Gelfchämtheit und in einen haarspaltenden Scharfsinn setzen, ja in eine

formliche Sucht der Schwierigkeitsreicherei versallen, sich ganz natürlich in einem fortbauenden, oft bis in die kleinsten Plänen sich erstreckenden Widerstande mit ihrer Aufgabe, d. h. mit den einzelnen Angelegenheiten ihres Berufs befassen, und deren Berufstätigkeit daher unausföhrlich in der Anstrengung und Aufregung einer Vermittelung begriffen ist, welcher es an jeder allgemeinen, festen Grundlage, an jeder Entschiedenheit und Präcision der allgemeinen Art und Weise des Richters, sich im einzelnen Falle zu seiner Aufgabe zu verhalten, gebricht. Diese bloß stete, nicht handig schon zum Voraus gesetzte und geregelte Vermittelung begründet eben darum Angelegenheiten des Berufs, über welche der Richter ihrer Allgemeinheit und Abstraktheit wegen längst ein entschickenes, keinem Widerstande mehr ausgelegtes Bewußtsein gewonnen haben sollte, zu casuistischen Fragen, indem sie dieselben in eben den Widerspruch der Umstände verwickelt, in dessen Aufschlingelung und geistreiche Auswickelung diese Richter in jedem einzelnen Falle ihren höchsten Beruf sehen. Oder vielmehr sie gelangen gar nicht einmal zu der Ahnung, daß die Erfüllung ihres Berufs noch an andere, höhere Bedingungen gebunden sei, als an die, mit den jetzmaligen Umständen, und nicht etwa bloß mit den Umständen, welche in der Sache selbst liegen, sondern noch mit allerlei andern Dingen, welche ihren Beitrag zur Bestimmung der einzelnen Berufstätigkeit anbieten, sich aus Intimität einzufließen, gleich als sei erst auf diese Weise ein recht alseitig erwogenes Resultat zu gewinnen. Sie hüßen ihre Berufstätigkeit mit einer gewissen Selbstgefälligkeit in den Nimbus einer solchen Allseitigkeit oder richtiger Vielseitigkeit, und können es sich daher nicht versagen, die letztere selbst künstlich zu erzeugen und zu dem Ende ihre Reflexionen nach allen Richtungen hin auf die Auskundschaftung aller möglichen Geheimnisse des Falls auszufenden, wobei sie nicht selten Dinge entdecken und zu Bestimmungsgründen ihrer richterlichen Entscheidung erheben, die kein Anderer wahrzunehmen im Stande ist und zu welcher die Parteien niemals gedacht haben. Die Sache ist die, daß bei dieser Art von Vielseitigkeit wie überhaupt bei dieser ganzen Art und Weise eines Richters, sich zu der Auffassung und Behandlung seiner Aufgabe zu bestimmen und zu entscheiden, nichts weiter als ein trostloses, aufgelaufenes Mangern! ohne allen festen inneren Halt, ohne allen gesicherten Charakter zum Vorschein kommt, und daß darin die Gerechtkeitspflege zu einer Beute der Umstände wird, die bald dieses bald jenes aus ihr machen, je nachdem die richterliche Reflexion solche Umstände gegen sich herausfordert, um sich sogar erst ihrer ersten Anlage und ihrem ganzen Verhalte nach in jedem individuellen Falle von ihnen bestimmen zu lassen. Die Charakterlosigkeit dieser Richter als solcher gibt sich in Allem, was sie in Bezug auf ihren Beruf thun und treiben, auf eine verinliche Weise zu erkennen. Da sie nicht Herren ihres Berufs sind, sondern bei jeder Gelegenheit sich gewissermaßen immer erst von Vorn in die Erfüllung desselben hineinfunden müssen — offenbar eine Si-

tuation, in welcher von einer freien Berufserfüllung keine Rede sein kann — so können sie ihren Beruf an sich selbst nur als eine Geschäftsklar erfahren, wobei es einerseits ganz natürlich ist, daß ihnen Muth und Kraft zu einer schleunigen und prompten Gerechtkeitspflege verloren gehen, während andererseits die Fähigkeit der Abstraktion alle Bemüderung verdient, mit welcher hier das Bewußtsein diese fortwährende Spannung auf den Widerspruch der Umstände, von welchem es zehrt, überhaupt nur ausübt. Denn da hat es sich erst auf die mannichfache Weise zu qualen, che es ihm gelingt, sich mit seiner Aufgabe so abzufinden, daß es vor sich selbst wenigstens den Schein eines Triumphs bewahrt und darauf rechnen zu dürfen glaubt, mit seiner gelehrten Detailräumeri Ehre einzulegen. Bald ist ein solcher Richter in peinlicher Verlegenheit darüber, ob er überhaupt schon den Fall ergründet und alle einschlagende Bestimmungen der Theorie, alle Punkte, in denen er sich etwa dem Vorwurfe einer Unvorsichtigkeit oder vor-eingenommenen Behandlung aussetzen könnte, gehörig erwogen habe; er kann zu keiner festen juristischen Ansicht, noch weniger zu einer eigentlichen Ueberzeugung kommen, zumal wenn sich in seinem Gemüthe ein Motiv regt, dem er doch keine juristische Fassung zu geben vermag. Bald will sich eine speziell gewitterte Geheimseite der ganzen Aufgabe doch nicht recht aus dem Lichte ziehen und bestimmen lassen und es kostet ein solcher Punkt, zumal wenn er nun einmal in den vorgeschlagenen Operationsplan nothwendig mit verarbeitet werden muß, damit nicht der letztere selbst wieder ausgegeben werden müsse, oft ein langes, abspannendes Grübeln, bis endlich das Kunststück zur Noth gelingt; bald wollen die in höchster Vielseitigkeit eruirten Materialien sich nicht zu einer schließlichen Entscheidung vereinigen lassen; bald, nachdem diese schon fertig ist, taucht unerplich noch eine übersehene Rücksicht hervor und macht die ganze Arbeit zu Schanden; bald ist die Entscheidung des Richters in einem schwachen Augenblicke, wo ihn etwas von der Idee des Rechts amandert, zwar gerecht ausgefallen, aber wenn er sie nun näher prüft, so ist sie nicht „richtig,“ und das Gewissen hat ihm einen üblen Streich gespielt und muß dafür zur Ordnung verwiesen werden — u. dgl. m. So legt denn oft der Richter die ganze Arbeit auf eine Zeit zurück, wo er besser disponirt sein werde, und da er immer von Neuem dieselbe Erfahrung an ihr machen muß, so wird sie ihm zum Elde, und die Parteien müssen sich gedulden, bis der Richter am Ende doch noch einmal disponirt sein werde oder bis er zuletzt durch die Justiz gezwungen werden kann, disponirt zu sein. Gewöhnlich sind solche Richter auch nicht im Stande, ihren Beruf mit ihren Privatangelegenheiten und den sonstigen Ansprüchen, die das bürgerliche Leben an sie macht, in würdiger und zuträglichster Weise zu vereinigen. Nicht daß sie ihn wissentlich hintansetzten; aber es paßt ihm, da ihr Berufstätigkeit der ehrene Panzer der Charakterwürde ist, sehr, nur zu leicht, daß sie ihr Zutretts- und ihre Zeit gewisshen ihrem Berufe und jenen übrigen Angelegenheiten

auf eine Weise theilen, die den ersteren ungebührlich beeinträchtigt, ohne einmal den letzteren immer zu Gute zu kommen; denn häufig ist es schon die bloße Unentschiedenheit des Willens und Handelns, welche einen solchen Rechtsstand zur Folge hat. — Wir haben hiermit ein Extrem geschützt, aber ein wirklich vorhandenes, eine Thatfache, die sich bisher oft genug als ein arger Schaden der Gerechtigkeitsspflege fühlbar gemacht hat, und die auch durch eine Reformirung der Justizpflege, wie die neueste Zeit sie hervorgebracht hat, nur theilweise gehoben werden kann. Das entgegengesetzte Extrem ist jene Starrheit und pedantische Stiefheit, jene Gewohnheitseligkeit und eiserne Zuverlässigkeit, welche so manche Richter charakterisirt, nämlich darin, daß sie ebenfalls keinen wahren Charakter haben und diesen Mangel durch jene Eigenschaften nur schlecht verdecken. Diese Festigkeit und Entschiedenheit der Haltung und der Art und Weise, eine einzelne Berufsangelegenheit als solche aufzufassen und zu behandeln, ist eine unermittelte und sträubt sich fort und fort gegen jede tiefere Vermittelung. Diese Richter sind durch Nichts irre zu machen (nämlich in ihren Irrthümern über die allgemeinen Bedingungen und Bedürfnisse der Gerechtigkeitsspflege); sie find keiner besseren Ueberzeugung zugänglich; ihr Wissen und Wollen ist in Angelegenheiten ihres Berufs ein für allemal über Einen Kamm geschoren, bevor es sich gegenseitig hat erproben und fördern können, oder auch nur im einzelnen Falle hierzu gelangen konnte; es kennt und befolgt in allen möglichen Anwendungsfällen kein anderes als dieses durch ihre Individualität, durch allerhand Vorurtheile und durch eine dienstmäßige Gewöhnung vorgezeichnete Maß. Und wenn es Euch durch schlagende Vernunftgründe wirklich einmal gelingt, sie aus diesem Bannkreise herauszuloden, so fühlen sie sich doch sofort in der Fremde und in der Irre, und werden sich gegen diese vernünftige Vernunft so gewaltig sträuben, daß sie plötzlich mitten ins Centrum zurückschellen und sich dort nur erst recht verbarrikadiren. Sie werden Euch vielleicht sagen, daß das Alles ganz vortreflich sei, was Ihr da vorbringt, wenn Ihr ihnen gegenüber einen höheren Gesichtspunkt der Auffassung und Behandlung einer einzelnen Berufsangelegenheit geltend machen wollt; nur müßte es doch wol nicht ganz seine Richtigkeit haben, denn sie wüßten sich nicht hinein zu denken. Sie find demnach gegen alle solche Ueberführungsgründe förmlich auf der Hut, und wenn sie merken, daß etwas der Art im Anzuge ist, so schließen sie nun, bloß um gedehnt zu sein, geschwind ihre Ansicht ab, auch wenn sie bis dahin noch nicht mit sich einig waren. Ihr Gewissen steht ein für allemal unter einer reglementarischenucht; ihre Ueberzeugung ist eine bloße Ansicht, die sich ihnen aufdrängt und die sie mit aller Zähigkeit festhalten, weil sie sie nicht wieder los werden können und umgekehrt; sie werden Euch zugehen, es sei möglich, daß sie sich irren, oder sie werden nicht einräumen, daß es eine Möglichkeit gebe, sie ihres Irrthums zu überführen. Diese Herren handhaben nicht die Gerechtigkeit, sondern

sie administrieren die Justiz; sie können sich nicht denken, daß die Angelegenheiten ihres Berufs noch etwas Anderes sein sollten, als Angelegenheiten einer Ordnung, gegen welche die Subjectivität von Born herein und allemal im Unrechte sei; und zwar schöpfen sie die Gesichtspunkte dieser Ordnung nicht einmal immer aus dem abstracten Begriffe der Justiz, sondern am liebsten aus einer noch über die letztere hinausliegenden Sphäre, wie namentlich aus der Polizei und aus der Verwaltung, und werden eben hierdurch recht eigentlich zu Administratoren der Justiz. Sie beurtheilen hierin ihre Unfreiheit, nämlich die Unsäfsigkeit, sich in ihrer Berufswirkksamkeit bei aller Achtung und Beobachtung des Moments der Ordnung doch zugleich in ein affirmatives Verhältnis zu der Idee der subjectiven Freiheit zu setzen, obwohl sie als Richter hierzu berufen sind; allein diese Unfreiheit macht sich ihnen nicht mehr fühlbar, sie ist ihnen zur andern Natur und dadurch zu einem Kleinode geworden, welches sie wahren und gegen alle Anfechtungen deden, wie sie nur können. So find es denn am Ende auch nicht einmal die Interessen einer objectiven Ordnung, für welche sie in der Ausübung ihres Berufs mit dieser Zähigkeit und Unangreifbarkeit einstehen, sondern dies thun sie im Grunde nur für diese ihre eigene individuelle Verfassung, da sie außerhalb derselben sofort aus aller Fassung gerathen würden. Glücklicherweise bieten ihnen nun in dieser Hinsicht die Formen und Maximen der bestehenden Ordnung den besten Verstand und die beste Schutzwehr dar; auf diese concentrirt sich daher, sich selbst täuschend, ihr ganzes Interesse; allein sie verstehen dabei die positive Form eben nur in dem Sinne ihrer eigenen Individualität und abstrahiren daher möglichst von dem Geiste, welcher in dieser Form begriffen ist. Auf diese Weise kommt es für sie am Ende auf Eins heraus, ob es eine Form der Justiz oder aber der Polizei und der Verwaltung ist, hinter welcher sie sich verschaukeln; zugleich gewinnen sie auf diese Weise den weitesten Spielraum, um sich des Vorrands und des Schilbes der Ordnung so oder so zu bedienen, und wenn die positive Form sich diesen Operationen einmal nicht recht fügen will oder nicht ausreicht, so helfen sie durch selbstgeschaffene Maximen der Ordnung nach, welche sie als Principien des Rechts und der Rechtspflege einzuweisen wissen. Wenn sie nun bei dem Allen gleichwol den juristischen Pli zu bewahren suchen und gleichfalls auf „richtige“ Entscheidungen bedacht sind, so merkt man diesem Gebahren doch leicht an, daß es nur zur äußersten Noth und invita Minerva geschieht. Die juristische Behandlungsweise ist hier eine mühsam von Außen her an ein individuell vorgefäßtes Urtheil hinangedachte Form; und wo es ja einmal zu einer Art von Vermittelung kommt, die etwas mehr wäre, als ein bloßes künstliches Justificiren der vorgefassen Ansicht, da hat dieselbe doch nie die Kraft, jenen auf der ganzen Berufsthatigkeit ruhenden Bann zu lösen und somit über die endliche Grenze, in welcher sich Wissen und Wollen gegen alles weitere Wissen und Wollen absolutistisch abgeschlossen haben, hinauszugehen.

Uebrigens hatten diese Richter außerordentlich auf Punctlichkeit und Präcision im Dienste, und zwar selbst bis zur Härte und Ungerechtigkeit gegen Untergeordnete; sie geben sich überhaupt, wenn nicht immer als tüchtige und gewandte, doch als eifrige Geschäftsmänner zu erkennen, deren Geschäftsmäßigkeit aber zum sicheren Verderb für das geistige Wesen der Sache ausschlägt; sie sind mit Leib und Seele auf ihren Dienst erpicht und bekommen, wenn einmal andere, nicht minder berechnigte Angelegenheiten der Humanität auf ihr tieferes Interesse Anspruch erheben, leicht eine schmerzliche Sehnsucht nach ihren Ketten. So haben alle diese Tugenden ihre Schattenseiten und sind jedenfalls kein Product und keine Verwirklichung einer inneren, selbstbewußten Freiheit; sondern eine Erzwöhnung, die zugleich eine Entwöhnung von aller freien Vermittelung zwischen dem Subjecte und den Umständen ist und in Angst geräth, wenn ihr etwas auffrisht, wodurch sie aus dem Geleise kommen könnte, ferner Ehrgeiz, Eiferucht auf amtliches Ansehen u. dgl., im besten Falle ein Pflichtgefühl, welches jedoch ebenfalls nur aus dem Aeußeren, nicht auch aus dem inneren Verursache sich herfschreibt, das sind die Triebfedern dieser Tugenden. Wie brauchen dieser ganzen Charakteristik also einen ziemlich durchgängigen Grundzug nur noch hinzuzufügen, daß die meisten dieser Richter von Haus aus Bureaucraten und in ihren politischen Ansichten, die oft sehr gefählich auf ihre Berufstüchtigkeit einwirken, ganz und gar dem Absolutismus ergeben sind, ohne jedoch zugleich die Kunst zu besitzen, über diese Bestimmungsgründe ihrer Wirksamkeit durch eine gewisse Manier der Vermittelung zu täuschen. Sie sind es, die in der Ausübung ihres Berufs am augenscheinlichsten für sich selbst Partei ergreifen, ja allemal schon von vorn herein in einer solchen Stellung zu ihrer Aufgabe sich befindend, da das Maß, mit welchem sie ihren Beruf ermeffen, viel enger als dieser selbst ist und sich niemals erweitern läßt. So kann hier allenfalls von einer gewissen Gleichmäßigkeit der richterlichen Wirksamkeit die Rede sein, aber keinesfalls von einer Gleichmäßigkeit der Gerechtigkeitssphäre, da die Berufsgerechtigkeit hier überhaupt nicht dazu kommt, die richterliche Wirksamkeit nach ihrem eigenen Maße oder durch ihre Idee zu bestimmen und so in dieser Wirksamkeit sich selbst zu gleichen. — Zwischen beiden Extremen gibt es verschiedene Uebergänge, in denen diese innere Eigenschaftlichkeit der Gerechtigkeitssphäre wegen Mangels einer wissenschaftlichen Durchbildung der Richter immer noch irgendwie zu kurz kommt. Wir wollen nur noch derjenigen Richter gedenken, welche in der ersten Mitte zu stehen scheinen, indem sie, tüchtig geschult und wohl gerübt und dabei Männer von moralisch-rechtlichem Charakter, die Unmittelbarkeit, in welcher sie sich ihres Berufs im Ganzen bewußt sind, einer Art und Weise der Vermittelung verdrängen, an welcher ihre Particularitäten keinen Theil bekommen haben, daher sie diese Unmittelbarkeit im einzelnen Falle auch immer wieder auf den Weg einer Vermittelung führt, welche nicht leicht an Vergleichenden Hindernissen scheitern kann. Sie gehen bei ihrer Berufserfüllung

im Einzelnen immer grade auf die Sache los und sehen dabei weder rechts noch links, was man ja grade von einem charaktertichtigen Richter zu verlangen pflegt. Aber von ihrem Standpunkte aus — dem Standpunkte der reinen Gerechtigkeit — gibt es rechts und links doch noch Dinge, für welche der Richter allerdings ein aufmerksames Auge haben soll. Erst der wissenschaftlich durchgebildete Richter, der in dem Maße des sich selbst unendlich schaffenden Wissens zugleich das höchste Maß des rechtlichen Willens gefunden hat, wird rechts und links Nichts mehr zu suchen haben. Indem jene Richter mit einem gewissen juristischen Gezehe weder rechts noch links sehen, find sie nur zu oft in Abstractionen von der Idee begriffen. Es ist auf diesem Standpunkte vorzugsweise diese strenge, unerbittliche, mitunter in der That bewunderungswürdige „Richtigkeit,“ welche den Charakter der Gerechtigkeitssphäre ausmacht, somit aber die letztere wiederum unter ein anderes Maß, als ihr eigenes stellt und die Unparteillichkeit derselben, wenn auch nicht unter individuellen Schwächen und Halbheiten der Richter, so doch unter der Einsseitigkeit und Particularität ihrer Schule mehr als billig leiden läßt.

Ob nun aber der Richter es zu jener Charaktertichtigkeit, deren Ideal wir geseichnet haben, bringen könne oder nicht, das hängt im Wesentlichen nicht etwa von individuellen Bedingungen ab, deren nicht Jeder mächtig wäre, sofern wir nur die wissenschaftliche Durchbildung und die moralische Freiheit und Tüchtigkeit des Willens als Bedingungen betrachten dürfen, deren jeder Richter mächtig sein soll. Aus dem Zusammenreffen dieser beiden Bedingungen muß jene Charaktertichtigkeit als die im Bewußtsein unmittelbar gewordene Macht und Wirksamkeit der reinen, unter allen übrigen Bedingungen und Umständen schlechthin nur sich selbst gleichenden Idee der Berufsgerechtigkeit sich hervorbidnen; es kann also dieses Ergebnis nicht etwa zufällig in der Anlage stecken bleiben oder aus dieser Anlage möglicherweise etwas Anderes sich herausbilden, wenn die äußeren Umstände nicht günstig sein sollten. Dies ist es, was wir hier kurz noch ins Auge fassen wollten. Indem die Idee es ist, welche hier als solche und rein noch ihren eigenen ewigen Gesetzen erkannt und gewußt wird, sieht das Bewußtsein sich über alle die endlichen Schranken, welche seine Schwäche und Unfreiheit bedingen, auf unendliche, ideale Weise hinausgeführt und erfährt sich so als diese unendliche Macht seiner selbst, welche sich mit Allem, was in endlicher und unmittelbarer Weise als Widerspruch auf das Bewußtsein einbringt, doch unendlich zu verfechten und in alle Formen des individuellen Bedingtheits diesen ewigen Inhalt hineinzufrachten weiß, durch den sie dem Walten des Schicksals entfliehen und zu Werkzeugen des unbedingten Bewußtseins des Bewußtseins verklärt werden. Diese Erfahrung, welche wir vermittelt der Idee in uns machen, erwirkt sich näher als tiefe Begeisterung, Freubigkeit, ja Befeligung, kurz als eine solche, die unser ganzes Patheos für sich in Anspruch nimmt und die wir um keinen Preis wieder einbüßen möchten. Schon hiedurch muß unser mora-

lischer Wille einer unendlichen Läuterung und Kräftigung und einer sicheren Richtung auf den Inhalt, mit welchem er sich zu erfüllen beufen ist, theilhaftig werden, und wie er sich nun zugleich das erhebende Bewusstsein machen darf, daß er es war, welcher, die Schranken unsers unmittelbaren Bestimmtheits in der Ahnung der Idee mit energischer Selbstverleugnung durchbrechend, den ersten Anstoß zu dieser so herrlich lobnenden inneren Erregungssucht gab, so wird er mit um so größerer Hingebung auch alle seine Kraft der steten Förderung wie der Sicherung derselben widmen und somit sich selbst in Allem, was in sein Reich fällt, als schon ein für allemal durch die Idee vorherbestimmt und als diese unmittelbar vorhandene Entschiedenheit der Idee bekräftigen. Sind wir nun aber vollends durch unsere äußere Stellung im Leben, durch die Anforderungen, welche der Staat oder die Gesellschaft im Namen und zum Zwecke der Idee ausdrücklich an uns stellt und durch die Mittel, welche uns hierfür anvertraut worden, unmittelbar darauf angewiesen, die Idee in einer besonderen Sphäre zu den Resultaten ihrer selbst praktisch durchzuführen und ihr zu diesem hohen, überall sich selbst belohnenden Zwecke unsere innigste Hingebung, unsere höchste Kraft zu widmen, so kann es nicht fehlen, daß ein solcher — zunächst in der objectiven Form des Sollens — vorgelegter Lebensberuf uns auch innerlich ganz und gar erfüllt und für sich entscheidet und unser Wissen und Willen vermöge der schon im Allgemeinen in uns lebendigen und durch jenen Lebensberuf und noch besonders anempfohlenen Idee zu jener unendlichen, vorbehaltlosen, überhaupt freien Uebereinstimmung aufhebt, welche sich überall und unter allen Umständen auf gleiche Weise bewährt und unmittelbar wirksam erweist. So muß unter den vorgelegten Bedingungen namentlich auch der Richter in seiner ganzen Art und Weise, sich als Richter zu wissen und darzustellen, ja in seiner ganzen subjectiven Bestimmtheit das unmittelbare Gepräge der Idee des Rechts und der Gerechtigkeit gewinnen; und indem er dieser Nothwendigkeit nicht anders, als höchst willkürlicher Weise ausweichen kann, während er in seiner Hingebung in dieselbe seine Freiheit feiert, die zugleich die Freiheit überhaupt ist, so bildet seine richterliche Charaktereigenschaft für ihn eine Forderung wie ein Bedürfnis der Sittlichkeit. Ein zunächst bloß moralischer Wille hebt sich also zu diesem allgemein sittlichen Willen auf, indem die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit sich in ihm mit einer Nothwendigkeit wirksam erweist, welche ihn, in wiefern sie sich an den Willen wendet, allgemein wesentlich ist und in welcher sie selbst ihren sittlichen Charakter hat. — Es bedarf hiernach wol kaum noch der Bemerkung, daß der Richter, weit entfernt, sich durch eine solche Charakterausbildung einseitig in seiner Berufssphäre abzuschießen, vielmehr auf diese Weise gerade erst die höchste Empfänglichkeit und das tiefste Verständnis für alle die übrigen Mächte, welche den Menschen zum Menschen machen und zu einem Ebenbilde Gottes erheben, gewinnen muß, da ja die Idee überall und in jeder unterschiedlichen Bestimmtheit

sich ihrem Wesen nach unendlich gleich bleibt, und je unmittelbarer sie in dieser oder jener unterschiedlichen Gestalt dem Selbstbewusstsein wird, desto mehr auch den Sinn und das Interesse für ihre übrigen Gestaltungen weckt und schärft.

Somit haben wir jetzt die Idee der Freiheit der Berufsgerechtigkeit oder diesen höchsten Gesichtspunkt, unter welchem die Idee der Berufsgerechtigkeit aufgefacht sein will, allseitig gewonnen, nämlich sowohl von Seiten ihrer inneren Selbstständigkeit oder in wiefern sie sich nach ihren eigenen Gesetzen, d. h. nach den Gesetzen der Idee überhaupt, zu sich selbst zu vermitteln und nur hierin sich des concreten Rechts des einzelnen Falls bewußt zu werden verlangt — als auch von Seiten ihrer unbedingten inneren Selbstselbstigkeit oder Unparteilichkeit, in wiefern sie nämlich neben ihrer Selbstvermittlung doch zugleich auf un mittelbare Weise unendlich bei sich sein oder unter allen Umständen, welche die Vermittlung bedingen, ihren vollendeten Charakter bewahren und zum Maße der Vermittlung erhoben wissen will. Wir haben mit andern Worten die Bedeutung und den Sinn der juristischen Ausbildung und der Charaktereigenschaft der Richter als der subjectiven Grundbedingungen der Berufsgerechtigkeit entwickelt, und werden zum Schluß dieser Erörterung bloß noch darauf hinzuweisen brauchen, daß unter diesen Bedingungen auch die Forderungen der Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit der Richter — Forderungen, deren genauere Fassung und Bestimmung wir oben bereits als eine Angelegenheit der Justiz erkannt haben — selbstverständlich mit begriffen sind. So haben die formale Selbstständigkeit und Gleichmäßigkeit der Justiz und die innere Selbstständigkeit und Gleichmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit in der Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit der Richter ihren nächsten Coincidenzpunkt.

Allein hiernit ist dieser letztere Punkt doch noch keineswegs erschöpft. Die Coincidenz oder die Solidität der Justiz und der Berufsgerechtigkeit im Betreff ihrer Zweckmäßigkeit verlangt in noch viel tieferer Weise vermittelt zu sein, als es durch die positive Fassung und Anwendung, welche zunächst die Justiz dem Grundsatze der richterlichen Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit gibt, geschehen kann. Diese positive Fassung und Anwendung, die wir oben (III. B. 1. a. C.) näher angegeben haben, ist ein Ergebnis des Gegenständigkeitsverhältnisses zwischen Justiz und Berufsgerechtigkeit allein erst in sofern, als dabei der Factor der Justiz als bestimmungsgabend vorherrscht — nämlich so, daß die Justiz es dabei zwar auf die äußere Sicherung und Gewährleistung der Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit abzielt, aber zunächst doch nur in wiefern sie sich die letztere als eine Bedingung ihres eigenen Bestehens voraussetzt — folglich auch nur in soweit, als sie das Maß und die Mittel dieser Gewährleistung in ihrem eigenen Wesen, in ihrer Ordnung findet. Nachdem wir jetzt diese Voraussetzung als eine Sache für sich ergründet und darin die Idee der Berufsgerechtigkeit als der Justiz selbstständig gegenüber stehend erkannt und bestimmt haben,

muß nun andererseits nicht minder untersucht werden, wie die richterliche Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit oder dieser nächste Coincidenzpunkt zwischen Berufsgerechtigkeit und Justiz sich äußerlich zu gestalten und welche näheren Rücksichten demnach die Justiz in sich aufzunehmen habe, wenn das Gegenständigkeitsverhältniß beider Sphären vorherrschend vom Gesichtspunkte der Berufsgerechtigkeit aus bestimmt wird. Denn umgekehrt nimmt, wie wir wissen, nicht minder die Berufsgerechtigkeit als Bedingung ihres eigenen Bestehens den Factor der Justiz in Anspruch. Hiernach wird die richterliche Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit noch auf ganz andere Bedingungen, welche sich zu Gestaltungen und Formen der Justiz zu verfestigen haben, gegründet werden müssen, als dies zunächst vorherrschend vom Standpunkte der Justiz aus geschehen kann, ohne daß jedoch die Bestimmungen, welche die Justiz auf diese Weise zuvor getroffen hat, ihre Bedeutung verlieren. Diese Bestimmungen gelangen hier vielmehr nur zu ihren tieferen Consequenzen, sie erweitern sich zu der lebendigen, freien Organisation des Gehirns, der als Anlage in ihnen enthalten ist. Die Sache ist hier, wie überall im Punkte der Solidarität der Rechtspflege, keine andere, als daß der ideale Factor sich den realen und dieser sich jenen anzuweihen hat, sobald auf seiner Seite ein Ueberschuß bleibt. Wir fragen also: wie hat die Selbstständigkeit und Gleichmäßigkeit der Rechtspflege oder diese Zweckmäßigkeit derselben, die wir von Seiten ihrer Ausschließlichkeit wie ihrer Einschließlichkeit betrachtet haben, sich schließlich zur allseitig vermittelten concreten Einheit dieser beiden Grundbestimmungen aufzuheben? Es handelt sich dabei um den concreten Geist der Rechtspflege, in wiefern dieser schon in der ganzen Anlage derselben — nicht etwa erst in der jedesmaligen Einzelfähigkeit des Richters, wo er immer von allerlei Zufälligkeiten abhängig bleiben würde — mit Nothwendigkeit begriffen sein muß, indem der reale Factor von dem idealen innerlich durchdrungen und gehalten, der letztere aber von jenem bestimmt erscheint.

Indem wir hierbei von der Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit ausgehen und somit diese als etwas selbständig und unveränderlich in sich selbst Verwobenes, als eine Tüchtigkeit der Richter, welche diese selbst sich erwerben sollen, voraussetzen haben, versteht es sich zuvörderst von selbst, daß Niemand als Richter angestellt werden darf, welcher sich nicht in der eben gedachten Beziehung dazu qualifizirt. Um hierüber in jedem einzelnen Falle Gewißheit zu erlangen, sind Einrichtungen erforderlich, durch die es dem Candidaten selbst möglich gemacht wird, sich über seine Qualification zum Richter auszuweisen, und zwar mit der Wirkung, daß er nicht als Richter angestellt werden darf, wenn er seinen Beruf zu diesem Amte auf diese Weise nicht bewährt. Wir meinen die förmlichen Prüfungen derrer, welche sich dem Richteramte widmen wollen, und die Vorbereitungsstadien, welche diese Personen eine gewisse Zeit lang praktisch durchzumachen haben. Die förmlichen Prüfungen sollten eigentlich nur von Richtern,

und zwar solchen, welche sich bereits entschieden bewährt haben, angestellt werden, und können nur auf die Ermittlung der wissenschaftlichen Tüchtigkeit des Candidaten oder seiner Fähigkeit, sich die Idee des Rechts wissenschaftlich zu vermitteln, gerichtet sein. Nicht, als komme es dabei auf seine positiven Kenntnisse und auf sein praktisches Können abzuheben nicht an; wol aber ist es ein beklagenswerther, von unsern bloß gelehrten Examinatoren freilich nicht anders zu erwartender Uebelstand, daß sie auf die Gelehrsamkeit und praktische Routine des Examinanden — Dinge, die sich in dem Maße, wie sie hier verlangt werden, oft erst später erwerben lassen, auch keineswegs solche Angetriebenheiten der geistigen Freiheit bilden, daß sie in einem Augenblicke, wo diese ohnehin schon zu kämpfen hat, immer zu Gebote ständen — alles Gewicht legen und sich um das tiefere Rechtsverständnis und die Methode des Examinanden so gut wie gar nicht bekümmern. Ferner sollen und können jene Prüfungen sich nicht schon darauf erstrecken, ob der Candidat die erforderliche Charaktertüchtigkeit zum Richter haben würde. Der Staat wird freilich Leute, deren moralischer Charakter in dieser Beziehung von Vorn herein Nichts Gutes läßt, selbst nicht einmal zur Prüfung zuzulassen haben, wobei jedoch mit größter Vorsicht zu verfahren ist. Im Uebrigen ist jene Charaktertüchtigkeit zunächst Sache der Moralität, der subjectiven Freiheit, und weiterhin Sache der Macht, welche erst der Beruf selbst über den Willen ausüben soll; und es kann so wenig jene über den Reisten einer officiellen Prüfung geschlagen, als diese im Voraus berechnet werden. Dagegen sollen die Vorbereitungsstadien den Candidaten auf den Weg zur Erlangung jener Charaktertüchtigkeit führen und ihm Gelegenheit geben, sich in dieser Hinsicht über seine Anlagen zum Richterberufe auszuweisen und jener Anlagen wie dieses Berufs selbst benutzt zu werden; zugleich sollen sie ihn in seiner juristischen Ausbildung fördern. Der Staat hat hiernach und nachdem etwa am Ende der Vorbereitungsstadien eine nochmalige, höhere Prüfung stattgefunden hat, sorgfältig zu ermitteln, ob dem Candidaten ein Richteramt anzuvertrauen sei.

Diese Einrichtungen sind nicht eigentlich als Einrichtungen der Rechtspflege selbst zu betrachten; sie fallen mehr unter den Gesichtspunkt der Verwaltung der Justiz, jedoch in wiefern diese Verwaltung aus dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit sich bereits in näherer und handiger Weise grundgesetzmäßig bestimmen zu lassen hat. So hatten wir diese Einrichtungen als einer Consequenz aus diesem letzteren Gesichtspunkte und zwar zugleich als einer Voraussetzung oder Gewähr des sicheren Zusammenschlusses der Justiz und der Berufsgerechtigkeit im Punkte der Zweckmäßigkeit hier zu denken, und wir werden nun die Einrichtungen der Rechtspflege selbst ins Auge fassen, welche sich durch diesen Zusammenschluß ergeben, indem dabei schließlich der Factor der Berufsgerechtigkeit seinen maßgebenden Einfluß auf die Justiz geltend macht.

Es sind: eine organische Gerichtsverfassung —

das Institut der Geschworenen — endlich Mündlichkeit und Essentialität des Verfahrens, um welche es sich hierbei handelt. Die Forderungen einer organischen Gerichtsverfassung, der Mündlichkeit des Verfahrens und des Instituts der Geschworenen als solcher Bestimmungen, welche die Justiz in sich aufnehmen hat, damit die Berufsgerechtigkeit im Stande sei, ihren Zweck vollständig zu erfüllen, ergeben sich nämlich vorzugsweise als die hierdurch bedingte Erweiterung des Gesichtspunkts der richterlichen Unabhängigkeit, dienen also der Berufsgerechtigkeit im Punkte ihrer inneren Selbstständigkeit oder der Freiheit ihrer subjectiven Selbstvermittlung; die Forderung der Essentialität des Verfahrens dagegen ergibt sich in gleicher Bedingtheit vorzugsweise als diese Erweiterung des Gesichtspunkts der richterlichen Verantwortlichkeit, dient also der Berufsgerechtigkeit im Punkte ihrer inneren Gleichmäßigkeit oder ihrer Unparteilichkeit und gewährleistet die richterliche Charaktertätigkeit sowohl in wiefern sie bestehen soll, als auch in wiefern sie besteht und sich selbst zu genießen verlangt. Zugleich aber unterstützen diese Bestimmungen, welche die Justiz aus dem idealen Factor reell in sich aufnehmen hat, sich gegenfeitlich in der einer jeden nur vorzugsweise eigenthümlichen Wirkung, und können daher nicht ohne einander gedacht werden.

Auf diese Weise kommt der subjective Factor, das Moment der Freiheit des Rechts wie der Berufsgerechtigkeit, dem Factor der Ordnung gegenüber allein erst zu seinem Rechte. Die Geschichte hat daher bei uns sichtbarlich auf eine demgemäße Reformirung der Rechtspflege hingearbeitet. Wir kennen den Werth derselben aus einer langen Erfahrung, aber nur aus einer schmerzlichen, indem wir jener Bedingungen der Freiheit der Rechtspflege zum empfindlichen Nachtheile der letzteren entbehren mußten. Aber freilich hat sich dafür desto eifriger das Denken jener Bedingungen und ihres inneren Grundes bemüht. Wir kennen indessen den Werth derselben auch positiv aus der Geschichte, indem wir gesehen haben, welche erfreuliche Erfahrungen andere Völker, denen schon lange der Genuß einer so beschaffenen Rechtspflege vergönnt war, unter der Herrschaft derselben gemacht und mit welchem Pathos sie dieselben als ein Palladium ihrer Freiheit gebet und gepflegt haben. Die Sache hat sich also hinlänglich bewährt, und das verräth die Verurtheil, als sei sie bei uns nicht national — dieser sophistisch ersennene Vorwand blinder und zugleich keiner höheren Selbstverleugnung fähiger Widersacher — soll uns so lange nicht irre machen, als man uns nicht beweist, daß Wahrheit und Recht überhaupt bei uns nicht national seien. Denn nur wahr und recht müssen wir diese Sache zugleich im Denken erkennen. Wir wollen uns jedoch gern gestehen, daß wir die Kenntniß jener Formen einer wahren und gerechten Rechtspflege näher der historischen Erfahrung, als dem speculativen Denken verstanden, oder doch, daß die erstere darin dem letzteren so gut zuvorgekommen ist, daß das letztere sich in diese Formen nur noch hinein zu finden

braucht, um sie zu den feinen zu machen. Ohne diese Erfahrung, die uns die Geschichte anderer Völker liefert, würden wir zwar ohne Zweifel im Denken auf die Forderung einer inneren Beschränkung des Moments der Ordnung um des Moments der Freiheit willen gekommen, jedoch nicht ebenso bald und ebenso sicher der bestimmten Art und Weise dieser Beschränkung mächtig geworden sein. Indessen muß das Denken, indem es sich auf diese gegebenen Formen einläßt, einestheils noch Manches an ihnen zu vervollkommen finden, andertheils aber die logischen Consequenzen, zu denen es sich in dieser Verbindung anregt sieht, noch mannichfach mäßigen, weil dieselben auf erfahrungsmäßige Hindernisse stoßen, deren Beseitigung erst von einer späteren Entwicklung erwartet werden muß. Ueberhaupt ist jene Erfahrung für uns in manchen Punkten noch ziemlich dualistischer und dadurch problematischer Natur, indem die beiden Hauptausläufer derselben, das englische und das französische Recht, im Betreff jener Formen nicht selten von einander abweichen.

Unter einer organischen Gerichtsverfassung verstehen wir eine solche, welche alle zur Erreichung des Zwecks der Rechtspflege wesentlich erforderlichen und unter unterschiedlichen Gesichtspunkten selbständig aufzufassenden Functionen an besondere Organe vertheilt, deren Verbindung zu einem Ganzen nicht sowohl dadurch, daß eine oberste Behörde alle diese Functionen in letzter Instanz in sich vereinigt (also ihre Selbstständigkeit in sich aufhebt), wie vielmehr durch den Geist, in welchem das Ganze gedacht und gegliedert worden, herzustellen ist, indem jedes einzelne Organ in seiner eigenthümlichen Sphäre sich stets des Ganzen bewußt bleiben muß, das Ganze aber immer nur in der Gestalt und in der Summe seiner einzelnen Organe und in deren freiem Zusammenwirken seine Erfüllung suchen darf. Nur muß es allerdings eine oberste Gerichtsbehörde geben, welche darüber zu wachen hat, daß kein einzelnes Organ aus dieser inneren Beziehung zum Ganzen gradezu heraustrete oder in diesem Punkte sich auch nur verire, und daß, wenn dies gleichwohl einmal mehr oder weniger geschehen ist, diese Differenz auf eine, dem Ganzen heilsame und doch der Selbstständigkeit dieses Organs nicht nachtheilige Weise wieder aufgehoben werde. Dies pflegt die Aufgabe der Cassationshöfe zu sein, deren Wirksamkeit auch im Uebrigen, namentlich in sofern sie mächtige Urtheile und Bescheide wieder aufzuheben können, ohne schon etwas Andern an deren Stelle zu setzen, sich nach ganz analogen Maximen bestimmt. — Schon hiernach erweist sich der Grundgedanke einer organischen Gerichtsverfassung als ein selbst organischer, wie er nur aus der Idee hervorgehen kann. Die Idee des Rechts heißt diese innere Beschränkung des Moments der Ordnung durch das Moment der Freiheit, welche doch nie zu einer Verinrückung der Ordnung werden, vielmehr immer nur zur Bewahrheitung derselben gereichen kann, da das Moment der Freiheit sich nicht minder von dem Momente der Ordnung messen läßt. Dieser Idee entspricht es nun ganz und gar, daß jene an sich im Unterschiede stehenden Functionen,

durch deren Zusammenwirken der Zweck der Rechtspflege erreicht werden soll, und die hierin einer allgemeinen Ordnung dienen — Funktionen, welche sogar schon der Verstand im kategorischen Gegensatz zu einander aufzufassen weiß — auch wirklich und in concreter Bestimmtheit als Untertheile der Gerichtsverfassung herauszutreten, also zu einzelnen Organen selbstständig werden, in welchen das Ganze sich gliedert. Darin liegt zweierlei, einmal die Forderung einer organischen Gliederung überhaupt, zweitens die Forderung der Selbstständigkeit der einzelnen Organe — und zwar ist das Eine durch das Andere bedingt. Und eben erst hierdurch kommt das Moment der Freiheit mitten im Momente der Ordnung zu seinem Rechte oder beide vermitteln sich erst so zur concreten Erscheinung. Die subjectiv bedingte Freiheit des Rechts ist hier unter der objectiv gegebenen Ordnung der Gerichtsverfassung begriffen, aber so, daß diese Ordnung nicht minder unter dieser Freiheit begriffen oder erst dadurch, daß sie sich mit der letzteren ins innerste Einverständnis gesetzt hat, zu dieser bestimmten Ordnung, d. h. zu diesem Organismus geworden ist. Dieser Organismus als Ganzes gedacht, besteht dann aber nothwendig auf geistige Weise oder vermöge des geistigen Bandes, durch welches alle einzelnen Organe unter einander verbunden sind, nicht vermöge einer äußeren obersten Autorität, die das Ganze an ihren Drähten zu leiten hätte. Der Gesetzgeber hat sich demnach dieses höchsten gegenseitigen Gleichmaßes der Ordnung und der Freiheit als des allgemeinen theoretischen Gehaltens bewußt zu werden, nach welchem er die einzelnen Functionen gegen einander abzumessen, oder nicht minder in gegenseitige innere Beziehung zu setzen, kurz, das Ganze zu organisiren und die einzelnen Organe zum Ganzen innerlich zu verbinden hat. Dieses theoretischen Grundgedankens des Ganzen hat sich sodann jedes einzelne Organ innerhalb seines eigenthümlichen Wirkungsfeldes zu bemächtigen, es hat sich darin seiner Beschränkung gegen andere Organe, deren Selbstständigkeit es durch Uebergriffe zum Schaden des Ganzen verberben würde, aber ebenso seines eignen vollen Berufs, ohne welchen Lücken entstehen und andere Organe der erforderlichen Mitwirkung entbehren würden, bewußt zu werden. So wird die Zweckmäßigkeit der Rechtspflege durch die Gerichtsverfassung in ihrem eignen Geiste begründet, und nur so kann sie sich lebendig bewahren, weil sie in den Stand gesetzt und berufen ist, die durch den Geist zu thun, der das Ganze durchdringt, indem er in allen einzelnen Organen wirksam ist und umgekehrt. Vermöge dieses positiven Organismus, welchen die Gerichtsverfassung zu schaffen hat, ist es die Bestimmung jedes einzelnen Organs, aus dem Einen Geiste des Ganzen sich selbst in seiner besondern Sphäre zu bestimmen; indem dies nun in allseitiger Uebereinstimmung geschieht, wird dieser Eine Geist des Ganzen — zunächst nur ein theoretischer Gedanke — zur lebendigen Wahrheit. Nur auf diese Weise kann die Rechtspflege gewiß sein, in Gestalt ihrer einzelnen unterschiedlichen Functionen nicht bald so, bald anders verkürzt zu

werden; denn nun widmet jedes einzelne Organ seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit der ihm zugewiesenen Function, ohne dadurch doch jemals andern Organen in den Weg zu treten, da es ja seine Function vielmehr erst aus dem Ganzen zu begreifen und im Geiste des Ganzen auszuüben hat. Und weil dies eben auf geistige Weise geschieht, so hört nun auch der todte Buchstabe des Gesetzes auf, die Ausführung desselben einseitig zu bedingen; er wird im Geiste des Ganzen flüssig, das Gesetz wird aus seinem Grundgedanken begriffen und gedeutet, und so die Grenze, bis zu welcher ein einzelnes Organ in seiner Wirksamkeit vorgehen darf und vorgehen soll, selbst da mit Sicherheit gefunden, wo der Buchstabe des Gesetzes nicht ausreicht oder dunkel erscheinen könnte. So gelangt hier der gesammte geistige Fonds, welchen die Idee der Zweckmäßigkeit der Rechtspflege in sich birgt, zu seiner vollen, freien Entwicklung und Ausprägung, und wird als eine Macht erfahren, die das innerste Interesse für sich in Anspruch nimmt und das gemeine Bewußtsein mit Vertrauen zur Rechtspflege und mit hoher Achtung vor derselben erfüllt. Wie matt, wie unsicher und geistlos, ja wie gefährlich pflegt es dagegen mit einer Rechtspflege bestellt zu sein, welche in einer Gerichtsverfassung beruht, nach welcher einerseits eine Anzahl an sich unterschiedener Functionen gleichwohl in der Hand einer und derselben Behörde, nämlich des Gerichts oder selbst eines einzelnen Richters vereinigt, andererseits aber Functionen, die wesentlich und ausschließlich in das Gebiet der Rechtspflege fallen, Behörden zugetheilt sind, deren eigentliche Wirksamkeit außerhalb dieses Gebietes liegt! Da geschieht es im ersten Falle nur zu oft, daß die Grenze, bis zu welcher diese oder jene Art der amtlichen Thätigkeit gehen darf oder gehen soll, verkannt, daß also die eine Function gegen die andere ungebührig ausgedehnt oder eingeschränkt wird, und daß auf diese Weise die Rechtspflege ihrer sicheren, zweckmäßigen Haltung verlustig geht. Dies muß namentlich da der Fall sein, wo dem Richter zugemutet wird, in Criminalsachen die Functionen des Anklägers, des Verteidigers und des Richters in sich zu vereinigen. Was den zweiten Fall betrifft, so erinnern wir hier vorzugsweise an das nur dem rohen Hauptunterschiede nach bestimmte, rüchsiglich der feineren Grenze aber so wenig klare und sicher zu normierende Verhältnis, in welchem da, wo es an einer organischen Gerichtsverfassung fehlt, die Gerichte in Criminalsachen zur Staatspolizei zu stehen pflegen, ein Verhältnis, nach welchem es nur zu oft geschieht, daß die Rechtspflege sich in die Sphäre der Polizei verliert, und daß andererseits die Polizei Functionen in ihr Bereich zieht, die unzweifelhaft Sache der Rechtspflege sind oder es doch sein sollten.

Es entsteht nun aber die nähere Frage, nach welchen Gesichtspunkten zum Zwecke einer organischen Gerichtsverfassung die einzelnen Organe als solche zu unterscheiden und zu bestimmen, oder welches die einzelnen Functionen seien, die hier von einander getrennt und verständig sein wollen. Nach der bisherigen Ent-

wirkung ist es ohne Zweifel die richterliche Funktion, welche wir bei dieser Untersuchung vor Allem ins Auge zu fassen haben, und nach welcher sich zugleich die Bestimmung der übrigen Organe richten müssen, da kein anderes Organ in der Erfüllung des Zwecks der Rechtspflege auf gleicher Höhe mit dem Richter stehen kann. Das engste Maß, auf welches die Wirksamkeit des Richters, ohne in ihrem Begriffe verletzt zu werden, eingeschränkt werden kann, ist dieses, daß er nicht, in sofern und in soweit sein Richterpruch verlangt wird, d. h. daß er das concrete Recht eines gegebenen Streitigen Falls im Wege der dialectischen Vermittelung feststelle, sobald es als äußerer Rechtszustand zwangsweise gesetzt werden kann. Über dieses engste Maß der richterlichen Wirksamkeit ist zugleich das weiteste, welches begrifflich gefunden werden kann. Wird es erweitert, so kann dies schon nicht mehr zufolge der Nothwendigkeit des Begriffs, sondern nur in Folge äußerer Rücksichten geschehen, welche den Begriff mehr oder weniger sich selbst entfremden und den Geist der richterlichen Wirksamkeit verderben. Von dem rein richterlichen Wirkungskreise müssen demnach ausgeschlossen bleiben: einmal jede Art von Thätigkeit, durch welche der Richter das Substrat seiner Entscheidung sich jedes Mal irgendwie erst selbst zu verschaffen und zu bilden hätte und durch die er daher mehr oder weniger die Aufgabe der Partei zu der seinigen machen würde — zweitens die Vollstreckung seiner Verfügungen oder die Executive. Was den ersten Punkt oder die Vorbereitung des richterlichen Urtheils betrifft, so soll und kann dabei die richterliche Mitwirkung allerdings keineswegs ganz ausgeschlossen sein. Sie verkehrt sich allemal schon in sofern von selbst, als der Richter von dem ihm von den Parteien zu liefernden Substrate nothwendig Kenntniß nehmen und sich diese Kenntniß in einzelnen kritischen Punkten wol selbst durch eine selbständige Nachhilfe und Aufhellung verschaffen muß; ferner kann diese Mitwirkung im Stadium der Vorbereitung darin bestehen, daß er die Rechtsverfolgung kraft seiner richterlichen Autorität leitet, Provisionen trifft u. s. Ebenso kann die Vollstreckung auf Hindernisse stoßen, welche, selbst wenn sie nur die Art und Weise derselben betreffen, vom Richter entschieden werden müssen. Allein in allen diesen Fällen muß die richterliche Thätigkeit so bemessen und so bedingt sein, daß er dadurch doch nie aus seiner eigenen Sphäre hinaustreten kann. Er muß mit Einem Worte immer nur als die Macht und Autorität der Gerechtigkeit erscheinen dürfen, welche zwischen den Parteien und in deren rechtlichem Interesse, jedoch stets über denselben stehend und niemals irgendwie selbst zur Partei herabsinkend, dialectisch vermittelt eintritt, sei es definitiv, sei es vorbereitend, insbesondere durch Lösung der einzeln und gelegentlich hervorwachsenden Discrimina, welche jene schließliche Vermittelung bedrohen; ebenso muß es überall, wo es im Gebiete der Rechtspflege auf eine beratende Vermittelung ankommt, eben nur der Richter sein, welcher dieselbe zu treffen hat. Aber dazu gehört, daß der Richter von der gan-

zen Sache erfaßt sei, daß also namentlich bei vorbereitenden Verfügungen und Handlungen seine richterliche Wirksamkeit nicht schon von vorn herein aus der wesentlichen Beziehung zu ihrem eigentlichen Kernpunkte, der schließlichen oder definitiven Vermittelung des concreten Rechts heraustreten könne. Ebenso wenig muß diese

§) Wie der Richter nur thätig sein darf, in wiefern er es im rechtlichen Interesse der Parteien ist, die er dabei als selbständige Rechtssubjekte sich unparteiisch gegenüber haben muß, ebenso muß seine richterliche Wirksamkeit nur in Anspruch genommen werden dürfen, in wiefern sich darin sein eigenes richterliches Interesse oder sein Beruf zu erfüllen im Stande ist. Dieser Beruf kann sich aber nach der obigen Entwicklung desselben niemals schon in einer bloß vorbereitenden Thätigkeit erfüllen. Die Sache ist die, daß von der letzteren immer nur in sofern die Rede sein kann, als der Beruf des Richters, in einer Rechtsthätigkeit ein entscheidendes Urtheil abzugeben, vorhanden und durch dieselbe Beruf jene vorbereitende Thätigkeit bedingt ist. In welchen Rechtsthätigkeiten ein solcher Beruf eines einzelnen Richters oder eines einzelnen Gerichts im Gegensatz zu andern Gerichten eintreten solle, daß ist insofern nicht unmittelbar Sache des Begriffs, sondern positiver, von äußeren Beschäftigkeitsverhältnissen abhängiger Bestimmungen. Der auf diese Weise bestimmte richterliche Beruf heißt die Competenz. Es gehört zur Zweckmäßigkeit der Rechtspflege in einem Staate, daß die Competenz der verschiedenen Gerichte nach einem durchgängigen und gleichmäßigen Systeme unter genauer Eintheilung aller jener äußeren Beschäftigkeitsverhältnisse getheilt sei. In diesem Grunde ist hierbei aber auch der Begriff selbst der Justiz wie der Berufsgerechtigkeit wesentlich theilhaftig, wenn auch nur darin, daß er durch die Competenzbestimmungen nicht verletzt werden darf. So namentlich darf die Competenz eines Richters oder eines Gerichts nicht auf eine bloß vorbereitende Thätigkeit beschränkt sein, weder in gewissen Satzungen von Rechtsbehörden, noch auch durchweg. Denn dadurch hört die Thätigkeit auf, Richter im vollen Begriffe zu sein; er sinkt zu einer Halbheit herab, von welcher sich begrifflich kaum noch sagen läßt, was sie sei und was sie sein solle. Insbesondere ist es zu mißbilligen, wenn unter Gerichtes es — namentlich in Criminalsachen — bloß mit der Instruction bis zum Erkenntniß zu thun bleibt, während das letztere einem höheren Gerichte vorbehalten bleibt, welches dann auch dem Untergericht Instructionen erteilen kann, ohne daß dabei auf dessen eigene Kritik und Überzeugung etwas ankomme. — Der obige Satz, daß der Richter von der ganzen Sache erfaßt sein müsse, befaßt mit andern Worten, daß der Richter sich seiner Rechtsthätigkeit annehmen darf, für welche er nicht (der Hauptsache nach) competent ist. Richter, welche der lauten Zustellungsverwaltungsgesellen nie zur Erkenntniß ihres eigentlichen Berufs gelangen, können sich hierum nicht, wenn die Umstände es ihnen rathsam erscheinen lassen, auch in Sachen, die entschieden nicht zu ihrer Competenz gehören, vorläufig einschleichen, namentlich in Criminalfällen vorbereitend und fälschliche Maßnahmen zu treffen und so die negotia des competenten Gerichts (z. B. wenn dieses ein ausständiges ist) eben nicht ebenso vollständig ableiten zu können. Ueber der Reflexion, welches Unheil daraus für die Justiz entstehen könnte, wenn sie sich hier nicht einmischten, vergeffen sie, daß sie gar nicht berufen sind, sich hierum zu kümmern, daß vielmehr die Grenzen ihrer Competenz oder im tieferen Grunde ihres richterlichen Berufs auch die Grenzen ihrer Verantwortlichkeit bilden, und daß diese Wirksamkeit außerhalb dieser Grenzen nichtig ist. — Wenn aber dieser Gerichte (sora) in einer und derselben Sache electiv competent (wahlständig) sind, so entscheidet die Prägenanz, d. h. das jüngere Gericht, welches zuerst eine vorbereitende Handlung vornimmt, wobei jedoch für die ganze Sache nurmehr ausständlich competent — eben weil die ganz vorbereitende Thätigkeit des Richters stets in enger Verbindung mit seiner eigentlichen Hauptaufgabe bleiben muß. — In Requisitionsfällen erleidet dies gewissermaßen

ungetheilte Herrschaft des Richters über die Sache im spätern Verlaufe derselben Beeinträchtigungen ausgelegt sein, welche eine innere Verfürgung des eigentlichen Berufs des Richters enthalten würden. Wir werden übrigens sehen, daß es Richter gibt und geben muß, deren Hauptaufgabe nicht schon in jener schlichtlichen Vermittelung des Rechts (vermöge eines definitiven Richterspruchs), sondern allerdings in einer bloß vorbereitenden Wirksamkeit besteht, aber in einer solchen, die eine organische Abzweigung der richterlichen Gesamtwirksamkeit in sich begreift und als solche einen Schwerpunkt hat, durch welchen sie selbständig und in sich abgeschlossen daſteht. — Es ist keine Schmälerung, sondern eine innere Erhöhung und Kräftigung der richterlichen Wirksamkeit, wenn dieselbe, wie vorgedacht, auf ihr eigentliches begriffliches Wesen eingeschränkt wird. Der Richter, welcher in seinem Berufe frei sein soll, ist dies nicht, wenn seine Berufsthätigkeit sich auf Dinge ausdehnen hat, die dem strengen, präcisen Begriffe nach nicht unter dieselbe fallen, ja, den Begriff verändern und zu einer mehr oder weniger unbestimmten und nach Umständen modificirlichen Vorstellung von dem Berufe des Richters verführen. Die Gerichtsverfassung hat sich von diesem Principe der richterlichen Berufsfreiheit bestimmen zu lassen, indem sie ihn von allen Zersamungen und Verſuchungen befreit, welche dieselbe bedrohen würden. Faßt man dies zunächst ganz äußerlich auf, so ergibt sich ohne Weiteres, daß der Richter von den mehr formellen und von den mechanischen oder rein geschäftsmäßigen Verrichtungen, welche zur Beurkundung und Realisirung seiner Wirksamkeit gehören, befreit bleiben muß. Ein Gericht muß daher außer dem Richter mit dem erforderlichen Personale an Secretarien oder Actuarien, Registratoren, Schreibern und Gerichtsdienern versehen sein. Während dies gewissermaßen sich schon nach einer oberflächlichen Reflexion von selbst versteht, hat die Forderung, daß dem Richter ein Secretair oder Actuar zur Seite stehe, welcher die gerichtlichen Verhandlungen schriftlich und mit der Wirkung öffentlicher Glaubhaftigkeit beurkundet oder actenmäßig feststellt, doch auch einen tiefern Grund. Es soll dadurch dem Richter nicht etwa bloß eine Geschäftsklasse, welche nicht rein richterlicher Natur ist, abgenommen werden, sondern indem der Secretair und nicht der Richter es ist, welcher die der richterlichen Verfürgung zum Grunde liegenden (mündlichen oder terminlichen) Verhandlungen unerfindlich oder zu Protokoll vermöge seiner eignen Autorität und auf eigene Verantwortung festzustellen hat, wird einerseits eine Controle des Richters geschaffen, die andererseits

zu desto größerer Befestigung der Sittlichkeit der richterlichen Verfürgung und namentlich zu einer Befreiung seiner Wirksamkeit von den Unzulänglichkeiten dient, welche daraus entstehen müßten, wenn diese Wirksamkeit vermöge des unbedingten, blinden Glaubens, den man einem selbstprotokolirenden Richter rücksichtlich des Sachverhalts zu schenken hätte, theilweise der Kritik von Vorn herein entnommen wäre. Zu einem gehörig besetzten Gerichte oder zur besetzten Gerichtsbank gehört daher schon nach gemeinem Rechte außer dem Richter auch der Secretair oder Actuar, welcher auf die wahrheitsgetreue Führung des Protokolls verpflichtet sein und eine, der unbehinderten Erfüllung dieser Pflicht zuzugende Stellung haben muß. — Es läßt sich hier ferner der collegialischen Einrichtung der Gerichte gedenken. Diese findet sich bei Obergerichten und gewöhnlich auch bei solchen Untergerichten, welche eine ausgedehntere Competenz haben, indem ihnen außer einem größeren Gerichtesregul auch die Instruction und Aufzeichnung der erheblicheren Rechtsstreitigkeiten zugewiesen ist. Untergerichte von beschränkterer Competenz pflegen dagegen nur mit einem Richter besetzt zu sein, welcher dann Einzelrichter heißt. Bei collegialischen Gerichten bilden die mehrere Richter eine juristische Person, und haben die zu fassenden Beschlüsse gemeinsam, mindestens zu dreien, zu beraten und zu erlassen, und zwar, soweit nicht Mündlichkeit der Verhandlung gilt, auf Vortrag Eins von ihnen als Referenten, welchem ein Anderer als Co-Referent gegenübersteht. In einzelnen gerichtlichen Acten, bei denen es auf eine Beschlusnahme noch nicht ankommt, werden einzelne Richter deputirt, sei es vom Collegio, sei es vom Vorfigenden (Präsidenten, Director). Die Einrichtung der collegialischen Beschlusnahme empfiehlt sich auf den ersten Blick theils als durch die Natur der Sache geboten, da ein Gericht, welches seines Geschäftsumfanges wegen mit mehreren Richtern besetzt sein muß, doch wieder in mehrere Gerichte zerfallen würde, wenn der eine Richter nicht an die Mitwirkung der andern gebunden wäre — theils als eine höhere Garantie für die Rechtsgemäßheit der zu fassenden Beschlüsse. Für einen bekannteren Erfahrungssatz wird Augen mehr sehen als zwei, so wird auch ein Collegium von drei Richtern (— diese Zahl ist mindestens erforderlich, damit eine Stimmenmehrheit möglich sei —) der dialectischen Vermittelung des concreten Rechts des streitigen Falls mächtiger und gewisser sein, als dies allemal von einem einzelnen Richter verlangt werden kann. Die collegialische Einrichtung ist hiernach als eine höhere und zwar erfahrungsmäßige Gewähr der Macht und Freiheit der Berufsgerechtigkeit zu betrachten, und nur hierdurch ist sie eine Garantie im Interesse der Parteien. — Endlich dürfen wir hier das schon mehrfach erwähnte Verhältniß von oberen und unteren Gerichten näher ins Auge fassen. Die ersten sind entweder Landesgerichte oder Obergerichte im eigentlichen Sinne, welchen alle übrigen Gerichte des Landes oder einer einzelnen Provinz untergeordnet sind, obne daß sie selbst in einem gleichen Verhältnisse zu irgend

eine Ausnahme, aber eine unbedenkliche. Der requirirte Richter vertritt hier von Vorn herein nur den requirirenden Richter, der ihn in ähnlichen Fällen denselben Dienst leistet — daher die Ablehnung der Requisitionen automatische Gerichte sich rechtfertigt, wenn diese nicht gleiche Rechtshilfe gewähren (Reflexion). Dabei ist der requirirte Richter zugleich so wenig ein bloßes Werkzeug des requirirenden Richters, daß er vielmehr das Recht und die Pflicht hat, die Competenz des letzteren zu prüfen, bevor er der Requisition genügt.

einem höheren Gerichte ständen, nur daß auch ihre Entscheidungen, in sofern sie als nichtig angesehen werden, der Prüfung und dem Spruche des Cassationshofes unterworfen sein müssen, dessen Beruf es eben ist, nichtige Entscheidungen, d. h. solche, welche nicht etwa bloß irrig sind, sondern welche ein für allemal als wesentlich feststehende, keiner richterlichen Reflexion mehr unterwerfene Grundsätze und Bestimmungen verlegen oder außer Acht lassen, zu cassiren, sei es im persönlichen Interesse der Parteien, in welchem Falle die Sache (wenigstens in der Regel) an das competente Gericht zur Remedur zurückgeht — sei es im Interesse des Gesetzes, in welchem Falle die angefochtene Entscheidung zwar zu Recht bestehen bleibt, aber die Kraft eines Präjudizs für künftige Fälle oder der Wirkung, das Gesetz zu verdunkeln oder sonst zu beeinträchtigen, entkleidet wird. — Oder die oberen Gerichte sind Gerichte mittlerer Competenz und verdienen jenes Präbivat nur in sofern, als sie noch Gerichte von unterer Competenz unter sich haben, da sie selbst aber dem Obergerichte unterworfen sind, dessen geographisches Gebiet unter sie noch Kreise, Bezirke u. s. w. vertheilt ist (gleichwie die ihnen selbst untergeordneten Gerichte sich wieder in diese Kreise theilen), so werden sie gewöhnlich nur als Untergerichte betrachtet. Das Competenzverhältniß dieser verschiedenen Gerichte oder die Steigerung ihrer Competenz, welche zugleich in einer gegenseitigen Begrenzung der letzteren bestehen muß, darf sich im Allgemeinen nach keinen andern Rücksichten bestimmen, als nach der größeren oder geringeren Erheblichkeit der abzuurtheilenden Sachen (in Civilsachen namentlich nach dem Werthbetrage, in Criminalsachen nach der Schwere der verwickelten That). Die Gerechtigkeit muß freilich in allen Fällen, den geringfügigsten wie den wichtigsten, eine und dieselbe bleiben, ja es scheint, als dürfe auch die Gleichmäßigkeit der Justiz feinertheil, durch die größere oder geringere Erheblichkeit der Rechtssachen bedingte Modifikation erleiden, zumal sich eine allgemeine, kategorische Bestimmung darüber, welche Sachen von größerer oder geringerer Erheblichkeit seien, kaum anders als abstracter und einsichtiger Weise, nämlich bloß nach gewissen objectiven Merkmalen, nicht auch mit Rücksicht auf das jebeinmalige individuelle Interesse der Parteien treffen läßt. Wenn nun die Gleichmäßigkeit der Justiz gleichwohl eine Modifikation darin zu erleiden hat, daß die Rechtspflege an Gerichte von verschiedenem Range vertheilt wird, von denen das höher gestellte im Vergleich zu dem tiefer stehenden als mit höheren Kräften der Rechtsvermittlung ausgerüstet gilt, so muß diese Vertheilung doch jedenfalls mit möglichster Beobachtung jener Gleichmäßigkeit erfolgen, und dies scheint nicht besser geschehen zu können, als wenn dabei die größere oder geringere Erheblichkeit, nach welcher sich die Rechtssachen in gewisse allgemeine Kategorien bringen lassen, in Anschlag gebracht, und hiernach allgemein festgelegt wird, welche Sachen zur ausschließlichen Competenz der untern und welche zu der der höheren Gerichte gehören sollen. Es ist dies lediglich Sache

einer verstandesmäßigen Erwägung. Aber wir fragen gleichwohl mit Recht: wozu überhaupt diese Entgegensetzung von Ober- und Untergerichten, da ja die Gleichmäßigkeit der Justiz und folgeweise selbst die der Berufsgerechtigkeit allem Anscheine nach eine solche Vertheilung der Rechtspflege im tieferen Grunde ausschließt und am entschiedensten dadurch erfüllt werden würde, daß ein und dasselbe Gericht — ausgerüstet mit dem höchsten Kräfte der Rechtsvermittlung, welche erreicht werden können — ohne Unterschied für alle Sachen aus seinem Gerichtsprengel competent wäre? Unstreitig würde eine solche Einrichtung dem reinen Begriffe am gemähesten sein. Erfahrung, Bedürfnis, Rücksichten der Ausführbarkeit und ähnliche Gründe haben aber genötigt, davon abzuweichen. Um dem Bedürfnisse entsprechen zu können, müßten jene *judicia unica* entweder auf kleinere Gerichtsprengel beschränkt oder mit einer größeren Anzahl von Richtern besetzt sein, als es der Rechtspflege und in letzterem Falle namentlich der inneren Einheit der Gerichte und der freien, ungehemmten Entfaltung ihrer Wirksamkeit zuträglich sein würde. Der Richter darf auf keinen Fall einen ausschließlich so umfangreichen Wirkungskreis haben, daß er seine Aufgabe nur als eine Geschäftslast empfinden und dadurch außer Stand gesetzt werden würde, jeder einzelnen Sache die erforderliche Kraft und Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es ist dies in der That eine Bedingung der Freiheit der Berufsgerechtigkeit. Aber ebenso ist die Ordnungsmäßigkeit der Justiz wesentlich dabei interessiert, daß die Rechtspflege innerhalb eines bestimmten Territoriums nicht in der Gestalt der Gerichte so sehr vertheilt oder selbst gesplittet werde, daß sie den allgemeinen Charakter der Totalität und Centralität verlieren und dadurch auch gewissermaßen ausüben würde, den Rechtstugenden eine möglichst sichere, gleichmäßige, einfache und bequeme Rechtshilfe zu gewährleisten. Beide Forderungen (der Berufsgerechtigkeit und der Justiz) vermitteln sich zu jener Maxime einer Vertheilung der Rechtspflege innerhalb eines Territoriums an Gerichte von verschiedenem Range oder von ausstreichender Competenz, und zwar ist es auch hier wieder vorwiegend das Princip der Freiheit der Berufsgerechtigkeit, durch welches die Ordnungsmäßigkeit, näher die Gleichmäßigkeit der Justiz modificirt wird, ohne darin sich selbst abhanden kommen zu können. So hat also auch die Einrichtung von Ober- und Untergerichten immerhin ihren tieferen Grund in dem Wesen der Berufsgerechtigkeit (namentlich erst die empirische Nothwendigkeit hinzukommen muß, um auf diese Einrichtung zu führen); und nur das Maß und die Art und Weise jener Vertheilung bleibt, wie wir sagten, lediglich dem reflectirenden Verstande vorbehalten, der sich aber darin von dem tieferen Begriffe beschränken zu lassen hat. Es erscheint sodann auch ganz natürlich, daß je das höher gestellte Gericht mit höheren Kräften der Rechtsvermittlung ausgerüstet wird, als das tiefer stehende; womit aber keineswegs gesagt ist, daß bei einem Untergerichte, und wäre es von beschränktester Competenz, von dem begrifflich erforder-

lichen Maße dieser Kraft das Geringste aufgeben werden dürfte. Der Einzelrichter, welcher ein solches Gericht von geringster Competenz in der Regel ausmachen wird, soll vielmehr bereits allen den Anforderungen entsprechen, welche wir an den Richter überhaupt gestellt haben. Man kann solche Gerichte Elementargerichte nennen, da sie alles das schon dem einfachen Grundzuge nach enthalten müssen, was bei den höheren Gerichten (weil diese mit erheblicheren Rechtsfachen zu thun haben) nur in höherer Quantität vorkommt. Diese höhere Ausrustung der höheren Gerichte besteht demnach theils darin, daß hier ein Richtercollegium an die Stelle des Einzelrichters tritt, theils und namentlich bei den Obergerichten darin, daß diese mit Richtern besetzt werden (oder doch besetzt werden sollten), welche sich durch höhere wissenschaftliche Ausbildung auszeichnen und von Eriten ihrer Charaktertugendhaftigkeit erprobt haben. Das Verhältniß von Ober- und Untergewichten besteht nun aber auch noch in einem andern Sinne, nämlich als ein Instanzenverhältniß. Hiernach hat das höhere Gericht den Beruf, die Entscheidungen des unteren Gerichts seiner Prüfung zu unterwerfen und selbst zu reformiren, wenn die eine oder andere Partei gegen eine solche Entscheidung eines unteren Gerichts ein Rechtsmittel bei dem höheren Gerichte verfolgt. Solcher Instanzen (mit Einschluss des zuerst erkennenden Gerichts) hat es in Deutschland in Civilsachen in der Regel drei gegeben, eine Einrichtung, die auch noch in der teutschen Bundesacte sanctionirt wurde. Wir haben es hier nicht mit den Bedingungen und Formen zu thun, unter welchen eine einzelne Sache von einer Partei an eine höhere Instanz gebracht werden kann, sondern mit der Frage, ob und aus welchem tieferen Grunde sich diese Einrichtung im Ganzen erklären lässt, und ob sie namentlich im Interesse der Zweckmäßigkeit der Berufsgerechtigkeit liege, welche letztere durch diese Einrichtung augenscheinlich am nächsten berührt wird. Nun ist es auf den ersten Blick nicht zu verkennen, daß durch diese Einrichtung abermals eine höhere Garantie für die Rechtsgemäßheit der richterlichen Entscheidungen hat geschaffen werden sollen, daß sie also zunächst im Interesse der Parteien liegt. Denn wenn eine richterliche Entscheidung nach Maßgabe der Beweismittel, welche eine Partei gegen dieselbe aufstellt und zu rechtfertigen sucht, die Prüfung des höheren Richters erfährt, so ist anzunehmen, daß die Entscheidung des letzteren, möge sie eine bestätigende oder abändernde sein, das Rechte treffen werde. Allein bei näherer Betrachtung muß es den Anschein gewinnen, als könne dieser Reflexion nur ein gewisses Mißtrauen gegen die in erster Instanz geübte Berufsgerechtigkeit zum Grunde liegen, und als sei man auf jene höhere Garantie nur gerathen, um in zweiter (und folgender) Instanz wo möglich Mängeln abzuheben, mit denen die richterliche Gerechtigkeitsspflege nun einmal allgemein behaftet sei. Denn nur wenn die Berufsgerechtigkeit in der Person des Richters ihrer Idee noch nicht durchweg entspricht, kann das Bedürfnis einer ferneren Instanz vorhanden sein. In der That läßt sich die Einrichtung

verschiedene Instanzen aus dem reinen Begriffe der Rechtspflege nicht herleiten; sie scheint im Gegentheile um der Freiheit der Berufsgerechtigkeit willen vermieden werden zu müssen, da die richterliche Entscheidung dadurch, daß sie erst noch der Prüfung eines höheren Richters unterworfen werden kann, gewissermaßen zu einem bloßen Entwurfe herabfällt, oder der Richter wol gar in die Versuchung kommt, es mit seiner Aufgabe nicht so genau zu nehmen, wenn er sich damit beruhigen kann, daß den Parteien ja noch eine höhere Instanz bleibe. Stellen wir uns indessen auf den Standpunkt der Erfahrung, so können wir es uns nicht verkennen, daß das Ideal eines Richters, so gewiß es auch dem letzteren stets klar und lebendig vor Augen stehen soll, doch in der Wirklichkeit nie vollständig erreicht werden kann, daß die richterliche Wirkfamkeit vielmehr den Irrthümern und Schwächen ausgesetzt bleiben muß, welche in der allgemeinen menschlichen Natur begründet sind und sich selbst gegen unser Wissen und Willen geltend machen. Es ist daher durchaus billig und angemessen, daß die Rechtspflege den Parteien in Bezug auf die (speciell zu bezeichnenden) Punkte, in welchen sie sich durch einen derartigen Irrthum oder Fehlgriß des Richters in ihrem Rechte verletzt glauben, ein Mittel der Abhilfe durch Eröffnung einer ferneren Instanz gewährt. Fast man die ganze Einrichtung unter diesem wohlberachteten empirischen Gesichtspunkte auf, so wird man ihr auch nicht mehr den Vorwurf einer Beeinträchtigung der Freiheit der Berufsgerechtigkeit in der Person desjenigen Richters, dessen Entscheidung angefochten wird, machen wollen, zumal wenn positive Bestimmungen hinfinkommen, durch welche die selbständige Geltung der angefochtenen oder anfechtbaren Entscheidung angemessen sicher gestellt wird (wie namentlich durch die Bestimmungen über die Rechtskraft und in gewissen Fällen über *Einspruchseffekt*). Aber noch mehr! Wenn der Richter selbst sich dessen bewußt bleiben muß, daß er möglicherweise irren könne, so kann es (sofern er nur das wahre Gewicht seiner Aufgabe begreift) auch nur in seinem eigenen Interesse liegen, daß seine Entscheidung nicht schon unbedingt und in absolutistischer Weise eine endgültige ist, sondern daß den Parteien ein Weg Rechtsens offen bleibt, auf welchem sie, wenn sie selbst nur wollen, zur Remedur des Rechtsabens gelangen können, den er ihnen etwa irrigerweise zugestuft hat. Dieser den Parteien geöffnete Rechtsweg ist dann gleichsam ein Weg der Versöhnung zwischen der Wirkung seiner Wirkfamkeit und dem Rechte, ein Weg der Salubrität seiner richterlichen Geltung dem Rechte gegenüber und vermöge des Rechts; denn die Verkennung des Rechts, welche dem Richter widerfahren ist, wird hier im Wege des Rechts wieder gut gemacht, so gütig, sie kann also an seiner Wirkfamkeit nicht als ein Zeichen der Fehlfamkeit haften bleiben. Schlagen die Parteien ihren Weg nicht ein, obwohl der Richter vielleicht irrig erkannt hat, so erliegt sich das Bedenken, welches hier gegen die richterliche Wirkfamkeit entstehen könnte, schon von Vorn herein durch das volenti non fit injuria. Die Frage, ob die

richterliche Auctorität durch Befestigung einer höheren Instanz allgemein äußerlich beschränkt werden soll oder nicht, ist im Grunde keine andere, als die, ob im Falle einer möglichen Differenz zwischen der richterlichen Entscheidung und dem Rechte von Vorn herein die Beamtenauctorität des Richters höher gestellt werden soll, oder das Recht — ob dem Richter um seiner äußeren Geltung willen eine Unfehlbarkeit zugesprochen werden soll, die er nicht schlechthin wahr machen und somit christlicherweise selbst nicht in Anspruch nehmen kann, oder ob seine richterliche Auctorität — eine Auctorität der Vermittelung zwischen den subjectiven Rechtsansprüchen der Parteien und dem objectiven Rechte — dadurch, wenn auch äußerlich beschränkt, doch zugleich innerlich erweitert und gestärkt werden soll, daß seine Entscheidungen ein für allemal der Möglichkeit einer Kritik in höherer Instanz unterworfen sind, welche einerseits das Recht gegen die natürliche Fehlbarkeit derselben zu sichern und somit andererseits seine Wirksamkeit von einem dauernden Widerstreit des Rechts zu befreien im Stande ist. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Es ist in der That als eine der äußeren Bedingungen der Freiheit der Berufsgerechtigkeit aufzufassen, daß sie, sobald die Parteien an ihr zweifeln, eine höhere Instanz, eine Instanz der rechtlichen Kritik zu beschaffen haben kann, aus welcher sie entweder gerechtfertigt oder aber geheilt, mit dem Rechte versehen und entlastet von den ihrem eigenen Ansehen und ihrem moralischen Gewichte Erfordernissen der Folgen ihrer natürlichen Fehlbarkeit hervorgehen wird. Wäre der Richter ein dictator juris, statt, wie wir eben erinnerten, ein Vermittler des Rechts und seiner Auctorität erst dadurch wahrhaft gewiß und theilhaftig zu sein, daß seine Wirksamkeit, soweit dies menschlich möglich, sich stets zur innigsten Uebereinstimmung mit dem Rechte hinansteigert, dann könnte in der Instanzeneinrichtung Nichts weiter als eine widersinnige Verkürzung seiner Geltung gefunden werden; gäbe es aber seine höhere Instanz, in welcher die Prüfung jener Uebereinstimmung und nothigenfalls die Herstellung der letzteren möglich wäre, dann würde der Richter nur zu leicht als ein dictator juris erscheinen und am Ende sich nur gar selbst dahin verirren, die Rechtsprechung nur als eine qualifizierte Form seines absolutistischen *sic volo* sic jubeo zu betrachten. Wir dürfen in dieser Hinsicht selbst den rein moralischen Einfluß in Anschlag bringen, welchen die Instanzeneinrichtung auf die Wirksamkeit des Richters erster Instanz ausübt. Jeder tüchtige Richter weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr der Gedanke an die rechtliche Kritik, welcher seine Entscheidung vielsicht in höherer Instanz ausgelegt werden wird — weit entfernt, zu einem Drobbilde für ihn zu werden — vielmehr dazu beizutragen vermag, das Bewußtsein des wahren richterlichen Berufs rein und kräftig zu erhalten. Es ist also der tiefere Sinn der Instanzeneinrichtung darin zu sehen, daß das Recht, nachdem es primitiv von dem Richter kritisch festgelegt worden — anstatt jetzt ohne Weiteres unter den Gesichtspunkt der Beamtenauctorität des Richters zu fallen — sich nunmehr

seinerseits kritisch gegen diese Auctorität muß verhalten können, damit sich zeige, ob diese Auctorität im einzelnen Falle die des Rechts selbst sei, und damit, wenn dies nicht der Fall sein sollte, die Auctorität des Rechts an die Stelle jener Beamtenauctorität gesetzt, hierdurch aber zugleich die letztere auf ihre wahre Würde und Macht zurückgeführt oder von Norem in der Idee der Berufsgerechtigkeit, deren sie auf diese Weise nur vorübergehend und ohne bleibende Folgen hat unmöglich werden können, begründet werde. Und hierin, sagen wir, erfüllt sich eben eine Bedingung der Freiheit der Berufsgerechtigkeit, und zwar geschieht dies gerade im Interesse des Richters, dessen Entscheidung vor eine höhere Instanz gebracht worden ist, mag sie nun dort bestätigt oder abgeändert werden sein. In die Instanzeneinrichtung kann gewissermaßen selbst als eine solche betrachtet werden, welche die Rechtspflege dem Gewissen des Richters schuldig ist, damit ihm seine natürliche Fehlbarkeit bei den so hochwichtigen Interessen, welche bei seiner Entscheidung auf dem Spiele stehen, nicht zu einer Gewissensgeißel, zu einer peinlichen, seine Wirksamkeit irritirenden und lähmenden Vorstellung werden könne. Wir wollen in dieser Hinsicht nur daran erinnern, daß ein Richter seine eigene Entscheidung, auch wenn er sie hinterdrein für richtig erkennt, doch nicht wieder abändern darf (s. oben II. 5). In einem solchen Falle — zumal wenn der nachher vom Richter selbst für irrig erklärte Spruch im weiteren Verlaufe der Sache Consequenzen zur Folge hat, in welchen diese Irrigkeit desto schärfer und nachtheiliger hervortritt — darf es dem Richter, wenn er sich sonst nur Nichts vorzuwerfen hat, zur Beruhigung gereichen, daß die verurtheilte Partei die irrig e Entscheidung vor eine höhere Instanz hätte bringen können, und daß es ihrem eigenen Willen zu zuschreiben ist, wenn sie diese Entscheidung gegen sich hat rechtskräftig werden lassen.

Die tägliche Erfahrung zeigt, wie wohlthätig die Instanzeneinrichtung für das eigene Ansehen des Richters bei dem Volke ist. Auf ihr beruht zum großen Theil das Vertrauen zu der Gerechtigkeitspflege und folgerweise zu den Richtern als Dienern derselben; denn der Fehlgang, welchen der für die ganze Sache competente Richter (der als solcher stets in erster Instanz erkannt) in einem einzelnen Punkte etwa thun wird, kann in einer höheren Instanz wieder gut gemacht werden und daher jenes Ansehen und jenes Vertrauen niemals nachtheilig beeinträchtigen.

Freilich entsteht nunmehr die bedenkliche Frage, ob nicht alle diese Gründe dadurch illusorisch werden, daß es, möge man die Instanzen auch noch so sehr häufen, doch endlich einen in letzter Instanz erkennenden Richter geben muß, welcher als solcher am Ende doch wieder in derselben Lage sich befindet, aus welcher der vorher erkennende Richter — oder sogar wir überhaupt der Richter durch die Instanzeneinrichtung grade befreit werden soll; denn auch dieser letzte Richter kann nicht unfehlbar sein. Vor allen Dingen müssen wir uns hier damit beruhigen, daß es noch menschlichem Vermögen

nun einmal nicht anders sein kann, und daß das Gute nicht deshalb vermehrt werden darf, weil es nicht consequent bis zur Vollkommenheit durchgeführt werden kann. Möglich, daß bereinigt noch Einrichtungen gefunden werden, welche diesen Mangel heben oder verringern (z. B. die zweifache, gesonderte Beschlußnahme über ein und dasselbe Rechtsmittel bei verschiedenen Abtheilungen des höheren Gerichts und eine hierauf folgende Vergleichung und Ausgleichung der Punkte, in welchen die mehreren Erkenntnisse etwa abweichen). Ferner ist aber gegen jenes Bedenken in Anspruch zu bringen, daß der Richter zweiter und letzter Instanz (um einmal bei zwei Instanzen stehen zu bleiben) durchschnittlich nicht in gleichem Maße, wie der Richter erster Instanz, der Sache ausgesetzt ist, das Rechte zu verstehen, da die Sache schon aus der Instanz der ersten, das gesammte Material des Falls umfassenden rechtlichen Beurtheilung heraus ist, und es jetzt nur noch auf die Prüfung bestimmter Beschwerden und Anträge ankommt, mit welchen eine Partei gegen das erste Erkenntnis auftritt, um eine Abänderung zu erwirken. Hierdurch wird die richterliche Beurtheilung in zweiter Instanz schon in viel näherer, engerer und deutlicher Beziehung zu dem rechtlichen Kerne des Falls gesetzt, als dies in erster Instanz immer geschehen kann. Endlich wird jenes Bedenken dadurch in den Hintergrund gestellt, daß es ja grade ein höheres, d. h. mit höheren Kräften der Rechtsvermittlung ausgerüstetes Gericht ist, vor welches die Sache in zweiter und letzter Instanz gebracht wird.

Wenn hiernach die Instanzeneinrichtung, welche der äußeren Erscheinung nach als eine Einrichtung der Gerechtigkeit hervortritt, sich allerdings aus dem Gesichtspunkte der Berufsgerechtigkeit selbst begründen läßt, so darf doch andererseits nicht vergessen werden, daß man hier des Guten leicht zu viel thut und daß dadurch diese Einrichtung im Gegentheile zu einer Beeinträchtigung der Freiheit und des Ansehens der Berufsgerechtigkeit ausarten kann. Je schlechter im Ganzen und im Grunde die Rechtspflege bei einem Volke eingerichtet ist, desto angfälliger pflegt man auf außerordentliche und ausbleibliche Garantien des Rechts für den einzelnen Fall bedacht zu sein, um dasselbe doch wenigstens auf diese Weise gegen die allgemeine Calamität möglichst zu decken. So ist es auch in Deutschland gegangen, wo man, durch eine solche Angfälligkeit getrieben und darüber den eigentlichen Sinn und Zweck der Instanzeneinrichtung aus den Augen verlierend, zugleich aber nach gewissen Beschränkungen suchend, jene Einrichtung theils über die Grenzen hinaus, welche dabei notwendig eingehalten werden müssen, ausgedehnt, theils in unangemessener Weise ausgeführt hat. Wegen dieses Mißbrauch hat sich die Wissenschaft aus demselben Gesichtspunkte zu opposiren, aus welchem sie den Gebrauch ableitet. Indem die Justiz um der Berufsgerechtigkeit willen das Institut verschiedener Instanzen in sich aufnimmt, hat sie sich darin auch genau durch den Gedanken bestimmen und beschränken zu lassen, welcher dabei zum Grunde liegt. Es müssen erstens die verschiedenen Instanzen auf zwei beschränkt sein —

ohne Unterschied, ob in zweiter Instanz reformirt oder bekräftigt wird. Eine Vermehrung der Instanzen über diese Zahl hinaus geräth sogleich ins Gebiet der Willkür; sie kann bis ins Endlose gehen, und wenn man es gewöhnlich bei drei Instanzen bewenden läßt, so sieht man doch nicht ein, warum es nicht auch vier u. s. w. sein könnten. Je mehr Instanzen, desto hazardartiger erscheint die Rechtsverfolgung und die Gerechtigkeitsspflege, desto schwächer wird das Ansehen der Berufsgerechtigkeit, desto weniger erfüllt also auch die ganze Einrichtung ihren allgemeinen Zweck, möchte es auch in diesem oder jenem einzelnen Falle zufällig einmal als sehr wünschenswerth erscheinen, wenn eine Partei noch eine dritte Instanz hätte. Es kann zufällig ebenso wünschenswerth erscheinen, daß ihr noch eine vierte u. s. offen stehen möchte. Zwei Instanzen sind jedenfalls notwendig, aber auf diese Rechtswenigkeit muß die ganze Einrichtung eben auch beschränkt bleiben; alles Weitere ist nicht notwendig und liegt daher außerhalb des Sinns und Zwecks des Ganzen. Die Beforgnis, daß zwei Instanzen noch nicht ausreichen möchten, um die beabsichtigte Garantie zu gewähren, kann mit Grunde nicht mehr auffommen, sobald nur die Rechtspflege im Uebrigen alle die Garantien für die Rechtsgemäßheit und Ernstigkeit der richterlichen Entscheidungen darbietet, deren sie fähig ist — daher die Forderung einer Beschränkung der Instanzen auf zwei allerdings erst unter der Voraussetzung, daß die Rechtspflege auch sonst durchaus zweckmäßig eingerichtet sei, ihre volle Rechtserfüllung gewinnt. — Zweitens darf es immer nur das höhere — und zwar das nächsthöhere Gericht sein, welches die zweite (und letzte) Instanz bildet. Dies versteht sich nach dem tieferen Grunde, auf welchen wir die Instanzeneinrichtung zurückgeführt haben, so sehr von selbst, daß es als eine überflüssige Bemerkung erscheinen könnte, wenn nicht das gemeine Recht den zugleich particularrechtlich durchgeführten Grundsatze aufgestellt hätte, daß in gewissen Sachen, namentlich solchen, die nicht für erheblich genug angesehen wurden, als daß ein höheres Gericht in zweiter oder folgender Instanz damit incommodiert werden dürfe, dasselbe Gericht, welches in früherer Instanz erkannt, auch in der folgenden Instanz (— auf sogenannte nicht devolutive Rechtsmittel —) wieder zu erkennen habe. Dies ist selbst dann verwerflich, wenn der Partei, welche ein Rechtsmittel verfolgen will, etwas gesetzlich verstatet ist, zwischen dem Gerichte, welches erkannt hat, und dem höheren Gerichte (oder zwischen einem nicht devolutiven und einem devolutiven Rechtsmittel) zu wählen — aber wenn bei collegialischen Gerichten im Falle der Verfolgung eines nicht devolutiven Rechtsmittels ein anderer Referent bestellt wird. — Hier entsteht nun aber die Frage, ob und in wiefern alsdann ein Obergericht — welches kein höheres Gericht mehr über sich hat — noch in erster Instanz erkennen dürfe, da es gegen solche Erkenntnisse entweder keine zweite Instanz mehr geben würde, oder diese wiederum vom dem Obergerichte selbst gebildet werden müßte. Das Auskunftsmittel, verschiedene Abtheilungen des Ober-

gerichts zu bilden und für die zweite Instanz eine andere Theilung zu bestimmen, gefährdet — mag es auch besser sein als ein bloßer Referentenwechsel — doch nur zu leicht die oftenthle und selbst die innere Einheit des Gerichts als juristischer Person. Nur in gewissen Beziehungen, wo solche Bedenken vor der untergeordneten Bedeutung der Sache verschwinden, oder es sich mehr um eine bloße Vorstellung der Partei, als um ein eigentliches Rechtsmittel handelt, mag man sich mit jenem Auskunftsmittel begnügen, z. B. wenn das Obergericht die auf Anlaß eines bei ihm verfolgten Rechtsmittels erwachsenen Kosten scheidet, wofür es immer die erste Instanz bilden muß. Hiervon abgesehen, muß uns die Forderung, daß eine Sache in zweiter Instanz stets an ein höheres Gericht zu devolviren sei, in der That darauf führen, die oben erwähnte Maxime der aufsteigenden Kompetenz in Bezug auf Obergerichte einer gewissen Beschränkung zu unterwerfen, nämlich in dem Sinne, daß die Obergerichte bei der Vertheilung der Rechtspflege nach gewissen Kompetenzabstufungen möglichst aus dem Spiele zu lassen und so vor der Stellung als Gerichte erster Instanz zu bewahren seien. Hierzu wird man sich am unbedenklichsten in Bezug auf bürgerliche Rechtsstreitigkeiten verstehen dürfen, dergestalt, daß die Kompetenz in diesen Sachen sich je nach Erheblichkeit derselben lediglich zwischen den Untergerichten (Mittelgerichten und Gerichten untersten Ranges) vertheilt, und das Obergericht immer nur die zweite und letzte Instanz für die zur Kompetenz der Mittelgerichte gehörigen Sachen bildet, niemals aber in solchen Sachen in erster Instanz zu erkennen hat. Es lassen sich keine bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten von solcher Erheblichkeit denken, daß man sich dadurch genöthigt finden könnte, sie der Kompetenz eines untern Gerichts zu entziehen und allein der des höchsten Gerichts zu überweisen. Das einzige Motiv hierzu könnte etwa nur in einem überwiegenden Interesse der Allgemeinheit an der Rechtspflege in gewissen Fällen gefunden werden; allein ein solches überwiegendes Interesse der Allgemeinheit findet in Bezug auf bürgerliche Rechtsstreitigkeiten in der That nicht statt, sondern hier herrscht die rechtliche Willkür der Partei vor, die über ihr Recht und über die Art und Weise der Verfolgung desselben disponiren kann, wie sie will. Es kommt hier lediglich darauf an, das rechtliche Maß dieser willkürlichen Disposition gegen Verkürzungen sicher zu stellen, die es durch irrige Entscheidungen der Richter erleiden könnte, d. h. es handelt sich hier überhaupt nur um den doppelten Instanzenzug, und wenn man nun findet, daß dieser grade für die erheblichsten Sachen verloren gehen würde, falls man diese der Cognition und Entscheidung des höchsten Gerichts in erster Instanz unterwerfen wollte, anstatt ihnen die Kräfte dieses Gerichts in zweiter Instanz zu reserviren, so wird man hiervon nicht bloß unbedenklich, sondern selbst im Interesse der Parteien absehen dürfen. Dagegen ist in Criminalsachen, wo es auf Verbrechen ankommt, das Interesse der Allgemeinheit an der Rechtspflege in gleichem Maße vorhanden, wie das Interesse des Angeschuldigten.

Je untergeordneter die Bedeutung des Strafgesetzes, welches verletzt sein soll, desto geringer freilich auch jenes Interesse der Allgemeinheit; daher die Rechtspflege in Strafsachen ohne Verletzung jenes Interesses gleichfalls nach gewissen Kompetenzabstufungen an Gerichte verschiedenen Ranges schon von Unten auf vertheilt sein kann. Es gibt aber Verbrechen oder Anklagen auf Verbrechen von solcher Erheblichkeit, daß dabei jenes Interesse der Allgemeinheit seiner vollen intensiven Geltung nach ins Spiel kommt, wobei dieses Interesse als ein solches zu denken ist, welches zugleich das Interesse des Angeklagten ganz und gar in sich begreift. Criminalsachen von dieser höchsten Erheblichkeit der Kompetenz der Mittelgerichte anzuvertrauen, bloß um ihnen die zweite Instanz bei dem Obergerichte zu reserviren, das darf mit Recht für bedenklich erachtet werden. Denn theils genießen die Mittelgerichte nicht jenes höchste Ansehen, mit welchem hier die Rechtspflege bekleidet sein muß, um dem höchsten Interesse der Allgemeinheit würdig zu entsprechen, theils vermag das Obergericht sich in zweiter Instanz nicht in gleicher Weise im Interesse der Sache wirksam zu ereignen, wie dies bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten möglich ist, da das Schicksal der Sache in zweiter Instanz (— falls man nicht etwa den ganzen Proceß wiederholen will —) stets mehr oder weniger von den einseitigen Bestimmungen, ja von der Willkür der Parteien abhängig sein wird, und eine solche Bedingtheit der richterlichen Wirksamkeit zwar in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten ganz in der Ordnung, in Criminalsachen aber unzutraglich ist, weil das Interesse der Allgemeinheit dabei nicht durchweg seine gehörige Würdigung findet. Criminalsachen von höchster Erheblichkeit müssen also der Kompetenz der Obergerichte überwiesen werden — der Grund, welcher hierzu bestimmt, ist gewichtig, als das Bedenken, daß auf diese Weise jenen Sachen eine zweite Instanz (die nicht mit der Cassationsinstanz verwechselt werden darf) verloren geht. Außerdem ist dieser Verlust schon an und für sich nicht von der Bedeutung, von welcher er für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten sein würde. In den letzteren ist die dialectische Vermittelung des concreten Rechts oder die dialectisch juristische Entscheidung in der Regel eine ungleich schwierigere und mühseligere Aufgabe, als in Criminalsachen, weil in jenen lediglich die rechtliche Willkür oder der bloß formale Rechtswille der Partei, durch welchen das in abstracto zwar bestehende Recht in der Anwendung gleichwohl der mannichfachen individuellen Bedingtheit, Wandelbarkeit und Modificirtheit, ja Ungleichheit, Zufälligkeit und Zweifelhaftheit ausgesetzt sein muß, das Hauptaugenmerk für den Richter bildet. Die bloße Thatfrage oder das Substrat des Streites ist in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten im Ganzen von mehr untergeordneter, secundärer Bedeutung für das Urtheil; in der Hauptsache pflegt es vielmehr auf eine scharfsinnige und umsichtige juristische Interpretation, die sich hier nicht selten auf einen höchst schlüpfrigen Boden gestellt sieht, auf eine, alle Möglichkeiten umfassende und ermägende Vergleichung der sich gegenüberstehenden

Willen sowol unter sich, wie mit dem abstracten Rechte anzukommen, um auf diese Weise unter allen möglichen Vermittelungspunkten den rechten herauszufinden. In Criminalsachen liegt dagegen das Hauptgericht in der Thatfrage; sobald diese entschieden ist, kann die juristische Behandlung der Sache nur noch in einer ziemlich einfachen Subsumtion des Ergebnisses unter das Strafgesetz bestehen; denn das Strafgesetz drückt den schon an und für sich rechtlichen Willen aus, der als der ein für allemal feststehende Wille einer sittlichen Allgemeinheit alsdann unbedingt und unveränderlich zur Anwendung kommen muß, sobald seine Voraussetzungen — welche hier eben die Thatfrage bilden — vorhanden sind; das Strafgesetz bestimmt demnach diese Voraussetzungen seiner Anwendung ein für allemal selbst und in der Weise, daß es nicht, wie beim Privatrechte, erst noch darauf ankommt, ob und in wiefern der einzelne formale Wille diese Voraussetzungen zu den seinigen machen will oder nicht; kurz, die Anwendung des Strafgesetzes ist der ganzen Natur und Bestimmung des letzteren zufolge nur durch eine einfache juristische Erkenntnis ihrer Nothwendigkeit aus den Thatfachen bedingt, gleichwie umgekehrt die Thatfachen, welche vorhanden sein müssen, damit das Strafgesetz angewandt werden könne, sich unmittelbar aus dem letzteren bestimmen lassen müssen. Der Richter hat hier also, um zwischen dem Gesetze und den Thatfachen zu vermitteln, nicht erst jenes Zwischengebiet des rein subjectiven Widerspruchs durchzumachen, in welchem in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die verschiedenen formalen Willen die Rechtsfrage und folgerweise auch die Frage, auf welche Weise es ankomme, zu verwickeln und vermöge ihrer rechtlichen Willkür zu verwickeln berechtigt sind. Indem so der Richter in Criminalsachen weit weniger der Gefahr eines Irrthums ausgelegt sein kann, als in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, wird man in Criminalsachen überhaupt, nämlich nicht bloß bei dem Obergerichte, sondern auch bei den unteren Gerichten auf eine zweite Instanz übereinstimmend mit dem englischen Rechte) verzichten dürfen, sobald die Befassung einer solchen mit erheblichen Unzulänglichkeiten verbunden sein würde. Wir haben in dieser Hinsicht bereits gesehen, wie grade in den erheblichen Criminalsachen eine zweite Instanz nicht wol verfaßt werden kann, weil diese Sachen der Competenz des höchsten Gerichts vorbehalten bleiben müssen. Wollte man nun gleichwol gegen die Criminalerkennnisse der unteren Gerichte, also in den minder erheblichen Criminalsachen eine zweite Instanz gewähren (wie dies das französische Recht thut), so würde dadurch ein offenes Widerspruchsverhältnis in der Criminalrechtspflege herbeigeführt werden. Nur muß auch hier die Rechtspflege in allen übrigen Punkten alle ihr zu Gebote stehenden Garantien gewähren, damit der Wegfall einer zweiten Instanz nicht als eine Lücke empfunden werden kann. Das Rechtsmittel der Cassation muß gegen die Erkenntnisse der unteren wie der oberen Gerichte gleichmäßig (namentlich dort wie hier bei einem und demselben Gerichte, dem Cassationshofe) offen stehen und darf

hinsichtlich seiner Bedingungen so wenig als möglich eingeschränkt werden⁹⁾. In Bezug auf die Richter muß ein möglichst ausgedehntes Recusationsrecht gewährt werden. Wenn ferner die Entscheidung der Thatfrage oder der Wahspruch der Natur der Sache entsprechend nicht zur juristischen, sondern nur zur moralischen oder gewissenhaften Ueberzeugung der Richter (worunter hier die Geschworenen mit zu verstehen sind) gestellt sein und daher auch nicht einmal durch das Rechtsmittel der Cassation direct angefochten werden darf¹⁰⁾, so muß Alles geschehen, wodurch diese gewissenhafte Ueberzeugung zu ermöglichen und gegen trügerische und ähnliche Einwirkungen zu sichern ist. Ueberhaupt bedarf es, damit eine zweite Instanz in Criminalsachen entbehrt werden könne, der ganzen bisher erörterten und ferner zu erörternden Zweckthätigkeit der Rechtspflege; ist aber diese vorhanden, so kann das Wegfallen der zweiten Instanz sogar als eine Forderung dieser Zweckthätigkeit betrachtet werden; denn alsdann liegt die zweite Instanz die Einschränkung des richterlichen Ansehens und die Verzögerung der Justiz, welche nothwendig mit ihr verbunden sein müssen, nicht mehr durch besondere Vortheile auf. — Wir hätten also gefunden, daß die Instanzen-einrichtung, obgleich an sich von keinem Unterschiede zwischen Civilrechtsachen und Criminalsachen abhängig, doch in der Anwendung auf letztere zu beschränken sei.

Hiermit haben wir im Wesentlichen die Grundzüge und Augenmerke näher bestimmt, welche hinsichtlich der Einrichtung und der Ueber- und Unterordnung der Gerichte eines Staats in Obacht genommen sein wollen, damit auch hierin die Zweckthätigkeit der Rechtspflege durchgeführt werde, und welche nicht sowol aus dem Gesichtspunkte der bloßen Ordnung oder der Justiz, wie vielmehr aus dem der Freiheit oder der Berufsgerechtigkeit abfließen, jedoch so, daß sie ihre nähere Bestimmtheit und Anwendbarkeit erst unter der Voraussetzung gewisser erfahrungsmäßiger Bedürfnisse und nach dem Maße der Mittel, welche hier erfahrungsmäßig zu Gebote stehen, gewinnen. Was die bloße Nebenordnung der Gerichte eines Staats betrifft, so ist darüber vom Gesichtspunkte der Berufsgerechtigkeit aus nichts Erhebliches oder doch Nichts, was sich nicht von selbst ergäbe, zu sagen, außer etwa, daß die Verbindlichkeit eines Gerichts, in den Berufsangelegenheiten eines andern, coordinierten Gerichts thätig zu sein, nur im Wege der Acquisition und nur in einzelnen Punkten unter gewissen Umständen in Anspruch genommen werden und nie zu einer reinen Dienstbarkeit herabsinken darf (vergl. Note S am Ende).

Nach dieser Orientierung innerhalb der eigenen Erhäre der Gerichte oder der Gerichtsverfassung im engern Sinne erinnern wir uns, daß wir diese eigentümliche Sphäre selbst, innerhalb welcher nämlich nur die Ge-

9) In bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wird das Rechtsmittel der Cassation angeschlossen erst nach Erhebung der zweiten Instanz zu verfaßt sein. 10) Dies gilt auch in Bezug auf bürgerliche Rechtsstreitigkeiten.

richte und nicht auch irgend welche andere Organe der Rechtspflege die letztere zu vertreten haben, aus dem Berufe des Richters, zu richten und nur zu richten, bestimmen und abmessen und demnach jede vorbereitende Function, welche den Charakter einer Parteilichkeit haben würde, sowie die Executive davon ausschließen. Es fragt sich jetzt, in wiefern die Gerichtsverfassung diese Einschränkung der gerichtlichen oder richterlichen Wirksamkeit auf das durch den Begriff derselben mit Nothwendigkeit bestimmte Maß auch noch dadurch zu besiegeln und gegen jede Verletzung sicher zu stellen hat, daß sie für jene ausgeschlossenen Functionen besondere Organe schafft, durch welche diese Functionen selbstständig und so die Gerichte mit Sicherheit innerhalb ihrer eigentümlichen Sphäre erhalten werden. Es ist jedoch, soviel die Vorbereitung betrifft, im Voraus zu bemerken, daß durch jene Organe die richterliche Mitwirkung zur Vorbereitung nicht schlechthin ausgeschlossen werden kann, daß es vielmehr namentlich für Criminalsachen Organe geben muß, welche sich dieser Vorbereitung eben vom richterlichen Standpunkte aus annehmen und sich dann, wie schon erwähnt, als organische Abzweigungen der richterlichen Gesamtwirksamkeit darstellen.

Was nun zuvörderst die Vorbereitung des richterlichen Urtheils als Parteiangelangelegenheit betrifft, so ist hier wieder zwischen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Criminalsachen zu unterscheiden. In Bezug auf die ersteren, also auf Angelegenheiten der rechtlich willkürlichen Disposition des Einzelnen, sei er, wer er wolle, muß jene Vorbereitung lediglich den jeweiligen Parteien selbst überlassen bleiben (so weit nicht, wie oben bemerkt, eine Mitwirkung des Richters hierbei unerlässlich ist). Von einem eigentlichen Organe, welches für die Civilparteien in der gedachten Beziehung ein für allemal eintreten hätte, wäre es eben auch nur, um die Gerichte stets innerhalb ihrer Sphäre oder bei ihrem wahren Berufe zu erhalten, kann also nicht die Rede sein. Würde sich das Gericht einmal der Vorbereitung seiner Entscheidung im Interesse der einen oder andern Partei mehr als nothwendig annehmen, so würde darin ein wenigstens formelles Unrecht für die andere Partei liegen, welches diese sich gefallen lassen oder aber durch die ihr zu Gebote stehenden rechtlichen Mittel abstellen kann — denn es muß allerdings eine Proceßgesetzgebung bestehen, welche theils durch ihren allgemeinen Charakter, theils durch die bestimmte Art und Weise der Regelung des gerichtlichen Verfahrens den Richter in der fraglichen Beziehung auf die Einhaltung der gehörigen Schranken deutlich anweist und die Partei zugleich in den Stand setzt, diese Einhaltung im einzelnen Falle als ihr Recht geltend zu machen. Nun ist es indessen etwas sehr Gewöhnliches, daß den Parteien die erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten abgehen, um ihre Sache bei Gericht selbst führen, d. h. in der vorgeschriebenen oder sonst zweckdienlichen processualischen Ordnung und mit der gehörigen Deutlichkeit und Präcision vertragen, insbesondere sich der entsprechenden gerichtlichen Handlungen und zwar in der richtigen Form

bedienen, alle ihnen an sich rechtlich zu Gebote stehenden Vortheile benützen und die ihnen im Falle einer Vernachlässigung oder Unachtsamkeit drohenden Nachtheile erkennen und vermeiden zu können. Soll dies Alles in wirklich zutraglicher Weise geschehen, so bedarf es dazu sogar eines Juristen von Fach. Ansonsten wird der Richter nur zu oft in die Versuchung gerathen, über die Grenzen seines Berufs hinauszugethen, nämlich der einen oder andern Partei in der Darstellung des Sachverhalts und in der Anordnung derselben, in der Wahl und Formulirung der zweckdienlichen Anträge oder in andern, den Plan und die Regelmäßigkeit ihrer Rechtsverfolgung betreffenden Punkten zu Hülfe zu kommen, sei es, weil auf andere Weise kein Licht und kein Zusammenhang in die Vorträge der Partei kommen und so dem Urtheile alle sichere Vorbereitung fehlen würde, oder sei es, weil der Richter voraussetzt, daß sonst ein an sich lares Recht bloß durch formelle Mißgriffe der Partei verloren gehen würde. Und in der That hat der Richter um seiner selbst willen Anspruch auf eine solche Vorbereitung seines Urtheils Seitens der Parteien, welche ihn einerseits nicht im Dunkeln und in Ungewißheit darüber läßt, ob die Willensmeinung der Parteien in der Form, in welcher sie ihm vorliegt, auch die wahre sei, und ob nicht vielleicht ein Mißverständniß obwalte, durch welches sein Urtheil außer Beziehung mit der eigentlichen Intention der Partei gerathen würde — und die ihn andererseits soviel als thöricht vor der immerhin peinlichen Lage schützt, bloß deshalb gegen ein sonst nicht zu bezweifelndes Recht erkennen zu müssen, weil die processualische Form der Rechtsverfolgung nicht gewahrt ist. Denn es ist der Beruf des Richters, gerecht und zutreffend zu entscheiden, nicht bloß kunstgemäß ein Urtheil zu Stande zu bringen, welches auf den Buchstabeninhalt der Akten, wenn auch nicht auf den wirklichen Fall, nicht auf die eigentliche Intention der Parteien und auf das wahre Recht paßt; er muß sich also wenigstens im Ganzen in einer Lage befinden, in welcher er gewiß sein darf, seinen Lebensberuf nicht immer von Neuem zu versehen, indem er ihn nur dem Scheine nach erfüllt. Diese Erwägungen führen auf die Nothwendigkeit des Instituts der Anwälte. Dies sind Juristen, deren Beruf darin besteht, die Parteien vor Gericht in den angegebenen Beziehungen zu vertreten, also statt der Parteien den Sachverhalt unter der Form der nach der Regelmäßigkeit des Verfahrens erforderlichen oder zulässigen gerichtlichen Handlungen vorzutragen, die zweckdienlichen Anträge zu stellen, die erforderlichen Erklärungen abzugeben, kurz Alles zu thun und zu beobachten, wodurch der Proceß in einem ordnungs- und planmäßigen Gange erhalten wird, und so die Sache ihrer Partei bis zur Spruchreife vorzubereiten. Die Anwälte bilden einen eigenen Stand, sind aber keine Beamten; die Parteien können unter ihnen frei wählen, sofern die Gesetzgebung sich nicht etwa veranlaßt gefunden hat, diese Wahl nach gewissen Rücksichten einzuschränken, namentlich darin, daß der Anwalt in dem Reize des Gerichts, bei welchem der Proceß geführt wird, oder selbst am

Siege dieses Gerichts wohnhaft sein muß, und daß vor den Obergerichten nur Obergerichtsanwälte auftreten dürfen. Soll dies Institut seinen Zweck, nämlich den Richter vor der Gefahr zu schützen, irgendetwas selbst zum Vertreter der Partei zu werden oder aber ins Blaue hinein zu erkennen, wirklich erfüllen, so muß es den Parteien nicht etwa bloß gestattet sein, sondern sie müssen verpflichtet sein, sich durch Anwälte vertreten zu lassen. Nur bei den unerheblichsten Sachen, namentlich denen, welche zur Competenz der Gerichte untersten Ranges gehören, wird man sich durch die überwiegende Rücksicht auf die in der Regel unersparnisfähige Kostspieligkeit einer solchen Einrichtung bewegen lassen dürfen, von jenem Principe abzuweichen. — Das Institut der Anwälte ist nicht als ein eigentliches Organ einer Gerichtsverfassung anzusehen, und ebenso wenig gehören die näheren Bestimmungen, nach welchen dasselbe sich zu gestalten hat, in das Gesetz über die Gerichtsverfassung, obwohl sie in das Gesetz der Zustellungsverfassung fallen. Wohl oder muß die Gerichtsverfassung oder wenigstens die mit derselben in Verbindung stehende Proceßgesetzgebung den Grundsatz dieses Instituts in sich enthalten und dadurch mit dem Gesetze, welchem sie die weitere Organisation desselben überläßt, in innere, allerdings organisch zu nennende Verbindung treten¹¹⁾. — Es gibt indessen bürgerliche Rechtsfreistädte, bei denen ein allgemeineres Interesse mittelbar allerdings in Betracht kommt und deren Schicksal man daher nicht wohl von der rechtlich willkürlichen Disposition der Partei schlechthin abhängig machen kann. Ein solches Interesse kann in gewissen eigenthümlichen Beziehungen der Staat oder eine andere juristische Person von höherer und allgemeinerer Bedeutung, ferner die Rechtspflege selbst, die allgemeine Sittlichkeit und die allgemeine Rechtssicherheit in genau zu bestimmender Weise bei dem Verlaufe und Ausgange der Sache haben; es kann auch darin best-

hen, daß Personen, welche zu ihrer eigenen Vertretung nicht im Stande sind, gleichwohl nicht ohne die nöthige Vertretung vor dem Richter bleiben. Die Fälle eines solchen allgemeineren Interesses genauer zu bestimmen, kann an diesem Orte nicht unsere Aufgabe sein; wir haben ihrer hier nur im Allgemeinen zu gedenken. In solchen Fällen reicht die Vertretung durch einen Anwalt noch nicht aus; denn dieser hat keinerlei Beruf, sich um das Allgemeine zu bekümmern; der Waffhab, nach welchem er die Sache behandelt, ist immer nur die rechtlich willkürliche Disposition der Partei. Wollte man es dagegen dem Richter zur Pflicht machen, auf die Wahrung jener allgemeinen Interessen Bedacht zu nehmen, so würde dieser dadurch in gewissen Fällen wieder auf den Standpunkt der Partei hinausgebrängt, in andern zu einer Art von Repräsentanten der Justiz auf Kosten einer freien Berufsgerechtigkeit gemacht werden. Es ist vielmehr zur Wahrung jener allgemeinen Interessen in den fraglichen Fällen durch die Gerichtsverfassung ein Organ in Gestalt einer Staatsbehörde zu schaffen, deren Wirkksamkeit jedoch eben nur auf jene Wahrung eingeschränkt und zugleich so bemessen und geregelt sein muß, daß sie nie zur Vertüftung der Privatinteressen, welche in einem Proceß verfolgt werden, gerathen kann. Die hierzu erforderlichen Einzelbestimmungen sind ebenso wol Sache einer organischen Gerichtsverfassung (oder doch der damit zusammenhängenden Proceßgesetzgebung), als es die Schöpfung jenes Organs überhaupt ist.

In Criminalsachen ist der Grund, aus welchem wir eben in Bezug auf gewisse bürgerliche Rechtsfreistädte und unter gewissen Bedingungen die Concurrenz einer Staatsbehörde fordern, durchweg und unbedingt vorhanden¹²⁾. Der Staat und die bürgerliche Gesellschaft sind unmittelbar — nicht erst unter Voraussetzung eines in dieser oder jener Gestalt hervortretenden Privatinteresses — dabei interessiert, daß kein Verbrecher un verfolgt, kein Schuldiger unbefristet bleibe. Darin liegt aber nicht minder das allgemeine Interesse ausgesprochen, daß kein Unschuldiger einer Strafe oder auch nur einer gerichtlichen Verurteilung unterworfen werde. Während indessen dieses letztere Interesse schon dadurch, daß es mit dem persönlichen Interesse des Verfolgten zusammenfällt und daß dieser nach menschlicher Vermuthung Alles thun wird, um seine Unschuld oder seine geringere Schuld zu beweisen, seiner Vertretung im Allgemeinen unmittelsbar gewiß ist, fehlt es dem Interesse der Entdeckung der Verbrecher und der Verurteilung und Befristung der Verbrecher an einer gleichen, in der Unmittelbarkeit der Persönlichkeit beruhenden Repräsentation, wenigstens an einer solchen, welche diesem Interesse durchaus angemessen wäre. Denn wenn man etwa in Anschlag bringen wollte, daß es Männer genug im Volke geben werde,

11) Von den Anwälten sind die Advocaten zu unterscheiden, nämlich Jureten, welche lediglich als Rechtsbeistände der Parteien auftreten oder die rein rechtliche Ausföhrung der Sache für die Partei übernehmen. Da einerseits der Richter auch ohne solche Rechtsausföhrungen zur rechtlichen Beurtheilung der Sache im Stande sein muß und Rechtsbeistände es officio zu beschließen hat, und andererseits eine Partei, welche, auch ohne juristisch zu handeln, ihre Sache selbst rechtlich ausföhren will, hierdurch den juristisch gebildeten Richter nicht wol in die Irre führen kann, so liegt der Auslegung eines Advocaten nicht dieselbe Nothwendigkeit zum Grunde, auf welcher die Vertretung der Partei durch einen Anwalt beruht, sondern jene kann nur als zur besseren Erörterung des Rechtspunktes dienend oder selbst als eine Sache des Luxus angesehen werden, die sich aber mit dem Zwecke der Gerechtigkeitspflege sehr wohl verträgt. Will also eine Partei ihre Sache selbst rechtlich vertreten, wozu die öffentlichen und mündlichen Hauptverhandlungen bestimmt sein müssen, so ist ihr dies nicht zu verweigern, und ebenso muß sie ohne Peinlich für ihre Sache ganz hienau verzichten können. Jene, welche die Pflichten des Advocaten übernimmt, ist der Anwalt (— Advocat-Anwölle —) zu sein, jumat die mündliche Verhandlung der Sache, welche dem Erkenntniß zur Grundlage dient, doch jedenfalls diejenige Vor- und Entwürfe in sich begreifen muß, welche nicht von der Partei, sondern nur von dem Anwalte gemacht werden können, wäre es auch nur als Wiederholung einer schriftlichen Vorberhandlung.

12) Mit Ausnahme solcher Verbrechen, welche nur auf Antrag eines Beteiligten, der dabei selbst als Ankläger (Privatanwölger) auftritt, verfolgt werden, und rücksichtlich deren sich die Concurrenz der Staatsbehörde ungefahr auf ein gleiches Maß, wie bei Civilsachen, zu beschränken haben wird, indem auch hier das Interesse der Allgemeinheit nur mittelbar vorhanden sein kann.

welche sich der gerichtlichen Verfolgung der Verbrecher rein um der Sache willen angeliegentlich annehmen werden (— eine Voraussetzung, die im englischen Rechte eine große Rolle spielt —), oder daß der durch das Verbrechen persönlich Betroffene schon selbst für die Feststellung desselben und für die Verfolgung und Bestrafung des Thäters sorgen werde, so würde es doch im ersten Falle an einer sicheren und durchgängigen Garantie der Vertretung fehlen, und im letzteren Falle würde es nicht eigentlich jenes reine sittliche Interesse der Allgemeinheit, sondern das Privatinteresse sein, welches seine Vertretung fände, nicht zu erkennen, daß auch der Betroffene sich bewegen finden kann, die Verfolgung zu unterlassen oder wieder aufzugeben. Es muß vielmehr jenem Interesse die Art und Weise seiner Representation erst künstlich angeschlossen werden, und zwar muß es Vordrängern geben, welche dasselbe zu vertreten haben. Zuvörderst erscheint es vollkommen angemessen, die Entdeckung der Verbrechen und die Ermittlung der Thäter bis zu dem Punkte, wo eine gerichtliche Verfolgung derselben thunlich und zulässig erscheint, überhaupt Alles, was zur bloßen Erkundung gehört, der Polizei zu übertragen, jedoch nur unter Bedingungen und Modifikationen, durch welche die Polizei in dieser Hinsicht entschieden auf die Bedeutung eines bloßen Mittels zum Zwecke der Rechtspflege eingeschränkt und darüber entäußert wird, als könne die Verfolgung der Verbrechen und der Urheber derselben jemals Polizeizweck sein. Es muß mit andern Worten von der Staats- und Gemeindepolizei, die als solche nur ein Interesse hat, Verbrechen und Vergehen zu verhüten, genau die gerichtliche Polizei unterschieden werden. Von dem Punkte an, wo die gerichtliche Verfolgung einer Person wegen eines begangenen Verbrechens gerechtfertigt erscheint, muß aber auch die gerichtliche Polizei aus dem Spiele bleiben; ihre Aufgabe hat hier ein Ende¹³⁾. Denn von diesem Punkte an wird das Interesse der Gesamtheit durch die Form der Verfolgung mit dem Interesse des Individuums als solchen in Spannung gesetzt, und es tritt damit die Nothwendigkeit eines Processes, und zwar eines rechtlichen Processes ein, für welchen die Polizei kein Organ hat. Beide Interessen find an sich gleichberechtigt, denn beide sind in dem allgemeinen, an sich identischen Interesse der Verfolgung Schuldiger und der Nichtverfolgung Nichtschuldiger inbegriﬀen enthalten. Der Verfolgte kann unschuldig sein, oder es ist doch wenigstens von vorn herein noch ungewiß, in welchem Grade er schuldig, und welches Maß und Ziel daher der Verfolgung zu setzen ist. Jenes allgemeine Interesse tritt also in jedem einzelnen Falle an sich eben sowohl für die Nichtverfolgung wie für die Verfolgung ein — es selbst ist es im letzten Grunde, welches durch die vor-

erst noch problematische Form, mittels Verfolgung dieser bestimmten Person in Obacht genommen zu werden, mit sich selbst in Spannung versetzt wird. Es kann sein, daß ihm vielmehr die Nichtverfolgung dieser Person oder ein geringeres Maß der Verfolgung entspricht. Diese Spannung wird so lange dauern, bis im Wege jenes Processes ein entscheidendes Resultat erreicht ist. Sie bildet den Grund und das Element dieses Processes, dessen Zweck jenes Resultat ist. Schwebt sie aber bei diesem Prozesse nur als allgemeiner, abstracter Gedanke vor, ist sie nicht effectiv in denselben vorhanden, sodas sie ihn lebendig bestimmt, indem sie darin zugleich sich selbst verlebendigt und bestimmt, so wird der Process seiner Bestimmung nur schlecht entsprechen. Man wird dann zwar mit dem allgemeinen Gedanken, daß es sich um Schuld oder Unschuld handle, hinüber und herüber inquiriren und prüfen; allein dieser im Hintergrunde der ganzen Operation schwelende, immer erst wieder durch eine Abstraction aufzufrischende Gedanke wird den Process nicht in seiner Gewalt haben, wird sich nicht in den Sinn und die Planmäßigkeit, in den Geist und die Zweckbestimmtheit desselben verwandeln können, wird nicht im Stande sein, zu verhindern, daß das Interesse der Verfolgung gegen das der Nichtverfolgung ungebührig bald hervorragt, bald zurückgesetzt wird. Weder das eine noch das andere dieser Interessen wird dann zu der erforderlichen Klarheit über das andere und damit zugleich über sich selbst und umgekehrt in diesem individuellen Streifsfalle gelangen können, weil jedem die Formbestimmtheit fehlt, vermöge deren es mit dem andern in einen festen Gegensatz treten und so der Vermittelung fähig werden könnte. Jene Spannung, in welche das der Criminalrechtspflege zum Grunde liegende allgemeine Interesse in jedem einzelnen Falle mit sich versetzt wird, muß vielmehr dem Prozesse auf concrete Weise innewohnen, um nach den jedesmaligen Thatfachen, durch welche sie hervorgerufen wird und nach denen sie sich durch einen Act der Reflexion vorerst problematisch selbst zu bestimmen und zu bemessen hat, das Maß, den Plan und das Ziel des Processes schon von vorn herein bestimmen und diesen in ihre eigene concrete Gestalt und nur in diese verwandeln zu können. Dies ist aber nur möglich, wenn der Gegensatz, welchen jene Spannung an sich oder der Potenz nach in sich begriff, auch wirklich oder in der Gestalt und Erscheinung als Gegensatz heraustritt. Es müssen also das Interesse der Verfolgung einerseits und das Interesse der Nichtverfolgung andererseits einander als solche gegenfällige Factoren des Processes, zwischen denen das entscheidende Resultat herbeigeführt werden soll, ein jedes selbständig für sich selbst und gegen das andere einstehend, gegenübertreten — jenes in der Form des Angriffes, dieses in der Form der Verteidigung. Vermöge dieses formalen Gegensatzes und der begrifflichen Gleichberechtigung beider Interessen ist die Verfolgung ungeachtet der allgemeinen sittlichen Nothwendigkeit, in welcher sie an sich beruht und in deren Form sie auch auftreten muß, so gut als eine Parteilache aufzufassen, wie die Verteidigung, welche, obgleich an sich

13) Hiermit ist nicht zu verwechseln, daß die Beamten der gerichtlichen Polizei bei vorhandener Evidenz oder auch nur Wahrscheinlichkeit der Schuld einer bestimmten Person, namentlich im Falle der Ertrappung des Thäters auf frischer That, und wenn zugleich Ursache im Bereiche liegt, zu Verurtheilung berechtigt und verpflichtet sein müssen, welche die gerichtliche Verfolgung sichern.

durch dieselbe fittliche Nothwendigkeit geboten, sich doch ihrem inneren Erieh und ihrer ganzen Erscheinungsweise nach als eine Ungelegenheit des Individuums als solchen zu gestalten hat. Hiernach kann der Angriff und dessen Durchführung so wenig als die Vertheidigung zu einer Aufgabe des Richters gemacht werden; denn der Richter würde dadurch in die sonderbare Lage gerathen, die Rolle des Richters und der Partei, ja beider Parteien zugleich spielen zu müssen und das eine dieser verschiedenen Officia nur erfüllen zu können, in sofern er das andere erfüllt. Es hieße dies die Freiheit der Berufsgerechtigkeit in Criminalsachen aufs Gerthe verlegen. Dieser Verlegung hat sich der Inquisitionsproceß schuldig gemacht, der nur höchst trügerischer Weise und unter der Begie eines ausgebildeten Despotismus so lange für die Form hat gehalten werden können, unter welcher die Vereinigung der drei entgegengesetzten Functionen des Richters, des Anklägers und des Vertheidigers in Einer Person möglich ist. Im Zusammenhange mit dieser falschen Idee hat sich eine ebenso trügerische und zweckwidrige Gerichtsverfassung ausbilden müssen. Durch das inquisitorische Princip wird das richterliche Urtheil, d. h. diejenige Auctorität, welche auf keine Weise in den formalen Widerspruch zwischen Angriff und Vertheidigung selbst verwickelt sein darf, weil sie denselben stets überberrschen und endlich entscheiden soll, nichtsdestoweniger zum Bestimmungsgrunde und Träger dieses Widerspruchs gemacht — sowohl was den inquirirenden als was den erkennenden Richter betrifft. Nun muß dieser formale Widerspruch zwischen Angriff und Vertheidigung seinen Grund und seine ganze Consistenz allerdings in einem logischen Urtheile haben, ja dasselbe muß schon vor dem eigentlichen Proceße bestimmt und unabweislich ausgesprochen vorliegen (eine Bedingung, die man dem Richter des Inquisitionsprocesses sehr inconsequenter, aber freilich auch sehr klauer Weise nicht einmal stellt). Allein jenes Urtheil kann unmöglich das des Richters selbst, sondern es kann nur das Urtheil der Partei sein, und zwar dieses formell einseitige, noch im Widerspruche seines Gegenheils begriffene Urtheil, durch welches die Partei das abstrakte, an sich gesetzte Recht in dieser oder jener concreten Bestimmtheit als ein absolut für sie seiendes und den Willen der Gegenpartei ausschließendes Recht in Anspruch nimmt. Dieses Parteirurtheil präentirt gleichsam den Entwurf des demnächstigen richterlichen Urtheils zu bilden; es strebt im Wege des Processes dahin, in das richterliche Urtheil aufgehoben und so als das Recht an und für sich allgemein anerkannt und widerspruchsfrei gesetzt zu werden. Des Process bedarf es aber zu diesem Zwecke, um sich als die innere Macht über den formalen Widerspruch, mit welchem es in Gestalt eines entgegengesetzten Willens unmittelbar beschaßt erscheint, mithin auch als die rechtliche Nothwendigkeit, vor welcher dieser andere Wille verschwinden muß, im Wege der Vermittelung auszuweisen. Ohne die Grundanlage und formale Maßgabe eines solchen Parteirurtheils ist in Wahrheit kein Proceß denkbar — in Criminalsachen so wenig, als in bürgerlichen Rechtsstreitig-

keiten. Wie in diesen die Klage, so hat in jenen die Anklage die Initiative des Processes oder das ursprüngliche Fundamentum agendi zu bilden, wodurch sich dann wenigstens das Substrat der Vertheidigung oder der durch die Anklage zum Voraus gesetzte Widerspruch so weit als erforderlich schon von selbst bestimmt, sobald es der förmlichen Aufnahme und Durchführung dieses Widerspruches von Seiten des Angeklagten nicht einmal unumgänglich bedarf, um des Angelpunktes des ganzen Processes schon von vorn herein gewiß sein zu können. An die Stelle des Inquisitionsprocesses muß hiernach der Anklageproceß treten. Erst durch die Anklage einer bestimmten Person auf bestimmte an sich strafgeschwidrige und als solche schon von vorn herein beweisbare Thatfachen wird der Richter in den Stand gesetzt, sich innerhalb seines rein richterlichen Berufs zu halten; denn erst durch eine solche Anklage gewinnt der Proceß von vorn herein Maß, Plan und Ziel, kurz jene unabweisliche, einschließliche und ausschließliche Formbestimmtheit und sichere Haltung, welche er durch sich selbst haben und behaupten muß, damit sie ihm der Richter, gewissermaßen mit sich selbst und mit dem Angeklagten processiren, nicht erst wohl oder übel beibringen brauche. Denn durch die Anklage, welche, wie gesagt, zugleich von vorn herein das Substrat der Vertheidigung bestimmt und über Alles, was zu dieser gehören wird, klare Maße gibt, sobald der Angeklagte selbst, wenn er will, sich der ihm dadurch zugewiesenen Parteilstellung brmächthigen kann, wird der Richter zugleich der Aufgabe entledigt, die Vertheidigung des Angeklagten während desselben nach eigenem Rathe und Gutdünken erst förmlich ins Werk richten zu müssen (womit die officielle Berücksichtigung der sich auch ohne Zutun des Angeklagten darbietenden Vertheidigungsgründe nicht zu verwechseln ist). Mit der Nothwendigkeit einer förmlichen Anklage tritt aber unmittelbar auch das Erforderniß eines vom Richter getrennten Anklägers hervor, der die Anklage und durch diese den Proceß als seine Parteiangelegenheit behandelt und als sichtbare Partei dem Angeklagten gegenüber steht, während der Angeklagte nun vollends das Ansehen eines bloßen Verfolgten verliert und selbst in dem unabweislichen Lichte der Partei erscheint, die den Proceß in gleichem Maße zu ihrer Angelegenheit zu machen beredigt und berufen ist. Dieses Erforderniß eines selbständigen Anklägers ist der Punkt, auf welchen es hier eigentlich ankommt, denn es handelt sich dabei um eine organische Gliederung der Gerichtsverfassung. Es muß eine Staatsbehörde geben, deren Beamte als Ankläger bei den Gerichten auftreten, und diese Staatsbehörde muß ein integrierender Theil der Gerichtsverfassung sein oder mit dieser in genauerer organischer Verbindung stehen; sie darf daher auch nur ein Institut der Rechtspflege bilden und an seine andern Normen, Maximen und Rücksichten gebunden sein, als diejenigen, welche sich auf dem Gesichtspunkte der Rechtspflege ergeben oder rechtfertigen. Es können namentlich Verwaltungs- und Polizeibeamte nie als solche für qualifizirt erachtet werden, das Amt der Ankläger bei den

Gerichten zu übernehmen. Die Bezeichnung „Staatsbehörde“ besagt nicht etwa, daß in der Gestalt dieser Behörde das rein staatliche Interesse im Betreff verübter Verbrechen in einen qualitativen Gegensatz mit der Rechtspflege zu bringen sei; sondern von einer Staatsbehörde reden wir hier nur im Gegensatz zu den Gerichten, vor welchen sie die an sich dem Gebiete der Rechtspflege — nicht etwa der Polizei oder Verwaltung — anheim fallenden Rechtsverletzungen, welche der Staat und die unter diesem Begriffe hier mit begriffene bürgerliche Gesellschaft durch verübte Verbrechen erlitten haben, gegen deren Urheber verfolgen und deren Wiederaufhebung betreiben sollen. Inner Gegensatz fällt demnach innerhalb der Sphäre der Rechtspflege, in deren Irem er sich zugleich aufhebt; die letztere ist es also, deren Gerecht und Wesen die Staatsbehörde — ebenso gut, wie das Gericht — sich ausschließlich anzugewöhnen hat, gleichwie die Rechtspflege das Institut dieser Staatsbehörde sich ausschließlich anignen — nur freilich mit den Modifikationen, welche sich aus der formalen Verschiedenheit zwischen der Aufgabe der Staatsbehörde und der der Gerichte ergeben. Hiermit ist zugleich behauptet, daß die gerichtliche Verfolgung der Verbrechen eine Angelegenheit und zwar ein Officium der Criminalrechtspflege selbst sei. Diese Idee, in welcher auch das inquisitorische Princip beruht, enthält eben den tieferen Grund, weshalb es für jene Verfolgung förmliche, ständige Behörden geben muß, nur daß das inquisitorische Princip diese Behörden mit den Gerichten identifiert hat. Die Civilrechtspflege hat es lediglich mit Rechtsinteressen zu thun, welche ausschließlich der Partei als einzelne Rechtssubjecte angehören und der rechtlich willkürlichen Disposition derselben unterworfen sind. Es mag hier eine moralische Verpflichtung der Person zur gerichtlichen Verfolgung oder überhaupt zur rechtlichen Geltendmachung gewisser Interessen denkbar sein; aber eine rechtliche Nothwendigkeit gibt es in dieser Hinsicht nicht. So hat namentlich die Civilrechtspflege kein eigenes Interesse dabei, daß Verletzungen von Privatrechten gerichtlich verfolgt werden; erst in sofern dies geschieht, tritt sie in Wirksamkeit. Ja sie hat selbst dabei kein eigenes Interesse, daß der, welcher eine Privatverletzung vor Gericht behauptet und verfolgt, dies in der gewöhnlichen Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seines Anspruchs thut. Jeder mag sich hier das Recht so gut zu Wege machen, als es geht. Ob er dabei zugleich gerecht handelt, das ist Sache der Moralität, um welche das Recht sich nicht zu kümmern hat. Es ist lediglich der eigene Schaden der Partei, wenn sie nachher den Proceß verliert, weil sie eine ungerechte Sache hatte — von einem Nachtheile, welchen die Rechtspflege selbst hiedurch erleidet, kann nicht die Rede sein. Kurz, es handelt sich hier allein darum, ob und in wiefern der subjective Wille sich (am Ende eines moralischen, rechtlich gleichgültigen Processes) zu seinem ausschließlichen, individuellen Fürsichsein unter der Form des Rechts bestimmt oder seine subjectiven Zwecke in den Schrein des Rechts zu stellen gewußt hat, nicht

auch darum, ob und in wiefern er in diesem Fürsichsein zugleich einer an sich vorhandenen allgemeinen rechtlichen Nothwendigkeit entspreche oder der an und für sich rechtliche Wille sei, der um seiner moralischen Freiheit willen gegen Andere in gleichem Maße gerecht ist, wie gegen sich selbst. — Daß dagegen der Wille in seinem Fürsichsein begriffen sei, in welchem er eben nur sich selbst und zwar in einem äußeren Objecte will, dies bildet hier eine so wesentliche Bedingung seiner rechtlichen Geltung, daß Niemand zur civilgerichtlichen Verfolgung von Ansprüchen zugelassen werden kann, die nicht sein selbstigeiges oder persönliches Rechtsinteresse betreffen und sich unter der Form eines solchen darstellen. Dies Alles verhält sich bei dem Substrate der Criminalrechtspflege anders. Bei der Frage, ob und in wiefern Jemand wegen eines Verbrechens gerichtlich zu verfolgen sei, muß jedes persönliche Interesse, jede Art von willkürlicher Disposition ausgeschlossen bleiben. Es ist eine allgemeine sittliche Nothwendigkeit, welche über diese Frage zu entscheiden hat; es ist der in dieser Nothwendigkeit beruhende allgemeine Wille, welcher die Verfolgung oder Nichtverfolgung fordert. Dieser Wille liegt über das Stadium der Subjectivität, der bloßen Moralität hinaus, er bestimmt sich zu seinem Fürsichsein nicht erst vermittelst jenes inneren Processes, den das einzelne Subject jedesmal erst durchzumachen hat und in welchem es unter einer unbefinnbaren Menge von Möglichkeiten und Rücksichten wäht und auf diese Weise bald zu diesem, bald zu jenem Resultate gelangen kann und gelangen darf; er ist vielmehr schon von vorn herein bestimmt und hat seine Wahl (— ein Vorzug seiner höheren Freiheit). In ihm hebt sich die Subjectivität der Einzelnen zur allgemeinen, zugleich in objectiver Gestaltung bestehenden Eittlichkeit auf, deren Wesen unbedingtes, aller Willkür, aller Abhängigkeit von persönlichen Interessen entbehrendes An- und Fürsichsein ist. Eine Verletzung dieser sittlich-rechtlichen Personalität wird nicht erst in sofern und in soweit zum Unrechte, als das an sich verletzte Ganze sie durch einen mehr oder weniger beliebigen Act der Reflexion dafür erkennen will; sondern will dieses sittliche Ganze wesentlich in dem festen und ständigen Fürsichsein seines Anspruchs begriffen ist und niemals, wie der bloß subjective Wille, von diesem Fürsichsein abstrahiren oder in einem besonderen Falle sich selbst aufgeben kann, so ist hier die That, welche die Rechtsverletzung zunächst an sich oder der bloßen Möglichkeit nach enthält, schon durch ihr bloßes Dasein zugleich das unbedingte und effective Unrecht (das Verbrechen), und muß also selbst negiert werden. Die Criminalanklage muß also erfolgen, sobald sie gegen eine bestimmte Person den Umständen nach veranlaßt und rechtlich statthaft erscheint. In diesem Falle tritt jener allgemeine, sittliche Wille dem Ungefügten nunmehr rechtlich, aber gleich dem bloß subjectiven Willen ebenfalls nur unter der Form des Rechts (des Criminalrechts und des Criminalprocesses) gegenüber, um vermöge dieser formellen Bestimmtheit sein absolutes Fürsichsein gegen den Willen des Angeklagten, den er

eines durch die That selbstbewußt bewiesenen Widerspruches zeugt, als sein Recht geltend zu machen. Es ist überhaupt der wesentliche, ausnahmslose Charakter alles Rechts, formell zu sein, und es ist ein unrichtiger, wenigstens ein sehr unklarer Gedanke, wenn man sagt, im Civilproceß komme es auf das formelle, im Criminalproceß dagegen auf das materielle Recht an. Allein der große Unterschied ist der, daß jener allgemeine, sittliche Wille sich rechtlich gar nicht wollen kann, wenn dies der Gerechtigkeit widersprechen oder wenn darin auch nur an sich ein Unrecht gegen den Angeklagten enthalten sein würde (möge dieser es für ein solches erkennen und sich dagegen wehren wollen oder nicht) — daß also das Recht, unter dessen Form er sich rechtlich darstellt, nicht bloß sein eigenes, sondern unmittelbar auch das Recht des Angeklagten in sich begreift und hiernach das letztere ebenso sehr in seinem Interesse liegen muß, als das erstere. Andernfalls wäre jener Wille der Möglichkeit eines rechtlichen Widerspruches mit sich selbst ausgelegt, den seine sittliche Vollendung gleichwohl unbedingt ausschließt — er wäre säßig, dem Rechte, welches um seines absoluten Fürsichseins willen besteht, eine Zwiespältigkeit mit sich selbst zuzumessen, durch welche dieses Recht — das Criminalrecht und die Criminalrechtspflege — im Principe aufgehoben werden würde — während der bloß subjective Wille sich in Angelegenheiten des Privatrechtes füglich einem solchen Widerspruches aussetzen kann und rechtlich darf, weil es lediglich seine, beziehungsweise seines Gegners Sache ist, was daraus werden wird oder werden soll. Die Criminalanklage muß hiernach unterbleiben, wenn trotz des Scheins von Recht, mit welchem sie (gleich einer Civilklage) auftreten könnte, die Stimme der Gerechtigkeit von ihr abmahnt; sie muß sich auf ein Maß der Verfolgung beschränken, durch dessen Ueberschreitung das Recht des Angeklagten auch nur an sich oder der Möglichkeit nach verletzt werden könnte; sie darf nicht aufrecht erhalten werden, wenn im Laufe des Proceßes die Gründe der Nichtverfolgung das Ueberwiegende gewinnen. Ueberhaupt müssen hier die Gründe der Nichtverfolgung ebenso pflichtmäßig und ebenso angelegentlich erwogen werden, wie die Gründe der Verfolgung — nicht etwa aus Rechtsflugsucht oder um der moralischen Niederlage vorzubeugen, welche die Auctorität des Anklägers durch den Verlust des Proceßes erleiden könnte, auch nicht aus einer gewissen Liberalität, wie man es sich zu denken liebt, sondern zufolge der inneren Nothwendigkeit jenes allgemeinen, sittlichen Willens, der sich selbst verlegen, sein absolutes An- und Fürsichsein zu einem abstracten, selbstischen Fürsichsein verengen würde, wenn er jemals aufhören wollte, sein Recht unter einem andern Gesichtspunkte, als dem der Gerechtigkeit, die auch das Recht des Gegners als ihr eigenes Gesetz anerkennt, aufzuweisen. Dies Alles ist aber nicht etwa so zu verstehen, als habe erst das Gericht, bei welchem die Anklage angebracht wird, die Gerechtigkeit derselben, soweit sie vorläufig ersichtlich, zu prüfen und darüber zu entscheiden, sondern schon der Ankläger selbst muß die recht-

liche Verpflichtung haben, sich der Gerechtigkeit der Anklage soviel als thunlich im Voraus zu vergewissern, und von der Anklage, überhaupt von jeder Verfolgung einer Person abzuheften, wenn ihr in dieser Hinsicht Bedenken entgegenstehen. Er muß hierfür so gut verantwortlich sein, wie für die wirkliche Erhebung solcher Anklagen, welche thatsächlich veranlaßt und rechtlich statthaft erscheinen. — Kurz — obgleich der Form seiner Thätigkeit nach Partei hat er doch der Sache nach den entscheidenden Beruf, unparteilich, nach bestem Wissen und Gewissen zu Werke zu gehen. Aber er bedarf hierzu in ähnlicher Weise, wie der Richter, einer selbständigen und unabhängigen Stellung, und überhaupt muß sich uns seine Aufgabe als eine der richterlichen ganz analoge darstellen. Er muß gleich dem Richter eine Auctorität und eine Macht der Rechtspflege selbst bilden, denn auch für ihn ist die Rechtspflege und näher die Gerechtigkeitspflege der letzte Bestimmungsgrund und der letzte Zweck seiner Wirksamkeit. Er kann aber diesem stetigen Berufe nur entsprechen, wenn dem letzteren zugleich das Moment der Ständigkeit eigen ist. Die Berufsgerechtigkeit, die er zu üben hat — denn so dürfen wir es, wenn auch in einem qualificirten Sinne, allerdings nennen — muß ebenso gut in der Justiz begründet sein, wie die richterliche. Die Criminalrechtspflege, bedingt durch die gerichtliche Verfolgung der Verbrecher, die aber eine unbedingte allgemeine Nothwendigkeit ist, welcher eben nur in einer Form der Rechtspflege — der gerichtlichen — entsprochen werden kann, hängt in der That, wenn diese Nothwendigkeit nicht als ihre eigenste Angelegenheit bestimmt wird. So hat sich die Justiz der Idee der Anklageschaft zu bemächtigen, um sie vor Allem als Institution zu begründen. Der öffentliche, d. h. vom Staate im öffentlichen Interesse zu bestellende Ankläger muß also als förmliche Behörde bestehen, weil seine Aufgabe eine Angelegenheit der Rechtspflege selbst ist. Nachdem wir hiermit den Hauptgesichtspunkt für die Stellung und Bedeutung des öffentlichen Anklägers gewonnen haben, ergeben sich daraus die näheren Bedingungen, welche in seinem Amte und in seiner Person zusammenzutreffen müssen, mit Rechtigkeit, nämlich in ganz analoger Weise, wie beim Richter. Als eine Auctorität der Rechtspflege ist er sowohl eine Auctorität der Justiz, wie der Berufsgerechtigkeit. In ersterer Hinsicht muß er der Mittel und des Ansehens der Justiz zum Zwecke der Lösung seiner Aufgabe mächtig sein — in letzterer Hinsicht hat er alle die subjectiven Bedingungen in sich zu vereinen, auf welchen auch die richterliche Berufsgerechtigkeit beruht. Aus beiden Gesichtspunkten vermittelt sich die Forderung seiner Verantwortlichkeit, aber ebenso auch seiner amtlichen und persönlichen Unabhängigkeit und Selbständigkeit, nur daß ihm die letztere nicht durchaus in gleichem Maße zu vindiciren steht, wie dem Richter. Aber wie verhält sich nun diese Auctorität zu der richterlichen? Diese Frage beantwortet sich auf dem Obigen erst nur zum Theil von selbst, und auch diese Beantwortung muß erst noch schärfer ins Auge gefaßt werden.

Der öffentliche Ankläger steht zum Richter im Verhältniß der Partei. Er ist der Erfolge seiner Gerechtkeitspflege, in sofern sie in der Form der Anklage auftritt, nicht schon durch diese selbst mächtig, sondern hat sie erst von dem Richter zu erwarten. Seine stetige Wirksamkeit ist in dieser Richtung überhaupt noch der richterlichen Beurtheilung und Entscheidung unterworfen und diese kann gegen ihn ausfallen. Selbständig steht er hier dem Richter nur darin gegenüber, daß er rein nach eigenem Ermessen die Thatfachen zu bestimmen hat, auf welche sich die Verfolgung beschränken soll und somit die richterliche Beurtheilung und Entscheidung sich gleichfalls zu beschränken hat. Und selbst hierin übt der öffentliche Ankläger keine größere Auctorität aus, als es jede Civilpartei thut. So, was die Leitung des Proceßes und die Ausfüllung des Sachverhalts betrifft, so muß der Criminalrichter darin dem öffentlichen Ankläger (wie dem Angeklagten) gegenüber viel freiere Hand haben, als sie der Civilrichter haben kann. Aber dafür beherrscht der öffentliche Ankläger desto freier das Gebiet der Frage, ob und gegen Wen, in welcher factischen Beziehung und in welchem Maße eine gerichtliche Verfolgung eintreten soll. Hier gilt allein sein Urtheil und seine Entscheidung — nur freilich nicht in dem Sinne, daß Anklagen, welche von vorn herein grundlos erscheinen oder an formellen Mängeln leiden, gleichwohl vom Richter zum Verfahren gelassen werden mußten, ferner auch nicht, wie wir noch sehen werden, ohne gewisse Beschränkungen im Interesse des Angeklagten — jedenfalls aber in dem Sinne, daß eine gerichtliche Verfolgung nie anders, als unter seiner Auctorität, nie in anderer Richtung und in weiterem Maße stattfinden kann, als er es bestimmt. Er prüft und beschließt in dieser Hinsicht mit Ausschluß jeder andern Auctorität, was besonders dann deutlich hervortritt, wenn er von Privatpersonen oder Behörden um die gerichtliche Verfolgung einer Person angegangen wird. Er ist berufen, eine solche Verfolgung abzuschlagen, wenn sie seiner Ueberzeugung widerspricht. Indem er hinsichtlich der Frage der Verfolgung oder Nichtverfolgung überhaupt an eine wissenschaftliche und gewissenhafte Ueberzeugung gebunden und berufen ist, sich dabei jeder Voreingenommenheit, jeder Art von Sympathie oder Antipathie, jeder Willkürlichkeit, jeder bureaukratischen Eigenwilligkeit und Selbstgefälligkeit zu enthalten, steht er mit dem Richter auf gleich hoher Stufe der amtlichen Würde und somit unendlich höher, als die Privatpersonen, die im Uebrigen mit derselben Unabhängigkeit über die gerichtliche Verfolgung oder Nichtverfolgung ihrer Rechtsansprüche disponirt. Es ist eine Förderung der Freiheit der richterlichen Berufsgerechtigkeit, daß sie durch das Organ des öffentlichen Anklägers der Aufgabe, sich zugleich partiell zu verhalten, entlehrt werde; dieser hohen Bestimmung vermag aber der öffentliche Ankläger nur zu entsprechen, wenn er innerhalb seiner eigenen Berufssphäre derselben Berufsfreiheit theilhaftig ist. Die Schranke, in welcher der Richter und der öffentliche Ankläger sich begegnen, ist nunmehr eine gegenseitige, aus der einseitigen Idee der Rechts-

pflege geseht, eine Schranke, deren Jeder von ihnen sich als einer wesentlichen Bedingung seiner Berufsfreiheit bewußt zu werden hat. Kann der Ankläger keine Anklage ohne richterliches Urtheil durchsetzen, weil dies seiner Idee widersprechen, also auch seine Berufsfreiheit ausheben würde, so kann dagegen der Richter Niemanden vor sein Forum ziehen, der nicht von dem öffentlichen Ankläger angeklagt ist, möge er übrigens denunciirt sein, von Wem es sei. Es ist vorzugswürdig diese negative Bestimmung, in welcher die hohe Bedeutung der Idee des öffentlichen Anklägers sich ausdrückt, daß nämlich Niemand einer gerichtlichen Verfolgung unterworfen werden kann, es sei denn, weil der öffentliche Ankläger als diese ausschließlich hierzu berufen und qualifizierte Auctorität die Verfolgung für begründet erkannt hat, was aus die Bestimmung hinausläuft, daß der öffentliche Ankläger, gleichwie zum Rächer der Schuld, so nicht minder zum Schützer der Nichtschuld wenn auch nur gegen die Nachtheile einer bloßen Untersuchung berufen sei. In dieser Beziehung ist seine Auctorität der des Richters eben nicht untergeordnet, so und wird grade in dieser Beziehung der Angelpunkt seiner Berufsfreiheit erkennbar, vermöge dessen sie in sich selbst beruht und so auch die Schranke, welche seine Wirksamkeit gegen die richterliche an sich hat, als ihre eigene zu bestimmen und dadurch überdies auszuheben vermag. Ebenso beruht umgekehrt die Wirksamkeit des Richters, obgleich durch die des Anklägers beschränkt und bedingt, darin frei in sich selbst, daß der Richter über die Anklage entscheide, ohne in dieser Beziehung an die Auctorität des Anklägers gebunden zu sein. Der Unterschied ist aber der, daß in der, der richterlichen Berufsthatigkeit eigenthümlichen Hauptform, nämlich dem Urtheile, die Seite der Unbedingtheit oder das Uebergewicht der richterlichen Auctorität über die des Anklägers in den Vordergrund tritt, weil das richterliche Urtheil seines Erfolgs unmittelbar gewiß und mächtig ist — während in der, der Berufsthatigkeit des Anklägers eigenthümlichen Hauptform, nämlich der Anklage, vorzugsweise die Abhängigkeit seiner Auctorität von der richterlichen hervortritt, weil die Anklage ihres Erfolgs nicht durch sich selbst gewiß und mächtig ist. Die Criminalrechtspflege geht hier folgenden Gang, um in jedem besondern Falle sich ihres allgemeinen Interesses klar bewußt zu werden und zu bemächtigen. Zuvörderst setzt sie sich in jedem besondern Falle, wo eine bestimmte Person eines veralteten Verbrechens geziehen werden zu können scheint, in der Weise in Thätigkeit, daß sie die allgemeine Nothwendigkeit der gerichtlichen Verfolgung der Verbrecher als eine Nothwendigkeit dieses besondern Falls setzt; und zwar thut sie dies schon aus eigenem, selbständigem Antriebe, weil jene allgemeine Nothwendigkeit unmittelbar ihre eigene ist. Jenes Segen der allgemeinen Nothwendigkeit als einer besondern ist nun aber vorerst noch bloße Voraussetzung; sie ist noch nicht in Folge eines förmlichen gerichtlichen Proceßes gewonnen. Die Criminalrechtspflege muß diese Voraussetzung einstweilen machen, um ihrer Zuerfüllung überhaupt mächtig werden zu können;

sie muß es auf die Gefahr hin thun, daß der Schein, welchen diese Voraussetzung für sich hat, nachher verschwindet; der eigene, selbständige Antrieb, aus welchem sie es thut, ist daher noch mehr ein Wüßten ihrer selbst, denn sie sich fügt, um ihre Aufgabe überhaupt in ihrer Gewalt behalten zu können, als ein freies, im Wege einer kritischen Vermittelung gewonnenes Erkennen und Wollen. Wir wollen dies das Officium der Criminalrechtspflege nennen. Das Weitere ist nun, daß die gesetzte Nothwendigkeit im Wege des Processess sich erst zu sich selbst zu vermitteln und zu einem entscheidenden Urtheile darüber zu gelangen hat, ob und in wie weit sie in diesem besondern Falle wirklich begründet war. Auf diese Weise verhält die Criminalrechtspflege sich nunmehr gegen ihre eigene öffentliche Thätigkeit kritisch — eine Bedingung ihrer inneren Freiheit. Das Officium ist Sache des öffentlichen Anklägers; die kritische Function liegt in der Hand des Richters. Die letztere muß vorzugsweise als ein Act jener Freiheit, mithin als die höhere und gütigere erscheinen, während die erstere das an sich unbedingte Gebot der Criminalrechtspflege, auf welches sie sich gründet, vorzugsweise erst in der Form einer Abhängigkeit der Criminalrechtspflege von sich selbst zur Erscheinung zu bringen vermag. Mit andern Worten: der öffentliche Ankläger bildet in Criminalsachen diejenige Auctorität, welche von Amtswegen oder ex officio, aus eigenem, selbständigem Antriebe zu Werke geht, jedoch so, daß er den Erfolg seiner Thätigkeit der Entscheidung des Richters überlassen muß und somit den letztern über sich hat; der Richter dagegen kann nicht anders thätig sein, als wenn er für jeden besondern Fall (nicht nothwendig auch für jeden einzelnen Punkt desselben) durch den Ankläger förmlich zur Thätigkeit angeregt worden ist, an dessen Auctorität er sich auf diese Weise gebunden sieht; er hebt dann aber diese Auctorität frei und mit entscheidender Wirkung in seine eigene auf. Was der öffentliche Ankläger hiernach an Gewicht dem Richter gegenüber oder im Punkte der Gerechtigkeitübung zu verlieren scheint, das gewinnt er andererseits dadurch wieder, daß ihm und vorzugsweise nur ihm das ganze Gebiet der Mittel und Wege zu Gebote stehen muß, welche an sich erforderlich sind, damit in jedem Falle das Einschreiten von Amtswegen theils überhaupt gesichert, theils auch in den Stand gesetzt werde, solche Voraussetzungen der Anklage zu gewinnen, welche mit thünlicher Zuverlässigkeit annehmen lassen, daß die Anklage vom Richter als gerecht werde befunden werden. Die dem öffentlichen Ankläger zukommende Beherrschung dieses wichtigen Gebiets gewährt ihm eine Stellung und Bedeutung, welche der Auctorität des Richters unmittelbar unabhängig ist. Er wacht in dieser Hinsicht über die öffentlichen Interessen, in sofern sie durch Verbrechen verletzt werden, er spürt daher jedem Schritte eines verübten Verbrechens nach und fergat, wenn dieser Schritt sich bekräftigt, für die Feststellung des objectiven Thatbestandes, er erforscht und verfolgt die Spur des Thäters und trifft selbständig alle Maßregeln, welche, ohne schon eine richterliche Be-

urtheilung voraussetzen, in dieser Hinsicht zweckdienlich erscheinen. Selbst Maßregeln, welche, wie Verhaftung, Hausdurchsuchung &c., eine solche richterliche Beurtheilung voraussetzen, weil sie die Interessen des Individuums berühren, wird er kraft eigener Gewalt treffen dürfen, wenn sie zur Sicherung einer zufolge besonderer Wahrscheinlichkeit begründeten gerichtlichen Verfolgung dieses Individuums sofort nöthig werden — dies freilich nicht ohne Vorbehalt der demnachfolgenden richterlichen Entscheidung. Hiernach muß vor allen Dingen die gesammte gerichtliche Polizei — unbeschränkt über Berufs, schon aus eigenem Antriebe Alles zu thun, was in ihr Bereich fällt — zur Verfügung des öffentlichen Anklägers stehen und auf die Erfüllung des ihm obliegenden Berufs ausschließlich bezogen sein. Er ist es, durch welchen das Institut der gerichtlichen Polizei mit der Gerichtsverfassung dergestalt organisch in Verbindung gesetzt wird, daß dieses Institut im letzten Grunde sich nur von dem Gesichtspunkte der Rechtspflege aus normiren und anleiten zu lassen haben kann. Ferner muß der Ankläger das Recht auf eine gerichtliche Voruntersuchung (nicht die Führung der Voruntersuchung selbst) haben, um in allen schwierigeren und wichtigeren Fällen durch diese in den Stand gesetzt zu werden, mit möglicher Sicherheit zu beurtheilen, ob und gegen Wen und in welchem Maße eine förmliche Anklage zu erheben sei. Die gerichtliche Voruntersuchung, welche vom Untersuchungsrichter auf einsachen Antrag des Anklägers eingeleitet und nach den Regeln des Inquisitionsprocesses geführt wird, weil es dabei vorzugsweise erst auf die Herbeischaffung des erforderlichen Materials ankommt, erscheint nämlich, obwohl darin das inquisitorische Princip schon eine sehr bedeutende Modification erlitten hat, doch immer noch als etwas Abnormes, so daß man glauben möchte, es könne dem Richter eine derartige Procedur unter keinem Umstande zugemuthet werden. Allein wenn eine solche Art der Procedur einmal für eine von den Bedingungen gehalten werden muß, unter welchen der öffentliche Ankläger erst wahrhaft im Stande ist, seiner Aufgabe zu entsprechen, und wenn ferner die Führung einer Voruntersuchung, wie wir noch sehen werden, sich mit dem richterlichen Berufe in der That vereinen läßt, obgleich sie nicht die volle begriffliche Geltung des Richters zur Erscheinung bringt, so hat sich in diesem Punkte der richterliche Beruf dem des Anklägers allerdings zu accommodiren. Der Ankläger muß also auch über das Mittel der Voruntersuchung und somit über die richterliche Mitwirkung zum Zwecke seiner eignen Berufserfüllung zu disponiren haben — die richterliche Berufsthätigkeit muß sich diese Beschränkung um jenes Zwecks willen, der gleichwohl noch kein richterlicher Zweck ist, gefallen lassen — nur freilich nie in dem Maße, daß darunter der richterliche Charakter jener Mitwirkung verschwände. — Ausgerückt mit dieser Herrschaft über die Mittel und Wege, die allgemeine Nothwendigkeit der gerichtlichen Verfolgung der Verbrecher als eine besondere des einzelnen Falls im Voraus zu setzen, und wo er geht und steht

ein Wächter der Strafsflege, der, weil er nicht erst auf Anregung einer andern Auctorität, sondern ex officio zu Werke geht, diese Macht der Criminalrechtspflege, sich in jedem Augenblicke ihrer selbst unmittelbar anzueignen, allgemein in sich darstellt, bildet der öffentlichen Ankläger zugleich eine Auctorität der Justiz oder repräsentirt vielmehr die Criminaljustiz par excellence. Ja es kann neben ihm keine andern Repräsentanten der Criminaljustiz von gleicher Stellung geben, etwa so, daß er sich mit den letzteren nur in soweit zu befaßen hätte, als es auf Anklagen bestimmter Personen und auf die darauf bezüglichen gerichtlichen Handlungen und Entträge ankommt, während alle übrigen nicht schon in dieser speciellen Anwendung begriffenen Angelegenheiten der Criminaljustiz andern Beamten zu übertragen wären. Die Criminaljustiz kann in dieser Weise nicht getheilt werden. Sie besteht zum Zwecke der gerichtlichen Verfolgung der Verbrechen und der Verbrecher, und bleibt auch in solchen Punkten, wo dieser Zweck nicht direct und speciell hervortritt, doch mittelbar und im Allgemeinen immer auf denselben bezogen. Der öffentliche Ankläger, der jenen Zweck, auf welchen die Criminaljustiz hinauskäuft, zu wahren hat, muß hiernach die letztere überhaupt zu wahren und zu vertreten haben. Er muß berufen sein, über die Integrität der Justiz in allen Fällen, wo derselben Gefahr droht, zu wachen — nicht wie ein Justizverwaltungsbeamter — sondern so, daß er das bedrohte Justizinteresse bei den Gerichten verfolgt, um dessen Wahrung mittels richterlichen Urtheils zu erwirken. Er ist es, der in diesem Maße namentlich mit der Wahrnehmung des Justizrechts der Intervention zunächst beauftragt sein muß — nur freilich hier, wo die Justiz sich mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden Macht nach Außen hin zu salvidiren hat, nicht mit so ausschließlicher Auctorität, daß das oben bezeichnete Justizgericht (welches auch der Cassationshof sein kann), ihn nicht zur Erfüllung jener Pflicht anhalten oder unter Umständen vorläufig selbst einschreiten dürfte. Wie es ferner im eigentlichen Interesse der Rechtspflege liegt, daß die Gesehe nicht durch sie selbst und unter ihrer eigenen Form, nämlich durch richterliche Entscheidungen verlegt werden, dieses Interesse aber wegen seiner Objectivität und Allgemeinheit sich näher als ein Interesse der Justiz darstellt und speciell für den öffentlichen Ankläger als solchen gar sehr ins Gewicht fällt, da sonst eine Rechtsunsicherheit entstehen könnte, welche ihm die juristische Sicherheit mit welcher er seine Anklagen und Strafentträge muß erwägen können, verderben würde, so muß er ferner berufen sein, nichtige will gradezu geschwundene Entscheidungen der Gerichte bei dem Cassationshofe bloß schon im Interesse des Gesezes anzufechten. Er hat also in diesem Maße auch die Aufrechterhaltung der Geseze gegen die Gerichte selbst gerichtlich zu verfolgen, ohne dabei zugleich in der gerichtlichen Verfolgung eines Individuums nothwendig begriffen sein zu müssen. Alle diese Bestimmungen, welche den nächsten Wirkungskreis des öffentlichen Anklägers erheblich erweitern, lassen sich, wie gesagt, aus den Bedingungen, welche seine nächste Aufgabe,

die gerichtliche Verfolgung der Verbrecher, allgemein an sich hat, herleiten. Sie ergeben sich aber nicht minder, wenn man es umgekehrt zum leitenden Gesichtspunkte erhebt, daß die Interessen der Justiz überhaupt und im Ganzen und ohne zunächst an dem Interesse der gerichtlichen Verfolgung der Verbrecher abgemessen zu werden, durch eine Auctorität repräsentirt sein müssen, welche diese Interessen im Wege der gerichtlichen Verfolgung wahrnimmt. Es muß sich nämlich auch von dieser Seite her ergeben, daß diese Auctorität zugleich der öffentlichen Anklager sein muß. Dieser Gesichtspunkt verdient als der umfassendere noch besondere Berücksichtigung. Er ist ebenfalls durch den Gesichtspunkt der Freiheit der richterlichen Berufsbetätigung bedingt; denn wenn die Gerichtsverfassung kein Organ für die gerichtliche Wahrnehmung jener allgemeinen Interessen bietet, so werden sich die letzteren entweder zum schlimmen Nachtheile der Berufsgerechtigkeit machtlos erweisen, oder ihre gerichtliche Wahrnehmung wird zu einem Offizium des Richters selbst gemacht werden müssen, wodurch dieser aber nur zu häufig in eine ganz falsche Stellung und wol gar in Widerspruch mit sich selbst gebracht werden würde. Der Grund, ein solches Organ zu schaffen, paßt nun aber nicht etwa bloß auf die Criminalrechtspflege, sondern fast in gleichem Maße auch auf die Civilrechtspflege — nämlich bloß mit der Beschränkung, daß es hier keine öffentlichen Anklager geben kann. Die Staatsbehörde, welche für Criminalsachen in Bezug auf gerichtliche Verfolgung bestehen muß, wird hiernach dieselbe sein müssen, welche, wie oben gezeigt worden, für die Wahrnehmung der allgemeinen Interessen bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zu bestehen hat; sie wird diese allgemeinen Interessen hier in ganz gleicher Beziehung und gleicher Weise in Macht zu nehmen haben, wie in Beziehung auf Criminalsachen. Wir haben hiermit die Idee der Staatsanwaltschaft (Staatsprocuratur) entwickelt, in welcher, was die Criminalrechtspflege betrifft, die Idee des öffentlichen Anklägers sich aufhebt. Die Spitze derselben bildet der Oberstaatsanwalt (Generalprocurator), welcher bei dem Obergerichte und dem Cassationshofe angestellt ist und zugleich die Oberaufsicht über die übrigen Beamten der Staatsbehörde, nämlich die Staatsanwälte bei den Mittelgerichten und die zunächst diesen wieder untergeordneten Anklager bei den Gerichten untersten Ranges, sowie über die Beamten der gerichtlichen Polizei führt und diesen Beamten Befehle und Weisungen zu ertheilen hat, welche jedoch die Selbstständigkeit der öffentlichen Anklager als solcher nicht verletzen dürfen. — Der hauptsächlichste Wirkungskreis der Staatsanwaltschaft, in welchem zugleich ihre Bedeutung am vollständigsten und wirksamsten hervortritt, wird immer das Gebiet der Criminalrechtspflege bleiben¹⁾.

14) Unstreitig nimmt der Oberstaatsanwalt als dieser oberste Vertreter der Justiz eine hohe Stellung ein und muß auch mit dem äußeren entsprechenden Ansehen ausgestattet sein. Inwiefern hat sich die Stellung wohl zu halten, dieselbe Gemüth besitzen zu überschauen oder in der geraden Bestimmung und Begrenzung desselben sorglos zu sein. Sonst kann es nur zu leicht geschehen,

Wir haben jetzt unter dem Gesichtspunkte der Vorbereitung des richterlichen Definitivurtheils in Criminalsachen noch ein Paar Organe zu betrachten, welche bestimmt sind, sich dieser Vorbereitung vom richterlichen Standpunkte aus je nach dem Bedürfnisse der Sache oder vielmehr unter den vom Gerichte nach Maßgabe des Bedürfnisses festgestellten Bedingungen anzunehmen. Diese Organe sind der Untersuchungsrichter, die Rathskammer und die Anklagkammer. Von dem Untersuchungsrichter und dessen Aufgabe, der Voruntersuchung, ist bereits die Rede gewesen. Es gibt Fälle, in denen es von vorn herein mehr oder weniger zweifelhaft erscheint, ob und in wieweit die Straffälle rein; oder es ist vor der Hand wenigstens noch nicht genügend ersichtlich, wie die gerichtliche Verhandlung in einem solchen Falle planmäßig einzurichten sei und welcher Beweismittel sie sich zu bedienen habe, um des Falls mächtig werden und möglichst zu einem sachgemäßen und erschöpfenden Endresultate gelangen zu können. In solchen Fällen tritt für die Criminalrechtspflege, die nicht ins Blaue hinein sich für die Verfolgung oder Nichtverfolgung entscheiden kann, weil diese wie jene an sich gleich sehr in ihrem Interesse liegt, das Bedürfnis ein, das Urtheil darüber, ob und in wieweit der Verfolgung der Vorzug vor der Nichtverfolgung zu geben sei oder nicht, und auf welche Weise im ersten Falle ein sachgemäßen und erschöpfendes Endresultat des weiteren Verfahrens (Hauptverfahrens) zu erzielen sei, von einer vorbereitenden Sachuntersuchung und Beweisvernehmung abhängig zu machen. Natürlich muß dabei schon von Anfang an zum Mindesten der Schein eines verübten Verbrechens vorliegen, weil sonst von einer Spannung zwischen dem Interesse der Verfolgung und dem der Nichtverfolgung, welche nothwendig auch schon bei diesem vorbereitenden Verfahren vorausgesetzt werden muß, überall keine Rede sein könnte; es genügt aber auch in allen Fällen bereits jener Schein, und es bedarf nicht etwa schon von vorn herein bestimmter Spuren des Thäters, um zu einem solchen Verfahren zu veranlassen. Es ist nun zunächst Sache des öffentlichen Anklägers, sich jenes Bedürfnisses in

einem einzelnen Falle bewußt zu werden und die nöthigen Schritte zur Befriedigung desselben zu thun. Er wird aber auch hier schon sich immer nur als das, was er seinem ganzen Berufe nach ist, nämlich als Partei verhalten können. Für ihn handelt es sich darum, die bestimmten und triftigsten Voraussetzungen zu gewinnen, welche zur Erhebung einer förmlichen Anklage erforderlich sind; indem er aber dieses Bedürfnisses inne wird und auf dessen Erfüllung Bedacht nimmt, ist er auch schon in einer gewissen Voraussetzung befangen, nämlich zum Mindesten in der, daß der Schein eines verübten Verbrechens vorhanden sei. Es kann bei ihm auch die Voraussetzung hinzukommen, daß der Fall zu seiner Competenz gehören, daß diese oder jene bestimmte Person für den Thäter zu halten, daß die Verfolgung noch nicht durch solche Gründe, wie z. B. Verjährung, ausgeschlossen sein werde u. dgl. m. Damit nun jene einseitige Voraussetzung des öffentlichen Anklägers in den erforderlichen höhern Grad von Sicherheit aufgehoben oder aber als grundlos erkannt und somit ohne Bedenken aufgegeben werden könne, hat sie einen Proceß, d. h. eine kritische Behandlung zu bestehen, durch welche sie in den Stand gesetzt wird, sich in nähere Vergleichung mit den Thatfachen selbst zu stellen. Dies ist die Bedeutung, welche jenes vorbereitende Verfahren für den öffentlichen Ankläger hat. Gleichwohl reicht dieser Gesichtspunkt allein noch keineswegs aus, um dasselbe als Voruntersuchung bestimmen zu können. Es muß die Erwägung hinzukommen, daß dieses vorbereitende Verfahren, wenn es dem gedachten Bedürfnisse der Criminalrechtspflege vollständig und nach allen der letztern zu Gebote stehenden Mitteln und Wegen entsprechen soll, nicht schon dem öffentlichen Ankläger selbst überlassen bleiben kann, sondern in die Hand eines Richters gelegt sein muß — es muß die Voruntersuchung als eine nothwendig und ausschließlich gerichtliche Proceßur bestimmt und somit von den dem öffentlichen Ankläger unmittelbar zu Gebote stehenden vorbereitenden Operationen der gerichtlichen Polizei genau unterschieden werden, was z. B. das französische Recht nicht mit der begrifflich erforderlichen Bestimmtheit thut. Der Beamte der gerichtlichen Polizei, welchem hier der öffentliche Ankläger gleich zu achten ist, darf niemals zum Untersuchungsrichter, und ebenso wenig darf der Untersuchungsrichter jemals zum Beamten der gerichtlichen Polizei werden. Die Wirkksamkeit des letzteren ist darauf zu beschränken, daß er den Verbrechen und deren Ueberrern und allen in dieser Hinsicht bedeutsamen Umständen zwar in berufsangelegentlicher Weise, jedoch nur durch solche Mittel und Wege, wie sie am Ende Jedem zuzubereiten, der seine fünf Sinne hat und zweckmäßig zu gebrauchen weiß, nachsichert und über das Resultat seiner Nachforschungen dem öffentlichen Ankläger, falls nicht dieser selbst solche Nachforschungen vornimmt, berichtlich Auskunft ertheilt. Er kann zu diesem Ende Erkundigungen bei Zeugen und Sachverständigen, ebenfalls bei dem Verdächtigen selbst einziehen, aber nur wenn diese Personen ihm Rede und Antwort stehen wollen; er kann sich an Ort und Stelle

daß dieses Gerichte zu einem schlimmen Uebereignisse über die richterliche Autorität auswirkt, und sogar während und während auf der Höhe der richterlichen Bewusstseinsfähigkeit zu setzen beginnt. Diese Gefahr liegt um so näher, je weniger die richterliche Bewusstseinsfähigkeit der Staatsbehörde mit derselben unmittelbar, so zu sagen persönlichen Antiquität und Selbstvertretung gegenübersteht, mit welcher die Staatsbehörde in der Person der Oberstaatsanwaltschaft gegenübersteht und entgegenzutreten vermag. Die Gesetzgebung darf nie vergessen, daß die Autorität dieses Beamten sich nicht weiter, als auf die bloße Vertretung der ihm anvertrauten Interessen vor den Gerichten zu erstrecken hat, daß er demnach weder mit einer solchen äußeren Stellung befeizt sein darf, welche den Gerichten, wäre es auch nur moralisch, imponieren und ihre Wirkksamkeit mittelbar bestimmen könnte, noch auch irgendwie selbst zum Richter werden darf. Entschieden ist es hierdurch zu missbilligen, wenn der Oberstaatsanwalt zum Mitgliede der richterlichen Disciplinardivision gemacht wird, sondern vielmehr nicht allein richtiger Gemüth bedürftig wird, sondern zugleich die mannichfaltigen Wege geöffnet werden, auch nach über deren Umfang hinaus Einfluß auf die richterliche Wirkksamkeit zu üben.

gegeben und den Augenchein einnehmen, aber nur, wenn der Hausbesitzer, der Besizer des Grund und Bodens oder wer hier sonst an sich ein Verbotungsberechtigt haben würde, keinen Widerspruch dagegen erhebt. Alles, was er auf diese Weise erkundet, verbandelt er in sein eigenes amtliches Wissen, aber nur, um dasselbe einer höheren Auctorität zur Verfügung zu stellen, und dieser die Beurtheilung zu überlassen, welches Gericht darauf zu legen, und welcher weitere Gebrauch davon zu machen sei. Ihm selbst kann hierüber keine kritische Cognition und Bestimmung zustehen; er kann den rechtlichen Zweck, für welchen seine Erkundungen etwa als Mittel zu dienen geeignet sein werden, nicht kritisch, wie ein solcher Zweck es verlangt, selbst setzen und fixiren. Er kann demnach auch weder berufen sein, über die Mittel zu diesem Zwecke mit Ausschluß jenes an sich rechtlich begründeten Widerspruches Dritter zu disponiren, gleich als bilde er eine rechtliche Auctorität; denn in einer derartigen Disposition beauftragt sich eben bereits eine solche rechtliche und zwar kritische Auctorität, die sich des höheren Rechtsbewußtseins als eines solchen, gegen welchen die natürliche Freiheit der Einzelnen zurückerufen muß, sowie im Allgemeinen, wie in jedem besondern Falle dialektisch zu bemächtigen weiß — noch können seine Ermittlungen die Bedeutung einer für sich gültigen und zwar allgemeingültigen Erkenntnisquelle haben, gleich als bilde er zugleich eine urkundliche Auctorität, welche respectirt werden müsse; denn zu diesem Zwecke würde ihm eine schon an sich kritische Form zu Gebote stehen müssen, eine Form, in welcher die subjective Kritik sich objectiv manifestirt und zu einer allgemeingültigen Thatsache des Rechts verfestlicht. Eine solche Form kann aber, wenn sie gebraucht werden soll, ohne mißbraucht zu werden, immer nur als das Attribut einer Auctorität gedacht werden, welche über die Mittel und Wege der Erforschung mit Ausschluß jeden Widerspruches zu disponiren durch ihre rechtlich-kritische Qualifikation berufen ist, und nun eben durch diese Form zu erkennen gibt, daß sie in der Ausübung des unbedingten Rechts der Criminalrechtspflege, die Wahrheit zu erforschen, kritischer Weise begriffen sei. Eine solche Form ist die der protokolllarischen Verhandlung. Der Beamte der gerichtlichen Polizei, welcher sich zum Zwecke seiner Ermittlungen dieser Form bedienen, namentlich Zeugen und Schwerverbändige, wie gar den Verdächtigen selbst zu Protokoll verhören wollte, würde äußern, Auskunft zu erteilen (dazu gehört vielmehr die Berichtsform); er würde im Gegentheile sich selbst Auskunft erteilen lassen und sich hierdurch eben förmlich als eine zu jener kritischen Disposition qualifizierte und berufene Auctorität geriren; er würde demgemäß für sein Protokoll stillschweigend zugleich die Eigenschaft einer mittelbaren Erkenntnisquelle der grade in Frage stehenden Thatsachen in Anspruch nehmen, und zwar in dem Sinne, als müsse diese mittelbare Erkenntnisquelle als solche allgemeine urkundliche Gültigkeit haben, weil sie unter seiner kritisch vermittelnden Auctorität entstanden sei. Alles dieses gilt auch von dem öffentlichen Ankläger selbst. Zwar

ist er im Gegensatze zu dem Beamten der gerichtlichen Polizei bereits wesentlich auf eine kritische Reflexion angewiesen, um seine Aufgabe lösen zu können; allein es kann ihm seiner Parteilichkeit wegen niemals zustehen, diese Kritik in einer Form zu manifestiren, durch deren Gebrauch er das Ansehen einer entscheidenden rechtlichen und zugleich einer urkundlichen Auctorität gewinnen oder, kurz gesagt, zum Richter und Zeugen in eigener Sache werden würde. Und dies würde eben geschehen, wenn er über die gebachten Mittel und Wege der Erforschung mit Ausschluß jeden rechtlichen Widerspruches und über die damit zusammenhängende Form der protokolllarischen Verhandlung zu disponiren oder die Voruntersuchung selbst zu führen hätte — denn eben in einer solchen der Sache wie der Form nach kritischen Disposition besteht das Eigenthümliche der Voruntersuchung im Gegensatze zu den bloß gerichtlich-polizeilichen Ermittlungen. Der öffentliche Ankläger kann sich der Voruntersuchung nicht bedienen, wie er sich der eben genannten Ermittlungen zu seinem Zwecke bedient, sondern er bedarf der Voruntersuchung als einer für sich bestehenden Ergänzung seiner eigenen Macht, die Wahrheit auszumitteln, d. h. erst in der Form der Voruntersuchung werden auch solche Mittel und Wege der vorläufigen Ausmittlung der Wahrheit gewonnen, welche der Criminalrechtspflege zu diesem Zwecke zu Gebote stehen müssen, und welche doch nicht schon dem öffentlichen Ankläger selbst oder gar seinen Beamten der gerichtlichen Polizei zu Gebote stehen können. Dies wird sich gleich noch entscheidender herausstellen. Vermöge der der Voruntersuchung eigenthümlichen schon an sich kritischen Form der protokolllarischen Verhandlung ist nämlich die Voruntersuchung wesentlich Proceß, und zwar nicht mehr jener bloß subjective und darum rechtlich indifferente und unpräjudicielle Proceß, welchen die Sache in der Ueberlegung des öffentlichen Anklägers durchgemacht und aus welchem sie selbst dadurch noch nicht heraustritt, daß der letztere durch seine polizeilichen Recherchen etwas bereits deutlich und offenkundig seine Absicht, den Thäter zu entdecken oder selbst schon seinen Verdict gegen eine bestimmte Person verrät (sofern nur diese Recherchierungen nicht zu Rechtsverurtheilungen für diese Person ausarten) — sondern vermöge jener schon an sich kritischen Form ist die Voruntersuchung Proceß in der objectiven Rechtsform des Process. Durch sie wird die Spannung zwischen dem Interesse der Verfolgung und dem der Nichtverfolgung aus der Sphäre der bloß subjectiven Reflexion objectiv hinausgesetzt, sobald sie förmlichen und zwar rechtlichen Bestand gewinnt oder nimm, mehr als eine Thatsache des Rechts besteht, welche darin begriffen ist, daß individuelle Rechtsinteresse des Thäters oder auch nur derjenigen Person, welche der That entweder bereits verdächtig erscheint oder früher oder später verdächtig erscheinen könnte, in ihren eigenen Gang und in ihre eigene Entwidlung zu verwickeln, ohne daß es in der Willkür dieser Person stünde, sich von dieser Thatsache rechtlich nicht berühren zu lassen, und ohne daß sie andererseits sich dagegen opponiren könnte, von dieser

Zbatfache überhaupt rechtlich berührt zu werden. Die Voruntersuchung als diese rechtsformliche, objectiv und allgemeingültig zu Recht bestehende, über das Wissen und Wollen der einzelnen Rechtsunterthanen mit Ausschließung jeden Widerspruchs zu ihrem Zwecke disponierende Art und Weise der Erforschung nicht bloß des objectiven Thatbestandes, sondern auch der Spuren des Thäters, der Beweise gegen denselben u. hat jene präjudicirliche Beziehung auf die Rechtssphäre derjenigen Person, welche der That verdächtig erscheint oder später verdächtig erscheinen wird, so wesentlich an sich, daß davon nicht abstrahirt werden kann, wie dies bei den der kritischen Form entbehrenden Nachforschungen, die der öffentliche Ankläger oder der Beamte der geistlichen Polizei anstellt, geschehen kann. Diese Person muß es nicht bloß geschehen lassen, daß sie mit ihrem Thun und Lassen durch die Voruntersuchung in eine Angelegenheit der Criminalrechtspflege verwickelt wird, sondern sie hat auch von dem Gange und Ausgange der Voruntersuchung zu erwarten, ob und in wiefern sie frei und unversehrt aus dieser Verwickelung hervorgehen wird. Dies trifft der Sache nach selbst dann zu, wenn bei Einleitung der Voruntersuchung und selbst bis zum Schluß derselben eine Person, welche der That verdächtig erscheinen könnte, noch nicht bekannt ist; denn falls überhaupt nur ein Verbrechen vorliegt, so bleibt stets die Möglichkeit, dieselbe einer bestimmten Person den Proceß zu machen; die vorbereitenden Operationen der Voruntersuchung können aber nie von dieser Möglichkeit schlechthin abstrahiren, sondern sind ihrem Zwecke nach stets auf dieselbe bezogen; die Voruntersuchung ist also auch hier schon in der Beziehung auf eine individuelle Rechtssphäre begriffen und muß es auch hier an sich haben, derselben für den Fall der Ermittlung jener Person auf allgemeingültige Weise zu präjudiciren. Kurz, sie vertritt allemal schon in dem Gegensatz zwischen dem Interesse der Allgemeinheit und dem Interesse des Individuums, und zwar so, daß die concrete Gestaltung, welche sie diesem Gegensatz processualischer Weise gibt, vermöge ihrer schon an sich kritischen Form die Bedeutung gewinnt, den weiteren Gang der Criminalrechtspflege in dem jedesmaligen Falle zu bestimmen und hierdurch ein rechtliches (gleichviel übrigens, ob günstiges oder ungünstiges) Ereigniß für das Individuum — namentlich für den Thäter, welcher im Falle eines verübten Verbrechens doch immer vorhanden sein muß, mag er übrigens schon bekannt sein oder noch unbekannt bleiben — zu werden. Einen solchen Proceß kann nun der öffentliche Ankläger in seiner Eigenschaft als Partei zwar seinerseits führen, aber doch nicht selbst leiten und beherrschen, sondern diese Leitung und oberste Beherrschung muß in der Hand eines Richters liegen, der als solcher nicht selbst in der Anklage, von welcher der öffentliche Ankläger ausgeht, folglich auch nicht in dem Widerspruche, den diese Voraussetzung als solche an sich hat, befangen, wenigstens nicht nach der parteilichen Art und Weise des öffentlichen Anklägers befangen und dadurch zu einem freien kritischen Verhalten mehr

oder weniger außer Stand gesetzt ist. Durch ihre Bedeutung als rechtsformlicher Proceß entzieht sich also die Voruntersuchung der unmittelbaren Beherrschung des öffentlichen Anklägers; denn dieser bleibt wenigstens der Form und der Erscheinungsweise seiner Thätigkeit nach allemal Partei und kann demnach nicht einer Form der Verhandlung für mächtig erachtet werden, unter welcher der Parteistandpunkt grade zum Momente aufgehoben werden soll, wie dies eben in der Form des Proceßes geschieht. Die Voruntersuchung kann ihre Aufgabe, in sofern sie durch die vorläufige Voraussetzung des öffentlichen Anklägers bedingt ist, nur erfüllen, indem sie sich kritisch gegen diese Voraussetzung verhält — gleichwie die Voraussetzungen der formlichen Anklage der Kritik des entscheidenden Richters unterworfen sind. Sich gegen jene vorläufige Voraussetzung kritisch zu verhalten vermag sie aber nur, indem sie außer dem Berufsinteresse des öffentlichen Anklägers als solchen nicht minder das im formalen Gegensatz zu denselben zu denkende Interesse des Individuums ins Auge faßt. Nimmt sie einmal, wie sie nicht anders kann, die Bedeutung in Anspruch, für dieses Individuum als ein an sich präjudicirliches Ereigniß zu Recht zu bestehen, so muß sie diesem Individuum eben um ihrer Rechtlichkeit willen auch die volle Garantie gewähren, daß es dabei mit seinem Rechte nicht irgendwie zu kurz kommen könne. Und dafür ist die Grundbedingung, daß die Voruntersuchung von einem Richter geführt werde, der als solcher sich in der Lage befindet, die entgegengesetzten Interessen mit unbedingter Gleichmäßigkeit und Unparteilichkeit gegen einander abzumäßen und in objective Vergleichung zu stellen. Der Richter der Voruntersuchung hat also die Gründe der Richterverfolgung ebenso gut, wie die der Verfolgung zu untersuchen, er hat sich gleichermaßen im Interesse der Vertheidigung, wie in dem des Angriffs thätig zu beweisen. Diese schon an sich wesentlich und ausschließlich richterliche Aufgabe wird er sich näher dadurch zu vergegenwärtigen haben, daß er sich im Geiste auf den Standpunkt des demnach entscheidenden Richters stellt und somit nach den Bedürfnissen des entscheidenden Urtheils ermäget, welche Seiten der Sache er ins Licht zu stellen habe. Er wird auf diese Weise das demnachstige Parteiturheil des öffentlichen Anklägers am sichersten in den Stand setzen, den richtigen Punkt zu treffen, denn dieses Parteiturheil soll eben wo möglich so ausfallen, daß es zum Richterspruche erhoben werden kann. Sollte dasselbe aber diesen Punkt gleichwohl verfehlen, so ist nun schon durch die Voruntersuchung die Möglichkeit seiner Berichtigung — die vielleicht sogar nicht anders als in der Voruntersuchung gesichert werden kann — gegeben und dadurch das weitere Schicksal der Sache der einsichtigen Vorausbestimmung des öffentlichen Anklägers an sich entnommen. Diese Bedeutung der Voruntersuchung tritt vorzugsweise in jenen wichtigeren Fällen hervor, wo die formliche Anklage erst noch von dem Anklagerkenntnisse der Anklagekammer abhängig ist, denn dieses Urtheil oder diese Kritik des Parteiturtheils, welches der öffentliche Ankläger sich gebildet hat

und geltend zu machen gedenkt, gründet sich eben auf die Voruntersuchungsarten (daher für diese Fälle eine Voruntersuchung unbedingt vorgeschrieben sein wird — vgl. übrigens Note 13). Wie aber die Voruntersuchung für das weitere Verhalten des öffentlichen Anklägers überhaupt maßgebend ist, dergestalt, daß er bei der weiteren Bildung seines Parteiuurtheils und im Falle einer Anklage gewissermaßen selbst bei der Anleitung, die er seinerseits zur Vorbereitung und Einrichtung des Hauptverfahrens gibt, an die Ergebnisse der Voruntersuchung gebunden ist und wenigstens nicht willkürlich und einseitig dieselben bei Seite sehen kann, so läßt sich die Voruntersuchung auch überhaupt als die Basis der Kritik auflösen, welcher dieses weitere Verhalten des öffentlichen Anklägers, der ja einmal selbst durch seinen Antrag auf Voruntersuchung die letztere für ein in der Sache liegendes Bedürfnis anerkannt hat, muß ausgeht sein können, sei es im Interesse des Angeklagten, sei es im Interesse des Richters der Anklage, sei es selbst in sofern, als der Beschluß des öffentlichen Anklägers, das weitere Verfahren einzustellen, einer Abänderung in höherer Instanz fähig sein kann. Wir sehen also, daß die Voruntersuchung von einem höheren Standpunkte aus behandelt sein will, als auf welchem der öffentliche Ankläger seinem Begriffe nach stehen kann. Außerdem hat sie die Aufgabe, das weitere Schicksal der Sache auch gegen die Ungunst der Umstände und gegen sonstige Unzutraglichkeiten soweit als erforderlich sicher zu stellen, was aber nur erreicht werden kann, wenn es vermöge richterlicher Auctorität geschieht. Es können nämlich in der Voruntersuchung protokollarische Verhandlungen vorzunehmen sein, welche für den Fall einer förmlichen Anklage bestimmt sind, schon in dieser Form im Hauptverfahren zum Beweise benutzt zu werden, weil dort die Verhandlung selbst gewisser Umstände wegen nicht wiederholt werden kann, z. B. wenn Beweise zu erheben sind, welche im Laufe der Zeit verschwinden oder aus andern Gründen für das Hauptverfahren nicht unmittelbar zu haben sein werden. Man spricht in dieser Hinsicht von einer Aufklärung der Voruntersuchung, das Hauptverfahren vorzubereiten. Es bedarf hierzu vorzugsweise der urförmlichen Auctorität des Richters, aber auch der kritischen Erwägung desselben, die dabei auf das Interesse des Angeklagten gleiche Rücksicht nimmt, wie auf das des Anklägers und sich zu diesem Ende auf den Standpunkt des Richters der Anklage stellt. Die Voruntersuchung ist nach diesem Allem ein Werk richterlicher Erwägung, Planmäßigkeit, Entschiedenheit und Auctorität; sie bildet ein Ganzes für sich, nämlich die, zugleich durch die eventuelle Rücksicht auf die Bedürfnisse des Hauptverfahrens bestimmte Leitung und oberste Beherrschung der Entwicklung der Sache von dem Punkte an, wo der Ankläger die Spannung zwischen dem Interesse der Verfolgung und dem der Nichtverfolgung in einem concreten Falle problematisch setzt, bis zu dem Punkte, wo diese Spannung sich als solche, gleichviel ob für oder wider sich, zu entscheiden im Stande ist. Der Untersuchungsrichter ist hiernach als ein durch die

Unterscheidbarkeit seiner Aufgabe selbständiges Organ der Criminalrechtspflege zu betrachten, und muß als solches innerhalb seiner Berufssphäre jede andere Auctorität unmittelbar ausschließen (nicht auch eine höhere Instanz, welcher seine Verfügungen unterworfen sein können). Er muß ebenso wol dem Richter, bei welchem er angestellt sein wird, als dem öffentlichen Ankläger selbständig gegenüber stehen. Den unmittelbaren Verfügungen des ersten darf er etwa nur in wiefern sie in allgemeinen dienstlichen Anordnungen bestehen, niemals aber in Bezug auf die Behandlung des concreten Falls unterworfen sein. Was den öffentlichen Ankläger betrifft, so steht dieser zu ihm entschieden in keinem andern Verhältnisse als dem der Partei. Der Untersuchungsrichter ist zwar, wie überhaupt der Richter, an den Antrag desselben darin gebunden, daß er die Voruntersuchung nicht ohne einen solchen Antrag einleiten darf, dieselbe auch auf das objective Substrat, welches ihm dieser Antrag voraussetzungsweise bezeichnet, zu beschränken hat; dagegen bindet ihn weder die juristische Meinung des öffentlichen Anklägers über die Natur des vorliegenden Verbrechens und ähnliche Fragen der juristischen Beurtheilung, noch dessen Meinung über die Person des Thäters, über den zu befolgenden Plan der Untersuchung u. dgl. m. Um ihn zu einer, alle wesentlichen und schon jetzt aufzuklärenden Eigentümlichkeiten und Beziehungen des Falls umfassenden Thätigkeit zu veranlassen, genügt überhaupt schon der einfache Antrag auf Voruntersuchung wegen dieser oder jener anscheinend verbrecherischen That, denn die Voruntersuchung ist eben seine Verursachungsgelegenheit. Im Uebrigen mag der öffentliche Ankläger die ihm zweckdienlich erscheinenden Anträge bei dem Untersuchungsrichter stellen, der letztere hat aber diese Anträge selbständig zu prüfen, er hat sie und nicht minder auch den Antrag auf Voruntersuchung selbst abzulehnen, wenn er sie für unbegründet erachtet. Insbesondere hat er den Antrag auf Voruntersuchung abzulehnen, wenn in dem Factum, welches dieser Antrag als vorhanden einkreisen voraussetzt und dem Untersuchungsrichter als das objective Substrat seiner Thätigkeit bezeichnet, ein Verbrechen noch nicht genügend indiciert erscheint. Es ist überall nicht der Verus des Untersuchungsrichters, einem Antrage auf Voruntersuchung schon um der allgemeinen Möglichkeit willen, daß unter dieser oder jener Thatfache ein Verbrechen vorliegen sein könnte, zu willfahren, selbst dann nicht, wenn für eine derartige Muthmaßung sich zwar dieser oder jener vereinzelte Anknüpfungspunkt an dem vom Ankläger in Bezug genommenen Factum allenfalls herausfinden läßt, die deutlicheren und hauptfachlicheren Momente aber erst in Gedanken suppliert werden müssen, anstatt vom Ankläger mit nur einigem Scheine als vorhanden einzuwillen vorausgesetzt werden zu können. Es ist eine Angelegenheit der gerichtlichen Polizei und nicht des Richters, die Umstände, nach welchen die Verübung eines Verbrechens angenommen werden kann, und Licht zu bringen; der Richter würde sonst zum Polizeiofficianten werden und damit noch unter den Parteistandpunkt

des öffentlichen Anklägers herabsinken. — Der Untersuchungsrichter verfährt der Natur der Sache nach inquisitorisch, namentlich was die Ermittlung des Thäters betrifft. Da es nicht erforderlich ist, daß der Antrag auf Voruntersuchung wegen einer anscheinend verbekehrten That zugleich den mutmaßlichen Thäter bezeichne, und der Untersuchungsrichter, selbst wenn dies geschieht, doch an eine solche Bezeichnung nicht gebunden ist, sondern freie Hand behält, die Untersuchung gegen jede andere Person, welche ihm der That verdächtig erscheint, zu richten, so wird er oft genug nicht umhin können, hinsichtlich der Thäterschaft von eigenen, selbständigen Voraussetzungen auszugehen. Aber auch im Betreff anderer durch die Voruntersuchung aufzuklärender Umstände wird er sich nicht selten in der gleichen Lage befinden. Es kann scheinen, als solle er dadurch von dem richterlichen Standpunkte, den wir ihm vindiciren, nach Art und Weise des Inquirenten des alten Inquisitionsprozesses auf den der Partei, namentlich auf den Standpunkt des öffentlichen Anklägers zurück — denn wie wird er sich gegen seine eigenen Voraussetzungen mit jener Unparteilichkeit kritisch verhalten können, durch die er sich eben von dem öffentlichen Ankläger und, wie wir hinzufügen können, von dem früheren Inquirenten unterscheiden soll? Indessen erschwärmt dieses Bedenken bei näherer Untersuchung. Die Voraussetzungen, welche der Untersuchungsrichter selbst zu machen hat, würden nämlich den richterlichen Charakter desselben nur dann beeinträchtigen können, wenn der Untersuchungsrichter genöthigt wäre, sich in Gestalt dieser Voraussetzungen ein Urtheil schon vor dem Urtheile bilden zu müssen, wie dies bei dem früheren Inquirenten der Fall war. Dieser bedurfte eines solchen anticipatorischen Urtheils, um seine Aufgabe überhaupt erfüllen zu können, und mußte sich dasselbe im Momente gewisser Voraussetzungen bilden, die er dann so möglich festzuhalten und wahr zu machen suchte und mit denen er sich gegen seine eigene Kritik panzerete. Er war berufen, sowohl Angriff als Vertheidigung des Verdächtigen förmlich und systematisch ins Werk zu richten, sodaß nun ohne Weiteres ein entscheidendes richterliches Urtheil (welches am Ende gewissermaßen ein Urtheil über seine eigene Thätigkeit und Fähigkeit war) erfolgen konnte; er vermochte aber dieser Aufgabe eben nicht ohne selbstiges Urtheil zu entsprechen, welches aber kaum etwas Besseres als ein Parteiurtheil sein und als solches die Gründe des Angriffs und die der Vertheidigung unmöglich überall gleichmäßig umfassen konnte. Er hatte die Aufgabe, die Wahrheit erschöpfend und in vollständig und schließlich beweisender Form unter allen Umständen ans Licht zu bringen; in sofern er also z. B. von der Voraussetzung ausging, daß diese oder jene bestimmte Person der That verdächtig sei, befand er sich in der dringendsten Verurteilung oder wol selbst in der berufsmäßigen Notwendigkeit, sich mit dieser Person mittels aller möglichen *media eruvandae veritatis* in einen Kampf um den Preis, seine Voraussetzung bewahrheitet zu sehen, einzulassen und die Ueberführung derselben zu seinem Hauptaugenmerke zu machen. Auf diese und auf manche

andere Weise mußten seine Operationen das Gepräge seiner eigenen vorgesetzten Meinung sogar schon äußerlich und sichtbarlich an sich tragen; um so größer war aber die Gefahr, daß sein Verur, trotz alledem unparteilich zu Werke zu gehen, in das Verstreben ausartete, dieser Meinung den Schein einer vorgesetzten dadurch zu benehmen, daß er sie um jeden Preis wahr zu machen oder, wenn dies nicht gelingen wollte, die Sache in ein solches Licht zu bringen suchte, als liege die Schuld an der Unkunst der Umstände, keineswegs aber etwa an der Fertigkeit seiner Meinung. — Dagegen ist der Richter der Voruntersuchung vermöge der Natur seiner Aufgabe von allen solchen sachlichen Hindernissen eines rein kritischen und unparteilichen Verhaltens dergestalt frei, daß er dieses Verhalten auch in Bezug auf seine eigenen Voraussetzungen soweit, als erforderlich, wird beobachten können. Diese Voraussetzungen sind für ihn weiter Nichts als gewisse planmäßige Anhaltspunkte seiner Thätigkeit, welche für die letztere keinen präoccupatorischen und präjudiciellen Charakter gewinnen können. Es liegt ihm in seiner Aufgabe, welches ihm nöthig, sich ein gewisses leitendes und maßgebendes Urtheil über Schuld oder Nichtschuld oder andere Seiten der Sache zu bilden, um dieselbe überhaupt untersuchen zu können, noch kann er in die Lage kommen, durch seine Operationen vorurtheil oder gar objectiv constataren zu müssen, welcher Meinung er in jenen Beziehungen sei. Nicht, als sei es überhaupt seine Sache nicht, eine Meinung zu haben — dies würde ein großes Mißverständnis sein — sondern der grobe Unterschied ist der, daß ihn dieses drängt, diese Meinung vorzeitig oder überhaupt während des Laufs der Voruntersuchung zu einem Urtheile, welches mehr oder weniger immer nur ein einseitiges und vorgesetztes sein könnte, abzuschließen und seinen Operationen voranzustellen, um der Sache systematisch beikommen zu können. Einestheils nämlich hat er es mit einem Stadium der Vorbereitung zu thun, in welchem es sich im wesentlichen Gegenfaze zu der früheren Untersuchung noch gar nicht um die Begründung eines entscheidenden richterlichen Urtheils, sondern nur um die Vorbereitung eines Urtheils darüber handelt, ob Grund zu einer förmlichen Verurteilung vorhanden sei oder nicht; und andernteils hat er selbst mit diesem letzteren Urtheile Nichts zu schaffen, sondern dasselbe bleibt einem Dritten, dem öffentlichen Ankläger vorbehalten. Darin liegt die Grundbedingung der Freiheit der Berufsthätigkeit des Untersuchungsrichters als Richters, eine Freiheit, die auch hier durch eine organische Vertheilung der Angelegenheiten der Rechtspflege an unterschiedliche Auctoritäten gewonnen wird. Der Untersuchungsrichter hat, wie schon gesagt, lediglich den Punkt vorzubereiten, wo die bis dahin noch problematische Spannung zwischen dem Interesse der Verurteilung und dem der Nichtverurteilung sich als solche zu entscheiden im Stande sein wird. Wie die Errörderung der Sache in der Voruntersuchung beschaffen sein müsse, damit dieser Punkt, diese Möglichkeit jener Entscheidung herbeiführt werde und wann er als vorhanden anzusehen sei, das hat er aller-

dinge selbst zu beurtheilen; nicht aber auch, wie nun jene Entscheidung selbst ausfallen und was demnach weiter aus der Sache werden müßte. Es reicht also mit andern Worten die Frage, ob die Sache weiter zu verfolgen oder das weitere Verfahren einzustellen sein werde, in den Kreis seiner berufsmäßigen Beurtheilung überall nicht hinein, sie kann also auch seine Wirksamkeit nicht unter diese verschiedenen Gesichtspunkte bringen, für deren einen er sich vorzugsweise zu entscheiden hätte; sondern in diesem Punkte wird seine Auctorität entschieden durch die des öffentlichen Anklägers ausgeschlossen, grade hierdurch aber sein richterlicher Charakter gewahrt. Und das ist eben nur dadurch möglich, daß die Voruntersuchung noch nicht als die unmittelbare Basis eines entscheidenden richterlichen Urtheils dient. Der Untersuchungsrichter überläßt die förmliche Organisirung des Angriffs dem Ankläger, die der Verteidigung dem Angeklagten, und zwar beides vor ein neues Stadium des Processes, das Hauptverfahren. Er hat sich nicht damit zu befassen, den Verdächtigen zu überführen und zu diesem Zwecke die vorhandenen Anschuldigungsbeweise an dem Widerstand desselben durch Vorhalte, Confrontationen u. zu erproben — denn zu der eigentlichen Ermittlung der Schuld oder Nichtschuld ist das Hauptverfahren bestimmt. Selbst indem er den Verdächtigen als solchen verhört und dadurch allerdings seine Meinung an den Tag legt, daß gegen diese Person Verdacht vorhanden sei, wirt er sich dadurch doch noch nicht zum Inquisitor gegen dieselbe aus, sondern thut damit noch nicht Nichts, als daß er diese Person in ihrem eigenen Interesse von den Auskunftspersonen, d. h. von demjenigen Personen, welche verpflichtet sind, Auskunft zu ertheilen (und zu diesem darf der Verdächtige oder Angeklagte, also die Partei selbst, niemals gerechnet werden) unterscheidet und ihr Gelegenheit gibt, sich gegen die gegen sie sprechenden Umstände, die er ihr eröffnet, nach Gutdünken selbst zu verteidigen. Nur darf natürlich die Gesetzgebung die Aufgabe des Untersuchungsrichters nicht über diese Grenzen hinaus erweitert haben, was ein großer Mißgriff sein würde. Endlich darf der Untersuchungsrichter sich überhaupt vielfach auf diese Andeutungen beschränken, ja er wird sich zu hüten haben, den Fall seiner Behandlung weiter zu unterwerfen, als es nach dem Zwecke der Voruntersuchung unumgänglich notwendig ist; er ist also auch hierdurch davor geschützt, sich in eine einseitige, partielle Stellung zur Sache hineinzukümmern zu müssen. — Nach diesem Allem muß sich das inquisitorische Verfahren des Untersuchungsrichters im Vergleich zu dem des früheren Inquisitors als wesentlich modificirt darstellen.

Alle diese Bestimmungen dienen dazu, die Idee des Untersuchungsrichters als eines selbständigen Organs der Criminalrechtspflege, namentlich aber den richterlichen Charakter seiner Aufgabe und Stellung erkennbar werden zu lassen. Gleichwohl kann es in letzterer Beziehung scheinen, als ob aus der obigen Erörterung grade das Gegentheil hervor. Denn danach kommt dem Untersuchungsrichter als solchem ja niemals ein entschei-

denes richterliches Urtheil, sondern nur eine vorbereitende Thätigkeit zu; und doch haben wir früher den Begriff des Richters grade darein gesetzt, daß er nicht bloß zu vorbereitenden Verhandlungen, sondern wesentlich zu einem solchen entscheidenden Urtheile berufen sein müsse. Wir haben indessen schon damals bemerkt, daß es Richter geben müßte, deren Hauptaufgabe nicht schon in jener schließlichen Vermittelung des Rechts, sondern allerdings in einer bloß vorbereitenden Wirksamkeit bestehe, aber in einer solchen, die eine organische Abzweigung der richterlichen Gesamtwirksamkeit in sich begriffe. Dohin gehört nun zunächst der Untersuchungsrichter. Seine Aufgabe, haben wir gesehen, umfaßt eine unterchiedlich und für sich bestimmbare Angelenheit der Criminalrechtspflege, die nicht dem öffentlichen Ankläger und noch weniger den Beamten der gerichtlichen Polizei überlassen werden kann, sondern eine specifisch richterliche Berufsthätigkeit erfordert. Mag er also auch nicht die volle begriffliche Geltung des Richters in sich vereinen, so ist seine Wirksamkeit an sich doch jedenfalls in der Gesamtsphäre des richterlichen Berufs mit enthalten und bleibt dadurch auf die schließliche Vermittelung des Rechts organisch bezogen. Indessen ist hiermit eigentlich noch Nichts weiter entschieden, als daß die Voruntersuchung eben in den Händen eines Richters liegen muß, welcher vermöge dieser Aufgabe dem öffentlichen Ankläger, sowie jeder andern Auctorität selbständig gegenübersteht. Warum untersuchen wir denn nun aber diesen Richter als Untersuchungsrichter von dem Richter scheidend, mit andern Worten: warum wird die Voruntersuchung nicht als eine Berufsangelegenheit des Richters schlechthin oder vielmehr — damit hier die volle begriffliche Geltung des Richters auch äußerlich unverkürzt bleibe — desjenigen Richters betrachtet, welcher eventuell über den in Frage stehenden Fall schließlich zu erkennen haben wird? Weil dieser Richter, wenn er zugleich die Voruntersuchung zu führen hätte, dadurch der Gefahr ausgesetzt sein würde, seinem eigenen Richtersprüche zu präjudiciren und überhaupt in Bezug auf denselben der Freiheit seiner Berufserfüllung in den Weg zu treten, da es doch nicht zu verlangen ist, daß der Richter der Voruntersuchung sich nicht bereits irgendwie eine Meinung über die Natur des Verbrechens, über Schuld oder Nichtschuld u. s. w. bilde, während der Richter der Anklage völlig unvoreingenommen sein muß, sich noch durch keine in der Sache obgegebene Verfügungen gebunden zu fühlen, ja noch gar keine amtliche Kenntniß von den Eigentümlichkeiten des Falls haben darf, damit er ihn rein erst durch die Hauptverhandlung, auf deren Grund er eben richten soll, kennen lerne. Umgekehrt würde der Richter der Voruntersuchung, wenn er demnach über die Anklage mit zu erkennen hätte, also in die Lage versetzt wäre, durch die Voruntersuchung sich selbst zu einem Urtheile vorzubereiten, grade seiner Qualifikation als Untersuchungsrichter wieder verlustig gehen, denn diese haben wir eben darinnen sehen müssen, daß er eines selbständigen Urtheils in der von ihm zu instruirenden Sache entbehren ist. Kurz, die Vorunter-

suchung steht als diese unter ihrem eignen Gesichtspunkte unterschiedlich aufzufassende Function auch zu dem Hauptverfahren und dem auf Grund desselben zu fallenden Urtheile so gewiss im Gegensatze, daß sie mit diesen letzteren Functionen nicht in Einer Hand vereinigt werden darf, wenn nicht die Selbständigkeit dieser entgegen-gesetzten Functionen gefährdet werden soll. Es liegt im Wesen einer organischen Gerichtsverfassung, den Untersuchungsrichter auch im Gegensatze zu dem auf Grund des Hauptverfahrens erkennenden Richter als ein für sich bestehendes Organ aufzufassen. Auch hier dient diese organische Vertheilung und Sondernung der Gewalten abermals zum Zwecke der Freiheit der richterlichen Berufsgerechtigkeit, indem auf diese Weise sowohl der erkennende Richter als der Untersuchungsrichter von Hindernissen einer zweckthätigen Berufserfüllung befreit werden, welche die Sache selbst an sich hat, und die nach der früheren Einrichtung sich nur zu oft zum schlimmen Schaden der Gerechtigkeit geltend zu machen vermochten. Vereinigt sich in der Aufgabe des Untersuchungsrichters auch nicht die volle begriffliche Geltung des Richters, so ist diese Einbuße doch nur quantitativer, nicht qualitativer Art und besteht also nicht etwa darin, daß in jener Aufgabe der Begriff des Richters verliert wäre; denn diese Aufgabe bildet eine organische, durch die Idee der Freiheit der richterlichen Berufsgerechtigkeit gebotene Abzweigung der richterlichen Gesamtwirksamkeit. In der Aufgabe und Stellung des früheren Inquirenten, dessen Einzelthätigkeit nicht mit der richterlichen Selbständigkeit des schüßigen Untersuchungsrichters vermischt werden darf, wurde jene Idee unter Anderem gerade dadurch verfehlt, daß er an der Entscheidung der von ihm instruirten Sache Theil nehmen konnte — eine Verletzung, die freilich auf dem schwarzen Grunde des früheren Verfahrens überhaupt nicht sonderlich hervorstrich, sondern eher wie eine Lichtseite desselben ausah, nur daß das Gesetz den Inquirenten denn doch für ungeeignet zu erklären pflegte, die Sache zum Erkenntniß selbst vorzutragen.

Gleiche organische Abzweigungen der richterlichen Gesamtwirksamkeit bilden die Rathskammer und die Anklagkammer. Es sind dies für sich bestehende Richtercollegien, welche die Rathskammer für die zur mittlergerichtlichen und die Anklagkammer für die zur obergerichtlichen Competenz gehörigen Criminalsachen nach beendigter Voruntersuchung und nachdem der öffentliche Ankläger sich auf Grund desselben für eine weitere Verfolgung entschieden hat, auf dessen Antrag über die Zulässigkeit einer förmlichen Anklage, insbesondere in der Beziehung, ob überhaupt eine strafbare Handlung vorliege und ob gegen die Person, welche der Ankläger weiter verfolgen will, hinreichender Verdacht vorliege, beschließen und im Beziehungsfalle die Sache vor das definitiv erkennende Gericht, zu welchem sie gehören, also beziehungsweise vor das Mittelgericht oder das Obergericht (falls nur zugleich die Competenz schließt) zur Hauptverhandlung verweisen, andernfalls aber die Einstellung des weiteren Verfahrens verordnen. Sowol

das englische als das französische Recht, welches letztere, soviel die äußere Einrichtung der gedachten Institute betrifft, in Deutschland zum Muster genommen ist, namentlich darin, daß gelehrte Richter und nicht, wie in England, Geschworene über die Verfolgung in den Anklagestand beschließen — hat es für einen unverletzlichen Grundsatze der Criminalrechtspflege anerkannt, daß Niemand auch nur einer Anklage und einer förmlichen gerichtlichen Verfolgung wegen eines Vergehens oder Verbrechens ausgesetzt werden dürfe, es seien denn die Gründe einer solchen Verfolgung zuvor so genau erwogen, als die Criminalrechtspflege hierzu im Stande sein wird, ohne darum schon in eine eigentliche Verhandlung der Sache selbst übergehen zu müssen¹⁵⁾. Dieser Grundsatze verdient ohne Zweifel allgemeine Anerkennung; er ist derselbe, der uns schon früher gelehrt hat, daß nämlich die Richterverfolgung an sich eben so sehr im Interesse der Criminalrechtspflege liege, als die Verfolgung, und daß daher bei jedem Schritte, der im Interesse der Verfolgung geschieht, im gleichen Maße das Interesse der Richterverfolgung in Betracht genommen werden müsse. Wenn nun hiernach die Zulässigkeit einer vom öffentlichen Ankläger beabsichtigten förmlichen Anklage erst einer Prüfung unterworfen werden muß, diese letztere aber wiederum nur eine richterliche sein kann, so darf diese Prüfung doch abermals nicht demjenigen Richter übertragen werden, bei welchem die Anklage behufs Aburtheilung der Sache selbst erhoben werden soll, denn dieser würde dadurch genötigt sein, sich in dieser Sache schon vor dem eigentlichen Urtheile ein Urtheil zu bilden und dadurch seinem schließlichen Richterprüche zu präjudiciren. Also auch die Raths- und die Anklagkammer stellen sich als durch die Idee der Freiheit der richterlichen Berufsgerechtigkeit gebotene selbständige Organe dar, nach welchen die Gerichtsverfassung sich zu gliedern hat; und wenn auch sie, gleich dem Untersuchungsrichter, mit einer schließlichen Vermittelung des Rechts Nichts zu thun, sondern eine solche zu ihrem Theile ebenfalls nur vorbereiten haben, so gereicht dies doch auch bei ihnen keineswegs etwa zu einer Verletzung des Begriffs der richterlichen Wirksamkeit, weil sie als organische Abzweigungen der richterlichen Gesamtwirksamkeit durch

15) Bei den zur Competenz des Einzelrichters gehörigen, bloß zeitweilig strafbaren Verbrechen (des contraventions des français) des Rechts im Gegensatze (des délit et crimes) findet der obige Grundsatze wegen der geringeren Gefährlichkeit des Gegenstandes keine Anwendung. Auch wird in diesem Sachkreise keine Voruntersuchung geführt. In den zur obergerichtlichen Competenz gehörigen Fällen muß die Voruntersuchung unbedingt vorgeschrieben sein, schon deshalb, weil eine Verlegung in den Anklagestand, welche die Anklagkammer auspricht, wegen der höheren Bedeutung der zu ihrer Cognition gehörigen Thatfache auch noch andere Nachtheile, als die förmliche gerichtliche Verfolgung für den Angeklagten mit sich zu führen pflegt (s. B. Suspension seiner politischen Rechte). In den übrigen Fällen wird das Gesetz eine Voruntersuchung bloß für zulässig zu erklären haben, falls der öffentliche Ankläger darauf anträgt, wem er noch nicht arbeitsam sein darf, daß die Rathskammer nicht auch dann, wenn eine Voruntersuchung nicht stattgefunden hat, über die Zulässigkeit der Anklage zu beschließen haben könne.

die letztere begrifflich bestimmt sind und auf die schließliche Vermittlung des Rechts stets organisch bezogen bleiben. — Außerdem eignen sich die Rathskammer und die Anklagkammer, jene als erste und diese als zweite Instanz, zur Entscheidung von Differenzen zwischen dem Untersuchungsrichter und dem öffentlichen Ankläger und von Beschwerden gegen Verfügungen des ersteren; denn wenn das Gericht, welches eventuell in der Sache schließlich zu erkennen haben wird, diese Entscheidungen zu treffen hätte, so würde es wiederum vorzeitig amtliche Kenntniss von der Sache nehmen und darin urtheilen müssen, und das Hauptverfahren könnte dann seinen Zweck nicht mehr rein und ungehindert erfüllen. Endlich wird die Rathskammer (mit Vorbehalt einer höheren Instanz bei der Anklagkammer) während der Voruntersuchung (oder auch ohne eine solche vergl. Note 15) und überhaupt bis zum Hauptverfahren auf Antrag des öffentlichen Anklägers über Verhaftungen und andere Sicherungsmaßnahmen, sowie über die Wiederaufhebung solcher Maßregeln zu beschließen und so abernals das erkennende Gericht oder den Untersuchungsrichter von einer Aufgabe zu befreien haben, durch welche diese Organe in ihrer freien Berufserfüllung irritirt werden würden. Wenn man den Untersuchungsrichter selbst zur Anordnung jener Sicherungsmaßnahmen ermächtigt, so rechtfertigt sich dies nur für die Fälle dringender Noth und sofern er zugleich gesetzlich gehalten ist, die getroffene Anordnung zur Prüfung und weiteren Verfügung der Rathskammer zu verstellen. — Für einen großen Mißgriff des französischen Rechts ist es zu halten, daß zu den drei Richtern, aus welchen die Rathskammer wenigstens besteht, nothwendig der Untersuchungsrichter selbst gehört und daß die Beschlüsse dieses Collegiums sogar auf seinen eigenen Vortrag gefaßt werden (Code d'instr. crim. art. 127. 133). Dadurch hören sowohl die Rathskammer als der Untersuchungsrichter auf, sich als von einander unabhängige Organe einander gegenüber zu stehen, wie sie es dem Obigen zufolge thun müssen; ja, der Untersuchungsrichter büßt dadurch seine wesentliche Qualification als solcher ein, da er nun sogar amtlich zu einem Urtheile über sein eigenes Werk berufen ist. Dieser Mißgriff wird dadurch noch ärger gemacht, daß der Untersuchungsrichter wöchentlich wenigstens einmal über die bei ihm anhängigen Voruntersuchungen in der Rathskammer referiren soll, denn dadurch wird er, falls dies überhaupt einen Sinn und Zweck haben soll, einer Einmischung der Ankläger und Reklamationen seiner Kollegen in den Gang der Voruntersuchung ausgesetzt, welche gerichtet ist, seine Selbständigkeit, und zwar auf eine für die Sache selbst leicht nachtheilige Weise zu beeinträchtigen. Es mag ihm gestattet sein, sich in zweifelhaften Fällen bei der Rathskammer Rath zu erholen; ihn aber irgend einer Art von fortwährender Controle derselben zu unterwerfen, ist mißlich, weil es nicht nöthig ist, falls nur dem öffentlichen Ankläger und andererseits dem Beschuldigten keine Hindernisse in den Weg gelegt werden, sich überall, wo sie Beschwerden gegen den Untersuchungsrichter zu haben glauben, mit diesen an die Rathskammer zu wenden.

Soweit von den zur Vorbereitung des richterlichen Definitivurtheils erforderlichen und vorzugsweise in Criminalsachen erforderlichen Organen.

Die Exeutive bildet, wie wir wissen, den zweiten Punkt, welcher von der rein richterlichen Aufgabe ausgeschieden werden muß, weil und in sofern es sich dabei nicht mehr um eine dialectisch vermittelnde Thätigkeit, wie solche dem richterlichen Berufe begrifflich eigenthümlich ist, nicht mehr mit einer Beurkundung der Berufsgerechtigkeit, sondern nur noch um eine Beurkundung der Justiz handelt. Eine organische Gerichtsverfassung hat daher auch die für die Exeutive geeigneten Organe zu bestimmen.

In Criminalsachen bildet dieses Organ angemessener Weise der Staatsanwaltschaft, da er, wie wir gesehen haben, der Repräsentant der Justiz in Bezug auf Gegenstände der gerichtlichen Verfolgung ist. Er hat also für die Vollstreckung der von den Gerichten gefällten Urtheile zu sorgen. Zwar ist er zugleich der öffentliche Ankläger und somit Partei, allein nur so lange, als das Recht zwischen ihm und dem Angeklagten noch unentschieden ist; von dem Zeitpunkte der Entscheidung an fällt dieses Parteiinteresse bei ihm weg und hebt sich in ein unbestrittenes, unbedingt zu realisirendes Interesse der Justiz auf, während bei der Civilpartei das persönliche Interesse nach wie vor daselbst bleibt. Aber auch während des Processes wird die Ausführung aller gerichtlichen Verfügungen, auch derer des Untersuchungsrichters, z. B. die Ausführung von Verhaftungen, Hausdurchsuchungen u. und von Requisitionen — ferner die Beforgung von Vorladungen dem Staatsanwalt in seiner Eigenschaft als einer Auctorität der Justiz und ungeachtet seiner gleichzeitigen Eigenschaft als Ankläger obliegen müssen, weil dabei sein eigenes Parteiurtheil aus dem Spiele bleibt.

In Civilsachen ist es rein Angelegenheit der Partei, ob das zu ihren Gunsten ergangene Erkenntniss vollstreckt werden soll oder nicht. Zu der Vollstreckung bedarf es allerdings auch hier einer Auctorität der Justiz, die letztere ist aber nicht dabei interessiert, daß die Vollstreckung auch wirklich erfolge. Hiernach würde es unpassend sein, die Vollstreckung der Civilerkenntnisse, selbst dann, wenn die Partei darauf anträgt, dem Staatsanwalt zu übertragen. Außerdem können in Civilsachen noch in der Exeutionsinstanz Streitigkeiten entstehen, welche eine richterliche Entscheidung erfordern und angemessen bei dem für die Vollstreckung zu bestellenden Organe selbst verhandelt und entschieden werden, anstatt an das Gericht, welches das Erkenntniss abgegeben hat, zurückgehen zu müssen. Hiernach wäre eine aus Richtern bestehende Exeutionscommission zu bestellen. Es wird jedoch die Vollstreckung auch den Gerichten unterster Instanz übertragen werden dürfen. Diese würden alsdann freilich auch ihre eigenen Erkenntnisse selbst zu vollstrecken haben, und es würde danach bei ihnen der Grundfals einer organischen Senderung der richtenden und der vollstreckenden Gewalt außer Anwendung bleiben; insofern darf es allenfalls genügen, wenn dieser Grundfals nur in Bezug auf die höheren Gerichte durchgeföhrt wird.

Hiermit hätten wir erörtert, was unter einer organischen Gerichtsverfassung zu verstehen und daß und in wiefern dieselbe im letzten Grunde in der Idee der Freiheit der richterlichen Berufsgerechtigkeit begriffen sei und diese Freiheit in sich begreife. Von demselben Gesichtspunkte aus wird jetzt

das Institut der Geschworenen ins Auge zu fassen sein; jedoch werden wir dasselbe hier eben nur als Rechtsinstitut, nicht auch von Seiten seiner politischen Bedeutung zu betrachten haben.

Es liegt diesem Institute ein Gedanke zum Grunde, der sich zunächst unabhängig von der Form, eben in diesem Institute realisiert zu werden, in Betracht nehmen läßt — nämlich folgender. Zum Rechtsprozeß bedarf es einer zweifachen Function, einmal der Erkenntniß der reinen Thatsächlichkeit des Falls, zweitens der rein juristischen Behandlung des so gewonnenen empirischen Substrats. In ersterer Beziehung handelt es sich darum, ob die Voraussetzungen empirischen Inhalts, auf welche die Parteien ihr Parteinurtheil und ihre Rechtsansprüche basiren, de facto begründet seien, d. h. nicht bloß ob der vorausgesetzte Fall sich überhaupt erregnet habe (oder noch fortdauernd vorhanden sei), sondern auch ob ihm die und die Beschaffenheit eigenthümlich sei. Ueber diese ganze Frage kann nur die subjective, gewissenhafte Ueberzeugung des Richters zu entscheiden haben. Damit ist aber diese Frage in einen wesentlichen Gegensatz zu der Rechtsfrage gestellt und das Urtheil über die erstere als ein solches, welches an sich von einem Jeden getrennt werden kann, der einer gewissenhaften Ueberzeugung fähig ist, der juristischen oder nach objectiven Rechtsbestimmungen dialectisch vermittelnden Thätigkeit des Richters entzogen. Die Gewinnung jener subjectiven Ueberzeugung im Betreff des Factums und diese dialectische Rechtsvermittlung sind also für den Richter zugleich verschiedene Functionen. Es verhält sich hiermit näher folgendermaßen. Die Voraussetzungen empirischen Inhalts (Behauptungen), welche die Parteien machen, müssen bewiesen sein, bevor der Richter darauf sein juristisches Urtheil gründen kann — und zwar in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten jedenfalls dann, wenn sie bestritten sind, in Criminalsachen aber, wo die Partei ihr Recht nicht willkürlich aufgeben kann, auch im Falle eines Zugeständnisses. Es fragt sich: was ist hier unter dem „Beweisen“ zu verstehen? Offenbar ist dieser Beweis eines vorausgesetzten Factums etwas ganz Anderes, als die auf logischem Wege und nach absolut objectiven Bestimmungen sich selbst beweisende Vermittelung des Rechts. Er enthält keine solche absolut objective Bestimmung in sich, denn er betrifft nicht Vernunft- und abstracte Verstandesgegenstände, sondern nur Einzelheiten, Umstände und Gegenstände sinnlicher Anschauung. Er ist daher auch nur auf solche empirische Mittel, wie Zeugnisse, Augenschein u. s. w. angewiesen, und wenn dabei auch eine gewisse logische Thätigkeit vorkommen kann, indem von Thatsachen auf Thatsachen geschlossen wird, so steht diese Thätigkeit doch ganz und gar unter dem Geleite der subjectiven Erfahrung oder ist eigentlich

nur der einfache Act der letzteren, sich in diesem bestimmten Falle auf sich selbst zu beziehen. Man hat freilich eine gelehrt beweisetheorie erfunden und dadurch die Beweisfrage gleichfalls zu einem Gegenstande der juristischen Beurtheilung zu machen gesucht; aber man hat dies nicht thun können, ohne die Natur des Factums zu verkennen. Das Factum als das an und für sich Logische und rein Zufällige entzieht sich auf das Mannichfaltigste seiner Vorausbestimmung nach allgemeinen, logischen, absolut objectiven Regeln und Gesichtspunkten und pflegt sich hinterdrein von einer Seite darzustellen, welche hierbei nicht in Anschlag gebracht worden ist; es will vielmehr nach seiner jedesmaligen individuellen Gestaltung beurtheilt sein. Es handelt sich bei jenem Beweise mit Einem Worte um keine Wahrheit im höheren Sinne, sondern bloß um Gewisheit, und diese Gewisheit kann nur subjectiver Natur sein. Sie kann nur dadurch erlangt werden, daß das Subject, für welches sie vorhanden sein soll (der Richter), nach Anlehnung solcher empirischer Umstände, wie Zeugnisse u. dgl. Anschauungen, in sich die Erfahrung macht, daß das Factum sich erregnet haben und daß es so und so beschaffen gewesen sein müsse, oder nicht — und zwar eine Erfahrung, die, nach der Natur aller Erfahrung, keine andere Rechenhaftigkeit von sich zu geben im Stande ist, als daß sie unmittelbar sich selbst bekräftigt oder in der unmittelbaren Form der Ueberzeugung für dieses Subject eine Thatsache des Bewußtseins ist, von welcher es nicht anders als willkürlicher Weise wieder abdröhnen kann. Indem nun dieses Bewußtsein zugleich darin, daß es sich um Recht und Gerechtigkeit handle, begriffen und hierdurch moralisch gegen jede Willkür, eine solche Erfahrung in sich aufzunehmen oder von sich abzuweisen, gesichert ist, gewinnt das Gewissen seinen wesentlichen Antheil an jener Ueberzeugung, und die letztere qualificiert sich als moralische oder besser gewissenhafte Ueberzeugung. Somit kann das Letzte in der Entscheidung der Thatsächlichkeit des Falls nur die subjective Ueberzeugung und das Gewissen sein (vergl. Hegel, Phil. d. R. §. 227).

Uebrigens hängt die Frage, was Gegenstand des Beweises und somit der subjectiven Ueberzeugung sein soll, von einer juristisch juristischen Erwägung ab, welche eben den juristischen Belang der in Rede stehenden Thatsachen im Voraus prüft und hiernach den Beweisfall feststellt. Auf diese Weise wird die subjective Ueberzeugung vor der Gefahr gesichert, sich mehr oder weniger von juristischen Reflexionen, Unterscheidungen, Modificationen u. s. w. leiten zu lassen, anstatt sich zwischen einem einfachen Entweder Oder zu entscheiden. In Civilsachen spricht sich jene juristische Bestimmung in dem Beweiserkenntnis aus, in Criminalsachen will die Thatsache für sich juristisch präcisiert und entschieden sein. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß auf diese Weise der Gegensatz zwischen der Rechtsfrage und dem, was Gegenstand der subjectiven Ueberzeugung ist, nicht aufgehoben, sondern nur desto schärfer bestimmt wird.

Wenn nun Beides in diesem Gegenfalle steht, wenn

der eigentliche Richterpruch und das sogenannte Verdict auf so verschiedenen Functionen beruhen, daß zu dem erstern nur der juristisch gebildete Richter als dieser Angehörige eines besondern Berufsstandes, zu dem letztern aber überhaupt schon jeder Gebildete die Fähigkeit besitzt, wenn also das Verdict an sich nicht unbedingt und ausschließlich Sache des juristisch gebildeten Richters ist, so entsteht die Frage, ob das Verdict dem letztern dennoch überlassen werden dürfe, oder ob nicht vielmehr jener Gegenstand auch darin aufrecht zu erhalten sei, daß für das Verdict besondere Richter bestellt werden, die sich also nicht zugleich mit der juristischen Function des Rechtsprechens zu befassen haben. Denn wie wir wissen, ist es eine Bedingung der Freiheit der richterlichen Berufsgerechtigkeit, daß die Wirksamkeit des Richters genau auf dasjenige Maß, welches der Begriff selbst gibt, eingeschränkt bleibe — dieser Begriff ergibt aber nur, daß der Richter zu richten habe, in wieweit diese dialektische Weise und noch absolut objectiven Rechtsbestimmungen geschieht. Hiernach ist jene Frage im Allgemeinen zu bejahen. Beruhen das Verdict und der eigentliche Rechtspruch einmal in verschiedenen Functionen des Bewußtseins, so sind die Ansprüche des einen wie des andern vollständig auch nur dadurch zu wahren, daß sie der Gefahr, im Bewußtsein mit einander zu collidiren und in Abhängigkeit von einander zu geraten, entzogen werden. Diese Gefahr ist aber eben dann vorhanden, wenn einem und demselben Richter beide Functionen obliegen. Am meisten schadet es in diesem Falle mit der subjectiven Ueberzeugung. Es ist von dem Richter, der zugleich über das Recht urtheilen soll, nicht leicht zu verlangen, daß er sich seine moralische Ueberzeugung allemal rein als solche, d. h. mit Fernhaltung der Einwirkung aller der juristischen Reflexionen, bilde, die der Fall gleichzeitig in ihm unwillkürlich anregt, weil er ja eben berufen ist, den Fall auch rechtlich zu entscheiden. Es kann also geschehen, daß diese juristischen Reflexionen zu Bestimmungsgründen jener Ueberzeugung werden und dadurch den Charakter derselben verändern. Man braucht, um eine solche Gefahr zu erkennen, noch gar nicht einmal in Anschlag zu bringen, wie leicht vollends erst vorgefaßte und einseitige juristische Ansichten und dergleichen Schwächen im Stande sind, die moralische Ueberzeugung irre zu leiten, wenn nicht gradezu zu verderben. Es ist möglich, daß der juristische Richter diese Klippen im Ganzen vermeidet, es ist dies sogar wahrscheinlich, falls er die oben entwickelten subjectiven Bedingungen der Richterwürdigkeit in sich vereinigt und zugleich unter der Controlle der Öffentlichkeit steht. Die bezeichnete Gefahr ist wenigstens nicht auf gleiche Linie mit solchen Unverträglichkeiten zu stellen, wie z. B. die ist, wenn der Richter zugleich den Ankläger zu spielen hat. Allein auf bloße Möglichkeiten, und selbst auf Wahrscheinlichkeiten, die als solche immer noch dem Zufalle ausgesetzt sind und dadurch der Herrschaft des Begriffs Abbruch zu thun vermögen, darf die Rechtspflege nicht speculiren; sie verlangt die strikte Durchführung des Begriffs, soweit diese den Umständen ab-

gewonnen werden kann, denn sie bietet erst so die vollkommene Garantie des Rechts, die sie zu bieten begrifflich berufen ist. Freilich hat nun diese Durchführung, obwohl an sich nicht unmöglich, in den Umständen doch noch nicht überall und uneingeschränkt abgewonnen werden können, und bleibt in diesem Maße vorerst noch eine bloße Forderung. Der ferneren Entwicklung unserer Zustände muß es vorbehalten bleiben, in wieweit diese Forderung so uneingeschränkt als angemessen, namentlich ohne unverhältnismäßige Opfer anderer Art, z. B. unverhältnismäßige Vertheuerung der Rechtspflege, zu realisiren sein wird. Erben wir von dem englischen Rechte ab, welches seine Uneingeschränktheit, ja Ueberschneelligkeit in diesem Punkte schon von Alters her mit ihm aufgewachsenen Sitten, Ueberzeugungen, Einrichtungen u. s. w. verbandt, die bei andern Nationen geschilt haben und daher über die Art und Weise, jene Forderung allgemein auszuführen, Nichts entscheiden können, so ist namentlich der Spähre der bürgerlichen Rechtsfreigeit eine Einrichtung, durch welche die Entscheidung über das Factum dem juristischen Richter entzogen und einer andern Autorität vindicirt würde, auch da noch ganz fremd geblieben, wo man anerkannt hat, daß jene Entscheidung nur nach subjectiver Ueberzeugung erfolgen dürfe. Was die Criminalrechtspflege anbelangt, so haben das französische Recht und die neuesten teutschen Gesetzgebungen eine solche Einrichtung (— nämlich das Institut der Geschworenen —) nur für gewisse schwerere und wichtigere Straffälle oder, wie man es auch wird bezeichnen dürfen, nur für die zur obergerichtlichen Competenz gehörigen Straffälle getroffen, während im Uebrigen der über das Recht erkennende Richter auch über die Thatsache — nämlich nach gewissenhafter Ueberzeugung — entscheidet. Die große Schwierigkeit, jene Einrichtung auch für diese übrigen Straffachen durchzuführen, hat das Uebergewicht zu bekämpfen genutzt; man hat sich auf die Wahrscheinlichkeit verlassen müssen, daß auch der juristische Richter seine Entscheidung über die Thatsache möglichst frei von juristischen Reflexionen werde zu gewinnen wissen, und man hat sich im Ganzen hierin nicht gradezu getäuscht. Bei Civilsachen ist aber außer jener Schwierigkeit noch in der Sache selbst ein Grund vorhanden, welcher vorerst darüber beruhigen darf, wenn man dort die Entscheidung über die Beweisfrage dem über das Recht erkennenden Richter überläßt. Dieser Grund, dessen genauer Betrachtung und dem Ziele der gegenwärtigen Erörterung näher führen wird, besteht darin, daß in bürgerlichen Rechtsfreigeiten das Sachverhältniß sich nicht ebenso zum Gegenstande einer freien und absolut in sich selbst beruhenden subjectiven Ueberzeugung qualificirt, wie in Criminalsachen, und daß daher diese Ueberzeugung in den erstern nicht ebenso entschieden sich gegen die juristische Function gegenständig und exclusiv verhält, wie in den letztern. Einmal nämlich hängt es in Civilsachen von der rechtlichen Willkür der Partei ab, wie viel der Richter von dem eigentlichen Sachverhältnisse erfahren soll. Nur das, was die eine oder andere Partei davon anzuführen für

gut findet, darf ihn kummern, und nur derjenigen Weismittel, welche die Parteien selbst angeben, darf er sich bedienen, um dem factischen Grunde der Rechtsanfrage der Parteien nachzuforschen. Wenigstens muß jede eigentliche Untersuchungsmaxime, wernach er berufen wäre, das Factum auch ohne oder wider den Willen der Parteien seiner ganzen Ausdehnung und wahren Gestalt nach ans Licht zu ziehen, hier ausgeschlossen bleiben. Die Parteien allein haben — sei es durch theilweises Zugeständniß, selbst über Dinge, die nicht wahr sind, sei es durch Verschweigen gewisser Eigenthümlichkeiten des Falls — darüber zu disponiren, in wie weit der Sachverhalt Gegenstand des Beweises werden und somit der Ueberzeugung des Richters unterbreitet werden soll; der letztere hat es also, indem er eine solche Ueberzeugung im Wege des Beweises zu gewinnen sucht, nicht mit dem Factum an und für sich zu thun, wenigstens darf er dessen niemals gewiß sein — sondern er hat es im letzten Grunde mit dem formalen Gegenfasse zu thun, in welchen die Willen der Parteien rechtlich willkürlich, d. h. ohne an das Factum an und für sich schließlichsin gebunden zu sein, zu einander treten, und durch welchen die *questio facti* eine formale Bestimmtheit gewinnt, die zugleich factisch willkürlich ist, und sich zwischen die Ueberzeugung des Richters und das Factum, wie es an und für sich ist, einschleibt. Der Richter bekommt hier also das Factum immer nur durch das Medium dieses formalen Gegenfasses zu sehen, durch welchen die Ueberzeugung, die er sich verschaffen soll, im Voraus bedingt und gebunden ist. Die Frage ist hier die: in wiefern ist es möglich, das Factum als ein für den formalen Willen der einen oder andern Partei seiendes aufzufassen, obgleich es vielleicht an und für sich, seiner ganzen Ausdehnung und seiner wahren Gestalt nach, dieser Bestimmung des formalen Willens nicht conform ist oder selbst widerspricht? Diese Frage selbst ist aber nur juristisch möglich, nämlich in wiefern die beiderseitigen Parteiwillen die Gestalt haben, von dem Factum an und für sich zu abstrahiren, um dafür ihren formalen Gegenfasse, in welchem sie sich selbst bestimmen, in die Stelle treten zu lassen. Ist also dieser formale Gegenfasse etwas Anderes, als das Factum an und für sich, so kann hier das Factum auch nicht als solches, sondern nur in sofern und in soweit in Betracht kommen, als es sich in die Form und das Maß dieses rechtlich und factisch willkürlichen Gegenfasses fassen läßt, um hiernach den Schein eines entweder für die eine oder für die andere Partei seienden anzunehmen. Dasjenige, was in dieser Hinsicht entscheidet, ist demnach nicht das Factum selbst, sondern die höhere Macht und Vermittelung des Parteiwillens, sich in jenem Gegenfasse gegen den andern zu behaupten. Und im Grunde nur von dieser höheren Macht, nicht von dem Factum selbst, hängt der Civilrichter im Wege des Beweises Gewißheit, oder er darf doch nur einer solchen Gewißheit gewiß sein. Daher behält hier auch das Auskunftsmittel der notwendigen Eide seine Bedeutung, durch dessen Anwendung die subjectiver Ueberzeugung in einzelnen

Fällen als ihrer selbst nicht mächtig dazu übergeht, sich juristisch zu bestimmen. — Zweitens kann die subjective Ueberzeugung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sich nicht aus der Seele der Partei bestimmen. Gleichwohl ist dies eine Bedingung ihres vollen und absoluten Beweiskrafts. Diese subjective, gewissenhafte Ueberzeugung qualifizirt sich nämlich als diese innerliche Macht über die natürliche Verschlaffenheit des Factums wahrhaft erst in sofern, als andererseits auch das Factum sich dazu qualifizirt, in dieses innerliche Gewußt- und Erfahrenwerden überzugehen. Nicht Alles, was sich in rechtlicher Beziehung ereignen kann, ist darum schon in gleichem Maße zu einem Gegenstande jener Ueberzeugung geeignet. Kommt das Factum bloß als ein äußerliches Geschehen in Betracht, so kann der Richter sich zwar aus gewissen empirischen Umständen eine Vorstellung desselben bilden und der Richtigkeit dieser Vorstellung subjectiv gewiß sein; sich aber des äußerlich verschwundenen oder der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung entzogenen Factums von Grund aus im inneren Bewußtsein gleichwohl zu bemächtigen, so daß es sich lebendig vor seiner Seele reproducirt, ihm gleichsam seine geheime Geschichte preisgibt und nichts absolut Fremdes für ihn behält, das vermog er erst, in wiefern das Factum seinem Grunde nach selbst dem Bewußtsein angehört und zugleich eben aus diesem Grunde in Frage kommt. Die gewissenhafte Ueberzeugung ist also erst da wahrhaft an ihrem Orte, wo das äußere Factum zugleich seinem Grunde nach als ein inneres, als ein Factum des Selbstbewußtseins desjenigen Subjects, welchem es als das seinige zugesprochen wird, kurz als moralisch gesetzt und bestimmte That dieses Subjects in Frage kommt. Dies ist aber nur in Criminalsachen der Fall, wo es sich um Verbrechen handelt. Hier ist die Aufgabe der subjectiven Ueberzeugung die, zu entscheiden, ob das Factum — natürlich ein Factum, welches schon in der Form der Voraussetzung die objectiven Merkmale einer verbrecherischen Handlung an sich tragen muß — ob also dieses Factum als freie, gewußte und des Strafgesetzes ungeachtet gewollte That dieses Angeklagten und somit als in seinem innersten Selbstbewußtsein gesetzt und vorhanden anzusehen sei. Es kommt hier demnach der substantielle, verbrecherische Charakter der Handlung als solcher in Betracht, und die Thatfrage, über welche der „Richter der That“ und eben nur dieser zu entscheiden hat, lautet: ist der Angeklagte schuldig, die That begangen zu haben? Und eben nur eine solche Thatfrage, sagen wir, qualifizirt sich erst wahrhaft zu einem Gegenstande der gewissenhaften Ueberzeugung. Es macht für diese offenbar einen großen Unterschied aus, ob sie sich lediglich über ein bloß äußerliches oder doch nur von Seiten seines äußeren Geschehens und Bewußtseins und seines äußeren Zusammenhangs mit einer Person in Betracht kommendes Factum entscheiden soll, z. B. ob das Vieh des A. auf der Wiese des B. geweidet — oder ob sie sich über diese Äußerlichkeit des Factums dadurch entscheiden soll, daß sie es darauf anseht, ob und in wiefern es aus dem

Selbstbewußtsein der Person, welcher es zugeschrieben wird, gesetzt und als eine moralische Schuld dieser Person, als ein frei im Wissen und Gewissen geschehter Widerspruch ihrer subjectiven Besonderheit mit dem Allgemeinen existirt geworden sei. Nur im letzteren Falle wird die gewissenhafte Ueberzeugung des Richters ihrer ganzen subjectiven Unendlichkeit nach in Anspruch genommen; denn hier ist es unmittelbar eine Angelegenheit des innerlichen Erlebens und des Gewissens, womit es der Richter in seinem subjectiven Selbstbewußtsein zu thun bekommt, während im ersten Falle die endlich bestimmte Vorstellung von einem rein äußerlichen Factum, mit welcher der Richter sich hier mehr oder weniger zu begnügen hat, der vollen Entwicklung seiner subjectiven Ueberzeugung unverkennbar Abbruch thut. Und ebenso kann nur in jenem letzteren Falle von der Erlangung einer Gewißheit die Rede sein, die von Grund aus in sich selbst beruht und sich selbst befriedigt, indem sie eben im letzten Grunde nichts Fremdes mehr, Nichts, worin das Wissen und Gewissen des Richters noch einen Anstoß finden könnte, den es auf sich beruhen lassen müßte, sich gegenüber hat, weil das Bewußtsein des Richters sich des Factums eben in wiefern es frei aus dem Selbstbewußtsein (des Angeklagten) hervorgegangen sein soll, also im Punkte der subjectiven Unmöglichkeit bemächtigen und dadurch die Verschiedenheit zwischen sich und dem Selbstbewußtsein des Angeklagten, welche sonst in der reinen Außerlichkeit des Factums fixirt bleiben würde, in seine Gewalt bekommen soll. Anders in bürgerlichen Rechtsfreiheiten. Der Civilrichter wird bei einigermaßen zureichenden Beweismitteln sich allerdings leicht überzeugen halten dürfen, daß das Vieh des A. auf der Wiese des B. geweidet habe, wornach A. entschädigungspflichtig erscheint. Ob und in wiefern aber dieses Factum seinen Grund, seine substantielle Existenz etwa darin habe, daß A. jene Rechtswidrigkeit gewollt und geruht, und ob und in wiefern demnach A. dieses Factums als eines moralischen Widerspruchs seiner Besonderheit mit der Allgemeinheit schuldig sei — diese substantielle Zusammengehörigkeit des Factums mit dem Selbstbewußtsein des A. bleibt dem Richter verschlossen; er muß diesen Punkt auf sich beruhen lassen, erfährt dadurch aber eine Beschränkung seiner subjectiven Ueberzeugung, nach welcher diese hier nicht ebenso wol der Erkenntnis des Factums mächtig sein kann, als wenn es sich darum handelte, ob A. schuldig sei, sein Vieh auf die Wiese des B. getrieben zu haben. Und so verhält es sich in allen bürgerlichen Rechtsfreiheiten, auch da, wo das streitige Factum die Natur der Handlung hat, ja selbst da, wo es sich um dolus, culpa etc. handelt. Es kommt auch hier niemals auf den substantiellen Charakter der Handlung als solcher an, vermöge dessen sie eine Angelegenheit der subjectiven Innerlichkeit sein könnte, sondern Gegenstand der subjectiven Ueberzeugung ist hier immer nur die bloß äußerliche und formale Bestimmtheit der Thuns und Lassens; denn selbst beim Beweise des dolus handelt es sich nur um ein solches äußerliches Factum, welchem erst durch einen

Act der juristischen Ermäßigung die Bedeutung zugeschrieben wird, ein Ausdruck des dolus zu sein. — Also nur in Criminalsachen ist die subjective Ueberzeugung im Stande, sich — wie wir es kurz werden bezeichnen dürfen — aus der Seele des Subjects, für welches sie eine entscheidende Macht sein soll, zu bestimmen, und nur hierdurch vermöge sie ihrer ganzen Möglichkeit nach sich selbst zu entsprechen. Demnach ist auch nur in Criminalsachen die ganze Beweisführung darauf eingerichtet, das innerliche Selbstbewußtsein jenes Subjects — des Angeklagten — in die Sache zu verwirkeln.

Wir glauben hierdurch nachgewiesen zu haben, daß für das Princip der subjectiven Ueberzeugung als einer Erkenntnisquelle der Particität des Falls ein Unterschied zwischen Civil- und Criminalsachen besteht, wornach dieses Princip in den ersten nicht ebenso rein zur Anwendung gebracht werden kann, also auch nicht mit derselben concreten Gegenfälligkeit gegen die juristische Function des Richters durchgeführt zu werden verlangt, wie in Criminalsachen, und wir werden hiernach bei der weiteren Untersuchung der Art und Weise dieser Durchführung uns auf Criminalsachen beschränken dürfen.

Zunächst wissen wir bereits, daß der Richter der That von dem juristischen Richter getrennt sein muß. Oder vielmehr in wiefern es ein Collegium von rechtsgesetzten Richtern gibt, muß es auch ein Collegium von Richtern der That geben, aber mit dem Unterschiede, daß die letzteren einstimmig derselben Ueberzeugung sein müssen, um einen Spruch fällen zu können (— englisches Recht). Bei den juristischen Richtern, die nach absolut objectiven Bestimmungen urtheilen, ist ein bloßer Majoritätsbeschluß denkbar, weil die Anwendung jener Bestimmungen in einem Fortgehen vom Abstracten zum Concreten besteht und demnach sich zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu entscheiden hat. Dagegen handelt es sich bei der Entscheidung der Thatfrage nicht um Möglichkeiten, sondern um das Eine Factum, welches entweder sich ereignet haben, entweder so und so beschaffen gewesen sein muß, oder nicht; eine Entscheidung der Thatfrage, in welcher die Richter der That nicht übereinstimmen, würde daher mit einem Widerspruch behaftet sein, der die beabsichtigte Gewißheit gradezu wieder aufhebt. — Ferner erhebt bereits von selbst, daß als zu Richtern der That qualifizirt die Gebildeten jeden Standes und Berufs anzusehen sind (— und zwar auch Juristen, z. B. Advocaten; denn die juristischen Richter werden nicht als Juristen, sondern als Richter, welche in derselben Sache zu einer juristischen Function berufen sind, ausgeschlossen). Dagegen fragt es sich: sollen die Richter der That ständige, also ein für allemal angestellte Richter sein oder nicht? Im ersten Falle würden sie in gleichem Maße und Sinne, wie die juristischen Richter, ein Institut der Justiz bilden. Dazu fehlt es ihnen aber an aller Qualifikation, weil sie in ihrer Wirksamkeit überhaupt nicht auf absolut objective Bestimmungen angewiesen sind, also auch mit der Justiz als diesem objectiven Factor der Rechtspflege in keinem Concrete stehen können. Ihre Function ist so durchaus

subjectiver Natur, daß sie jede objectiv gesetzte Bestimmtheit und Bedingtheit, welche sie an sich selbst zu erfahren haben würde, unbedingt aufhebt. Eine solche Beschränkung würde sie aber eben dann an sich selbst erfahren, wenn die Richter der That zugleich (ständige) Diener der Justiz wären. Ja es würde dies nicht einmal irgend welchen Sinn haben können, weder im Betreff der Verantwortlichkeit, noch im Betreff der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit dieser Richter. Denn verantwortlich können sie nach der ganzen Natur ihrer Aufgabe möglicherweise nicht wol der Justiz, sondern nur ihrem Gewissen sein; und was die allgemeine Sicherung ihrer richterlichen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit betrifft, so kann dieselbe aus gleichem Grunde gar nicht besser in Obacht genommen werden, als wenn diese Richter ganz und gar außerhalb eines solchen bindenden Verhältnisses zur Justiz bleiben, in welchem diese Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erst positiv begründet und gesichert werden müßte. Allerdings gehören die Richter der That, als allgemeine Rechtsankast betrachtet, der Justiz an und haben sich innerhalb gewisser Formen und Maximen der Justiz zu bewegen, damit hier durch das subjective Moment nicht dieses objective Moment der Rechtspflege umgekehrt werden könne; das letztere hat sich aber von dem ersteren hier darin negiren und modifiziren zu lassen, daß diese Richter nicht ständige Richter sind und als solche in keinem Connexe zur Justiz stehen, der für sie selbst irgendwie bestimmend werden könnte. Ihre Richtständigkeit ist eine Grundbedingung ihrer freien Berufserfüllung. Darin ist es bereits begriffen, wenn wir sagen: diese Richtständigkeit ist ein Recht des Angeklagten. Die Richter der That sollen, wie wir gesehen haben, ihren Spruch über Schuld oder Nichtschuld aus der Seele des Angeklagten geben. Ihre subjective Ueberzeugung soll sich mit andern Worten von Grund aus darin entsprechen, daß sie zugleich auf Seiten der Angeklagten dem Rechte des subjectiven Selbstbewußtseins entspricht. Hierdurch wird also dieses Recht unmittelbar anerkannt und diese Anerkennung ist eine Grundbedingung des absoluten Bewußtseins jener Ueberzeugung. Der Angeklagte wird als Freier behandelt, und nur hierdurch sind die Richter der That in der Behandlung ihrer Aufgabe selbst frei. Der Angeklagte muß sich aber dieser Anerkennung seines subjectiven Selbstbewußtseins auch unmittelbar bewußt sein dürfen, er muß voll Zutrauens jenen Richtern gegenüberstehen können. Obenso müssen die letzteren sich allemal von dem frischen, ursprünglichen Bewußtsein erfüllt fühlen dürfen, daß sie berufen sind, diesem Zutrauen zu entsprechen. In dem Verhältnisse zwischen dem Angeklagten und den Richtern der That darf nichts dem subjectiven Selbstbewußtsein unmittelbar Fremdes, Nichts, wodurch eine Verschiedenheit zwischen beiden im Bewußtsein führt werden würde, gescheit sein. Was den Angeklagten in dieser Hinsicht von den Richtern scheiden würde, das würde die Richter von ihm und damit von dem wahren Aug- und dem lebendigen, ursprünglichen Quellschmelze ihrer Aufgabe scheiden. Eine solche Schei-

dung würde stattfinden, wenn ständige Richter, die als solche neben dem Momente der subjectiven Freiheit zugleich das Moment der objectiven Ordnung in sich repräsentirten, über Schuld oder Nichtschuld zu entscheiden hätten. Denn es ist für das Selbstbewußtsein in seiner subjectiven Unmittelbarkeit etwas Fremdes und Unangemessenes, wenn es eine allgemeine und objectiv gesetzte Ordnung auf sich angewandt sieht, deren Ansehen unmittelbar darin erfahren und erfahren wird, daß sie das rein subjective Bedürfnis grade zur Indifferenz in sich aufhebe. Der Angeklagte würde die heftigste Einwirkung dieser Ordnung auf sein subjectives Selbstbewußtsein als Mißtrauen gegen die Richter der That an sich erfahren, während die letzteren unter dem Einflusse ihrer Ständigkeit sich zu einem gewissen ständigen Mißtrauen gegen den Angeklagten gestimmt fühlen würden. Kurz, die Thatfrage und deren Entscheidung ist ausschließlich eine Angelegenheit des Moments der subjectiven Freiheit, und es ist das absolute Recht des subjectiven Selbstbewußtseins, daß das objectiv Moment keinerlei Anwendung auf diese Angelegenheit finde. Die Richter der That müssen für jeden besonders Fall aus den Gegebenheiten des Rechts als demjenigen Elemente, in welchem der Angeklagte ihnen gleichsteht, genommen, sie müssen in jedem besonders Falle zu einem Spruche nach freier und gewissenhafter Ueberzeugung eithlich verpflichtet, d. h. innerlicher wie offenkundiger Weise auf das Bündliche von Allem entbunden werden, was sich zwischen ihnen und dem Angeklagten als eine Verschiedenheit im Bewußtsein in Bezug auf den vorliegenden Fall geltend machen könnte — sie müssen mit Einem Worte Geschworene sein.

Mit dem eben entwickelten Principe, daß die Beweisfrage in der subjectiven Ueberzeugung des Richters ihre Entscheidung finden müsse, hängt — für Civilsachen so gut wie für Criminalsachen — ohne Weiteres das Princip der Mündlichkeit derjenigen Verhandlungen, welche die Begründung einer solchen Ueberzeugung zum Zwecke haben, zusammen. Das Factum, welches nicht mehr sinnlich und unmittelbar wahrgenommen werden kann, soll in der Form jener Ueberzeugung nichtsdestoweniger unmittelbar gerufen werden, d. h. es sollen die empirischen Umstände, aus welchen das verschwundene Factum gleichwohl erkannt werden kann, sich zu dieser Unmittelbarkeit des Bewußtseins vereinigen, welche die Ueberzeugung im subjectiven Sinne nennen. Hier ist nun Nichts natürlicher, als daß jene empirischen Umstände, soweit man es nur irgend haben kann, der sinnlichen Wahrnehmung des Richters unmittelbar dargeboten werden — Nichts unnatürlicher, als wenn man in dieser Beziehung eine künstliche Vermittelung eintreten läßt. Der Richter der That muß also die Auskunftspersonen selbst hören, die Urkunden selbst einsehen, die corpora delicti selbst vor Augen haben, den Augenschein selbst einnehmen und in Criminalsachen, wo die subjective Ueberzeugung sich aus der Seele des Angeklagten bestimmen soll, den letzteren selbst hören und sehen. Das entgegengesetzte Princip der Schriftlichkeit und die

Einrichtung, einen Referenten zu bestellen, der den übrigen Richtern aus den Akten nach eigener Verarbeitung des Stoffs Vortrag macht und zunächst sein eigenes Verdict daran knüpft, mag allenfalls das möglich sein, wo die Beweisfrage nach einer gelehrten Beweistheorie entschieden wird; denn das Eine ist hier am Ende so schlimm wie das Andere und kann durch das Andere nicht viel mehr verschlimmert werden. Mit der Entscheidung nach subjectiver Ueberzeugung ist dagegen jene Einrichtung absolut unverträglich. Wir bestimmen hiernach das Princip der Mündlichkeit näher als Princip der Unmittelbarkeit der Verhandlungen. — Aber auch für den über das Recht erkennenden Richter ist die Mündlichkeit der Verhandlungen das natürlichste und einfachste Mittel, um ihn in jedem einzelnen Falle zu einem Urtheile in den Stand zu setzen. Sie ist also nicht etwa auf die Beweisaufnahme zu beschränken, sondern auf die Darstellung und Erörterung des Sachverhalts Seitens der Parteien überhaupt und auf die Rechtsausführungen derselben ausgedehnt. Bei Criminaluntersuchungen würde die Trennung der Verhandlungen über den Sachverhalt in ein mündliches und in ein schriftliches Verfahren, wovon das letztere für die juristischen Richter, das erstere aber für die Richter der That bestimmt wäre, schon der Natur der Sache nach ein Uebing sein. Bei bürgerlichen Rechtsfreitigkeiten sollen die Vorträge der Parteien über den Sachverhalt und die Beweisaufnahme zwar in verschiedene, durch das Beweiskenntnis geforderte Abschnitte des Verfahrens; gleichwohl bleibt auch in ersterer Beziehung die Mündlichkeit immer das Natürlichste. Der Relationsweg ist auch hier nichts als ein künstlicher Umweg; er schiebt zwischen Gericht und Parteien eine Vermittelung der Verhandlung ein, wo weder die empirische noch die logische Nothwendigkeit einer solchen Vermittelung vorhanden ist. Damit hemmt und beeinträchtigt er aber hier wie überhaupt die freie und naturgemäße Bewegung der richterlichen Berufstätigkeit. Es ist etwas ganz Anderes mit dem Bedürfnisse, bei Criminaluntersuchungen wie bei bürgerlichen Rechtsfreitigkeiten eine gewisse schriftliche Basis der Verhandlungen und eine angemessene Beurkundung des Gegenstandes derselben und ihres Ganges zu haben. Ueber dieses Bedürfnis hinaus darf die Schriftlichkeit nicht ausgedehnt werden. Was endlich die Rechtsausführungen der Parteien in Criminal- wie in Civilsachen, betrifft, so kann hier über die ausschließliche Angemessenheit der Mündlichkeit auch nicht einmal das eben erwähnte Bedürfnis täuschen, da der Richter das Recht nicht in den Akten zu haben braucht, weil er es für alle Fälle im Kopfe haben muß. Die Rechtsausführungen der Parteien sollen seiner eigenen kritischen Rechtsvermittlung zwar vorarbeiten und dieselbe desto tiefer und allseitiger kritisches anregen; es ist aber darum noch nicht das mindeste Bedürfnis vorhanden, daß dies schriftlich geschehe, damit man aus den Akten sehen könne, daß und wie es geschehen sei; wol aber ist für den eben gedachten Zweck jener Rechtsausführungen das gesprochene, lebendige Wort ein un-

verkennbares Bedürfnis, der todte Buchstabe ein Hindernis. Außerdem sollen die Verhandlungen über den Sachverhalt und die Rechtsausführungen zeitlich und methodisch so nahe im Verfahren zusammen, daß schon darum die Mündlichkeit, die man für die einen gelten lassen muß, sich auch für die andern als das Angemessenste darstellt. — In dem Principe der Mündlichkeit ist übrigens auch das der zeitlichen Einheit der Verhandlungen begriffen, da der Richter bei einer Vertheilung der Verhandlung auf verschiedene Zeiten unschickbar gestört sein würde, sich das früher Verhandelte mit Hülfe der Schrift von Neuem zu vermitteln, in diesem Maße aber die Mündlichkeit zu einer sinnlosen Form herabsinken würde.

Wir haben endlich noch von der Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen zu sprechen. Sie gehört, wie wir uns erinnern, ebenfalls zu den Fundamentalphilosophien, welche die Justiz aus dem Gesichtspunkte der Freiheit der Berufsgerechtigkeit in sich aufzunehmen und allgemein zu ordnen hat, damit eine durchaus zweckmäßige Rechtspflege gewonnen werde. Und zwar haben wir der Oeffentlichkeit des Verfahrens oben die vorzugsweise Bedeutung zugeschrieben, daß sie der Idee der richterlichen Verantwortlichkeit oder der Berufsgerechtigkeit im Punkte ihrer inneren Gleichmäßigkeit oder Unparteilichkeit entspreche, während wir die Bedeutung der organischen Gerichtsverfassung, des Instituts der Geschwornen und der Mündlichkeit des Verfahrens vorzugsweise darin setzten, daß in diesen Formen die Justiz der Idee der richterlichen Unabhängigkeit oder der Berufsgerechtigkeit im Punkte der Freiheit ihrer subjectiven Selbstvermittlung zu dienen habe. Dieser Unterschied läßt sich folgendermaßen näher veranschaulichen. Im Punkte der Selbstvermittlung erscheint die richterliche Berufswirksamkeit je mit dem einzelnen Falle als solchen verwaschen, in dessen Form sie sich differenzirt. Diesem entsprechend kommt die Bedeutung, welche eine organische Gerichtsverfassung, das Institut der Geschwornen und die Mündlichkeit des Verfahrens im Allgemeinen für die Rechtspflege hat, zugleich je an dem einzelnen Falle als solchen und nur an diesem zur kritischen Erscheinung, d. h. diese Einrichtungen machen in der Verhandlung des Falls selbst einen nachweisbaren Formunterschied aus und bestehen grade darin, einen solchen kritischen Unterschied auszumachen, es macht z. B. einen solchen formalen Unterschied, ob ein öffentlicher Ankläger auftritt, oder der Richter selbst diese Funktion versieht, ob Geschworne oder die angestellten Richter über die Thatfrage entscheiden, ob der Fall mündlich verhandelt wird oder schriftlich. Dagegen erscheint im Punkte der inneren Gleichmäßigkeit oder Unparteilichkeit der Berufsgerechtigkeit der einzelne Fall indifferent, denn in diesem Punkte soll die Berufsgerechtigkeit sich eben in allen Fällen schon von Vorn herein schlechthin gleich sein und gleich bleiben. Diesem entsprechend erfüllt sich die Idee der Oeffentlichkeit nie an dem einzelnen Falle als solchem, mit andern Worten: sie ist nicht darin begriffen, sich an einer solchen empirischen Einzelheit kritisch zu

beurkunden; — in wiefern sie also auf die Verhandlung und Entscheidung des einzelnen Falls einwirkt, das kann niemals dem letztern selbst angeschlossen werden, sondern bleibt etwas rein Innerliches und Unbestimmbares, Etwas, worüber möglicherweise der Richter selbst nicht einmal ein Bewußtsein hat; und ebenso wenig hat sie in ihrer eigenen Erscheinung irgend welche kritische Bestimmtheit, irgend Etwas, worin sie von der Besonderheit und Vermitelbarkeit, die das Recht in der Gestalt des einzelnen Falls annimmt, bestimmt erscheinen könnte. Es ist vielmehr die in der Tiefe des subjectiven Bewußtseins schon unmittelbar und ein für allemal wirksame, an keine kritische Bedingtheit und Bestimmtheit gebundene substantielle Allgemeinheit des Rechts, welcher die Öffentlichkeit als die Erscheinung dieser Allgemeinheit entspricht. Sie ist demnach eine unterschiedslose Anglegenheit des Allen gemeinen und somit auch dem Richter mit dem Volke gemeinsamen Rechtsbewußtseins, welches, weil und in wiefern es das Recht der Substanz nach in sich begreift, sich in allen Lagen und unter allen Umständen schließlich selbstgleich und unmittelbar gewiß ist. Der Richter darf, obson er sich des Rechts in einer vollkommenern Form und kraft einer präciseren Auctorität, als derjenigen dieses gemeinen Rechtsbewußtseins, versichert, doch niemals außerhalb der Sphäre des letztern stehen. Er soll sich vielmehr mitten in seiner berufsmäßigen Besonderheit doch stets mit diesem Allen gemeinen Rechtsbewußtsein unmittelbar Eins wissen, weil sonst zwischen ihm und dem letztern ein Unterschied in der Substanz des Rechts statuiert sein würde, der das Recht gradezu von sich selbst ausschließen würde. Es ist dasselbe, wenn wir sagen: das Allen gemeine Rechtsbewußtsein muß sich mit dem richterlichen Bewußtsein, die im Volke als allgemeine sittliche Macht (potentia) lebende Gerechtigkeit muß sich mit der Berufsgerechtigkeit der Substanz nach unmittelbar Eins wissen dürfen. Wenn wir bei der gegenwärtigen Erörterung die Berufsgerechtigkeit zum methodischen Ausgangspunkte nehmen, so geschieht dies, weil die ganze Forderung erst in der richterlichen Sphäre, nämlich an dem Gegensatz respectirt wird, in welchen der Richter vermöge seines besondern, nicht Allen gemeinen Berufs mit dem gemeinen Rechtsbewußtsein oder mit dem Volke tritt. Dieser Gegensatz ist in sich bloß formeller Natur, sein Gegensatz in der Substanz des Rechts, er darf daher auch nie in der Bedeutung eines substantiellen Gegensatzes irgend welchen Bestand für das Bewußtsein gewinnen. Die Gefahr, das dies dennoch geschehe, liegt nicht in dem gemeinen Rechtsbewußtsein (dieses ist viel eher zur abstracten Auskultung jeder formellen und concreten Gegenföhllichkeit geneigt), sondern sie liegt in der richterlichen Sphäre, in welcher jener Gegensatz eben überhaupt erst Boden und Bestand gewinnt. Daher muß sie von hier aus ins Auge gefaßt und bewältigt werden. Wir haben dies von Einer Seite der bereits gethan, indem wir die Ider der richterlichen Charakteristichkeit entwickelten, die sich zugleich als innere Gleichmäßigkeit und Unparteilichkeit der Berufsgerechtigkeit be-

stimmt und das unmittelbar und in unterschiedsloser Allgemeinheit im Richter wirksame sittliche Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit dem Rechte als sittlicher Macht gegenüber in sich begreift. Jenes höchste, im richterlichen Bewußtsein absolut präsente und wirksame Gleichmaß des Wollens und Bollens des Rechts, in welches wir jene Charakteristichkeit u. setzen, ist in der That nichts Anderes, als das konstante und perpetuirliche ideale Aufgehobensein des formellen Gegensatzes zwischen dem spezifisch richterlichen und dem gemeinen Rechtsbewußtsein in die substantielle Einheit beider. Ohne diese ideale Aufhebung, die hiernach zunächst eine freie That des subjectiven Selbstbewußtseins des Richters ist, hat der Richter sich in der Gestalt des gemeinen Rechtsbewußtseins eine Macht des Rechts gegenüber, die nicht seine eigene ist und dadurch die Freiheit seiner Berufswirkfamkeit zu einer Unmöglichkeit macht. Es ist also eine Forderung der Freiheit der Berufsgerechtigkeit — und zugleich eine erst hiernach wissenschaftlich erkennbare Forderung des gemeinen Rechtsbewußtseins als des rein für sich heraus tretenden Moments der subjectiven Freiheit des Rechts, — daß jener Gegensatz in soweit, als Richter und Volk im substantiellen Wissen und Wollen des Rechts Eins sein müssen, verschwinde, um der unmittelbaren und allgemeingültigen Erscheinung dieser im subjectiven Bewußtsein an sich getreten Einheit Platz zu machen. Von dieser Seite schlägt die ganze Frage in das Gebiet der Justiz hinüber. Es ist die Aufgabe der Justiz, jene Freiheit darin anzuerkennen, daß sie für diese unmittelbare und allgemeingültige Erscheinung sorgt. Dies geschieht nun eben dadurch, daß die gerichtlichen Verhandlungen öffentlich sind; denn nur hierdurch kann jene substantielle Einheit, welche zwischen Richter und Volk im subjectiven Bewußtsein bestehen soll, auf unmittelbare und allgemeine Weise zur Erscheinung gelangen und somit zu einer äußeren Thatsache werden, in welcher das an sich vorhandene Bewußtsein dieser Einheit sich anschaut und erst wahrhaft zu sich selbst kommt. Die Heiligkeit des Verfahrens richtet zwischen Richter und Volk eine äußere Schranke auf, die sich nothwendig zugleich als eine Schranke im Bewußtsein des Rechts fühlbar macht und so das Recht im Punkte seiner Substantialität von sich selbst ausschließt. In dieser Schranke geht der formelle Gegensatz, welcher zwischen dem richterlichen Bewußtsein und dem gemeinen Rechtsbewußtsein bestehen muß, eben dazu fort, sich als ein Gegensatz in der Substanz des Rechts geltend zu machen, und so fließt hier das Rechtsbewußtsein bis in jene Tiefe der subjectiven Innerlichkeit hinein, wo es absolut mit sich einig sein und sich frei von den Bedingungen des Standes und Berufs, frei von den Formen seiner Realisirung erfassen sollte, zu einer helllosen Zweispaltigkeit aus einander, vermöge deren Richter und Volk sich stets mißtraulich und eifersüchtig einander gegenüber stehen, und das Recht selbst ein schwächeres Schwächung seiner ursprünglichen Macht erfährt. Das grade Gegenheil in der Erscheinung wie in der Wirkung ist die Öffentlichkeit. Diese macht — gleich der Mündlichkeit

— an sich ein so einfaches und selbstverständliches Bedürfnis des Rechtsbewußtseins aus und ist an sich so wenig durch künstliche Reflexionen oder durch historische Prozesse bedingt, daß wir verübelt nicht einmal ein kritisches Bewußtsein dieses Bedürfnisses haben würden, wenn wir es nicht an der so durch und durch künstlichen und gemachten Einrichtung der Heimlichkeit des Verfahrens hätten gewinnen müssen. Ihr kritischer Sinn ist daher nur ein negativer, sie soll diese künstliche und gemachte Maxime der Heimlichkeit einfach negiren, damit hier das natürliche und einfache Verhältnis des Rechtsbewußtseins zu sich selbst wieder gewonnen werde. „Die Öffentlichkeit der Rechtspflege“, sagt Hegel (§. 224), „nimmt der grade Menschenfinn für das Rechte und Richtige. Ein großer Grund dagegen war ewig die Vornehmheit der Gerichtsherrn, die sich nicht jedem zeigen wollen, und sich als Orte des Rechts ansehen, in das die Laien nicht eindringen sollen. Es gehört zum Rechte aber namentlich das Vertrauen, das die Bürger zu demselben haben, und diese Seite ist es, welche die Öffentlichkeit des Rechtssprechens fordert. Das Recht der Öffentlichkeit beruht darauf, daß der Zweck des Gerichts das Recht ist, welches als eine Allgemeinheit auch vor die Allgemeinheit gehört; dann aber auch darauf, daß die Bürger die Ueberzeugung gewinnen, daß wirklich Recht gesprochen wird.“ — Die Forderung der Öffentlichkeit besteht nur in soweit, als die richterliche Berufstätigkeit selbst einer äußeren und allgemeinen Erscheinung fähig ist, und zwar einer solchen Erscheinung, in welcher der formelle Gegensatz zwischen der richterlichen Wirksamkeit und der Wirksamkeit des gemeinen Rechtsbewußtseins eben in förmlicher Weise zur Erscheinung kommt und somit zugleich die Erscheinung der substantiellen Einheit bedingt und veranlaßt; denn eben nur im Momente dieses förmlich erscheinenden Gegensatzes soll und kann die substantielle Einheit selbst zur Erscheinung gebracht werden. Die Öffentlichkeit ist hiernach auf die förmlichen, nämlich in der objektiven Rechtsform des Processes stattfindenden Verhandlungen und auf die Publication des Erkenntnisses zu beschränken. „Deliberationen der Mitglieder des Gerichts über das zu fallende Urtheil (oder über Zwischenbescheide) unter sich sind Kränkungen der noch besonders Meinungen und Ansichten, also ihrer Natur nach nichts Öffentliches“ (Hegel §. 224). Ferner ist die Öffentlichkeit auf solche Verhandlungen zu beschränken, welche unmittelbar zu einem definitiv entscheidenden Richterspruche (möge dieser die Rechtsfrage oder die Thatfrage betreffen) führen sollen, bei welchen also der Richter seiner vollen begrifflichen Geltung nach als dieses schon für sich gültige gesetzliche Organ im förmlichen Gegensatz zu der Gesamtheit aller übrigen Subjekte des Rechtsbewußtseins erscheint. Denn wiederum ist vermöge dieses förmlich erscheinenden Gegensatzes ist das Bedürfnis und die Möglichkeit der Erscheinung jener Einheit vorhanden. Alle übrigen bloß vorbereitenden Verhandlungen, z. B. die Voruntersuchung, haben, weil es sich dabei noch nicht um einen definitiv entscheidenden

den Richterspruch handelt und somit der formelle Gegensatz gegen das gemeine Rechtsbewußtsein hier noch nicht in seiner ganzen Bestimmtheit und Entscheidung hervortritt, nicht dieselbe Nothwendigkeit an sich, zugleich unter dem Gesichtspunkte jener substantiellen Einheit zu erscheinen.

Die Öffentlichkeit der Rechtspflege beruht in derselben Nothwendigkeit, wie die Öffentlichkeit der Rechtsprechung. Sie ist in jener wie in dieser Beziehung ein Recht des subjectiven Bewußtseins. Das Recht ist nicht bloß Sache einer äußeren Ordnung, sondern wesentlich zugleich Sache des subjectiven Selbstbewußtseins, denn es enthält die subjective Freiheit als Moment in sich. Was als Recht allgemein gelten soll, das muß als solches auch allgemein gewußt werden können — nicht grade auswendig, wol aber inwendig. Dazu gehört, daß es auch in der objektiven Form, in welcher jener Charakter der Allgemeingültigkeit des Rechts sich vollendet und abschließt, dem gemeinen Bewußtsein zugänglich bleibe und aus dieser objektiven Form in die rein subjective Allgemeinheit des Bewußtseins zurückgenommen werden könne. Dies kann es aber nicht, wenn jene Form sich dem allgemeinen Bewußtsein entzieht, vielmehr entfremdet dieselbe in diesem Falle die Substanz des Rechts diesem allgemeinen Bewußtsein und hiermit sich selbst; sie versündigt sich an dem Momente der subjectiven Freiheit d. h. am Rechte selbst. So muß zunächst die Rechtsprechung öffentlich sein, nicht etwa bloß in dem Sinne, daß die Rechtsgesetze öffentlich bekannt gemacht werden müssen, sondern auch der förmliche Proceß ihrer Entscheidung in Stände- oder Abgeordnetenversammlungen muß öffentlich sein. So selbst diese Öffentlichkeit genügt hier nicht, sondern dieselbe hat sich auf die förmliche Berathung der Gesetze überhaupt zu erstrecken, mögen diese in die Sphäre der staatlichen Ordnung oder mögen sie in die Sphäre der bürgerlichen Freiheit fallen. Denn das Recht substantiirt sich eben aus beiden Sphären und verhält sich schon im subjectiven Bewußtsein wesentlich zu beiden; das Rechtsbewußtsein würde daher trotz der Öffentlichkeit der Rechtsprechung eine Verkürzung erleiden, wenn es nicht zugleich in der Form, welche jene beiden Sphären gefällig annehmen, sich erfassen und zu sich selbst verhalten könnte. Nun ist aber die Rechtsprechung nicht die einzige objektive Form der Allgemeingültigkeit des Rechts, sondern das ist zweitens auch die Rechtspflege als diejenige objektive Form, unter welcher das Gesetz im einzelnen Falle verurtheilt werden soll. Auch in dieser Form muß das Recht allgemein gewußt, d. h. von dem gemeinen Rechtsbewußtsein aus dieser Form seines Wesens in die substantielle Allgemeinheit des subjectiven Bewußtseins zurückgenommen werden können. Also auch Öffentlichkeit der Rechtspflege.

Wir schließen hiermit die Entwicklung der Zweckmäßigkeit der Rechtspflege. Wir haben zu zeigen versucht, daß, während Justiz und Berufsgerechtigkeit eine jede ihre Sphäre für sich haben, worin sie im Uebersich zu einander stehen, beide doch ebenso wol sich unendlich mit einander vermitteln, sich allseitig durchdringen und

in nichts Anderem begriffen sind, als darin, durch und ohne irgend welchen geheimen Vorbehalt für einander zu sein und so ein organisches Ganze mit einander zu bilden, welches die allgemeinen Bedingungen der absoluten Rechtmäßigkeit des Rechtszwangs absolut in sich schließt und so zugleich jede andere Autorität von der Uebung des Rechtszwangs absolut ausschließt. Aber von allen diesen Bedingungen darf eben auch nicht das Geringste fehlen. Die eine wird mehr oder weniger unwahr oder unsäglich, ihren Zweck zu erfüllen, sobald ihr nicht alle übrigen zur Seite stehen und zu dem Ganzen organisch zusammen wirken. Das Element aber, in welchem dieses Ganze lebt und webt, ist der concrete Geist des Rechts, der das Gesetz als seine Freiheit und die Freiheit als sein Gesetz in sich begreift, und der, gleichwie den Beruf, so auch allein die Macht hat, jenen finstern, unbeholfenen, neidischen und eigensüchtigen Dämon gründlich zu verbannen, der die teuflische Rechtspflege so lange beherrscht hat.

Es würde jetzt als letzte Instanz der Solidität der Rechtspflege

C. die Zweckthätigkeit derselben zu erörtern sein, welche die Sphäre des Processes ausmacht. Wir müssen uns jedoch darauf beschränken, diese letzte Instanz zum Abschlusse des von uns aufgestellten Systems hier bloß anzuführen, da die Erörterung des Processes unter dem Artikel Gerichtswesen nicht wohl mehr begriffen sein kann. (Dr. jur. Adolph Wink.)

GERICKE, 1) Friedrich Karl Gustav, geb. den 4. Jan. 1755, widmete sich der Oekonomie und war mehre Jahre zu Heine bei Hildesheim Pachtamtmann, später Oberamtmann in dem säcularisirten Kloster Lutzgari bei Helmstädt. In Verbindung mit der dortigen Universität errichtete er 1806 ein landwirtschaftliches Institut. Seine Lehraufsicht, durch die er eine gänzliche Reform des Ackerbaus beabsichtigte, ging indessen bereits 1808 wieder ein. Ohne Studirt zu haben, hatte er von der philosophischen Facultät zu Helmstädt den Doctorgrad erhalten. Er starb am 29. Jan. 1817. Als ökonomischer Schriftsteller machte er sich nicht unwerthvollst bekannt. Seine „Praktische Anleitung zur Führung der Wirtschaftsgeschäfte“ (Berlin 1804.) begleitete Ulrichs Thier mit einer Vorrede. Der zweite Theil dieses Werks (Berlin 1805., mit 3 Kupfertafeln) handelt ausschließlich vom Ackerbau. An diese Schrift schloß sich als Nachtrag seine „Anweisung, die Drehtrankelei oder das Segeln der Schafe leicht und sicher zu hüten“ (Berlin 1805. Mit einem Kupfer). Unter dem Titel: „Oekonomische Hefte“ ließ er zu Leipzig 1808 eine Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft drucken. Von der „Praktischen Anleitung zur Führung der Wirtschaftsgeschäfte“ erschien in den Jahren 1810—11 eine völlig umgearbeitete und sehr erweiterte Ausgabe des zweiten Theils in zwei Bänden. Der erste Band handelt von dem Ackerbau im wei-

testen Sinne des Wortes, oder von der Weiden-, Wiesen-, Acker- und sonstigen Cultur. In dem zweiten Bande werden die verschiedenen Arten, den Ackerbau zu betreiben, geschildert und zugleich manche dem rationellen praktischen Landwirthes nothige Kenntnisse und Einrichtungen mitgetheilt. Ein hinzugefügter dritter Theil (Berlin 1815.) gibt zweckmäßige Vorschriften beim Einern und Aufbewahren der gewonnenen Wiesen- und Felszeugnisse. Besonders abgedruckt ward der „Unterricht zum Brantweineinbrennen, Essigmachen und Bierbrauen.“ (Berlin 1815.) Unter dem Titel „Gerich“ veröffentlichte Gericke Beiträge zur Beförderung der Landwirtschaftskunde. (Hanoover 1810. Bd. 1. St. 1—4.) Aus dem Französischen übersehte er Collaine's „Versuch, den Reiz und Sturm der Pflanze zu heilen.“ (Helmstädt 1812.) Zu Schlaberg's „Praktischer Hülfsmittellehre zum Gebrauch für Thierärzte und Landwirthes“ (Berlin 1805.) schrieb Gericke eine Vorrede.

2) Johann Gottfried Gericke, geb. den 1. Nov. 1730 zu Beetz in der Mittelmark, verband seine Elementarbildung einer mit dem Maria-Magdalenen in Breslau verbundenen Pensionsanstalt. In den Jahren 1772—1779 war er Lehrer in diesem Institut. Er theilte Unterricht in der teutschen Sprache und in Sprachübungen. Späterhin ward er zum außerordentlichen Professor an dem Maria-Magdalenen ernannt. Er starb den 14. August 1793. Manche scharfsinnige Bemerkungen enthält seine Abhandlung über die Frage: Wie lassen sich die Erweichungen der göttlichen Eigenschaften unsers Geistes im Stande seiner Erniedrigung mit der Paulinischen Entäußerung Phil. 2, 7 ohne Widerspruch vereinigen? (Brieg 1774. 4.) In reimfreie Jamben übersehte Gericke die Fabeln des Phädrus. (Breslau 1785.) Unverkennbar war der Geist, den er auf die Nachbildung gewandt hatte. Aber auch in einer zweiten völlig umgearbeiteten Ausgabe dieses Werks (Breslau 1788) vermochte er, ungeachtet der sorgfältigsten Hülfe, die Anmut und Einfachheit des Originals nicht zu erreichen. Nicht viel besser gelang ihm eine metrische Uebersetzung von Virgil's Eklogen (Breslau 1790.), die er mit erläuternden Anmerkungen begleitete.

3) Johann Peter Gericke, wurde den 19. Dec. 1715 in Berlin geboren. Seine Eltern, wohlhabende Bürgerseute, sorgten rethlich für die Erziehung des talentvollen Knaben, dessen Fähigkeiten sich frühzeitig entwickelten. Den ersten Unterricht erhielt er durch Hauslehrer. Im 3. 1725 wurde er Zögling des Gymnasiums zum grauen Kloster. Neben seinen wissenschaftlichen Studien beschäftigte er sich mit Musik, und machte darin, unter der Anleitung des Cantors Dismar an der Nicolaiskirche, bedeutende Fortschritte. Auch im Zeichnen übte er sich, und entwarf besonders mehre Fortifications-

1) Vergl. die Beschreibung seines landwirtschaftlichen Lehrinhalts in dem Allgem. Anzeiger der Deutschen. 1808. Nr. 52. S. 521 fg.

2) f. Motermundt's Gel. Hanoover. 2. Bd. Meusel's Gel. Deutschl. 13. Bd. S. 459. 17. Bd. S. 693 fg. 22. Bd. Meusel. 2. S. 335. 3) Vergl. Meusel's Verken der vom 3. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 124 fg. Degen's Versuch einer Uebersicht der teutschen Uebersetzungen der Römer. 2. Abth. S. 229 fg.

umriffe. Zu seinem künftigen Lebensberufe wählte er, mit Zustimmung seiner Aeltern, die Theologie. Im J. 1733 bezog er die Universität Leipzig. Er besuchte dort Börner's, Pfeiffer's, Gottsched's und Winkler's Vorlesungen. Sein Aufenthalt in Leipzig war nur kurz. Im Baumgarten zu hören, begab er sich nach Halle. An diesem berühmten Theologen fand er einen eifertigen Lehrer und zugleich einen Freund, der ihn mit Rath und That in seinen Studien unterstützte. Auch Michaelis, Johann Heinrich und Christian Benedict, Lange, Knapp und andere Professoren waren ihm förderlich zur Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn lehrte er 1739 in seine Vaterstadt Berlin zurück. Er übernahm einen Hauslehrerstellen, zuerst bei einem Herrn v. Eybrow in Mittelspreenwalde, dann bei dem Inspector Scholz in Potsdam. Im J. 1741 begab er sich nach Altona, um sich dort um ein Schulamt zu bewerben. Er warb indessen bereits im nächsten Jahre Minuet bei dortigen Pastors an der heiligen Geistkirche. Im J. 1747 folgte er einem Rufe nach Hamburg. Er wurde dort Prediger an der Michaeliskirche und 1770 Diaconus. In hohem Alter starb er den 21. April 1790, nachdem er das Jahr zuvor sein Diaconat niedergelegt hatte. Bei dieser Gelegenheit ließ er den „Rührenden Abschied eines bejahrten Lehrers von seiner Gemeinde“ drucken. (Hamburg 1789.) Auch seine übrigen Schriften gehören größtentheils dem Gebiete der Homiletik an. In die Form von Predigten kleidete er mehrere der bekanntesten christlichen Dogmen: Von der Sünde an dem heiligen Geist, Matth. 12, 31—32. (Altona 1748. 4.); Herrlichkeit Gottes in dem Werk der Erlösung. (Hamburg 1749.); Erbäuliche Gedanken über die sieben Worte Christi am Kreuz (ebendas. 1750); die Seelenweide der Gläubigen, nach Anleitung des 23. Psalms (ebendas. 1755. 4.) u. a. m. Antheil hatte Geriel auch an Altonaischen gelehrten Zeitung und an dem Hamburgischen Briefwechsel der Gelehrten. In dem ersten Jahne der Sammlung von Bildnissen und Lebensbeschreibungen der Mitglieder des Hamburgischen Ministerii (Hamburg 1757. 4.) befindet sich auch Geriel's Bildniß, gezeichnet von Grisch. (.) (Heinrich Döring.)

GERIEL, nach der jüdischen Angelologie Name eines dem Engel Michael untergeordneten Engels; s. Efenmenge, Neuentdecktes Judentum II. S. 379.

(Arnold.)

GERING (Ulrich), aus Constanz (nicht aus Münster im Canton Luzern) gebürtig, auch Geringen und Guering geschrieben, ein berühmter teutscher Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, welcher seine Kunst zuerst in Frankfurt eingeführt und dort verbreitet hat. Ein Schüler Johann Fust's wurde er, wahrscheinlich von diesem selbst, bei seinem letzten Aufenthalte in Frankfurt den Professoren der Sorbonne empfohlen, auf Ver-

langen der Doctoren Wilhelm Fiset und Johann de Lapierre vom Könige Ludwig XI. im J. 1469 nach Paris berufen, um hier die erste Buchdruckerei zu errichten. Er gründete diese mit seinen beiden Schülern Martin Kranz und Michael Fruburger aus Gelmart unter jenes Monarchen dauerndem Schutze im Gebäude der Sorbonne 1470 und zog für sie auch zwei andere teutsche Genossen, Peter Gsaris und Johann Stoll, bald noch herbei. Aus der Presse dieses Druckervereines gingen mehrere lateinische Classiker, wie Florus und Sallust, ferner die Rhetorik des Professors Bihet nebst einigen Briefen desselben, die Briefe Caspar's von Bergamo, die Elegantie lat. sermonis von Lorenz Valla und mehrere andere Werke zunächst hervor. Stoll und Gsaris trennten sich indessen 1473 von Gering und errichteten eine eigene Officin, aus welcher der Manipulus Curatorum von Johann de Montecroce und des Bischofs Rodrich von Zamora Speculum vitae humanae hervorgingen. Nach dieser Trennung jedoch verließ Gering mit seinen übrigen Genossen gleichfalls das Gebäude der Sorbonne, bezog in der Straße St. Jacques ein Haus, zur goldenen Sonne genannt, wo er seine Werkstatt aufschlug und druckte hier eine Menge Werke, zu deren Verschönerung er neue Patrizier geschnitten hatte. Im J. 1483 aber vertauschte er diesen neuen Aufenthalt wiederum mit einer Wohnung in der Sorbonne-Straße, zum Wuchsbau genannt, und verband sich nun mit dem Drucker Berthold Rembolt aus Strassburg, nachdem er sich durch einen lebenslänglichen Contract an die Universität fester angeschlossen hatte. Andere Begünstigungen, als z. B. die Galtgerechtigkeit, wurden ihm durch ausgestellte Urkunden vom 18. Mai 1493 und vom 21. Mai des folgenden Jahres von der Sorbonne noch zu Theil und vermehrt, so daß er bald zum wohlhabenden Manne werden konnte. Auch scheint er dem Collegen de Montaigne viele Vortheile verdankt zu haben, da er sich dieser wie jener Anstalt in seinem Testament von 1504 gleichmäßig erkenntlich bewies. Lebensfalls unbeweiht und ohne Erben, vermachte Gering denselben sein ganzes Vermögen, welches beträchtlich gewesen sein muß, da Helibien sein Vermächtniß für das Collegium Montaigne zu den ansehnlichsten Wohlthaten rechnet, welche dasselbe je genossen hat. Der Antheil davon, welchen die Sorbonne erhielt, belief sich auf baarens Geld auf 8500 Livres, ohne die Druckerei und andre Mobilien. Der Testamentvollstrecker beantragte nach Gering's Tode, welcher am 13. Aug. 1510 erfolgte, daß aus diesem Vermächtnisse ebenso viele Stipendien (bourses) geschaffen werden sollten, als der Gründer der Sorbonne, Robert, gestiftet hatte. Darüber erkundten aber Streitigkeiten, welche erst am 15. Mai 1532 durch die Liebererkenntnis beigelegt wurden, zu Folge welcher acht neue Stipendien, davon vier für die Doctoren der heiligen Schrift, gegründet werden sollten.

Das Haus, welches Gering mit Rembolt 1483 in der Sorbonnestraße bezogen hatte, nannte er ebenfalls zur goldenen Sonne und war hier bis 1508 mit diesem Schülern thätig. Jetzt aber trennten sich Rem-

4) Bezel. Abz. in I. Gelehrtengeschichte von Hamburg. I. Bd. S. 238 fg. Belten's Historische Kirchenmächrichten von der Stadt Altona. I. Bd. S. 165 fg. Meusel's Personen der vom J. 1790—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 125 fg.

H. Gering. d. W. u. R. Geht Gerien. LXI.

bolt und seine Sattin, Charlotte Guillard, von ihm, bezogen das Haus zum Hahn und zur Eiser in der Straße St.-Jacques und nahmen das Schild zur goldenen Sonne auch mit sich. Gerings, aus dessen Schule und 30jähriger Wirkksamkeit viele französische, um die Verbreitung dieser Kunst verdiente Drucker hervorgegangen, hatte merkwürdiger Weise dem Gebrauche der seit 1471 herrschend gewordenen gotischen Typen bis 1491 sich standhaft widersetzt und bis dahin nur mit schönen runden römischen Lettern gedruckt, ehe er und Rembolt dieselben in ihrer Druckerlei einführten und ihnen in Frankreich Verfall und Verbreitung verschafften. Man kennt übrigens das Alter und die Größe dieses um seine Kunst verdienten Mannes nicht. Schon Felibien wußte Brébet nicht mehr anzugeben *).

(B. Rase.)

GERINGSWALDE, Marktsteden im Königreiche Sachsen, im leipziger Kreise, im Amte Rochitz, zwischen der zwidauer Mulde und der Zschopa, mit etwa 3000 Einw. und starker Woll- und Baumwollenweberei. In dem darauffolgenden ehemaligen, von Hermann I., Grafen von Schönburg, gestifteten Kloster Geringswalde 500 Einw.

(H. K. Hoesler.)

GERINNBARKEIT UND GERINNUNG DES BLUTES †). Zu den merkwürdigsten Eigenschaften des Blutes gehört dessen Gerinnbarkeit oder Coagulabilität, vermöge welcher dieser im lebenden Organismus ganz flüssige Körper der Gerinnung (Coagulatio sanguinis) unterliegt, wenn er aus dem lebenden Organismus heraustritt oder wenn der Organismus dem Tode anheimfällt. Die Gerinnung besteht darin, daß der im lebenden Blute flüssige oder aufgelöste Faserstoff ein fester Körper wird oder coaguliert. Da aber der flüssige Faserstoff gleichmäßig durch die ganze Blutmasse vertheilt ist, so coaguliert scheinbar das gesammte Blut. Indem jedoch weiterhin der coagulierte Faserstoff dichter wird, sich gleichsam immer mehr zusammenzieht, so wird der flüssig gebliebene Theil der ursprünglichen Blutflüssigkeit aus dem Geronnenen wie aus einem Schwamme ausgepresst und nur die geformten Blutkörperchen bleiben mit dem Faserstoffe in Verbindung. So ergibt denn die Gerinnung

des Blutes mit der Trennung in zwei Bestandtheile: der festertheil besteht aus dem Faserstoffe und den Blutkörperchen, und heißt Blutfaden (Placenta sanguinis); der flüssige besteht aus der früheren Blutflüssigkeit ohne den darin gelösten Faserstoff und heißt Blutwasser (Serum sanguinis). Nach einer früheren Annahme sollte die Gerinnung dadurch zu Stande kommen, daß sich die Kerne der geplatzten Blutkörperchen aneinander legten. Diese Annahme wird aber ebenso sehr durch die Beobachtung des Gerinnens unter dem Mikroskope, als durch die Anwesenheit der vollständigen Blutkörperchen im Blutfaden widerlegt. Ueberdies ist ein zuerst von Zeb. Müller angegebenen Experiment durchaus beweisend für den Satz, daß der festertheilende Faserstoff die Gerinnung bewirkt. Bringt man nämlich auf ein gutes Filtrum frisches Froshblut, so tropfelt etwas von der Blutflüssigkeit durch und alle Blutkörperchen bleiben auf dem Filtrum; nach einiger Zeit aber beginnt in der durchgeflossenen Flüssigkeit die Gerinnung.

H. Rasse hat den nähere Vorgang der Gerinnung genauer geschildert und einzelne Zeiträume des Processes unterschieden. Wird frisch gelassenes Blut in einem nicht grade flachen Gefäße bei einer Temperatur von 12 bis 18° R. ruhig hingestellt, so zeigt sich manchmal schon nach 1½ Minuten oder doch spätestens in 6 Minuten ein festes Häutchen auf der Oberfläche, sobald an der etwas eingesenkten Fingerspitze kein Tropfen hängen bleibt. Nach 2 bis 7 Minuten zeigt die Flüssigkeit an der die Gefäßwände berührenden Schicht oder am Umfange eine ähnliche Verdichtung; man kann dann mit Vorsicht mittels eines breiten Instrumentes, z. B. einer breiten Messerklinge, die Blutmasse vom Gefäßumfange weg nach der Mitte des Gefäßes verschieben. Weiterhin von der 4. bis 12. Minute an gerinnt die ganze Blutmasse zu einer Gallerte von mäßiger Consistenz, daß der Finger oder ein Stäbchen, die eingesenkt werden, sich hin und her schieben lassen, ohne daß die ganze Masse mitbewegt wird. Nach einiger Zeit jedoch, zwischen der 7. und 16. Minute, ist die ganze Masse in einen festen Kuchen umgewandelt, welcher den Bewegungen des Fingers oder Stäbchens folgt: die Gerinnung ist jetzt vollständig. Rasse fand aus je zehn Versuchen für jedes Geschlecht folgende Durchschnittszahlen der verschiedenen Gerinnungstakten:

a) Männerblut. b) Weiberblut.

Häutchenbildung, nach . . .	3 R. 45 S.	2 R. 50 S.
Randgerinnung, nach . . .	5 " 52 "	5 " 12 "
Gallertartige Umwandlung, nach 9 " 5 " 7 " 40 "		
Vollendete Gerinnung, nach . . .	11 " 45 "	9 " 5 "

Wenige Minuten nach vollendeter Gerinnung oder eigentlich wol unmittelbar nach derselben beginnt die Ausfrierung des Serums in Folge der Zusammenziehung des Faserstoffes, und es nimmt die Menge des Serums in dem Maße zu, als der Blutfaden kleiner wird. Die Zusammenziehung des Blutfadens vollendet sich aber erst nach mehreren Stunden; im Mittel erst nach zehn Stunden, manchmal aber auch erst nach mehreren Tagen.

*) J. dessen Histoire de la ville de Paris I, 332 und II, 361 seq. Außerdem wurden noch benützt Siemond's, Histoire des Français XIV, 592; Barante, Histoire des ducs de Bourgogne XII, 169 seq. und DuRoi, Hist. phys. civ. et morale de Paris (2. Aufg.) III, 388.

†) W. Hewson, Experimental Inquiries into the properties of the blood. 3 Völe. (Lond. 1774—1777.) (Zus. Leislich übersetzt Nürnberg 1780.) W. Hey, Observations on the blood. (Lond. 1779.) C. Farnet Thacker, Inquiry into the nature and properties of the blood as existent in health and disease. (Lond. 1819. Ib. 1834.) J. C. L. Schroeder von der Kolk, De sanguinis vase effluentis coagulationes. (Groning. 1820.) M. Krimer, Versuch einer Physiologie des Blutes. (Leipzig 1823.) C. Grudamort, Versuch über das Blut. Aus dem Englischen von Camille. (Münster 1826.) Stevens, Observations on the healthy and diseased properties of the blood. (Lond. 1832.) Herm. Rasse, Das Blut physiologisch und pathologisch untersucht. (Wien 1836.) Herm. Friedberg, Physiologie des Blutes, mit besonderer Rücksicht auf die fernere Diagnostik. (Berlin 1832.)

Bei dem Vorgange der Gerinnung verkleben die Blutkörperchen unter einander, Klumpen oder geldrollenartige Säulchen bildend, und senken sich; daher die dunklere Färbung der tieferen Schichten des Blutkuchens. In manchen Blutproben erfolgt diese Senkung der Blutkörperchen rascher, oder die Gerinnung tritt später ein, oder es machen sich vielleicht beide Momente geltend. Wird ein solches Blut ruhig hingelassen, so sinkt die Blutkörperchen bei beginnender Gerinnung aus den obersten Schichten verschwunden und es entsteht an der Oberfläche des Blutkuchens eine farblose geronnene Schicht, die man als Sperrhaut oder Entzündungshaut (*Crusta inflammatoria*) bezeichnet.

Der gerinnende Faserstoff zeigt zuerst keinerlei Structur; bei fortschreitender Verdichtung bemerkt man aber daran eine feine Streifung, die sich in allen Richtungen durchkreuzt, und in dem festgeordneten Faserstoffe bemerkt man zwei Arten von Streifen oder Fasern, nämlich dünnere, ästig und netzförmig verflochtene in strengförmigen Gerinnfäden, und breitere, platte, am Ende oftmals zerstückelte. Durch Essigsäure werden die Fasern unsichtbar und es entsteht eine durchsichtige, gallertartige, homogene Substanz, in welche punktförmige Moleküle, wahrscheinlich Fett, eingestreut sind. Dagegen beschrieb H. Rasse sogenannte Faserstoffschollen als Formelemente des gerinnenden Faserstoffes in Müller's Archiv für Physiologie, 1841. Heft 5. Im geschlagenen Blute nämlich findet man farblose, fast durchsichtige, kernlose, nur schwach granulirte Scheiben, die längsrund, länglich vierseitig oder mehr eckig gestaltet sind, und 0,0004" bis 0,0016" messen. Dazwischen finden sich auch lange schmale Dvoids und mehr oder weniger vollständige Sphäroide. Diese Scheiben liegen leicht aneinander, und durch Quetschen und Reiben vereinigen sie sich zu den Fibrinfasern. Diese letztern sind daher nach Rasse Kunstprodukt und die Faserstoffschollen sind das Primäre. Umgekehrt hält Virchow die Schollen für Fragmente eines Faserstoffcoagulums, welche entstehen, wenn die Zusammenziehung des Gerinnfades zu einer Masse gehindert oder das Aufsummengeogene getrennt wird.

Nach Henle, nach Döderlein oder haben Rasse's Fibrinfasern gar Nichts mit dem Faserstoffe gemein; Meyer erklärte sie für Epitheliumtrümmer der Gefäße, und Panum bemerkt, daß er diese Schollen nur dann sah, wenn er sich der Finger zum Auswaschen des Fibrins oder der Exsudate von seichten Häuten bediente, niemals aber, wenn er diese Operation mit einem Glasstabe verrichtete.

Den größten Blutkuchen im Verhältnis zum Serum (1:2 bis 1:7 auf 1000 Theile Blut) findet man bei den Vögeln, dann folgen die Schildkröten (1:50), dann die Säugethiere mit Einschluß des Menschen (91 bis 146), dann die Batrachier (69) und zuletzt die Fische (48 bis 63). Das Blut der Fleischfresser gibt einen größeren Kuchen als jenes der Pflanzenfresser. Die Schnelligkeit der Gerinnung correspondirt einigermaßen mit der Größe des Blutkuchens; wenigstens gerinnt das Blut von Vögeln am schnellsten, und jenes von Amphibien und Fischen

am langsamsten. Bei verschiedenen Säugethiern erfolgt aber auch die Gerinnung rascher oder langsamer. Unwahr ist die Behauptung, oder wenigstens kann sie nicht auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen, daß beim Menschenblute die Gerinnbarkeit im graden Verhältnisse zur Schwere des Blutes steht.

Das arterielle und venöse Blut besitzen nicht den gleichen Grad von Gerinnbarkeit. Der Behauptung des Arctäus, daß das Arterienblut später gerinne, ist unter den Neuern nur Scudamore beigetreten. Es ist aber jetzt allgemein angenommen, daß dem arteriellen Blute die größere und raschere Gerinnbarkeit zukommt. — Die langsamere und unvollkommenere Gerinnung des Pfortaderblutes ist von ältern Beobachtern vielfältig angegeben worden und wurde durch Schulz in Berlin bestätigt. — Das Nichtgerinnen des Menstruationsblutes ist von vielen Seiten beobachtet worden. Das Jaetum erklärt sich einfach daraus, daß es keinen oder doch nur wenigen Faserstoff enthält. Dagegen gerinnt das Blut bei Hämorrhagien aus den Geschlechtsröhren, und dieselben verschiedene Verbalten kann unter Umständen über die Natur eines starken Verlustes aus den Geschlechtstheilen Aufschluß geben.

Mehrfach hat man sich mit Untersuchung der Temperaturverhältnisse des gerinnenden Blutes beschäftigt. Die neuesten ausgebreiteten Versuche darüber verdanken wir Brinkley Nicholson: sie scheinen soviel zu erweisen, daß durch die Blutgerinnung zwar keine wahrnehmbare Wärmerhöhung eintritt, dagegen aber die Temperaturabnahme eine Verlangsamung, häufig sogar einen Stillstand erfährt. (Schmidt's Jahrbücher. Bd. 55. S. 273.)

Die Gerinnbarkeit des Blutes überhaupt und die Schnelligkeit der Gerinnung werden ebenso wol durch besondere Zustände des Organismus verändert als durch bestimmte äußere Einflüsse, denen das gelassene Blut ausgesetzt wird. Das Blut des Fetus besitzt nach übereinstimmenden Angaben nur eine geringe Gerinnbarkeit, die aber gleich nach der Geburt so zunimmt, daß das Blut junger Thiere nach Hundel, Thaddeus, J. Davy, H. Rasse sogar schneller gerinnt, als das Blut Erwachsener. Aus Rasse's eben mitgetheilten Mittheilungen der Gerinnungszeiten scheint ferner entnommen werden zu können, daß das Blut der Weiber etwas rascher gerinnt als jenes der Männer. Zahlreiche Beobachtungen weisen es dann als Regel nach, daß, wenn bei Krankheiten in kurzen Zeiträumen wiederholte Ueberlässe vorgenommen werden, das Blut der spätern Ueberlässe schneller gerinnt.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat man seit langer Zeit dem sogenannten entzündlichen, eine Faserhaut bildenden Blute geschenkt; die Angaben über dessen Gerinnungszeit sind aber einander widersprechend. Wenn Heron, Moscati, J. Dunter, Fordey, Thomson, J. Fr. Medel, Thaddeus, Scudamore, Scheerer van der Kolk, Sanders, J. Davy, Denis, Lawrence und Andere solches Blut langsamer gerinnen sahen, so geben von Ervieten, Joh. Platner, A. W. Richter, Rasse d. Älter., Parentier und Dreyer, Rossi, Stoker, Gembrin, Rauer,

Piorry, Rogerson und Andere das grade Gegentheil an. Dieser Zwiespalt findet wol zum guten Theil darin eine Erklärung, daß die verschiedenen Beobachter über den Eintritt der Gerinnung nicht zusammenklimmen. Eine Auctorität in solchen Dingen, J. B. Rasse, stimmt übrigens mit jenen überein, welche eine verlangsamte Gerinnung des saferhaltigen Blutes fanden.

Einer geminderten oder aufgehobenen Gerinnbarkeit durch besondere Krankheiten geschieht häufig Ernährung. Geringe Gerinnbarkeit beobachtete Morgagni bei Nephritischen, Rancisi bei Nephritischen, Rasse d. Aelt. bei Blausüchtigen. Bei Ertrunkenen, bei Erhängten findet man das Blut meistens ziemlich flüssig. Der Scorbut, die Purpura haemorrhagica sind durch große Flüssigkeit des Blutes ausgezeichnet. Das Rämliche zeigt sich bei zu Tode gekochten Fischen, bei Vergiftungen durch Narcotica, durch Blausäure, durch Citrinsection, bei Personen, die vom Blig getroffen wurden. Manchmal mag übrigens nur eine schwere oder verzögerte Gerinnbarkeit in Fällen bestehen, wo man von schlechter Gerinnbarkeit spricht. Wenigstens verhielt sich die Sache in andern Fällen auf diese Weise. So beobachtete J. B. Polli in einem Falle von Lungentzündung, daß das Blut der ersten Aderlässe erst nach 14 Tagen gerann, ohne während dieser Zeit in Fäulnis überzugehen. Da wiederholt bei dem Kranken zur Ader gelassen wurde, so hatte Polli Gelegenheit, diese Schwermgerinnbarkeit bei allem gelassenen Blute zu beobachten, aber mit fortwährender Abkühlung, so zwar, daß das Blut des ersten Aderlasses schon innerhalb 24 Stunden coagulirte. (Schmidt's Jahrb. Bd. 46. S. 275.)

Unter den äußern Einflüssen auf das gelassene Blut gibt es solche, durch welche die Gerinnung befördert wird. Dabin gehört der Zutritt der Luft, besonders der trocknen Luft; weshalb sie rascher in flachen Gefäßen erfolgt als in hohen, rascher auch in kleinen Quantitäten, z. B. in einzelnen Tropfen. Umrühren des Blutes befördert auch die Gerinnung; namentlich scheidet sich der Faserstoff aus dem geschlagenen oder gepöschelten Blute schnell aus. — Zahlreicher sind die Einflüsse, durch welche die Gerinnung des gelassenen Blutes verzögert oder fast verhindert werden kann. Abhalten der Luft verzögert die Gerinnung, also die Aufbewahrung des Blutes in einem hermetisch verschlossenen Gefäße, das Bedecken desselben mit einer Oelfchicht. Den nämlichen Einfluß übt eine niedrige Temperatur; ja durch eine sehr tiefe Temperatur kann frisches Blut, ohne zu gerinnen, gefrieren, sobald es dann erst beim Aufthauen coagulirt. Durch Berührung mit thierischen Theilen, wie thierische Häute, Fleischstücken u. s. w. wird der Gerinnung ebenfalls entgegen gewirkt. (Wulder's Physiologie. Chemie S. 1089.) Eine Auflösung von Gummi arabicum, eine Mischung von Vogeleiweiß mit Blutwasser, Zuckerwasser, Milch, Urin verlangsamte die Gerinnung, wenn sie frischem Blute zugesetzt werden. Am bestimmtesten wirken aber in solcher Weise die Alkalien und Salze. Von den kaulstischen Alkalien brauchen nur kleine Quantitäten zugesetzt zu werden, um die Gerinnung zu verhindern. Die Schwef-

elsäuren, salzsäuren, salpetersäuren, phosphorsäuren, essigsäuren, borsauren, kohlensäuren Salze von Kalium und von Kali verzögern die Gerinnung bei schwacher Vermischung und verhindern sie, wenn sie in größerer Menge zugesetzt werden. Salznähe, schwefelsäure Magnesia müssen folglich in größerer Menge zugesetzt werden, wenn sie auf die Gerinnung einwirken sollen.

Nach dem Tode gerinnt das Blut in den Circulationsorganen nicht unmittelbar, wie das aus der Ader gelassene Blut; es bleibt mehrere Stunden lang flüssig, im Mittel bis zur vierten oder sechsten Stunde. Anfangs häuft es sich im Herzen und in den großen Gefäßen an; es schwindet aber allmählig aus den Arterien. In Folge der später eintretenden Gerinnung findet man bei Sectionen im Gefäßsysteme, zumal in den größeren Venenstämmen, cylindrische Coagula, in denen die weichen der Faserstoff und die Blutkörperchen ähnlich wie im Blutkuchen gleichmäßig gemischt sind. Da aber bei der späteren Gerinnung die Blutkörperchen Zeit hatten, sich vorher zu senken, so fand es häufig gelblich-grauliche Coagula, die nur etwa Stämmchen mit Erwor gemengt sind. Am häufigsten kommen solche ungefärbte Coagula im Herzen vor, zumal im rechten Herzen. Sie sind hier unter dem Namen der Herz- oder Sterbepolypen bekannt, deren Ursprung aber sehr wahrscheinlich hin und wieder schon in der Agonie, also bei Lebzeiten, begann. — Wie nun der Zutritt von Luft auf die Gerinnung des frisch gelassenen Blutes von Einfluß ist, so befördert er manchmal auch deutlich die Gerinnung des bisher flüssigen Leichenblutes. So fand Thaddeus das Blut im Herzen eines Ochsen eine halbe Stunde nach dem Tode noch flüssig und sah es an der Luft nach zwei Minuten gerinnen. J. B. Rasse fand einmal bei der Section eines an Diabetes und Phthisis pulmonalis Verstorbenen nach 20 Stunden flüssiges Blut im Herzen; er fing dasselbe in einem Gefäße auf, und nach ungefähr 15 Minuten fing es an zu gerinnen und bildete nachher einen Kuchen.

Wenn das Blut im lebenden Körper an einzelnen Stellen des Gefäßsystems stockt, so gerinnt es Anfangs nicht; doch kommen allerdings auch im lebenden Körper Gerinnungen vor, zumal bei den sogenannten Extravasaten in Parenchymen.

Die Gerinnung des gelassenen Blutes, oder richtiger die Lösung des Faserstoffes im circulirenden Blute, hat man vielfach von bestimmten Agentien abhängig geglaubt. Am nächsten lag der Gedanke, daß die Einwirkung der Luft oder vielmehr des Sauerstoffs die Nichtgerinnbarkeit aufhebe. Allein das Blut gerinnt auch im unverletzten Leichname, es gerinnt in luftdicht verschlossenen Gefäßen, wenn auch langsamer, und es gerinnt in Sauerstoffgas nicht rascher, als in andern Gasarten. Nur soviel steht fest, daß durch Luftberührung die Gerinnung befördert wird. Obenstehend ist die höhere Temperatur des circulirenden Blutes Ursache der Nichtgerinnung; die Experimente weisen vielmehr eine verlangsamte Gerinnung durch niedrigere Temperaturgrade nach. Auch kann nicht die Bewegung des circuli-

lirrenden Blutes an und für sich die Nichtgerinnung bedingen; denn wenn das gelassene Blut geschüttelt und geschlagen wird, so scheidet sich der Faserstoff sogar rascher aus, aber in kleinen Flocken. So wurde man denn zu der Ausnahme gebrängt, daß der normale Blut-faserstoff nur unter dem Einflusse des gesammten Organismus oder des Lebens seine Löslichkeit zu behaupten vermöge. Daher die Gerinnung des aus den Gefäßen getretenen Blutes im lebenden Körper; daher dessen Gerinnung innerhalb der Gefäße, wenn das Leben in einem Theile schwindet, z. B. Coagula in den Gefäßen brandiger Glieder; daher die Bildung von Gerinnseln im Herzen und in den Gefäßen nach der Zerstörung des Gehirns und Rückenmarks, nach der Durchschneidung des Vagus. — Diese Aufassungsweise entspricht aber nicht mehr dem gegenwärtigen Zustande der Physiologie, wo das Wort Lebenskraft oder Leben aus der Terminologie verbannt ist. Die Beobachtung, daß im frischen Blute ein Stückchen Fleisch, ein Stüchchen Wagn die Gerinnung hemmt, bietet hier den Anhaltspunkt zur Erklärung. Nach Mulder gehört die fragliche Erscheinung in das Gebiet der Fomorien. Im Körper, sagt er, kann dem Fibrinwerden der aufgelösten Fibrintheilen durch ihren Contact mit allerlei thierischen Theilen im Zustande der Umkehrung entgegengewirkt werden; aber dem Einflusse dieser Theile entzogen, wird das Fibrin in der Ruhe und bei einer Temperatur zwischen 0° und 40° fest. Diese Einflüsse kennen wir nicht. Es muß aber das Flüssigbleiben der Fibrintheile im Körper von bestimmten thierischen Theilen ausgehen, die zum Blutgefäßsystem gehören, und wahrscheinlich wol nicht zu den großen Gefäßen, sondern zum Capillarsysteme. (Mulder's Phys. Chemie S. 1090.) (Fr. Wih. Theile.)

GERINNE, so wird der künstliche Wasserlauf (Kanal) bei Schleusen und hauptsächlich bei Wassermühlen und dergleichen Wasserbauwerken genannt, der vor und hinter denselben das Wasser zu- und abführt. Wenn dieser Kanal nicht etwa in Felsen angegesprengt ist — wie man Anlagen dieser Art wol manchmal in Gebirgs-gegenden antrifft — so müssen der Boden sowohl als die Wände desselben durch Kunst hinlänglich befestigt und nach dem Bedürfnisse eingerichtet werden.

Bei den Mühlen kommen, zunächst nach ihrem Zwecke im Allgemeinen, vierlei Gerinne in Betracht, nämlich das Mühl- oder Kunstgerinne und das Frei- oder Fluthgerinne, oder Wüßgerinne. Die letztern dienen dazu, dem überflüssigen Wasser, das durch die Mühlen gerinne nicht abgeführt werden kann, jederzeit gehörigen Abfluß zu verschaffen. In den ersten sind die Wasserräder, die die Mühlenwerke treiben, angebracht.

Die Freigerinne liegen gewöhnlich neben den Mühlen gerinnen und sind mit diesen gleichmäßig angeordnet. Ist aber das Freigerinne ganz für sich bestehend, von dem Mühlgrundwerke getrennt angelegt, so heißt es vorzugsweise Freirinne und führt das Wasser in einem eignen dazu angelegten Kanal, dem Freiriggraben, hinlänglich weit unterhalb der Mühle, in das Unterwasser.

Man hat ganz hölzerne Gerinne, d. h. solche, bei

denen der Boden sowohl als die Seitenwände aus Pfahlwerk und Bohlen bestehen. Diese sind die häufigsten. Oft kommen auch Gerinne mit steinernen Wänden und hölzernem Boden vor; selten dagegen sind solche, bei denen Band und Boden von Stein erbaut ist, da diese Bauart meist die theuerste, der ganz hölzerne Bau aber in der Regel der wohlfeilste, wenigstens seiner ersten Anlage nach ist.

In jedem Gerinne ist eine Stelle, wo der Boden derselben durch die ganze Breite am höchsten erhoben ist. Hier liegt der sogenannte Fachbaum, ein sehr starker Balken, quer durch das Gerinne auf Grundpfählen gezapft, nach welchem die Höhe des Wasserstandes über demselben regulirt wird, und der daher das Hauptstück des ganzen Bauwerks ist. Auf diesem Fachbaume stehen die sogenannten, durch einen Holm mit einander verbundenen Grist-säulen, welche die Breite des Gerinnes, oder vielmehr die Breite der Durchflußöffnung des Wassers über dem Fachbaume bestimmen und zwischen deren Füßen die Schüge, d. h. die aus Bohlen gebildete Zägel zum gänzlichen oder theilweisen Absperren des Wassers, senkrecht zwischen Holm und Fachbaum mittels einer Hebevorrichtung zu bewegen ist.

Der Boden des Gerinnes steigt von beiden Seiten gegen den Fachbaum an und heißt in seinem oberhalb desselben liegenden Theile: der Vorberg, das Vorgefente, Vorgebilde oder der Aufschußboden. Derselbe dient vorzüglich dazu, um die Unterpalung des Fachbaums zu verhüten und muß deshalb möglichst tief hinabreichen. Unterhalb des Fachbaums liegt demnach das Hintergefente oder der Abschuß- oder Abfallboden, der nach einer gewissen Länge in den moergerichten Boden übergeht. Dicht hinter dem Fachbaume wird das Wasserrad angebracht, und das Gerinne wird, wenn hier der Boden nach einer geraden geneigten Ebene angelegt ist, ein Schur- oder Schußgerinne genannt, wenn der Boden aber nach einer concaven Linie, der Peripherie des Rades entsprechend angelegt ist, d. h. einen Kropf hat, dann heißt es ein Kropfgerinne. Auch hat man Anordnungen, bei denen dieser Theil des Gerinnebodens, mit dem Fachbaume durch Gbarniere verbunden, beweglich ist und sich heben oder senken läßt, die man Schwimmgerinne nennt.

Das bisher von den Mühlen gerinnen Gesagte gilt von denjenigen, die für unterthätige Mühlen, d. h. für solche eingerichtet sind, bei denen die Wasserräder meistens durch den Stoß des Wassers in Bewegung gesetzt werden. Bei oberthätigen Mühlen, d. h. solchen, bei denen die Räder größtentheils durch das Gewicht des Wassers bewegt werden, findet aber der Unterschied im Gerinne statt, daß zwar das Vorgefente dasselbe wie bei den unterthätigen ist, daß indessen vom Fachbaume ab, statt des Hintergefentes eine bloß leicht konstruirte Kriane, die auf Balen ruht, dem Rade das Wasser zuführt, wobei das Rad oft, je nach den örtlichen Verhältnissen, sehr weit vom Fachbaume entfernt liegt.

Uebrigens, den speciellen Bau der Gerinne und ihre genau mit der Anlage der Mühlen zusammenhän-

gende Anordnung betreffend, muß in den bezüglichen Schriften über Mühlenbau aufgesucht werden. (*Sapet.*)

GERINNE. Fließt Wasser in einem künstlichen Bette, so wird diese Vorrichtung Kanal, Graben oder speciell Gerinne genannt, wenn eine solche aus Holz, Eisen oder Steinen künstlich zusammengefügter Wasserleitung oben offen ist. Eine ringsum verschlossene Wasserleitung heißt Röhrenleitung. Je nachdem das Wasser zur Bewegung gewisser Maschinen verwendet wird, erhalten die Gerinne verschiedene Bezeichnungen, als: Kunstgerinne, wenn sie Kunstzüge, Poch- oder Waschlagerne, Mühlengerinne, Hüttengerinne, je nachdem sie Poch- oder Waschlagerne, Mühlen oder Hüttenwerke betreiben. Zum Ablassen des Wassers aus den Teichen dienen die Teichgerinne und die Flußher. Jene geben durch den Teichdamm hindurch und dienen zum regelmäßigen Abzapfen, diese aber sind bloße Einschnitte im Damme und leiten das übermäßig zufließende Wasser ab. Das im tiefsten Punkte eines Teiches einmündende Gerinne heißt das Fischgerinne, das höher liegende das Mühl- oder Maschinengerinne.

Die Lehre von der Bewegung des Wassers in Gerinnen wird in der Hydraulik abgehandelt. (*C. Reinearth.*)

GERINNEN FLÜSSIGER STOFFE. Synonym mit Coaguliren. Wenn ein in einer Flüssigkeit gelöster Körper aus dem flüssigen Zustande in den festen übergeht, so scheidet er sich entweder im krySTALLINISCHEN Zustande oder amorph aus. Im ersten Falle trennt er sich vollständig von der lösenden Flüssigkeit, welche den ihr eigentümlichen Grad der Concentration behält; im zweiten Falle aber bildet der sich abscheidende Körper mit dem Lösungsmittel ein so inniges Gemenge, daß beide als ein einziger Stoff erscheinen, dessen Aggregatzustand zwischen dem tropfbar flüssigen und dem starren die Mitte hält. Die geronnene Substanz, auch Gallerte oder Gelle genannt, ist elastisch, durchsichtig bis durchscheinend und verliert beim Erhitzen ihr Wasser und somit die gallertartige Beschaffenheit. Die Methoden, durch welche ein flüssiger Stoff, welcher der Amorphie fähig ist, in diesen Zustand übergeführt werden kann, sind nach der Natur der Stoffe verschieden, und im Allgemeinen gleich denen, welche man anwendet, um krySTALLINISCHE Körper aus ihren Lösungen auszuscheiden. 1) Ist ein Körper in heißem Wasser löslicher als in kaltem, so geschieht die Lösung beim Erkalten der heißen Flüssigkeit gallertartig. Dies Verhalten zeigt namentlich Keim (daber das Gerinnen der Fleischbrühe zu Gelle) und die Fledtenstärke; in geringerem Grade zeigt auch das Anilum dies Verhalten. 2) Ist ein der Amorphie fähiger Stoff mit einem andern chemisch verbunden und in diesem Zustande in einer Flüssigkeit gelöst, so scheidet er sich als Gallerte ab, sobald man einen Stoff hinzufügt, welcher sich mit dem zweiten Stoffe verbindet. Wird z. B. Schwefelsäure Thonerde mit Ammoniak versetzt, so scheidet sich das Thonerdehydrat im gallertartigen Zustande ab, indem es mit dem flüssigen schwefelsauren Ammoniumoxyd eine einzige scheinbar homogene Masse bildet. Ebenso verhält sich das kiesel saure Kali, wenn es mit einer Säure versetzt wird, wobei sich die Kieselsäure im

amorphen gallertartigen Zustande abscheidet; ebenso die Pektinsäure, wenn eine Lösung von pektinsäurem Kali mit einer Säure versetzt wird. Auch das Gerinnen der Milch, insbesondere des darin aufgelösten Caseins, gehört hieher. In frischer Milch ist das Casein, mit einer höchst geringen Menge von Natron verbunden, aufgelöst; wird nun absichtlich eine Säure hinzugefügt, z. B. Schwefelsäure, so verbindet sich das Natron mit derselben und das in Wasser unlösliche reine Casein scheidet sich, mit der übrigen Flüssigkeit innig gemengt, in amorphem Zustande ab. Das Gerinnen der Milch, wenn sie sich bei mittleren Temperaturen selbst überlassen ist, findet seine Erklärung in dem Umstande, daß in der Milch enthaltener Milchzucker in Milchsäure übergeht und diese das mit dem Casein verbundene Natron neutralisirt. In ähnlicher Weise mag auch das Gerinnen der Milch durch Lab, welches durch seine Gegenwart die Milchsäuregärbung veranlaßt, zu erklären sein. 3) Das Casein, sowohl das thierische, als auch das vegetabilische, zeigt die merkwürdige Eigenschaft, daß es durch Erhitzen auf 65 Grad oder mehr in einen Zustand übergeht, in welchem es sich nicht mehr in Wasser löst, obgleich es noch dieselbe chemische Zusammensetzung behält als das ungeronnene. 4) Das Gerinnen des Blutes^{*)}, welches eintritt, sobald dasselbe aus dem Bereiche des thierischen Organismus heraustritt, wird dadurch bewirkt, daß das in dem Blute lebende Thiere aufgelöste Fibrin in den starren Zustand übergeht und dabei die übrigen Bestandtheile des Blutes, Wasser, Albumin und Blutflüssigkeit, einsinkelt. Das Gerinnen des Blutes wird vermieden, sobald man dasselbe beim Ausfließen quillt, wobei sich das Fibrin in dünnen Fäden ausscheidet, oder wenn man dem frischen Blute eine höchst geringe Quantität Kali zusetzt, welches das Fibrin aufgelöst erhält. (*J. Lohk.*)

GERIPPE, auch wel Knochengerippe, oder Beingerippe, ist die vulgäre Bezeichnung für die auf natürliche oder künstliche Weise zusammengeführten Knochen eines thierischen Körpers. Das Wort ist also mit dem aus dem Griechischen entlehnten Namen Skelet gleichbedeutend. (*Fr. Wth. Theile.*)

GERISA (*Ῥίσινα*), Stadt oder Flecken in Thessalien, in der regio Syrtica, im Gebiete des heutigen Tripolis. Vergl. Cellarius, Orb. ant. II. Part. II. p. 127. (*Krause.*)

GERLACH, 1) Johann Christoph Friedrich, geb. am 15. Nov. 1756 zu Müddersdorf bei Freiberg, widmete sich dem Studium der Theologie. Nach Aneignung seiner akademischen Laufbahn lebte er als Candidat des Predigtamts zu Freiberg. In seinem 25. Lebensjahre übernahm er im Buchdruckereigehilfe. Seit 1791 wurde er Besitzer der privilegierten Buchdruckerei zu Freiberg; 1802 errichtete er dort auch eine Buchhandlung. Er starb zu Freiberg am 24. Sept. 1820 im 64. Lebensjahre. Schon als Candidat des Predigtamts hatte Gerlach mehrere Abhandlungen (in Kuttner's Miscellaneen und in andern Zeitschriften) und

*) „Vergl. den Art. Gerlanbarkeit des Blutes.“ Red.

Zolliker's Abhandlung über die moralische Erziehung anonym herausgegeben. (Leipzig 1783.) Aus den Schriften Zolliker's, den er sehr verehrte, stellte er auch später, ebenfalls ohne sich zu nennen, ein Communibuch zusammen. (Leipzig 1794.) In den Jahren 1800—1805 war er Herausgeber der Freiburger gemeinnützigen Nachrichten für das Schürtschische Erzgebirge, zum Besten des Nahrungsstandes, Bergbau und der vaterländischen Geschichte. Mit Anmerkungen und Bemerkungen gab er die Statuten der Stadt Freiberg vom Jahr 1676 heraus. (Freiburg 1803. 4.) Vorzüglich bekannt aber machte er sich durch sein Interesse an dem Freimaurerorden, zu dessen Mitgliedern er gehörte. Er betraf in den letzten Jahren seines Lebens das Gebiet der Polemik in mehreren neuen Bänden betreffenden Schriften. Erwähnt zu werden verdienen: Der beleuchtete Carlena, oder freimüthige Bemerkungen über die bei Kunz in Hamburg erschienene Schrift unter dem Titel: Carlena. (Freiburg 1817.) Carlena oder der vollkommene Baumeister, enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens, und verschiedene Meinungen darüber u. s. w. Zweiter Theil, oder freimüthige Bemerkungen über die Schrift Carlena, von einem noch lebenden Freimaurer, dem Buchdrucker und Buchhändler J. C. F. Gerlach. (Freiburg 1817.) Logen-Hierarchie, besonders in Bezug auf Krause's, Feldmann's und Widde's Freimaurerschriften. (Freiburg 1819.) Seinen Namen, den er aus dem Titel dieser Schrift verschwie, nannte er unter der Vorrede?).

2) Johann Heinrich Samuel Gerlach, geb. am 11. April 1772 zu Göttingen, gest. als Buchhändler in Dresden am 14. Nov. 1809. Die von ihm herausgegebenen Schriften hatten meistens ein locales Interesse. Seine Beschreibung des grünen Gewölbes (Dresden 1802.) erlebte 1804 eine zweite Auflage. Benutzt hatte Gerlach dabei besonders Hasche's Beschreibung von Dresden, mit R. G. Beder's Zusätzen. Gerlach gab auch Chr. Gottl. Pögg's Beschreibung des Dresdener Naturalien-cabinet's heraus. (Dresden 1805.) Er lieferte außerdem mehr Beiträge zu Zeitschriften: Verzeichniß der am Dresden wild wachsenden Pflanzen (in v. Beust's Sächs. Provinzialblätter. 1798.). Bemerkungen über maulerisch-romantische Reisen durch Sachsen (ebndas. St. 8.). Bemerkungen über die sehr gelinde Witterung des letztverfloffenen Jahres (in J. D. Voigt's Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde. Bd. 7. S. 359 u. f.). Naturhistorische Bemerkungen über Schlangen, besonders über Anguis lineata (ebndas. S. 362 u. f.). Beiträge zur Flora Silesiens (in Fr. Griseb's botanisches Taschenbuch. [Riga 1802.]) Beiträge zur deutschen Flora (in G. F. Hoffmann's Deutschlands Flora oder botan. Taschenbuch. [Erlangen 1802.] Jahrg. 2.) Antheil hatte Gerlach an H. A. Schrader's Spicilegium Florae Germanicae. (Hanover 1797—1804.) Mehrere Aufsätze literarischen und kritischen Inhalts em-

pfing von ihm der Allgem. literarische Anzeiger 1798—1799 und der Reichsanzeiger?). (Heinrich Döring.)

GERLACH PETERSEN oder Peterssen, d. h. Sohn von Peter, lateinisch Gerlaeus Petri, französisch Gerlae fils de Pierre?), einer von den Meistern in dem asketischen und mythisch-contemplativen Leben, oft auch, doch wie wir weiter unten sehen werden, mit zweifelhaftem Rechte, ein zweiter Kempis genannt, ward geboren zu Drenthe in den Niederlanden im J. 1378. Er gehörte schon in jarter Jugend dem geistlichen Orden (der Broederschap des Gemeenen Levens) an, welcher durch G. Groot in seiner Vaterstadt gestiftet worden war, und damals unter der Leitung des Florentius Badewein stand. Von hier trat Gerlach 1399, veranlaßt durch seinen eben genannten Oheim, in das Kloster der Regular-Kanoniker von Windeheim bei Zwolle über, wo seine Aufnahme durch Johann Vos von Hurden erfolgt, und er lange Zeit auf die Stellung eines einfachen Klerikers beschränkt blieb. Dessenungeachtet zeichnete er sich vor allen seinen Genossen durch den mythischen Eiferstrieb, den Eifer im Gebete wie in der frommen Betrachtung aus, und wurde bald die Klosterbrüder zur Nachahmung seines Beispiels. Seine Gelehrtheit und Folgsamkeit war außerordentlich, und die Keinheit seiner Sitten entsprach der Sanftmuth seiner äußern Gesichtsweise. Aber der Zeitpunkt der feierlichen Ablegung des vollen Klostergelübdes verzögerte sich, weil ihm seine Kurzsichtigkeit nicht gestattete, am Pulse zu fingen, und er deshalb nicht in die Zahl der Choränger eintreten konnte. Indessen ergänzte Johann Scutken, sein Vorgesetzter, diesen Mangel, indem er zum Gebrauch für Gerlach Chorabücher abschrieb. Gleichzeitig beschäftigte sich Gerlach damit, „geistliche und innerliche Unterhaltungen“ aufzuzeichnen, welche er zunächst nur auf sich selbst anwandte, um seine natürlichen und äußern Gebrechen und Fehler gedulbig entgegen zu lernen. Endlich im J. 1403 ward er zur feierlichen Ablegung des vollen Klostergelübdes zugelassen, indem er seine Stellung im Kloster da begann, wo Andere die ihrige beschließen. Er ward dadurch nur um geförderter und demüthiger, und wollte niemals ein anderes Amt übernehmen als das des Küsters, welches ihm vorzugsweise Gelegenheit gab, längere Zeit allein auf dem Chore zu verweilen und hier sich seinen frommen Betrachtungen und Übungen hinzugeben.

Wenn er zuweilen mit seinen Klosterbrüdern einen Spaziergang machte, hatte er stets Eile, in seine Zelle zurückzukehren, wo ihn, wie er zu sagen pflegte, „Jemand erwartete.“ Dieser Ausdruck ist dem Themas von Kempis durch den anonymen Biographen desselben zugeschrieben worden, aber er gehört ursprünglich dem Kanoniker von Windeheim an. Dennoch ist Gerlach nicht selten ein zweiter Kempis genannt worden, und

2) Bergl. Haymann, Dresdens Schriftsteller und Künstler S. 334 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 688 fg.

3) In einem holländisch geschriebenen Briefe, welchen der Pastor Orom van Prinsteren zu Haag die Güte hatte, mir zu senden, ist er Gerlach Petersen genannt.

1) Bergl. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 544. 13. Bd. S. 460. 17. Bd. S. 697 fg. 22. Bd. Hdb. 2. S. 338.

zwar wegen der Uebereinstimmung, welche man fand zwischen dem Geiste seiner Soliloquien (Alleinsprache mit Gott, welche erst nach seinem Tode in die Öffentlichkeit traten) und dem Geiste der „Nachfolge“ (Imitatio Jesu Christi), einem Buche, welches dem Thomas von Kempis zugeschrieben wird. Indessen die Imitatio des Letztern, besonders das vierte Buch, welches „De sacramento altaris“ handelt, gehört der Zeit nach Gerlach an, ist also später als das Soliloquium desselben geschrieben. — Letzterle tendet in seinen „Vindiciae“ auf Gerlach dasjenige an, was in dessen eben genannter Schrift steht, nämlich das Einige bei dem Empfang des Sakramentes durch die Entzückung ihrer Freude außerhalb ihrer selbst zu sein scheinen. In der That sah man, wie der gläubige Chronikschreiber von Windesheim erzählt — was man aber nach Deprat's „Verhandlungen“ auch schon in Drenther beobachtet haben wollte, — bei der Feier des Sacramentes den Bruder Gerlach in seiner Verzückung von einem sichtbaren Schauer ergriffen und seinen Körper sich von dem Boden nach oben erheben. Die Biographie universelle fügt hier ein „en quelque sorte“ bei, wovon die Chronik Nichts sagt. Aber schon früher fand kritische Zurecht laut geworden, z. B. in den „Mémoires“ von Paquet, 1767, T. XVIII. p. 35. Gleichwohl sind die Ausdrücke, welche ihm eine exaltirte Frömmigkeit in seinen Schriften einbog, nicht dieselben, welche dem Buche von der Nachfolge Christi seinen eigenthümlichen Stempel aufdrücken. Der Eindruck, welchen das Beispiel des Bruders vom gemeinsamen Leben auf seine Klostergenossen gemacht hatte, veranlaßte den Thomas von Kempis (um 1380 geboren, 1471 gestorben, und zwar in dem Orden und dem Kloster, dem auch Gerlach angehörte), seiner Imitatio, von welcher er 1441 eine Abschrift für sein Bruderhaus besorgte, eine Stelle aus Gerlach's Soliloquium einzuverleiben, wo dieser bis zu der extremen Behauptung fortgeht, daß, wenn er zur Ehre Gottes für ewig in der Hölle leben müßte, er sich in keiner Weise davor fürchten würde. Dieser Ausdruck, welcher in der That mit dem ganzen Geiste der Imitatio nicht im Einklange steht, ward auch aus deren Text später wieder entfernt, und selbst die Herausgeber, die sogenannten Autographen, haben ihn als sein ursprüngliches Eigenthum dem Gerlach gelassen, der ja außerdem das Soliloquium nur für sein Privatbedürfnis geschrieben hatte.

Die außerordentlichen Schmerzen, welche die Steinfrankheit unserm Klosterbruder mehrere Jahre hindurch verursachte, hatten ihn an die größte Geduld und an eine bewundernswürdige Resignation gewöhnt. Die Kraft der göttlichen Liebe und der frommen Contemplation ließ ihn nicht nur ohne Murren, sondern auch mit Freuden die Festigkeit der körperlichen Schmerzen überwinden. Der Chronikschreiber von Windesheim (II, 55) sagt von ihm: „Egregie manducabat (die Hostie), tanquam suum devotionem inhiantem quaereret in scutella, in multis expertus, quod, corpore per abstinentiam singularem debilitato, spiritus omnino ab interiore contemplatione impeditur.“ Er bewahrte sich die

gleichbleibende Heiterkeit des Geistes bis an seinen Tod, welcher bereits am 14. Dec. 1411 erfolgte.

Vor dem Tode hatte er den Pater Johann Huesden gebeten, seinen schriftlichen Nachlaß, welcher bis dahin seine Zelle nicht verlassen hatte, und seiner ursprünglichen Absicht zufolge zu nichts Anderem dienen sollte, als ihn in seinen asketischen Übungen und mystischen Contemplationen zu unterstützen, zu sammeln und zu verbrennen. Allein der Pater Huesden nahm diese Schriften, deren vorzüglichste und bekannteste (das mehrerwähnte Soliloquium) dem Verfasser eine Stellung unter den ersten flämischen Asketern und Mystikern, etwa zwischen Ruusbroed und Harphius, anweist, in Verwahrung, und ließ von ihnen eine Abschrift machen. Außer dem „Breveloquium de accidentis exterioribus“, welches er vor der Ablegung des Klostergelübdes verfaßt hat und dem Buche „De libertate spiritus“, welches er später schrieb und von welchem eine lange Zeit hindurch Abschriften bei den Regular-Kanonikern von Tongern vorhanden waren, hat man von ihm hauptsächlich das bekannte „Ignitum cum Deo Soliloquium“, welches von Johann Stucken in Kapitel, als in ebenso viele einzelne Soliloquien, eingetheilt und 1616 zu Geln in Duedez zum Druck befördert worden ist. Uebersetzt aus dem Lateinischen in das Flämische erschien es zu Bois-le-Duc 1623 in Oetao, in das Französische durch die Männer von Pert-Royal in Paris 1667 in Duedez (nach der ebenda 1659 durch den Abbé de St. Genévieve besorgten Ausgabe), in das Italienische zu Rom 1674 in Duedez, in das Spanische zu Barcelona 1686 in Sedez. Man vergleiche ferner: „De innighe Alleen-sprake des Eerw. Br. Gerlaeus Peterssen, Regulier tot Windesheim. Overgesteld int den Lat. in Duyts, door Nie. van Heese, Minebr. tot Goreum ende Martelaer in den Briel. Ende nu neerstelijc gheoor. door Jan van Goreum, Priester uit Shertogenbosche. Shertogenb. Adr. Claarz. van Vryenbergh tot Delft.“ 1661. Vergl. auch den Catal. van de Biblioth. der Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde te Leiden. (Leiden 1847.) Theil II. Bl. 448.

Unter den Quellen für Gerlach's Leben und Schriften sind, außer den schon berührten, ferner außer der Bibliographie universelle und den größten kirchengeschichtlichen Werken, sowie den Schriften über die Asketiker und Mystiker des Mittelalters, insbesondere zu nennen: Fabricius, Bibliotheca Latina med. aevi. T. V. p. 770. Ferner: Foppens, Bibliotheca Belg. T. I. p. 315. Ferner: G. H. M. Delprat, Verhandeling over de Broedersehap van G. Groote ende Fraterhuizen, in den Nieuwe Verband. van het Provinciael Urechtacht Genootschap van Kunsten en Wetensch. Th. VII. Bl. 37. (Utrecht 1831.)

Der vorstehend genannte Gerlach Petersen ist, was hin und wieder geschieht, nicht zu verwechseln mit dem ebenfalls zu der mystischen Schule gehörigen Dr. Johann Wilhelm Petersen. Von diesem sagt der in dergleichen Literatur wohlberwandte J. H. Jung (Erling) in seinem „Zeebald“ (Ausgewählte Werke 1842.)

Folgendes: „Ein gewisser Petersen schrieb einen Traktat von der göttlichen Haushaltung in einem feurigen orientalischen Styl, der so viel Ähnlichkeit mit dem Bibeltum hatte, daß jedes zu solchen Dingen gestimmte Gemüth ganz hingerissen wurde, und Petersen Alles glaubte. Seine Lehre gründete sich vornehmlich auf die Säge: daß kein Mensch in diesem Leben den hohen Grad der Reinigkeit erlangen könne, der zum Anschauen Gottes und zur Seligkeit erforderlich werde, und daß also eine Reinigung nach dem Tode notwendig sei. So weit war Petersen mit den Mystikern aus; nun kam aber noch Folgendes hinzu: auch die Gottlosen, auch segar die bösen Geister standen im Reinigungsfeuer der göttlichen Liebe, sodas alle Geschöpfe je nach dem größern oder geringern Grade der Bosheit eine längere oder kürzere Zeit der Qual würden auszustehen haben; endlich würde aber doch Alles wieder zu seinem ersten Ursprunge führen und Gott Alles in Allem sein. Zu dieser nicht neuen, dem Menschenverstande so leicht eingehenden und angenehmen Lehre kam nun noch das Tausendjährige Reich Christi auf Erden, nebst der dazu gehörigen ersten und zweiten Auferstehung. Dies war eigentlich Petersen's Lieblingsfächer; er lehrte den Chiliasmus erhaben und rein, ohne fleischliche, irdische und sinnliche Begriffe, wie man ihm fälschlich Schuld gab. Petersen, der auch in den nördlichen Gegenden Deutschlands lebte, stimmte einen großen Theil auf seine Seite, und gab dem Bilde eine Nuance mehr.“ — Auch seine Frau gab ähnliche Traktate heraus. Aber dieses Ehepaar gehört in die Schule von J. Böhm, Sichte u. s. w. (J. Hasemann.)

GERLACH, 1) Stephan, der Velter, Professor der Theologie zu Tübingen. Geboren in zweiter Ehe seines Vaters, Georg Gerlach, der ein Stenmier war, am 26. Dec. 1546 in Kuitzingen (bei Dretten) im Württembergischen, erhielt er, ungeachtet der zahlreichen Familie seiner Aelteren, frühzeitig eine sorgfältige Erziehung, wurde in seinem zwölften Jahre in die Schule zu Stuttgart und zwei Jahre darnach in die neue Klosterschule zu Maulbronn geschickt, wo er unter Valentin Ranne den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung legte. Von hier aus bezog er 1563 die Universität zu Tübingen, wo er nach Verlauf des ersten Jahres das fürstliche Stipendium erhielt und dadurch in den Stand gesetzt wurde, seine akademischen Studien auf volle zehn Jahre auszuwehnen. Im Jahre 1566 wanderte er, der Pest wegen, die in Tübingen wüthete, mit der gesamten Universität nach Eßlingen aus, von wo diese erst 1568 wieder in ihren eigentlichen Sitz zurückkehrte. Mit einer musterhaften Aufführung verband Gerlach bei trefflichen Geistesgaben einen unermüdlichen Fleiß, welchen er zuerst auf die humanistischen Studien und philosophischen Wissenschaften, alsdann auf die Theologie verwendete, schon 1564 wurde er Baccalaureus und 1567 Magister; zweimal erwarb er einen Preis, oft disputirte er mit bewundernswürdigem Erfolge und Beifalle und machte sich auch als Prediger beliebt; in diesem langen Zeitraume, durch bewiesene ausgezeichnete Fortschritte für den akademischen Lehrstuhl völlig reif ge-

funden, und dem Landesherren auch schon dazu empfohlen, nahm seine Bestimmung unerwartet eine andere Wendung, als zu Anfang 1573 der zum kaiserlichen Hofkammerer an der Pforte zu Constantinopel bestimmte Freiherr David Ungnad, ein junger vortrefflich ausgebildeter Diplomat, für seinen Posten daselbst einen jungen tüchtigen, in der griechischen Sprache ganz besonders gründlichen Lutherschen Geistlichen durch den Herzog Ludwig von Württemberg bei der Universität zu Tübingen suchte und diese, obgleich sich Mehrere dazu meldeten, keinen tauglicheren als den Stipendiaten Gerlach dazu vorzuschlagen wußte.

Gerlach zeigte jedoch die entschiedenste Abneigung gegen Annahme dieses Predigamtes, mußte auch vom Kanzler Jacob Andrea überredet werden, um sich als empfehlender Bewerber am Hofe des Herzogs in Stuttgart vorstellen zu lassen, und gleichwohl bedurfte es noch Uebersander's und Anderer ernster Vorstellungen, ehe er dazu zu bewegen war. Nachdem es gelungen, setzte ihn Andrea in der Klosterschule zu Tübingen zu seinem neuen Beruf feierlich ein, wobei dieser eine Rede hielt, welche von Professor Martin Crusius ins Griechische übersezt und von Gerlach bei seiner Ankunft in Constantinopel dem griechischen Patriarchen Jeremias übergeben wurde. Ueberdies noch mit einem vorzüglichen Zeugnisse der theologischen Facultät über seine Talente, Kenntnisse und Sittlichkeit, sowie mit Empfehlungsbriefen von Andrea und Crusius an denselben Patriarchen, dessen Namen man aber damals noch nicht wußte, versehen, reiste Gerlach am 9. April 1573 von Tübingen nach Wien ab, wo er während seines fast zweimonatlichen Aufenthaltes daselbst bei der Lutherschen Gemeinde in Ermangelung eines evangelischen Geistlichen zuweilen dessen Amtsvorrichtungen übernahm, und erst am 10. Juni mit der glänzenden kaiserlichen Hofkammer, die aus 60 Personen und 61 Pferden bestand, nach Constantinopel abging. Mit derselben am 6. Aug. daselbst angekommen, fiel er, nachdem ihn ein falsches, bis nach Tübingen hin verbreitetes Gerücht auf der Reise hatte sterben lassen, in eine schwere Krankheit, von welcher er jedoch durch sorgfältige Pflege bald wieder genas.

Sein fast fünfjähriger Aufenthalt in der türkischen Hauptstadt, sein angenehmes und vertrautes Verhältniß zum kaiserlichen Hofkammerer Ungnad, seine Bekanntschaft mit gebildeten Europäern, die er dort machte, seine geschickte eingeleiteten Beziehungen zu dem dortigen Patriarchen Jeremias, welchem er auch ein von Crusius ins Griechische überseztcs Exemplar der ausburgischen Confession überreichte, und zu anderen griechischen Prälaten, seine vertrat gewordene Freundschaft mit Johannes und Theodor Zygomala, Vater und Sohn, von welchen der erstere Dolmetscher, der andere Protonotar des Patriarchats zu Constantinopel war, und endlich seine Ausflüge in die Umgegend dieser Stadt boten dem wißbegierigen jungen Gelehrten eine Menge von Gelegenheiten dar, seine Kenntnisse in den mannichfaltigen Beziehungen zu erweitern. Gerlach benutzte sie in der That auch gewissenhaft und fleißig und sammelte in den

fünf Jahren dasselb^e einen großen Schatz von historischen, kirchlichen, antiquarischen, statistischen, geographischen, topographischen und anderen wissenschaftlichen Kenntnissen ein, welche für ihn und Andere nachmals von großem Nutzen waren. Ueber seine Hin- und Ausreise, sowie über seinen Aufenthalt in der europäischen Türkei, führte er nicht nur pünktlich ein Tagebuch, sondern er berichtete auch von dort fleißig darüber an seine Freunde und ehemaligen Lehrer zu Tübingen, wie an Jacob Andrea, Herrbrand, Holland, Brenz und Schnepf, vor Allem aber an den Professor Grunius, welcher besonders über alle Verhältnisse der Neugriechen und deren Geschichte genaue Erkundigungen durch ihn einzuziehen eifrig bemüht war ¹⁾. Auch andere teure Gelehrte, wie David Chyträus zu Kofstod, benutzten, sobald sie von Gerlach's Aufenthalt in Constantinopel Kenntniss erlangt hatten, denselben zu mancherlei wissenschaftlichen Mittheilungen von dort. Für Grunius nahm er Abschriften von mehrern griechischen Handschriften, oder kaufte dergleichen nebst Druckschriften, die Menge von Geschenken dieser Art abgerechnet, die für ihn und die Bibliothek zu Tübingen bestimmt waren. In der That ist Gerlach das Verdienst unbestritten zuzuschreiben, daß er seine Landreise über den damaligen Kulturzustand der Griechen sei ihrer Untersuchung durch die Tübingen zuerst gründlich aufklärte und nicht allein ihnen, z. B. Martin Grunius, Veranlassung, sich mit der neugriechischen Sprache bekannt zu machen, gegeben, sondern auch die Neugriechen selbst, die über Italien nach Teutschland kamen, mit ihnen persönlich in Berührung gebracht hat. Grunius wurde sogar Lehrer der neugriechischen Sprache zu Tübingen und Verfasser des ersten neugriechischen Wörterbuchs in Teutschland. Die Verdienste Gerlach's um die von ihm selbst veranlaßte Verbreitung dieser Kenntnisse ersieht man klar in den beiden, leider von Druckfehlern rimmelmnden Werken von M. Grunius, *Turco-Graecia* und *Germano-Graecia*, Basel 1584. f. Fol., in welchen allenthalben häufig auf seine Berichte aus der Türkei Bezug genommen wird, ja welche ohne seine Mittheilungen und ohne seinen dem Verfasser bei den Neugriechen geleisteten Beistand nicht einmal hätten geschrieben werden können ²⁾. Grunius hat dies nicht allein öffentlich anerkannt, sondern auch unversehrt ausgesprochen, daß dieser durch Gerlach auf die Dauer vermittelte reinwissenschaftliche Verkehr mit den Neugriechen von protestantischen und katholischen Zöleten sehr missfällig aufgenommen worden sei ³⁾. Auch dafür wirkte Gerlach wohlthätig, daß durch seinen beherrschenden Umgang mit den Neugriechen und durch seine Mittheilung von theologischen Schriften diesen letztern weit mildere

Begriffe von den Protestanten beigebracht wurden, als sie zuvor je gehabt hatten, während er selbst, ein Schüler des heftigen Eifers Andrea, zu humaner Duldung gegen Abergläubige, wenigstens vorurtheilend, gewöhnt wurde. Uebrigens fand er unter ihnen nur wenige Gebildete, die des Altgriechischen kundig waren.

Reichthelmen mit großen Schätzen von allerhand Seltenheiten und besonders von literarischem Werthe, trat Gerlach am 4. Juni 1578 seine Rückreise mit der kaiserlichen Post nach Wien wieder an, traf den 5. Aug. dasselbst ein und ging nach einem längern Aufenthalte zu Prag, wo ihn der Freiherr Ungnad mit einem Reisegelde entließ, von da nach Wärrn, um seine dort hin ausgewanderten Geschwister aufzusuchen. Diejenigen von ihnen, die er noch am Leben traf, fand er zu seinem Schrecken in Wiedertaucher verwandelt, worüber auch sein Alter, dorthin verlorster Vater nicht lange vorher aus Oram gestorben war. Von da reiste er über Wittenberg nach Tübingen und traf hier den 11. Dec. d. J. ein. Nach seiner Vorlesung am herzoglichen Hofe zu Stuttgart wurde er außerordentlicher Professor der Theologie zu Tübingen, und nachdem er am 23. Nov. 1579 die theologische Doctorwürde erhalten hatte, verheiratete er sich am folgenden Tage mit der Tochter eines stuttgarter Arztes, Brigitta Schwarz, durch welche er Vater von neun Kindern wurde. Wöde Festtage feierte Grunius in einem griechischen Geichte, welches mit der lateinischen Uebersetzung zur Seite 1581 unter dem Titel: Si. Gerlachii Bidam Tubingensis zu Tübingen in 4. im Drucke erschien ⁴⁾. Mit unermüdetem Eifer und bestem Erfolge lehrte Gerlach nun 33 Jahre lang die theologischen Wissenschaften an dieser Universität, rückte nach Theodor Schnepf's Tode 1586 als ordentlicher Professor in dessen Stelle ein, wurde 1591 Oberaufseher der fürstlichen Stipendiaten, erhielt zugleich das Dekanat und den Austrag, die prophetischen Schriften des A. T. zu erklären, ohne ihm dadurch die Vorträge über die Schriften des N. T., besonders der Briefe Pauli, zu verwehren. Im J. 1600 wurde er Profrst und Prokanzler der Universität, legte aber das letztere Amt 1605 wieder nieder. Einige Jahre vor seinem Tode wurde er von Schwindel und Geisteschwäche so stark befallen, daß er sein Gedächtniß völlig verlor und seinen Namen nicht mehr zu nennen wußte; er starb am 30. Jan. (n. St.) 1612. Die an seinem Grabe gehaltene Rede vom Prof. Matth. Sautentfer erschien mit dem Lebenslaufe Gerlach's zu Frankfurt 1612 in 4. Gerlach's hinterlassene, lateinisch verfaßte Schriften sind meist polemischen Inhalts gegen Jesuiten, wie z. B. gegen den Niederländer Johann Buser und den Italiener Bellarmine, wie gegen Calvinisten, als z. B. Lambert Daneau, über die Abendmahlslehre, die Gottheit und beide Naturen Christi, die Trinität, Gnadenwahl. und

1) *Peto itaque magnopere a te.* (schreibt er unter Anderem an Gerlach, ut quod sine disputatione aut molestia tua fiat) de rebus Graecorum, tam aliorum quam eorum qui istae vivunt studiosae ad me praescribas. Nosti enim, quam ego Graeci nominis amans sum." 2) Der Artikel von Jä über M. Grunius in dieser Section 20. Bd. S. 237 nimmt keine Rücksicht auf diese Umstände. 3) Vergl. dessen Schwabische Chronik II, 328.

4) Man hat nicht gewußt, was ohne den Zusatz auctore M. Grunio aus dieser Schrift zu machen sei, und sie ist deshalb oft für ein Werk Gerlach's selbst gehalten worden, das es jedoch nicht ist. Der Verfasser nahm es auch in seine *Germano-Graecia* p. 194 seq. wieder auf.

Rechtfertigung, gleichwie über die Messiaswürde und die Propheten und das Jassen der Katholiken. Diese kleinen, bald nach einander erschienenen Schriften wurden gesammelt und von ihm 1610 zu Tübingen in zwei Quartbänden wieder herausgegeben¹⁾. Sein Hauptwerk, das sogenannte türkische Tagebuch, blieb indessen als Handschrift in den Händen seiner Familie unbekannt liegen. Erst sein Enkel, M. Samuel Gerlach, welcher Superintendent zu Markgröningen im Württembergischen war, gab es zu Frankfurt a. M. 1674 in Fol. unter dem Titel: „Stephan Gerlachs des Ältern Tagebuch u. s. w.“ mit einer Vorrede, die aber von Job. Wagner verfaßt sein soll, und mit mehreren Brustbildern, darunter das von St. und S. Gerlach, heraus. Dieses interessante Werk, ohne gewissenhafte Redaction seines Herausgebers, zeugt von den ausgebreiteten Verhältnissen, in welchen Gerlach zu Constantinopel lebte, von seiner Umsicht und Begierde zu vielseitiger Erforschung der türkischen und neuarabischen Zustände, gleichwie von seiner, durch viele beschriebene urkundliche Belege befestigten näheren Bekanntschaft mit den verschiedenen diplomatischen Beziehungen mehrerer europäischen Staaten zu der Pforte. Man findet überhaupt darin mehr Belehrung, als der Titel des Buches besagt²⁾.

2) Stephan Gerlach, der Jüngere, Professor der Kirchengeschichte und kirchlichen Alterthümer zu Heidelberg und Tübingen, ein Enkel des Vorhergehenden; war zu Vermbausen bei Stuttgart, wo sein Vater Prediger war, am 6. Mai 1621 geboren. Den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung legte er in der Schule zu Stuttgart, wo ihn aber seine Ältern, welche der Kriegsunruhen wegen nach Tübingen geflüchtet waren, 1635 abriefen und zu sich nahmen. Hier studierte er die philosophischen Wissenschaften und promovierte darin 1641. Um indessen seine Studien ungestörter, als es zu Tübingen damals möglich war, fortzusetzen, begab er sich bald darnach nach Königsberg in Preußen, wo er volle fünf Jahre sich der Theologie widmete, von dort aus auch dem Religionsgespräche zu Jbern 1645 beizuwohnen und hernach nach Helmstädt ging, wo er über drei Jahre lang der Kirchengeschichte und den kirchlichen Alterthümern oblag, die er nochmals auch zu seinen wahren Berufsarbeiten auswählte. Denn nachdem er nach wiedererlangter Ruhe in seine Heimath zurückgekehrt und dasselbst 1654 zum Prediger in Kleinlein ernannt worden war, folgte er 1657 einem Rufe zum Professor dieser Lehrgegenstände an die Universität zu Heidelberg und

später (doch erst nach 1674) an die zu Tübingen, wo er im Juni 1697 starb. Für seinen Lehrberuf war er mit Auszeichnung thätig; daß er aber darin oder in andern Zweigen der Theologie, auch als Schriftsteller gewirkt hat, ist nicht wahrscheinlich, wenigstens wird in den Literaturwerken davon Nichts angegeben³⁾. (R. Kose.)

GERLACHSHEIM, Marktsiedel im Unterelbsaale des Großherzogthums Baden, am rechten Ufer der Tauber in einem freundlichen Thale, war früher ein Prämonstratenserkloster, wurde nach seiner Aufhebung im J. 1203 Besitzung der Fürsten von Salm-Krautheim und kam 1840 in unmittelbaren Besitz Badens. Die Stadt ist Sitz eines Bezirksamts, hat eine Domainenverwaltung, Bezirksförsterei, katholisches Decanat, Physik und Posthalterei. Die 1200 Einw. beschäftigen sich mit Viehzucht, Feilddau und Weinbau (der beste Wein im Taubergrund). (H. E. Hüster.)

GERLE, 1) Dom Christophe-Antoine, zum Theil irrtümlich auch Guerle geschrieben, ein berühmter Schwärmer zur Zeit der großen französischen Revolution. Er war in unkenntlichen Verhältnissen um das Jahr 1740 geboren, kamme aus der Landtschaft Auvergne und widmete sich dem Klosterleben. Er war nicht ohne wissenschaftliche Bildung und Rednergaben, aber aus Mangel an geeigneten Grundlagen scheint er bald gegen wahrer Aufführung, daß gegen Uberglauben eine Reihe von Jahren im Kampfe gewesen und darüber aus immer mit sich im Widerspruch geblieben zu sein. Wohl aus Mißbegnügen wechselte er sein Ordensgütle, wenn es anders wahr ist, was Gregoire erzählt, daß er Prediger bei den Capucinern in Rouelle unweit Mont-Penis gewesen, später jedoch als Karthäusermönch aufgetreten und aus diesem Stande vom Klerus zu Nism in der Landtschaft Auvergne 1789 als erwählter Erbkammern in die Reichstagsversammlung gewählt worden sei, wo er an Laubstide's Stelle Platz nahm.

Gerle batte sich vor Annahme dieses politischen Postens mit dem damals in Frankreich herumschleichenden Theophilanthropismus und im Zusammenhang mit demselben mit den gleichzeitig hervortretenden Schwärmern und Propheten vom Umsturz der geistlichen und weltlichen Verhältnisse, wie sie vor der Revolution bestanden, vertraut gemacht und sich zu diesen Gaudelien mächtig hingezogen gefühlt. Er kannte die Prophezeiungen der die Gaillichkeit nicht schonender pariser Schwärmerin Broben; er trat frühzeitig in Verbindung mit Katharina Tbot (spdtisch Theos genannt), einer ehemaligen pariser Köchin, welche um ihrer Aufferen erregenden Schwärmerie willen, besonders wegen ihrer Angriffe auf die Gaillichkeit und ihrer Verfluchung von deren bevorstehendem Sturze, von den Doctoren der Sorbonne verfolgt, schon vor der Revolution viertelhalb Jahre im Gefängnisse hatte schmachten müssen, und nach ihrer Befreiung als Erleuchtete und durch Wissen begeisterte

5) Man findet diese Schriften einzeln verzeichnet bei Freher, *Theatrum virorum eruditiois clariorum* p. 363 und bei Nicéron, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres* XXVI, 404 seq. Vergl. auch M. Adami Vitae theologorum Germanorum p. 346. 1) Außer diesem Werke und den andern vorher angeführten wurden noch R. Crusius' sechs weitere oben bemerzte Schriften bei mir benutzt. Was den M. Sam. Gerlach betrifft, so ist vieler auch durch ein kleines herabgeschriebenes bekannt, das er 1661 in 4. unter dem Titel: „Prophetischen-Schicksal“ u. s. w. herausgab und Nichts weiter enthält als ein alphabetisches Verzeichniß der Wappensbilder aller europäischen Länder, Herrschaften und Städte.

7) Vergl. Nicéron, *Vergl. d. Parnassus* Heidelbergensis etc. (1690, fol.), dessen Notizen wörtlich in Freher's *Theatrum virorum* etc. p. 1547 fg. übergingen, und Böcher u. d. M.

Propheetin wiederum aufgetreten war. Ihr zur Seite und von Gerle bewundert, stand gleichzeitig die berühmteste Susanna Labrousse, aus Baurain in der Landschaft Dordogne gebürtig, welche beim Ausbruch der Revolution nach Paris wanderte und hier, wie die Thétot, die neue Ordnung der Dinge, die so eben in der kirchlichen Versassung Platz ergriß, sowie den Sturz der weltlichen Macht des Papstes voraussagte¹⁾. Als eifriger Anhänger und Apostel dieser beiden Weisleute zeigte sich Gerle ungemein thätig, er gewann durch sie seine Abneigung gegen den geistlichen Stand, nahm daneben auch die neuen politischen Grundsätze mit Begeisterung in sich auf und erregte besonders während der berühmtesten Sitzung des 20. Juni 1789 im Ballhause durch die Art, wie er den Bürgered lehrte, großes Aufsehen. Am 12. Dec. trug er im Widerspruch mit dem Bischöfe Bonnall auf Auflösung der Klöster oder doch auf die Theilung der Erlaubniß an, daß diejenigen Mönche, welchen das Klosterleben missfalle, dasselbe verlassen könnten. Indessen trug er, jedoch ohne geistliche Functionen zu verichten, sein Ordenskleid bis zur Auflösung der Ordenshäuser; den Antrag, das Vicariat des Bisthums Meaux zu übernehmen, schlug er aus, auch nahm er keinen Anstand, die constituirte Versammlung am 13. Juni 1790 von den Offenbarungen der Susanna Labrousse zu unterhalten, wofür er natürlich kein Gehör fand. Inzwischen hatte er, vielleicht nicht ohne geheime Stütze von Gleichgesinnten der Geistlichkeit und des Adels in derselben Versammlung, als die Frage wegen Verwendung der Kirchengüter dort erörtert wurde, den fühnen Antrag gestellt, die katholische Religion für die herrschende in Frankreich zu erklären und ihre Diener aus Staatsmitteln zu besolden. Dieser Vorschlag fand getheilten Beifall, von den sogenannten Patrioten wurde er als fanatisch verschrien; daher Gerle im Jakobinerclub noch denselben Tag deshalb dergestalt bestimmt wurde, daß er ihn am folgenden Tage zurücknahm. Gleichwohl sprach er zu Gunsten alter Mönche und Jesuiten und vertheidigte die in den Klöstern zurückgebliebenen Mönche. So hielt er sich, freilich in Widerspruch mit sich selbst, in dieser Versammlung bis zu deren Schluß und wurde nachher nicht wieder zum Volksvertreter gewählt. Nur die Stadt Paris ernannte ihn 1792 zum Wähler, und weil er mit seinem späterlichen Abtritte von 900 Livres nicht ausreichte, so sah er sich genöthigt, in irgend einem Bureau Anstellung zu suchen, fand aber keine. Er trieb sich daher in wunderlichem, flückerhaftem Aufzuge, der zu Spöttecken in den Journalen Anlaß gab, als Apollon der alten Äschin Thétot, d. h. als Prophet von der Religion

des höchsten Wesens umher und lief Gefahr, seine Person, die der pariser Gemeinderath ansahle, zu verlieren, wenn ihn nicht Ghaumette, auch ein ehemaliger Mönch, und ganz besonders Robespierre in Schutz genommen hätten. Letzterer, welchem die religiösen Gauselen der Thétot nicht fremd geblieben waren, und der darin für die feinnigen eine Stütze fand, ertheilte ihm auch zur Erhebung seiner Geder ein Zeugniß über sein patriotisches Bürgerthum²⁾. Mit ihm stand Gerle, so wird berichtet, in vertrautem Verkehr, eröffnete ihm seine Wissen, erklärte sie ihm und weißagte ihm die höchsten Bestimmungen. In ähnlichen Beziehungen soll er mit Gouthon, Saint-Just und Barrère, ingleichen mit Ghobet, Vergasse, Ghaumette und Danton gestanden haben. So lange Robespierre obenau schwamm, genoß er Schutz gegen alle Anschuldigungen wegen seiner schwärmerischen Anhänglichkeit an die Propheetin Thétot, welche die Mutter Gerles genannt, von ihm aber als die neue Coa, d. h. die Urbererin eines neuen Lebens, wie in folgenden Versen zu sehen, gepriesen wurde:

Ni culte, ni prêtre, ni roi,
Car la nouvelle Eve, c'est toi !

Sie predigte die Lehre vom höchsten Wesen und von der Unsterblichkeit der Seele und des Leibes und glaubte die Verjüngung ihres abgemagerten, gebrechlichen und 70 Jahre alten Körpers durch die Kraft des göttlichen Wortes an sich selbst zu erleben. Dieser unsinnigen Person diente Gerle als Priester, wohnte allen ihren, mit abgeschmackten Ceremonien verübten Versammlungen, zu denen sich allerlei verdächtige Gesinde einfand, in ihrer Wohnung bei, weichte die in die Sekte aufzunehmenden Personen ein und ließ sie schwören, mit Aufopferung ihres Lebens den Ruhm des höchsten Wesens zu vertheidigen und der Mutter Gottes Gehorsam und Ehrfurcht zu bezeigen. Diese Pöbelen aber blieben nicht verschwiegen und wurden als eine politisch gefährliche Verschwörung gedeutet. Der Nationalconvent trug daher auf den Vortrag Robier's seinen Mitgliedern Senart und Séron auf, mit Hilfe bewaffneter Gendarmen diese Conventuelle zu greifen und die alte Propheetin mit ihrem Priester Gerle zu verhaften. Dieser Beschluß wurde auch am 28. Floréal (im Juni 1794) unter großem Aufsehen vollzogen, als Gerle gerade mit der feierlichen Aufnahme neuer Mitglieder der Sekte beschäftigt war. Die Thétot starb im Gefängnisse während der Untersuchung; Gerle dagegen wurde aus einem Gefängnisse in das andere unter schlechter Behandlung und steter Lebensgefahr geschleppt und schwachete, ohne gehört zu werden, da zumal inzwischen sein mächtiger Beschützer Robespierre hingerichtet worden war, über ein Jahr in demselben.

3) „Je certifie,“ lautet dasselbe, „que Guerle, mon Collègue à l'Assemblée constituante, a marché dans les vrais principes de la révolution, et m'a toujours paru, quoique prêtre, bon patriote.“ 3) „Pour moi,“ sagt er in seiner Vertheidigungsschrift, „je ne puis appliquer cela qu'à la Verité même, qui sera la nouvelle Eve, comme devant nous donner une nouvelle vie.“

1) Deshalb wurde sie zu Rom, als sie dahin kam und ihre Wichtigkeit auch dort vernommen ließ, der Engelsburg eingesperrt, vom Directorium nachmals zurückgeführt, religiös aber nicht festwillig. Erst spät soll sie nach Paris zurückgekommen und lebenslänglich eingesperrt worden sein. Ueber Gerle'schen Briefe der Bischof Pontard von Périgueux in Dordogne große Aufmerksamkeiten, welcher in seinem Journal prophétique ihre Weissagungen bewunderte, während Fauchet, Bischof von Bayeux, Kritiken darüber schrieb.

Unter seinen in Beschlag genommenen Papieren fand man Nichts auf die Seite der Theot Beizügliches, auch Nichts, was die gegen ihn erhobenen Anklagen bestärken konnte, außer ein räthselhaftes Blatt Papier mit drei Spalten, welche mit den lateinischen Wörtern Signa, Verba Prophetiae und Eventus überschrieben waren, nebst einer Sammlung von Sprüchen des Propheten Jesaias, welche Babier auf den Sturz der damaligen französischen Regierung deutete, Gerle hingegen, nachmals in seiner Vertheidigung, auf die Anerkennung des höchsten Wesens. Erst nach Verlaufe von fast siebenmonatlicher Haft ward ihm gestattet, eine Denkschrift zu seiner Vertheidigung aufzusetzen, welche im Jahre 1835 durch die *Revue retrospective*, 4. Band., 2. Folge, p. 292 fg. unter dem Titel „Mémorial pour Dom Gerle“ veröffentlicht worden ist. Aus ihr ersieht man den ganzen Bestand der ihm gemachten Beschuldigungen, von welchen er zwar seinen Verkehr mit der Theot nicht leugnet, vielmehr ihr legales Verhalten und ihre religiösen Ansichten rühmt, aber doch ihre Schwäche tadelt, Jedermann ohne Ausnahme, zumal nichtsaugigen Geistes, den Zutritt bei sich gestattet, und deshalb seinen Fehler eingesteht, nicht bei Zeiten sich von ihr losgerissen zu haben, beteuert gleichwohl, daß ihre Versammlungen so wenig als ihre Grundsätze, die, wie bei allen Menschen, Wahres und Irrthümliches in sich aufgenommen hätten, weder so verdächtig, noch so gefährlich gewesen wären, wie sie Babier geschildert hätte. Dagegen leugnete er, Offenbarungen gehabt und sie Kobespierre und allen denen, welche oben erwähnt wurden, mitgetheilt, noch sonst in irgend einem Verkehr mit ihnen gestanden zu haben. Die meisten von diesen Revolutionsmännern, gab er vor, gar nicht gekannt zu haben, während er das ihm von Kobespierre ertheilte Bürgerzeugniß, welches seit dem 9. Thermidor zu den Hauptstücken der Anklagen gegen ihn gezählt wurde, in der oben bemerkten Veranlassung zu erklären wußte. Seinen Widerwillen endlich gegen den geistlichen Stand datirte er jedenfalls viel weiter zurück, als er denselben faktisch offenbart hatte und reinierte sich mit Berufung auf sein Verhalten in der konstituierenden Versammlung von der Beschuldigung, ein finsterner, fanatischer Mönch gewesen zu sein.

Gerle wurde indessen erst am Schluß des Nationalconvents im Herbst 1795 in Freiheit gesetzt, hierauf mehr Jahre lang Mitarbeiter an *Isidore Langlois' Messenger du soir* und später im Ministerium des Innern während des Kaiserreichs beschäftigt; er hat sonach hinreichende Beweise abgelegt, daß ihn seine lange Haft von den Verirrungen der ersten Bewegungen vollkommen geheilt hatte. Das Jahr seines Todes ist unbekannt, doch fällt er noch vor 1822.) (B. Röse.)

4) Benutzt wurden, außer der gedachten Denkschrift, noch *La littérature française contemporaine* IV, 77, die *Biographie nouvelle des Contemporains* VIII, 113 seq. und *Stäudlin's Zeitschrift's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte* I, 3, 87 fg., worin die Thatfachen aus *Grégoire's Histoire des Sectes religieuses* entnommen worden sind, nebst den Jahrgängen des *Moniteur* 1799 — 1794.

2) Hans Gerle, auch Gerl oder Gerla geschrieben, lebte im 16. Jahrh. zu Nürnberg, berühmt als einer der ausgezeichnetsten Geigenpieler und Lautenmacher. Auch als Virtuoso aus seinen Instrumentenaund als musikalischer Schriftsteller erlangte er einen geachteten Namen. Schon früh hatte er sich dem Geschafter seines Vaters Konrad Gerle gewidmet, der 1521 als ein gleichfalls berühmter Lautenmacher zu Nürnberg starb. Gerle selbst beschloß 1570 sein Leben. Als Instrumentenmacher soll Gerle seinen Vater weit durch den schönen Accord, die präcise und elegante Proportion und besonders gleichmäßige Resonanz der von ihm in verschiedener Größe gefertigten Geigen und Lauten übertroffen haben. Unter seinen Compositionen sind folgende zu erwähnen: *Lautenpartien in der Tabulatur*. (Nürnberg 1530. fl. 4.) *Musica Teutsch*, auf der großen und kleinen Geigen, auch Lauten. Welchermaßen die mit Grund und Art jener Composition, aus dem Gesang in Tabulatur zu ordnen und zu setzen ist, sammt verborgener Application und Kunst, darin ein Liebhaber und angesehener berühmter Instrument so darzu nützung dregt, um ein sonderlicher Myster mensurlich durch Tägliche Übung leuchtlich kumen kan. Durch Hans Gerle, Lautenist, Bürger und Lautenmacher zu Nürnberg. Im Jahr 1533. Eine zweite Ausgabe dieses Werkes erschien 1537; eine dritte vermehrte Auflage 1548 unter dem veränderten Titel: *Musica und Tabulatur*, auff die Instrument der kleinen und großen Geigen, auch Lauten u. s. Von neuem Corrigirt und durch aus gebessert durch Hanslen, Lautenmacher zu Nürnberg. Gedruckt zu Nürnberg durch Iheronimus Formschneider im Jahr 1546. 4.)

3) Wolfgang Adolf Gerle, geb. am 9. Juli 1781 in Prag, war der Sohn eines Buchhändlers, dem er eine sorgfältige Erziehung verdankte. Anfangs widmete sich Gerle dem Geschafter seines Vaters. Im J. 1814 ward er Professor der italienischen Sprache an dem Conservatorium der Musik in Prag. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode. In einem Anfälle von Schwermuth nahm er sich selbst das Leben am 29. Juli 1846. Seine Leiche ward am folgenden Tage in der Hofbau unfern der Kettenbrücke gefunden. Drei Briefe, an Freunde gerichtet, fanden sich in seinem literarischen Nachlasse. Sie dürften, wenn sie veröffentlicht worden wären, vielleicht nähren Aufschluß geben über dies traurige Ereigniß, das nach den günstigen Verhältnissen des Verstorbenen um so unerklärlicher war. Allgemein bedauert ward der noch sehr rüstige Mann, der durch seine Urbanität und heitere Laune die Seele vieler geselligen Circel war. Am 1. Aug. 1846 ward Gerle beerdigt. Einer seiner vieljährigen Freunde, der Director Hoffmann, ehrte sein Andenken durch einen Grabstein, den er ihm errichten ließ. Auf der einen Seite befand sich

1) Bzgl. Kießhaber's Bibliograph. Nachrichten von Hans Gerle, berühmtem Lautenmacher in Nürnberg (in der *Zeitschrift Wagner's Musikalische Zeitung* 1816. S. 306 fg.). Gruber's Beiträge zur Literatur der Musik S. 36 fg. Gerber's *Historiographische Erkennt der Tonkünstler* 1. Th. S. 501. Dessen *Kunst Künstlerlexikon* 2. Th. S. 307 fg. Götner's *Universallexikon der Tonkunst* S. 341.

die Inschrift: „W. A. Gerle, Schriftsteller“ auf der andern die Angabe seines Geburts- und Todestages. Am 17. Oct. ward ihm zu Ehren eine Leichenfeier auf dem wölschnen Gottesacker veranstaltet. Einige der vertrauten Freunde und Bekannten waren dazu eingeladen worden. Nach einer ergreifenden Rede, in welcher Hoffmann die literarischen Verdienste des Dahingegangenen und seinen lebenswürdigen Charakter als Mensch geschildert hatte, legte er einen aus Lorbeer- und Eichenblättern geflochtenen Kranz auf den Denkstein. Ein von T. G. Hölzl gedichtetes Lied, von vier Theatermitgliedern unter Begleitung von Blasinstrumenten gesungen, beschloß die rührende Leichenfeier.

Früh, schon in seinem sechsten Jahre hatte sich Gerle's Talent für Poesie und Literatur entwickelt. Er war unermüdet im Lesen der vorzüglichsten belletristischen Schriften, die ihm der Buchladen seines Vaters dargab. Diefes zeigte einen der ersten schriftstellerischen Versuche, einen Roman, dessen Helden Vögel waren, dem Lustspielbüchler Jünger. Durch diesen ermuntert zu literarischen Arbeiten, setzte er dieselben mit einer rastlosen Thätigkeit fort. Sein Name wurde auch im Auslande vortheilhaft bekannt, sowohl durch selbständige Werke, als durch viele Beiträge zu in- und ausländischen Zeitschriften. In dem ersten Biertel des neunzehnten Jahrhunderts war Gerle beinahe der einzige genannte Schriftsteller in Böhmen. Von auswärtigen Gelehrten, die nach Prag kamen, wurde er vielfach besucht; sein Humor, seine Geselligkeit, erwarben ihm viele Freunde.

Gerle's literarische Thätigkeit erstreckte sich vorzugsweise auf drei Fächer der Literatur: auf Romane, Novellen und Märchen; auf Lustspiele, Poesien und Trauerspiele; auf Topographie und novellenartige Behandlung der Geschichte. Auch im Epos machte er einige Versuche. Den geringsten Werth legte er auf seine lyrischen Produkte. Ein gefälliger Styl diente allen seinen Arbeiten zur Empfehlung. Aus Bescheidenheit und Misstrauen in seine Kräfte ließ er mehrere seiner Erzählungen unter dem pseudonymen Namen Gustav Gerle erscheinen: *Aleris* und *Rabine*; *Rodolphi* von Sandewal; Eugen, Graf von Montpensier u. a. m. Seinen Ruf als Belletrist begründete er durch eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: „*Korallen*“, die er unter seinem wahren Namen zu Leipzig 1807 drucken ließ. Eine zweite Auflage dieses Werkes erschien zu Prag 1811. Mehr oder minder Beifall fanden auch, außer seinen vielgelesenen Volksmärchen der Böhmen (Prag 1819. 2 Bde.) eine 1821 in zwei Theilen zu Leipzig herausgegebene Sammlung von Novellen, Erzählungen und Märchen: der keine Phantasie (Leipz. 1821. 2 Bde.); Schattenriss und Mondnachtbilder (ebendaf. 1824. 3 Theile.); Die Liebesparke (Wien 1825. 2 Theile.); Neue Erzählungen (Prag 1826.); Holzschnitte und Aquarellen (ebendaf. 1841.); Lebensbilder aus der niederländischen Schule (ebendaf. 1841.) u. a. m. Seine Historien und Schwänze des Meisters Hans Sachs (Pesth 1818.) ließ Gerle unter dem Namen Konrad Spät, genannt Frühau, erscheinen. Auch in der dra-

matischen Poesie lieferte Gerle manches Beachtenswerthe, unter Anderem den blauen Domino (1820.), die Abenteuer einer Neujahrsknosp (1828.) u. a. m. Nach von der Nelde bearbeitete er die Komödie des Liebhabergreiter, nach Calderon das Räbchen des Gomez Arias. Gemeinschaftlich mit seinem Freunde Uffe Horn schrieb er das mit dem Preise gekrönte Lustspiel: „Die Vormundhaft“, und ein anderes: „Der Naturmensch.“ Auch in der Tragödie machte Gerle einen Versuch in dem Trauerspiele, *Joromir und Udalrich*.¹⁾ Dem Theile seiner Schriften, zu welchem ihm die Topographie oder Geschichte den Stoff lieferte, lag meist ein locales Interesse zum Grunde. Dahin gehören sein historischer Bilderlaß der Vorzeit Böhmens (Prag 1823—24. 3 Theile.); Böhmen, Gemälde (Pesth 1829. 3 Theile.); Böhmen's Heilquellen (Prag 1825.); Prag und seine Werthwürdigkeiten (ebendaf. 1826.); der Reisesfähre in Böhmen (ebendaf. 1833.); 3. Aufl. (ebendaf. 1842.)²⁾ u. a. m.

(Heinrich Döring.)

GERLING (Christian Ludwig), geb. am 11. Nov. 1745 zu Rostock, verband den dortigen Lehramtsten seine Elementarbildung. Seltene Geistesanlagen und rastloser Fleiß unterstüzten seine wissenschaftlichen Fortschritte. Er widmete sich in Göttingen dem Studium der Theologie. Im 3. 1769 erlangte er dort die Magisterwürde durch Vertbeidigung seiner Inauguraldissertation: *De cognitione Dei rerumque divinarum analogica*. (Gott. 1769. 4.) Einige Jahre später (1771) wurde er Adjunkt der philosophischen Fakultät. Er vertbeidigte bei dieser Gelegenheit seine Abhandlung: *De concordia rationis et fidei in deservenda laude hominis naturali*. (P. I et II. Gott. 1771. 4.) Er hielt seitdem öffentliche Vorlesungen über praktische Theologie und Dogmatik, über welche er in einem gedruckten Umriss (Rostock 1771.) nähere Auskunft erteilte. In Göttingen, wo er zum zweiten Universitätsprediger ernannt worden war, erhielt er einen Ruf nach London. Dort wurde ihm 1773 die Stelle eines teuffchen Hofpredigers übertragen, die er jedoch nach drei Jahren (1776) niederlegte, wo er sich zur Rückkehr in seine Vaterstadt Rostock entsaß. Er wurde dort, an Belthufens Stelle, Professor der Theologie und Prediger an der heiligen Geistkirche. Im 3. 1777 folgte er einem Rufe nach Hamburg als Hauptpastor an der St. Jakobskirche. Als Scholarch und Senior des Ministeriums starb er hier den 13. Januar 1801. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch mehrere einzeln gedruckte Kanzelreden, durch Auszüge aus seinen Sonntags-, Fest- und Passionspredigten (Hamburg 1778—96. 18 Jahrgänge), durch Tabellen zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen über praktische Theologie (Göttingen 1773.) und mehrere einzelne theologische Abhandlungen. Besondere Erwähnung verdient unter diesen seine zu Göttingen 1776 erschienene Se-

¹⁾ Beigl. Wolff's Almanach für Freunde der Schauspielfunst auf das Jahr 1848. ²⁾ Blum's und Hertkoff's Almanach. 4. Bd. S. 42. ³⁾ Meusel's Ge. Deutschland. 13. Bd. S. 490. 17. Bd. S. 699. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXIV. 1. Th. S. 482 ff.

lecta capita doctrinae de summa atque aeterna Jesu Christi divinitate, recentiorum quorundam erroribus opposita *).

(Heinrich Döring.)

GERLINGEN, Dorf im württembergischen Neckar- kreise, Oberamt Leonberg, mit gegen 1500 Einwohnern. Auf einem Berge über dem Dorfe das schöne Schloß Solitude mit einer Molkennanstalt, gewöhnlicher Belu- stigungsort der Bewohner der Umgegend, namentlich der Stuttgarter. In der Nähe des Schlosses befindet sich ein großer Wildpark mit dem Bärenschloßchen, einem Jagdschloße.

(H. K. Hüsler.)

GERLOSSELUSS (der), ein kleiner Bergstrom im österrichischen Salzachkreise. Durch die Krumbach, die Winterthalbach, die Trutzbach, die Schwarzbach, die Schieferbach, die Weissenbach, die Hantenbach und die Achernbach verstärkt, fällt er bei Stuben unterhalb Belle in die Ziller und mit dieser vereinigt oberhalb Kropfsberg in den Inn.

(H. K. Hüsler.)

GERMA (τὰ Γερμα u. ἡ Γερμα), 1) eine römische Colonie in Galatien, im Gebiete der Tolistibonia, welche durch Münzen, unter Commodus geprägt, bezeugt wird. Kiechel, Doct. num. P. I. Vol. III, 178. Ptolemaeos V, 4, 7: Γερμα ἢ Θερμα ἀνατολὰς ἀπὸ τοῦ ποταμοῦ. (Hier ist das zur Zeit des Ptolemaeos blühende Alexan- dria Troias gemeint.) Wahrscheinlich war diese Colonie erst unter Commodus eingerichtet worden. Dieselbe lag 16 Mil. von Pessinus. Weffeling zum Itinerarium Antonini p. 201. Jedemfalls ist Germa in der Ta- bula Peutingeriana (Segm. IX. D. ed. Mannert) zwischen Pergamum und Thyatira angesetzt, derselbe Ort, da anderwärts ein Germa nicht erwähnt wird. 2) wird ein Hieria Germa in der Nähe von Mytilos genannt (Stephanus Byz. v. und Socrates, Hist. eccl. IV, 11). Bei Hierocles heißt dieser Ort Γερμα. Bergl. Cellarius, Orb. ant. II, 39.

(Krause.)

GERMAIN (August Johann, Graf), ein verdienstvoller französischer Staatsbeamter, war der Sohn eines reichlichen Banquieres zu Paris, welcher, so geht die Sage, von dem berühmten Goldschmiede Germain abstammte, dessen Geschäftigkeit durch Voltaire's Schrift über das Votus et Tu einen ausgebreiteten Ruf erhalten hatte. Geboren 1787, widmete er sich frühzeitig dem Verwaltungsfache und schloß sich nach Errichtung des französischen Kaiserreiches an Napoleon mit einer solchen Ergebenheit an, daß er 1806 Kammerherr und 1813 Reichsgraf wurde. Als Ordennonschlichter zwischin in dem Gefolge des Kaisers gebildet, machte er mehrer Feldzüge mit und verteidigte an der Spitze einer bairi- schen Besatzung im J. 1809 die tiroler Festung Kuff-

stein bis zum Entfuge durch Lefebvre. Als er 1813 als bevollmächtigter Minister zum Großherzoge von Würz- burg gesendet wurde, übernahm er dort auch die Ver- waltung des Finanzministeriums und kehrte am 15. Aug. den Geburtstag seines Kaisers mit großer Pracht, mußte aber, als sich der Großherzog nach der Schlacht bei Leip- zig den Verbindeten angeschlossen hatte, nach Frankreich zurückweichen. Hier zu Anfang 1814 dem Commando der pariser Nationalgarde als Adjutant beizugehen, schwur er zwar dem Kaiser den Eid der Treue von Neuem, allein am 31. März d. J. erklärte er sich unter den Offizieren zuerst für die Sache der Restauration mit einer Begei- sterung, welche um so mehr auffiel, als er an die alte Dynastie nicht durch ausgezeichnete Geburt gebunden war. Diesen Eifer belohnte indessen Ludwig XVIII. damit, daß er Germain am 8. Juni zum Präsidenten des Saone- und Loirdepartements und bald darauf auch zum Ritter des heiligen Ludwigs ernannte. Beim Besuche des Grafen von Artois in Neuen wurde ihm noch das Kreuz der Ehrenlegion zurückgegeben, das er früher schon von Napoleon erhalten hatte. Bei der Rückkehr des Letztern nach Frankreich im März 1815 bot Germain, wieviel ohne Erfolg, Alles auf, dessen Zug nach Paris zu vereiteln und die Zuneigung zu ihm zu unterdrücken. Indessen behauptete er sich auf seinem Posten so lange, als es nur möglich war, und trat dann, ohne des Kaisers Dienste anzunehmen, bis zur zweiten Restauration in den Privatstand zurück. Jetzt lebte er wieder in die Reihe der königlichen Beamten als Präfect des Seine- Marndepartements zurück und verzichtete zum Besten des Saates auf die 3333 Franken Besoldung, um welche ihn die hundert Tage gebracht hatten. Er fuhr fort, sein Departement mit Einsicht zu verwalten, und erstete im J. 1817 durch seine Maßregeln und seine Entschlossenheit, welche er bei der Unterdrückung des in seinem Bezirke wegen der Verweigerung entstandenen Auf- ruhrs mit Erfolg bewiesen hatte, großes Lob ein. In Gleichem wirkte er zu Neuem gleichzeitig ebenso glücklich gegen Lafayette's Wahl zum Deputirten. Der König belohnte seinen Eifer mit der Anerkennung seiner vor- maligen Grafswürde und ernannte ihn zugleich zum Pair. Gleichwol verlor er nach Derazes' Auscheiden aus dem Ministerium 1820 seinen Posten, trat aber in die Pairskammer, wo er forstlich, den constitutionellen Principien das Wort zu reden. Er starb in der Blüthe seiner Jahre am 27. April 1821 und hatte sich am 24. Febr. 1812 mit dem Fräulein v. Foudetot, aus einer bekannten Familie, vermählt *).

(B. Röze.)

GERMAIN (Michael), ein gelehrter, um die Di- plomatik verdienster Benedictiner von der Congregation des heiligen Maurus, war geboren zu Perrenne in der Picardie am 28. Aug. 1645. Im Laufe seiner wissen- schaftlichen Studien ließ er sich zu Reims am 19. Oct. 1663 in der dasigen Abtei S. Remi in den Orden der

*) 1. J. D. 1416, Gelehrtengeschichte von Hamburg. 1. Th. S. 242 fg. Kopp's Zeitbeobachter gel. Merkwürdig. 1. St. S. 44 fg. Wehner's Merkwürdige Provinzialblätter. 1601. 1. St. S. 98 fg. J. B. Krey's Andenken an todtliche Gelehrte. 4. St. S. 9. Anh. S. 40. P. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 497 fg. Krusell's Gel. Deutschlands. 2. Bd. S. 345 fg. 3. Bd. S. 417. 11. Bd. S. 267.

*) Benutzt wurden, außer mehrern Zeugnissen des Moni- teur, die Biographie nouvelle des Contemporains VIII, 114 seq. und Richauby's Biographie des hommes vivants III, 261.

Benedictiner ausnehmen, setzte alsdann aber seine Studien fort, und als er seinen Gesellen an der Dichtkunst unterdrückt hatte, verwandelte er, von einem vortrefflichen Gedächtnisse und scharfem Verstande unterstützt, seinen ganzen Fleiß auf das Studium der Geschichte, besonders auf deren Hilfswissenschaften, welche vorzugsweise mit der damals in Aufschwung gekommenen Diplomatik in Verwandtschaft stehen. Nachdem er sich hierin gehörig ausgebildet hatte, beriefen ihn seine Ordensoberen als Gehilfen des berühmten Pater Mabillon in diesen Jächern nach Paris, unter dessen ausgezeichnete Leitung er seine gründlichen Kenntnisse noch erweiterte. Namentlich erwarb er sich eine große Fertigkeit im Lesen, Entziffern und Aufschreiben sehr alter Urkunden, und machte sich dadurch seinem Lehrer so unentbehrlich, daß ihn dieser nach dem Tode des Pater's Testament, der auch sein Gehilfe gewesen war, auf mehrern seiner Reisen ins Ausland als Gehilfen mitnahm. So begleitete er denselben 1683 auf einer fünfmonatlichen Reise nach Deutschland, wo sie die Bibliotheken und Archive der Klöster durchforschten, ingleichen 1685 auf der fünfvierteljährigen Reise nach Italien in derselben Absicht. Die Reisen unternahmten beide Gelehrte auf königliche Kosten unter besonderer Begünstigung der Minister Colbert und Letellier; sie waren beauftragt, für die königliche Bibliothek seltene Druckwerke und Handschriften anzukaufen. Aus Italien brachten sie über 3000 dergleichen Werke mit. Ihre übrige Ausbeute an historisch-antiquarischen Gegenständen war überaus groß, worüber sie auch öffentliche Rechenschaft ablegten. Den Reisebericht über ihre Forschungen in Deutschland gaben sie nach ihrer Rückkunft zu Paris zwar besonders heraus, Mabillon nahm ihn aber auch in den 4. Band seiner *Veterum Aneaeorum, complectens iter Germanicum, cum monumentis in eo repertis* (Paris. 1685.) wieder auf, und Fabricius ließ ihn 1717 zu Hamburg, sowie Labarre zu Paris 1723 in der neuen Gesamtausgabe der *vetera anaelecta Mabillon's* wiederabdrucken. Weit umfassender ist ihr ebenfalls gemeinschaftlicher Reisebericht über die in Italien gemachten Entdeckungen und Forschungen, welcher unter dem Titel *Museum italicum* (Paris. 1687—1689.) in 2 Quartbänden erschien, davon der erste in 2 Abtheilungen, außer der umständlichen Beschreibung der Reise selbst, die *Collectio veterum scriptorum ex bibliothecis italicis*, der zweite die *antiquos libros rituales sanctae romanae ecclesiae* enthält. Unter Anderem gibt der erste Band auch den vollständigen Abdruck der lateinisch geschriebenen Geschichte des ersten Kreuzzuges von einem Augenzeugen, die Borgia's bloß in einem dürftigen Auszuge zu seinem Werke *Gesta Dei per Francos* benutzt hatte, bezüglich des sehr alte merkwürdige *Sacramentarium Gallicanum*, oder gallikanische Liturgie.

Beide Werke sind übrigens die einzigen, in welchen der Pater Germain öffentlich als Gehilfe und Mitarbeiter neben dem Pater Johann Mabillon genannt wird, in den andern beiden, bei welchen er diesem nicht minder große und ausgezeichnete Dienste geleistet hat, wird

seiner nicht gedacht. So hat Germain am vierten, für die Kirchengeschichte des 9. Jahrhunderts so wichtigen Bande von Mabillon's *Actis Sanctorum ordinis S. Benedicti, in saeculorum classes distributis* (Paris. 1677—1680.) in 2 Abtheilungen großen Antheil. Sodann hatte er für dessen berühmtes Werk *De re diplomatica* (Paris. 1681. fol.) das ganze vierte, von den Päpsten der alten französischen Könige, in welchen sie ihre Diplome ausgearbeitet hatten, handelnde Buch ausgearbeitet. Dieser Abschnitt aber wurde von Adrian von Valois mit so vieler Bitterkeit angegriffen, daß Germain darauf antworten wollte, allein von Mabillon daran gehindert wurde.

Das einzige unter seinem Namen allein herausgegebene Werk, durch welches er zuerst Zeugnis ablegte von der Tüchtigkeit seiner diplomatischen Kenntnisse, ist die auf Veranlassung der Actissen von Soissons von ihm bearbeitete *Histoire de l'abbaye royale de N. D. de Soissons, de l'ordre de S. Benoît etc.* (Paris. 1675. 4.) mit einer Urkundenammlung.

Fast seine ganze übrige Lebenszeit nahmen die Arbeiten des oft kranken Mabillon's (s. d. Art.) in Anspruch, für welchen er so eifrig dienstfertig war, daß er häufig über der Arbeit sich des Schlafes beraubte. Ebenso pflegte er denselben während seiner Krankheiten. Solche außerordentliche Anstrengungen — er galt für einen der fleißigsten Gelehrten — richteten denn auch bald seine dauerhafte Gesundheit zu Grunde. Er starb in seinem 49. Jahre am 23. Jan. 1794 in großer Achtung zum größten Schmerze Mabillon's, so daß denselben viele angesehenen Personen ihr Beileid wegen dieses großen Verlustes bezeugten. Germain's Stelle bei seinen diplomatischen Studien ersetzte nun der berühmte Benedictiner Dietrich Ruinart, der auch sein Schüler war.

In Handschrift hinterließ Germain eine Geschichte der Klöster seines Ordens unter dem Titel *Monasticon Gallicanum* in drei Theilen mit vielen Rissen, die auch schon in Kupfer gestochen waren, weil er das Werk auf Befehl seiner Ordensoberen drucken lassen wollte. Es ist indessen bloß zur Gallia christiana benutzt worden und befand sich ehemals in der Abtei St. Germain des Prés zu Paris *).

(D. Hise.)

GERMAIN (Sophie), eine Dame, welche durch gründliche Kenntnisse mannichfaltiger Art, ganz besonders aber durch ihre vortrefflichen Leistungen auf dem Gebiete der höheren Mathematik sich vor allen Personen ihres Geschlechts auszeichnete, und vielleicht das einzige Frauenzimmer ist, welches auf diesem Gebiete neue wichtige Entdeckungen gemacht hat. Sie wurde geboren zu Paris den 1. April 1776. In ihrem 13. Jahre hörte sie bei ihren Vätern viel von der herannahenden Revolution sprechen, da ihr Vater Mitglied der assemblee constituante war. Die drohenden Stürme ahnend, suchte das fluge Kind nach einer Beschäftigung, welche den Geist von den Gedanken an die schrecklichen Ereignisse jener Zeit gänzlich abgibt. Es fand in Montucla's

*) Weigl. Kassins, Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur, in der neuesten Bearbeitung I, 331 fg.

Befichte der Mathematik die Erzählung, daß den Iracimedes weder die Einnahme von Syrakus, noch das Beschießen und die drohende Waffe des feindlichen Soldaten von seinen geometrischen Beschäftigungen ablenken können. Diefem Beispiele beschloß Sophie Germain zu folgen. Ohne andern Lehrer und Führer, als sie in der Bibliothek ihres Vaters von ihr aufgefundenen Werke von Bézout, machte sie sich an Werk. Ihre Familie widersetzte sich Anfangs diesem für das Alter und Geschlecht des Kindes ungewöhnlichen Geschmache, aber Sophie überwand alle Schwierigkeiten, die man ihr in den Weg legte. Bei einer Kälte, wo die Tinte in ihrem Schreibzeuge einfrohr, fand sie oft des Nachts auf, juckte sich, da man, um sie zur Ruhe zu zwingen, alle Heizungsstüde, sowie alles Licht und alles Brennmaterial aus ihrer Nähe weggenommen hatte, dicht in Decken und arbeitete beim Scheine einer Lampe, die sie sich zu verschaffen gewußt hatte. Durch so viel Ausdauer besiegt, hörte man endlich auf, ihren Wünschen zu widerstehen. Sie lebte nun ganz ihren Studien und erzählte späterhin oft, wie glücklich sie sich gefühlt habe, als sie, nach langer Anstrengung, sich überzeugete, die Sprache der Analysis endlich ganz inne zu haben. Nachdem sie mit Bézout fertig war, studirte sie die Differentialrechnung von Lefebvre und verlebte, hierin vertieft, die Schreckenszeit. Nach Stistung der Normal- und polytechnischen Schule verschaffte sie sich Hülfe von den Vorlesungen der dort angestellten Professoren. Vorzüglich angezogen fühlte sie sich von Fourier's Chemie und von Lagrange's Analysis. Jeder der Professoren pflegte damals am Schluß eines Cours seine Zuhörer zu veranlassen, ihm schriftliche Bemerkungen über die in diesem Cours abgehandelten Gegenstände einzureichen. Fräulein Germain ließ ebenfalls ihre Bemerkungen unter dem Namen eines Jünglings der polytechnischen Schule an Lagrange gelangen. Dieser lobte ihre Arbeiten, und als er nachher den wahren Namen der Verfasserin erfuhr, so ging er zu ihr und begabte ihr in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Bewunderung. Eine so ungenössliche Erscheinung machte Aufsehen und veranlaßte manche Gerüchte von ausgezeichnetem Verdienste, die Bekanntheit Sophien's zu suchen, welche dadurch Gelegenheit gewann, ihrem Geiste treffliche neue Nahrung zuzuführen.

Im J. 1798 erschien Legendre's Theorie der Zahlen und zog Fräulein Germain so mächtig an, daß sie ihr ganzes folgendes Leben hindurch, ähnlich wie der große Euclid, mit Vorliebe Untersuchungen über diesen Zweig der Mathematik anstellte. Als drei Jahre später die Disquisitiones arithmeticae von Gauß erschienen, trat sie mit dem berühmten Verfasser in Briefwechsel, unter dem angenommenen Namen eines ancieen élève de l'école polytechnique. Gauß erwieß dem ihm unbekannten Mathematiker die ehrenvollsten Anerkennungen, erfuhr aber erst, nachdem die Correspondenz Jahre lang gedauert hatte, mit wem er es eigentlich zu thun habe. Während des Feldzugs von 1806 empfahl nämlich Fräulein Germain dem Hrn. Gauß einem Freunde ihrer Familie, dem Generale Permetti, welcher die Artillerie commandirte, als die Fran-

zosen Braunschweig besetzten, wo sich Gauß damals aufhielt. Durch Permetti wurde nun Gauß mit dem Namen und Geschlechte seines Correspondenten bekannt und drückte in seinem nächsten Briefe an Sophie Germain ihr seine lebhafteste Dankbarkeit und Bewunderung aus. — Bis dahin hatte Fräulein Germain Nichts unter ihrem Namen herausgegeben; jetzt aber erregte sich Etwas, was sie veranlaßte, öffentlich als Schriftstellerin aufzutreten. Schladni kam nämlich nach Paris, um dort seine merkwürdigen Versuche über die Schallschwingungen und die durch dieselben erzeugten Figuren zu zeigen. Er fand Beifall und Aufmunterung bei den französischen Gelehrten. Napoleon ließ sich die Versuche wiederholen, interessirte sich lebhaft dafür und wünschte diese Schwingungen dem Calcul unterwerfen zu sehen. Er ließ durch das Institut von Frankreich einen außerordentlichen Preis für die von ihm gewünschte streng mathematische Theorie aussetzen. Ein Aufspruch von Lagrange entmuthigte aber alle Mathematiker, an die Beantwortung der Preisfrage zu gehen. Lagrange erklärte nämlich, daß dazu eine ganz neue Art von Analyse nothwendig sei. Nur Sophie Germain hatte den Muth, zu sagen: „Eh bien! mon cher maître, moi je ne désespère pas du succès.“ Sie wiederholte die Versuche mit den mannichfachen Veränderungen und studirte die dabei vorkommenden Erscheinungen. Dann wandte sie die Analysis darauf an und gab in einer Abhandlung, die sie zur Preisbewerbung einreichte, eine Gleichung für die Bewegung elastischer Flächen. Allein die Art, wie sie die Analysis gelernt hatte, immer nur ihrem Instincte folgend, ohne jemals einen regelmäßigen und vollständigen Cours derselben durchzumachen, erlaubte ihr nicht, ungeachtet aller ihrer Sagacität, die Aufgabe vollkommen zu lösen. Indessen hatte sie das Feld der Untersuchungen eröffnet und Lagrange fand, indem er die Abhandlung seiner Schülerin verbesserte und ergänzte, die vollständig genaue Gleichung. Auch erkannte das Institut von Frankreich an, daß der [anonyme] Verfasser der eingereichten Abhandlung sich sehr verdient gemacht habe, und gab, um ihn aufzumuntern, dieselbe Frage für die nächste Preisbewerbung auf. Bei dieser zweiten Preisbewerbung erhielt zwar Fräulein Germain wieder nicht den eigentlichen Preis, jedoch eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Im J. 1816 wurde endlich ein dritter Generaux eröffnet, und dies Mal trug Fräulein Germain den wirthlichen Preis davon. Die Entdeckung der Vibrationsgesetze elastischer Flächen war ein so wichtiges Ereigniß für die Wissenschaft, so fruchtbar an daraus fließenden Folgerungen, daß Sophie Germain ihr ganzes folgendes Leben hindurch damit zu thun hatte, diese Folgerungen zu entwickeln. Im J. 1820 gab sie, von Fourier und Legendre dazu aufgefordert, ihre Recherches sur la théorie des surfaces elastiques heraus, worin sie die gekrönte Preisschrift zum Grunde legt, daran aber Umarbeitungen ihrer beiden früheren Abhandlungen knüpft und die Gründe ihrer Analyse darlegt. Im J. 1826 gab sie ein neues Mémoire sur la nature, les bornes et l'étendue de la question des surfaces elastiques

heraus. — Zugleich setzte Fräulein Germain ihre Arbeiten über unbestimmte Analysis und Zahlentheorie fort. Ihre Bemühungen, das Fermat'sche Theorem zu beweisen, wurden zwar nicht mit völligem Erfolge gekrönt, lieferten aber schöne Hilfsätze, welche Legendre in ein Supplement zur zweiten Ausgabe seiner Theorie des nombres aufnahm. Im J. 1828 schrieb sie für die *Annales de physique et de chimie* eine discussion sur les principes de l'analyse employés dans la solution du problème des surfaces élastiques. Als die Julirevolution 1830 ausbrach, flüchtete sie wieder, wie im J. 1789, in ihr Studierzimmer und arbeitete ein *Mémoire* sur la courbure des surfaces élastiques aus, welches im J. 1831 in Grelle's Journal für reine und angewandte Mathematik im Druck erschien. Schon litt sie aber an einer der schmerzhaftesten und gefährlichsten Krankheiten, dem Brustkrebs, welcher sie langsam dem Tode entzogenführte. Sie ertrug ihre Leiden mit großer Standhaftigkeit und hörte nicht auf, sich in schmerzfreien Augenblicken wissenschaftlich zu beschäftigen. Eine in dieser Zeit von ihr verfaßte Schrift: *Considerations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture*, hat ihr Name, der Deputirte L'Herbette, im J. 1833 herausgegeben. Sophie Germain starb am 17. Juni *) 1831. — Wir haben schon oben gesagt, daß Fräulein Germain außer ihren mathematischen Kenntnissen noch eine Menge anderer besaß, und zwar in einem solchen Grade, daß dieselben für sich allein hingereicht hätten, ein Frauenzimmer berühmt zu machen. Sie hatte ohne Lehrer Lateinisch gelernt, freilich nicht um der Sprache und der alten Classiker willen, sondern um lateinisch abgefaßte mathematische Werke, z. B. die von Newton und Euler, in den Originalen lesen zu können. Unter den von ihr hinterlassenen Handschriften sind ferner Arbeiten über die Geschichte, über die Geographie, besonders über die Geographie der Alten, über die Naturwissenschaften u. s. w. Kein Find ihre philosophischen Bemerkungen. Sie hielt viel von der Metaphysik, aber wenig von den verschiedenen metaphysischen Systemen, welche sie les romans des intelligences supérieures nannte. In allen ihren Arbeiten war ihr Gang der Gang des Genies, welches man inspirirt nennen kann, weil es beim ersten Anblicke der Probleme die Auffösungen sieht, ehe es noch Zeit gehabt hat, den Zusammenhang der Principien und Folgerungen zu erforschen; letztere Erforschung ist dem Genie eine secundäre Operation, die es, nöthigen Falls, nachher, gleichsam in sich selbst zurückkehrend, vornimmt. Auch die Unterhaltung unserer Sophie Germain trug diesen Stempel des Genies, denn mit sicherem Taete erstreckte sie schnell die Bräutigamsgeanken und gelangte, mit Ueberbpringung aller Zwischenglieder, sogleich zu den Schlußfolgen. Wenn sie scherzte, so verknüpfte sie wichtige und tiefe Gedanken unter anmutigste und leichte

Formen. Besonders liebte sie es, Vergleichen zwischen der moralischen und physischen Weltordnung anzustellen, welche beide sie gleichem Gesetze unterworfen erklärte. Man denke sich hinzu daß sich bei jeder Gelegenheit aus ihrem Inneren hervorbringende unermüdete Wohlwollen gegen alle Menschen, um sich ein annäherndes Bild von dem Reize der Unterhaltung mit dieser hochbegabten Dame zu machen. Die eben gerühmte Unermüdetigkeit Sophien's bewies sich vorzüglich, wenn sie, wie es oft geschah, Ideen, die sie selbst zuerst gehabt und mitgetheilt hatte, von Anderen aufgegriffen, weiter aufgeführt und verarbeitet sah und sich dann des Ruhens freueten, welchen die Wissenschaft und welchen fremde, oft undankbare, Menschen von solchen Gedanken zogen. Es kenne weniger darauf an, sagte sie, wer einen Gedanken zuerst gehabt, als darauf, wer diesen Gedanken fruchtbar gemacht habe. Derselben edeln Charakter bewies sie in allen ihren Handlungen. Sie liebte die Tugend wie eine geometrische Wahrheit; denn wer in der Geometrie die Ordnung lieben gelernt habe, wie könne der anders als sie auch in allen anderen Dingen lieben? Und Gerechtigkeit, Tugend, was seien sie denn Anderes als Ideen der Ordnung? — Wie hoch steht dieses herrliche Weib über so vielen Männern, welche durch kleinliche Eitelkeit und Selbstsucht die Achtung schmälern, welche man sonst so gern ihren Verdiensten zollen würde! (Görz.)

GERMAIN (St.), 1) an der Wy, an der Mündung der Normandie im Kanale La Manche mit einem Hafen, der von Jahr zu Jahr mehr verlandet.

2) Germain (St.), Flecken und Hauptort eines Cantons im Departement des Lot, Bezirk Gourdon, 2000 Einwohner.

3) Germain (St.) de Calberte, Flecken und Hauptort eines Cantons im Departement Lozère, Bezirk Florac, 2000 Einwohner.

4) Germain (St.) du Bois, Flecken in Bourgoigne, Departement Saône und Loire, Bezirk Louhans, Hauptort eines Cantons, 1800 Einwohner.

5) Germain (St.) du Plais, Flecken und Hauptort eines Cantons im Departement Saône und Loire, Bezirk von Chalon, 1400 Einwohner.

6) Germain (St.) en Laye, eine hübsche, schön gelegene Stadt nahe an dem linken Ufer der Seine und einem großen, mit Bäumen umgebenen Walde, im Departement der Seine und Oise, 4 1/2 Stunden von Paris, mit 11,000 Einwohnern. Unter den vielen schönen Gebäuden ist besonders bemerkenswerth das auf einer Anhöhe stehende königl. Schloß, welches, unter Franz I. aufgeführt, durch alle Mittel der Kunst geschmückt, in eine Kaserne verwandelt wurde. Die 1200 Toisen lange, 15 Toisen breite Terrasse von St. Germain gewährt eine durch ihre Wildere überraschende Aussicht. Die berühmte La Vallière lebte dort, Jacob Stuart, der letzte König Englands aus dem Hause Stuart, starb daselbst. In St. Germain wurde am 8. Aug. 1570 der dritte Religionskrieg, am 27. Oct. 1635 der Vertrag zwischen Bernhard von Weimar und Frankreich, und am 29. Juni 1679

*) Diesen Tag gibt Libri in dem Journal des débats vom 18. Mai 1832 an. Die Biographie universelle, welche sonst fast den ganzen Artikel Germain, Sophie, aus dem von Libri gegebenen Nekrologe geköpft hat, setzt dasselbe den 26. Juni 1831.

der Friede zwischen Frankreich und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg abgeschlossen“).

(H. E. Hüssler.)

GERMAIN (Saint) EN LAYE, Friedensschlüsse. 1) Der Religionsfriede vom 8. (18.) August 1570, welcher den dritten französischen Huguentenfriede (von 1568—1570) beendigte. Obwohl die sehr günstigen Aussichten, mit denen die Huguenten den dritten Religionskrieg gegen den katholischen Hof zu Ende des Jahres 1568 begonnen hatten, sich nicht verwirklicht; obwohl die Niederlage bei Jarnac (13. März 1569), der Tod des Prinzen von Condé, der Verlust der Schlacht bei Montcontour (3. Oct. 1569) die Sache der Huguenten bedeutend gefährdet hatten, so blieb doch der Muth ihrer Häupter, der Königin-Mutter von Navarra, Johanna d'Albret, und des tapfern Admirals Coligny ungebrochen. Ohne Geld, ohne Vorräthe, in die südwestliche Ecke von Frankreich zurückgedrängt, vermochte sich Coligny doch vermöge der unerundlichen Zähigkeit seiner Anhänger und der reichen Hilfsmittel, die sein großer Geist zu finden mußte, zu behaupten. Während die Katholiken den Untergang seiner Partei für sicher hielten, und Katharina von Medici, die Königin-Mutter, im November d. J. 1569 den Huguenten den Frieden unter der Bedingung anbieten ließ, „sich mit der Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums, und der Gewissensfreiheit ohne Ausübung ihrer Religion zu begnügen,“ waren diese energisch und standhaft genug, völlig freie Religionsübung im ganzen Reiche zu fordern: dazu auch größere Sicherheit als bloße Versprechungen ihnen gewähren konnten.

Bald sollte Coligny dem Hofe sogar wieder gefährlich erscheinen. Statt den Sieg von Montcontour energisch zu benutzen, ergaben sich die katholischen Führer kleinlicher Eifersüchtelei, ward ihre Thätigkeit durch selbstsüchtige Bestrebungen und Uneinigkeit wesentlich gehemmt. König Karl IX., eifersüchtig auf den Ruhm, den sein Bruder, der Herzog Heinrich von Anjou, in diesem Kriege bisher erworben hatte, verbot nach dem Siege von Montcontour dem Letztern, seine Vortheile sofort zu verfolgen. Dann begab er sich selbst zur Armee, um den Oberbefehl zu übernehmen; die schlechten militärischen Vorfälle, die seitdem getroffen wurden, hinderten nicht allein jeden weiteren bedeutenden Erfolg des königlichen Heeres, sondern machten es auch den Huguenten möglich, ihre Kriegsmacht wiederherzustellen. Im April d. J. 1570 hatte Coligny schon wieder Languedoc und Nièmes gewonnen und marschirte nun nach der Loire. Der Marschall von Cossé, dem der König Karl IX. (der letztere hatte im Winter das Herr wieder verlassen, der Herzog von Anjou aber war krank geworden) den Oberbefehl über die katholischen Truppen anvertraut hatte, konnte sich gegen Coligny nicht halten, welcher nun im Mai 1570 auch Nordfrankreich bedrohte, um den Hof zum Frieden gezwungen zu machen. Auch in Gasconne, Languedoc und Dauphiné, den übrigen Schauplätzen des Krieges,

war das Glück den Katholiken nicht mehr günstig. Dieser Wechsel des Kriegsglücks blieb auf die Stimmung des königlichen Hofes um so weniger ohne Einfluß, als die zunehmende Verminderung der königlichen Einkünfte größere Anstrengungen zur Fortsetzung des Krieges unmöglich machte: war man doch seitens des Hofes schon seit längerer Zeit außer Stande, den Truppen den Sold zu zahlen, so daß diese von Raub und Plünderung lebten. Katharina von Medici, die ohnehin die Ansicht gewonnen hatte, daß gegenwärtig die völlige Vernichtung der Huguenten ihrem Interesse nicht angemessen sei, oder dieselbe sich wenigstens nicht mehr für ausführbar hielt, erklärte sich nun zu bedeutenden Zugeständnissen bereit. Auch Karl IX. entschied sich für den Frieden, sowohl aus Eifersucht und Argwohn gegen den Herzog von Anjou, als durch den Einfluß des Marschalls von Montmorency, welcher damals mehr und mehr seine Gunst gewann, bestimmt¹⁾. Coligny seinerseits mußte um so lebhafter die Vernichtung dieses abgöttischen Krieges wünschen, als er die zügellose Willkür seiner Soldaten, die überall, wohin sie kamen, plünderten, brannten und mordeten, nicht zu hemmen vermochte; er willigte jetzt in eine Beschränkung der im November d. J. 1569 (s. oben) von den Huguenten gemachten Forderungen.

Die Unterhandlungen, die während des Juli 1570 eifrig geführt wurden, nahmen einen erfreulichen Fortgang; am 8. (18.) August 1570 ward zu St. Germain en Laye der Friede abgeschlossen, und das königliche Edict, welches denselben verhängte, drei Tage nachher im pariser Parlamente registrirt. Durch diesen Friedensschluß (vergl. E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich. I. Bd. S. 120 fg.) wurden die Rechte, welche die Huguenten durch das Edict von Amboise (19. März 1563) und den Frieden von Longjumeau (23. März 1568) erworben hatten, bestätigt und zum Theil wesentlich erweitert. Die gegen die Huguenten ergangenen Reichsprüde²⁾ wurden

2) Ueber den Emula, welchen die Stellung des Hofes im Gegenlage zu den Häuptern der beiden kämpfenden Religionsparteien, und die eifersüchtigen Rücksicht auf die eigentlichen Pläne des verbündeten spanischen Hofes — auf die friedlichen Entschlüsse des französischen Hofes ausüben zu haben können, vergl. noch Ranke, Französische Geschichte. I. Bd. S. 292 fg. — 3) Im September des Jahres 1568 waren zwei königliche Edicte bekannt gemacht worden, die wesentlich den Ausdruck des dritten Religionskrieges verschuldeten. Das eine verbot bei Verlust des Lebens und Eigenthums die Ausübung jeder andern Religion, als der katholischen, im ganzen Reiche; es befohl den reformirten Christlichen, dieselbe binnen 14 Tagen zu verlassen, und versprach den übrigen Huguenten, daß sie nicht in ihrem Gewissen beeinträchtigt werden sollten, sobald sie sich fortan zur katholischen Religion bekennen würden. Das zweite gebot allen Befehlshabern, binnen 14 Tagen alle ihre eifentlichen Aemter und Würden niederzulegen, und das pariser Parlamente, welches diese Edicte am 28. Sept. d. J. registrirt, fügte denselben noch die Bestimmung hinzu, daß fortan Alle, welche zu eifentlichen Aemtern zugelassen werden würden, schwören sollten, in der katholischen Religion leben und sterben zu wollen. Und am 13. und 28. Sept. 1569 hatte das pariser Parlamente zwei Beschlüsse direct gegen Coligny erlassen. Es erklärte ihn für einen Verrätherverbrecher, sprach ihm alle seine Würden, Ämter und Lehen ab, verurtheilte ihn, auf dem Scheiterhaufen zu Paris gehängt zu werden, und versprach demjenigen, welcher ihn

^{*)} Vergl. über diese Friedensschlüsse den folgenden Artikel.

1) Vergl. die Artikel Coligny, Frankreich, Huguenten.

annulirt; dagegen ward den Reformirten Allgemeine Gewissensfreiheit, allgemeine Amnestie, Wiedereinsetzung in die ihnen genommenen Güter, Rechte und Aemter, und Widerruf eines jeden Verfalls bewilligt, welches auf Veranlassung ihrer Religion und der inneren Unruhen gegen sie stattgefunden hatte. Die Theilnahme an dem Gottesdienste, welcher durch das Edict von Amboise den Inhabern der hohen Gerichtsbarkeit erlaubt worden war, wurde nicht blos deren Unterthanen, sondern einem Jeden gestattet, welcher sich bei demselben einfinden wollte; bei dem Gottesdienste der geringeren Adelcuten wurde die Zulassung von zehn ihrer Freunde zugelassen. Die Ausübung der reformirten Religion wurde ferner an allen Orten, wo sie am 1. Aug. 1570 öffentlich stattgefunden hatte, und außerdem in jedem Gouvernament in den Vorstädten zweier Städte erlaubt. Gänzlich unterzogen wurde sie jedoch am Hofe und zwei Stunden von demselben, sowie in Paris und in einem Umkreise von zehn Stunden um diese Stadt. Die Hugenotten wurden für sälig erklart, öffentliche Aemter und Würden, königliche, herrschaftliche und städtische, zu bekleiden. Es wurde ihnen die Aufnahme in Hospitäler und Schulen gestattet, und das Recht bewilligt, bei ihren Processen, im pariser Parlamente vier, in dem von Bordeaux acht, und in den übrigen Parlamenten sechs Richter zurückzuweisen, und statt des Parlamentes von Toulouse ein anderes zu wählen. Endlich wurde ihnen auf zwei Jahre die Besetzung der Städte La Rochelle, Montauban, Cognac und La Charité überlassen, damit dieselbst diejenigen, die nicht sogleich in ihre Heimath zurückkehren wollten, ihren Aufenthalt nehmen könnten. Die Prinzen von Navarra und (der jüngere) Condé, und 20 vom Könige bestimmte hugenottische Edelcuten schwuren, diese Städte nach Ablauf jener Zeit dem Könige wieder zurückzugeben. Der Friede war so günstig für die Hugenotten, daß Coligny ergröbnete, der Hof gehe ihn nur ein, um inzwischen größere Vorbereitungen zu neuer Vernichtungskriege gegen die Reformirten zu treffen. Wie scharf er gesehen, das zeigten dann die Gräuel der Bartholomäusnacht.

2) Vertrag zu Saint Germain en Laye zwischen dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar und König Ludwig XIII. von Frankreich; am 27. Oct. 1635^{*)}. Dieser Vertrag führt uns mitten hinein in die größte Zeit des sogenannten 30jährigen Krieges; er ist eins der vielen traurigen Beweismittel für die untheilhafte Haltung zahlreicher, außerdem oft feindselig unedler, deutscher Gewaltthaber jenes gräulichen Zeitalters. Die Angelegenden des tapfern und erbgeligen Herzogs Bernhard von Weimar waren

seit der unglücklichen Schlacht von Nördlingen (4. Sept. 1634), trotz der Einnahme Frankreichs in den schwedisch-deutschen Krieg, immer mehr in Verfall gerathen. Wir sehen ihn sogar im September d. J. 1635 genöthigt, mit seinem französischen Verbündeten, dem General Cardinal de la Valette, vor dem österreichischen Heerführer Gallas bis nach Weiz und Pont à Mousson zu retiriren. Damals also war der erste offene französische Feldzug, den der Cardinal Richelieu im Einverständnisse mit Schweden gegen Kaiser Ferdinand II. und das deutsche Reich gewandt hatte, zum größten Schanden und zur Schande Frankreichs ausgefallen. Richelieu, der jetzt Frankreichs Interessen überall, die Grenzen dieses Landes im ganzen Nordosten schwer gefährdet sah, und der die damalige militärische Organisation seines Landes für durchaus ungeeignet erkannte, mit bedeutendem Erfolge in Teutland Krieg zu führen, fand es für ebenso nothwendig als nöthig, den Herzog Bernhard von Weimar mit seinen bewährten Kriegsgesellen direct in französischen Dienst zu ziehen. Bernhard seinerseits war damals nur zu geneigt, den Anerbietungen des Franzosen zu folgen. Obwohl er für seine Person fortwährend strenge protestantische Frömmigkeit an den Tag legte und sich frei hielt von der Verwilderung der meisten andern Heerführer dieses eiserlichen Krieges, so hatte er doch schon längst aufgehört, den Krieg für Grundzüge zu führen. Die Ideen, die ihn beherrschten, waren auf der einen Seite unverböhnliche Feindschaft gegen das Haus Habsburg, auf der andern — das Streben, den gesunkenen Glanz der Ernestinischen Linie des Hauses Sachsen wieder zu beleben, indem er für sich ein neues Herzogthum grünte. Nun war sein neugestiftetes „Herzogthum Franken“ in Folge der nördlinger Schlacht wieder zerfallen: die Erfolge, welche die Kaiserlichen im J. 1635 im südwestlichen Teutland ersehen hatten, schreckten ihn, wie wir sehen, trotz seiner Heldherrnthatigkeit weit über den Rhein hinaus. Bernhard konnte also gegenwärtig von den Ständen des heibronner Bundes, deren Oberfeldherr er seit dem März 1635 war, nicht das Mindeste erwarten. Von den Schweden endlich, deren Angelegenheiten seit dem bekannten prager Frieden zwischen Kurfürsten und dem Kaiser (30. Mai 1635) sich beinahe überall in Teutland sehr bedenklich gestaltet hatten, war nun ebenso wenig zu hoffen: bei Dreßkierns Geldmangel ward Bernhard ganz ohne Mittel aus Stockholm zur Unterhaltung seiner Truppen gelassen.

Unter diesen Umständen durfte der Herzog nur dann hoffen, seinen Kriegsgern und ererbten Groll gegen Habsburg sättigen, in Südteutland ein Herzogthum gewinnen, und seiner niedergeborenen protestantisch-schwedischen Partei in Teutland aufstellen zu können, — wenn er sich der französischen Hilfe in stärkerem Maße denn früher versicherte; dazu aber mußte er zu König Ludwig XIII. in ein abhängiges Verhältniß treten. Bernhard hatte schon früher mit Richelieu in Unterhandlungen gestanden; man hatte ihn schon seit Anfang des Jahres 1635 durch glänzende Anträge, — zumeist durch

*) noch oder lebendig dem Könige überliefern würde, eine Belohnung von 50,000 Goldthalern und Verzeihung, wenn derselbe Mitschuldiger der Rebellion sei. Eine gleiche Verdamnung sprach das Parlament auch gegen den Grafen Kimmernery und gegen den Bischof von Chartres aus; alle drei wurden zu Paris im Jahre 1636 hingerichtet.

4) Vergl. die Artikel „Bernhard von Weimar“ und „Dreißigjähriger Krieg.“

eröffnete Ausfichten auf eine Herrschaft im Elfaß, — gänzlich in französische Dienftbarkeit zu legen gefucht. Diese Unterhandlungen, durch den Marquis von Feuquieres und durch de la Balette geleitet, hatten jedoch zu nichts Bestimmtem geführt; jetzt nun, — Ende September 1635, — brieft Richelieu Bernhards treuen Rath Poniakow nach Paris, um die Unterhandlungen zu erneuern. Die Forderungen, die Bernhard damals, wie früher stellte, waren sehr hoch: er wollte, „sollte er einmal Söldner Frankreichs werden, sich wenigstens so hoch als möglich verkaufen.“ Da indeffen la Valette-roye, „Richelieu's Orakel im Heerwesen,“ und de la Balette dringend riefen, auf diese Forderungen einzugehen, so ward am 27. Oct. 1635 (so entscheidet Barthold, Geschichte des großen teutschen Krieges. 1. Bd. S. 328 nach den Urkunden bei Röfe, Herzog Bernhard von Sachsen. (12–17.); andere Angaben französischer Schriftsteller schwanken zwischen dem 26. und 28. Oct.; s. Schmidt, Geschichte von Frankreich. 3. Bd. S. 554. Anm. 1.) von Poniakow und den französischen Staatssekretairen zu Saint Germain en Laye ein Vertrag abgeschlossen, durch den Bernhard und seine Scharen dem wahren Interesse des teutschen Reiches für immer entfremdet wurden. Der König von Frankreich versprach dem Herzog, ihm während der Dauer des Krieges jährlich vier Millionen Livres zu zahlen, dafür sollte Bernhard ein mit allen Kriegsbedürfnissen versehenes Heer von mindestens 18,000 Mann unterhalten; nach Maßgabe der Mittel, welche er dazu im feindlichen Lande finden würde, sollte dann jene Summe verringert werden. Im Falle der Gefangenschaft des Heerführers oder der Seinen versprach Ludwig XIII. Auslösung, und Rücksicht auf ihr Wohl beim Abschlusse eines mit Frankreichs Bewilligung eingegangenen Friedens. Die geheimen Artikel, die zugleich mit unterzeichnet wurden, verkürzten die Summe von vier Millionen um 200,000 Livres als Gehalt für den Herzog. Ferner überließ letzterem der König die Landgrafschaft Elfaß nebst der Landvogtei Haguenau, mit dem Titel eines Landgrafen, mit allen Rechten, welche das Haus Oesterreich dafelbst befeffen hatte; unter der Bedingung, daß Bernhard die Ausübung der katholischen Religion völlig ungehindert, und die Geistlichen und Kirchengüter in allen ihren Vorrechten erhalte. Dazu wollte ihm der König Ludwig nach eventuellem Friedensschlusse eine lebenslängliche, jährliche Pension von 150,000 Livres zahlen; auch versprach der König dem Herzoge, bei den Friedensverhandlungen alles Mögliche zu thun, um ihm den Besitz des Elfaßes und der von der Krone Schweden ihm in Franken gemachten Schenkungen zu erhalten, oder dafür eine angemessene Entschädigung auszuwirken. Dagegen machte Bernhard — allerdings in hartem Contraste zu der hohen, reichthümlichen Forderung, die er auch Gustav Adolf gegenüber niemals aufgegeben hatte — sich anheischig, sein Heer unter die Hoheit des Königs zu stellen, und es wider alle Verordnungen, die ihm von Schweden oder andern Bundesgenossen gegeben werden dürften, dahin zu führen, wohin der König es verlangen würde, gleichviel gegen welchen Feind. Die Leitung der Kriegs-

angelegenheiten blieb ihm überlassen; jedoch sollte er nach Rath und Meinung derer, welche von Seiten des Königs und der verbündeten teutschen Fürsten, bei ihm sich aufhalten würden, seine Beschlässe fassen und ausführen.

So dieser Vertrag, der für Teutschlands Schicksale wahrhaft verhängnisvoll wurde. Zunächst verschwieg Bernhard — der auch dem Könige gegenüber seine persönliche Würde nachmals stets zu wahrer Verachtung über diesen Kaufvertrag seinen Bassen genossen den vollen Umfang der neuen Abhängigkeit, die er — in der geheimen Absicht, die Franzosen nur zu seinen Zwecken zu gebrauchen — eben so wenig auf die Dauer ertragen mochte, als die Franzosen es mit der Zulage des Elfaßes ernstlich gemeint hatten. Der Erfolg zeigte dann auch, daß ein Zusammengehen des teutschen Herzogs mit den Franzosen auf die Dauer nicht ausführbar war. Vergl. Röfe, Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. 2. Bd. S. 470 fg. Barthold, Geschichte des großen teutschen Krieges. 1. Bd. Schmidt, Geschichte von Frankreich. 3. Bd. S. 553 fg. Ranke, Französische Geschichte. 2. Bd. S. 474 fg.

3) Geschichtlich nicht minder bedeutend ist der Friede, der am 29. Juni 1679 zu St. Germain en Laye zwischen Frankreich (und Schweden) auf der einen, Brandenburg auf der andern Seite geschlossen wurde. Um nicht Bekanntes und in andern Artikeln Verhandeltes unnöthigerweise zu wiederholen, sei hier nur in der Kürze erwähnt, daß in Folge des feroceften Raubkrieges, den König Ludwig XIV. im J. 1672 gegen die „vereinigten Niederlande“ unternommen hatte, ein mehrjähriger europäischer Krieg ausgebrochen war, den Holland, Spanien, der teutsche Kaiser Leopold I. und der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (und seit 1674 auch Dänemark und das übrige teutsche „Reich“, mit Ausnahme der früher von Ludwig XIV. gewonnenen teutschen Fürsten) mit Frankreich führten. Es ist aller Welt bekannt, daß dann die Schweden, welche Ludwig's diplomatische Kunst allmählig von der sogenannten Tripartialität abgezogen und zu Anfang des Jahres 1672 zu einem Bündnisse mit Frankreich veranlaßt hatte, auf Antrich des französischen Königs im November d. J. 1674 in die Mark Brandenburg einfielen, um den Kurfürsten, der damals am Oberherrn stand, von der Theilnehmung am Kriege gegen die Franzosen abzuheben. Man weiß, daß der große Kurfürst die Schweden nicht allein bei Schwerin (sahlag den 28. Juni 1675) und aus seinem Lande warf, sondern mit aller Energie und großem Erfolge sich bemühte, ihnen ihre Besitzungen in Pommern zu entreißen. Sein Kriegsglück veranlaßte (nachdem Leopold I. im August 1675 gegen Schweden den Reichskrieg erklärt hatte), auch Dänemark (mit dem Friedrich Wilhelm am 5. Oct. 1675 ein inniges Bündniß gegen Schweden abschloß), sowie die Herzoge von Lüneburg (es waren die Brüder Johann Georg und Ernst August von Braun-

5) Es wurde am 2. Jan. 1677 erneuert.

schweig-Lüneburg, Osnabrück und Woffenbüttel) und Bernhard von Galen, den Bischof von Münster, die schwedischen Besigungen im übrigen Teutschland anzugreifen und zu erobern. Die Unternehmungen des großen Kurfürsten in Pommern in den Jahren 1675 bis 1678 waren, wie man weiß, von dem schönsten Erfolge begleitet: nicht an seiner Strategie, nicht an seinen Truppen lag es, wenn dieser Krieg ein so glückliches Ende nahm, wie wir sehen werden.

Es war aber inzwischen auf Antrieb Karl's II. von England, der sich den kriegsführenden Mächten als Vermittler antrug, schon im Januar 1676 zu Nimwegen ein Friedenscongreß eröffnet worden; doch dauerte es lange, ehe andere Gesandten, als die von Holland, England und Frankreich eintrafen; auch zogen sich die Verhandlungen geraume Zeit hin, weil lange keine Partei den Frieden ernstlich erstrebte. Die brandenburgischen Gesandten, die geheimen Staatsräthe von Sommh und von Blasiel, kamen erst den 20. Nov. 1676 nach Nimwegen, und zeigten dann erst den 23. Dec. ihre Ankunft an. Ueberhaupt war vorzugsweise Friedrich Wilhelm damals noch gar nicht zum Frieden geneigt, weil er zuvor noch Stettin gewinnen wollte. Andererseits mochte er nicht nur von seinen Verbündeten Holland und Spanien sehr schlecht mit Rath unterstützt, sondern auch in Teutschland — sowohl von seinen kleineren Nachbarn, wie von dem kaiserlichen Hofe, mit immer größerem Mißtrauen angesehen, je glücklicher er in Pommern operirte. Dem Präsidenten des Wiener Hofkriegsrathes, Paul Hoger, entfiel folgende Aeußerung, „der Kaiser habe gar keinen Gefallen daran, am kaiserlichen Heere ein neues Königreich der Vandalen entstehen zu sehen.“ Eifersucht, Neid und Mißtrauen, raffinierte Treulosigkeit, heuchlerische Selbstsucht, grade unter Verbündeten, charakterisiren so vorzugsweise die elende Politik jenes Zeitalters: sie wurden zum Theil Anlaß, daß der Krieg dieser Coalition gegen Frankreich und Schweden einen so schmachvollen Ausgang nahm. Friedrich Wilhelm, der für die ungeheuren Lasten, welche dieser Krieg seinem kleinen, fürchterlich ausgezogenen Lande auferlegte hatte, feste Entschädigung wünschte (wie sie ihm bei der Kriegserklärung des Reiches gegen Schweden zugesichert war), wollte, daß ihm der Kaiser den künftigen Besiz des eroberten und des noch zu erobernden Theiles von schwedisch Pommern bestimmt garantirte; aber dazu mochte man sich in Wien in keiner Weise verstehen. Der Zwiespalt zwischen dem Kaiser, den übrigen Verbündeten und dem Kurfürsten zeigte sich recht deutlich, als die nimwegischen Verhandlungen endlich im Februar 1677 ernsthaft eröffnet wurden. Friedrich Wilhelm setzte es durch, daß er sich nicht wie andere Reichsfürsten durch den Kaiser vertreten zu lassen brauchte, sondern selbst als kriegsführende Hauptmacht mit Frankreich verhandeln durfte. Er erkannte indessen bald, daß er hier nichts Ausünftiges für sich erwarten konnte, bemühte sich daher vorläufig nur, die Verhandlungen möglichst lange hinauszuziehen. Indessen zeigten die Holländer, obwohl eigentlich nur um ihrtheils den europäischen Krieg gegen Frankreich entbrannt war — jetzt wo sie völlig gesichert waren,

immer mehr Unlust am Kriege, und vereinigten sich darum am 10. Jan. 1678 mit England und Frankreich über die an Ludwig XIV. zu stellenden Friedensbedingungen; sie bestimmten auch zum höchsten Verdrusse des Kurfürsten, die nordischen Verbündeten sollten einen Waffenstillstand mit Schweden schließen (derselbe kam jedoch nicht zur Ausführung). Bald darauf, am 15. April 1678, erklärte auch Ludwig XIV., heimlich mit England im Einverständnisse, „daß er nie auf einen Vorschlag eingehen würde, ohne daß Schweden vollständige Genugthuung,“ d. h. alle seine verlorenen teutschen Besigungen zurück, „erhalte.“ Unter solchen Umständen — da Holland und Spanien durch friedenslustig gestimmt waren; da der Krieg von allen seinen Verbündeten lässig, von den Franzosen dagegen energisch geführt wurde; da er sich auf Münster und die Lüneburger nicht verlassen konnte; da endlich stets zu fürchten stand, daß König Johann III. von Polen, den Frankreich und Schweden seit 1675 unablässig bearbeiteten, offen feindlich gegen Brandenburg auftreten würde — Friedrich Wilhelm also eine höchst gefahrliche Isolirung zu fürchten hatte — erklärte der Letztere sich einem ehrenvollen Frieden nicht mehr abgeneigt, und suchte nun jedoch unter der Hand, für sich die besten Bedingungen zu erhalten, indem er Anderen zuvorkam. Aber seine Anträge, die er (wohl in Erinnerung an den damals von ihm verworfenen Antrag, den ihm im August 1676 Frankreich heimlich gemacht hatte, gegen Abtretung von Stettin sich von nun an neutral zu verhalten) zuerst durch den geheimen Rath Otto von Schwerin unter Vermittelung Englands dem französischen Gesandten in London im Geheimen mündlich, dann durch den General Beauvau d'Espence auch in Paris, eröffnen ließ, „wenn man ihm Pommern wenigstens bis zur Peme zugesenden wolle, so werde er Frankreich Ruhen möglichst zu befördern suchen,“ wurden von Ludwig XIV. einfach abgelehnt. Trotzdem ging der brandenburgische geheime Staatsrath Weindörb im Juli 1678 von Berlin nach Nimwegen, um zu bewirken, daß der Kurfürst in den bevorstehenden Frieden mit Holland eingeschlossen und daß ihm wo möglich Alles, was er in Pommern erobert hatte, gelassen, die Zölle in Hinterpommern abgetreten, und der Stettiner Vertrag vom 3. 1653⁶⁾ aufgehoben, mindestens aber die Insel Usedom und Wolin und Vorpommern bis zur Peme ihm überlassen würden: dafür bot Friedrich Wilhelm dem Könige von Frankreich ein Bündniß und einen Antheil an den Subsidien, die Brandenburg von Spanien noch zu erhalten hatte. Auch dieser Vorschlag wurde von den französischen Gesandten in Nimwegen, Colbert und d'Abouvi, einfach abgelehnt; sie erklärten, die Ebre ihres Königs verlange, daß Schweden Alles zurückerhalte. Der Kurfürst bestand indessen durchaus auf Stettin, aber der schwedische Gesandte Wendebach Drenstierna erwiderte, sein König Karl XI. werde lieber seine Krone als Stettin verlieren.

6) Vergl. über diesen Vertrag Stenzel, Geschichte des preussischen Staates. 2. Bd. S. 59.

Indessen gingen die holländisch-französischen Unterhandlungen ruhig fort; mit dem größten Geschick verfolgte die französische Diplomatie die Politik, die verbündeten Gegner von einander zu trennen, damit Ludwig XIV. als Herr der Situation auftreten und die für ihn günstigen Bedingungen herauszuschlagen könne. Am 20. Aug. 1678 schlossen die Generalstaaten ihren Separatfrieden mit Frankreich, in welchen auch Spanien und die übrigen Verbündeten — und zum gerechten Zorne Friedrich Wilhelm's auch Schweden — eingeschlossen sein sollten, in sofern diese Staaten binnen sechs Wochen die vereinbarten Bedingungen annehmen würden. So treulos von den Holländern verlassen, die nicht einmal die Neutralität der deutschen Länder Friedrich Wilhelm's von den Franzosen zugesichert erlangen konnten (letztere gedachten nämlich, das Gleiche zu befehlen, um Brandenburg zum Frieden und zur Räumung von schwedisch Pommern zu zwingen), beschloß der Kurfürst trotzdem, seine Eroberungen in Pommern energisch fortzusetzen; in der Hoffnung, wenigstens einen Theil dieses Landes behalten zu können, wenn er den Schweden möglichst viel entziehen habe. Obwohl es ihm nicht gelang, die Lüneburger, Münster und Dänemark zu einem wirklich soliden Bündnisse wider Schweden zu verringern, so ward er doch von diesen Staaten genügend unterstützt, um den Schweden im September 1678 Rügen, bald nachher auch Stralsund und Greifswald nehmen zu können. Diese neuen Vortheile, in Folge deren Friedrich Wilhelm seinen früheren Antrag, sich eventuell mit der Porengränze begnügen zu wollen, zurücknahm und seinen Geländes Reinders von Nimwegen heimberief, nützte dem Kurfürsten aber Nichts. Frankreich und Schweden wollten sich zu keinem Zugeständnisse verstehen. Kaiser Leopold I. — zugleich von Eifersucht gegen Friedrich Wilhelm's Wachsthum erfüllt, wie durch die ihm allmählig bekannt gewordenen geheimen Unterhandlungen des Kurfürsten mit Frankreich misstrauisch geworden, und eingebend der früheren Verbindungen zwischen Ludwig XIV. und Friedrich Wilhelm, sowie des vorsemer Friedens von 1673 — schlug die dreimal wiederholten, einklinglichen Anträge des Kurfürsten ab, mit ihm vereint energisch gegen Frankreich weiterzukämpfen. Er entschied sich, wie Spanien, welches schon am 17. Sept. 1678 dem nimwegier Frieden beigetreten war, für den Frieden. Da nun auch auf die Lüneburger wenig zu rechnen, und der Bischof Bernhard von Osnabrück am 19. Sept. d. J. gestorben, sein Nachfolger Fürstbischof aber französisch gekannt war, so gerieth Friedrich Wilhelm, dem nur Dänemark noch treu zur Seite stand, in eine sehr bedenkliche Stellung. Seine Lage ward noch täglich gefährlicher, weil nun (im December 1678) Heinrich Born mit 16,000 Schweden von Livland aus in Preußen einfiel, und der Markgraf von Schwaben sich anschickte, mit 20,000 Franzosen das deutsche Rheinland zu besetzen. Nun ward Reinders wieder nach Nimwegen und Paris geschickt, um Ludwig XIV. zu bitten, den Frieden mit Schweden zu vermitteln, oder mindestens den König von jeder Unterstützung der Schweden abzubringen. Trotzdem rückten

aber die französischen Truppen langsam in das Elbische ein.

Es ist bekannt, wie Kurfürst Friedrich Wilhelm im Januar und Februar 1679 die Schweden aus Preußen verjagte und beinahe ihr ganzes Heer aufrieb. Aber diese schönen Erfolge konnten nicht hindern, daß Kaiser Leopold I. und die lüneburger Herzoge am 5. Febr. 1679 und Münster am 29. März d. J. sich zu Nimwegen in überreiter, schimpflicher Weise mit Frankreich vertrugen: ein Friede, dem bald nachher auch die andern Reichsfürsten beitraten. Die Protestationen der Dänen und des verlassenen Friedrich Wilhelm's dagegen blieben ohne allen Erfolg; auch Reinders hatte in Nimwegen und Paris gar Nichts erreicht. Seine Bemühungen, Holland wieder für Brandenburg zu gewinnen, blieben ebenfalls ohne Erfolg; in Paris drohte man dagegen sogar, im kommenden Frühjahr drei Heere gegen Brandenburg zu entsenden. Ludwig XIV. und sein Kriegsminister Louvois erklärten (17. Febr. 1679) dem brandenburgischen Vorkämpfer, „sie würden dem Kurfürsten Stettin wohl gönnen, Schweden wolle es aber nicht abtreten, und der König von Frankreich habe seine Ehre für die völlige Herstellung Schwedens verpändert. Eine Summe Geldes könne man geben, aber nicht über schwedische Länder verfügen. Unter diesen Umständen könne der Kurfürst mit Ehren Frieden schließen; habe indessen Reinders keine weitere Anträge zu machen, so möge er sich entfernen.“ Nun brachte Reinders die letzten geheimen Vorschläge an. Nach Stenel's Meinung (vergl. Geschichte des preuß. Staats. 2. Bd. S. 399. und Anm. 1) hätte der Kurfürst damals sich erboten, wenn man ihm schwedisch Pommern überlasse, Elbe mit Wesel an Frankreich abzutreten; ja er hätte sogar, im Falle Kaiser Leopold I. sterben sollte, die brandenburgische Kurstinne dem französischen Dauphin zugesichert: das letztere ganz im Sinne der traurigen, um Mittel wenig verlegenen, Politik jener Zeit. Trotzdem blieb Ludwig XIV. auch jetzt bei der Forderung, Friedrich Wilhelm müsse alle Eroberungen herausgeben, das sei ein Ehrenpunkt. Louvois erklärte handtrocken: „wir werden erst Lipstadt, dann Minden, Halberstadt und Magdeburg nehmen, auf Berlin marschiren, und den Krieg nicht so schläfrig führen, wie die Schweden!“ Nur eine Geldsumme, und was Brandenburg durch den Stettiner Vertrag vom J. 1653 an Schweden verloren¹⁾, könne dem Kurfürsten zugesandt werden.

1) Nach Abschluß des westfälischen Friedens hatten die Schweden den Kurfürsten gezwungen, ihnen in Pommern eine möglichst vortheilhafte Grenze zu gewähren. Sie hatten ihn genöthigt, am 14. Mai 1653 zu Stettin einen Vertrag einzugehen, durch den — dem westfälischen Frieden zuwider — nicht die Dvcr als Grenzlinie festzusetzen, sondern ihnen auch die auf dem rechten Oderufer belegenen, zu Stettin und Bala gehörigen Kantate abgetreten wurden. Demgemäß fielen damals auch die hinterpommerschen Städte Damm, Greifenhagen, Kamin und Wolnow mit einem bedeutenden Landstrich am rechten Oderufer an Schweden; auch mußte Friedrich Wilhelm von der etwas über eine halbe Meile südlich davon verlaufenden pommerschen Landesgrenz über vier Fünftheile übernehmen.

Um diesen Erklärungen mehr Nachdruck zu geben, überschritten 8000 Franzosen unter dem Herzoge von Crequi im März 1679 von Cleve aus den Rhein und überschritten das brandenburgische Westfalen (die Grafschaften Mark und Ravensberg und das Mindensche), während die Herzoge von Lüneburg-Gelle sich Aufzugs sogar weigerten, den brandenburgischen Truppen der Generale Sparr und Eller den Durchzug nach Westfalen zu gestatten. Meinbers lebte nun nach Stettin zurück. Nur mit Mühe erhielt Friedrich Wilhelm (1. April 1679) einen Waffenstillstand auf vier Wochen zugesandt, der nachher (3. Mai 1679) nur gegen Uebergang von Wesel und Lippstadt auf weitere 14 Tage verlängert ward: auch mußte der Kurfürst damals seine Kappe — zwei Fregatten, die er zu Anfange des Jahres 1679 gegen die schwedischen Rauffahrer und zur Jagd auf französische Schiffe nach Westindien geschickt hatte — zurückrufen. Schließlich, von allen Verbündeten außer Dänemark verlassen, schickte nun Friedrich Wilhelm zu Ende April 1679 Meinbers abzurufen nach Wilmwegen, und ließ dem französischen Gesandten Colbert neue Vorschläge machen. Man möge an Schweden den westlichen Theil von Cleve, an Frankreich einen oder den andern festen Platz, für Pommern geben: oder das westliche und einen Theil des östlichen Cleve an Holland, welches dagegen eine jährliche Geldsumme an Schweden zahlen könne; oder es möge Dänemark, welches er lieber zum Nachbar haben wolle, Dilsburg und Demminhork an Schweden abtreten für Rügen und Stralsund. Er selbst sei bereit, seine Anwartschaft auf Medlenburg für das übrige Pommern an Schweden zu geben, diesem die pommersche Stimme auf dem Reichstage zu lassen und auch den Rückfall des Landes an Schweden nach dem eventuellen Aussterben des Hauses Hohenzollern zu sichern. Endlich wollte er Anklam und Demmin nach Schleifung der Festungswerke mit einem Landstriche bis an die Ufer den Schweden zurückgeben; dafür wollte er Stettin, Wolgast und die Inseln Usedom und Wollin, zuletzt wenigstens Stettin und die Dörnmündungen, wenigstens als ein durch Schweden für 400,000 Thaler ablossbares Pfand behalten. Indessen Frankreich wollte den Kurfürsten für seine Sache demüthigen; daher blieb denn Colbert trotz aller Anträge, Einwände und bittenden Vorstellungen des brandenburgischen Gesandten bei den ersten Forderungen Frankreichs und verlangte endlich rund und entschieden, Meinbers solle seine letzten Bedingungen annehmen. Als der erklärte, er habe Nichts weiter zu bieten, so gab ihm Colbert verdrießlich zu verstehen, wenn bis zum 14. Mai d. J. der Friede nicht abgeschlossen sei, so würden die Franzosen die Feindseligkeiten gegen Brandenburg wieder eröffnen. Ebenso vergeblich waren die Bemühungen des Meinbers um bessere Bedingungen in Paris; Louvois gab ihm zu bedenken, daß der Kurfürst im Kampfe mit der französischen Uebermacht seinen erworbenen Kriegsruhm auf Spiel setze. Auf die Klagen des Gesandten über den Druck, die Verhörung und die Gewaltthatigkeiten, welche die französischen Truppen nach gewohnter Weise auch im Clevischen und in West-

falen ausübten, gab der Minister eine schöne Antwort, würdig dieses „Herzogs der Pfalz“, und des verrufenen „c'est la guerre!“ des blutigen Motta's des allerchristlichsten „großen“ Bourbonenstammes. Von den Franzosen also war Nichts zu hoffen; das beschloß Friedrich Wilhelm endlich, Vorpommern aufzugeben und ließ daher alle Besatzung aus den eroberten Festungen abführen. Nur Stettin, dessen Einnahme ihm, wie man weiß, enorme Anstrengungen gekostet hatte, wollte er gern behalten, und bezieht nochmals umständlich mit seinen geheimen Raths, ob er allein wegen dieser Stadt — die ihm als Ausgangspunkt seiner neu begonnenen maritimen Unternehmungen dienen sollte — den Krieg fortsetzen könne. Da kam nun zur Sprache, daß der Herzog Christian von Medlenburg den Franzosen zum Uebergang über die Elbe, behufs eines Angriffes auf Brandenburg, sein Schloß Dömitz angeboten hatte. Man erwog, daß vom Kaiser gar Nichts zu hoffen war, daß Kurfürsten mit Frankreich unterhandelte, um für seine alten, niemals befristigten Ansprüche auf Jülich und Cleve eventuell Magdeburg zu erhalten, und daß Frankreichs Geld leicht noch andere Feinde erwecken konnte. Dazu kam, daß Schweden, wie man erfuhr, neue Angriffe auf Ostpreußen vorbereitete, daß man Polen's niemals sicher, daß die rheinischen und westfälischen Provinzen bereits vom Feinde besetzt waren. Ob des einzigen Stettin durfte Friedrich Wilhelm seine Läden, deren seit 1660 langsam wieder aufblühender Wohlstand durch die letzten Kriege bereits wieder zertrümmert war, denn doch nicht länger aus Spiel setzen: dagegen stand zu hoffen, daß durch Aufopferung dieser Stadt Frankreich von Schweden abgezogen würde, dann war dieses für die Zukunft ungefährlich, weil es ohne französische Subsidien Nichts vermochte.

So entschloß sich denn endlich der Kurfürst, Stettin aufzugeben; es ward ihm unendlich schwer. Als er, so wird erzählt, die Feder ansetzte, um diesen Verzicht zu unterschreiben (3. Juni 1679), wünschte er seufzend, niemals schreiben gelernt zu haben. Dann machte er noch einen Versuch, durch ein unterwürfiges Schreiben den König von Frankreich zu bewegen, ihm für die Aufopferung dieses besten Stückes von Vorpommern wenigstens einen Theil der mit so vielem Blute, in so rechtmäßigem Kampfe gewonnenen Eroberungen zu lassen. Natürlich war auch das vergeblich. Nun konnte endlich ernstlich an Frieden zwischen Schweden, Frankreich und Brandenburg gedacht werden, indessen entfaltete der Kurfürst auch jetzt noch die ihm eigentümliche Zögigkeit in Unterhandlungen: er wich von seinen Ansprüchen nur Schritt weise. Er wollte die, ihm früher (s. oben) zugesagte Entschädigungssumme auf eine Willen Thaler erhöht wissen, die Städte Damn und Gollnow, dann die kleine Insel Griflow bei Gamin, endlich die Insel Wollin, weil er die seiner Gemahlin geschenkt habe, behalten; Dänemark sollte in den Frieden mit eingeschlossen werden. Allein Ludwig XIV. wollte von allen diesen besondern Bedingungen Nichts wissen und ward endlich höchst ungeduldig über das Hinziehen der Verhandlungen, weil ihm der Unterhalt seiner Truppen, welche Cleve und das bran-

denburgische Westfalen ruinirten, zu viel Geld kostete. Da machte der Kurfürst noch einen letzten Versuch, eine bessere Entscheidung durch die Waffen zu ermöglichen. Er erklärte in Kopenhagen, er wolle 24,000 Mann an der Wester aufstellen; könne Dänemark 16,000 Mann dazu lassen, so werde es gelingen, den Franzosen die Spitze zu bieten. König Christian V. war wirklich dazu bereit und schlug zugleich vor, die Häfen von Wismar und Stralsund zu zerstören. Da er jedoch gleichzeitig wegen eines Separatfriedens mit Schweden unterhandelte (derselbe ward nachmals am 2. Sept. 1679 abgeschlossen), so war auch auf Dänemark kein Verlaß mehr für Brandenburg: der Kurfürst mußte den französischen Forderungen unbedingt nachgeben. Alle Bemühungen des geheimen Rathes Weinders, doch irgend Etwas von Belang zu gewinnen, scheiterten. Der Minister Pomponne, mit dem er jetzt in Paris verhandelte, war zwar persönlich gemäßig, aber den Schweden noch weniger als Colbert, und wollte darum den Frieden nicht in Nimwegen abschließen lassen; auch konnte er gegen Ludwig's XIV. bestimmten Willen dem Kurfürsten Nichts zugesagen. Weinders mußte sich daher mit einigen unbedeutenden Vortheilen begnügen und am 29. Juni 1679 den Frieden mit Frankreich und Schweden zu Saint Germain en Laye abschließen. Frankreich, bei den letzten Verhandlungen durch den Minister Pomponne und den Chevalier Arnauld vertreten, schloß zugleich für Schweden mit ab. Das Friedensinstrument bestand aus 18 Haupt- und 2 Nebensartikeln und ward von Arnauld und Weinders unterzeichnet. Im Eingange erklärte König Ludwig XIV., er habe durchaus keine weitere Veranlassung zum Kriege gegen Brandenburg gehabt, als seine gegen die Krone Schweden übernommenen Verpflichtungen. Mit Uebergangung der gleichgültigeren Artikel bemerken wir, daß zunächst, wie gewöhnlich seit 1648, dem Vertrage die Stipulationen des westfälischen Friedens (Art. IV.) zu Grunde gelegt wurden. Durch den fünften Artikel verpflichtete sich der Kurfürst, alles in Pommer Erborte an Schweden zurückzugeben, speciell die Städte Stettin und Stralsund. Der Oberstrom sollte ganz im Besitze der Schweden bleiben. Inbesam sollte (Art. VII. bis IX.) Friedrich Wilhelm das behalten, was die Schweden im westfälischen Frieden und im stettiner Vertrage von 1653 auf dem rechten Dnerufer erworben hatten. Hier blieben den letztern nur Damm und Golnow, doch behielt der Kurfürst Golnow als ein mit 50,000 Thalern ablösbares Pfand³⁾. Dazu verzichtete Schweden auf alle Ansprüche und Rechte, die es sonst noch durch den stettiner Vertrag erhalten hatte, besonders auf die Hafenzölle in Hinterpommern. Der Kurfürst (Art. XV.) durfte bei der Räumung der Festungen alles Geschütz und Kriegsgeschätze mitnehmen, und sollte nur zurücklassen, was er darin gefunden oder was davon noch darin war. Brandenburg (Art. XVI.) verpflichtete sich, den Dänen keine Hilfe

zu leisten, falls es zwischen Dänemark und Schweden zu keinem Frieden kommen sollte. In dem ersten Nebenartikel versprach Frankreich, die Ausgleichung verschiedener zwischen Brandenburg auf der einen, den lüneburgerischen Herzogen auf der andern Seite noch streitigen Punkte befördern zu wollen. In dem zweiten Nebenartikel verpflichtete sich Ludwig XIV. „zum Beweise der Freude, mit der er gesehen, daß Brandenburg das frühere Bündniß mit ihm wieder erneuert wolle,“ dem Kurfürsten innerhalb zweier Jahre die Summe von 300,000 Kronen zum Erlaße für den erlittenen Schaden zu bezahlen. Englands Vermittelung, mit welcher der Kurfürst unzufrieden war⁴⁾, wurde gar nicht erwähnt. Schweden fand sich sehr beleidigt, daß der Friede ohne Zuthun und Zuziehung seiner Bevollmächtigten abgeschlossen war, und doch waren die Bedingungen viel günstiger, als es je von Rechtswegen hätte hoffen dürfen!

Der geheime Rath Weinders und die Kurfürstin Dorothea — bekanntlich des Kurfürsten zweite Gemahlin (welche letztere einen bedeutenden Einfluß auf Friedrich Wilhelm ausübte, leider nicht immer im besten Sinne, da die Privatinteressen ihrer Söhne ihr oft wichtiger waren, als der Ruhm des hochzuverachtenden Staates — die beide zum Abschluss dieses Friedens viel beitrugen, erhielten, wie Pöllmig (Mémoires zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des preussischen Thrones. I. Th. S. 151) angibt, und Stenzel (a. a. D. S. 404. Anm. 1) für unabweisbar erklärt, vom französischen Hofe bedeutende Geschenke. Die Kurfürstin scheint auch noch durch Aufsichten gewonnen zu sein, die ihr von Frankreich zu Gunsten ihrer Söhne eröffnet wurden. Friedrich Wilhelm selbst ratifizierte den Vertrag sofort, um die Franzosen so schnell als möglich aus seinem Lande zu entfernen, weil sie nicht aufhörten, die Bevölkerung im Ewischen und im brandenburgischen Westfalen durch Brandschatzung, Raub und Mord auf das Schändlichste zu misshandeln. Aber obwol im Artikel XIII. des Vertrages bestimmt war, daß die französischen Truppen die occupirten Landschaften (Gleve, Lippstadt, das Fürstenthum Minden, die Grafschaften Mark und Ravensberg) gleich nach Auswechslung der Ratificationen räumen sollten — nur in Wesel und Lippstadt sollten zusammen 1000 Reiter bleiben, bis der Kurfürst Pommer völlig an Schweden zurückgestellt hätte — so zogen die Feinde doch erst langsam ab, nachdem der Friede zwischen Dänemark, Frankreich und Schweden auf die Bedingung vollständiger Wiederherstellung des früheren Zustandes abgeschlossen und ratificirt (6. Oct. 1679) war. Wesel ward erst im Februar des Jahres 1680 geräumt. So hatte der große Kurfürst nach seinen bedeutenden militärischen Erfolgen, für seine großen Opfer an Geld und Menschen, für die Vernichtung und den Ruin seiner Länder, die vom Rhein bis zum Riemden durch Kriegelobd verheert, durch seine unerschwingliche Steuern erschöpft und verschuldet waren, keinen andern Lohn und Gewinn davon getragen, als die

3) „Was der Kurfürst behielt, war,“ wie ein Benetianer sagt, „grabs genug, um ihm das übrige Reich im Gedächtnis zu erhalten.“ Kante, Neue Bücher Preuss. Geschichte. I. Bd. S. 84.

4) H. Heffert. I. Bd. a. 2. Heft. Section. LXI.

4) Ueber Karl's II. Stellung zu Brandenburg vergl. Stenzel a. a. D. S. 380 fg.

Ehre der Waffen, und hohen, freilich erst für ferne Zukunft fruchtbareren Kriegsrühm. Die Bitterkeit seiner Gefühle brach durch, als er den Friedensvertrag von St. Germain unterzeichnete; voll tiefen Unwillens mündete er auf sich den Vers Virgils an: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!“ Nicht minder offen drückte seine Empfindungen der Zeit aus, den er der Friedenspredigt zu Grunde legen ließ; Psalm 118, 8: „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen!“ In Folge und aus Groll ob dieses schimpflichen Friedens nahm Friedrich Wilhelm in den nächsten Jahren eine andere Stellung zu den europäischen Mächten ein. Das bisher innige Verhältnis mit Dänemark erkalte, mit den Generalstaaten trat heftige Spannung ein, die zunächst einen sehr bitteren Notenwechsel zur Folge hatte, dem teutschen Kaiser gegenüber wäre es fast zum Kriege gekommen, und mit Spanien, welches dem Kurfürsten noch immer gegen zwei Millionen Subsidien geliehen hatte, kam es sogar im J. 1680 zu einer kleinen maritimen Feinde. Dagegen schloß sich der Kurfürst (der ohnehin an seinem Hofe und Hause Tadel erfahren hatte, daß er hundertstreu an der Coalition gehalten, und nicht die eben erwähnten Anerbietungen der Franzosen vom Jahre 1676 angenommen hatte) eng an Frankreich an; die Folgen dieser veränderten Verhältnisse gehören jedoch nicht weiter hierher. Die Stipulationen des Friedens von St. Germain zu Lage sind vollständig — in lateinischer, teutscher und französischer Sprache — abgedruckt in dem zweiten Bande des „Theatrum Pacificum, i. e. tractatum atque instrumentorum pacis principiorum, ab anno 1647 ad ann. 1685 in Europa innotum sqq. collectio.“ (Nürnberg W. R. Endter 1685. p. 883 bis 917). Vergl. ferner Actes et négociations de la paix de Nimègue (à la Haye. 1697. 12.) 4 Vol.; f. auch Schöll, Histoire abrégée des traités de paix sqq. Tom. I. p. 376 sqq. und De Gardien, Histoire générale des traités de paix sqq. Tom. II. p. 116 sqq. Von den älteren Geschichtswerken ist vor Allem natürlich hinzuweisen auf Pufendorf, De rebus gestis Frederici Wilhelmi sqq. collectio, libb. XIX. (Leipzig und Berlin 1783. fol.) libb. XIV. bis XVII.; von den neueren ist vorzugsweise zu nennen G. A. H. Stenzel, Geschichte des preussischen Staats. (Hamburg 1837. Prethes) 2. Bd.

(G. F. Hertzberg.)

GERMAIN (Saint-), Sanctus Germanus, der sechste Bischof von Auxerre und Heiliger der katholischen Kirche; er hatte aber seine Heiligkeit nicht durch päpstliche Kanonisation, sondern durch die allgemeine Verehrung erlangt, welche ihm die Menge im Geschmack der mittelalterlichen Bildung bei seinem Leben wie nach seinem Tode erwies. Das Prädikat Sanctus oder Sanctissimus, später ein ausschließlicher Titel der Päpste, wurde früher den Bischöfen, wiewol sie sich selbst peccatores zu nennen pflegten, ohne Unterschied, mochten sie ein unbescholtenes oder anrüchliches Leben führen, beilegt, und blieb auf die Dauer an denseligen haften, deren Lebenswandel durch rührende Beispiele von Men-

schen- und Feindesliebe, von Demuth, Sanftmuth, Milde und Selbstkürzung, d. h. von Entfagung, Entbehrung und Bösung jeder Art, gleichwie durch die vermeintliche Gabe der Wunder einen außerordentlichen wirksamen Eindruck auf ihre meistens dem Pange zu dem Außerordentlichen und Märchenhaften ergebenden Zeitgenossen und deren Nachkommen gemacht hatte. Darin offenbarte sich ihnen zunächst und vornehmlich die lebendige Kraft und Befriedigung des Christenthums. In einer solchen Zeit lebte der heilige Germain (German) von Auxerre, ein damals in dem romanischen Gallien nicht ungewöhnlicher Name, welcher sich mit dem vorerwähnten Worte Saint nicht allein in mehreren Ortsnamen Frankreichs wiederfindet, sondern auch auf mehrere französische Geschlechter bis auf unsere Tage vererbt hat.

Geboren zwischen 378 und 380 zu Auxerre, kamte Germain aus einem vornehmen und reichen romanischen Hause christlichen Glaubens, erhielt eine gebildete Erziehung, kultivirte dann in Rom die Dichtkunst und Rechtswissenschaft, diente hierauf als Sachwalter bei der römischen Präfectur mit Auszeichnung und ernahm sich durch seine Frömmigkeit mit Euxachia aus einer angesehenen Familie einflußreiche Verbindungen, durch welche er zu einem hohen Posten bei der Verwaltung seiner Vaterstadt und deren Gebietes befördert wurde¹⁾. Hier ließ er eine leidenschaftliche Jagdlust bilden und pflegte die Köpfe des erlegten Wildprets an die Äste eines in Mitte der Stadt stehenden großen Birnbaumes zu hängen. Der Bischof versetzte aber nahm daran um so größeres Vergnügen, als er darin die Erinnerung an eine heidnische Sitte fand, ermahnte, warnte und drohte also Germain unaufhörlich, jedoch erfolglos. Da ließ er einkn in Abwesenheit Germain's den Baum niederhauen und die Thierköpfe aus der Stadt schaffen. Dieser davon bald unterrichtet, schnaubte in voller Entrüstung nach Rache, schwur, sich am Bischofe zu rächen, und glaubte desto sicherer zu seinem Ziele zu gelangen, wenn er mit einem bemanneten Hausen in die Stadt zurückkehrte. Wider Erwarten aber hatte der alte krankende Bischof Kunde davon erhalten und sich, so erzählt Germain's Biograph Constantius, nach Autun zum römischen Statthalter begeben, mit dem er überein kam, den Magistrat Germain zum Nachfolger nach seinem Tode auf seinem Stuhle wählen zu lassen und ihm vorläufig die Priesterwürde zu geben. So märchenhaft dies auch erscheint, so ist doch historisch wahr, daß in jener Zeit nicht selten Männer weltlichen Standes und zugleich von vornehmer, reicher Geburt, die in Gallien meistens Romanen waren, zu hohen Kirchwürden gewählt wurden, oder aber sich selbst, mochten ihnen auch die geistliche Bildung und die guten Sitten mangeln, durch allerlei Kunstgriffe mit Erfolg dazu drängten; nur mochten sie, auch in Gallien, wenn sie verheiratet waren, ihre Weiber verlassen. Außerdem wählte, oder ließ man gern

1) Daß derselbe, wie gemeinlich angenommen wird, ein militärisches Amt gewesen, geht gar nicht aus dem Ausdrücke des Constantius militare munda und militis hervor, weil die selben auch von jedem weltlichen Dienste gebraucht wurden.

dergleichen Leute zu Bischöfen wählen, weil sie im Stande waren, die damals noch armen Kirchen durch ihr Vermögen zu bereichern und der öffentlichen Noth — was gleichfalls zum Verufe dieser Prälaten gehörte — abzuheilen oder sie doch zu mildern.

Jedenfalls gab dies bei dem Entschlusse des Bischofs von Auxerre und bei der Wahl seines Nachfolgers den Ausschlag, Germain setzte diesem Vorhaben seinen offenen Widerstand entgegen, obgleich er keine Neigung zum geistlichen Stande gehabt zu haben, vielmehr im Voraus dagegen gerüthet gewesen zu sein schien; nachdem sich aber auch seine nächste, für den Widerstand gewonnene Umgebung, der auf den Wunsch des Bischofs nach dessen Tode erfolgten einhelligen Wahl aller Stände des bischöflichen Sprengels gefügt hatte, war Germain entwaflnet und änderte plötzlich seine Gesinnung²⁾. Die rathselhafte Vertretung aller dieser Umstände wird aus Worten zum Wunderbaren durch die Quellen nicht aufgeklärt. War es Ueberlistung und Zwang von Außen, worin sich Germain geblüht fügen mußte, oder die eigene rasch gewonnene Ueberzeugung des bestürzten Mannes, daß die hohe Kirchenwürde mehr Macht, Ansehen und unerschöpflichen Ruhm mit sich bringe, als der Glanz seines weltlichen Possens der Befriedigung seines Ehrgeizes zu versprechen vermochte? Wenig, es war von jetzt an bei ihm nicht mehr an Verachtung des geistlichen Standes, an Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion, deren er beschuldigt worden war, an Rachsucht und leidenschaftliche Liebhabereien zu denken, sondern umgekehrt an Unterdrückung aller dieser Fehler und Schwächen und an unbedingte Fügsamkeit in den Willen seines verstorbenen Feindes und des Volkes.

Der Bischof war am 1. Mai 418 gestorben, zwei Monate darnach empfing Germain die bischöfliche Weihe. Er zerriss sofort das eheliche Band, trat mit Eustachia in ein Geschwisterverhältniß, theilte sein Vermögen zwischen der Kirche zu Auxerre, welche dadurch den Grund zu ihrem Reichthum legte, und den Armen, kleidete sich, nach dem Vorgange anderer Bischöfe Galliens, in ein schlechtes Mönchsgewand, woraus später irriger Weise gefolgert wurde, er sei vor seiner geistlichen Erhebung eine Zeit lang Mönch gewesen, studirte die heilige Schrift, zwang sich zu den größten Entbehrungen, zur Anacht und harten Arbeit, zum Gebete, zu fast unfaßbarer Einfachheit, zum Fasten und zu Übungen und leuchtete darin, nach dem Beispiele des heiligen Martin zu Tours und des heiligen Hilair zu Arles, allen Andern voran. Ingländen wirkte er mit unerschütterlichem Eifer für die Verbreitung und Befestigung des christlichen Glaubens in seiner Diöcese, erbaute Kirchen

und gründete Klöster, beschützte die anerkannte Rechtgläubigkeit gegen Ketzerien und züchtigte die herrschende Sittenverderbnis.

In diesem Rufe stand er bereits allgemein anerkannt, als auf den Hilferuf der orthodoxen Geistlichkeit Britanniens, gegen den daselbst um sich greifenden Pelagianismus die Bischöfe Galliens sich zu Tropez versammelten und mit Zustimmung des römischen Bischofs Gelsin die Bischöfe Germain von Auxerre und Leup (Lupus) aus Tropez beauftragten, dieser Keterei dort ein Ende zu machen. Beide traten zu Anfang des Jahres 429 die Reise nach Britannien an, auf welcher Germain zu Ranterre bei Paris die heilige Genovefa (s. d. Art.), damals noch ein Kind, kennen lernte und sie zu einem frommen, züchtigen Lebenswandel einbringlich aufzuehrte, landeten in Britannien nach überstandener stürmischer Fahrt, und erregten durch die Strenge ihres Lebenswandels, ihre seltene Verehrsamkeit und Frömmigkeit, wie durch die Wunder, die sie thaten, außerordentliches Aufsehen und großen Zulauf, vermochten aber das Gift der Keterei nicht zu zerstören. Ein zu Verulam mit den Pelagianern gehaltenes Gespräch verschaffte ihnen zwar einen Sieg über dieselben, allein ihre Bestrebungen wurden durch den schlechten Lebenswandel und die Unwissenheit der britannischen Geistlichkeit und durch die Unruhen geschwächt, in welche das Land durch die häufigen Einfälle der Picten und Schotten versetzt wurde. Bei einem solchen Einbrüche, ergraben die Legenden, sollen Germain und Leup, die damals noch auf der Insel waren, von den Briten in ihr Lager gerufen, Erkerer zu ihrem Heerführer bestellt worden sein, und ohne Blutvergießen durch eine Krieglist den überlegenen Feind in die Flucht geschlagen haben. Nach der Uebersetzung beider Bischöfe griff der Pelagianismus in Britannien wieder um sich, sodas nach 16 Jahren eine zweite Anwesenheit des jetzt schon ziemlich alten Germain's nöthig wurde. Der Bischof kam dieses Mal mit einem anderen Kollegen, dem Bischofe Sever von Trier, er konnte aber, zumal in dieser höchst bewegten Zeit unter dem Könige Vortigern, noch weniger zum Ziele gelangen, als früher. In der Verweisung belegte er, mit Verurufung auf Kaiser Valentinian III. Befehl, mit der Strafe der Verbannung aus der Insel ab, welche sich nicht bekehren liess und gründete, wenn dies nicht schon bei seiner ersten Anwesenheit daselbst geschehen war, Schulen und Klöster, um tauglicher Geistliche erziehen zu lassen³⁾.

Zwischen diese und die erste Reise nach Britannien fällt Germain's allgemeines Aufsehen erweckender Besuch bei dem römischen Statthalter zu Arles, um denselben um Widerung der willkürlichen Bedrückungen zu bitten, mit welchen Kuxerre von den römischen Beamten gequält wurde. Sein Zweck wurde vollkommen erreicht. Eine andere Reise in ganz weltlichen Interessen unternahm Germain nach seiner zweiten Rückkehr aus Britannien in die heilige Bretagne.

2) Constantius erzählt von seiner Unterwerfung in den Willen des Volkes bei seiner Wahl: „cujus subjectione facillime fuit, cum etiam ab his, quos pro se paraverat, vincoeretur. Suscepit (tamen) sacerdotium (episcopatum) invitatus, coactus, adiectus: sed repente mutatur ex omnibus.“ Von seiner Wahl wurde durch die höhern und niederen Stände fast derselbe: „subito Germanus episcopum omnium una vox vocaverat.“ Er war für ihn überwindend und im Voraus wohl vorbereitet.

3) *Rapin de Thoyras, Histoire d'Angleterre* I, 88 u. 139.

Schon zu Anfange des fünften Jahrhunderts hatten die Bewohner von Armorica, nach dem Zeugnisse des Sozimus, sich gegen die römische Herrschaft aufzulehnen und die römischen Beamten verjagt, weil sie von ihnen gegen die Gewaltthaten der Teutischen nicht geschützt werden konnten¹⁾; allein die von Aëtius, dem römischen Feldherrn in Gallien, um das Jahr 447 gegen sie veranfaltete Sendung eines Alanenheeres unter dem wilden und heidnischen Könige Eucharich erschreckte sie dergestalt, daß sie sich zur Unterwerfung unter die römische Gewalt wieder geneigt zeigten und den Bischof Germain um Vermittelung baten. Bei seiner Rückkunft aus England empfing er ihre Gesandten, und machte sich sofort auf den Weg nach Armorica, um zunächst mit Eucharich zu unterhandeln. Er brachte auch wirklich auf diesen Fürsten durch seine feste Haltung und Unerschrockenheit einen solchen Eindruck hervor, daß derselbe sich zurück zu ziehen versprach und den Rebellen Schonung und Frieden bewilligte, dafern der Kaiser Valentinian ihnen Verzeihung angedeihen lassen würde. Diese auswirkten übernahm Germain und reiste folglich durch Gallien über die Alpen nach Ravenna, wo Valentinian und seine Mutter Placidia damals residierten. Der Bischof fand bei Hofe und in der Stadt einen glänzenden Empfang und verschaffte auch, da ihm alle Bitten gewährt wurden, die er an den Kaiser und dessen Mutter richtete, den Armorikanern die kaiserliche Verzeihung, die indessen ohne Folgen blieb, weil sie sich unterdessen von Neuem empört hatten²⁾.

Diese Reise nach Italien hatte Germain mit der Ahnung seines baldigen Endes angetreten. Die Legenden lassen ihn auf derselben im größten Glanze der Heiligkeit und Wunderthätigkeit erscheinen. Die damals zu Ravenna gerade anwesenden sechs italienischen Bischöfe bewunderten ihn, die Kaiserin Mutter erschöpfte sich in Ehrenbezeugungen, die sie dem Bischöfe erwies; wo er sich blicken ließ, strömte das Volk in Masse zu ihm, um seinen Segen zu empfangen und seine Wunderkräfte zu genießen. Letztere erstreckten sich bis zur Erweckung von den Todten. Unter solchen Verhältnissen erkrankte der heilige Prälat und starb sieben Tage nachher, wie man annimmt, am 31. Juli 448 zu Ravenna. Sein Leichnam wurde einbalsamirt, in einem kostbaren Sarge auf kaiserliche Kosten nach Auxerre zurückgebracht und hier, nachdem er vom 22. Sept. bis 1. Oct. 448 ausgestellt worden war, feierlich in der Metropolitane beigesetzt. Die Grabstätte dieses Heiligen, an welcher so lange, als der Glaube an Wunder in der Volksmasse wurzelte, verglichen geschahen, wurde in der Folge in die neue Kirche verlegt, welche ihm zu Ehren Chlotarig's I. Gemahlin Chrotildis hatte erbauen und deren Sohn Chlotar prächtig ausschmücken lassen. Sie wurde im J. 1367 bei der Ueberrumpfung der Hugenotten zerstört. Der Kalendertag dieses Heiligen war schon unter den Merowingern auf den 31. Juli verlegt, später

jedoch wechselte man mit dem 22. Sept. und 1. Oct., sodas hierüber geraume Zeit ein Schwanken stattfand, ehe die Kirche wieder auf seinen ursprünglichen Tag zurückkehrte.

Vierzig Jahre nach Germain's Tode sammelte der Presbyter Konstantius zu Lyon Nachrichten, darunter viele aus dem Munde von Zeitgenossen dieses Bischofs zu einer Lebensbeschreibung desselben und ordnete sie auch nach dem Gesamtheite seiner Zeit mit Wundergeschichten reichlich versehen aus, welches Werk, die erste und vorzüglichste Quelle für das Leben Germain's, ungefähr 400 Jahre später der Benedictinermönch Eriod oder Eriod zu Auxerre in lateinische Hexameter übertrug und noch einen Anhang in Prosa über Germain's Wunder dazufügte, welche von späteren Sammlern bis 1174 nachträglich ergänzt und vermehrt wurden³⁾. Den geschichtlichen Kern aus diesen fabelhaften Geschichten herauszuschälen übernahm der Jesuit P. Labbe in seiner Nova bibliotheca manuscriptorum. librorum I, 41 seq. und noch strenger verfuhr damit Bouquet im ersten Bande seiner *Scriptores rerum gallicarum* p. 642 seq. (*B. Rose*.)

GERMAIN (Saint-), Sanctus Germanus, der 20. und am die gallikanischen Kirchen sehr verdiente Bischof von Paris und Heiliger der katholischen Kirche⁴⁾. Er war geboren im Bezirke der Stadt Autun um das Jahr 406 und stammte aus einer reichen, angesehenen romanischen Familie. Seine Ältern Cleutherus und Gusebia unterließen Nichts, um dem Sohne eine gute wissenschaftliche Bildung zu geben, die Legenden versäumen nicht, ihn noch im Mutterleibe zu einem Wunderkinde zu machen. Seine Mutter nämlich soll aus Scham über zu frühe Schwangerschaft mit ihm, nach kurz vorangegangener Niederkunft mit einem anderen Kinde, die Frucht haben tödten wollen, was aber mißlungen war. Ebenso entging der Knabe, als ihn seine Ältern ihren Verwandten zu Avallon in Erziehung gegeben hatten, der Gefahr einer Vergiftung. Die Frau des Hauses nämlich hatte ihm auf Habsucht nach dem Leben getrachtet, der Gifftank aber wurde von dem Diensthofen verwechselt und dem eigenen Sohne dieses Weibes aus Versehen gereicht. Er dem, wie ihm wolle, seine Ältern nahmen ihn von da weg und vertrauten ihn

6) Gedruckt findet man diese hier mit benutzten Schriften sämtlich in den Actis SS. der Bollandisten Mens. Julii T. VII. p. 201 seq. Der Benedictiner Georg Bisle verfaßte daraus eine legendenartige Geschichte Germain's, die in Handschrift blieb, aber in Lebeuf's *Histoire ecclésiastique et civile de la ville et du diocèse d'Auxerre* benutzt worden ist. Außerdem findet man das Leben dieses Heiligen in A. Wagner's *Legende der Heiligen* auf alle Tage des Jahres I, 518 fa. beschrieben, gleichwie im 3. Bde. der von einem Vereine katholischer Geistlichen der Diöcese Augsburg herausgegebenen Heiligenlegenden S. 307 fa. Die Franzosen pflanzten, wenn sie Kirchen verschiedener Städte nach diesem Saint-Germain benannt hatten, ihm zur Unterzeichnung das Prädicat l'Auxerrois beizufügen.

1) In den Urkunden bei Bouillart wird er schon bei seinen Lebzeiten bald Sanctus, bald domnus (dominus) genannt, späterhin wechselte dieses Prädicat mit dem im Prädicat gleichbedeutenden Beatus ab. Seit dem 14. Jahrh. fand für den Bischof Germain Sanctus und Saint fr.

4) Bouquet, *Rer. gallicar. et francicar. scriptores* I, 557. 5) Bouquet, *Scriptores rer. gallicarum* I, 643.

einem anderen gebildeten und sehr frommen Verwandten, Namens Scipio zu Lupp (Laussa) an der burgundischen Grenze zur Pflege und Erziehung an. Hier vervollkommnete der junge Germain seine geistige Ausbildung und namentlich seine Andacht und Frömmigkeit so sehr, daß der Bischof Agrippin zu Lutun nach Verlauf von 15 Jahren ihn zum Diakon und drei Jahre später zum Priester weihte. Der Nachfolger dieses Bischofs erwählte ihn zum Abte des Klosters St. Symphorian zu Lutun. In diesem neuen Wirkungskreise erwarb sich Germain einen ausgebreiteten Ruf, durch gute Klosterzucht, durch Strenge und harte Entschlossenheit, durch Demuth, Andacht, Milde und Mitleid, wie durch die wunderbaren Wirkungen seiner Gebete, die ihm nach dem Geschmade seiner Zeit reichlich beigelegt wurden. Seine Wonne, die Anfangs nicht recht daran glauben mochten und bei seiner großen Freigebigkeit gegen Hülfsbedürftige zur Zeit einer allgemeinen Noth selbst Hunger zu leiden fürchteten und sich deshalb gegen ihn empörten, beschämte er plötzlich durch die Wunderkraft seines Gebetes, womit augenblicklich dem Mangel durch herbeigekommene Lebensmittel reichlich abgeholfen wurde.

Männer von solchem Rufe und von der Wohlhabenheit, wie der Abt Germain, besorgte man damals gern zu höheren Kirchenwürden, um durch sie nicht nur das in Gallien noch in Ausbreitung und Befestigung begriffene Christenthum unter den Merowingern zu heben, sondern auch die Kirchen, namentlich die Kathedrales, zu bereichern. Eine solche Berufung erlangte der Abt Germain im J. 556 durch eine schnelle Wahl zu Paris um so leichter, da er sowohl romanischer Abkunft und vermögend, als auch gerade zur Zeit des erlebigen bischöflichen Stuhles dafelbst dort anwesend war. König Childbert genehmigte diese Wahl. Mit diesem Amte übernahm Germain eine Menge neuer, ihm zuvor unbekannter Mühen und Sorgen in geistlichen und in weltlichen Dingen, welche letztere ihm der königliche Hof entweder überließ oder verursachte. Nach der Sitte jener Zeit behielt er sein strenges abtödtliches Mönchsleben, die ärmliche Kleidung und die schlechte Kost bis an seinen Tod bei, da dieses in den Augen der Zeitgenossen den geistlichen Lebenswandel am stärksten heiligte, setzte seine Wander fort, ertrug jegliches Ungemach, ohne denselben auszuweichen, auch in seinem zunehmenden Alter, vermochte seiner Kirche sein ältliches Vermögen, wußte dieser auch durch Childbert, nachdem er dessen Sitten gemildert und ihn der Kirche geneigter gemacht hatte, nützliche Geschenke und Vergabungen zu verschaffen und vertheilte mit demselben im Wohlthun für Arme und Hülfsbedürftige. Die aus seine Veranlassung 557 zu Paris abgehaltene Kirchenversammlung nahm durch einen von ihr gesägten Beschluß Witwen und Waisen nebst den Kirchen in Schutz gegen Gewalt und Betrug, Raub und Schändung, sollte aber auch nebenbei den überwiegend gewordenen königlichen Einfluß auf die Bischofswahlen schwächen. Eine andere Synode hielt er 573 ebenfalls ab, während er 567 der zu Tours auch beimohte. Außerdem überwachte er die Sittlich-

keit und Volkserziehung und wirkte bei dem Könige den Befehl aus, das Heidenthum in seinem Reiche vollends auszurotten. Seine durchdringenden, salbungsvollen Beredsamkeit kam die Gabe der Wunder vielfältig zu Hülfe, die er einst auch am Könige Childbert, der im Schlosse zu Orléans bei Melun krank darniederlag, mit erstaunlichem Erfolge bewiesen haben soll.

Abgesehen von diesen räthselhaften Thatfachen, erwarb sich Germain durch seine Fähigkeiten und Tugenden großen Einfluß und Ansehen beim Volke und beim Könige Childbert, der ihm nicht allein mancherlei Staatsgeschäfte übertrug und mit ihm über Vieles zu Rathe ging, sondern auch den Bau der Kirche des heiligen Vincenz oder heiligen Kreuzes, welche Benennungen zugleich vorkommen, auf einer Wiese an der Seine bei Paris, auf des Bischofs Vorstellungen bewilligte. Derselbe, ein Prachtgebäude für jene Zeit, begann schon 556 und endete 558. Gleichzeitig wurde auf Germain's Wunsch noch ein Kloster neben dieser Kirche gegründet und erbaut, welches vom Bischofe mit seinen Jünglingen aus dem Kloster St. Symphorian zu Lutun zunächst bevölkert und vom Könige sehr reich ausgestattet wurde, besonders durch einen ausgebreiteten Grundbesitz zu Issy, während jener es von seiner eigenen Gerichtsberechtigung und von der seiner Amtsnachfolger befreite und unter den unmittelbaren Schutz der Könige stellte, welches Privilegium, im fünften Jahre der Regierung Charibert's ertheilt, bis zur Zeit des pariser Erzbischofes Lanou unangestastet geblieben war, von diesem aber 1637 deshalb heftig angegriffen und das Stift in einen Streit verwickelt wurde¹⁾. Diese Abtei erhielt nebst der Kirche späterhin den Namen Saint-Germain des-Prés und nahm die Regel des heiligen Benedict an. Das Einkommen der Kirche vermehrte der Bischof noch durch ein Vermächtniß zur jährlichen Todtenfeier für seine Aeltern, welche auch, wie man erzählt, in einer Kapelle derselben zu St. Symphorian, die er selbst hatte erbauen lassen, begraben sind.

Mit dem im December 558 erfolgten Tode Childbert's verschwand unter dessen Nachfolger und Bruder Clotaire I. des Bischofs großer Einfluß auf einige Zeit, bis er auch bei diesem Könige sein voriges Ansehen wieder erhielt. Man schreibt auch diesen Umstand einer Wunderkur zu, welche Germain am Könige verrichtet hatte. Doch starb derselbe schon 561 und ihm folgte sein Sohn Charibert, dessen skandalöse Sitten dem Bischofe viele Sorgen machten. Da dieser König auf seine Vorstellungen nicht hörte, sondern seine Gemahlin verließ, weil sie seine Beischläferinnen, die ihre Dienerinnen waren, nicht dulden wollte und die eine von ihnen, Merofled, später sogar auch deren Schwester, die bereits Nonne geworden war, heirathete, so machte nun Germain seine Umstände mehr und excommunicirte beide²⁾. Allein der Hof und das Volk machten sich Nichts daraus. Anders war es

1) Vergl. Laffin, Orientierungsgeschichte der Congregation von St. Klaus I. 118 ff. 2) Vergl. Lobell, Gregor von Tours und seine Zeit S. 37.

freilich zu Hildebert's Zeiten, welcher die Bannflüche des Bischofs als wirksames Strafmittel zu unterstügen pflegte. Garibert's unbekannter Tod, der um das Jahr 570 erfolgt sein mag, stürzte das Reich, um welches sich des Verstorbenen drei Brüder, besonders Hilperich und Sigbert stritten, in einen verheerenden Bruderkrieg. Bischof Germain suchte vergebens, legar mit Drohungen einzugreifen, fand aber kein Gehör, da die Frauen der beiden Brüder die Zwietracht anzufachen beflissen und sammt ihren Gatten große Verächter der Geistlichkeit waren. Die Ermordung Sigbert's machte dem blutigen Kriege 575 ein Ende, allein der überlebende Hilperich I., dem Paris nun zuviel, an dessen zugellosem Lebenswandel wie an seinen lauten Aeußerungen des Mißfallens über die wachsenden Reichthümer der Geistlichkeit und der Kirchen die Geistlichen großes Uergernis nahmen, beruhigte den frommen Bischof in keiner Weise. Gleichwohl unterließ der König nicht, ihm nach seinem Tode eine Grabschrist in holperichien lateinischen Versen zu setzen, worin er auch dessen Wunderkraft rühmte.

Germain hatte indessen den Wechsel der gräuenvollen Begebenheiten unter der Herrschaft dieser Merowinger nicht lange überlebt, auch den Einzug des ihm verhassten Königs Hilperich I. in Paris nicht erlebt, sondern war kurz vorher am 28. Mai 576 ebenfalls zum allgemeinen Bebauern in seinem 80. Jahre gestorben; auf diesen Tag setzte die Kirche seinen Gedenktag fest; wie man erzählt, soll auch er seinen Sterbtag vorher gerühmt haben. Er ließ, meldet sein Biograph R. Fortunat, etliche Tage vor seinem Tode die Worte: quinto Kalendas Junias! über sein Bett schreiben. Man verstand sie nicht eher, als bei seinem Tode zu deuten. Sein Leichnam wurde in der Kapelle St. Symphorian der Vinerntirche beigesetzt und mit einem einfachen Denkmale bezeichnet. König Hilperich aber, durch die Wunder des Verstorbenen gerührt, schmückte diese Kapelle herrlich aus und Räumte aus seiner Schule St. Symphorian zu Autun, wie der Bischof Vertram zu Rans, bereicherten die Vinerntkirche durch ansehnliche Vermächtnisse. Die beiden ersten Aelte des Klosters dieser Kirche waren gleichfalls aus seiner Schule hervorgegangen. Germain's Grab wurde im J. 754, auf Veranlassung des Königs Pipin, in dessen und des ganzen Hofes Gegenwart hinter den Altar gedachter Kirche verlegt, welche durch die Wunder, die bei demselben an der Wache von Wallfahrern geschehen, eine ausgebreitete Berühmtheit erhielt. Der Leichnam und andre Ueberreste dieses durch die allgemeine Verehrung auf anerkannte Weise zum Heiligen erhabenen Prälaten, zu welchem auch ein Schlüssel gehörte, den ihm sein Vorgänger Bischof Eusebius zu Paris gegeben haben soll, als derselbe ihm vor seinem Tode im Traume erschienen war und ihm mit einem Schlüssel die Nachfolge auf seinem Bischofsstuhle angedündigt hatte, erlitten im Laufe der Jahrhunderte vielfache Schicksale. Zuerst suchten die Mönche des Klosters mit demselben beim Einbruche der Normannen 845 nach Seaulaville in Erie und kamen erst im folgenden Jahre wieder zurück. Die Flucht wieder-

holten sie unter denselben Umständen 858 nach Emant bei Sens, von da 861 nach Nogent und kehrten erst 863 wieder heim. Als 884 Paris von demselben Volke wiederum bedroht wurde, wichen sie mit ihren Reliquien in diese Stadt selbst und legten dieselben in der Kirche St. Johannis nieder. Der Wunderkraft dieses Heiligen schrieb das Volk die Rettung der Stadt zu. Als 888 die Reliquien wieder an ihren rechtmäßigen Ort zurückwanderten, überließen die Mönche jener Johanniskirche einen Arm des Heiligen, worauf sie den Namen S. Germain le Vieux erhielt. Erst in den Zeiten des Chronisten von Saint-Denis erbildeten Kirche und Kloster seinen Namen auf die Dauer und in der Folge zur Unterscheidung von anderen Eistern seines Namens den Zusatz des-Prés, d. h. auf den Wiesen, und sobald sie ringsum mit anderen Wohnungen bei Erweiterung der Stadt umgeben werden waren, ging auf Veranlassung des Cardinal von Tournon im 16. Jahrhunderte sein Name auch auf dieses neue Stadtviertel über¹⁾. Aus dem Kloster, welches die Regel des heiligen Benedict annahm, gingen in der Folge viele berühmte, durch geübene Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mönche hervor.

Das Leben des Bischofs Germain beschrieb sein Zeitgenosse, der Priester und Bischof Venantius Fortunatus von Poitiers und schmückte es reichlich mit Wundern aus, die ihm so starken Glauben fanden, als man den Verfasser für einen Angezogenen derselben hielt. Auch ein zweiter Zeitgenosse, der berühmte Gregor von Tours, berichtet davon wie von wichtigeren Lebensumständen Germain's²⁾. Weil sich aber der Geschmack an Wundergeschichten im Mittelalter noch lange fort erhielt, unternahm im 9. Jahrhunderte der König Rimoin im Kloster St. Germain ein eigenes Werk über die Wunder dieses Heiligen zu schreiben. Dieses Fortunat's Biographie ist besonders gedruckt worden, aber auch von den Bellandisten in ihre Acta Sanctorum aufgenommen worden³⁾. Unterdessen schrieb der Benedictiner Jacob Bouillart, auf den Grund jener Quellen eine besondere Biographie über St. Germain, die er seinem Prachtwerke: Histoire de l'abbaye royale de S. Germain-des-Prés. (Paris 1724. 8ol.) vorsetzte⁴⁾. (B. Röze.)

GERMAIN (Saint-), ein berühmtester, großes Aufsehen erregender Abtvertrauer und Charlatan des 18. Jahrh., ein Vorläufer Gagliostro's. Gewöhnlich heißt er Graf oder Herr von St. Germain; auch legte er sich, nach Gaucourt, in den verschiedenen Orten, wo er mit großem Gepränge auftrat, noch nebenher andere Namen abwechselnd bei, als Marquis von Hymer, Marquis von

1) Regl. Feltblen, De la ville de Paris II, 1018. 2) Doch ist die ihm beilegte Aufschrift an den Bischof Germain, worin von dessen Tadel über Fortunat's Biographien zweier Heiligen die Rede ist, offenbar nicht echt, sondern aus späterer Zeit. 3) Regl. dieselbe Mens. Maii Tom. VI, 119 seq. 4) Zweifelhafte Bearbeitungen vom Leben St. Germain's sind in neuerer Zeit sowohl in der Legende der Heiligen auf jeden Tag des Jahres herausgegeben von einem Verein katholischer Geistlichen (Augsburg 1835. 4.) II, 311 ff., als auch in M. Götter's Werk unter gleichem Titel (Landshut 1838. 4.) II, 23 ff. aufgenommen worden.

Belmar oder Belmare (Bellamare), sowie mehre teutsiche, italienische und russische Namen, und hatte, wie verschied'et wird, einmal auch den Namen eines Marquis von Montferrat eine Zeit lang angenommen, ohne daß irgend Jemand, auch nicht die Polizeien, sichere Auskunft über seine Geburt, seinen wahren Stand und sein Vaterland jemals hätte erlangen können. Gleichwohl ist er während seiner langjährigen Wanderungen durch die meisten europäischen Länder deshalb niemals in Verdacht oder in Untersuchung gerathen, vielmehr hat er allenthalben, ausgenommen zu Berlin und Dresden, wo man seinen Bisthümlichen Rerachtung entgegensetzte, willkommenen Aufnahme, Freundschaft und Anhang, sogar ausgezeichnete Behandlung mit zarter Schonung an mehren europäischen Höfen und in den vornehmsten Häusern gefunden. Dieser selten, ihm an höchsten Orten verdönnete, Schuß läßt sich, wiewol Abenteuer seines Schicksals damals überhaupt in Teutschland, Frankreich und andernwärts ihr trügerisches Spiel ungehindert treiben durften, doch vielleicht bei ihm aus der tiefen Verschwiegenheit über seine wahre Herkunft erklären, deren Bekanntmachung vielleicht bedeutende Personen compromittirt haben würde. Dessenungeachtet zeigte er zuweilen, ohne schlimme Folgen für ihn, hochmüthiger Weise die Behörden zu ernsten Nachforschungen darüber, so z. B. den Senat zu Venedig, von welchem er einst bei der Anwesenheit des Herzogs von York daselbst den Rang über diesen Prinzen unter dem Vorzeihen verlangte, daß man wol wisse, wer dieser englische Prinz sei, Niemand aber die Titel des Marquis von Belmare (St. Germain) noch kenne!).

Am Hofe des Königs Ludwig XV. von Frankreich, wo er in höchster Gunst stand, wurde er für den Vastard eines portugiesischen Königs gehalten. Daß er ein geborner Portugieser sei, glaubten andernwärts auch Viele. Die Kammerfrau der Pompadour hatte ihm bei ihrer Gebiethen zuweilen Äußerungen abgelauscht, welche auf seine Abstammung aus einer erlauchten Familie schließen ließen, während er sonst in pariser Gesellschaften von seiner Kindheit, wie er dies gern that, erzählte, als habe er, von einem zahlreichen Gefolge umgeben, auf prächtigen Terrassen in einem herrlichen Lande gelufswandelt, ungefähr wie der Thronerbe eines Maurenkönigs in Granada. In Italien dagegen waren Ränche der Meinungs, er wäre der uneheliche Sohn der Königin Maria Anna von Spanien, die als Witwe Karl's II. über 30 Jahre in Japan geliebt hatte, aus dem französischen Umgange mit einem Banquier aus Madrid. So viel ist indessen gewiß, daß St. Germain das Spanische und Portugiesische ohne allen fremden und das Französische mit einem piemontesischen Accente¹⁾ sprach, außer-

1) Unter diesen Umständen konnte es dann freilich nicht fehlen, daß dieser vornehme Wogabund — wenigstens erzählte er es dem Wesen von Lemberg — es auch gewagt hatte, zuweilen ganz und gar ohne Geschlechtssamen aufzutreten, wie er in Venedig Briefe ohne Adresse, bloß mit dem Namen der Stadt versehen, empfangen und sein Secretair auf der Post daselbst nach Brüssel an ihn gesandt habe, die an Niemanden gerichtet gewesen wären. 2) Daher die Annahme derer, welche in ihm weder einen spani-

dem aber auch noch teutsich, englisch und italienisch gelauffig rebete.

Nach seiner eigenen Erzählung in dem Tagebuche des Grafen Maximilian Joseph von Lamberg kramte er aus Bittzy in der Champagne und wandte er die Leigende, welche Mich. Montaigne in seinen Essais von einem Menschen daselbst erzählt, derselbe sei vom Bischofe zu Chalons mit dem Namen Maria Germain getauft, bis in sein 22. Jahr Mädchen gewesen, dann durch einen gewaltsamen Sprung in einen Buben verwandelt worden, auf seine Abkunft an²⁾. Daher schrieb er sich ein Lebensalter von 350 Jahren, nach dem Bericht Anderer gar von 2000 Jahren zu, nannte sich einen Zeitgenossen des Welttheilandes, wenn er bescheidener war, einen Adipeten der Welt- und Rosenkruzergesellschaft des Federice Gualdo, dessen Jugendfreund er gewesen sei, im allerbescheidensten Falle einen Zeitgenossen Kaiser Leopold's I., mit welchem er Briefe gewechselt haben wollte. Um so weniger fiel es auf, wenn er behauptete, den berühmtesten persischen Feldherrn Tahmasp Kulidach (Nabir) persönlich gekannt zu haben, oder wenn seine Zeitgenossen, welche ihn nach 24, oder sogar nach 50 Jahren ihrer ersten persönlichen Bekanntschaft wiedersehen, ihn in jenem um ein, in diesem Falle nur um zehn Jahre älter fanden³⁾. Freilich lebte er — was in dessen jene Widersprüche nicht völlig aufhebt — überaus mäßig, trank nie während des Essens, nahm öfters Abführungen aus Sennekleblättern, die er selbst zubereitete, und dies war denn auch Alles, was er seinen Freunden anrieth, wenn sie ihn fragten, was sie thun müßten, um lange zu leben⁴⁾, obschon er Andern allerdings ausgehand, daß er einen Lebenslaßsam desse und

schen Jesuiten, noch einen klassischen Juden Namens Siman Wallf erkennen wollten, sondern ihn für den Sohn des Steuer-einnehmers Acotondo zu S. Germano in Savoyen hielten, als die Wahrscheinlichkeit erklärt wird.

3) Siehe die gedachten Kessels (Ausgabe 1817 in 4.) S. 58, wo dieses Mädchen erzählt wird. Montaigne besuchte auf seinen Wanderungen auch Bittzy und fand hier einen alten herrlichen Mann, Maria Germain, von welchem ihm die Erbschweher, die oben erwähnte Geschlechtsverwandlung erzählten, eine Postkarte aus im 18. Jahre, noch in Teutschland hin und wieder eine Anwendung gefunden hat.

4) Wie verschieden sein Alter sonst von Leuten, die es ernsthaft meinten, beurtheilt wurde, geht aus den Nachrichten der Kammerfrau Dubausset und des Barons von Gleichen, die ihn zu einer und derselben Zeit kennen lernten, hervor; jene schätzte ihn für einen Aunziger, dieser für einen Schpizier. Also muß er, dies ist auch wahrscheinlich, zu Ende des 17. oder gleich zu Anfang des 18. Jahrhunderts geboren worden sein.

5) Dies wird der Idee sein, von welchem andere Nachrichten sprechen und die denselben Aqua benedicta nennen. Wie der Aender nennen seine, von ihm selbst zubereitete, unendlich wackende Kugel ein Salz. Ein Akerp davon gab der englische Consul zu Livorno dem jungen, weiter unten genannten Markgrafen von Brandenburg-Krähb. Geschrieben davon sollen die heute noch in hohen Familien zu Wien und Berlin als ein Geheimmittel wider alle Krankheiten circuliren. Wenn ihm erzählt wird, er habe keine Nahrungsmittel zu sich genommen, Niemand ihn essen und trinken sehen, so ist dies eine der größten Lügen, die über ihn ausgebreitet worden sind. Der Baron von Gleichen, der einst zu Bittzy bei Rad. Lamberg zu Paris mit ihm und erzählt nicht, daß St. Germain dabei gefastet hätte.

denselben auch verkaufte, durch welchen man sich, selbst im höchsten Alter, wieder verjüngen und unsterblich machen konnte; es entstand daraus die ziemlich weit verbreitete Erzählung von einer alten Kammerfrau, deren Herrschaft eine Fluthe solchen Lebenselixirs besaßen, und die, als sie von dessen wunderbaren Wirkungen Kunde erhalten hatte, so viele Schliche davon zu sich genommen habe, daß sie zuletzt ganz jung und wieder ein Kind, oder, nach der Erzählung Andern, sogar zum Embryo geworden wäre. Gegen Leute, mit welchen er vorsichtig solcher übernatürlicher Geheimnisse zu sein, oder hätte sie wenigstens, ihnen, so dem Könige Ludwig XV. und dessen Maitresse, wenngleich er Andern das Gegenstück davon erzählte, dergleichen Boare anzupreisen. In Absicht auf sein eigenes Lebensalter behauptete er in manchen Fällen eine gewisse Rüstigkeit, obgleich er, wenn nur immer möglich, Jedermann in Ungewißheit darüber ließ, und auch dem Baron von Gleichen, der sechs Monate sehr vertraut mit ihm in Paris gelebt hatte, einst gekam: die pariser Schachspieler glauben, ich sei 300 Jahre alt, und ich bestärke sie in dieser Meinung, weil ich sehe, daß sie ihnen soviel Vergnügen macht; nicht, daß ich nicht wirklich viel älter sei, als man nach meinem Aussehen denken sollte. Freilich wünschte er in dieser wie in vielen andern Hinsichten, wann möglich, Jedermann bis auf einen gewissen Grad zum Narren zu machen. Denn das Talent, die Neugierde zu erwecken und die Leichtgläubigkeit der Zuhörer zu benutzen, sie in Spannung zu erhalten und in Verwunderung zu versetzen, besaß wol selten Jemand in so hohem Grade als dieser St. Germain. Als ein in der Geschichte sehr belehener, mit vielen auf Reisen gesammelten Kenntnissen, sowie mit mehrfachen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten ausgerüsteter Mann, wußte er, von einem guten Gedächtnisse unterstützt, seine Erzählungen der Empfanglichkeit der Zuhörer jedesmal so anzupassen und nach Maßgabe derselben so auszusprechen, daß er, wie er denn auch der Marquise von Pompadour nicht verhehlte, Dummköpfe ohne Umschweife erklärte, er sei Augenzeuge davon gewesen. In dieser Weise gab er von Karl V., Franz I., dem Comte de Bourbon, Heinrich VIII., der Maria Stuart und der Margaretha von Valois Schilderungen und Beschreibung ihrer Begebenheiten so genau und umständlich, als hätte er diese Personen sämmtlich gekannt und mit ihnen alle ihre Erfahrungen durchlebt. Hatte er aber minder leichtgläubige Leute vor sich, so begnügte er sich damit, die geringfügigsten Umstände, die Mienen und Gebärden der Eindringler, bis auf das Zimmer oder den Platz eines Iden mit solchem Detail und solcher Lebhaftigkeit auszumalen, daß man aus freien Stücken glauben sollte, er selbst sei wirklich bei den Vorfällen zugegen gewesen. Hiervon spielte er, wenn er aus früher Vergangenheit erzählte und Personen aus derselben Zeit sprechen ließ, den Zerstreuung in der Weise, daß er zwar seine Person als mitbetheiligt hineinmischte, sich selbst aber schnell wieder und so eilig, als wenn er sich vergessen hätte, gegen den Namen eines Andern ver-

tauschte. Mit dieser Verschlagenheit, durch welche er sich das Ansehen eines Augenzeugen von Begebenheiten der entferntesten Jahrhunderte gab, machte er allenthalben, vorzugsweise bei lästernen Festleuten, vornehmen und reichen Wüsthingängern, sein Glück, und galt in deren Thorheit für einen Zeitgenossen Christi, welchem er gute Rathschläge ertheilt haben wollte, des Pilatus und dessen Gattin, bei welchen er täglich Besuche gemacht hatte, der heiligen Maria, Elisabeth und Anna und der zwölf Apostel, sowie für ein Mitglied der Kirchenversammlung zu Nicäa, wo die Bischöfe, seine alten Bekannten, ihm zu Gefallen, einen Gnadenbrief für die heilige Anna hatten ausfertigen lassen.

Dergleichen freche und grobe Pöffen gaben natürlich den Biglanten und Schalken mancherlei Anlaß zu ergeßlichen Wüsthingereien und Verschlagen, wie denn z. B. die Hofleute Ludwig's XV., ungeachtet dieser Monarch verboten hatte, von St. Germain mit Spott oder Verachtung zu sprechen, sich eines Spasmachers, des Wilord Gorer, bedienten, um von demselben die Rolle des Hrn. von St. Germain vor den vornehmen neugierigen Frauen und Männern des Paraisbegriffs zu Paris in verhöhn gedachter abentheuerlicher Weise spielen zu lassen.

Diese Ungereimtheiten, die ziemlich ernstlich nachgezählt wurden, brachten St. Germain in den ausgebreiteten Ruf eines wunderbaren Mannes, welcher nicht allein selbst Jahrhunderte oder Tausende durchlebt habe und unsterblich sein werde, sondern auch die Fähigkeit besäße, Andern das Leben zu verlängern, welcher ferner Gold leihen, Diamanten fertigen oder mehr mit einander verschmelzen und die sterblich wenig reinen, auch die Perlen vergrößern und ihnen die schönste Wasserfarbe geben könne, der auch Geister citirte, mit den Verstorbenen in Verbindung lebe, alle geheime Kräfte der Natur kenne, die Zukunft vorhersehe; kurz Alles wisse und versthe, obgleich er in der That nicht Größliches gelernt hatte. Indessen war er nicht ohne chemische Kenntnisse, verstand die Bereitung von Farben, Tincturen und einer Art Similor von vorzüglicher Schönheit. Auch glaubten wirklich Viele, daß er echte Diamanten machen könne, und die Juwelen, die er an sich trug, oder mit welchen er Handel trieb, waren wol sämmtlich von dieser Art und aus seiner Fabrik. Bei dem Könige Ludwig XV. und der Pompadour sah man stets seine Finger, seine Tabatsdose und seine Uhr von Diamanten streuen. Einst erschien er an einem Gollatage zu Versailles mit so herrlichen Brillanten an seinen Schuhschnallen, Hemdenknöpfen und Kniebändern, daß sie von anwesenden Kennern auf 200,000 Franken geschätzt wurden. Die Quelle dieses Reichthums wußte und erfuhr man nicht. Sie setzte ihn auch, wenn anders die Erzählungen seiner Bekannten Glauben verdienen, in der That niemals in Verlegenheit, noch weniger in Creditlosigkeit. So gab er einem seiner Freunde zu Venedig eine Papillote, worauf ein Wechselhaus dasselbe, welches den Grafen von St. Germain gar nicht kannte, 200 Dukatens ohne Bedenken ausgepagt haben soll. Als er auf der Rückreise von

im Haag unter dem Schutze des französischen Königs gelebt und im Hause des vorhin genannten d'Affry, der ihn früher ernstlich verfolgt hatte, einen großen Diamanten aus seiner Fabrik mit einem Hammer zerhacken haben. Der Graf von Lamberg, der ihn sehr schoneud beurtheilt und seine Lügen geduldig hinnahm, stand mit ihm in Briefwechsel, woraus zu entnehmen ist, daß St. Germain vor seinem ersten langen Aufenthalt in Frankreich schon in Wien gewesen war, dieselbst mit einem f. f. Kammerherrn Diamanten gemacht und theuer verkauft hatte. Es soll aber diese Kunst, Steine zu schmelzen, die er auf seiner ersten Reise nach Indien gelernt haben wollte, damals von ihm nur versuchsweise ausgeübt worden sein; erst 1755 habe er sich auf der zweiten Ansfahrt dorthin in dieser Kunst vervollkommnet. Alles, was er indessen von diesen Reisen, sowie von der nach China sammt der auf den englischen Schiffen genossenen außerordentlichen Behandlung während seiner Seereisen erzählte und schrieb, sind pure widersinnige Erfindungen. Dahin gehört ferner, daß er den Inhalt versegelter Briefe erhalten habe. Das verhielt er in St. Petersburg und erzählte beim Czarinnen, daß er unterdessen in fernen Gegenden gewesen sei; jährlich ver schwand er etliche Monate lang, dann leg er den Leuten vor, er habe in jener Welt mit den Verstorbenen Umgang gepflogen. Lamberg erdachte an ihm auch die seltsame Gabe, mit beiden Händen und gleicher Geschwindigkeit zugleich dasjenige, was man ihm dictirte, auf zwei verschiedene Bogen Papier niederzuschreiben, ohne daß es möglich war, beide Handschriften von einander zu unterscheiden. In gleichem Grade besaß er, wenigstens ißt ihm, wie dem Grafen von Cagliostro, zuzutrauen, die Fertigkeit, die Handschriften Anderer auf das Täuschendste nachzumachen. Dies verricht er durch sein Stammbuch, worin er Blätter der Erinnerung von Männern seiner Bekanntheit aus dem 16. und 17. Jahrh. vorlegte. Das Stammbuch Montaigne's, vom Jahre 1500 datirt, enthält nach Lamberg's Angabe den eben nicht löblichen, doch seines Besters gewürdigen Denkspruch: „Es ist kein Mann auf Erden so bieder, daß er nicht, wenn er auch alle seine Gedanken und Handlungen auf die Waagschale der Rechtsschaffenheit und der Gerechtigkeit lege, mindestens zehnmal in seinem Leben den Galgen verdient hätte. Daher sei es sehr ungerecht, einander zu verdammen und zu strafen.“ Ingleichen zeigte er demselben Grafen ein lateinisches Gedichtblatt von dessen Großvater, Kaspar Friedrich von Lamberg, der 1686 gestorben war, aus dem Jahre 1678. Außer diesen Künften verstand er die Violone, gewöhnlich hinter einem Schirme, so meisterhaft zu spielen, daß die Zuhörer nur bis sechs Instrumente zugleich zu hören glaubten, während Andere diese Kunstfertigkeit ihm absprechen. Endlich rühmte er sich auch des Geheimnisses, die Wien nähmen und die Schlangen auf die Brust aufzusetzen machen zu können.

Nach dem Tode des Herzogs von Choiseul (1770) spricht er wieder in Paris gewesen zu sein, wo er sich, weil seine Wunder-then am wenigsten gekannt worden,

am liebsten aufhielt, nicht aber um den abgelebten, ausschweifenden Monarchen mit einer frischen Flasche seines Lebensbalsams zu erfreuen, obgleich er das den Leutenweis zu machen suchte. Auch ging nach dieses Königs Tode nicht in Erfüllung, was er prophezeit hatte, daß er dann ganz Europa durch eine außerordentliche That in Erkannten setzen werde. Vielleicht erst nach dessen Tode begab er sich, nachdem er 1774 eine Zeit lang in Schwabach gelebt hatte, auf etliche Jahre durch die Um pfehlungen der Schauspielerin Clairon an den Hof des toterten und ausschweifenden Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach zu Triebdorf, in dessen Gesellschaft (also nicht 1772) er dem berühmten Günstlinge der Kaiserin von Rußland Gregor Orloff, auf dessen Reise durch Nürnberg ebenfalls seine Aufwartung machte, wo er von demselben ein ansehnliches Geldgeschenk erhalten und der Markgraf aus dessen Munde erfahren haben soll, welche wichtige Person St. Germain bei der russischen Thronrevolution gewesen sei. Im Uebrigen lebte er zu Triebdorf ganz nach seinem Gefallen und, nach dem Vorbilde der Clairon, mit einem solchen Uebermuth, daß der Markgraf sich nicht selten wie ein Schulknabe von ihm behandelt sah. So erhielt dieser einst auf seine geschmeidige Frage nach St. Germain's Kenntnissen die Antwort: Sie sind noch viel zu jung, um von solchen Dingen unterrichtet zu werden. Um sich aber bei ihm in Ansehen zu erhalten, zeigte ihm St. Germain von Zeit zu Zeit die Couverts von Briefen Friedrich's des Großen vor, dessen Petschaft — die Briefe selbst ließ er ihn nicht sehen und deren Inhalt nicht wissen — er wahrscheinlich nachgemacht hatte.

Vielleicht war er im Äußeren herabgekommen und von Schulden schon schwer belastet, als er sich von Triebdorf nach Hamburg und von da endlich an den kleinen Hof des jungen Landgrafen Karl von Hessen, der dänischer Statthalter über Schleswig und Holstein war, in der Nähe von Schleswig begab, sich jedoch auch dieses Fürsten gänzlich bemästerte und denselben zu allerlei Speculationen erweichte, die übel ausfielen. Indessen verlebte er bei ihm seine letzten Lebensjahre, ließ sich nur von Weibern bedienen, die ihn pflegten und hänschelten und starb in deren Armen völlig entkräftet, am Schlagflusse, zum Erlaunen vieler, die nicht hatten glauben wollen, daß auch er dem gemeinen Naturgesetze werde unterliegen müssen, während Andere an seinen Tod gar nicht, sondern an seine Auferstehung glauben wollten. Sein Todesjahr fällt zwischen 1780 — 1784 und nicht erst um 1795^{*)}; daß hierüber keine Gewissheit stattfindet, beweist zur Genüge, daß er seinen Ruhm überlebt hatte und verschollen war, aber daß seine be-

*) Das Jahr 1795 gibt nur der Auszug im *Conversationslexikon* d. Aufl. IV, 643 an, woher aber der Verfasser desselben diese Angabe genommen hat, habe ich nicht ermitteln können. Meine Quellen setzen das Todesjahr dieses Wicars in die Jahre 1780, 1782, 1783 und 1784. Andere Nachrichten zufolge scheint er 1787 todt gewesen zu sein. Der Verfasser des *Auszugs* in *Pierre's* *Universalhistorie* reflectirt 1760 als Todesjahr St. Germain's gewöhnlich für falsch. Die *Fragebogen* setzen das Jahr 1784 hierfür fest.

geisterte Umgebung ein Geheimnis daraus zu machen sucht. Daher es dem Baron von Gleichen, welcher das Leben und Treiben dieses außerordentlichen Abenteurers seit dem Jahre 1759 auch in der Entfernung von denselben unerrückt im Auge behielt, nicht gelang, Tag und Jahr seines Todes zu ermitteln, sowie auch alle Mühe, welche sich die Freunde, die Dienerschaft und sogar die beiden Brüder des Landgrafen Karl gegeben hatten, um das Geheimnis der Herkunft dieses St. Germain aus ihm selbst zu erforschen, vergeblich gewesen sein soll. Dies war auch Keinem seiner früheren Freunde gelungen, oder sie fürchteten ihn durch offene Geständnisse vor der Welt zu prostituiren; und soviel seine Dienerschaft anbelangt, so war auch sie zu ähnlichen Verbindlichkeiten, sowie zu Zug und Trug in dieser Hinsicht abgerichtet, wie sie ihr Gebieter aufgeführt. Sein Bedienter machte z. B. den Franzosen weiß, daß er dem Grafen schon 500 Jahre lang diene. St. Germain wohnte in Europa unumgesehen Leuten seines Schlages, als Gahner, Medemer, Schwöfer, Süßenhof, Blumenhof u. m. A., mit welchen Allen er jedoch in keinem Verkehr gestanden hatte, den Weg zur guten Aufnahme und bereitete vorzugsweise dem Grafen Gagliostro, mit dem er allerdings in Verbindung gestanden haben mag, einen enthusiastischen Empfang. Nicht unwahrscheinlich ist es, was behauptet wird, daß dieser Gagliostro, der auch eine tiefere Seite in der Freimaurerei erhalten zu haben sich rühmte, um sich mit seinen Täuschungen vor der Welt aufrecht zu halten, eine geheime Gesellschaft gestiftet, zu ihr auch Gagliostro gehört und in derselben die Reuelinge mit vielem Gepränge und außerordentlichem Aufwande die Reihe erhalten haben. Man hat vermutet, daß der Landgraf Karl, welcher Erbe seiner hinterlassenen Schriften war und auch die nach seinem Tode eingelaufenen an ihn gerichteten Briefe in Empfang genommen hat, besser als jeder Andere über die Person und wahren Verhältnisse seines Günstlings unterrichtet gewesen sei; aber dieser Prinz ist bereits 18 Jahre verstorben, und Nichts hat sich davon öffentlich befragt. Ebenso machte der Graf von Lambert in seinem Memorial d'un Mondain (1775) Hoffnung, zu einer anderen Zeit noch mehr interessante Umstände über den Grafen von St. Germain (von ihm nur Marquis von Bismarck genannt) zu veröffentlichen, allein es ist auch nicht geschehen. In Paris, dem Hauptaufschlage seiner Bannereien, verkehrte man in vornehmen Häusern sein Andenken durch Brustbilder von ihm, und aus der Sammlung von Bildwerken der Marquise von Liff ging 1783 ein Portrait dieses Mannes, in Kupfer gestochen, mit der Unterschrift hervor: le Comte de Saint Germain, célèbre alchimiste, und darunter zum Beweise seiner abgöttischen Verehrung unter den Franzosen die merkwürdigen Verse:

Ainsi que Prométhée, il déroba le feu,
Par qui le monde existe et par qui tout respire;
La nature à sa voix obéit et se moue.

S'il n'est pas Dieu lui-même, un Dieu puissant l'inspire.

Dieser Kupferstich ward vom Künstler dem Grafen von Rilly gewidmet und Exemplare davon kamen auch nach

Teutschland, wo ihm, als dem ersten merkwürdigen Manne seiner Art, wenigstens theilweise unbedingte Bewunderung gewidmet worden war, wenn man auch wissen konnte, daß er alle seine Kenntnisse, Fähigkeiten und Erfahrungen wie ein Zoschenpieler gebrauchte, aber dabei so zu imponiren verstanden hatte, daß man ihn selten eines Irrthums zu beschuldigen im Stande war, viel weniger wagte und keinen eingehenden Uebermuth an ihm entdeckte, sondern ihn in allen Dingen sichhaltig fand. Wenn Friedrich der Große ihn an hohme nannte, qu'on n'a jamais pu déchiffrer, so ist dies in der That eine unbediente Schenung für solch einen Menschen *).

Germanes, f. Germanien.

GERMANES, ein französischer Abt des 18. Jahrh., zu St. Rami in der Provence geboren, gab im J. 1771 eine Histoire des révolutions de Corse, depuis ses premiers habitants jusqu'à nos jours zu Paris in zwei Bänden heraus, von der er 1774—1776 eine neue Auflage in drei Bänden 12. erscheinen ließ *).

Germania, f. Germanien.

GERMANIA PRIMA und SECUNDA. Die römische Doppelprovinz Germania I. u. II., auch Germania superior und inferior genannt, am Ober- und Niederrhein in Gallien, ist im Alt. Germanien vielfach in Betracht gezogen worden (s. Aufs. I. §. 6—8. 32. 40. Aufs. II. §. 5. 6. 8. 9. 16. 27. 29. 33. 35. 36. 42. 43. 49), sodaß es hier nur noch weniger Bemerkungen bedarf. Beide Provinzen waren unter der Regierung des Augustus eingerichtet worden, als Dr. Vespasianus Agrippa noch lebte, von welchem vielleicht der Plan dazu entworfen worden war. Die Provinz Germania prima wendete sich von den Castra Raurocorum bis Moguntiacum oder bis an die Rha, wo der Oberrhein (Obring) endet, Germania secunda von Moguntiacum bis an die Rha oder bis zur Insel der Bataver erstreckt, sodaß die Banjionen, die Treverer, die Remter, die Erbi der Germania prima, welche westlich von den Bogen begrenzt wurde, angehörten, die

*) Benutzt wurden hierzu der Aufsat in *Moguntiacum* 1813. Nr. 107. 109 u. 110: Der Abenteurer Saint-Germain, aus dem handschriftlichen *Mémoires* de Mr. le Baron Ch. H. de Gleichen, *Ministre de Danemark à différentes cours depuis 1760—1771*, welche bis jetzt noch nicht gedruckt worden sind; die *Mémoires de Madame Duboussé etc.* (erster Commerceau der fr. von Vapobour). (Paris 1824.) p. 143 seq.; das *Agebuch des Grafen Mar. Joseph von Lambert in der teutschen Uebersetzung* von H. E. Wagner II. 12—23 (das Original davon heißt *Memorial d'un Mondain*); Ueber den Bismarckglauben und andere Schwärmen u. f. w., aus dem *Französischen* (Leipzig 1757.) S. 371—375, welcher Aufsat aufschlüssig aus v. Lambert's Briefsammlungen entnommen worden ist, und die *Berliner Monatschrift* 1785. 5. Bd. S. 470 ff., wo der Lebensaband St. Germain's eine wohlverdiente Rüge erhalten hat. Ferner auch noch das *Dictionnaire universel* XV. 407. Eine ausführliche Lebensbeschreibung über diesen Abenteurer war von G. R. Dettlinger zu erwarten; ob sie wirklich erschienen ist, habe ich nicht ermitteln können. Auch die Marquise von Erqui soll in ihren Denkwürdigkeiten von St. Germain gesprochen haben.

*) Er 18, *Vol. Frankreich* II, 99 und *Quadrant* III, 334.

Ueber dagegen, die Lugi, die Sugerni u. s. w. der Germania secunda anheimfelen. Die eindringenden germanischen Stämme und Völkerschaften der Germania I. u. II. find im Art. Germanien in den angegebenen Paragraphen oft genug erwähnt worden¹⁾. Diese Doppelprovinz sollte namentlich eine Schutzwehr gegen die Einfälle der teutschen Scharen aus Germania magna dienen. Daher die besten Legionen hierher verlegt wurden. Augustus hatte die legio I. V. XIX u. XX der Germania prima, die legio II. XIII. XIV u. XVI der Germania secunda zugewiesen, sodas seit dieser Zeit das gesammte Rheinufer von acht ausgewählten Legionen mit den gewöhnlichen Hilfstruppen verteidigt wurde. Dazu kam, das hier nicht nur feste Lager, feste Castelle, angelegt, sondern auch Colonien, aus Veteranen bestehend, eingerichtet wurden, um die seit Cäsar's verberblichen Kriegen mit den Bewohnern dieser Gegenden, aus wol durch Uebersälle aus Germania magna, entvölkerten Ortschaften wieder zu beleben und römische Cultur zu verbreiten. So sann Augusta Rauracorum, von Plancus angelegt, als eine dieser Colonien betrachtet werden. Die Bewohner dieser beiden Provinzen werden bereits von Cäsar, zu dessen Zeit diese Provinzeinrichtung noch nicht existierte, schlechthin Germani genannt, ebenso bei den späteren griechischen und römischen Historikern. Das groas Germania wird dann zur Unterscheidung von den beiden Provinzen gewöhnlich Germania magna, Germania barbara, Germania transrhodana genannt. Von den diesseitigen germanischen Stämmen wurden diese Provinzen unzählige Male überfallen, und erlitten den ersten gefährlichen Stoas durch den Aufstand des Bataver's Civilis, welcher nach der Herrschaft von Gallien strebte, aber durch den römischen Feldherrn Cerealis besiegt und unterdrückt wurde²⁾. Später, seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrh., werden die Alamannen und Franken, jene am Rheine, diese am Niederrhein, die fortwährende Geisels dieser Provinzen, bis endlich Germania superior den Burgunden und Alamannen, die Germania inferior den Franken zur Beute wird³⁾.

(J. H. Krause.)

GERMANICUS. 1) Dieser Name gehört zu den zahlreichsten Ehren- und Siegesnamen, welche die Römer denjenigen ihrer Feldherren zur Auszeichnung und ruhmvollen Erinnerung ertheilten, welche durch glänzende Siege schwere Kriege glücklich zu Ende geführt, die Kraft feindlicher Völker gebrochen, neue Provinzen gewonnen,

oder auch nur die künftige gänzliche Eroberung feindlicher Länder genügend vorbereitet hatten. Bei dem Namen „Germanicus“ tritt nun der eigenthümliche Fall ein, das derselbe, was früher nicht vorgekommen war, nicht einem lebenden Helden ertheilt, sondern geschaffen wurde, um das Andenken eines Verstorbenen mit höherem Glanze zu umgeben und seine Familie zu ehren. Nero Claudius Drusus, des Kaisers Augustus jüngerer Stiefsohn von der Livia, hatte bekanntlich in den Jahren 12—9 v. Chr. (742—745 d. St.) die germanischen Völker in Niederdeutschland mit großem Erfolge bekämpft und im Sommer des Jahres 9 v. Chr. die römischen Legionen sogar bis zur Elbe geführt. Auf dem Rückmarsche nach dem Rheine im Spätsommer d. J. stürzte er dann, wie bekannt, mit dem Pferde; der Schenkel ward ihm zertrümmert, und schon am 30. Tage nach dem verhängnisvollen Sturze starb der edle jugendliche Held an den Folgen der schweren Verwundung. (Nach Eckhel, Doctr. Numm. Vett. Vol. VI, p. 176 am 14. September.) Wir übergehen die sonstigen zahlreichen Veranlassungen, durch welche Augustus, der Senat und die „verwaisten“ Legionen ihrem gemeinsamen Schmerze Luft machten, das Andenken des Helden zu verewigen suchten. Für unsern Zweck kommt nur in Betracht, das der Senat, um den gefallenen Feldherrn, den Vändiger der gefürchteten Germanen, deren Kraft man in Rom damals wol für gebrochen erachtete, noch im Tode einem Scipio Africanus und andern Helden der Vorzeit gleich zu stellen, durch ein Decret dem Drusus und seinen Nachkommen den Ehrennamen Germanicus ertheilte. (Sueton. Claud. c. 1. Dion. Cass. l. 55, 2; vergl. Flor. IV, c. 12. §. 28. Ovid. l. 597. Trist. IV, 2. 39 seq. Pedon. Albinovan. consol. ad Liv. 337 seq. 457). Der Name „Drusus Germanicus“ fand sich, viermal wiederholt, in den Inschriften eines der Denkmäler, welche ihm die Legionen zu Moguntiacum errichtet hatten. (Kutrop. VII, 13.) Das hier erwähnte war ein Standbild, welches die Franzosen im J. 1888 zerstörten. Ueber Münzen und Portraits des Drusus Germanicus vergl. Eckhel, Doctr. Numm. Vett. T. VI, p. 176 seq. und (Visconti, Iconographie ancienne T. II.) Iconographie Romaine par A. Mongez p. 90. Der Name Drusus Germanicus wird dann von den später lebenden Schriftstellern öfters in einer Weise angewandt, als hätte Drusus seinen Ehrentitel schon bei Lebzeiten geführt. (Vergl. Senec. consolat. ad Polyb. c. 34. Strabon. VII, c. 1. p. 291. ed. Casaubon. Valer. Maxim. IV, 3, 3. Frontin. strateg. lib. II, c. 3. §. 23 und c. 11. §. 7.)

2) Das Leben des Germanicus Cäsar. Der stolze Name Germanicus, den übrigens, wie wir unten sehen werden, nachmals auch viele römische Kaiser aus andern Dynastien, als der Julisch-Claudischen annahmen, ging vermöge des erwähnten Senatsbeschlusses zunächst auf des Drusus Nachkommen über. Wir beschäftigen uns hier vorzugsweise mit dem geistreichsten seiner Kinder, dem der Name „Germanicus“ gradezu Eigenname geworden ist. Drusus hatte mit der Antio-

1) Ueber die Treveri und die benachbarten Völkerschaften s. Herzog, Elfter Cydoni S. 7 f. Insbesondere Jo. Nic. Hontheim, Prodomus historiae Trevirensis — exhibens origines Trevirenses Part. I. p. 3 seq. i. die im Art. Germanien Abschn. I. §. 7 erwähnten Schriften. 2) s. den Art. Germanien Abschn. II. §. 29. 3) In den Art. Germanien Abschn. II. §. 43. 4) Aus der alten Germania superior und inferior sammt noch eine große Zahl lateinischer Inschriften, welche man in den neueren Werken über römische Inschriften (von Dreili, Steiner u. W.) finden kann. Vergl. Epigrammatographia seu Collectio inscriptionum — provinciarum Germaniae inscriptis etc. coll. Hübner 1801.

nia minor') (der jüngeren Tochter des Triumvirs M. Antonius von Octavia, der berühmten Schwefter Octavian's) mehrere Kinder erzeugt, von denen ihm jedoch nur drei überlebten. Das älteste derselben ist der Held unserer Darstellung (die andern waren Livia oder Livilla, später mit des Liberius Sohne Drusus vermählt, und der nachmalige Kaiser Claudius'); sein Vorneame und ursprünglicher Beiname ist unbekannt. Der Name Germanicus, den er, wie wir sehen, beim Tode seines Vaters empfing'), verdrängte alle übrigen in dem Maße, daß weder Münzen, noch Inschriften, noch Schriftsteller einen andern kennen. Germanicus wurde nach Sueton's Angaben im J. 739 v. Chr., 15 v. Chr. (wahrscheinlich im Monat September), wie es scheint, zu Rom geboren'). Die Lebensschicksale dieses Germanicus ordnen sich von selbst zu drei Hauptgruppen: wir unterscheiden die Zeit vor dem Tode des Augustus; die Feldzüge in Niederdeutschland, und die letzten Schicksale des Heldenjünglings in Rom und im Orient.

A. Schicksale des Germanicus bis zum Tode des Augustus (vom September des Jahres 15 v. Chr. bis zum August des Jahres 14 n. Chr.). Die Geschichte des Hauses der Cäsaren ist bekanntlich an Gräueln überreich: die verbundenen Familien der Iulii und Claudii, wie sie politisch an der Spitze des römischen Volks stehen, so überwiegen sie auch an sittlicher Verworfenheit die meisten der fürchtbar entarteten großen Familien Roms. Um so heller leuchtet daher die stillesche Reinheit, die Hoheit des Cha-

racters, durch welche, allen Nachrichten zufolge, wenigstens einige Glieder einer Seitenlinie dieser Dynastie sich auszeichneten. Nero Claudius Drusus war nicht allein als Heerführer groß; seine Keuschheit, seine edle Bescheidenheit, seine Gerechtigkeit in Anerkennung fremder Verdienste, und mehr noch der sittliche Adel, den er inmitten einer verderbten Welt bewahrte, hatten ihn zum Liebling des Augustus, der Bürger wie der Soldaten gemacht. Ein großes Licht fällt auf die tieferraiteten Familienzustände seiner Zeitgenossen, wenn man ihm nachrühmt, daß er seiner Gemahlin stets treu geblieben sei. Und Antonia war dessen würdig: von ihrer Mutter hatte sie glänzende Schönheit und alle weiblichen Tugenden, von dem Vater nur die gewinnende Liebessüßigkeit geerbt'); Eigenschaften, die freilich durch die lieblose Behandlung, die selbst dieses sonst so treffliche Weib ihrem unglückseligen jüngsten Sohne Claudius zukommen ließ, etwas in Schatten gestellt werden. Jedemfalls aber war doch Drusus' Haus eine Stätte, wo ein Charakter, wie ihn nachmals Germanicus entfaltete, zu schöner Blüthe gedeihen konnte. Germanicus war von der Natur mit körperlichen und geistigen Gaben reich ausgestattet. Der schöne Knabe, auf den auch des eltern Vaters Bescheidenheit übergegangen war, entfaltete schon frühzeitig eine Liebessüßigkeit und persönliche Anmuth, die ihn zum Lieblinge der Familie, ganz besonders des alternden Augustus machten. Aus seiner frühern Jugend ist uns Nichts bekannt'): wir dürfen aber aus dem spätern Auftreten des Germanicus mit Recht schließen, daß sein Vater Drusus, und nach dessen Tode die Antonia für eine treffliche Erziehung und entsprechende Ausbildung seiner glänzenden Fähigkeiten gesorgt haben. Abgesehen von den ritterlichen Übungen, die von den jungen Römern von Stande betrieben wurden, wandte sich Germanicus mit besonderem Eifer den Wissenschaften zu, für welche er ausgezeichnet befähigt war. Der griechischen Sprache bald ebenso mächtig wie der lateinischen, hat er sich an dem Geistesreichtum beider gebildet, vorzüglich beschäftigte ihn das Studium der Poesie und der Poesie'). Nicht minder entfaltete er Eigenschaften, die in ihm die künftigen Helden und Staatsmann von Bedenken ermannen ließen: das Alles, und noch mehr die reine Herzengüte des Jünglings, befestigte ihn täglich mehr in der Hoffnung des Augustus. Der alternde Fürst mußte, so möchte man beinahe sagen, die Furcht, mit denen er die Allenherrschaft erworben, durch schweres Unglück in seiner Familie. Wie der stolze Bourbon Ludwig XIV., so sah auch er die besten und ihm theuersten Glieder seines Hauses nach einander dahinsinken: die geschismisvolle Hand, die es so gut verstand, das Geschick zu corrigiren,') räumte ein Hinderniß nach dem andern hinweg, um dem finstern Liberius den Weg zum Throne

1) So finden wir es übereinstimmend angegeben bei Sueton. Claud. c. 1. und Plut. Anton. c. 87; vergl. Valer. Max. IV, 3. 3. Orelli, Inscr. Lat. vol. I. p. 423. No. 2445 und p. 504. No. 2911; nach Tacitus (Ann. IV, 44; XII, 64) wider Antonia mojer, die ältere Tochter des Antonius und der Octavia, mit Drusus vermählt gewesen. Vergl. dagegen Drammann, Geschichte Roms, I. B. p. 521. Rom 51. 2) Suet. I. l. c. Plut. I. c. Orelli, Inscr. Vol. I. p. 166. No. 649. 650; vergl. Tac. Ann. I. 3. Aurel. Victor. Caes. 3. 1. 2. 3) Der väterliche Ehrenname ward allerdings auch dem jüngeren Sohne, dem Claudius, zu Theil, doch hat ihn Germanicus, als der ältere Bruder, stets vorzugsweise geführt. Nach Sueton (Claud. c. 2) nahm Claudius den Namen Germanicus förmlich erst an, als sein Bruder in die Julische Familie adoptirt wurde (im J. 4 n. Chr., 737 d. Chr.); hieraus darf jedoch keineswegs geschlossen werden, daß Germanicus etwa in Folge seiner Adoption den väterlichen Namen verloren und später, nachdem er ihn etwa durch eigene Thaten verdient, wieder zugesellt erhalten habe. Denn schon im J. 12 v. Chr., 705 d. Chr., nach als er in Germanien einen selbständigen Oberbefehl geführt und größere Kriegsthaten vollbracht hatte, wird er auf Inschriften stets nur Germanicus Caesar genannt. Fasti cap. Orelli No. 18. 4717; cf. Orelli, Rep. ex Ponto II, 1. 49; 2. 72. Vergl. Dackeb bei Pauli, Real-Encyclop. der classischen Alterthumsforschung. 3. Bd. c. 838 fg. 4) Nach Sueton. Claud. c. 1 Rand; Germanicus, als er im J. 772 d. Chr., 19 n. Chr. bei Antiochia in Syrien starb, im 34. Lebensjahre; sein Tod fiel auf den 9. Oct. d. J. Calend. Antioch. Orelli, Inscr. Lat. vol. II. p. 401; vergl. Vetus calendar. in Fast. Praen. Verriani. ed. Foggini p. 111. 131. Ferner erzählt Sueton (Cal. c. 15), Augustula habe bald nach seiner Verheirathung den Monat September zu Ehren seines Vaters, Germanicus, genannt; daraus darf man mit Sicherheit, daß Germanicus in diesem Monate geboren war. Vergl. Pauty a. a. D.

5) Valer. Max. IV, 3. 3. Plut. Anton. c. 87. 6) Wir kennen nicht einmal die Erzieher des Germanicus; die beiden Männer in des Claudius Umgebung (Philosoph und Historiker), ausnehmend bei letztern Philosophen und Lehrer. Suet. Claud. c. 4. 7) Suetonius' Bildung Rights zu thun gehort zu haben; cf. Suet. I. l. c. 2. 7) Sueton. Call. c. 3.

zu bahnen. Nun waren die beiden Enkel des Augustus, des großen Agrippa Söhne von der Julia, Lucius und Caius Cäsar schnell nach einander, im 3. 2 n. Chr. (im August) und 4 n. Chr. (21. Febr.) unerwartet gestorben; so schien das Verhängniß des Hauses den Herrscher zu zwingen, dem Tiberius die nächste Anwartschaft auf den Thron zu verleihen. Da fiel des Augustus Blick häufig auf den Germanicus, und immer lebhafter regte sich in ihm der Wunsch, den trefflichen Jüngling zu seinem Nachfolger in der Herrschaft zu ernennen. Das ließ jedoch den Absichten der blühen Livia völlig zuwider: sie ließ darum nicht ab, ihren Ehemann mit Bitten zu beschwören, diesen Plan aufzugeben. Augustus gab endlich ihrem Andringen nach; jedoch nicht ohne den Germanicus auf andere Art näher an seine Person zu knüpfen. Er verstand sich allerdings endlich dazu, den Tiberius durch die Arragation in seine, die Julische Familie und als seinen Sohn aufzunehmen (27. Juni d. J. 757 d. St., 4 n. Chr.). Er nöthigte aber den Tiberius zugleich, obgleich derselbe schon einen erwachsenen Sohn, Drusus mit Namen, hatte, den Germanicus an demselben Tage seinerseits zu adoptiren, und zwar noch ehe er selbst in das Julische Geschlecht aufgenommen wurde¹⁾. So war Germanicus, der damals im 18. Lebensjahre stand, nunmehr ein Glied des Cäsarenhauses, dem Throne sehr nahe gestellt; aber nun fiel auch auf ihn der energische Haß, mit dem Livia, „die schlimme Stiefmutter des Cäsarischen Hauses“, jeden verfolgte, der die Interessen ihres geliebten Tiberius irgendwie zu bedrohen schien. Ein anderer Beweis der innigen Zuneigung, die Augustus für den edlen Jüngling empfand, war es, daß er denselben (wie es scheint, kurz vor seiner Adoption²⁾) in die Julische Familie mit seiner Enkelin Agrippina verheiratete. Agrippina, die Tochter des großen M. Vipsianus Agrippa und der bekannten Tochter des Augustus, Julia, gehört zu den wenigen Frauengehaltnissen des kaiserlichen Hofes, die von dem Haupte der Vornehmheit nicht berührt waren. Wie die die Octavia und die Antonia, Drusus' Gattin, war auch sie nicht bloß mit hoher Schönheit begabt, sondern auch, im schroffen Gegenfatz zu ihrer üppigen

Mutter, durch ihre strenge Keuschheit berühmt. Von dem Vater hatte sie den hohen Geist geerbt: dazu aber besaß sie auch einen bedeutenden Stolz und ein leidenschaftliches Gemüth, welches durch die wenig verhählte Feindschaft der Livia oft bitter verunruhigt wurde. Wir zweifeln nicht, daß der alternde Rüst dem Lieblichen unter seinen Verwandten die schöne und jugendliche Gemahlin eben so ihrer Trefflichkeit ausersucht hat³⁾. Bald nach seiner Adoption wurde Germanicus auch mit dem Augustar befreundet. (Vergl. Tac. Ann. I, 62. (Visconti T. II.) Iconogr. Romaine par A. Monges, p. 137. Orelli, Inschr. No. 656.) Erst seit der Aufnahme des Germanicus in die Julische Familie wird seine Geschichte näher bekannt. Doch erfahren wir aus den nächsten Jahren auch recht nur eine einzige Thatfache. Im J. 758 d. St., 6 n. Chr. nämlich war die Bevölkerung der Stadt Rom in bedenklicher Aufregung. Eine von Augustus neu eingeführte Erbschaftsteuer mißfiel dem Volke in hohem Maße: dazu kam, daß wie schon im vergangenen Jahre der Getreidepreis eine unerhörte Höhe erreichte, und in Folge davon schwere Hungersnoth eintrat, zu deren Milderung Augustus ganz ungewöhnliche Maßregeln ergreifen mußte. Die Unzufriedenheit der Menge gab sich, wie heutzutage in ähnlicher Art zu Constantinopel, durch schlimme Brandstiftungen fund; sie nahm allmählig einen bedenklichen Charakter an, da sie nach und nach alle Classen der Bevölkerung ergriff. Erst als die Theuerung abnahm, kehrte die Ruhe zurück. Und um nun die Menge das Ungemach der Zeit völlig vergessen zu lassen, mußten (im Herbst d. J.) Cäsar Germanicus und sein Bruder Tiberius Claudius zu Ehren ihres Vaters Drusus, dessen Gedächtniß das römische Volk noch immer schmerzlich feierte, Gladiatorenspiele anstellen, bei denen zum besondern Vergnügen des Völkels ein Elefant mit einem Nashorn kämpfte, und sogar ein sehr reicher Ritter unter den Gladiatoren auftrat⁴⁾. Bald darauf aber sollte dem Jünglinge eine ed-

8) Suet. Calig. c. 4. Tiber. c. 15. 32. Tac. Annal. IV, 57; I, 3; XII, 25. Tac. Ann. 15, 13; vergl. Zonar. Annal. X, 36. Vellet. Fulv. II, 103. Auf Inschriften und Münzen heißt Germanicus daher: Germanicus Caesar T. Aug. F. Divi Aug. N. (Divi Julii Prox.). Orelli No. 656. 657. 660—662. 3064. Eckhel. Doctr. Numm. Vett. T. VI p. 210. 9) S. Höd, Röm. Gesch. I. Bd. III. Abth. S. 11. Die Zeit dieser Vermählung ist nicht bestimmt anzugeben. Einen ersten Anhalt gibt die Geburt des Galla, welcher — das sechste Kind des Germanicus und der Agrippina — befruchtet am 31. Aug. des Jahres 12 n. Chr. geboren wurde. Rechnet man von da an zurück, so könnte allenfalls die heilste Ehe zu Anfang des Jahres 4 nach Chr., vielleicht sogar noch früher (vergl. S. Burckhardt, Agrippina (Kugelsberg 1846.) S. 12 f.) geschlossen sein; darauf scheint auch das zurückzuführen, was Tac. Annal. II, 29 von Agrippina's Sohn Nero erzählt wird. Dafür scheint ferner zu sprechen, daß Suetonius die Angabe über die Vermählung der Agrippina mit Germanicus Oct. Aug. c. 64 eher beibringt, als die Erzählung vom des Tiberius Arragation.

10) Sueton. Aug. c. 64. Calig. c. 7. Zonar. XI, 1; cf. Tac. Ann. I, 33. 69; VI, 25. Dio 57, 5. Agrippina, deren Geburtsjahr nirgends bestimmt angegeben wird, scheint doch zur Zeit ihrer Vermählung mit Germanicus ziemlich in gleichem Alter mit denselben gestanden zu haben. Er muß — denn ihr Geburt fällt zwischen die des Lucius Cäsar und des Agrippa Postumus — in den Jahren 16 bis 13 v. Chr. geboren worden sein. Wenn ihr Schwester Julia (Suet. Aug. c. 64) die ältere war, wie man aus der angeführten Stelle schließen möchte, so könnte Agrippina etwa in den Jahren 15—13 v. Chr. geboren sein, und würde zur Zeit ihrer Vermählung im 17. oder 18. Lebensjahre gestanden haben. Vergl. auch Burckhardt a. a. D. S. 4 f. 11) Dio 55, 26 u. 27; cf. Plin. H. N. II, 25, 1. Höd, Römische Geschichte. I. Bd. 2. Abth. S. 64 schreibt den Vorfall bei den Spielen nicht dem Germanicus und seinem Bruder, sondern dem Germanicus und seinem Adoptivvater Tiberius zu. Es ist das wol nicht genau; denn Dio (vergl. auch Suet. Claud. c. 3) nennt ausdrücklich a. d. D. 27, 1, — röm. 54 n. Chr. — die Söhne des Drusus als Beschickte bei den Spielen. Der kleine Irrthum ist ohne Zweifel daher gekommen, daß einerseits Dio a. a. D. den Claudius auch Nero nennt, ein Name, unter dem der spätere Imperator Tiberius öfter vorkommt, als der nachmalige Kaiser Claudius, und daß ferner der Vorfall aus der Erzählung bei Dio nachher dem auf des Germanicus Thron und Adoptivvater zu beziehen ist.

lere Aufgabe zu Theil werden. Germanicus erhielt nämlich im J. 760 d. St., 7 n. Chr., fünf Jahre, ehe er das damals gefällige Alter erreicht hatte (er stand zur Zeit im 21. Lebensjahre), die Quästur¹²⁾. Nun war in dem eben verfloffenen Jahre in Pannonien und Dalmatien, unter Einführung der beiden Balonen und des Pinnetus oder Pinnes, ein furchtbarer, den Römern höchst gefährlicher Aufstand ausgebrochen¹³⁾. Tiberius, der denselben dämpfen sollte, hatte bis zum Winter des Jahres 759 d. St., 6 n. Chr., noch nichts Bedeutendes ausgerichtet, und Augustus, der schnellere und glänzendere Erfolge der römischen Waffen erwartete, kam auf den Gedanken, sein Adoptivsohn gegen den Krieg abzuschieken in die Länge, um länger an der Spitze eines großen Heeres im Besitze des Imperiums zu bleiben¹⁴⁾. Daher betheiligte er auch den Germanicus, obwohl derselbe, wie wir sahen, im J. 760 d. St., 7 n. Chr., die Quästur verwalten sollte, mit einem Commando für den pannonisch-dalmatischen Krieg. Und im Sommer dieses Jahres erschien der Jüngling mit den Truppen, die Augustus seit dem vergangenen Herbst in Italien angeworben hatte, auf dem Kriegsschauplatze in Pannonien. So standen jetzt funfzehn römische Legionen, mit den Hilfstruppen also zusammen etwa 200,000 Mann, unter Tiberius und Germanicus dem furchtbaren Feinde gegenüber. Germanicus erwies sich als würdiger Sohn seines tapfern Vaters und zeigte nicht allein große persönliche Tapferkeit, sondern auch nicht unbedeutendes Geschick als Anführer: nach Beliebs zu schließen, scheint er häufig die Vorhut geführt zu haben¹⁵⁾, namentlich in dem rauen dalmatischen Gebirgslande eine gefährliche Aufgabe. Durch den starken Zuweg des Jünglings in seinen Bewegungen erleichtert, verfolgte Tiberius, und zwar selbst ein Feldherr ersten Ranges, und wol geschickt, im großen Kriege der Lehrer seines Adoptivsohnes zu sein, den klugen Plan, die römischen Streikräfte in mehrer Colonnen zu theilen. Die Feinde dagegen verließen nun die pannonischen Ebenen und zogen sich in die wilden Gebirge ihres Landes zurück. Im Laufe des Jahres 7 n. Chr. gelang übrigens den andern römischen Heerführern kein bedeutender Schlag; nur Germanicus besiegte die dalmatischen Wägen in einer Schlacht und verheerte ihr Land¹⁶⁾. Da wir hier nur die Geschichte des Germanicus zu erzählen haben, so ist nur in der Kürze zu berichten, daß im Laufe des Jahres 761 d. St., 8 n. Chr., Mangel an Nahrungsmitteln, diplomatische Künste der Römer, und Verrath einerseits, die Tapferkeit des Legaten Silvanus Plautius andererseits, die Pannonier zur Unterwerfung zwangen. Pannonien war wieder römisch, als Tiberius im Herbst des Jahres 8 n. Chr. das Heer die Winterquartiere beziehen ließ. Nur in Dalmatien dauerte der Aufstand noch fort, unter Leitung des Dybalates Bato, der alle Flüsse nach Pannonien beschloß hielt. Tiberius lehrte dem Anfange des Frühlings

762 d. St., 9 n. Chr., nach Rom zurück und Germanicus führte einen Theil des Sommers d. J. hindurch das Obercommando gegen die Feinde in Dalmatien. Den Kriegsschauplatz bildeten vorzüglich die gebirgigen Theile dieses Landes, wo die Römer sich in einen aufreibenden und ermüdenden Kampf gegen die zahlreichen Burgen und festen Städte ihrer Gegner einließen. Germanicus eroberte außer andern festen Plätzen auch Eplaurum. Dieser Platz, der durch seine natürliche Lage und starke Mauern wohl befestigt war und eine bedeutende Besatzung hatte, widerstand den Wägen und den Sturmangriffen der Römer lange, bis endlich die riesige Stärke und Verwegenheit eines tapfern teutschen Reiters, Pubus mit Namen, den Muth der Vertheidiger brach. Von Eplaurum zogen die Römer auf Rhätium. Die Feinde flüchteten auf die Burg, stellten aber ihre Stadt in Brand, so daß die meisten der unvorsichtig nachdringenden Römer in den Flammen und durch die Geschosse der Vertheidiger der Burg umlame; indessen wurde auch letztere von der Gluth ergriffen und von den flüchtigen Dalmatern verlassen. Bald darauf wurde auch Ceretium, was Tiberius früher vergeblich angegriffen hatte, eingenommen; dann fielen noch mehr andere Plätze mit leichter Mühe in die Hände der Römer¹⁷⁾. Indessen war der Widerstand der Dalmaten dadurch noch immer nicht gebrochen; da nun der Krieg sich noch mehr in die Länge zu ziehen drohte, Italien aber in Folge der fortbauenden Unmöglichkeit, auf dem Landwege durch die jetzt noch immer insurgenten Donauländer die nöthige Getreidezufuhr aus dem Orient zu erhalten, in die Gefahr einer Hungersnoth gerieth, so wurde, wie es scheint, in der Mitte des Sommers d. J. Tiberius noch einmal nach Dalmatien geschickt. Um den Krieg rasch zu beendigen, theilte er, wie früher, das römische Heer in drei Colonnen, welche das Land in verschiedenen Richtungen durchzogen. Den einen Haufen führte Silvanus, den zweiten M. Lepidus; der dritte, den Tiberius selbst und Germanicus commandirte, wurde direct gegen Bato gerichtet. Letzterer wurde endlich gezwungen, sich in die feste Festung Andurium in der Nähe von Salona zu werfen, die Tiberius endlich besetzt hatte und aus Andurium entweichen war) mit verweirter Anstrengung eroberte. Nicht geringere Mühe hatte Germanicus, der nun, um den letzten Widerstand zu brechen, mit einem detachirten Corps die Festung Urbuba belagerte. Dieser Platz war durch seine Lage und seine Mauern wohl geschützt und von einem reichenden Strom umgeben, so daß die Römer es nicht ihren Waffen, sondern dem Zwiespalte ihrer Feinde zu verdanken hatten, wenn sie die Stadt endlich eroberten. Zahlreiche römische Ueberläufer nämlich waren hierhin geschickt. Sie konnten auf keine Gnade hoffen und widerstanden sich deshalb mit großer Hartnäckigkeit dem Feindesangriffe, zu dem die Dalmaten endlich genöthigt waren. Zwischen diesen beiden Theilen der Besatzung von Urbuba kam es endlich zum Handgemenge, in welchem die dalmatischen

12) Suet. Caes. c. 1. Dio 55, 31. 13) f. Hist. a. d. 1. Dio 56, 15 ff. 14) Dio 56, 31. Zonar. X, 27. 15) Vellej. Patens. II, 146. cf. 138. Zonar. I. c. 16) Dio 56, 31. 32.

17) Dio 56, 11. 12. Sgl. Ovid. Rpp. ex Ponto II, 1, 49—52.

Frauen, die gegen den Willen ihrer Männer auf Behauptung der Eßung bestanden, und jedes Schicksal der römischen Knechtschaft vorzogen, auf Seiten der Ueberläufer stochten. Nach einem dergleichen Geschehnisse wurden letztere besiegt und mußten in der Flucht ihr Heil suchen. Die Dalmater aber öffneten den Römern die Thore von Arduus, während sich ihre Weiber mit ihren Kindern in die Flammen der in Brand geratenen Stadt oder in den reißenden Strom stürzten. Nun unterwarfen sich auch die übrigen Städte der Nachbarschaft gütwillig dem Germanicus, der dann zum Tiberius zurückkehrte¹⁸⁾. Die Unterjochung des Landes vollendete Tibius Postumius; nach gänzlicher Beendigung der Insurrection verweilte Tiberius noch einige Zeit in Dalmatien, um die Ruhe dauernd zu sichern. Germanicus aber wurde mit der Siegesbotschaft nach Rom entsandt, wo er etwa um die Mitte Septembers des Jahres 9 n. Chr. eintraf¹⁹⁾. Wir schweigen von den vielen Auszeichnungen, die der Senat in der Siegesfreude dem Augustus und Tiberius decretirte. Dem Germanicus feinstreits wurden die Triumphinsignien („die triumphalischen Ehrenzeichen“), der Rang eines Prätors und die Erlaubniß, seine Stimme im Senate gleich nach den Consularen abzugeben, zuerkannt; auch sollte er sich früher, als nach den Gesetzen erlaubt war, um das Consulat bewerben dürfen²⁰⁾.

Der Jubel der Römer über diesen mühsam erkämpften Sieg wurde bekanntlich durch die Schreckens Kunde von der Niederlage des Varus im teutoburger Walde, die wenige Tage nach der Siegesbotschaft des Germanicus eintraf, in Trauer und Angst verkehrt. Diese Ereignisse in Niederteutschland wurden auch für den Germanicus verhängnisvoll: bald sollte er nach dem neuen Kriegsschauplatz im Norden abgehen, auf dem er, so wollte es sein Schicksal, nachmals glänzenden militärischen Ruhm erwarb. Schon im J. 764 d. St., 11 n. Chr., wurde Germanicus, mit proconsularischer Gewalt bekleidet, nach dem Schauplatz seiner künftigen Thaten entsandt, um, was Tiberius schon im verfloßenen Jahre mit Gesandtschaften, in Gemeinschaft mit seinem Adoptivvater die Rheingrenze gegen die Angriffe der durchdringbaren Germanen zu sichern. Doch wurde in diesem Jahre nichts Bedeutendes ausgeführt. Da die Germanen jetzt ebenso wenig wie im J. 10 n. Chr. es versuchten, den Rhein zu überschreiten, so hielten sich die Heerführer der Römer ehrenhalber für verpflichtet, einen Zug nach dem rechten Rheinufer zu unternehmen. Man brach von Vetera Castra (jetzt Xanten und die Anhöhe Vorstenberg) auf (vergl. v. Ledebur, Land und Volk der Bructerer. S. 205) — jetzt wieder nach Aliso's Zerstörung Hauptquartier der Römer am Niederrhein; v. Hö d. a. a. D. Abth. II. S. 107) — und überschritt den Rhein, aber in der ängstlichsten Weise. Man kam auch nicht weit, sondern durchzog, aus Furcht, ein Schicksal wie Varus zu erleiden, nur einige dem Rheine benachbarte Landstriche. Und da auch die übertheinischen Germanen sich

mehr landeinwärts gezogen hatten und nicht zum Vorschein kamen, so gab es auch kein Treffen. Die Römer begnügten sich daher, auf dem rechten Rheinufer ein Sommerlager aufzuschlagen, wie vermuthet wird, das sogenannte Cäsarlager, zwischen Wesel und Dorsten, an der Lippe (Ledebur a. a. D. S. 206), wo sie bis zum Herbst blieben. Nachdem sie hier den Geburtsstag des Augustus (23. Sept.) gefeiert und die Generationen ein Mittelspiel aufgeführt hatten, gingen sie wieder über den Rhein zurück²¹⁾. Tiberius und Germanicus kehrten hierauf nach Rom zurück und Legationstrat, ohne vorher die Aelbilität und Prätor bekleidet zu haben²²⁾, zu Anfang des Jahres 765 d. St., 12 n. Chr., zusammen mit Gaius Pontius Capito das Consulat an und verwaltete es das ganze Jahr hindurch. Wie er sich schon früher dem Volke besonders dadurch beliebt gemacht hatte, daß er als Rechtseifender nicht nur vor andern Richtern, sondern auch vor Augustus selbst auftrat, so erschien er auch jetzt als Consul als Vertheidiger der Angeklagten, und zwar nicht ohne Erfolg, vor Gericht²³⁾. Von Augustus, welcher mehr und mehr die Bürde des Alters fühlte, wurde er in dieser Zeit durch ein besonderes Schreiben dem Senat, wie dieser dem Tiberius empfahlen: das Schreiben ließ der alte Fürst, wie es jetzt gewöhnlich war, weil er seit einiger Zeit nicht mehr laut genug sprechen konnte, in der Senatversammlung vorlesen und zwar durch den Germanicus selbst²⁴⁾. Sonst fiel unter dem Consulat des Legationstrats von höherer Bedeutung vor: nur um zu zeigen, wie sehr selbst die Edelsten des damaligen Rom dem neuen Gesamtheit des Pöbels aller Stände huldigen mußten, ist zu erwähnen, daß Germanicus bei der Feier der Marschspiele 200 Löwen im Circus erlegen ließ²⁵⁾. (Die

21) Dio 56, 25. Zonar. X, 37 a. l. 22) Hierauf geht der Ausdruck bei Suet. Calig. c. 1: „Germ. quaestura —, et post eam consulatum statim gerit.“ 23) Dio 56, 26. Zonar. X, 38; cf. Fasti cap. Orrelli No. 18. 4717 u. Vol. I. p. 167. No. 656. Orrelli. Fasti lib. I. n. 211 seq. Bern. et de Sueton. Calig. c. 3. Germanicus heißt: „oravit causas etiam triumphalis.“ So ist dabei wol schwerlich an den Sommer d. J. 17 n. Chr. zu denken, wo Germanicus seinen Triumph über die Germanen feierte. Man wird dem Ausdruck auf die Bekleidung mit den Triumphinsignien beziehen dürfen, welche ja (L. oben) dem Germanicus im Herbst d. J. 9 n. Chr. zuerkannt waren. Vergl. Baumgarten-Gru. (ius) zu d. St. Pauly a. a. D. S. 839; f. auch unter Ann. 25. 24) Dio 56, 26. Zonar. X, 38 in. 25) Dio I. c. 27. Es ist nicht unannehmlich, daß Germanicus — als Tiberius am 16. Jan. (Fasti Praenestini. Ver. ed. Fogliati p. 14 und Orrelli. Inscr. Lat. II. p. 382, cf. 409) d. J. 765 d. St. 12 n. Chr. seinem lange verlebten Vater, dem Kaiser Augustus, die Hand reichte — mit den Legaten, welche unter dessen Obercommando die triumphalischen Ehrenzeichen erworben hatten (Suet. Tib. c. 30), seinem Adoptivvater folgte. Man beachte (vergl. Pauly a. a. D. S. 840) bekanntlich die berühmte münze „gemma Augustae“ mit der Apotheose des Augustus, eine treffliche Arbeit auf Onyx, auf diesen Triumph des Tiberius. Auf diesem Camee finden wir denn auch den Germanicus; er steht da, zur Rechten der Roma und links von einer geflügelten Victoria, gepanzert, die Rechte auf die Hüfte gestützt, mit der Linken den Griff des Schwertes fassend; f. Pauly a. a. D. S. 690 fg. (Visconti, Iconogr. antienne T. II.) Iconographie Romaine par A. Monges p. 64 seq. und Planch. 19.

18) Dio 56, 12—15.
II, 117. 20) Dio I. c.

19) Dio 17; cf. Vellej. Patere.

Würfelspiele wurden gewöhnlich am 1. August auf dem Marsfelde angestellt. Eine Ueberschreimung der Liber nöthigte in diesem Jahre die Römer, diese Spiele ein wenig verändert am 1. Aug. auf dem Forum des Augustus zu feiern; indessen wurden sie einige Zeit nachher in der gewöhnlichen Weise auf dem Marsfelde wiederholt, wo denn Germanicus die erwähnten Lizen ausstreten ließ.)

Mit dieser Verwältung des Consulats endet die bürgerliche Thätigkeit des Germanicus in Rom; fortan sehen wir ihn nur als Feldherrn und Statthalter in den Grenzprovinzen des römischen Reichs thätig. Der Kaiser Augustus hielt es nämlich für angemessen, einen tüchtigen Herrscher nach dem Rheine zu schicken, wol weniger, um, wie Velleius meint, den Krieg mit den Germanen vollends zu beendigen, als um die durch des Varus Niederlage so schwer geschädigte Ehre der römischen Waffen durch neue Feldzüge in Germanien wieder herzustellen. Mit richtigem Blicke erwähnt: er zu diesem Zwecke seinen Germanicus, den er, wie es scheint, gegen Ende des Jahres 766 d. St., 13 n. Chr., oder zu Anfang des Jahres 767 d. St., 14 n. Chr., nach Gallien und den germanischen Grenzländern schickte²⁵⁾. Germanicus erhielt (vergl. unten) also damals die außerordentliche Oberstatthalterwürde von Gallien und dem zugehörigen germanischen Uferlande am Rheine, mit dem Oberbefehle über die acht Legionen, welche diesen Grenzfluß hüteten²⁶⁾. Er hatte jedoch, zunächst mit den gallischen Provinzialstatthaltern beladen (f. Tacit. Annal. I, 31. 33), noch seine Gelegenheiten gehabt, den alten Kaiser durch frische Siegesbotschaften zu erfreuen, als der Letztere unerwartet starb. Die wichtigsten Folgen, welche dieser Todesfall grade für den Germanicus hatte, sind unten zu besprechen. Ehe ich zu der Erzählung dieser Ereignisse übergehe, erscheint es angemessen, noch einen Blick auf die Persönlichkeit des edlen Jünglings zu werfen, der jetzt zu schöner Vollendung herangereift war. Germanicus stand zur Zeit im 28. Lebensjahre. Die reichen Gaben, die ihm die Natur verliehen hatte, gefördert, wie wir sehen, durch eine treffliche Erziehung, und die rege Theilnahme des Jünglings an den öffentlichen Geschäften, machten ihn jetzt zu einer wahrhaft glänzenden Erscheinung. Wie ein Römer aus den glücklichen Tagen der fruchtbarsten Blüte besaß er eine nicht gewöhnliche Leibesstärke; die Schriftsteller rühmen das edle Gemüths seiner hohen Gestalt, die Schönheit seiner Formen. Sein schönes, cräftiges Antlitz, der treue Spiegel seines liebens-

würdigen Gemüthes, verrieth die edelsten Gefinnungen, die reinste Herzensgüte: dabei verlieh ihm die Hebräer eines Mannes dem ersten Range²⁷⁾. Die Studien, die er von Jugend auf mit Eifer betrieben hatte, trugen schöne Früchte. An den tüchtigsten Vorbildern herangebildet, war er allmählig ein Kenner von Ruf geworden, dessen Vorträge nicht nur bei griechischen Verhandlungen erfolgreich waren und gern gehört, sondern auch die Schrift erhalten und in weiteren Kreisen verbreitet wurden²⁸⁾. Aber auch als Dichter erwarb Germanicus sich einen Namen: er versuchte sich dabei nicht allein in seiner Muttersprache, sondern schrieb sogar griechische Komödien²⁹⁾. Es war wol ein wenig mehr als dies

25) Suet. Calig. c. 3. Dio 57, 18. Zonar. XI, 2. Tac. Annal. I, 32. II, 13. 72. 73. Sueton (a. D.) erzählt noch, die Weine des Germanicus (sein Anfang im Verhältnisse zu dem übrigen Körper etwas zu dünn gewesen; er habe jedoch auch diesen Fehler (der bei den römischen Statthaltern nicht ungewöhnlich war, vergl. Sueton. de constantia c. 16) durch eifriges Reiten nach der Mahlzeit allmählig verbessert. — Ich füge hier das bei, was wir von Bildnissen des Germanicus wissen. Außer durch mehr Münzen (vergl. Eckhel, Doctrin. Numm. Vett. Vol. VI. p. 208 seq.) und Cameen (f. Monges I. c. p. 126 u. 130 seq.) sah Germanicus und Agrippina d. d. Königin überhaupt I. c. p. 118—137, vergl. p. 166 seq.; siehe dazu Planc. 24 und *21) ist uns das Bild des Germanicus aus durch Münze der Consuln erhalten. Monges I. c. p. 123 seq. vergl. Pl. 24. No. III, 1 u. 2) gibt die Abbildung einer im Musée (ci-devant) Royal im Louvre zu Paris (Nr. 112) befindlichen, im J. 1792 in den Ruinen der Basilika des alten Hadrian ausgegrabenen Statue von caracassischem Marmor, welche er für das „verlirrte einzige“ Portrait des Germanicus, das uns gekommen, erklärt. (Am Musée Royal befindet sich [Nr. 354] noch eine andere schöne Marmorstatue, die unter Ludwig XIV. von der Villa Mediceo oder Region in Rom nach Frankreich gekommen ist und lange Zeit für eine Statue des Germanicus galt. Vincent (f. Monges p. 127) hat jedoch nachgewiesen, daß dieses Kunstwerk — nach Baly bei Pauly a. a. D. 2. Bd. S. 446 f. — eine Arbeit des Bildhauers Kionios des älteren Kionios von Athen Sohn), der zwischen der 140. und 150. Olympiade blühte — nicht auf Germanicus bezogen werden darf. Das Gesicht des Kionios, die Schulterteile zu den Füßen, endlich die reinerische Haltung lassen die Statue eines Kionios vermuthen. Vergl. auch die Bemerkungen von Thierich und Baly gegen Müllers in der Verhandl. der schweizer Versamml. teutscher Philol. in Cassel. 1843. S. 14.) Entgegen der Behauptung von Menager nennt Haack bei Pauly a. a. D. 3. Bd. S. 848 mehrere in Aufschland befindliche Bildnisse des Germanicus, deren Echtheit jedoch nicht unangefochten ist. Einmal das in Berlin (Museum; vergl. Ziedl's Verzeichniss vom J. 1837. S. 99. Nr. 199). Ferner eine Marmorbüste in der münchener Glyptothek, von welcher wenigstens die Nase antik ist; vergl. die Beschreibung der Glyptothek von Menze und Schorn. 1837. S. 117. Nr. 196. Dann besitzte die dresdener Antikenammlung einen Kopf von Bronze und ein Bildnis in Gipsrelief, die man beide auf Germanicus bezieht; f. Becker, Augusteum. 3. Bd. S. 42 f. Pl. 122 f. Endlich befindet sich noch in der großherzoglichen Antikenammlung im Darmstadt eine Büste (oder wahrnehmlicher der Kopf einer Statue, da die Haare auf dem Schilde nicht ausgebreitet sind), die man für die des Germanicus hält. Vergl. Sueton. Calig. c. 3; f. Orell. Fast. lib. I, 21 seq. App. ex Ponto II, 3. 41 seq. 55 seq. und ganz allgemein über die hohe Bildung des Germanicus Dio 57, 18 und Zonar. XI, 2. Daß die vornehmsten Werke des Germanicus benutzbar gewesen, verbreitet und gern gelesen wurden, daß man aus Tacit. Annal. II, 83 wol mit Sicherheit entnehmen darf, daß sich von diesen Schriften Richte erhalten. 26) Sür des Germanicus dichterische Thätigkeit und Beschäftigung spricht

27) Tacit. Annal. I, 31. 33. Dio 57, 18. Suet. Calig. c. 3. Zonar. XI, 1.

28) Sueton. I. c. 2. Orell. Fast. lib. I, 21.

höfliche Schmeichelei, wenn Diod, Roms unglücklicher Lieblingsdichter, dem edlen Cäsar, der die Studien des Friedens mit den Geschäften des Forums und des La-

am besten (f. oben und die folgende Anmerk.) Diod's Dedicatioen seiner Exzellenz (Fast. lib. I, 1—25) vergl. auch desselben Dichters Epod. ex Ponto II, 5, 57 seq. und besonders IV, 3, 65—75. Die griechischen Gemälden des Germanicus erweist Sueton. Oulig. c. 3 (cf. A. Weichert, Imp. Augusti scriptorum reliq. p. 106). Was die lateinischen poetischen Productionen des Germanicus angeht, so find unter seinem Namen zahlreiche Fragmente vorhanden, die jedoch dem Cäsar nicht unbedrungen zugeschrieben werden. Am wichtigsten ist hier eine lateinische Uebersetzung der *Phaenomena* des Aratos, von der sich c. 725 Verse erhalten haben. Diese Uebersetzung, deren Verfasser mit mehr Freisinn und mehr als Dichter, denn Cicero in der ähnlichen Uebersetzung des Aratisthenes Werkes, verfuhr (sic fand besonders in den Schulen Eingang und ward vielfach, auch während des Mittelalters, zum Unterrichte in der Astronomie und Kosmologie benutzt, im Umstand, dem man zwar manche Verderbtheit des Textes zuschreiben muß, aber auch das, Germanicus verstand sich gut zu verstanden hat), wurde im Alterthume von Hieronymus und Eusebius dem Cäsar Germanicus, von Firmicus aber dem Julius Cäsar beigelegt, während Priscian einen Cäsar ohne Zusatz als Verf. nennt; f. Bernhardt, Röm. Literatur, zweite Bearb. S. 441. Ann. 404. In neuerer Zeit wurde bei lange ziemlich allgemein dem Germanicus zugeschrieben, dagegen wies sich Rutgersius (Varr. Lect. II, 9) III. p. 276) dem Domitian zu, der sich (f. unten) auch „Germanicus“ nannte (cf. Merkel in Hüb. p. 375), eine Entdeckung, die auch R. Heinsius in Valer. Fl. I, 13 empfand. Diese Annahme, die nachmals auch von Weichert (Rhein. Mus. 1827. IV. S. 347 fg.) und Böttger (ad Stallb. ad C. P. poemat. p. 23) widerlegt wurde, ist durch den Versuch (in der neuesten Schrift für Alterthumswissenschaft, 1837. Nr. 129) und Böttger (bei Favu a. a. D. S. 848 fg.) und Geschichte der römischen Literatur §. 92) bekämpft worden. Dagegen rathschreibt sich — und dasselbe gilt auch von dem zweiten Theile jener Uebersetzung des Aratos, den sogenannten *Phaenomena* oder *Prognostica*, von welchem drei Fragmente in 206 Versen erhalten sind — ganz neuerdings Bernhardt (Röm. Literatur, zweite Bearb. S. 441 fg.) und desselben Werkes dritte Ausgabe, Abth. I. S. 265, 267 und 269) gegen Germanicus und für die Auctorität des Domitian. Doch erscheinen mir die für den letzteren Punkt beigebrachten Gründe keineswegs so schlüssig, um nicht eine neue eingehende Untersuchung als sehr wünschenswerth erscheinen zu lassen. Außerdem wird ein Vergleich der Germanicus Auctorität: lateinisch in der Anthol. Lat. II, 100 (bei Meyer Nr. 117 und dessen Nov. T. I. p. 60, vergl. p. XVIII) und griechisch in der Anthol. Graeca (bei Bruck, Analect. T. II. p. 285 und in Jakob's Anthol. Palat. lib. IX. ep. 387); auch hier ist die Auctorität des Germanicus nicht sicher, indem jenes Epigramm auch dem Tibullius und dem Hadrian zugeschrieben wird. (Nur erwähnt wird ein Gedicht, welches Germanicus auf ein Ross verfaßt haben soll, dem Augustus einen Grabhügel errichtete. Pin. H. N. VIII. c. 42. sect. 64.) Abgesehen von den Fragmenten der *Prognostica*, die nach Zanker (Codd. Gr. Metr. p. 205 seq.) von P. Bumann in der Anthol. Lat. V, 41 (T. II. p. 338 seq.) eirt wurden, so erscheinen die dem Germanicus zugeschriebenen Gedichte zum Theil mit dem Schicksal und in ungleichem Alter, wie ed. p. Bonon. 1474 und Venet. 1498 u. 1499, einzeln und als Anhänge des Aratos. So namentlich eirt von C. G. Schwarz (Coburg 1715. 8.), mit einem Commentar, und von C. F. Schmid. (Lüneburg 1728.) Kritik im Corpus Aratorum ed. H. Grotius (Leiden 1690. 4.) mit dem vollständigen (mit Einschluss der *Prognostica*) und correctesten bei J. C. Drelli, hinter seiner Ausgabe des P. P. 1818. 8.) Böttger endlich die Sammlungsabgabe: c. nott. varr. edd. Gies. (London 1838.) Siehe auch Böttger a. d. a. D. und Bernhardt a. a. D. zweite Bearb. S. 442.

gers in so schöner Weise zu verbinden wußte, von seinem Ertz zu Lomi aus (wahrscheinlich im J. 770 d. St., 17 n. Chr.) seine „Fakten“ dedizierte: freilich ist dann der Tod dem salomonischen Sängler ein schnellerer Beiseit geworden, als der Cäsar, dessen Lob als Krieger, Redner und Dichter Diod so oft in seinen Gedichten gelungen“). Germanicus aber wurde in den Augen der Römer durch andere Eigenschaften noch höher gehoben. Im Kriege war er der tapferste Streiter; mehr als einen Feind hat er mit eigener Hand erlegt. (Suet. Calig. c. 3. Dio 57, 18. Zonar. XI, 2.) Als Feldherr hatte er bis zum J. 12 n. Chr., wie wir sehen, unter der Leitung des Tiberius seine Schule durchgemacht und bedeutende Erwartungen erregt. Wir werden sehen, wie er auf dem großen neuen Kriegstheater, das ihm sich jetzt eröffnete, ausgezeichnetes leistete. Man kann vielleicht bei diesen Feldzügen in Germanien Fehler im Einzelnen nachweisen: man kann hier und da eine allzu große Verwegenheit tabeln, sowie einen zu starken Verbrauch des militärischen Materials; ohne Zweifel wurde aber Germanicus bei längerem Leben auch nach dieser Seite hin noch höhere Vollendung erreicht haben. Jedenfalls aber erscheint er als einer der seltenen Feldherren, die sich gänzlich mit ihren Truppen zu „verschmelzen“ vermögen und durch ihre Persönlichkeit den Soldaten nicht minder zu ausdauernder Eingebung, wie zu glühender Begeisterung zu entschlennen wußten. Germanicus, der alle Beschwerden des Zuges und des Kampfes mit dem niedrigsten seiner Krieger theilte; bei dem der Soldat stets Trost, Ermunterung und aufopfernde Hülfe im Ungemache fand; der bei aller Strenge des Dienstes für seine Person stets die liebendwürdigste Milde, Sanftmuth und Keufseligkeit entfaltete, er wußte wol der Liebling der Legionen werden“). Doch brinabe noch enthusiastischer verehrte ihn das Vol! in Rom. Die Bürger erblickten in ihm das treue Ebenbild seines edlen Vaters, des ihnen unvergesslichen Drusus. Von diesem hatten die Römer gemeint, er würde, wenn er zu Herrschaft gelangt wäre, ihnen die Freiheit der republikanischen Zeiten wieder verliehen haben. So trugen sie ihre Liebe zum Vater von Vorn herein schon auf den Sohn über: bald auch ihre Freilichthoffnungen“). Phantastisch und thöricht, sobald man an wirkliche Herstellung der alten Republik denkt; so hatten die Hoffnungen des Volkes auf glückliche Zeiten unter einem Regiment des Germanicus doch einen guten Grund in dem Auftreten des edlen Cäsar zu Rom. Das volle Gefühl seiner edlen Zukunft und seines hohen Ranges hinderte ihn, wie wir sehen, nicht im Mindesten, seinen Mitbürgern mit seiner Bescheidenheit vor Geridit zu dienen; seine Gefälligkeit verlagte sich Niemandem. Dabei entfaltete Germanicus einen bürgerlichen Sinn, wie nur

31) Ueber die Fakten, die Dedicatioen derselben, besonders des ersten Buches, an Germanicus, den persönlichen Zweck dieser Dedicatioen und die zahlreichen Anspielungen Diod's auf Germanicus vergl. besonders R. Merkel, P. Ovid. Nasoniae fastor. libb. VI, überhaupt Prolegom. p. 255 seq., namentlich p. 266 — 269. 32) Böttger, besonders Tacit. Ann. II, 13. Dio 57, 3. 33) Böttger. Tacit. Ann. I, 33; II, 82. Suet. Claud. c. 1.

immer einer der edelsten Männer in den schönsten Tagen der Republik. Sein Ansehen, seinen Einfluß als Liebling des Kaiserhauses mißbrauchte er nie: fern von Verdrüßung der Eeringern athmete sein ganzes Auftreten anspruchslos Bescheidenheit. Sanft und leutselig im persönlichen Verkehr, in Reden und Thun freundlich und wohlwollend, stand er im schroffen Gegensatz zu den andern Gliedern des finstern Claudischen Geschlechts, vor Allem zu seinem düstern Oheim und Adoptivvater Tiberius. Und wie er mit Einem Worte eine Natur war, deren fesselndem Zauber nur Wenige widerstanden (Suet. Calig. c. 3), so erfuhr er denn auch die Gunst des Volkes im ausweichendsten Maße. So oft er in Rom verweilte, so war er stets umdrängt von Freunden und Anhängern aus allen Ständen; wohin er nur ging, folgten ihm die Massen, als gelitete man einen Triumphtor ("). Nehmen wir nun noch hinzu, daß dieser Germanicus, wie wir sehen werden, auch im Verhältniß zu den Bundesgenossen und den Provinzialen die Achtung vor natürlichem so gut wie vor vertriebenem Rechte niemals vergaß; daß er auch in dieser Stellung sich frei erhielt von dem Gange zu Unangenehmigkeit und Härte, der nur allzuoft selbst die besten Römer befiel, daß er ferner den ungerechten Haß einer unnatürlichen Großmutter und den finstern Orell seines Adoptivvaters (f. unten) durch schöne Thaten und aufopfernde Treue unter den verledendsten Verleumdungen vergalt und seinerseits am Kaiserthron zu Rom auf jede Weise Spannung und Feindseligkeit unter den Verwandten zu vermeiden bemüht war; daß er, der für seine Person niemals Feindschaften anspann, Verleumdungen gern überließ, niemals rächte, so dürfen wir wol mit Recht diese ebenso schöne wie seltene Erscheinung eines Römers von fleckenloser Reineit bewundernd preisen. So herrlich, ja idealisch ist das Bild, welches die Alten von ihm geben, daß uns bei aller theilnehmenden Verwunderung unwillkürlich der Gedanke beschleicht, als habe die schmerzliche Sehnsucht der Zeitgenossen und die Leidenschaft der Nachwelt, denen der Gegensatz zwischen Germanicus und den übrigen Cäsaren so scharf vor Augen stand, die Toden, mit denen sie ihn schieden, noch glänzender gemischt, um seine Feinde, zumal den Tiberius und die Livio, noch schwärzer erscheinen zu lassen. Allerdings finden wir bei näherer Forschung auch auf dem Bilde des Germanicus hier und da einen leichten Schatten: aber er scheint in der That nur dazu vorhanden zu sein, um die Lichtseiten noch heller herauszuheben.

Wir gehören nicht zu denen, die seinen Gehorsam und seine Treue gegen Tiberius auf Furcht und Charaktereigenthümlichkeit zurückführen: doch soll nicht gelugnet werden, daß seine Hergengüte zuweilen an Schwäche freist. Strenge Rigoristen werden von dem Standpunkte einer Moral aus, welche dem Alterthume fremd war, die Mahnung zur Rache verwerfen, die der

strebende, schändlich verrathene Germanicus an seine Freunde richtete. Ernsthafter werfen wir dem Helden, ohne die Umstände zu verstehen, die ihn einigermaßen entschuldigen, die Grausamkeit vor, mit welcher auch unter seinem Commando die Germanenkriege zum Theil geführt wurden. Wir sind nicht genügt, dem Römehelden, vielleicht dem edelsten Feinde, den unsere Nation je gehabt hat, wegen seines bestehenden Zaubers eine höhere Weisheit das zu versichern, was er an Teufelsland gesündigt. Das aber hat dieser herrliche Held den Römern seiner Zeit klar gezeigt, daß es auch damals noch möglich war, das Vorbild des größten Ahnen zu erreichen, in ihrem Willen zu leben, und daß, wenn die Gräuelt der Despotie eines Tiberius die ewige Stadt mit Blut und Drusen erfüllten, die Schuld nicht einem unbewendbaren Tatum, sondern der eigenen sittlichen Verfallenheit des römischen Volkes beigemessen werden mußte.

B. Die Feldzüge des Germanicus in Norddeutschland (die Zeit vom August des Jahres 14 n. Chr. bis zum Mai des Jahres 17 n. Chr. "). Germanicus war, wie wir oben mitgetheilt haben, von Augustus zum Zweck eines neuen Krieges gegen die Germanen mit außerordentlicher Machtvollkommenheit beauftragt worden. Er führte ein außerordentliches präconularisches Imperium über die gallischen (Kaiser-) Provin-

33) Vergl. hier den unten folgenden Artikel Germanien. In Bezug der Feldzüge des Germanicus wider die Germanen existirt eine ziemlich reiche Literatur, d. h. wir sind dabei überwiegend genügt, auf eine Anzahl von historischen und geographischen Schriften bedeutende Rücksicht zu nehmen, in denen diese Feldzüge neben andern Begebenheiten behandelt werden. Geographische Arbeiten über diese Gegenstände sind nur zwei vorhanden; die eine, wo auch die ältere Literatur über diesen Gegenstand angeführt wird, von Dr. Hoffmann, die vier Feldzüge des Germanicus in Deutschland. Aus den Quellen erzählt. (Göttingen 1815. 4.); die andere von E. von Meierhagen. Der Feldzug des Germanicus an der Weser im Jahre 16 n. Chr., in den Abhandlungen der k. k. Gesellsch. der Wissensch. (Philosoph. Class. 1. Bd. 2. Abh. S. 431—481. 1856.). — Von älterer Literatur gehört nun hieher auch J. B. Meier's Denkmäler der Geschichte. 1. Abh. S. 150—160 (1796) und Mannert's Germanien (Geographie der Griechen und Römer. 3. Abh. S. 92—117. (1792). Von neueren Schriften nennen wir dann: Wilhelm's Germanien und seine Bewohner. (1823.) Reichard, Germanien unter den Römern. (1824.) Fiedler, Geschichte und Alterthümer des unteren Germanien. 1. Bd. (Nim. Denkmäler der Gegend von Xanten und Westf. am Niederrhein und der Lippe). S. 33—50. (1824.) Luden, Geschichte des teutschen Volkes. 1. Bd. S. 258—308. (1825.) v. Werles, über die Völker u. des alten Teufelsland. (1826.) Dann die teutschen Völker von E. v. Leube, Land und Volk der Teutonen (1827.) und Leub, Die Teutonen und die Nachbarn. (1837.) Ferner Hoffmann, Armin, Ausf. der Germania, S. 65—108 (1839); vergl. auch die lateinische Nebenchrift: Arminius, Cherus. dux ac decem, Liberator Germ. Ex coll. Vett. locis compos. H. F. Mannmann. (1839.) Aus jüngster Zeit gehört hieher: Haack in dem Aufsatz über Germanicus Götter bei Paulus a. d. 3. Bd. S. 840—845. (1844.) Ferner Dorflin in 1. Bd. des Sammelwerkes Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, herausgegeben von P. v. H. (Die Legat. 1. Bd.) S. 421—466. (1849.) und Döb, Römische Geschichte. 1. Bd. III. Abth. S. 14—37. Vergl. auch Dederich, Geschichte der Römer und der Teutonen am Niederrhein S. 20 fg. und Burhard a. d. D. S. 17 fg.

34) E. besonders Tacit. Annal. I, 33; II, 72. Dio 57, 18. Zonar. XI, 2. Suet. Calig. c. 3. 4; vergl. auch Joseph. Ant. XVIII, 6, 8.

zen (Aquitania, Lugdunensis, Belgica und die zugehörigen sogenannten beiden Germanien), deren Statthalter und Befehlshaber. Die letztern angebend, so standen damals in Germania inferior unter dem legatus Augusti pro praetore A. Caecina vier Legionen, größtentheils im Gebiete der germanischen Ubiar; die andern vier, die in Germania superior zu Reguntiacum aufgestellt waren, befehligte der Legat C. Silius, dem Germanicus nahe befreundet. Sofia Salia, des Silius Gemahlin, stand in vertrautem Verhältnisse mit des Cäsars Gattin Agrippina, die ihrerseits dem Germanicus sehr bald in das Heerlager am Niederrhein gefolgt war; letztere ward ihrem ehlen Gatten eine treue Genossin unter den Mühseligkeiten der nächsten Jahre. Zur Freude der Legionen hatte sie ihren jüngsten Sohn Caius im Mai des Jahres 14 n. Chr. nachkommen lassen, der, während des Consulats seines Vaters am 31. Aug. des Jahres 765 d. St., 12 n. Chr., zu Antium geboren, unter den Kriegern des niederrheinischen Lagers aufwuchs; von denselben gern gesehen und, wie man weiß, ob des militärischen Angezugs, namentlich der kleinen Soldatenhirsen, die ihn die Mutter tragen ließ, Caligula genannt. Im Spätsommer des Jahres 767 d. St., 14 n. Chr., finden wir nun den Germanicus zu Lugdunum (vergl. H. d. R., Römische Geschichte. I. Bd. 3. Abth. S. 3), damit beauftragt, „den Census der ihm untergebenen gallischen Provinzen abzuhalten“³⁶⁾. Hier erhielt der Cäsar (welcher zu Ende des Monats August) die Nachricht, daß der alte Kaiser Augustus am 19. Aug. d. J. 14 n. Chr. zu Nola gestorben sei³⁷⁾. Tacitus gibt nicht näher an, auf welchem Wege dem Cäsar diese Kunde zugekommen; die freierliche Gesandtschaft, welche der neue Imperator Tiberius in Gemeinschaft mit dem Senate an ihn abordnete, um ihn „über den Tod des Augustus zu trösten“³⁸⁾ traf ihn jedenfalls nicht mehr in Gallien; sie scheint sogar (s. unten) dieselbe gewesen zu sein, die zu gar kurzer Stunde am Rheine eintraf. Dieselbe Gesandtschaft sollte übrigens dem Germanicus auch die Erneuerung seines proconsularischen Imperiums über Gallien und die teutschen Rheinlande überbringen, die Tiberius bei dem Senate für ihn gesendet hatte³⁹⁾. Tiberius nämlich (s. unten), von Anfang an voll Reiz und Eifersucht auf seinen Adoptivsohn, dessen Seelengröße er niemals zu begreifen vermochte, fürchtete den Jüngling. Er fürchtete, der Cäsar, des Volks wie der Truppen Lieblich, möchte, an der Spitze seiner acht Legionen, „die Herrschaft lieber folgen haben, als erwarten wollen.“ Daher des neuen Fürsten

anfangliches beschwerendes Auftreten in Rom: daher seine Bemühungen, die Stimmung des Germanicus sich günstig zu erhalten⁴⁰⁾. Das Letztere war ganz unnötig (vergl. Zonar. XI, 2); denn Germanicus, „je näher er durch Augustus' Tod dem Throne gerückt war,“ um so nachdrücklicher wirkte er für seinen Adoptivvater. Sobald er, wie wir sahen, vom Hinscheiden des alten Kaisers sichere Kunde vernommen hatte, beeilte er sich, die gallischen Völkerschaften für den Tiberius zu verpflichten. Aber kaum hatte er die Sequaner und die Belgen dem Letztern huldigen lassen, da traf ihn die Botschaft von einer gefährlichen Meuterei der niederrheinischen Legionen⁴¹⁾.

Die vier Legionen des „untern“ Rheingebietes (die erste oder „Germanica;“ die fünfte oder „Alauda;“ die zwanzigste oder „Valeria Victrix;“ und die einundzwanzigste oder „Rapax“⁴²⁾) unter Caecina standen zur Zeit alle am linken Rheinufer in demselben Sommerlager im Gebiete der Ubiar, nützig oder mit unbedeutenden Dingen beschäftigt. Nun bestand ein Theil dieser Truppen aus den Cohorten, die Augustus in der tödtlichen Angst unmittelbar nach der Varianischen Niederlage in Eile unter dem Proletariate der Stadt Rom zusammengezwungen hatte: schlechtes Gefindel, unfähig, Mühsal zu ertragen, dafür an Uebermuth und Zügellosigkeit gewöhnt. Soldaten der Art scheinen besonders bei der 3. und 21. Legion gestanden zu haben. Ohne strenge Beschäftigung, daher ohnehin schon zu Thorheiten geneigt, erhielten diese Truppen die Kunde von Augustus' Tode. Die Nachricht gab, ähnlich wie denahe zu derselben Zeit unter analogen Umständen bei den panonischen Legionen, das Zeichen zu bösen Unerbunden. Die bei dem Wechsel der Herrschaft natürliche Aufregung wurde dadurch sehr gefährlich, daß die Soldaten die Hoffnung hegen, Germanicus, ihr geliebter Oberfeldherr, den sie weit höher stellten als den Tiberius, und von dem sie wol wissen mochten, wie verhasst er dem Letztern und derivia war, werde es unternehmen, mit Hilfe seiner treuen Krieger die Herrschaft an sich zu reißen. Diese Erwartung, die geträumte Aussicht auf einen Bürgerkrieg, zum mindesten auf Einschüchterung des Tiberius, machte sie glauben, die Zeit sei da, sich ungestraft allerhand Ausschweifungen und Uebertretungen der Kriegszucht hingeben zu dürfen⁴³⁾. Während die Soldaten des „obern“ Rheins, obwohl von ähnlichen Gesinnungen bewegt, aber durch die Energie ihres kraftvollen Legaten C. Silius gezügelt (Tac. IV, 18), sich äußerlich ruhig verhielten, erfolgte, wie es scheint, zu Anfang Septembers (vergl. Wietersheim a. a. D. S. 434. Anmerk.) bei den Truppen am Niederrhein ein Ausbruch wilder Wuth. Die meuterische Stimmung der neu erworbenen Soldaten reißt die 5. und 21. Legion, bald auch die beiden andern mit sich fort. Laut ertönt das

36) Ueber die gallisch-germanischen Provinzialverhältnisse und den gallischen Census vergl. B. W. Becker, Handbuch der röm. Alterthümer, fastestens von J. Marquardt. I. 32. 1. Abth. S. 88 ff. und 2. Abth. S. 170 ff. Tacit. Ann. I, 31. 33, cf. 14. Wegen der Freundschafft zwischen Silius und Germanicus ic. J. Tacit. IV, 18. 19. Wegen Caligula Tacit. I, 48. 41. 69. Dio 57, 5; vergl. in Betreff seiner Geburtszeit tr. Suet. Calig. c. 8. 9. 48 und H. d. a. a. D. S. 200. Ann. 3 u. 4. 37) Tacit. Ann. I, 33. 38) So, glaube ich, wird Tacit. Ann. I, 14: „At Germanico Caesaris proconsulare imperium petiti seq.“ aufzufassen sein; vergl. Marquardt a. a. D. 3. 23. 2. Abth. S. 172. Ann. 913.

39) Bgl. Tacit. Ann. I, 7. Dio 57, 3—6. Sueton. Tiber. c. 25. Zonar. XI, 1. 40) Tacit. Ann. I, 34. 41) Tacit. I, 31. 37. Marquardt a. a. D. 3. 23. 2. Abth. S. 352. 42) Tacit. Ann. I, 31. cf. 16. Dio 57, 4. 5. cf. 56, 23; f. auch H. d. a. a. D. I. 2b. 2. 23. S. 107.

Gefahren der Krieger, die in gefährlicher Weise es aussprechen, daß in ihrer Hand das Reich und sein Schicksal liege, und, ähnlich wie die pannonischen Legionen, von den Forderungen sprechen, die man jetzt machen müsse.

Die Veteranen verlangten frühzeitigere Entlassung, die jüngern Soldaten höhern Sold (nach Sueton sogar Gleichstellung mit den Prätorianern), alle aber eine Milderung der Arbeiten und Verbesserung ihrer elenden Lage. Bald auch regt sich der Wunsch, an den ob ihrer Strenge verhassten niedern Offizieren, den Centurionen, „den alten Gegenlägen des Soldatenhasses“, Rache zu nehmen. Der Legat Gäsina, von dem allgemein verbreiteten Aufruhr betäubt, hat, trotz seiner Erfahrung und vielfach erprobten Energie, Kopf und Auctorität verloren: er kann nicht hindern, daß die wüthenden Soldaten in blinder Raserei die Centurionen theils ermorden, theils fortjagen. Alle höhern Officiere müssen dem Sturme weichen: der Wach- und Postendienst und was sonst der Lagerbrauch erfordert, wurde von den Soldaten nach eigenem Gutdünken geordnet und betrieben“).

Sobald Germanicus diese Unzulüßsamschaft erhalten hatte, eilte er im Zuge nach dem Schauplatze der Empörung. Vor dem Lager kamen ihm die Krieger entgegen, den Blick zur Erde gesenkt, wie voll tiefer Reue. Als er dann das Lager selbst betreten hatte, begannen Klagenalle sich vornehmen zu lassen. Man klagt über Härte und Mißhandlungen im langjährigen Dienste und sucht vorzüglich das Mitleid des Oberfeldherrn regt zu machen. Die Veteranen, die 30 oder mehr Jahre gedient haben, nähern sich ihm; einige ergreifen seine Hand und führen sie, unter dem Scheine, sie küssen zu wollen, in ihren Mund, damit er fühle, wie jahnlos derselbe sei; andere zeigen ihm ihre vom Alter gekrümmten Glieder. Germanicus nun betrat, von den besondern Führern begleitet, das Tribunal, und verlangte, um zunächst wenigstens die äußere Ordnung wiederherzustellen — die zusamengelassenen Krieger sollten nach Manipeln auseinanderreten, damit sie seine Antwort besser hören — und die Fahren vortragen, damit er wenigstens die Cohorten unterscheiden könne. Zaudernd gehorchten die Reuter: nun versuchte es der Feldherr, durch seine Barmherzigkeit sie weiter zu beruhigen. Er begann mit dem Ausdruck der Verehrung gegen Augustus, und ging dann auf des Tiberius Siege und Triumphe über, indem er vorzugsweise die herrlichen Thaten pries, die jener mit denselben Legionen in Germanien vollbracht hatte. Dann rühmte er die Einmüthigkeit in Italien, die Treue der Gallier, wo nirgend eine Spur von Meuterei sich gezeigt hätte. Soweit hatten ihm die Soldaten ruhig zugehört: als er aber nun auf ihre Empörung zu sprechen kam, und sie an die so schwer verlebte Kriegsjacht und die an den Centurionen verübten Gräueltaten erinnerte, da entblößten Alle ihren Leib und zeigten ihm die Narben, die von den Schwertern

der Feinde und den Stößen der Centurionen herrührten. Einstimmig klagten sie dann über die „Verschönerung“ der Dienstentlassung, den geringen Sold und die harte Arbeit, besonders über die Plackereien des Lagerdiensts. Am heftigsten tobten die bejahrten Veteranen, die laut nach Entlassung schrien, damit sie ein Ende ihrer Plagen und Ruhe ohne Armut finden. Einige forderten auch das Geld, welches Augustus den Soldaten der Legionen in seinem Testamente (vergl. Tac. Ann. I, 8, Dio 56, 32, Sueton. Octav. August. c. 102) ausgesetzt hatte. Dazwischen ertönte plötzlich der Ruf: „Richt Iderius, sondern Germanicus müsse Imperator werden! Falls der Feldherr nach der Herrschaft trachte, so sei man bereit, ihm zu folgen!“ Kaum hatte der edle Cäsar das vernommen, so sprang er heftig vom Tribunale herunter, als stiehe er die Bestekung der Schuld; die Soldaten aber traten ihm mit den Waffen entgegen und bedrohten ihn, wenn er die Rednerbühne nicht wieder bestiegen wolle! Germanicus aber rief: „Lieber sterben, als die Treue vorliegen!“ riß sein Schwert aus der Scheide und würde es in seine Brust gestochen haben, wenn nicht die Umstehenden, seine Freunde, die sich in seine Nähe gedrängt hätten, seine Hand gepackt und mit Gewalt festgehalten hätten. Bei diesem Anblicke erhoben die meisten der Krieger ein Jammergeschrei; ein Theil des Heeres aber rief ihm zu: „er solle nur aufstehen!“ Ja, ein Soldat, Caiusfidius mit Namen, war niederträchtig genug, dem Feldherrn sein eigenes bloßes Schwert darzubieten, mit den Worten: „Da, nimm mein, es ist scharfer als das Deinige!“ So fanibalistische Rohheit empörte denn doch die übrigen Reuter: sie gaben Raum, daß Germanicus, der schnell erkannt hatte, daß bei solcher Lage der Dinge sein freiwilliger Tod ein ganz ungeeignetes nutzloses Opfer sein, ja eher verderblich wirken würde, von seinen Freunden rasch nach dem Feldherrenzelt gerufen werden konnte“).

Die Verhältnisse, bedrohlich wie sie waren, geboten einen schnellen Entschluß. Man vernahm, die Reuter wollten Gesandte an das „obere“ Meer abschicken, um auch dieses für ihre Sache zu gewinnen; die „Stadt der Ubiar“ (das spätere Köln), wo sich Agrippina, des Feldherrn Gemahlin, befand, sei der Zerstörung geweiht, eine Plünderung der gallischen Städte stiehe in befürchtung, der man dann, wollte man die Hilstruppen und Bundesgenossen gegen die meuterischen Legionen bewaffnen, nur durch einen bürgerlichen Krieg beugen könne. Und dazu kam der Gedanke an die feindlichen Germanen, die, mit dem Aufstande im römischen Lager wohl bekannt, bei einem eventuellen Abzuge der Legionen ohne Zweifel den Rhein überschreiten würden. Unter diesen Umständen beschloß Germanicus in Uebereinstimmung mit den zu einem Kriegsrathe versammelten höhern Offizieren, den Soldaten ihre Forderungen, soweit sie die Militärverhältnisse betrafen, zum Theil zu bewilligen.

43) Tacit. Ann. I, 31. 32. cf. 17. Dio 57, 4. 5. Suet. Tiber. c. 25; vergl. auch die stark rhetorische Schilderung des Vellet. Patere. II, 125 und Marquardt a. a. D. 3. 23. 2. Abth. S. 380. Ann. 2168.

44) Tacit. Ann. I, 34. 35. 43. Dio 57, 5, cf. 18. Suet. Tiber. c. 25. Call. c. 1; cf. Vellet. Patere. II, 125 und Zonar. XI, 1. 2.

„Im Namen des neuen Kaisers“ wurden Schreiden verfaßt, welche „völlige Entlassung nach 16jährigem Dienste; Veretzung unter die Veteranen nach 16 Dienstjahren (d. h. Befreiung von dem gewöhnlichen Dienste, leblich unter der Bedingung, daß solche Soldaten noch bei den Fahnen blieben und mit gegen den Feind fochten); und endlich Auszahlung, ja Verdoppelung der Legate Augustus“ verkündeten.

Mistrausch, wie sie waren, drangen die Soldaten auf augenblickliche Ausführung des Verheißenen. So wurden denn die gänglich Ausgebienten sofort entlassen, die Veteranen ausgeliefert; die Gelder sollten gezahlt werden, wenn die Legionen ihre Winterlager bezogen hätten. Aber die wüthende 5. und 21. Legion wollten nicht eher abziehen, als bis sie ihr Geld erhalten hätten. Erst als Germanicus und seine Freunde die Legate aus ihrem Kräftegelde bezahlt hatten, gelang es, die Jansen zu trennen, die 5. und 21. Legion nach Vetera Castra abzuführen, während Cäcina mit der ersten und 20. und den Veteranen aller vier Legionen (vergl. Tac. Ann. I, 39) nach dem Etandlager bei der Ubiastadt abmarschirte. Nun eilte Germanicus sofort zum obern Heere, um die Truppen für den Tiberius in Eid und Pflicht zu nehmen. Drei Legionen (die zweite oder „Augusta“, die 16. [ohne bekannten Beinamen], und die 13. oder „Geminä“) huldigten hier ohne Weiteres: nach einigen Jägern auch die vierte (es war die 14. oder „Geminä Martia Victrix“, vergl. hierzu wieder Marquardt a. a. D. 3. Th. 2. Abth. S. 352). So schien die drohende Gefahr glücklich überwunden zu sein: aber der Aufruhr sollte noch einmal und furchtbarer wieder ausbrechen. Germanicus war eben vom Oberrhein zu den Legionen, welche dicht bei der Ubiastadt stationirt, zurückgekehrt; er wohnte, so scheint es (vergl. auch Burckhard a. a. D. S. 27), nicht im Lager, sondern mit seiner Familie in einem Hause der Stadt. Kaum eise in Geln angekommen, trafen Abgeordnete des Senats aus Rom bei ihm ein; an ihrer Spitze Lucius Munatius Plancus, der im vergangenen Jahre, 13 n. Chr., Consul gewesen war; höchst wahrscheinlich war es dieselbe Gesandtschaft, die, wie wir oben erwähnt haben (Tac. Ann. I, 14) der Senat auf Anregung des Tiberius einige Zeit nach Augustus Tode an Germanicus abgehen ließ, um ihm das Decret wegen Erneuerung seines proconsularischen Imperiums zu überbringen. Die Ankunft dieser Gesandten entzündete

den Aufruhr von Neuem. Das Vertrauen in ihrer Schuld veranlaßte die Soldaten zu der ganz unbegründeten Vermuthung, die Abgeordneten wären gekommen, um ihnen auf Befehl des Senats die letzten ertrotzten Zugeständnisse wieder zu entziehen. Vor Allem auf den Plancus, dem sie die Schuld eines solchen Senatsbeschlusses aufbürden, richtete sich die Wuth der Unzufriedenen. So dringen sie denn um Mitternacht in die Stadt ein, ziehen nach des Germanicus Hause, brechen mit Gewalt in die Wohnung ein, schleppen den Oberfeldherrn aus seinem Schlafgemache und zwingen ihn unter mörderischen Drohungen, die Fahne der Verilicirer auszuliefern. Dann toben sie durch die Straßen; sie belegen den Gefandten, die durch den Tumult erschreckt, zum Germanicus eilen. Die Senatoren werden von den Wüthenden insultirt, und entgehen nur mit Mühe dem Tode. Plancus vor Allem kann sich nur dadurch retten, daß er in das Lager der ersten Legion flüchtet und dort die Feldzeichen und den Legionsadler (die als heilig galten), umfaßt; auch dort verfolgt, rettete ihn nur die verzweifelte Aufsepfung des Abtrügners Calpurnius vom Tode. Erst beim Anbruche des nächsten Tages konnte Germanicus es wagen, das Lager zu betreten. Er besieg das Tribunal, ließ den Plancus zu sich führen, eröffnete den Soldaten einseh, weshalb die Gefandten gekommen seien: dann hält er mit ergreifenden Worten den Soldaten das Empörende, jedes menschliche und göttliche Recht frevelhaft Verlegend ihres Vernehmens vor. Es gelingt ihm auch, die Massen soweit zu be-

nach dem Rheine abgeeknet habe. Das ist allerdings möglich, aber durch keine Stelle des Tacitus bezeugt; eher möchte ich selbst aus der ganzen Stelle Tacit. Ann. I, 39 (besonders auch: „Germanicus cum venerat legati aperit seq.“) schließen, daß die Senatoren, die scheinlich mit Consulischen ritten, bei ihrer Abreise von Rom von den Mactrenen gar nicht wußten. Auch Tacit. Ann. I, 46 scheint übrigens herozugucken, daß man die Unglücksnachrichten vom Rhein in Rom nicht allzu früh erhielt. (Dio 57, 5 in der etwas unklaren Stelle: „τοτε γὰρ δὲ, ἀποστράφας — νόληντες πορεύεσθαι“, behauptet, Tiberius habe diese Gesandtschaft veranlaßt und ihr achaine Musträre an Germanicus mitgegeben. Man kann — doch liegt eine zwingende Nothwendigkeit nicht vor — allerdings diese Stelle so deuten, als ob Tiberius bei Abkündung der Gefandten von dem Aufstande schon gewußt habe. Ich gebe es jedoch vor, lieber der klaren und bestimmten Erzählung des Tacitus zu folgen.) Das jenseits Germanicus und dem Kaiser Veten gemeldet worden, liegt in der Natur der Dinge; daß Tiberius aber, der sonst bezeichnend seinen Auftreten in den ersten Tagen seiner Regierung, Censoren gebrauchte, oder gar dem Senate erlaubt haben sollte, um scheinbar selbständig bei so wichtigen, kritischen Angelegenheiten einzugreifen, ist mir nicht recht wahrscheinlich. Er wartete ab, was dem Germanicus am Rhein (und dem Drusus in Aduern) geschehen würde. Vergl. Tacit. Ann. I, 46, 47.

48) Es waren die alten Soldaten, die man (s. oben und Tac. I, 37) auf Grund der ertrotzten Concessionen nach 16 Dienstjahren halb entlassen hatte, so daß sie nur noch als kampfspflichtig beim Heere blieben. Sie fanden jetzt in Geln das Verilicium, unter dem man sie vereinigt hielt, bestand sich in Germanicus' Hause. Erst hielten sie es sich mit Gewalt, um durch den unmittelbaren Beß ihres Jähens ihre Entlassung vom gewöhnlichen Dienste sich gegen die von ihnen vermissten Einreden der Senatoren zu führen.

45) Tacit. Ann. I, 36, 37. Dio I, c. Zonar. I, c. 46) Tacitus (39) nennt den Ort, wo die Legionen stationirt: „Ara Ulboraum.“ Im Gegensatz zu anderen Annahmen möchte ich auf dem im folgenden Erzählten, und mit Beziehung auf Tacit. 37, schließen, daß (vergl. auch Tacit. Ann. I, 45 und Hist. IV, 28) Reichard und Mannert a. a. D. Recht haben, wenn sie die Zeit unmittelbar bei Geln annehmen. Vergl. Beuß a. a. D. S. 88. Forbiger, Donb. der alten Geographie. 3. Bd. S. 240. Höb. a. a. D. Abth. III. S. 7. 47) Diesen Schluss, so scheint es, darf man (vergl. Burckhard a. a. D. S. 27) auf der ganzen Erzählung des Tacitus ziehen; Weiteres (a. a. D. S. 434) meint, Germanicus habe während des Aufstandes einen Courier nach Rom geschickt, worauf dann der Senat eine außerordentliche Gesandtschaft

ruhigen, daß er die Gefandten unter dem Schutze eines Reitertrupps von den Hilfstrophen aus dem Lager entfernen kann.

Zudem konnte jetzt Niemand für die Ruhe, auch nur der nächsten Stunde bürgen. Daher drangen denn die Freunde, und wer sonst treu geblieben war, aufs Ernstlichste in den Germanicus: „wenn auch Er selbst es vorziehe, statt zu dem treuen, oberen Heere abzugeben, so Gefahr noch fernher Trost zu bieten, so solle er doch wenigstens seinen Sohn und seine Gattin (die damals hochschwanger war), nicht länger unter diesen wüthenden Soldaten lassen, wenigstens Agrippina und den kleinen Caius seiner Familie und dem Vaterlande erhalten!“ Ungern entschloß sich der Cäsar dazu: noch lebhafter widerstrebte die heidenmüthige Agrippina. „Sie sei“, sagte sie, „August's Enkelin und Agrippa's Tochter, und nicht so aus der Art geschlagen, um vor Gefahren zurückzubeugen!“ Germanicus mußte sie bei ihrer gegenseitigen Liebe, bei ihrem kleinen Caius, bei der noch ungebornen Frucht ihres Liebes unter Thränen beschwören, nachzugeben und sich an einen andern sichern Ort bringen zu lassen. Die Hauptstadt der gallischen Trevirer (i. Erier) ward zur Zufluchtsstätte für Agrippina aufgesuchen. Ihre Abreise, die noch an demselben Tage stattfand, ward der Wendepunkt des Aufstandes. Denn als nun die hohe Frau, ihren kleinen Sohn, den Liebling der Soldaten, im Arme, von den Frauen der übrigen Officiere, die mit ihr flüchteten, umgeben, im kläglichen Zuge unter allgemeinem Wehklagen der Abreisenden wie der Zurückbleibenden, ohne das übliche kriegerische Geleite die Ubierradt verließ, da fingen die rohen Reuter — die durch die Klageklänge gelockt aus ihren Lagerhütten getreten waren — denn doch an zu fliehen. Ihre Gemüther wurden von verschiedenartigen Empfindungen bewegt: sie gedachten der großen Verwandten der Agrippina, der Augustus, Agrippa, Drusus; sie dachten daran, wie sie stets des Feldherrn Gattin als ein Muster altromischer Würdigkeit verehrt hatten, und diese Frau und ihren Sohn trieben sie nun selbst aus ihrem Lager! Da regte sich Mitleid, Reue und Scham in den verwilderten Gemüthern: und mehr noch wirkte der beleidigende Gedanke, daß diese Pfänder ihrer Zuneigung dem Schutze der eigenen Landesknechte entzogen werden sollten; Eiferst und Neid gegen die „Fremden“, die Gallier, flammte bei ihnen auf. Ihre Gefühle machten sich schnell in Thaten Luft, sie warfen sich den Abziehenden entgegen, sie hielten den Wagen (so nach Sueton. *Calig. c. 9.* „*reprehensio ac retento vehiculo*“) auf, in dem Caius und Agrippina saßen: einige beschwören die Letztere, sie solle umkehren und bleiben, die meisten flürmen mit derselben Bitte nach Germanicus“).

49) Nach *Mo 57, 5* ging es etwas wider Herrn nach dieser Angabe (*vergl. Zonar. XI, 1*) hätten die Reuter die heimlich abreisende Agrippina mit ihrem Sohne geradezu gefangen genommen, dann die Agrippina mit Rücksicht auf ihre Schwangerschaft dem Germanicus auf vieler Bitten zurückgegeben, den Caius aber bei sich behalten. Weiter wie dann die endliche Wiederherstellung der Ordnung ganz ungenügend motiviert. Wir folgen natür-

Dieser nun mußte die veränderte Stimmung der Soldaten meierhaft zu benutzen. Voll frischen Schmerzes und Jorns hielt er nun der um ihn versammelten Menge in flammenden Worten ihre ganze schwere Schuld vor; und dießmal schlugen seine Worte durch. Tief erschüttert bat den Krieger den Cäsar, „er möchte die Schuldigen strafen, den Verführten verzeihen, das Heer gegen den Feind führen: die Agrippina aber und ihren Sohn sollte er doch nicht von Geln abreisen lassen, nicht unter dem Schutze der Gallier stellen!“ Da gab denn Germanicus den Endbescheid, „Agrippina müsse, da ihre Rückkunft und der Winter bevorstehe, jedenfalls nach Erier gehen; Caligula solle im Lager bleiben — die Bekrafung der Schuldigen überlasse er den Truppen selbst.“ Das Strafgericht, welches die Truppen nun hielten, fiel blutig genug aus; die vollkommen umgewandelten Soldaten schleppten die Häufsführer der Empörung gefesselt zu dem Legaten der ersten Legion, G. Cetronius, der nun die versammelten Krieger über die größere oder geringere Schuld der Einzelnen entscheiden ließ: die Schuldigen — und solcher fand man gar viele, denn mit dem Blute derselben meinten die andern Reuter ihre Schuld abwaschen zu können — wurden sofort von ihren Kameraden niedergebaut. Nachdem so die schwer verletzte Kriegszucht blutig gerächt war, ließ Germanicus die Veteranen nach Rhätien abmarschiren, um ein gefährliches Element aus dem Lager zu entfernen; dann aber hielt er unter den Centurionen, soweit sie dem Tode entgangen waren, eine strenge Rüstung, und entließ alle aus dem Dienste, welche nach übereinstimmendem Urtheile der höhern Officiere und der Gemeinden durch Habgucht und Grausamkeit zu gerechten Beschwerden Anlaß gegeben hatten“).

Nachdem Germanicus so bei der Ubierradt die Ordnung hergestellt, die dortigen Legionen (*vergl. Tac. I, 43 s. l.*) für Isterius in Pflicht genommen hatte, blieb ihm noch übrig, den Trost der Truppen zu Metera zu überwinden. Die hier campirenden Soldaten der 5. und 21. Legion, die eigentlichen Ueberbeter und die wildesten Freiler der Empörung, waren trotz der letzten Nachrichten von Geln noch immer in Aufregung: sie weigerten sich, wie es scheint, hauptsächlich, das neue Principat anzuerkennen. Um auch sie zur Ordnung zu zwingen, trifft Germanicus Anstalten, sie mit bewaffneter Hand anzugreifen“). Der Legat Cäcina hatte

lich auch hier dem Tacitus. Ich füge gleich hier noch bei, daß bei Sueton. *Calig. c. 48* dem nachmaligen verrückten Kaiser Caligula eine ähnliche Waffnung jener Ereignisse untergelegt wird. Der unsinnige Mensch wollte bekanntlich nach der angeführten Stelle des Sueton, als er im 3. 794 b. *Str.*, 40 n. Chr., seinen toßen Zug durch Gallien vollenden und den Rheinübergang erreicht hatte, das ganze untere Rheinbecken ermorren, mindestens decimiren lassen, zur Strafe dafür, daß diese Legionen einst gegen Germanicus sich empört, ihn, den Caius, an der Abreise nach Erier mit Gewalt gehindert hätten! Die drohende Haltung der Soldaten verhinderte jedoch die Ausführung des schändlichen Mordplans. *Vergl. Höd a. a. O. c. 3. Th. S. 230.*

50) Tac. *Ann. I, 38—44. Dio 57, 5. Sueton. Calig. c. 9. Zonar. XI, 1. 51) Tac. I, 43.*

sich schon vorher nach Vetera begeben. Sobald nun Alles gerüstet war, um die Reuter mit Erfolg bekämpfen zu können, schickte Germanicus — der gern den offenen Bürgerkrieg vermieden hätte — ein Schreiben an Cäcina, des Inhalts: „er selbst komme mit bedeutender Macht, und werde, wenn die Truppen nicht bei Zeiten die Rebellenführer selbst bestrafen, schonungslos Strafgerichte ohne weitere Auswahl verhängen.“ Dieser Brief sollte einen heilsamen Schrecken einflößen. Er wirkte denn auch, aber anders, als der Cäsar gewünscht hatte. Cäcina nämlich setzte sich sofort mit den Adler- und Fahnenträgern und andern zuverlässigen Soldaten in Verbindung, las ihnen den Brief des Oberfeldherrn heimlich vor und forderte sie auf, die Ordnung herzustellen. Es gelang unerwartet schnell; die Anhänger des Legaten erkannten bald, daß der größte Theil der Truppen bereit sei, zur Pflicht zurückzukehren. Sobald man sich hieron überzeugt hatte, bestimmten die Freunde des Legaten, im Einvernehmen mit demselben einen Tag zur Vollziehung des Strafgerichts; dann überließen, ohne Mitwirkung irgend eines der höhern Officiere, die „pflichttreuen“ Krieger unerwartet ihre Nichts ahnenden Kameraden und hieben in größlichem Gemeth „den stets zur Empörung geneigten Auswurf des Heeres“ in den Quartieren nieder. So ward — wie es scheint in den letzten Tagen des Septembers — die gefährliche Reuteri in dem Blute der eigentlichen Anführer grauenvoll erstickt“).

Bald darauf erschien Germanicus selbst mit seinem Heere (s. oben) zu Vetera, der Anblick der Leichen erfüllte ihn mit Entsetzen. „Das sei keine Heilung eines Uebels“, rief er unter Thränen aus, „das sei eine Niederlage!“ und ließ die todtten Körper schnell verbrennen. Es war nöthig, den Soldaten rasch eine ernste Beschäftigung zu geben; die Stimmung der Truppen kam seinen Wünschen entgegen. Noch immer in wider Aufregung, fühlten sich jetzt die Soldaten von neuem schwerem Froel befaßt, und forderten dringend, zur Sühne des vergossenen Blutes ihrer Zeitgenossen in den Kampf gegen die Germanen geführt zu werden. Gern gab der Feldherr den Kampflust der Truppen nach. Auf seinen Befehl ward — wahrscheinlich in den ersten Octobertagen des Jahres 14 nach Chr. — eine Brücke über den Rhein geschlagen (zwischen dem heutigen Wesel und Nees, wahrscheinlich bei Birten; vergl. Ledebur a. a. D. S. 210. Fiedler a. a. D. S. 40. 144). Dann führte er sofort 12,000 Legionssoldaten, 26 Cohorten Bundesgenossen und 8 Schwabenen Reiter auf das rechte Rheinufer. Ohne eigentlichen Plan, sollte der Stoß die deutschen Warfen treffen (denn dieses Volk hatte nebst den Bruettern, Gatten und Eberufern sich an der Vernichtung der Varianischen Legionen vorzüglich betheiligte), die, wie alle andern Germanenstämme am Niederrhein, bei den ihnen bekannten Zerwürfnissen im römischen Lager keinen Angriff befürchteten; um so weniger, als sie selbst nicht unmittelbar dem Rheine benachbart waren. Germanicus nun durch-

zog in schnellen Märschen zuerst das Flachland des rechten Rheinufer im Norden der Lippe, dann die gefohrvolle Silva Caesia (die demalst den Höhen in der Nähe von Coesfeld; Ledebur a. a. D. S. 306) sq. Forbiger, Handbuch der alten Geographie. 3. Bd. S. 322), durchschritt die von Liberius früher, als er nach des Drusus Tode am Rhein commandirte, angelegten „Landwachen“ (limites) — nach Ledebur a. a. D. S. 308 bis 310 am Ruckufer des flussig Amisia, jetzt Elm, betten — und schlug bei den letzteren ein verschöntes Lager auf. Von dort ging es weiter durch finstere Waldungen; um die Warfen — vermutlich im jetzigen Obenbruckschen, auf dem rechten Emsufer; f. Ledebur S. 107 sq.; Horfel a. a. D. S. 435; vergl. Forbiger a. a. D. S. 408 — womöglich unvorbeireit zu überfallen, ward zum Einfall in ihr Gebiet durch der gewöhnlichen Straße ein schwieriger, selten betretener Umweg eingeschlagen. Vorausgeschickt Rundscharer brachten die Nachricht, die Germanen feierten ein Fest und brachten die nächste Nacht unter Schmaus und Trinkelagen zu. Diese günstigen Umstände zu benutzen, drang Germanicus eilig weiter vor. Cäcina ward mit den leichten Cohorten vorausgeschickt, um die Waldung auszuheben, wo sie den Durchmarsch hemmte; die Legionen folgten in nässiger Entfernung. Witten in der fernestellen Nacht errichteten (nach einem Marsche von etwa zwei Tagen) die merkwürdigen Scharen die ersten marischen Weiler und Dörfer. Sie wurden in aller Eile umstellt, Niemand leistete Widerstand; denn Schlaf und Trunkenheit hatte die arglosen, keines Feindes gewärtigen Warfen übermannt. Um nun die Vernichtung allgemeiner zu machen, theilte Germanicus die Legionen in vier Colonnen; so ward eine Strecke von 50,000 römischen Schritten (oder alles Land im Umkreise von zehn deutschen Meilen) mit Feuer und Schwert erbarummungelos verheert. Es war ein schreckliches Gemeth, die schlafenden, nebelten Feinde, Greise, Weiber und Kinder so gut wie die Männer wurden mittelstolles hingschachtet. Die Häuser und Heiligthümer der Warfen, selbst das größte Heiligthum der Stämme dieser Gegend, der den Bruettern, Warfen und Eberufern gemeinsame Tempel der Tanfana (wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Ledenburg; f. Ledebur S. 112 — 114; Forbiger S. 408), wurden der Erde gleich gemacht. Die Römer hatten fast gar keinen Verlust zu beklagen; ihre Thaten — würdig der meuterischen, blutigen Kriegerfnechte von Göln und Vetera — sollten jedoch nicht völlig ungerührt bleiben. Gleich nach diesen „ruhmvollen“ Thaten beschloß Germanicus wieder nach dem Rheine zurückzukehren. Aber schon hatte sich die Kunde von der marischen Blutnacht bei den Nachbarn der Warfen verbreitet. Die Stämme der Bruettern, Ulpiter und Zubanten, die — als Nachbarn der Warfen im Westen, Süden und Südosten — zum Theil zwischen dem Warfenlande und dem Rheine wohnten, erhoben sich zur Rache; um dem Cäsar den Weg zu verlegen, besetzten sie die waldbedeckten Höhen, durch welche der Aufzug des Heeres führte. Sobald Germanicus das erfuhr, ließ er seine Truppen eine Aufstellung annehmen, die ihnen erlaubte,

aus dem Marsch sofort zum Gefecht überzugehen. Ein Theil der Reiter und die Hauptmasse der bundesgenössischen Truppen bildeten den Vortrab; ihnen folgten die Soldaten der ersten Legion. Nach dieser kam das Gepäck, auf der Linken von der 21., auf der Rechten von der 5. Legion gedeckt. Der 20. Legion und der Rest der Bundesgenossen bildeten den Nachtrab. Die Germanen griffen inoffen die Römer erst an, als letztere in langem Zuge in Wäldern der Wälder sich aufzueignen; dann warfen sie sich — Vortrab und Haupthaufen wurden nur geseht — mit aller Macht auf den römischen Nachtrab. Schon waren die leichten Cohorten der Bundesgenossen durch den wüthenden Angriff der Germanen in Verwirrung gerathen, da sprengte Germanicus heran und rief den Soldaten der 20. Legion mit lauter Stimme zu, „leht sei der Augenblick gekommen, wo sie ihre Empörung vergessen machen könnten; sie sollten ihn, ihre Schuld in Ruhm zu verwandeln!“ Da entbrannte der Muth der Legionäre; sie machten einen wüthenden Angriff auf die Germanen, durchbrachen ihre Reihen, warfen sie auf einen offenen Raum zurück und hauen die Gleitenden nieder. Gleichzeitig errichtete die Vorhut den Rand des Waldes und verschanzte ein Lager. Seitdem ward der Marsch der Römer nicht weiter aufgehalten; ohne weitere Verluste erreichten sie den Rhein, und bezogen die Winterlager³³).

Germanicus hatte durch sein Verhalten in kritischer Lage dem Tiberius die Herrschaft getreut, gesichert; damals nie später ward es freiwillig an Stimmen nicht geklebt haben, die von ihm noch größere Energie den neutrischen Legionen gegenüber lobeten; aber jedenfalls ist sein Verhalten des höchsten Lobes würdig. Vor Allem wenn wir bedenken, für wen er sein Leben in so aufopfernder Weise in die Schanze schlug. Der alternde Augustus hatte seine volle Liebe auf seines Drusus edlen Sohn und dessen hochberzige Gattin übertragen; er gefiel sich in dem unverhohlenen Lobe des schönen Familienlebens dieses würdigen Paares³⁴), dessen Kinder er wie

seiner eigenen liebte³⁵). In seinem Testamente endlich hatte Augustus den Germanicus und dessen Söhne zugleich mit des Tiberius Sohn Drusus zu Erben im zweiten Grade bestellt³⁶). Solche Liebe des Großvaters trug dem edlen Jüngling, wie wir schon früher sahen, die heraldische Ehre und das entscheidende Vertrauen des Tiberius ein (vgl. *Suet. Tib. c. 32*); glühender noch hatte ihn die römische Katharina von Mediceis, die unnatürliche Großmutter Elvia. Der letzteren Haß traf jedoch in noch höherem Grade die stolze Agrippina, deren Kühner, freisinniger Sinn nicht so leicht die dauernden Verletzungen und Feindseligkeiten zu ertragen vermochte, wie ihr Gemahl. Die Weiberfeindschaft war im besten Gange; Germanicus ward von Seiten seiner Gattin schwerlich zur Treue gegen den bösen Theim ermuntert, vielmehr bewog aus inniger Liebe zu ihm August's stolze Entschien den stolzen Sinn und ruhne Hoffnungen³⁷). Fürwahr, je mehr man die Umstände durchforstet, unter denen Germanicus damals das Interesse seines Adoptivvaters versetzt, um so mehr fühlt man sich gekemmt, ihm die höchste Anerkennung, ja Verwunderung zu zollen. Es wird nicht im Mindesten geschmälert, wenn wir neben seiner vollendeten Ehrenhaftigkeit und unbedingten Treue noch auf andere Motive hinweisen, die ihn damals bestimmten. Als die rheinischen Legionen dem Gafar die Herrschaft antrugen, da war es schwerlich die Furcht vor Tiberius (oder gar die geheime Absicht, die Vaterschaft ein a. d. S. 433 dem Germanicus unterstellt, zuvor nach Art des großen Julius durch eine Reihe siegreicher Feldzüge seiner Legionen fester an sich zu fetten, um dann die höchste Gewalt zu erwerben), die ihn abhielt, nach dem Diadem zu greifen. Ihn erfüllte ohne Zweifel dunkles Grauen vor einem neuen, furchtbaren Bürgerkriege. Er am wenigsten mochte sich und das geliebte Vaterland einer „versüßten“ Pratorianerherrschaft schlechter Reuter unterwerfen, er am wenigsten mochte dazu mitwirken, daß die Legionen — ohnehin schon mehr als gut war, ihrer Macht beraubt (*Tac. Ann. I, 31*) — das Geheimniß entdeckten und allzu Welt offenbar machten, „es könne nicht bloß Rom, sondern auch ein Soldatenhaufe an den entlegenen Grenzen des Reiches dem Erdstrie seinen Herrn geben.“ So hatte er denn den wilden Sturm gebändigt, ja in aller Schnelle noch feindseligen Blut in Strömen vergossen; er hatte das vollste Recht, von Rom aus mit dem höchsten Lobe bedacht zu werden. Aber er rüßte sich gründlich, wenn er auf wahrer Anerkennung

33) *Tac. Ann. I, 49—51. Dio 57, 6.* Da dem im Texte behaupteten ist noch folgendes zu bemerken: Als ich dieses schreibe, als über die Wohnplätze der meisten kleineren Germanenvölker zwischen Rhein und Mosel etwas Bestimmtes anzugeben. Die Ansichten der Forscher sind nach dieser Seite hin ebenfalls sehr verschieden, als einander widersprechend. In Betreff der Marfen u. bin ich aber der bisher noch am meisten gebräulichen Annahme gefolgt. Ich füge in diesem Hinzu, daß — wie schon § 29 a. d. S. 86 (s. die Marfen mit den Eigentümern identifiziert — ganz neuerdings Jacob Grimm in seiner „Geschichte der deutschen Sprache“, zweite Auflage, I. Abt. S. 431 ff. über die Marfen u. eine neue, höchst beachtenswerthe Ansicht aufgestellt hat. Nach ihm wohnte dieses Volk zwischen dem oberen und mittleren Laufe der Rüsse tippe und Ruhr, zum Theil auch auf dem linken Ufer des letzteren Flusses. Die *silva Caecia* sei der in Urkunden vom Ende des 8. Jahrhunderts als *silva helae* oder *hese* angeführte Wald zwischen Offen und Werden. Das leugne nicht, daß diese Ansicht sehr viel Vortheilendes darbietet, daß jedoch nicht genügt, je ohne Weiteres in den Text aufzunehmen. Den Tausanampel sucht Grimm in der Gegend von Dortmund. Er hält (vergl. S. 162) die Tausan für eine germanische Göttin des Herdes und des Feuers, der römischen *Vesta* analog. 34) Vergl. *Sueton Octav. Aug. c. 24.*

35) Vergl. *Sueton. l. c.* Derselbe Sueton erzählt unter anderem Calig. c. 7, einer der drei früh verstorbenen (s. unten) Söhne des Germanicus XI. so schön gewesen, daß Augustus dessen Bildniß in seinem Schlafzimmer aufstellte und es küßte, so oft er dies Gemach betrat. Die Annahme dieses Kindes küßte selbst das feindselige Gemüth der Elvia; sie ließ dessen Statuette unter der Decke des Cupido im Tempel der capitolinischen Venus aufstellen.

36) *Suet. Oct. Aug. c. 102; cf. Tac. Ann. I, 8. Dio 56, 32. Tac. Ann. XI, 2 (cf. Tac. Ann. I, 8)* hätte Augustus damals auch des Germanicus Söhne zu Erben ernannt; vergl. *Mommsen l. c. p. 135*, das waren sie aber wohl schon durch ihren Vaters Aufnahme in das Julische Haus geworden. 37) *Tac. I, 33. Dio 57, 6.*

nung von Seiten des Tiberius gehofft hatte. Tiberius, der während der kritischen Zeit, che aus Äthiopien und vom Rhein günstige Nachrichten eintrafen, in Rom eine sehr geschickte Haltung angenommen hatte (vergl. Tac. Ann. I, 46. 47), vernahm die letzten Botschaften des Germanicus mit sehr gemäßigten Empfindungen. Er freute sich natürlich über die Dämpfung des Soldaten-aufstandes; aber „seine Furcht vor Germanicus ward eher vermehrt, denn vermindert. Gewohnt, alle Menschen nach sich zu beurtheilen, glaubte er — weil ihm, dem schlauen Herrscher, „die Worte nur erkunden zu sein schienen, um seine wahren Absichten zu verdeutlichen“ — auch seinen Kesseln nur mit Mistrauen betrachten zu dürfen. Die Concessionen, durch welche Germanicus die Meuterei Anfangs beschwichtigt hatte, mißfielen ihm höchlich, er meinte, es sei nur geschrien, um den Günst der Soldaten zu verkaufen. Auch um den neu erworbenen militärischen Ruhm beneidete er seinen Kesseln. Indessen verbarg er für jetzt noch seine Entnungen; an Germanicus und die Agrippina schrieb er in den verbindlichsten Ausdrücken, danke ihnen für die bewiesene Treue. Im Senate aber berichtete er, was geschehen war; er trug wegen der Thaten des Germanicus auf feierliche Opfer an, und pries in wohlgelegter Rede die Verdienste desselben — freilich so künstlich und geschraubt, daß seine wahre Meinung von den Verständigen doch erkannt wurde. Das, was Germanicus den Soldaten zugehandelt hatte, verminderte Dienstzeit und erhöhetes Sold (s. oben), mußte er wol bekräftigen; doch ward die Verkürzung der Dienstzeit schon nach Jahr und Tag wieder aufgehoben“). Dieser als die aufopfernde Hingebung des Germanicus harrte (vergl. Tac. I, 69) in dem Gedächtnisse des Tiberius die Erinnerung an einzelne Umstände des Aufstandes. Die Hoffnung der Legionen, der Cäsar werde die Herrschaft eines Anderen nicht ertragen können; ihre Krüßerung, „in ihrer Hand liege das Schicksal des Reiches!“ ihre Auerbietungen, dem Germanicus zu folgen, wenn er das Diadem an sich reihen wolle; der Umstand, daß namentlich die Liebe der Krieger zu der Agrippina und dem Caligula ihre Wuth gebohren hatte — das waren Dinge, die der finstere Imperator nie vergessen konnte, die ihn veranlaßten, den Germanicus mit gesteigertem Mistrauen zu beobachten. Tiberius hätte am liebsten — und man muß gesehen, daß diese Politik für die dormalige Lage des römischen Reiches angemessener war, als ein fortgesetzter Eroberungs-

krieg — die Kesselfämpfe am Rhein auf ein möglichst geringes Maß zur Sicherung der Rheingrenze beschränkt, und dafür die Germanen mit den Waffen der List bekämpft, ihre Kraft durch schlaue Schürung ihrer inneren Zwistigkeiten gedrohen oder gelähmt. Anders dachte Germanicus. Von Augustus entlanft (s. oben), die Schmach der Varianischen Niederlage zu süßen, suchte er sich durch die Erinnerung an seinen großen Vater angetrieben, den Namen, den er trug, durch eigene Kesselfämpfe zu verdienen; man kann kaum bezweifeln, daß es seine Absicht, seine stolze Hoffnung war, „Roms „Herrschaft“ über dieselben Länder, die Drusus einst „unterworfen“ hatte, wieder herzustellen. Die Umstände kamen ihm dabei wohl zu Statte. Der Ueberfall der Marsen hatte die Germanen nur gereizt, die Ehre der römischen Waffen aber nur sehr ungenugend wieder hergestellt; in dessen war doch der Krieg mit Glück wieder begonnen, und Tiberius konnte es jetzt noch nicht wagen, die Römer, vor Allem die kaum erst wieder bewährten rheinischen Legionen durch das entschiedene Verbot eines Feldzugs von Neuem zu reizen.

So ward denn der Krieg gegen die Germanen im J. 768 d. St., 15 n. Chr., mit erneuter Energie fortgesetzt; diesmal mit ganz besonderem strategischem Geschick. Ohne Zweifel galt der Hauptschlag dieses Jahres den Cheruskern, von denen die Römer wol wußten, daß sie nach alter teutischer Weise durch Zwietschacht zerrissen, in die Parteien des Römerfreundes Segg und des Freiheitsfreundes Armin getheilt waren. Der Hauptfeldzug in das innere Teutland sollte erst im Sommer stattfinden; um aber den Weg zu den Cheruskern zu sichern (vielleicht auch um durch solche Operationen inzwischen der römischen Partei bei diesem Volke die Oberhand zu verschaffen), sollte zuvor die Macht der zwischen ihnen und dem Rheine wohnenden Völker erstärkt werden. Daher unternahm Germanicus selbst gleich zu Anfange des Frühlings 15 n. Chr., mit den vier Legionen des oberen Heeres und 10,000 Mann Hülfstruppen von Moguntiacum aus einen Ueberfall gegen die Satten. Er erstieg die Höhe des Taunusgebirges, legte hier (wahrscheinlich in der Nähe von Homburg; Horkel a. D. S. 438) auf den Trümmern einer von seinem Vater herrührenden Verschanzung ein Castell an, ließ hier das Gepäck, und zur Sicherung der Straßen und Flußübergänge den L. Arminius mit einem Theile des Heeres zurück und brach dann — unterstützt durch eine ungewöhnliche Trockenheit, in Folge deren die Flüsse meistens sehr seicht waren — mit den übrigen Truppen in das Land der Satten ein. Da man von seiner Ankunft keine Ahnung hatte, so fand er fast nirgend Widerstand, und Greise und Frauen wurden in Menge getödtet oder gefangen genommen. Ein Versuch der jungen Mannschaft, die sich an der Adrana (jetzt Eder) gesammelt hatte, die Römer an dem Ueberzuge über diesen Fluß zu hindern, endete mit völliger Zerstörung der Satten. Von ihren Nachbarn im Norden konnten Legiere, auch abgesehen von der Zwietschacht bei den Cheruskern, keine Hilfe erwarten. Denn auf Befehl des

59) Interessant für die in der Umgebung des Tiberius verbreitete Anschauung über die Haltung des Germanicus gegenüber dem Aufstande ist die schon oben angezogene Stelle des Vellei. Pater, (ed. Kritz.) II, 125, 4. Die Eiche, die nach Valer. II, 129, 2 Tiberius für Germanicus batte, existierte natürlich nur in der Phantasie, besser noch nur in der Anekdote des Panegyriker. 59) Tac. Ann. I, 52, c. 78. Dio 57, 6. Zonar. XI, 1. Bold nachher, noch im J. 14 n. Chr., ward dem Germanicus eine neue Ehre zu Theil. In Rom ward nämlich ein neues Priesterthum, das der sodales Augustales, eingerichtet; man wählte dazu durch das Loos 21 Männer aus den Erstgen des Staates; denselben wurden Tiberius, Drusus, Claudius und Germanicus beigesellt. Tac. Ann. I, 54.

Germanicus war zu derselben Zeit Gäsina mit den vier „unteren“ Legionen, 5000 Mann Hilfskruppen, und einigen schnell aufgeriebenen, unregelmäßigen Haufen aus den Gauen der verrömernten Germanen am linken Rheinufer (namentlich wol der Ubiar), wie es scheint am linken Ufer der Lippe aufwärts marschirt, und hielt nun durch drohende Stellungen und fluge Märsche die Germanen im Norden der Lippe und die cherusische Jugend ab, den Gatten zu Dilse zu rufen. Die durch den letzten Ueberfall keineswegs entmutigten Wärsen, die ihn anzugreifen wagten, warf er mit Erfolg zurück. Unter solchen Umständen verloren die Gatten den Muth; sie boten um Frieden, und da Germanicus ihn verweigerte, so kückete das ganze Volk, einige Ueberläufer ausgenommen, aus seinen Dörfern und Höfen in die Wälder. Germanicus aber, nachdem er noch Mattium (nach der jetzt gewöhnlichen Annahme eins der heutigen Dörfer Waden und Weg, in der Nähe von Gudensberg, auf dem Nordufer der Oder, nicht weit von der Mündung dieses Flusses in die Elbe; vergl. Forbiger a. a. D. S. 406), den Hauptort der Gatten, eingeäschert und das offene Land verheert hatte, wandte sich wieder nach dem Rheine (wahrscheinlich durch die Thäler der Eder und Sieg, in der Richtung auf Bonn), ohne von den hart getroffenen Gatten beunruhigt zu werden. Die Römer, so scheint es, hatten den Rhein noch nicht wieder erreicht, als Gesandte des Segest bei Germanicus eintrafen, um Hülfe wider den Arminius zu ersuchen.

Es gehört zu dem tragischen Verhängnisse des deutschen Volkes, daß zu allen Zeiten seine edelsten Eigenschaften einen großen Theil der Schuld seines weltgeschichtlichen Unglücks getragen haben. So vor Allem die vielgerühmte „deutsche Treue“, welche dem Fremden selten gebrochen — aber gegenüber den eignen, heimathlichen Interessen nur zu oft schmerzlig vernichtet worden ist, wenn Deutschland und das Ausland mit einander stritten. Ein Musterbild solcher Haltung ist der alte Segest; den hatte der fesselnde Zauber des Römerthums und der Römermacht so schwer berührt, daß ihm „Frieden,“ d. i. Hingebung an Rom Seitens der Germanen zweifellos nöthig und nützlich erschien. Der nun hatte mit unbeugsamer Festigkeit die Treue bewahrt, die er einst den Römern gelobte, als ihn Augustus mit der Civität beschenkte. Darüber war er denn, wie man weiß, schon zur Zeit der Varusschlacht zum Verräther am eignen Vaterlande geworden; war er in steigender Progreßion mit seinem Hause, seinem Volke immer tiefer zerfallen. Nach der Varusschlacht hatte Armin ihm seine hochberzige, deutsch gesinnte Tochter Thusevela entführt, sie geheirathet; das erweckte bei dem alten Fürsten unbändigen Haß gegen den unerwünschten Schwiegersohn. Jetzt nun hatte Armin — sei es schon durch die marischen Gräuel, sei es erst durch den Einfall der Römer in das Gattenland ermannt — neuen Krieg gegen die Römer gekündigt. Die meisten Cherusker standen auf Seiten des herrlichen Varsukieggers; Segest nur und sein Anhang widerstrebten dem jetzt wie sonst. Darüber kam es zur Theil; sie scheint erbittert gewesen zu sein, weil Segest auf irgend eine

und nicht weiter bekannte Weise seine Tochter, die vom Armin schwanger war, wieder in seine Gewalt bekommen hatte. In seiner Burg von den übrigen Cheruskern hart belagert, schickte Segest nun, wie wir sahen, in aller Eile Boten um Hülfe an Germanicus“).

Legterer ging sofort auf Segest's Bitten ein. Er führte sein Heer (die Quellen geben uns keine nähere geographische Bestimmung) wol auf dem Wege, den er eben gekommen, nach dem Cheruskerlande, entsezte den Segest und führte denselben sammt dessen zahlreichen „breitern“ Verwandten und Mannen mit sich fort. Außer andern eblen germanischen Frauen ward auch Thusevela „befreit,“ d. h. der Römerfreund Segest mußte es mit ansehen, wie die eigene Tochter, an hohem deutschem Sinne nach dem Gatten geartet, dessen Sohn sie unter dem Herzen trug, in die Hände der bittersten Feinde ihres Gemahls fiel; wie stolz sie die Gefangenschaft ertrug, sagt uns der edle Tacitus“). Beladen mit so „ruhmvollen“ Tropheän (dazu hatte man in Segest's Schloß noch einen guten Theil römischen Eigenthums wiedergewonnen, das die Germanen einst in der Varusschlacht erbeuteten), kehrten die Römer nun nach dem linken Rheinufer zurück; Liberius aber ertheilte dem Germanicus für solche Erfolge den Titel „Imperator.“

Der junge Imperator sollte bald Gelegenheit bekommen, den neuen Ehrentitel in ernstlichem Kampfe zu bewahren. Armin nämlich, dessen natürlicher Ungestüm durch die unwürdige Wegführung seiner schwangern Gemahlin zur höchsten Wuth gereizt war, eilte in leidenschaftlicher Bewegung durch die Gawe der Cherusker und rief das Volk zum Nachtrüge auf gegen den Segest und die Römer. Sein Wort fand bei den Cheruskern und ihren Nachbarstämmen abgemessenen Anklang; Germanicus hatte einen fürchtbaren Stoß zu befürchten. Es galt, durch eine wohlberechnete Offensive ihn bei Zeiten abzulenkten, den Hauptkampf selbst zu eröffnen — wo möglich im inneren Germanien. In drei Colonnen ließ Germanicus daher zunächst die gesammte Rheinarmee concentrirt nach der Mitte-Gms vordringen. Gäsina durchzog mit 40 römischen Cohorten das Land der Bructer; Juba führte die Reiter durch das Gebiet der Frieser, Germanicus selbst führte vier Legionen zu Schiffe auf dem Seewege nach der Ems. An dem mittleren Laufe dieses Stromes (in der Gegend zwischen dem heutigen Weppen oder Lingen und Rheina; vergl. Ledebur a. a. D. S. 214) vereinigte sich das ganze Heer; mehr als 80,000 Mann stark. Die deutschen Schaufen traten jetzt mit den Römern in Bundesgenossenschaft; die Leg-

60) Bei denselben befand sich auch Siegmund, Segest's Sohn, der einst im Juche der Befreiung Teutschlands aus dem Priesterthum (im christlichen Dienste) an der Ara Ubiorum aufgetreten, seine Priesterwürde preßissen, sich unter Armin's Banner gestellt hatte. Jetzt scheint er wieder auf Seiten seines Vaters getreten zu sein, der ihn — im Vertrauen auf des Germanicus Milde — ins römische Lager schickte. In der That bezog auch Germanicus dem jungen Fürsten seinen früheren Abfall, nahm ihn freundlich auf und schickte ihn, nachdem er Segest's Wünsche vernommen, unter guter Bedeckung nach dem linken Rheinufer, wol wieder nach der Ara Ubiorum. 61) Vgl. Strabon. lib. VII. c. 1. p. 292. ed. Cuaus.

tern wandten sich zunächst gegen die Bructerer, welche vergeblich durch Vermästung ihres Landes den Feind aufzuhalten suchten. Nach einem Siege, den ein Streifcorps unter L. Stercinius über die Bructerer erfochten hatte (dabei ward der Adler der mit Varus vernichteten 19. Legion wiedererobert), ward das ganze Gebiet dieses Volkes zwischen Ems und Lippe systematisch verheert. Langsam vordringend, kamen die Römer allmählig in die Nähe des teutoburger Waldes, wo, wie man vernahm, die Schrine der vor sechs Jahren mit Varus erschlagenen Krieger noch unbekannt lagen. Eble Pietät gab dem Germanicus den Gedanken ein, derselben die letzten Ehren zu erweisen. Gaius mußte den Weg nach dem Schlachtfelde bahnen, dann zog der Oberfeldherr mit dem ganzen Heere nach der Stätte jener furchtbaren Niederlage. Hier wurden die zerstreuten Ueberreste der Erschlagenen gesammelt und mit einem gemeinschaftlichen Grabhügel bedeckt, wozu Germanicus den ersten Rasen legte⁶²⁾.

Von Schmerz und Zorn erfüllt, schenkte sich die Römer nach einem entscheidenden Zusammentreffen mit den Germanen. Armin jedoch ließ sich lange Zeit nicht fassen, sondern wies vor der römischen Uebermacht in unregelmäßigen Gegenden zurück. Germanicus, schlahtendurftig wie er war, folgte ihm etwas zu leidenschaftlich und wagte unbesonnen einen Angriff, sobald es ihm möglich schien. Seine Keiterei, die unvorsichtig vordrang, um den teutschen Truppen eine Ebene zu entreißen, ward von den Scharen, mit denen Armin plötzlich aus den benachbarten Wäldern herausbrach, überflügelt, in Verwirrung gebracht, und so nachdrücklich geworfen, daß sie auf der Flucht selbst die ihr zur Unterstützung geschickten Hilfstrophen in Verwirrung mit sich forttrif. Schon fanden diese Haufen in Gefahr, in einen Sumpf getrieben zu werden, da führte Germanicus im entscheidenden Augenblicke die Legionen heran und stellte das Treffen wieder her. Es gelang ihm wenigstens, eine Niederlage abzuwenden, und nach unentschiedenem Kampfe die Möglichkeit zu gewinnen, den Rückmarsch ohne weitere Verluste anzutreten. So das erste Zusammentreffen des römischen Cäsar mit dem teutschen Helben, dieser Zierden ihrer Völter und ihres Zeitalters, deren Schicksale in so merkwürdiger Weise mit einander in Analogie stehen⁶³⁾. Der Rückzug selbst sollte jedoch den Römern so leicht nicht werden, obwohl man ihn auf denselben Wegen antrat, auf denen man gekommen war. An der Ems theilte sich das Heer wieder; Germanicus schickte seine Legionen ein, ein Theil der Keiterei sollte längs der Weeresküste nach dem Rheine marschiren, Gaius aber mit seinen Truppen (den nieder-rheinischen Legionen), obwohl er auf bekannten Wegen zog, die „langen Brücken“ so zeitig als möglich überschreiten. Von den drei Haufen schritt nur die Keiterei ohne Beschränken ihr Ziel erreicht zu haben. Dem Germanicus selbst ging es schlimmer. Um die Flotte während

der Fahrt durch die seichten Gewässer an der nordfriesischen Küste zu erleichtern, schickte er zwei Legionen — die 2. und die 14. — an der Mündung der Ems aus; sie sollten unter der Führung seines Freundes, des P. Vitellius, am Strande dahinziehen. Zum Unglück aber war es die Zeit der Herbstknochentage; furchtbare Nordwinde erzeugten eine schreckliche Sturmfluth, durch welche auf dem unbekannten, verrätherischen Terrain viele von den Soldaten und Pferden des Vitellius erfaßt, Alle aber in die kläglichste Lage versetzt wurden, bis es ihnen gelang, zuerst eine rettende Anhöhe, dann den Fluß Unfsingis, jetzt Hunsfe (wie man jetzt gewöhnlich statt der ohne Zweifel falschen Lesart „Visurgis“ annimmt), zu erreichen, an dessen Mündung die Flotte geankert hatte⁶⁴⁾. Hier nahm Germanicus die Unglücklichen wieder auf, um dann ohne weiteren Unfall nach dem Rheine zu steuern. An schlimmsten erging es dem Gaius, dem der rasch nachbringende Armin den Weg über die langen Brücken durch die gefährlichen Sumpfgeländen des heutigen Münsterlandes zu verlegen suchte. Da wir es hier nur mit den Thaten des Germanicus zu thun haben, so bemerken wir nur kurz, daß Gaius (wie es scheint in der Gegend zwischen Gersfeld, Dülmen und Borken; Viterus s. bei a. d. S. 436) in die größte Gefahr gerieth. Nur seiner klugen Strategie, die in 40jährigem Kriegsdienste erprobt war, seiner unerschütterlichen Ruhe, und auf der andern Seite der Beutegeiz und der Lustlosigkeit der Germanen, die statt die klugen Rathschläge Armin's zu befolgen, lieber mit dem thörichten Inguiommer (Ingomar oder Dinkmar) die Römer direct in ihrem Lager angriffen — hatten es die Legionen zu danken, wenn sie dem Schicksale des Varus entgingen und sich glücklich nach dem Rheine durchschlugen.

Inzwischen hatten sich in den römischen Rheinlagern schlimme Gerüchte verbreitet. In Vetera, wo Agrippina mit den Frauen der römischen Officiere während des Feldzuges geblieben war, hieß es nicht nur, jene Legionen des Vitellius wären völlig verloren gegangen, sondern auch, „das übrige gesammte Heer sei umgekehrt, und die Germanen wären im vollen Anmarsche gegen Gallien.“ Die in Vetera zurückgelassenen Truppen verloren den Muth, schon dachte man an die schmachvolle Weisregel, die Rheinbrücke (es ist nicht klar, ob dies eine stehende, oder die im vorigen Herbst, resp. im Frühling des Jahres 15 n. Chr., angelegte war) abzubauen. Eine feige Nichtswürdigkeit, die, wenn die Gerüchte wahr waren, den flüchtigen Römern unersichtbaren Untergang bereiten mußte. Nur der energische Widerspruch der hochberzigen Agrippina bewirkte, daß die Brücke stehen blieb, und als nun bald nachher die Truppen des Gaius im elendesten Zustande ankamen, da vertrat die eble Frau würdig die Stelle des abwesenden Gatten. Sie eilte an die Brücke und spendete den tapfern Kriegern das verdiente Lob; dann ließ sie den Verwundeten und Hilfsbedürftigen aus eigenen Mitteln Kleidung und Arznei im reichsten Maße zukommen, trö-

62) Vergl. Sueton. Callig. c. 3. 63) Vergl. Viterus-herim a. d. S. 481, der an derselben Stelle auch wahrscheinlich macht, daß Armin und Germanicus im pannonischen Kriege Waffenbrüder waren.

64) Wegen des Vitellius vergl. Sueton. Vitell. c. 2.

fierte und ermunterte Alle durch ermunternden Zuspruch. Bald darauf kehrte denn auch Germanicus mit den übrigen Truppen zurück und that nun seinerseits Alles, den Muth der durch den unglücklichen Rückzug deprimirten Soldaten wieder zu heben. Viele, die auf dem Rückzuge ihre ganze Habe eingebüßt hatten, unterstützte er mit Geld aus seiner Privatkasse; die Verwundeten besuchte er auf ihrem Schmerzenslager, tröstete sie, lobte sie mit bezaubernder Freundlichkeit. Je nach dem Naturell der Einzelnen spendete er Lob, ertheilte er milden Zuspruch, stellte er neuen Ruhm in Aussicht; bald war das ganze Heer — längst schon dem Feldherrn feurig ergeben — nur von dem Wunsche befeuert, für die erlittenen Verluste an den Teutschen blutige Rache zu nehmen⁶⁵⁾.

Der Feldzug dieses Jahres hatte, das lag auf der Hand, nichts weniger als glänzend gendet; man mußte froh sein, daß man, wenn auch mit schweren Verlusten, namentlich an Pferden und Gepäc, einer großen Niederlage entkommen war. Indessen in Rom glaubte man die Sache wenigstens offiziell anders dar; schon während des Feldzuges — ich möchte annehmen, in Folge der Befreiung Segest's und der Gefangennahme Thusneiden's — war dem Germanicus der Triumph zuerkannt worden⁶⁶⁾. Jetzt, wo das Heer seit der Voruschlagung zum ersten Male wieder tief in das Innere von Germanien eingedrungen war, wurden die Legaten des Germanicus, L. Apronius, C. Silius und A. Cäcina, mit den triumphalischen Ehrenzeichen geschmückt, die besonders der letztere mit Recht verdiente⁶⁷⁾. Liberius aber war mit dem Erfolge des Jahres nach allen Seiten hin unzufrieden; auf der einen Seite war diese ganze Art der Kriegsführung, bei der mit schweren Opfern wenig erreicht wurde (vergl. oben), nicht nach seinem Sinne. Doch tadelte er den Germanicus nicht wegen seines Misgeschicks, es war nicht seine Art, über Umfälle im Kriege seine Feldherren zu schmähen — konnten sie doch unter solchen Umständen ihm nicht leicht gefährlich werden. Dagegen nahm er die Gelegenheit wahr — es ist nicht klar, ob im Senate⁶⁸⁾, oder ob in Briefen an den Germanicus — den verhassten Reffen ob der Todtenfeier im teutoburger Walde bitter zu tadeln. „Das habe nur die Soldaten entmuthigen können; auch

hätte sich der Imperator auf solchen Todtendienst nicht einlassen dürfen — das passe nicht zu seiner Auctorität!“ Noch herbere Mißbilligung fand bei ihm das Benehmen der Agrippina; tief großend über den Einfluß der hohen Frau auf das Heer, glaubte er in ihrem edlen Auftreten das Streben zu erkennen, durch freche Kunstbuhlerei die Krieger für sich und ihren Gemahl zu gewinnen, um sie bei passender Zeit gegen ihn, den Kaiser, führen zu können⁶⁹⁾! Liberius's schändlicher Günstling, L. Aelius Sejanus, schon jetzt darauf sinnend, durch allmähliche Befestigung der casarischen Familie sich den Weg zur Herrschaft zu bahnen, versäumte natürlich seinerseits Nichts, um den Verdacht, den Haß des Kaisers gegen Germanicus und Agrippina auf alle Weise zu verstärken⁷⁰⁾. So wurden damals in Rom die ersten Fäden der Intrigue gewoben, die nachmals dem edlen Fürstenknecht einen vorzeitigen Untergang bereitete. Zunächst kam es dem Liberius nur darauf an, einen angemessenen Vorwand zu finden, um den Germanicus von den rheinischen Legionen trennen zu können. Es war ihm daher nicht unerwünscht, daß (s. unten) in der nächsten Zeit die Verhältnisse im Oriente sich zu verwickeln anfingen; das konnte eine passende Gelegenheit abgeben, den Reffen nach dem schwierigen Afen zu entfernen. Vorläufig blieb es jedoch noch bei der Abkist; doch konnte solche Stimmung des Oberhebers dem Germanicus nicht unbekannt bleiben⁷¹⁾. Wie sie ihn antrieb, die ohne Zweifel nur noch kurze Zeit, die ihm Liberius gönnte, rasch zu einem neuen Unternehmen gegen die Germanen zu benutzen, so wirkte es auch auf seine ganze Haltung in Sachen des teutschen Krieges bestimmend ein. Es liegt auf der Hand, und Germanicus selbst hatte sich durch die letzten Erfahrungen davon zur Genüge überzeugt, daß die bisherige Art der Kriegsführung nicht geeignet war, die „Herrschaft“ der Römer über Niederrheinland wieder herzustellen. Selbst siegreiche Feldzüge bis zur Weser konnten — ohne festen politischen Plan, d. h. ohne systematisches Vordringen, ohne militärische bedeutende Stützpunkte im inneren Lande, ohne Bündnis mit vielen germanischen Stämmen — höchstens nur unfruchtbare Lorberen eintragen. Es war sogar zu fürchten, daß die stete Reizung des Kriegszorns der inneren teutschen Stämme zu bedenklicher Höhe entflammen, sie innerlich mehr vereinigen, sie endlich zu wahrhaft gefährlichen Angriffsbewegungen nach dem Rheine hin veranlassen würde. Sollte einmal Germanien dauernd unterworfen werden, so waren vor Allem die Cheruskier anzufallen zu brechen. Das konnte aber nur durch langsame Vorbereitung erwirkt werden; die Römer mußten (vergl. Wietersheim a. a. D. S. 437) auf der einen Seite, unter Vermeidung jedes vorzeitigen Angriffes auf die Feinde im Osten der Wasserscheide zwi-

65) Tacit. Ann. I, 55—71. Vergl. Dio 57, 18, wo jedoch die — kurz und zusammengefaßt berichteten — Ereignisse des Jahres 15 n. Chr., wahrscheinlich durch die Schuld des Excerptors, fälschlich um zwei Jahre zu spät angelegt werden.

66) Tacit. Ann. I, 55. Während Germanicus im J. 15 n. Chr. im Felde lag, gab in Rom sein Neptidtributer Drusus Cäsar (der in diesem Jahre mit dem C. Nerbanus das Consulat verwaltete) in seinem und des Germanicus Namen dem Volke Gladiatorenspiele zum Besten. Tacit. I, 76. Dio 57, 14. 67) Tacit. I, 72.

68) Liberius nahm ohne Zweifel schon jetzt jede Gelegenheit wahr, im Senate wie anderwärts den Germanicus zu beschimpfen und seinen Thaten einen Makel anzuhängen. So offen, wie er sich nach Dioctian. Liber. a. 32 über Germanicus' Kriegsführung tadelnd geäußert haben soll („Germanicus nunquam adeo obstitit, ut ei praecleara facta ejus pro superbae elevarer, et gloriosissimae victoriae, seu republicae damnosae, increparet“), magte er indessen wol nur erst nach dem Tode des Lieblings der Nation zu reden.

69) Tacit. Ann. I, 62. 69. 70) Tacit. I, 69. 71) Es ist nicht ganz unabhinglich (Tacit. Ann. II, 5), daß Liberius dem Germanicus indirecte Unterdrückungen in Betreff seiner Wünsche (in Sachen des Orients) gab, jedenfalls aber in so wenig entscheidender Form, daß Germanicus ohne offene Aufkündigung aufweichen konnte. Vergl. Wietersheim a. a. D. S. 437.

schen Meeres und Rhein, die Gegenden vom rechten Rheinufer bis zu den befreundeten Stämmen im Norden völlig occupirt, also die Stämme der Bructer, Marfen u. a. m. allmählig gänzlich unterwerfen oder verdrängen, das Land durch Schanzen und Winterlager im größten Maßstabe bis zum Östling hin sichern. Andererseits waren, um dann die Gherulster vom Westen und Norden zugleich fassen zu können, nach Sicherung der römischen Seeherrschaft auf dem nördlichen Ocean, die Völker der Ebene zwischen Meeres und Elbe, namentlich die Langobarden, zu gewinnen oder zu unterwerfen. Solche Ideen schwebten, das geht aus dem Feldzuge des Jahres 16 n. Chr. deutlich hervor, auch dem Germanicus vor. Weil er aber mit Sicherheit seine Abberufung binnen Kurzem erwarten konnte, so war an einen allmählig durchzuführenden Plan nicht zu denken. Der Caesar mußte sich begnügen, einen solchen Kriegsplau nur in seinen Grundzügen, so zu sagen, „zu markiren.“ Sein eigentliches Bestreben während seines letzten großen Einbruches in Niederdeutschland ist dann darauf gerichtet, dem Hauptfeinde einige schwere Schläge beizubringen und vor seiner Rückkehr nach Rom den Germanen wenigstens noch einen „heil samen Schrecken vor der römischen Kriegsmacht“ beizubringen — vor Allem aber, für seine Person erhöhten Kriegserfolg davonzutragen. Germanicus hatte während des Winters von 15 auf 16 n. Chr. sich eifrig bemüht, die Verluste, die sein Heer in dem letzten Feldzuge erlitten hatte, wieder zu ersetzen. Die Bevölkerung von Spanien, Gallien und Italien war ihm dabei mit Eifer entgegengekommen, Waffen, Pferde, Geld hatte man ihm in Menge angeboten. Doch hatte er, unter freundlicher Anerkennung solcher Bereitwilligkeit, nur die nöthigen Waffen und Rösse angenommen⁷²⁾. Seit dem Beginn des Jahres 769 d. St., 16 n. Chr., ward dann zu dem neuen Feldzuge in kaisersalem Maßstabe gerüstet. Der Krieg sollte diesmal in anderer Weise als bisher eröffnet werden. Auf der einen Seite wurden allenthalben, namentlich auch in Gallien, neue und zahlreiche Pferde zusammengebracht, was nicht ohne Schwierigkeit und längeren Verzug geschehen zu sein scheint⁷³⁾. Andererseits aber, und dies ist von vorzüglicher Bedeutung, beschloß Germanicus, diesmal das ganze Heer zu Schiffe, gleich zu Anfang nach dem inneren Teufschland zu schaffen. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß bei der Kürze des deutschen Sommers es unbedingt nöthig sei, möglichst früh bei guter Jahreszeit im Felde zu erscheinen. Das konnte aber am leichtesten erreicht werden, wenn man gleich von vorn herein mit gesammter Macht auf einem Wege in das innere Land einbrang, der sofort zu befreundeten Stämmen führte, und namentlich die Möglichkeit ergab, den Soldaten in den Kampf zu bringen, ehe ihn noch die andern schweren Leiden germanischer Feldzüge ermüdet hatten. Auf dem Seewege vermied man die langen und ruinirenden Märsche durch Sumpf und Wald; entsing namentlich die Meiterei und das Gepäck den Ge-

sahren, denen zumal das letztere stets ausgelegt gewesen war, ward die Beschaffung der Fourage für die etwa 20—30,000 mitzunehmenden Padd- und Reitpferde bedeutend erleichtert. Und dazu kam noch, daß (vergl. Wietersheim a. a. D. S. 440 fg.) wie es scheint, der Platz, wo die Meiterei der Gallier und anderer Bundesgenossen (namentlich auch der Bataver) sich sammelten, ausruhte und nach geschickter Formirung der Schwadronen noch einübte, sich auf den batavischen Inseln befand, von denen aus diese Truppen schneller und leichter auf dem Seewege nach der Ems geführt werden konnten, als auf dem beschwerlichen Landwege. Seinen Plan auszuführen, ließ nun Germanicus — nachdem er den Publius Vitellius und den G. Antius zur Abhaltung des gallischen Census entandt hatte — unter der Leitung der Legaten Cilius, Anteus und Gacina auf dem Rheine, da wo sich die Waal von dem Hauptstrome trennt, eine Flotte von 1000 Schiffen bauen. Die Fahrzeuge waren theils tiefgängig, theils flachbodig gebaut; viele waren mit Steuerrudern an beiden Enden versehen, viele wieder mit breiten Verdeckten für Wurfgeschütz, Pferde und sonstigen Transport. Die batavischen Inseln waren zum Sammelplatz der Schiffe und Truppen bestimmt. Im Frühlinge des Jahres 16 war der Bau wesentlich vollendet; die Schiffe konnten nach den Einschiffungsplätzen geführt werden. Inzwischen mußte der Legat Cilius von Mainz aus mit den leichten Truppen seiner Armer einen Streifzug durch das Land der Gatten machen; wie im vorigen Jahre sollte auch jetzt dieses Volk gedemüthigt, von jeder Unterstützung der Gherulster abgeschiedet werden. Indessen richtete Cilius wegen plötzlicher, starker Regengüsse nichts Bedeutsames aus; er gewann einige Beute und nahm Gattin und Tochter des Gattenfürsten Arpus gefangen. In derselben Zeit führte Germanicus selbst sechs Legionen, anscheinend ohne die volle Zahl der Hilfskohorten, nach der oberen Lippe. Wie es scheint (vergl. Wietersheim a. a. D. S. 438) hatte Armin, ohne Zweifel mit den furchtbaren Kämpfern der Römer bekannt, die Absicht, die Römer zu einer Diversion nach der genannten Landschaft zu veranlassen und dadurch die für den Hauptfeldzug geeignete Jahreszeit möglichst zu beschränken. Er hatte daher die benachbarten Stämme veranlaßt, das Castell Alise (wahrscheinlich bei dem heutigen Lieborn unfern Lippstadt, am Zusammenflusse der Lippe mit der Lise und Elenne; vergl. Hertel a. a. D. S. 296; Forbiger a. a. D. S. 407), welches die Römer, so scheint es, während des vorjährigen Feldzuges wieder hergestellt hatten (s. Ledebur S. 224 fg.), zu besetzen. Dasselbe zu entsetzen, zog Germanicus also aus; es bedurfte keines Kampfes, denn die Germanen hatten sich auf die Kunde von seiner Ankunft schon wieder zerstreut. Doch hatten sie den im letzten Sommer den Varianischen Legionen errichteten Grabhügel und einen Altar des Drusus (wohl in der Nähe von Alise) zerstört. Den Hügel jetzt herzustellen, schien nicht rathlich; dagegen ließ der Caesar den Altar wieder erneuern und hielt zu Ehren seines Vaters mit den Legionen die „Leichenparade.“

72) Tacit. Ann. I, 71. 73) Vergl. Tacit. Ann. II, 5; „foetas Gallias ministranda equis.“

Man darf wol annehmen⁷⁴⁾, daß damals ein bedeutender Theil der Truppen in Aliso zurückblieb, um sich später in der Nähe des Beseftstromes mit dem Hauptheere wieder zu vereinigen. Die übrigen Soldaten führte Germanicus nach Betra zurück; er benutzte die Gelegenheit, die Militärstraße, die von Aliso längs der Lippe nach dem Rheine führte, durch Anlegung neuer Landwehren, Seitenbefestigungen und Dämme gründlich zu sichern. So war allerdings nach dieser Seite hin ein eventuelles Vordringen der Römer erleichtert, aber auch viel Zeit verbraucht worden. Der eigentliche Feldzug kann kaum vor der letzten Hälfte des Juni 16 n. Chr. angetreten worden sein.

Inzwischen hatten die Schiffe (s. oben) die Einschiffungsplätze erreicht; sobald alle Truppen der Rheinarmee und der Bundesgenossen an dem Sammelplatz vereinigt waren, ward der Proviant vorangeschickt, das Heer eingeschifft. Die Flotte fluvete vom Rheine durch den Drususkanal und die friesischen Gewässer nach dem Decon, und erreichte ohne Unfall die Mündung der Ems. Ohne daß wir wissen, aus welchen Gründen Germanicus sich veranlaßt sah, von dem ursprünglichen Plane eines Vordringens zu Wasser bis in das Innere abzugeben (vergl. Wietersheim S. 442 fg.), so sehen wir, daß der Cäsar sein Heer nicht weit von der Emsmündung auf das linke Ufer dieses Stromes aufschiffte [in der Gegend des jetzigen Embden oder Zerr], die Flotte aber bei Amisia, wahrscheinlich einem festen Plage mit einem Hafen an der Emsmündung, in der Gegend von Embden, auf dem linken Ufer des Flusses, verurloßt⁷⁵⁾. Nachdem er dann eine Strecke weit an dem Flusse hinauf marschirte und endlich vermittelst einer Brücke auf das rechte Emsufer gegangen war, zog er durch die Grenzgebiete der befreundeten Chauven und Angrivarier, wahrscheinlich in der Richtung von der Mittel-Ems an der Haase hin, über das jetzige Denabruß und durch die Thäler der Eise und Werre, nach der Weser (Visurgis), welchen Fluß er oberhalb der sogenannten Porta Westphalica etwa bei dem heutigen Rehme erreichte, um sich nun, durch die Truppen von Aliso verstärkt, zum Angriffe auf die germanischen Truppen vorzubereiten⁷⁶⁾. Während er an der Weser ein Lager aufschlug, vernahm er, daß die Angrivarier, wol auf Antrieb der Cherusker, in seinem Rücken sich gegen die Römer erhoben hatten. Stertinius ward daher mit einem Theile der Reiterei und der leichtsten Truppen abgesandt, sie durch Verwüstung ihres Landes zu züchtigen und zu unterwerfen.

Inzwischen hatte Arminius seine treusicheren Völkern — wol nicht kein Cherusker und deren „Clienten“, sondern auch Zugvögel von den Gatten, Marßen und Bructerern, und Hiltstruppen aus den Gebieten der östlichen sursichigen Nachbarn, namentlich der Langobarden, die sein Einfluß zum Kampfe gegen die ein-

brechenden Feinde zusammengebracht hatte — am rechten Beseftufer versammelt. Zum offenen Kampfe entschlossen, wollten die Germanen einer Schlacht jetzt nicht ausweichen. Wahrscheinlich etwas oberhalb des heutigen Hotho standen sich kurze Zeit nach des Cäsars Anknüpfung an der Weser, Römer und Germanen gegenüber, nur durch den Strom getrennt. Germanicus, der es für strafwürdigen Leichtsinns hielt, ohne Anlage von Brücken und andere Vorkehrungen einer Hauptschlacht zu wagen, ließ für jetzt nur zwei Reiterhaufen unter Stertinius und Amilius durch eine Fahrt über die Weser gehen, die nun den Feind an zwei verschiedenen, von einander entfernten Punkten angriffen, um ihn aus seiner Stellung zu loden. Zugleich setzte, ungerech ob auf Befehl oder bloß aus ungeheurer Kampflust, der Anführer der Bataver Chariovalda mit seiner trefflichen Reiterei über den Strom, wo er am reißenden war. Dieser Führer besaß seine Kühnheit mit dem Tode; die Cherusker lodten ihn, der zu stürmisch vordrang, in eine von Baldböhen umschlossene Ebene, umzingelten ihn, und hielten ihn trotz tapferen Widerstandes mit vielen seiner Genossen nieder. Nur die Dagobildensunft des Stertinius und Amilius rettete die übrigen. Von Armin, der noch weiteren Zuzug abwartete, nicht gehindert, bevorstehende dann Germanicus, wahrscheinlich bei dem jetzigen Dinteln, den Uebergang über die Weser; der Bau einer Brücke mit Brückentörpfen, die Anlage eines verschützten Lagers versteht sich von selbst. In diesem Lager erfuhr dann Germanicus, wie es scheint wenige Tage nach jenem Reiterreffen, daß ein Angriff der in der sogenannten silva Herculis (wol der jetzige Harz) bei Eissen versammelten Germanen auf seine Stellung demnächst zu erwarten stehe, und zwar bei Nacht. Um in diesem kritischen Momente die Stimmung der Soldaten genau zu erforschen, durchwanderte er bei Nacht verkleidet, nur von einem Genossen begleitet, die Zeltoassen. Er hatte die hohe Freude, überall unbemerkt zu vernehmen, wie die Krieger nicht minder von Kampfesmut erfüllt, wie ihm selbst, dem Feldherrn, auf Leben und Tod ergeben waren, sein Loß begeistert priesen. Solche Erfahrungen, dazu ein glückverheißender Traum, ließen dem jugendlichen Helden das schönste Siegesglück in der Ferne winken. Ein leichter Angriff, den die Germanen bald nach Mitternacht unternahmen, schüttelte an der Wachsamkeit der Römer; er bewies nur, daß die Schlacht unmittelbar bevorstehe. Am Morgen berief dann Germanicus die Truppen zu einer Versammlung, um die Soldaten durch wohlbedachte Worte zum Kampfe noch mehr zu ermuntern. Er unterwies sie, wie sie am zweckmäßigsten den Feinden beikommen könnten, und ermahnte das Heer, tapfer zu streiten: „In ihrer Hand liege es jetzt, mit Einem Schlage den Krieg zu beendigen, und ihm, dem Cäsar, unsterblichen Ruhm zu sichern.“ Dann zogen die Römer aus dem Lager aus, den Teufeln entgegen. Sie mochten etwa vier Stunden marschirt sein, da rückten ihnen Armin's schlagbedürftige Germanen entgegen; angeführt durch ihre Helden und der anderen Führer glühende Worte, die an der Römer Habsier,

74) Wietersheim a. a. D. S. 441 fg. hat das mit militärischen Gründen belegt, die mir überzeugend scheinen. 75) Vergl. *Ann. H. N. XXV*, 3, wo von einem Lager des Germanicus im Friesenlande unsere vom Werre die Rede ist. 76) Wietersheim a. a. D. S. 443 — 446.

Ueberruth und Grausamkeit erinnerten, und an das böse Loos des Vaterlandes im Falle einer Niederlage mahnten, vertieften diese ihre Baldböden und flogen herab nach der Ebene Idissaviso⁷⁷⁾, die der Schlacht den Namen gegeben hat. Um 11 Uhr früh (wahrscheinlich zu Anfang des Monats August) trafen die feindlichen Heere auf einander. Die Römer, acht Legionen mit zahlreichen Hilfsvölkern, waren etwa 110,000 Mann stark; die Zahl der Germanen kennen wir nicht. Das Schlachtfeld lag, eine Ebene von mäßiger Breite, zwischen der Weser und einem sanft aufsteigenden Plateau, welches sich im Walde verlief und nach Osten und Norden durch bedeutende Höhen begrenzt war. Den Vortrab der Römer bildeten die gallischen und germanischen Hilfstruppen; hinter diesen standen die Bogenschützen zu Fuß, dann vier Legionen, und Germanicus selbst von den beiden prätorischen Cohorten und einer ausserlebens Reitergarde umgeben. Die Reserve bildeten die andern vier Legionen, leichten Truppen und die Bogenschützen zu Pferde, sammt den übrigen bundesgenössischen Cohorten. Auf Seiten der Germanen standen die nicht cheruskischen Scharen am rechten Rande der Weserebene, dem Plateau und in dem vorderen Theile des Waldes. Auf den Höhen bildeten die Cherusker, Armin, so scheint es, wollte sie, als den Kern seines Heeres, als Reserve benutzen, um namentlich Versuche der Römer, sein Heer zu überflügeln, zu vereiteln. Aber der Ungelhum seiner Cherusker verdroß Alles; dieselben fürzten voll Kampflust vorzeitig sich auf den Feind. Sobald Germanicus diesen Fehler bemerkte, ließ er durch den besten Theil seiner Reiterei die Vorgebrungenen in die Flanke nehmen, durch Stertinius aber mit der übrigen Reiterei den linken Flügel der Teutschen umgeben. Zugleich rückte er mit seinen ersten vier Legionen gegen den linken Flügel und das Centrum der Teutschen an. Der linke teutsche Flügel, völlig umgangen, in die Ebene hinabgeworfen, ward völlig aufgelöst und erlitt — da Viele nach der Weserseite hin flüchteten und über den Fluß zu schwimmen versuchten, fürchterliche Verluste. Der rechte Flügel ward unter geringerem Verlust

genöthigt, in die Berge zu retiriren; auf dem Centrum hielt Armin selbst lange Stand und machte, obwohl durch die Römer des Stertinius ebenfalls von den Höhen mit dem Reste der Cherusker verdrängt, dem Feinde den Sieg lange streitig. Endlich mußte auch er flüchten; er schlug sich — wie es heißt (ebenso wie Inguomer) durch die teutschen (chauskischen) Truppen aus Seiten der Römer absichtlich begünstigt — endlich in die Richtung nach den Bergen im Nordwesten durch. Die fliehenden Germanen wurden noch bis in die Nacht hinein zwei Meilen weit verfolgt. Der Verlust der Römer war im Verhältnisse zu dem der Teutschen nicht groß. Nach Beendigung des Nordfeldes erfolgten die gewöhnlichen Ausbrüche römischer Siegesfreude; das Heer der Römer rief auf der Wabstakt den Liberius zum Imperator aus, warf einen Erdbügel auf und errichtete auf demselben aus den Waffen der gefallenen Feinde ein Siegesdenkmal mit einer, die Namen der besiegten Völker enthaltenden Inschrift. Aber so glänzend der erfochtene Sieg auch war, so wenig sollte er den Römern nützen. Allerdings, so scheint es, zeigte sich unter den teutschen Stämmen nach der Niederlage von Idissaviso Entmuthigung; es war die Rede davon, die bisherigen Wohnsitze zu verlassen und über die Elbe zurückzuziehen. Solches mochte freilich nicht sowohl im Sinne der Cherusker des Gebirgslandes zwischen Weser und Oder liegen, als vielmehr jener Germanen, die in der nieder-teutschen Ebene zwischen Weser und Elbe saßen und einen Angriff der Römer nunmehr zu fürchten hatten. Da nun wandte ohne Zweifel Armin alle Mittel an, solchen Schritt zu verhindern, die Germanen zu erneutem Kampfe zu bewegen. Es ist wol möglich, daß er den „Schimpf“, den die Römer ihnen durch Errichtung jenes Siegesdenkmals angethan hatten, benutzte, um ihren Zorn von Neuem zu entflammen. Eifrig bemüht, die Reste seines Heeres zu sammeln, und den „Landsturm“, das mit verzweifelter Wuth aufstrebende letzte Aufgebot seines Volkes zu formiren, beschränkte er sich zunächst — auf seine Waldgebirge (wahrscheinlich in der Nähe von Eissen und Bückeburg) geführt — auf kleine Angriffe und Alarmirungen des römischen Lagers und Heeres. Germanicus seinerseits konnte nicht daran denken, durch das Sünfelgebirge in das Cheruskerland vordringen zu wollen; eher lag es in seinen Absichten, einen Verwüstungszug nach den Ebenen der Cherusker und Langobarden an der Leine, Aller und Elbe zu unternehmen. Es scheint in der That, als sei Germanicus nach einiger Zeit, durch Angriffe der Germanen vielfach belästigt, von der Vergewissung seines Sieges nach dem Norden zu gezogen, um in die nieder-teutsche Ebene einzudringen. Da nun traten die Germanen ihm noch einmal mit aller Kraft entgegen. Ungezwung⁷⁸⁾ — an den Grenzen der Gebiete der Cher-

77) So ist die jetzt gewöhnlich beliebte Lesart, die A. Grimm (Zeutsche Mythologie. 2. Ausg. 1. Bd. S. 373) vorschlägt; der Name bedeutet dann „Frauenmies oder Fernmies.“ Ueber die Lage von Idissaviso weichen die Anschauungen der Forscher vielfach von einander ab. Im Allgemeinen ist man allerdings darüber einig, daß der Schauplatz der Kämpfe vom Vorhinein des Germanicus an der Weser bis zur Schlacht von Idissaviso auf die Uferstrecke von der Porta Westphalia bis zu dem Pässe von Hameln zu beschränkt ist. Was aber die Schlacht selbst angeht, so läßt die Bietersheim (seiner trefflicher, mit mühsamster Scharfsicht angestrichen, auf eigenen Localuntersuchungen beruhender Schrift ist viel zu folgen) mit großer Bestimmtheit (S. 472 ff.) bei „Heßlich Oldendorf“ in der Mitte zwischen Rintel und Hameln geliefert werden; am Fuße des Sünfelberges (im engeren Sinne), des Höhenkammes und anderer Höhen eine Ansicht, die Vieles für sich hat. (Wilhelm [Germania S. 164] und Letebur [a. a. D. S. 228] und Andere setzen das Schlachtfeld zwischen Dausberge bei der Porta und Holtrop, resp. Rintel; eine Ansicht, die auch Haack bei Pauly a. a. D. S. 844 aufgenommen hat. Weitere Vermuthungen (s. bei Förbiger S. 370 und bei Bietersheim, dessen eigene Auffstellungen sich jedenfalls durch Klarheit und inneren Zusammenhang vorzüglich empfehlen.)

78) Bietersheim, dem ich bei diesem Theile des Festzugs hauptsächlich folge, stellt S. 464 ff. eine ausführliche Untersuchung über die Localität der zweiten Schlacht an. Er schwankt schließlich zwischen der von den meisten früheren Forschern gewöhnlich, vielfach lodenden Annahme, der Kampf habe bei dem fliehbüder „Merre“ stattgefunden, und der Idee, es habe Armin einen

rucker und Angrivarier (welche letztere auch jetzt wieder auf Seiten ihrer Landleute stehen) — hatten die Germanen eine Stellung eingenommen, welche auf der nördlichen Seite durch eine früher von den Angrivariern gegen die Cheruskier errichtete Landwehr gedeckt, auf den andern Punkten theils durch einen Fluß, theils durch Wälder geschützt wurde, die ein tiefer Sumpf umschloß. In dieser natürlichen Festung hatte sich (etwa acht oder zehn Tage nach der Schlacht von Idistaviso) das deutsche Fußvolk aufgestellt; die Reiterei war in benachbarten Höhen verborgen, um den Römern in den Rücken zu fallen, sobald diese in den Sumpf und Wald eingedrungen wären. Germanicus, dem die Uebicht der Feinde nicht entging, stellte den teutschen Reitern den Jesus Tubero entgegen; dieser mit der Cavalerie sollte den rechten Flügel bilden, jeder Umgehung des römischen Heeres vorbeugen; auf dieser Seite kam es nur zu einem „unentschiedenen“ Gefechte. Der linke Flügel ward gegen den Landwehrwall, das Centrum gegen den Wald dirigirt. Germanicus erkannte bald, daß die Truppen des letztern Hausens mit Erfolg vorwärtst; dagegen richteten die Römer gegen die Landwehr Nichts aus. Sogleich ließ er die Legionen zurückziehen und nun durch Schütze und schweres Wurfgeschütz die Wehrtheiber verschleichen; dann stellt er sich an die Spitze seines Elitencorps, der prätorischen Cohorten, und nimmt den Wall mit Sturm. Nun wurden auch die Wälder von allen Punkten der Angriffslinie aus noch kraffvoller denn zuvor bekürrt und bald artete auf dem beschränkten Terrain der Kampf in eine Schlachtart aus, bei der die weit zahlreicheren und namentlich mit besseren Schutzaffen versehenen Römer den Teutschen schreckliche Verluste beibrachten. Die Römer machten keine Gefangenen; Germanicus selbst hatte befohlen (!), so lange als möglich zu kämpfen, weil nur durch Ausrottung der cheruskischen Rasse der Krieg zu Ende geführt werden könne! So wütheten denn die römischen Heerführer bis zur Nacht; damit hatte für diesmal der eigentliche Kampf im inneren Teutschland ein Ende. Denn Armin, durch die maßlosen Wüthen erschöpft, war froh, daß die Römer, die auch bedeutend gelitten hatten, von dem weiteren Vordringen nach Osten abstanden. Germanicus aber, dessen militärischer Zwisch erreicht war; der überrückliche Rache an den Varrusfliegern genommen hatte, der ohnehin nicht daran dachte, das Land zu unterwerfen, konnte nicht mehr im Spätsommer eine weitere Expedition wagen. Die Germanen hatten sich noch in der Nacht nach der Schlacht nach ihrem Gebirgsbüden im Südoften von Winden zurückgezogen; so blieben die Angrivariier der Rache der Römer schulplos Preis gegeben. Sie ergaben sich daher den Römern ohne Weiteres, sobald Eternius eine ernsthafte Demonstration gegen ihr Land unternahm. Germanicus, so scheint es, erneuerte einfach das Bündnis

mit ihnen. Zum Andenken aber an die glänzenden Siege in Teutschland ließ Germanicus auf dem neuen Schlachtfelde aus den eroberten Waffen ein neues Siegesdenkmal errichten, dessen stolze Aufschrift besagte: „nach Befiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe habe das Heer des Tiberius Cäsar dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht!“ Des Heldennamen Name ward dabei nicht erwähnt; sei es nun, daß er jeden Anstoß bei dem Kaiser vermeiden wollte, sei es, daß er in stolzer Verschidenheit diese Art der Auszeichnung verschmähte.

Germanicus hatte des blutigen Ruhmes reiche Fülle gewonnen; wie nur einer der größten Helden der alten Republik hatte er den Triumph wohlverdient. Aber freilich hatte auch er — als Römer doch die edelste Erscheinung seines Zeitalters — die ganze blutige Wildheit entfaltet, mit der die Welterschütterer gewohnt war, „den Völkern das Herz zu zerbrechen.“ Nun kehrte er beim von den Ufern der Weser, in deren Fluthen — den Ruhm hat er allein für sich errungen! — unter seiner Führung die römischen Adler zum letzten Male siegreich sich gespiegelt hatten. Der schon weit vorgerückte Sommer mahnte den Feldherrn zum Aufbruch nach den Winterquartieren. Daher wurden von dem (vergl. Wietzschheim S. 479) noch etwa 90,000 Mann starken Heere einige Legionen auf dem Landwege (also wahrscheinlich über Aliso und auf der im Lenge erneuerten Militärstraße) nach dem Rheine zurückgeführt. Der größere Theil des Heeres aber marschirte wieder nach der mittleren Elbe und wurde, so scheint es, jetzt in der Gegend der Haafemündung eingeschifft. Diese Fahrt aber sollte dem Heere schweres Unheil bereiten. Die Flotte erreichte vielleicht zu Anfang September die Nordsee; hier aber wurde sie nach einer kurzen Zeit glücklicher Fahrt von einem schrecklichen Sturme aus Süden überfallen, der dieser Flotte um so gefährlicher wurde, je weniger die Schiffe auf solche Ereignisse berechnet, je weniger die Römer — deren nautische Tüchtigkeit ohnehin nicht bedeutend war — mit den eigenthümlichen Schwierigkeiten und Gefahren dieses Meeres vertraut waren. Die Flotte erlitt ungeheure Verluste; die hochbodigen Transportschiffe für die Pferde und das Gepäck — welches Alles zur Verübung des Umlschlags über Bord geworfen ward — gingen wol beinahe sämtlich zu Grunde. Die meisten Schiffe, soweit sie nicht untergingen, wurden nach den fernsten Küsten der Nordsee — nach den nordteutschen Ostküsten, nach der cimbrischen und norwegischen Halbinsel, nach den britischen und andern Inseln — verschlagen, wobei denn viele Soldaten dem Hunger erlagen oder in fremde Sklaverei gerieten. Das Schiff des Germanicus wurde an die Küste der Chauken geworfen; in der ersten Aufregung über das große Unglück seines Heeres gebot der Cäsar sich wie ein Verzweifelter. Er maß sich die Schuld des großen Elends bei und wurde nur mit Mühe von seinen Freunden abgehalten, den Tod in den Wellen zu suchen. Als endlich der Sturm, wie es scheint erst nach einigen Tagen, aufhörte, und wieder schönes Wetter eintrat — da sammelten sich nach und

strategischen Meister zu thun und eine Stellung auf dem linken Uferufer an dem flüßigen Ostsee bei Winden angenommen, welche — zugleich die Angriffe, wie die Rückzugslinie der Römer bedrohend — die letzteren geradezu zwang, einen neuen Kampf zu wagen.

H. Weyl, v. W. u. A. Erste Edition. I. XI.

nach mehrere der verschlagenen Schiffe, zum Theil freilich in elendesten Zustande. Diese ließ der Cäsar in aller Eile ausheilen und schickte sie dann ab, um die Inseln an der fränkischen und nordteutschen Küste zu durchsuchen. Auf diese Weise wurde binnen Kurzem ein sehr großer Theil der Mannschafft wieder zusammengebracht. Viele, die schon in die Sklaverei der niedertheutschen Küsten- und Binnenflüsse gerathen waren, wurden durch die neuerdings wieder befreundeten (s. oben) Angriparier losgekauft und dem Cäsar ausgeführt. Diejenigen, die nach Britannien verschlagen waren, wurden von den dortigen Stammesfürsten später zurückgeschickt. Die Heimgekehrten brachten dann gewöhnlich wunderbare Kunde mit von dem, was sie erlebt und gesehen — oder auch nur in ihrer wilden Angst zu sehen geglaubt hatten“).

Die Flotte kehrte endlich im Herbst des Jahres 16 n. Chr. in traurigem Zustande nach dem Rheine zurück. Indessen hatte Germanicus (vergl. Wietersheim S. 479), wie man aus dem später von Tacitus Erzählten ersieht — nach seiner Rückkehr an den Rhein, alle Ersatztruppen und Besatzungen mitgerechnet, doch immer noch zusammen etwa 70,000 Mann unter seinen Befehlen; der Verlust durch den Sturm mag sich im schlimmsten Falle auf etwa 20,000 Mann belaufen haben. Trotz aller Unfälle war sein Muth ungebrochen; davon zeugte seine Consequenz, mit der er — und sie wäre bewundernswürdig, hätte sie einer besseren Sache, als der Unterdrückung einer edeln Nation gegolten — gegenüber den Germanen auftrat. Die meisten hatten sich nämlich die ausschweifendsten Gerüchte von dem Untergange der ganzen römischen Flotte verbreitet; das hatte sie mit neuem Muth, frohen Hoffnungen für den Krieg gegen die Römer erfüllt. Die meinte der Cäsar ihnen benachmen zu müssen. Kaum glaubte er seine Soldaten genügend ausgerüstet und von dem letzten Strapazen hergestellt, so befohl er dem Legaten C. Silius, von Mainz aus mit 30,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern in das celtische Gebiet einzubringen. Er selber wandte sich mit noch stärkerer Macht gegen die Marren; dabei glückte ihm denn ein für das Erstgefühl der Römer höchst erfreulicher Streich. Malopend, ein Fürst der Marren nämlich, hatte sich neuerdings dem Cäsar unterworfen; um seine neue „Treue“ gegen den neuen Herrn würdig zu erproben, verrieth er dem Römer die Stelle — einen Hain — wo einer der dem Rarus abgenommenen Legionskoffer vergraben liege und von einem mächtigen Kriegerhaufen bewacht werde. Auf diese Kunde entsandte Germanicus sofort ein detachirtes Corps nach diesem Punkte; ein Theil dieser Krieger tödtete die mar-

rischen Truppen durch einen Scheinangriff in der Fronte aus dem Haine heraus; zugleich umgingen die übrigen Römer den Platz, wühlten die Erde auf und lehrten mit dem Adler triumphirend zum Cäsar zurück. Letzterer durchzog das ganze Marrenland mordend und verwüstend; die Germanen, überall geschlagen, reagten endlich nicht mehr, ihm die Spitze zu bieten. Froh, das Unglück des Schiffbruchs durch neue erfolgreiche Waffenthaten wieder gut gemacht zu haben, kehrten jetzt die Soldaten nach dem Rheine zurück; ihre Liebe zu dem Feldherrn aber ward um so größer, als dieser nun mit gewohnter königlicher Freigebigkeit ihnen aus seinem Vermögen Alles überreichen ersah, was sie namentlich auf der unheilvollen Seefahrt eingeübt hatten. Ueberall in den römischen Quartieren herrschte eine heile, gehobene Stimmung. Auf die Germanen, das hatte man von Gefangenen erfahren, hatte der neue Einbruch des Silius und Germanicus einen imponirenden Eindruck gemacht. Diese Römer, die — nachdem der Himmel selbst so schweres Leid über sie verhängt — nun doch wieder mit ungebrochener Macht und Kühnheit den Rhein überschritten konnten, die erschienen jetzt doch vielen jener einfachen Naturen als unbewindlich; vielen Stämmen, zumal zwischen Rhein und Wester mochte der Muth wanken. Die Römer aber, wie es scheint selbst Germanicus, gaben sich nun dem Glauben hin — „wenn auch Teufelsland nicht erobert werden könne, so werde doch durch einen neuen, mit gleicher Kraft geführten Feldzug zu erreichen sein, daß der Feind sich zu einem für Rom vortheilhaften Frieden verthe, durch den die teutschen Völker etwa in ein „Bündniß“ mit Rom eintreten, dessen Suprematie anerkannt““).

Anderes indessen dachte Tiberius; ihm konnte es unmöglich gefallen, das Jahr auf Jahr die Kraft des Reiches auf Feldzügen verschwendet ward, die als positive Resultate bisher nur schmerzliche Einbuße an Menschen und Gut gebracht, aber keinen Fußbreit Landes auf dem rechten Rheinufer gewonnen hatten. Immer entschiedener kam er darauf zurück, daß man sich begnügen müsse, die Rheinflinie zu behaupten, und die Germanen durch Schürung ihrer inneren Zwiste und des Haders zwischen den einzelnen Stämmen unschädlich zu machen. Dazu aber kam der Umstand, daß er auf die Dauer es nicht wagen mochte, die Sicherheit seines Thrones von der Charaktergröße seines Reiches abhängig zu machen. Indessen nicht das allein trieb ihn an, den Germanicus von der Rheinarmer zu trennen; bei ihm wirkte Reid auf den Feldherrnruhm des Reiches mit. In seinem Sinne war die Entfernung des letzteren von seinen Legionen nur der erste Schritt zu dem Sturze des trefflichen Kaisers, der gewiß schon beschlossen war, wenn auch der Kaiser über die Art, wie das zu erreichen sei, Bestimmtes noch nicht im Auge hatte. Bald nach Beendigung des letzten Feldzugs trafen wiederholte Schreiben des Kaisers bei dem Cäsar ein, welche letzteren maßten, nunmehr nach Rom zurückzukehren und den schon

79) Vergl. auch in Betreff der Seefahrten des Germanicus die gut geschriebenen, schwungvollen Briefe des Ritters C. Fedo Ubinovanus, die uns Seneca (Sonsor. l.) auswendig hat; vergl. Wernsdorff, Poet. Lat. Min. T. IV. p. l. p. 239 seq. Es ist ungenüß, welche der vier Fahren Peda besang; ist es derselbe Römische, der Tac. Ann. I. 60 als Reitergenosse erscheint, so kann er, da er als Augenzeuge zu sprechen scheint, wol nur einer der beiden Begleiter des Jahres 16 n. Chr. im Auge haben.

längst ihm zuerkannten Triumph zu feiern. Genug der Siege seien erschoten, Rom's Rache vollendet; er solle nun auch der Unfälle gedenken, die er erlitten; es sei besser, den Angriffslanck aufzugeben, zu der von ihm, dem Tiberius, einst mit Erfolg betriebenen Politik des „divide et impera“ den Germanen gegenüber zurückzukehren. Germanicus hat nur noch am ein Jahr Frist, um, wie er hoffte, den Krieg siegreich zu Ende führen zu können. Da trat Tiberius nachdrücklicher auf, indem er sich zugleich an das Ehrgefühl und die Bescheidenheit des Neffen wandte. Er trug ihm ein zweites Consulat an, aber mit der Bedingung, es in Rom anzutreten. Er fügte hinzu, „wenn ja noch am Rheine Krieg geführt werden mußte, so sollte er doch auch seinem (Adoptiv-) Bruder Drusus die Gelegenheit gönnen, Kriegsrühm und den Imperatorstitel zu erwerben.“ Der Cäsar erkannte, daß ihn Tiberius auf jeden Fall vom Rheine entfernen wollte; er fühlte durch alle freundlichen Worte und Formen den Reid und die Widrigkeit seines Chömis durch; aber er durfte dem so bestimmt ausgesprochenen Willen des Herrschers sich nicht widersetzen⁸¹⁾.

So verließ denn Germanicus im Frühlinge d. J. 770 d. St., 17 n. Chr., seine rheinischen Legionen aus immer. Der öffentliche Empfang, den ihm die Römer bei seiner Rückkehr nach der Hauptstadt bereiteten, war glänzend. Als er sich der Stadt näherte, da strömte ihm, wie es heißt, eine unermessliche Volksmenge, Männer und Frauen jedes Alters und Standes bis zum zwanzigsten Meilenstein (etwa vier tausend Meilen weit) entgegen, ihn jubelnd zu begrüßen. Die Prätorianer aber gingen soweit, daß — obwohl nur zwei ihrer Cohorten commandirt waren, den Cäsar feierlich einzuholen — sie insgesamt ihre Kasernen verließen, um den gefeierten Helden zu begrüßen⁸²⁾. Alles sah mit Enthousiasmus der Feier seines Triumphes entgegen. In der Freude über die Wiedergewinnung von zwei in der Varusschlacht verlorenen Legionsabtheilungen hatte man schon am Ausgange des Jahres 16 n. Chr. in Rom neben dem Tempel des Saturn einen Siegesbogen errichtet⁸³⁾. Der Triumph selbst ward am 26. Mai des Jahres 17 n. Chr. gehalten. Germanicus triumphirte, so hieß es, „über die Cherusker, Catten, Angriuarier und die übrigen Germanen bis zur Elbe.“ Am Zuge wurden viele vornehme Gesangene aufgeführt, besonders Cherusker oder Abkunft, Männer und Frauen mit ihren Kindern; darunter auch die unglückliche Teuseneda, mit ihrem noch nicht dreijährigen Söhnchen Thumelicus, den sie bald nach ihrer Gefangennehmung auf dem linken Rheinufer geboren hatte. Außerdem schaute man Beute von mancherlei Art, Rüstungen, Abbildungen der deutschen Berge und Flüsse, der blutigen Mordthaten u. dgl. m. Aber mehr noch als an diesem Gepränge widmete sich das römische Volk an der stattlichen Heilengestalt des Imperators selbst, den, umgeben von seinen fünf Kindern (es waren die drei überlebenden Söhne, und Agrippina und Drusilla,

die beiden Töchter, die [s. unten] dem Cäsar während der Feldzüge geboren worden waren), der prunkende Triumphwagen trug. Germanicus fand nach römischer Anschauung in dieser Stunde auf dem Höhepunkte menschlichen Glückes und seiner Feldherrnreihe. Der Jubel des Volkes war laut und unversiegt; aber ein tiefer Schatten fiel in den Augen der Weiterblickenden auf des Selben Zukunft bei dem Gedanken, wie in neuerer Zeit „die Liebe des römischen Volkes nur kurz und unheilvoll gewesen“ bei der Erinnerung an Drusus und Varenus, des Triumphtators Vater und Heime, die mitten aus blühendem, hoffnungsreichem Leben zum tiefsten Schmerze des römischen Volkes jäher Tod und geheimnißvolles Schicksal hinweggerissen hatte⁸⁴⁾. Tiberius that bei dieser Gelegenheit Vieles, um die Römer über seine wahre Gesinnung gegen Germanicus zu täuschen. Er beschenkte das Volk, zu Ehren des triumphalischen Festes, im Namen seines Neffen Mann für Mann mit 300 Sesterzien, und bestimmte sich selber dem Cäsar zum Collegen im Consulate des nächsten Jahres. Inzwischen das Alles nützte dem Kaiser Nichts; der richtige „Instinkt“ des Volkes war doch nicht zu betrogen, die Römer fühlten es deutlich heraus, daß er unter dem Scheine der Liebe und Huld⁸⁵⁾ ihrem Lieblinge den Untergang zu bereiten trachtete.

C. Die letzten Schicksale des Germanicus in Rom und im Oriente; von dem Mai des Jahres 17 n. Chr. bis zum October des Jahres 19 n. Chr. — Germanicus' Weiben in Rom war nicht von langer Dauer. Von seinem Leben in der Stadt erfahren wir nur wenig; (unter Anderem weißt er, wahrscheinlich am 1. August des Jahres 17 n. Chr.⁸⁶⁾ einen Tempel der Hoffnung, der im J. 31 v. Chr. (vergl. Dio 50, 10) abgebrannt war und seitdem in Ruinen gelegen hatte⁸⁷⁾). Das aber tritt klar zu Tage, daß er in Rom dem Kaiser fast ebenso gefährlich erschien, wie an der Spitze der germanischen Legionen. Am Hofe selbst war seine Stellung keineswegs angenehm. Abgesehen oder vielmehr in Folge von der Antipathie des Tiberius und der alten Eizna gegen den Germanicus, hatten sich Parteilungen gebildet, die sich an die Namen des edlen Cäsar und seines Adoptivbruders Drusus

84) Tac. Ann. II, 41. Strab. lib. VII. c. I. p. 291 seq. ed. Casaubon & c. Sueton. Calig. c. I. Velleg. Patere. II, 129. 2. 3. Euseb. Chron. No. 2033. Cassiodorus und nach ihm, wie es scheint, Drossius (VII. 4) setzen den Triumph schließlich um ein Jahr zu spät an, in das vierte (oder nach ihrer Rechnung eigentlich in das fünfte) Jahr des Tiberius. Die Codd. des Cassiodorus haben ferner „de Parthis“, wofür ohne Zweifel „de Catiis“ zu lesen ist; vergl. Galliger zu d. St. Zum Andenken an den Triumph wurden ferner Rängen geschlagen mit dem Bilde des auf der triumphalischen Ludwigsausschere Germanicus auf dem Avers, und mit dem Bilde der stehenden Germanicus im Kriegsgewand, der Inschrift: „Agnis Recept. Derivels. Germ. S. C.“ auf dem Avers; vergl. Eckhel, Doctrin. Numm. Vet. Vol. VI. p. 209 seq. J. Arneti, Synopsis Numm. Roman. quoniam in Mus. Caesar. Vindob. adscr. 1842. c. 46. 55) Tac. Ann. II, 42; cf. Velleg. Patere. II. l. c. 86) Vergl. Calendar. Capranic. Orelli, Inser. Vol. II. p. 396 und Foggini, Fastorum anni Rom. reliqu. p. 125. 87) Tac. Ann. II, 49.

knüpften. Nun lebten allerdings die beiden fürstlichen Brüder unter einander in wahrhaft musterhafter Eintracht; anders geartet wie sein Vater scheint Drusus (vergl. Tac. III, 2, 8; IV, 4. Zonar. XI, 2) dem Germanicus aufrichtig ergeben gewesen zu sein. Aber Dienerschaft, Freunde und namentlich die Frauen des fürstlichen Hauses waren in Partien zerfallen. Agrippina stand selbst mit des Drusus Gattin, der schönen, aber leidenschaftlichen Livia (Germanicus' Schwester, vergl. Tac. Ann. IV, 3), auf sehr gespanntem Fuße. Im Allgemeinen wandten sich, theils aus Widerwillen gegen Tiberius und sein Haus, theils aus wirklicher Neigung, auch am Hofe die Meisten dem Germanicus zu⁹⁰). Wir glauben wol, daß Germanicus lebhaft wünschte, aus der drückenden Luft zu Rom wieder auf einen Schauplatz zu kommen, wo er in freier Thätigkeit arbeiten konnte. Ihn zu entfernen — so zu entfernen, daß er für immer unschädlich werde, wider dem Kaiser, noch dem Interesse des Drusus mehr im Wege stehe — war aber auch des Tiberius Wunsch. Wie schon früher angedeutet worden, hatten sich die Angelegenheiten des römischen Reichs neuerdings vielfach verwickelt; sie boten einen bequemen Anlaß, dem gefährlichen Reffen in fernem Oegenden schwere Beschäftigungen zu ertheilen; ihn in Verhältnisse und Provinzen zu schicken, wo er (Tac. Ann. II, 5) „der Hinterrist und dem Zufalle“ vielfach Preis gegeben war.

Es waren nämlich damals beinahe gleichzeitig in Parthien und Armenien Thronstreitigkeiten ausgebrochen. In Parthien hatte (zu Ende des Jahres 15 oder zu Anfang des Jahres 16 n. Chr.) der Arsakide Artabanus den früheren Schlingling der Römer, Vonones, Phraates' Sohn, verjagt und die Herrschaft gewonnen. Vonones hatte dann in dem augenblicklich herrenlosen Armenien die königliche Würde erlangt, dann aber sich durch Artabanus auch hier bedroht gesehen. Der römische Statthalter von Syrien, Metellus Creticus Silanus, hatte, um einen Partheirieg zu vermeiden, statt Armenien gegen Artabanus zu schützen, den Vonones zu sich gelockt und hielt ihn (wahrscheinlich seit dem Herbst des Jahres 16 n. Chr.) in anständiger Haft. So war Armenien zur Zeit herrenlos, zwischen parthischem und römischem Einflusse getheilt⁹¹). Ferner waren vor Kurzem (ungewiß, ob noch im Jahre 16 oder was wahrscheinlicher ist, vergl. Dio 57, 17, erst zu Anfang des Jahres 17 n. Chr.) die Könige Archelaus von Kappadocien, Antiochus III. von Commagene, und Philopator II. von Cilicien (d. h. von einem kleinen Districte dieses Landes, am und im Gebirge Amanus; s. Marquardt a. a. D. I. Abth. S. 170) mit Tode abgegangen. Kappadocien sollte zur römischen Provinz gemacht werden; die Völker der beiden letzten kleinen Dynastien waren in Unruhe, indem ein Theil dieser Stämme die Vereinigung mit dem römischen Reiche, ein anderer die Fortdauer ihrer halben Selbstständigkeit wünschte. Endlich hatten noch neuerdings die von La-

fen erschöpften Provinzen Judaa und Syrien um Geleisirung ihrer Abgaben gebeten⁹²). Ueber alle diese Verhältnisse berichtete nun Tiberius im Senate und schloß damit, „daß bei seinem eignen Alter und bei der unraffen Jugend des Drusus nur des Germanicus Weisheit im Stande sei, die Unruhen im Oriente zu beschwichtigen, die Wirren zu lösen.“ Auf seinen Antrag ward daher durch Senatsbeschluß dem Germanicus das oberste Imperium über alle Provinzen des Reiches jenseits des Mittelmeeres übertragen. Der Cäsar sollte gegenüber dem parthischen und armenischen Thronstreitigkeiten Roms altes Schiedsrichteram zu Geltung, dann überhaupt die gesammten Angelegenheiten der römischen Provinzen im Morgenlande in Ordnung bringen. Dieser Auftrag war im höchsten Maße ehrenvoll⁹³), aber trotzdem vernunthete man schon sehr in Rom, der Kaiser begreife damit nur, dem Germanicus auf eine anständige Weise aus dem Wege zu schaffen (vergl. Tac. II, 42). Wenn irgend etwas, so unterstügte die Veränderung, welche Tiberius gleichzeitig in Betreff der kaiserlichen Statthalterchaft eintraten ließ, den Argwohn des römischen Volkes. Die Nachfolge, die man dem Cäsar ertüht hatte, war ungemein ausgedehnt. Germanicus war Vberstatthalter aller römischen Unterthanen- und Vasallenländer im Oriente. Seiner höheren Vollmacht wick das niedere Imperium aller dort gebietenden senatorischen, wie der kaiserlichen Statthalter; letztere wußten mit ihren Truppen die allgemeinen Anordnungen und militärischen Unternehmungen des Oberstatthalters nach dessen Ermessen unterstützen. Nun liegt es aber auf der Hand, daß trotz solcher Machtvollkommenheit für den Cäsar sehr viel auf die Stimmung der untergebenen Statthalter ankam, da sie trotz ihrer untergeordneten Stellung ihn je nach Umständen ebenso sehr fördern, wie hemmen und hinarbeiten konnten. Nach dieser Seite hin war namentlich das Verhältnis zu dem Statthalter von Syrien von großer Bedeutung für den Germanicus; denn einmal hand unter dessen Befehlen die bedeutendste römische Militärmacht im Oriente, und ferner begriff und begrenzte diese Provinz die Länder, welche den Schauplatz der damaligen Unruhen bildeten. Nun war bisher D. Cäcilius Metellus Creticus Silanus mit der Verwaltung von Syrien betraut gewesen; ein Mann, der mit Germanicus in naher Beziehung stand, indem seine Tochter mit Nero, des Cäsars ältestem Sohne verlobt war (diese Verbindung ging jedoch später wieder auseinander; s. Tac. III, 29). Indessen die frohen Hoffnungen, welche Germanicus auf ein gemeinsames Wirken mit diesem Mann setzen mochte, wurden bald vereitelt. Denn kaum mochte der Senat das Decret in Betreff des Cäsar ausgefertigt haben, so ward Silanus abgerufen und zu seinem Nachfolger Cneius Piso bestimmt. Dieser Mann (vergl. Dru- mann, Geschichte Roms. 2. Abt. S. 90 fg.), war ebenso verrufen als der brutalen Robheit seines Wesens, der

88) Tac. Ann. II, 43.

89) Bgl. Tac. Ann. II, 1—4. 56.

90) Tac. Ann. II, 42. 91) Tac. Ann. II, 43. Sueton. Calig. c. 1. Vellej. Patere. II, 129, 3 seq.

Wildheit seiner Gemüthung, wie wegen seiner Unknothmäßigkeit und seines anmaßenden Stolzes. Sein Selbstgefühl ward noch gehoben durch den alten Adel und Reichthum seiner Gemahlin Munatia Plautina (vergl. Drumann a. a. D. 4. Th. S. 213), einer Freundin der Livia Augusta. Kaum erkannte Piso sich für geringer, als den Tiberius; dessen Sohn und Neffen aber betrachtete er als tief unter sich stehend. Zu dieser Geistesrichtung, die ihn unter allen Umständen zu einem höchst unbehaglichen Gesellen des Cäsar gemacht hätte, kam aber noch, daß Piso der festen Ueberzeugung lebte, „er sei zum Statthalter von Syrien ernannt worden, um den Germanicus zu controliren, dessen eventuellen persönlichen Plänen entgegenzuwirken, ihm überhaupt seine Stellung nach Möglichkeit zu erschweren“⁹³). Wie weit Tiberius ihm Anlaß gegeben hat, seine Stellung in solcher Weise aufzulösen, ist kaum zu sagen; ich zweifle nicht, daß der Kaiser — in allen Künsten der Heuchelei und Intrigue vollendeter Meister — die Instruktionen des Piso, mündlich wie schriftlich, in so berechneter Weise abfaßte, daß ein Mann wie Piso Alles daraus entnehmen konnte, ohne daß der Herrscher dadurch compromittirt ward. Unzweifelhaft dagegen ist es, daß die Livia Augusta der Plautina die bestimmteweisung erteilte, der Agrippina, die auch diesmal mit dem Cassius (Tac. Ann. II, 75; III, 1. 2. Suet. Calig. c. 10) ihren Gatten begleitete, Kränkungen nach Weiderart zu bereiten“⁹⁴).

Germanicus verließ Rom“⁹⁵) noch vor Ende des Jahres 17 n. Chr.; er besuchte zunächst nach einer höchst stürmischen, gefahrvollen Ueberfahrt seinen (kurz vorher Tac. Ann. II, 44 nach Illyrium entflohenen) Adoptivbruder Drusus in Dalmatien. Von da begab er sich — zuerst auf dem Landwege durch das illyrische Küstenland, dann (wohl von Apollonia oder Dricum aus) zur See durch das ionische Meer — nach der berühmten Augusteolonie Nikopolis in der Provinz Achaja. Da seine Flotte auch auf der letzten Fahrt durch die winterlichen Stürme schwer gelitten hatte, so verwilste er, um sie ausbessern zu lassen, einige Tage zu Nikopolis. Hier trat er, zu Anfang des Jahres 17 d. St., 18. n. Chr., sein zweites Consulat an“⁹⁶), die Zeit der Rast benutzte er dann, um im Andenken an seine Vorfahren, Augustus und Antonius, den Schauplatz der Schlacht von Actium zu besuchen. Den Nikopolis segelte er weiter nach Athen; zugleich von Begeisterung und Liebe für hellenische Bildung und den Ruhm der alten Athener

erfüllt, wie von der edlen Absicht beseelt, den verbrieften Rechten der alten „freien und verbündeten“ Stadt in keiner Weise zu nahe zu treten (vergl. Sueton. Cafig. c. 3.), betrat er Athen in Begleitung nur eines Leiters, behandelte die Bürger überhaupt auf das Rücksichtsvollste. Das ward ihm denn von den Hellenen durch die ausgeführtesten Ehrenbezeugungen vergolten (vgl. unten Anmerk. 22). Von Athen reiste er über Euboea nach Lesbos, wo Agrippina ihr letztes Kind, Julia, gebar. Dann fuhr er durch den Hellespont, besuchte die Städte Perinthus und Byzanz, und fuhrte durch den Bosporus bis dahin, wo man in den Pontus Euxinus einfährt. Gefüllte ihn dabei die liebste Stadt der Gegend, die alten, geschichtlich merkwürdigen Orte kennen zu lernen, so beschäftigte er sich auf der andern Seite auf das Eifrigste mit dem Zustande der ihm untergebenen Provinzen. Ueberall war er darauf bedacht, innere Zwistigkeiten beizulegen, den Druck der römischen Beamten zu ermäßigen, ihren Greifungen und Ungerechtigkeiten zu steuern. Da der Plan, auf der Rückseite von der Propontis die Insel Samothrace und die merkwürdigen, dort einheimischen Mythen kennen zu lernen, durch widrige Winde vereitelt war, so besuchte Germanicus Ithium, angeblich die Wiege der römischen Nation, und segelte dann längs der Küste von Kleinasien bis nach Kolophon. Hier landete er, um das berühmte Orakel des Apollon von Klaros über sein Schicksal zu befragen. Man trug sich nachher mit der Sage, der Orakelpriester habe dem Cäsar in dunkeln Worten ein „frühzeitigen Ausgang“ gewissagt“⁹⁷). Bald hernach traf Germanicus mit dem Manne zusammen, der „des Orakels Erfüllung bot.“ Piso war auf seiner Reise nach Syrien einige Zeit nach dem Cäsar in Athen eingetroffen; schon hier begann er seine schöne und unverschämte Rolle gegen Germanicus zu spielen. Auch aus persönlichen Gründen der Stadt Athen verfeindet, machte er den Bürgern in harten Worten den glänzenden Empfang des Cäsar zum Vorwurfe, und schmähete in verhetzten Seitenstichen auch diesen, „wegen der übertriebenen Herablassung, mit der er, der Ehre des

93) Tac. Ann. II, 53, 54. Germanicus befohle, als er im folgenden Jahr 18 n. Chr. in Ägypten verweilte, auch das wunderliche Apotelesma (um sein Volk; wir es heißt, deutete auch der heilige Hieronimus nahe bevorstehende kühne Schicksale des edlen Cäsar an. Ann. II, 8. lib. VIII. c. 46 (71) ed. Sillig. Amian. XXII, 11. Es ist natürlich anzunehmen, daß diese verhängnisvolle Bedeutung erst nach des Germanicus Tode in die betreffenden Orakel gelegt wurde; erinnerte man doch nach dem Untergange des geliebten Fürsten sich Zeitens der Römer an eine Menge seltsamer Dinge, die man dann nachträglich als geheimnisvolle Vorzeichen und Verkündigungen des schmerzlichen Todesfalles angesehen hat. Vergl. Dio 57, 18. Seneca, Quaes. Nat. I, 1. Germanicus selbst scheint von dem Uberglauben seiner Zeit keineswegs frei gewesen zu sein; und wenn er wirklich, wie Plutarch (de Isidia et ordo. c. 3, p. 107, ed. Wyttenbach. Tom. III, part. I.) angibt, den Antioch, sowie das Köthen des Jahres nicht ertragen konnte, so lag dabei möglicherweise eine abergläubische Ansicht zu Grunde. Dagegen war es nur ein Beweis seines frommen Sinnes und seines hohen Interesses an der großen Vorzeit, wenn er überall, wo er Orakelstätten großer Männer betrat, ihren Namen feierliche Todtenopfer weihen. Sueton. Calig. c. 3.

92) Vergl. Sueton. Calig. c. 2: „nec dissimulus (Piso), offendendum sibi aut patrem aut filium.“ 93) Tac. Ann. II, 43, cf. 83; f. 54 a. a. D. 3. 4. Th. S. 25 ff. Vergl. auch Tac. Ann. II, 16 und Sueton. Tib. c. 52: „mandata — nisi a secretis obstant.“ und die Erklärung von Piso zu b. 94. 94) Der Name des Cäsar erscheint noch einmal vor seiner Abreise in den Orient bei Gelegenheit der Wahl eines Prätors; Tac. Ann. II, 51. 95) Eine Inschrift bei Orelli l. c. No. 3064, die sein zweites Consulat erwähnt, befand sich ihrem Inhalte zufolge auf einem von des Cassius Sohn der Stadt Rom dem Germanicus in jenem Jahre auf gemeinschaftliche Kosten errichteten Ehrenmal; vergl. Eckhel l. c. p. 190.

römischen Namens zuwider — nicht die Enkel der alten, großen Athener, sondern ein Gemischel verschiedener Nationen behandelt habe!“ Von Athen fuhr er durch die Kpladen nach der Insel Rhodus, wo er mit dem Germanicus in eigenthümlicher Weise zusammentraf. Ein Sturm, der sich plötzlich erhob, schürte das Schiff des Piso auf ein Felsenriff. Nun war Germanicus bereits davon unterrichtet, was er von Piso zu erwarten hatte. Trotzdem — obwohl er ruhig hätte zusehen, und dem Sturm die Vernichtung seines Feindes überlassen können — war er edel genug, Alles in Bewegung zu setzen, um dem Piso das Leben zu retten. Diese Großmuth ließ aber den rohen Legaten völlig gleichgültig; kaum daß er der gewöhnlichsten Höflichkeit zu Liebe Einen Tag in der Nähe seines Vorgesetzten aushielt. Sobald als möglich verließ er Rhodus und eilte, dem Cäsar voraus, nach Syrien, um daselbst durch seine Maßregeln dem Legaten jeden Schritt zu erschweren. Wir erfahren vom Tacitus, daß die Mittel, deren er sich dazu bediente, nicht minder verworfen waren, als der Treue. Vor Allem suchte er die Legionen für sich zu gewinnen. Nicht genug, daß er und sein Weib in der Provinz, wie bei den Truppen insame Gerüchte über seinen Vorgesetzten und dessen Gemahlin verbreiteten; daß Plancina, alles weiblichen Anstandes bar, den Übungen der Reiterei und den Musterungen der Soldaten beirathete, strebte Piso die Gunst der Soldaten durch Maßregeln zu erlangen, die selbst die Disciplin gefährdeten. Beschwerden und Schmeicheleien wurden nicht gespart; zuverlässige Officiere von ihrem Posten entfernt und durch Creaturen des Statthalters aus dem Abschäume des Lagers ersetzt; ja selbst die natürliche Trägheit der Masse, die Apathie der Gemeinen und ihre Raubsucht gegenüber den Provinzialen, ward in schimpflicher Weise begünstigt. Das geschah natürlich dem schlechteren Theile der Krieger annehmend; sie nannten den Piso „den Vater der Legionen!“ Selbst die Besseren schwankten; denn listigerweise ward das Gerücht verbreitet, „daß Alles geschehe unter dem Vorwissen und der Billigung des Kaisers.“⁹⁷⁾

Die Umtriebe seiner Feinde blieben dem Germanicus nicht unbekannt; inessen schien es ihm wichtiger, zunächst die Verhältnisse Armeniens zu ordnen, als den frechen Statthalter von Syrien in seine Schranken zu verweisen. Bei seiner Ankunft in Armenien fand er den Thron noch unbesetzt; die Gunst des Volkes aber, so vernahm er, neigte sich auf Jeno, einen Sohn des pontischen Königs Polemo. Unter diesen Umständen ertheilte der Cäsar diesem Fürsten, unter Zustimmung des armenischen Adels und dem Jubelrufe der Menge, in der Stadt Artaxata das königliche Diadem. Jeno feierte sich dann als König von Armenien den Namen Artaxias an. Es war ein Glück, daß diese Angelegenhei-

ten ohne Anwendung der Waffen entschieden werden konnten; denn Piso, der von Germanicus die Weisung erhalten hatte, einen Theil der syrischen Legionen entweder selber nach Armenien zu führen oder unter dem Commando seines Sohnes Marcus (vergl. Tac. Ann. II, 76. III, 16) dahin zu schicken, war in seinem unerschämten Trege dem Befehle nicht nachgekommen. Von Armenien aus begab sich der Cäsar nach Kappadocien und richtete dieses Land zur kaiserlichen Provinz ein; die Verwaltung des Landes ward dem Ritter (Die 57, 17) Quintus Varianus anvertraut. Eine Ermäßigung der bisher gezahlten Steuern sollte dem Volke die neue römische Herrschaft als mild empfunden⁹⁸⁾. Auch Commagene ward jetzt unter kaiserliche Verwaltung gestellt und erhielt den Quintus Servus zum ersten Statthalter⁹⁹⁾. So glücklich Germanicus bisher in Schlichtung der orientalischen Wirren gewesen war, so wenig konnte er sich dessen doch freuen, weil sein Verhältnis zu Piso immer gespannter wurde. Von Commagene aus hatte er sich gegen Syrien begeben und traf nun, wie es scheint gegen Ende des Jahres 18 n. Chr., zu Syrus (oder Cyrrhus) im Winterlager der zehnten Legion („Fretensis“, f. Marquardt a. a. D. 2. Abth. S. 353) zum ersten Male wieder seit der Begegnung zu Rhodus mit dem Statthalter von Syrien zusammen. Beide Männer brochanten Anfangs ein sehr gemessenes Benehmen gegen einander. Piso, obwohl seiner Schuld, seiner letzten Unbotmäßigkeit bewußt, wollte nicht furdstam, Germanicus, milde und um Vergessen angestrebter Beleidigungen geneigt, wie er war nicht drohend erscheinen. Allein ungeschickte und leidenschaftliche Freunde des Cäsar bemühten sich, Del ins Feuer zu gießen, indem sie das ohnehin schon unvergeßliche Verhalten des Piso mit den schwärzesten Farben ausmalten, die schwersten Schuldigungen auf den Statthalter, dessen Weib und Sohn häuften, und es dabei, wie Tacitus sagt, mit der Wahrheit keineswegs genau nahmen. So geschah es denn, daß eine Unterredung, die Germanicus endlich unter Zuziehung einiger Vertrauten mit dem Piso abhielt, den offenen Bruch herbeiführte; aus der Zusammenkunft, die sie mit geheimem Groll begannen, schieden die beiden Männer „mit offenem, unverbolhenem Haß.“ Seitdem dennoch sich Piso auch in den öffentlichen und geselligen Verhältnissen auf die verlegendste, schändeste Weise gegen seinen Vorgesetzten. Er erschien nur selten auf dem „Tribunal“ des Germanicus, und kam er ja einmal zu den Beratungen und gerichtlichen Sitzungen, so trat er

97) Tac. Ann. II, 55, 76, 80. cf. III, 13, 14. — Am meisten scheinen nach Tac. Ann. II, 79. 81 Piso's „Wählerinnen“ und insame Umtriebe bei der sechsten Legion („Fretensis“, f. Marquardt a. a. D. 2. Abth. S. 352) Erfolg gehabt zu haben, deren Standlager in der Nähe von Laodicea war.

98) Ciliciens Schicksal wird von Tacitus gar nicht erwähnt; inessen muß Germanicus auf irgend eine, uns weiter nicht bekannte, Weise die Quasifürstenthümer des Südens gesichert haben (vergl. Tac. Ann. II, 78), da es, wie wir später erfahren, nach manichfachen Schickseln erst unter Vespasian in 3. 73 n. Chr. zur römischen Provinz gemacht wurde. f. Marquardt a. a. D. 1. Abth. S. 174 ff. 99) Tac. Ann. II, 56, 57. Joseph. Ant. Jud. XVIII, 2, 3. Sueton. Calig. c. 1 (ed. E. Giese), wo übrigens irrtümlich erzählt wird, Germanicus habe „den König von Armenien besetzt.“ Die übrigen auf Kappadocien bezüglichen Stellen, in denen jedoch Germanicus nicht erwähnt wird, f. Marquardt S. 158.

trogig und mit dem Geiste störrischen Widerspruchs auf. Bei einem großen Gastmahle, welches der König oder Schrift der Nabatäer (des Hauptstammes im nördlichen Arabien) dem Germanicus zu Ehren gab, vergaß sich Piso so sehr, daß er — als man dem Cäsar und der Agrippina nach orientalischer Sitte große und schwere goldene Kränze überreichte, ihm dagegen und den Lebrigen kleinere und leichtere — seinen Kranz auf den Boden warf, mit dem bitteren Bemerkeln: „Nicht einem parthischen Königssohne, sondern einem römischen Fürstensohne (der nämlich nicht so hoch über seinen Würgen stehe, wie wol jener) werde dieses Gastmahl gegeben!“ Dazu fügte er noch manche unverschämte Entsaemen über die übertriebene Verschwendung (vergl. Tac. Ann. II, 78). Germanicus begnügte sich natürlich, dieser ungeschliffenen Tölperei nur mit seiner herrlichen Verachtung zu begegnen; indessen schonte er sich darnach, die Geschäfte beendigt zu sehen, deren Abwicklung ihm durch Piso's Ohnachten so sehr verleidet wurde. Von den Anordnungen, die er zur Verbesserung der Lage Syriens und Palästinas traf, ist uns nichts Näheres überliefert. Dagegen ward ihm das Glück, auch die Verhältnisse zu den Parthern ohne Anwendung militärischer Gewaltsmittel — was unter den bewandten Umständen höchst bedenklich gewesen wäre — ordnen zu können. König Artabanus nämlich ließ (noch vor dem Ausgange des Jahres 18 n. Chr.) durch eine Gesandtschaft dem Germanicus anbieten: „Er sei gewillt, das Freundschaftsbündniß mit den Römern zu erneuern; er wolle ferner, dem Germanicus zu Ehren, persönlich am Euphrat erscheinen, um ihm den Handschlag der Treue zu leisten. Dafür aber möge denn auch der Cäsar seinen Feind Ronones aus Syrien entfernen, damit demselben die Möglichkeit abgeschnitten werde, die parthischen Großen durch seine Intriguen zur Empörung zu reizen.“ Germanicus nahm diese Anträge mit Freuden auf; „in Sachen des Bündnisses zwischen Römern und Parthern antwortete er mit Würde, in Betreff der in Aussicht gestellten Anfunft Artaban's am Euphrat und der ihm, dem Cäsar, zugebenden Ehre mit Anstand und Bescheidenheit.“ Die Entfernung des Ronones aus Syrien wurde um so bereitwilliger zugestanden, als dieser Prätext durch verschiedene Gesandtschaften und Gesandte die Gunst der Plancia und des Piso gewonnen hatte; zum großen Verdruß des hochmüthigen Statthalter ward der junge parthische Prinz nach Pemptopolis, einer Seestadt in Cilicien, abgeführt *).

Mit dem Beginne des Jahres 772 d. St., 19 n. Chr., hatte Germanicus alle Geschäfte im Oriente erledigt, die ihm von dem Kaiser überwiesen waren. Er hätte jetzt nach Italien zurückkehren können; zu seinem Verderben that er das nicht, denn seine Mißbegierde, sein hohes Interesse an der Vergangenheit und ihren Denkmälern trieb ihn an, vor der Heimkehr erst noch eine Reise nach Aegypten, dem gesiechten Wunderlande der alten Welt, zu machen. Dies Unternehmen unter-

lag jedoch mancherlei Bedenklichkeiten. Die Aufträge des Germanicus begriffen die Obhut dieser Provinz nicht mit; dann aber bestand noch immer die einst aus kluger Politik vom Augustus erlassene Bestimmung, welche den Senatoren und der ersten Ritterklasse unterlagte, ohne specieller kaiserlicher Erlaubniß Aegypten zu betreten. Indessen lebte Germanicus des Glanbens, daß diese Verordnung auf ihn, den Vessen und Aegyptiophn des Herrschers, keine Anwendung leide. Nun war ferner um diese Zeit in Aegypten plötzlich eine furchtbare Hungersnoth ausgebrochen, welche schleunige und umfassende Maßregeln zur Abhilfe nöthig machte. Hier einzuschreiten, hielt der Cäsar sich für berufen; die Sorge für die schwer bedrängte Provinz diene ihm dann zum officiellen Vorwande für die Abreise nach Aegypten; sollte Liberius ja darüber großen, daß man seine Erlaubniß nicht zuvor eingeholt, so konnte man sich damit angemessen entschuldigen. So reiste denn Germanicus etwa zu Anfange des Frühlings 19 n. Chr. nach Alexandria, ohne zu ahnen, wie sehr er dadurch den mißtrauischen Theilm erzürnte. Dem herrschenden Nothstande machte er dadurch ein Ende, daß er die römischen Kornmagazine in Aegypten öffnen ließ und dadurch ein starkes Fallen der Getreidpreise herbeiführte. Gewann der Cäsar schon hierdurch die Gemüther der Aegyptier, so bezauerte er sie völlig durch liebevolles Eingehen auf ihre Gewohnheiten. Seine Lebensweise während seines Aufenthalts in Aegypten war die landesübliche; wenn er ausging, so geschah es ohne militärische Begleitung — in Sandalen und in griechischen Gewändern (vergl. H. d. a. D. 3. Abth. S. 34). Von Alexandria aus begab er sich nach der Stadt Canopus und fuhr nun, um die bewundernswürdigen Denkmäler der Vorzeit dieses Landes kennen zu lernen, von hier aus in Begleitung seiner Gemahlin den Nil hinauf. Die merkwürdigen Anstalten zur Demärfung des Landes, die Anlagen des Mörissees, das Labyrinth, vor Allem die Pyramiden — die unvergänglichen Denkmäler der Despotenmacht und Vauust der alten Pharaonen — die übrigens schon damals durch große Kassen von Flugfahnen schwer zugänglich geworden waren, wurden mit dem höchsten Interesse besucht. So kam Germanicus endlich zu den mächtigen Ruinen des „hundertthorigen“ Thebens; hier ließ er sich von den Priestern aus den hieroglyphischen Inschriften der noch erhaltenen kolossalen Trümmer von der verschwundenen Größe und Herrlichkeit der uralten Pharaonen berichten; hier auch vernahm er den wunderbaren, geheimnißvollen „Gesang“ der Memnonssäule. Von Theben aus besuchte der Cäsar dann noch Elphantine und die Nilfatarakten bei Syene — damals die äußersten Grenzpunkte des römischen Reichs im Südosten von Afrika — um darauf wieder nach Alexandria zurückzukehren. Germanicus mochte den Lenz und den größten Theil des Sommers 19 n. Chr. in so genußreicher Weise in Aegypten zugebracht haben; es war die letzte Freude seines Lebens. Vielleicht schon bei seiner Rückkehr nach Alexandria erhielt er, öffentlich oder im Geheimen, eine höchst verdrießliche Nachricht aus Rom. Liberius

1) Tac. Ann. II, 57. 58.

nämlich war über die ägyptische Reise seines Vessens in den größten Zorn gerauscht. Offenlich im Senate brachte er sie zur Sprache, und während er des Vessens Kleidung und sonstiges Verhalten mit gelindem Worten rügte, ergoß er sich in den heftigsten Tadel wegen des Verstoßes gegen die Verordnung Augustus'. Der Schmerz des Cäsar über diesen neuen Ausbruch der mißtrauischen und geschäftigen Gefinnung des Cicerus wurde wol kaum durch die Kunde beschwichigt, daß der Senat ihm wegen der glücklichen Schlichtung der armenischen Unruhen die Ehre der Deation zuerkannt hatte*) — die letzte Ehre, die Rom dem lebenden Germanicus bot! Lebensfalls setzte der Cäsar ohne weiteren Aufenthalt von Alexandrien nach Syrien zurück, wo ihn neue Kränkungen erwarteten').

Piso hatte nämlich während des Germanicus Abwesens alle Anordnungen, welche von dem Letzteren für die Legionen und die Städte in Syrien getroffen waren, aufgehoben oder ganz gegen des Cäsars Absicht geändert; auch gegen die Anbänger und Klienten seines Vergesetzten hatte er sich Placereien und Gewaltthaten erlaubt. Als nun Germanicus, etwa beim Beginn des Herbstes 19 n. Chr., wieder in Syrien eintraf, so gab es natürlich deshalb zwischen ihm und dem Statthalter die heftigsten Austritte. In Folge davon beschloß Piso bereits, Syrien zu verlassen; da er krankte Germanicus plötzlich zu Antiochia (dem Sitz der römischen Verwaltung Syriens), wie es scheint, nach einem Gastmahl, bei dem auch der Legat zugegen gewesen war''), und nun verschob Piso seine Abreise. Mit welchen Hoffnungen und Gefinnungen der Statthalter in Syrien blieb, das zeigte sich bald. Nicht nur, daß er fortfuhr, auch den kranken Cäsar durch verleumdende Worte zu beleidigen, so ließ er sich bald nachher eine Handlung von gradezu empörender Heßheit zu Schulden kommen. Die Krankheit des Germanicus nämlich nahm, so schien es, einen günstigen Verlauf; das Volk von Antiochia, dessen Liebe, wie die aller unbefangenen Menschen, der edle Fürstenthum trotz aller Intrigen Pisos in hohem Maße gewonnen hatte, veranstaltete ein Fest, um den Göttern für den Schutz zu danken, den sie dem edlen Cäsar bisher gewährt, und zugleich seine völlige Genesung zu erheben. Das vernahm Piso; sofort schickte er seine Lieto-

ren ab und ließ die Opferrhiere, die priesterlichen Aufzüge und das festlich geschmückte Volk durch die rohm Schergen auseinanderreiben! — Die Hoffnungen der Antiochener sollten nicht erfüllt werden; vielmals in Folge der zornigen Aufregung über die Robtheit des Legaten verschlimmerte sich der Zustand des Germanicus wieder. Die Krankheit nahm bald einen so heftigen und bedenklichen Charakter an, daß der Cäsar glaubte, vom Piso vergiftet zu sein; ein Umstand, der seinen Lebensmuth immer tiefer herabsank. Daß dem schürstlichen Statthalter und dessen Weibe das Schlimmste zuzutragen war, erkannte man, als man um diese Zeit unter dem Fußboden und in den Wänden der Gemächer, die Germanicus bewohnte, Reste menschlicher Körper, bleierne Tafeln, auf welche Zauberformeln, Verwünschungen und des Germanicus Namen eingegraben waren, halbverbrannte und mit Gaudr bestickene Menschenknochen und andere schändliche Anstalten auffand, womit der fanatische Aberglaube jenes Zeitalters die Seelen den unterirdischen Mächten zu weihen pflegte. Piso selbst hatte sich inzwischen nach der benachbarten Küstenstadt Seleucia begeben und erwartete den Verlauf der Krankheit; Boten gingen hin und her, um ihn über den Stand der Dinge in Antiochia in Kenntniß zu erhalten').

Tief empört über die letzten Entdeckungen, zugleich in banger Verfürniss um das künftige Schicksal seiner Familie, setzte Germanicus ein Schreiben an Piso auf, kündigte ihm nach Sitte der Vorfahren die Freundschaft förmlich auf, und befohl ihm, Syrien ohne Weiteres zu verlassen. Piso schiffte sich allerdings sogleich ein, ließ aber nur langsam fahren, damit er ohne großen Zeitverlust wieder zurückkehren könne, wenn der mit Sicherheit zu erwartende Tod seines Feindes ihm Syrien wieder öffne. Germanicus dagegen (der vielmals in Folge der erwähnten Entdeckungen um diese Zeit von Antiochia nach dem benachbarten, kaum fünf Meilen gen Süden entfernten Daphne oder Epidaphne übersiedelte''), in dessen reizenden Gärten und Häusern er zu genesen hoffte) schöpfte nach Pisos Abreise für einige Augenblicke wieder neue Lebenshoffnung. Sie erwies sich als trügerisch; bald fühlte er die Nähe des Todes. Da versammelte er seine Freunde und Hausgenossen um sein Schmerzenslager, gebot ihnen, „nicht durch unnüßz Klage und Trauer ihn ehren zu wollen, sondern seinen Tod zu rächen und vor dem Senate gegen Piso und Plancina die Strafe der Geseße aufzurufen und sich der Agrippina und seiner sechs Kinder anzunehmen.“ Tief gerührt ergriffen die Umstehenden des Sterbenden Hand und schworen ihm zu, eber den Geist, als die Nachr aufgeben zu wollen. Die letzten Lebensäußerungen des Unglücklichen gehörten der treuen Gattin.

2) Diese Ehre wurde gleichzeitig seinem Adoptivbruder Drusus zu Arel, weil er (im J. 19 n. Chr.) den völligen Zerstör des Neronenmonumentes Verleumdung herbeigeführt hatte. Zugleich wurden auf Veranlassung des Senates auf beiden Seiten des Tempels des Mars Ulter zu Ehren der beiden fürstlichen Brüder Ergehbeeren errichtet und mit den Bildnissen derselben geschmückt. Tac. Ann. II, 64. 3) Tac. Ann. II, 59—62. 4) Sueton. Tib. c. 52. Nach einer Angabe bei Plutarch a. a. O. 2. Abth. S. 352 f. sollte ich hier noch mit, daß nach einer Vermuthung des P. Signer (comm. quolibetque numeris insignes legiones inde ab Augusto neq. principatum in Oriente tendere. p. 71) Germanicus damals die griechische Region „Fulminata“, die jetzweil in Aegypten stand, aus diesem Lande nach Syrien führte. 4) Ich schließe dies aus dem Umstande, daß nachmals in Pisos Proceß die Anklage erhoben wurde, der Letztere habe den Cäsar bei einem Gastmahl vergiftet. Tac. Ann. III, 14.

5) Tac. Ann. II, 60; III, 13. 6) Sueton. Calig. c. 2. 3. Dio 57, 15. Zonar. XI, 2. 7) Ich will jedoch nicht verschweigen, daß nach der ganzen Darstellung der letzten Schicksale des Germanicus, wie wir sie namentlich bei Tacitus finden, es durchaus nicht unmöglich ist, daß der Cäsar gleich nach seiner Rückkehr aus Aegypten seinen Sitz zu Daphne ausschlug und hier auch erkrankte.

zu Agrippina gewandt, hat und beschwor er dieselbe bei dem Gedanken an ihn selbst, bei ihren gemeinschaftlichen Kindern, „ihren hochschätzenden Sinn abzulegen, vor den Schlägen des Schicksals sich zu beugen und nach ihrer Rückkehr nach Rom nicht durch eifersüchtiges Streben nach der Herrschaft „„die Mächtigeren““ zu reizen!“ Dieses sprach er laut; noch Anderes, so erzählt Tacitus, redete er heimlich mit ihr — wie man vermuthete, Besorgnisse und Warnungen vor Tiberius. Nicht lange nachher hauchte er seine edle Seele aus; am 9. Dec. des Jahres 772 d. St., 19 n. Chr.), verschied Germanicus zu Epidaphne, nachdem er nur erst wenige Wochen zuvor sein 34. Lebensjahr angetreten hatte“).

Bei diesem jammervollen Ende des lebenswürdigen Cäsar kommen wir von selbst zu der Frage, welche Veranlassung es denn in Wahrheit mit seinem Tode gehabt hat? Der sterbende Germanicus selbst, wie wir oben sahen, glaubte von Piso und Plancia vergiftet zu sein; nach seiner Uebersetzung — so scheint es fast — auf Anstiften seiner blutbedeckten Großmutter Livia⁷⁾. Seine Umgebung sah in Piso den nicht mehr zweifelhaften Mörder⁸⁾. In Rom war man allenthalben der Meinung, der Cäsar sei auf Veranlassung des Tiberius — oder auch des Kaisers und seiner Mutter — durch Piso aus dem Wege geräumt worden; ein Glaube, der auch — selbst der unparteiisch abwägende Tacitus kann sich dessen nicht erwehren — bei den Schriftstellern, welche die Geschichte dieser Zeit beschrieben haben, ununterbrochen vorherrscht⁹⁾. Und dennoch ist, wie schon Tacitus sagt, Nichts schwieriger, als den wahren Thatbestand zu ermitteln; schon zur Zeit des großen Geschichtschreibers liefen so viele verschiednartige Gerüchte und Sagen über des Cäsars Tod und die Mischthun des Hofes um — zum großen Theil wol von jorinem Hass gegen den Tiberius gefärbt, — daß Tacitus (vergl. Tac. Ann. III, 19) überall nur mit der größten Vorsicht sich auszusprechen wagt. Offiziell, juristisch, das ist nicht zu leugnen, ist die Vergiftung nicht erwiesen worden. Der Verdacht des Giftmordes sollte allerdings nach der damals herrschenden Ansicht durch Erscheinungen, die so wol an dem Sterbenden, wie an dem Leichname hervorgetreten wären, bekämpft sein. Allein von diesen Merkmalen geben einige keinen genügenden Beweis, während andere in den Bereich des damals herrschenden Aberglaub-

bens fallen, auch nicht zweifellos feststehen¹⁰⁾. Die nachmalig in dem gegen Piso eingeleiteten Prozesse (dessen wir noch in der Kürze unten zu gedenken haben) von der Anklage aufgestellte Behauptung, Piso habe bei einem Gastmahl (s. oben) eigenhändig die Speisen des Germanicus vergiftet, konnte gleichfalls nicht bewiesen werden¹¹⁾. Aber wenn auch der juristische Beweis gegen Piso und Plancia in Sachen der Vergiftung nicht geführt werden konnte, so berechtigt doch das ganze Verhalten des Legaten und seines schändlichen Weibes gegenüber dem Germanicus zu dem schlimmsten Verdachte. Selbst wenn die Krankheit des Cäsar nur ein einfaches nervöses Fieber gewesen wäre, so müßte schon die Rohheit (s. oben) als verbrechenhaft erscheinen, mit welcher Piso durch seine brutale Behandlung der opfernden Stoiherer die Aufregung, den vergehenden Gram seines kranken Vorgesetzten zu reizen, ohne allen Zweifel bemüht war. Nun aber dachte man, daß Germanicus in demselben Augenblicke erkrankte, wo Piso ihm gegenüber sich so zu sagen „unmöglich“ gemacht hatte; man denke daran, wie der Legat, bei gesteigerter Krankheit des Cäsar, in Seleucia förmlich auf der Lauer liegt; man denke an die verurtheilte Todesweibe, die mindestens ein furchtbares Licht auf den rohen, sanftmüthigen Haß des Legaten gegen seinen Chef wirft. Es kommt dazu, daß Piso, wie wir sahen, endlich nur in sehr langsamer Fahrt Syriens Küsten verläßt, um schnell wieder bei der Hand zu sein; man ist fast versucht, zu vermuthen, daß er recht gut wußte, wann n. des Cäsars Tod ihm Syrien wieder öffnen würde. Dazu nehme man die unanständige Freude, die schamlose Frechheit, die der Legat und Plancia auf die Kunde von Germanicus' Tod an den Tag legten¹²⁾, und noch mehr die ebenso verdächtige, wie unziemliche Freundschaft, die Plancia während ihres Aufenthaltes im Orient mit der Martina, der verurtheilten Giftmischerin in Syrien, gepflogen hatte¹³⁾. Es war aber mehr als verdächtig, daß dieselbe Martina, als sie nach des Germanicus Tode von den Freunden des Verstorbenen verhaftet und Befehl des gegen Piso einzuleitenden Processes nach Italien geschickt wurde, auf dieser Reise plötzlich zu Brundisium starb (wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 20 n. Chr.), und das unter Umständen, die auf geheimnißvollen Mord schließen ließen¹⁴⁾. Alle diese Umstände machen es mindestens höchst wahrscheinlich, daß dem Germanicus der Tod durch eine schändliche Intrigue des Statthalters und dessen Gattin bereitet ward; das eigentliche Verbrechen mag, wenn ein solches verübt worden, hauptsächlich der Plancia na zur Last fallen¹⁵⁾. Nun aber liegt es auf der Hand, daß

7) Vgl. den Anfang dieses Aufsatzes Anmerk. 4. Calend. Antiat. Orelli, Inser. Lat. vol. II. p. 401; cf. Vetus calend. bei Fast. Praen. Inscr., ed. Foggini p. 114. 131. 8) Tac. Ann. II, 70—72. 83. Sueton. Tiber. c. 39. Calig. c. 1. 3. Dio 57, 18. Zonar. XI, 2. Joseph. Ant. Jud. XVIII, 2; cf. Senec. Consolat. ad Marciam. c. 15. 9) Vgl. Tac. Ann. II, 69 u. 71. Den am letzten Orte gebrauchten Ausdruck: „superatim muliebri fraude occidit“, glaube ich nicht minder auf Livia beziehen zu können, als auf Plancia, resp. Martina (s. unten), Tac. Ann. II, 74; III, 7. Hat den Worten „reformati patri sec.“ geht dagegen hervor, daß Germanicus dem Kaiser selbst die Schuld seines Todes nicht beimaß. 10) Tac. Ann. II, 73; III, 13. 11) Vgl. Tac. Ann. II, 92; III, 11. 14. 16. 17; VI, 26. Sueton. Tiber. c. 52. Calig. c. 1. 2. Dio 57, 18. Zonar. XI, 2.

12) Tac. Ann. II, 73. Sueton. Calig. c. 1. Zonar. XI, 2. Plin. H. N. XI, 37 (71). 13) Tac. Ann. III, 14. 14) Tac. Ann. II, 75. cf. 79. 15) Tac. Ann. II, 74. 16) Tac. Ann. II, 74; III, 7. 17) Man könnte zu Piso's Gunsten vielleicht die oben besprochene Todesweise anführen und müßte dann, er würde schwerlich den Cäsar noch durch Ausreizen verurtheilt haben, wenn er ihn schon durch sein Gift dem Tode sicher verfallen gewußt hätte. Dagegen ist aber zu sagen, daß der sanftmüthige Aberglaube jener Zeit die Wirkung des Giftes durch solche Baubmittel zu sichern meinte, und daß Piso's Haß in seiner Wild-

trag ihres leidenschaftlichen Hasses Piso und Plancina auf seine Weise es wagen konnten, sich ohne höhere Autorisation an dem Leben ihres künftigen Vorgesetzten zu vergreifen. Da reichen denn alle Vermuthungen aller wie neuer Zeit hinauf nach der Hebung des Kaisers und seiner schrecklichen Mutter. Da der Briefwechsel zwischen Piso und Liborius und zwischen Plancina und Livia niemals veröffentlicht wurde¹⁸⁾, so war und ist über diesen Punkt volle Klarheit nicht zu erlangen. Ich möchte hier dasselbe annehmen, wie oben bei Gelegenheit der Instruktionen des Piso für seine Provinzialverwaltung. Liborius kann unmöglich durch offenen Mordbefehl sich compromittirt haben; aber sicherlich von dem Wunsche befezt, — mindestens nicht unzufrieden, wenn der Lebensfaden des verhassten und gefürchteten Ressen durch eine geschickte Hand verkürzt ward, warf er vielleicht mündlich oder schriftlich ein vieldeutiges Wort hin, welches — ohne ihn selbst ernsthaft zu compromittiren — von dem „treuen“ (*Tac. Ann. III, 16*) Piso nur zu gut verstanden werden mochte¹⁹⁾. Alles Weitere konnte der Fürk dann getrost dem immer gläubiger auflehnenden Haffe des Legaten gegen Germanicus — und der Livia überlassen. Diese mag sich dann ohne großes Bedenken, wie schon von Born herein (vergl. oben und *Tac. Ann. II, 43, III, 10*), gegen ihre Vertraute Plancina offen ausgelassen haben. Daß übrigens auch Piso mit der Kaiserin-Mutter in geheimem Einverständnisse sich befand, das war unter den näheren Freunden des Piso wohlbekannt, ward von ihnen sogar offen ausgesprochen²⁰⁾. Auf alle Fälle erlag der edle Germanicus der Lüste und Hinterlist derer, die ihm durch Geburt am nächsten standen; es war in demselben Jahre, wo sein Oheim und Adoptivvater Liborius den schändlichen Antrag des Gattenfürsten Edgandertrius, den Armin, den Germanicus früherer beschütziger Gegner, „ermorden zu wollen, wenn man ihn von Rom Gift schickte,“ mit stolzer Verachtung zurückwies²¹⁾.

Der Tod des Germanicus erregte nicht nur bei seinen Freunden, sondern auch in der ganzen Provinz Syrien, bei allen bundesgenössischen und Rom befreundeten als Berechnungen übertrug; man drhte nur an seine Zulebende nach dem Tode des Kaisers. Die Worte des Domitian (Piso's Vertrauten), *Tac. Ann. II, 77*, sprechen eher gegen als für Piso. Und wenn letzterer endlich noch in der Schweiz, die er unmittelbar vor seinem Tode aufsuchte (*Tac. Ann. III, 16*), seine Unschuld — doch wol an dem Tode des Germanicus — behauptete, so wollen wir allerdings nicht beschuldigen, er sei mit einer offensbaren Lüge aus der Welt gegangen. Er hat vielleicht nicht selbst das Gift gemischt oder gradezu zu mischen befohlen, wol aber konnte er bei einem Verbrecher Mittläufer gewesen sein, dessen Ausführung er wohlwillingen Händchen überließ. Dies möchte man um so eher annehmen, als vielfache Spuren darauf führen, daß die geheimen Instruktionen von Rom hauptsächlich durch Plancina's Hände gingen; Piso aber (vergl. unten) hat seinen Proceß seine Gattin weichen gelassen, sobald Plancina, durch deren Mißthat und Aufbruch er dem trübsamen Borne der Rümer zu entgehen wollte, ihre Gattin von der ihres Gatten getrennt hatte. Vergl. *Tac. Ann. II, 69; III, 15, 17, 18; VI, 96*.

18) *Tac. Ann. III, 14, 16.* 19) *Sueton. Tiber. c. 52.*
Calig. c. 2. 20) *Tac. Ann. II, 77, 82; VI, 96; cf. III, 15, 17, 18.* 21) *Tac. Ann. II, 98.*

beten Völkern und Fürsten des Orients, mit denen der Gäsar in Berührung gekommen war, den tiefsten Schmerz. Nun kam es zu Tage, welche Liebe und Hochachtung ihm — trotz aller Ränke des Piso und seiner Kreaturen — seine Milde und Freundlichkeit, sein edelmüthiges, wie billiges und humanes Verhalten in den weitesten Kreisen erworben hatte. Am tiefsten von den Fremden betrauerte ihn König Artabanus von Parthien; in Daphne und Antiochia gab man sich am Todestage des Gäsar den wildsten Ausbrüchen der Verzweiflung, ja selbst des Jornes gegen die Götter hin²²⁾. Der Erbknam des Germanicus wurde auf dem Forum von Antiochia öffentlich aufgestellt, dann auf demselben Platze verbrannt und bekräftigt. Das Leichenbegängnis war, als in der Provinz statt habend — (die eigentliche Leichenfeier war Rom vorbehalten) — einfach und ohne äußern Glanz, „ohne Ehrenbilder und Gepränge.“ Den schönsten Schmuck bot dafür die aufrichtige Trauer und das ungeheuerliche Lob der anwesenden Römer und der Provinzialen. Man verglich den edlen Todten gern mit Alexander dem Großen, mit dem er im Aeußern, in Schicksalen, Thaten, in frühem Tode und selbst wegen des Landes, wo er starb, so vielfache Ähnlichkeit bot. Und sei er auch nicht, so hieß es, wie der Heidensohn Philipp's, als Weltverberr in das Morgenland gekommen, so sei er dafür ein weit besserer Mensch gewesen. Einfach und schlicht, würdevoll und ernst, in Gemüthen mächtig, ein ausgezeichneter Gatte und Vater, habe er jenen an Ehrenadel weit übertroffen. Als Feldherr sei er übrigens wol ebenso tapfer gewesen, würde er wol in Germanien Ähnliches ausgeführt haben, wie Alexander in Persien und Indien, wenn er unabhängiger Alleinherrscher und nicht bei allen seinen Plänen stets gehindert gewesen wäre!²³⁾.

In Rom war der Schmerz über die Vorfälle in Antiochia noch heftiger, die allgemeine Aufregung noch lebhafter und nachhaltiger, als in den orientalischen Provinzen. Schon als die Nachricht von der bedenklichen Erkrankung des Germanicus eintraf, erfüllten nur zwei Gefühle die ganze Stadt — „Schmerz und Jorn.“ Laut klagte man über Liborius und Livia, die sich des Piso und der Plancina nur als Werkzeuge bedient, den Gäsar nur darum in entfernte Provinzen geschickt hätten, um ihn dort unermittelt aus dem Wege räumen zu können. „Jetzt gehe es dem Germanicus, wie einst seinem

22) *Tac. Ann. II, 72. Sueton. Calig. c. 5. cf. Dio 57, 18. Zonar. XI, 2.* Die Beschreibung, die Germanicus in den Provinzen genoss, ist unter Anderem auch durch die Königen verschiedener Städte und Colonien bezeugt, aus denen sein Name und Bild erscheint. Von den Königen griechischer Städte sind zwei der Stadt Sardes merkwürdig, die ihm und seinem Vordrüber Drusus zu Ehren genügt wurden, und aus denen eine die Inschrift lautet: „*Ἰπποκράτης Τυραννιστῆς Ἑλληνιστῆς. Νέας Σαλαμῆνης.*“ Vergl. Eckhel. Doctr. Numm. Vet. Vol. VI, p. 210 u. s. Ein König Dynastis-Camace, auf welchem man Agrippina als Erbt und neben ihr Germanicus erkennen will, wird als ein Denkmal der Unmöglichkeit der Ethener (vergl. oben) betrachtet; s. Moepers, Icon. Romaines I. c. p. 135 und Pl. XXIV^o. No. 3. 23) *Tac. Ann. II, 43. cf. III, 12 und Zonar. I. c.*

Vater Drusus; auch er sei zu sehr ein Freund des Volkes, denke zu viel, zu ernstlich daran, die Freiheit wiederherzustellen. Allen gleiche Rechte zu verleihen; das misfalle dem Fürsten!“ Und als nun endlich die Trauerkunde vom dem wirklich erfolgten Ableben des Germanicus in Rom ankam, da bot die Hauptstadt der Welt ein Schauspiel ganz eigener, kaum jemals gesehener Art dar. Noch ehe irgend eine obrigkeitliche Bekanntmachung erschienen, irgend ein Senatsbeschluss erfolgt war, fing man an, allgemeine Landsträucher (die sogenannten Trauerferien) zu begeben. Man verließ die Marktplätze, die Gassen standen verödet, Häuser und Läden wurden geschlossen. Überall lautlose Stille; man hörte nur Seufzer, sah nur Thränen. Man verschmähte es, seinen Schmerz prunkend zur Schau zu tragen; wol sah man auch äußere Zeichen der Trauer, doch tiefer haftete der Kummer in den Gemüthern. Da verbreitete sich auf einmal eines Abends das Gerücht, der vielbetrauerte Liebhaber der Nation lebe noch, ja seine Gefangenschaft sei zu hoffen. Kaufleute, die zu der Zeit aus Syrien abgereist waren, wo noch nicht Alles verloren schien, hatten solche Worte leichtsin aus gesprochen; sie bereiteten dem armen Römervolke eine bittere Täuschung. Denn wie ein Lauffeuer drang während der Nacht die frohe Kunde durch das ganze weite Rom; schnell füllten sich Straßen und Plätze, man stürmt mit Fackeln und Feyerlich nach dem Capitol und andern Tempeln, erbricht ihre Pforten, man bringt die Nacht mit Dankgebeten und Gebeten zu. Und allenthalben erkönt der Freudenschrei: „Rom ist gerettet, das Vaterland ist gerettet, Germanicus ist gerettet!“ Liberius aber, der — wie seine Mutter voll heimlicher Freude (vergl. Tac. Ann. IV, 1) über den Fall des verhafteten Kessens, in seiner Hofburg „im Verborgenen trauerte“ — ließ dem Jubel freien Lauf, der ihm nicht schaden konnte. Bald auch folgte für das Volk die Enttäuschung — sie steigerte nur den Schmerz der Römer um den theuren Todten, der ihnen nun zum zweiten Male entrisen schien“). Nun suchten die verschiedenen Stände einen traurigen Trost darin, mannichfaltige und unerhörte Gedenkbezeugungen zu erfinden und zu beschließen, um wenigstens das Andenken an den Germanicus zu verewigen. Es erfolgte ein Senatsbeschluss, durch welchen Folgendes verordnet ward“): „dem Germanicus sollen drei Triumphbogen errichtet werden, und zwar einer zu Rom (außer dem hier bereits — s. oben — vorhandenen), ein anderer am Rheine, ein dritter auf dem syrischen Gebirge Amanus, mit einer Inschrift, welche seine Thaten verkündet und besagt, daß er für den Staat gekornt ist. Zu Antiochien auf dem

Forum, wo der Leichnam verbrannt worden, soll ihm ein Grabmonument; zu Epiphanyne, wo der Cäsar gestorben, ein Todtenhügel gesetzt werden. Sein Brustbild („Relief en médaillon“) wird unter die der berühmten Redner und Schriftsteller in der Curie (vergl. Höf. a. a. D. S. 39) eingebracht.“ Endlich aber, und das war von noch höherer Bedeutung, ward verordnet, „des Germanicus Name solle im Salarischen Spiele verberlicht; sein curulischer Sitz, mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt, an den Platz der (vergl. oben) Augustusischen Priester gestellt, und sein Bildniß aus Eisen bei den Circusspielen vorgeführt werden.“ Obwohl so der Senat mit seinen Beschlüssen fast bis zur Vergötterung stieg, so fand es Liberius doch angemessen, keinen Widerpruch zu erheben. Der Ritterstand benannte ein Geschwader, welches vorher das „Junische“ genannt wurde, mit des Germanicus Namen und verordnete, daß bei dem jährlichen großen Paradezuge der Ritter am 15. Juli sein Bildniß den Geschwadern vorangetragen werden sollte. Die meisten dieser Verordnungen waren noch zu Tacitus' Zeiten in voller Kraft; doch nicht bloß durch solche Ehren ward die Erinnerung an Germanicus noch erhalten, sondern auch durch die zahllosen Bildsäulen, die man ihm in der ersten Zeit nach seinem Tode allenthalben setzte“).

Die Trauer der Römer dauerte mehrere Monate hindurch; selbst die Saturnalien vermochten nicht, die trübe Phylogonomie der Stadt wesentlich zu erheitern“). Indessen wurde doch allmählich die Zeit auch in diesem Falle ihre beruhigende Kraft geltend gemacht haben — da gab die Ankunft der Asche des Germanicus in Italien dem Schmerze der Römer neues Leben, neue Leidenschaft. Die unglückliche Agrippina nämlich hatte gleich nach der Verbrennung der Leiche ihres Vaters seine Asche gesammelt, und dann — nicht minder von dem glühenden Wunsch, in Rom für ihren gemordeten Gatten Rache zu fordern, wie von tiefem Grame erfüllt — unbekümmert um ihre körperliche Erschöpfung und um die drohenden winterlichen Stürme, mit der Todttrurne und ihren beiden Kindern die beschwerliche Gerechtigkeit von Syrien nach Italien angetreten. Auf's Neue betraßt und erregt durch eine Begegnung mit dem Geschwader des (s. unten) auf die Kunde von Germanicus' Tode wieder gen Syrien steuernden Piso (in den syrisch-pamphylischen Gewässern, gelangte sie, wie es scheint, zu Anfang des Jahres 773 d. St., 20 n. Chr., nach der Insel Coepre“). Während sie sich hier einige Tage der Ruhe gönnt, setzt die Nachricht von ihrer bevorstehenden Ankunft Italien in Bewegung. Wer dem edlen Cäsar besondern oder vertraut gewesen war; alte Soldaten, die unter ihm gedient hatten; dazu auch Viele aus den benachbarten Municipien, theils von der allgemeinen Theilnahme hingerissen, theils selbst in dem Glauben, den Kaiser dadurch zu ehren — sie Alle strö-

24) Tac. Ann. II, 82. Sueton. Calig. c. 6, wo jedoch gesagt wird, die falsche Nachricht von der Hirschung des Germanicus sei in Rom verbreitet worden, noch ehe man von dem Ableben des Cäsar etwas vernommen habe. 25) Die bei Höf. a. a. D. S. 39 f. 38 f. 39 f. sind Druckschiffe einer Inschrift, welche das Gedenkschriftstück über Germanicus' Ehren enthielt, mitgetheilt von Carlo Fea, fragmenti di fasti consolari. (In Rom 1826). p. XVI. Erklärungen dazu hat Niebuhr gegeben im Rheinischen Museum. 1827. I. S. 348 ff.

26) Tac. Ann. II, 83. (cf. Alexand. ab Alexand. Geniol. Hier. I, 22; III, 24). 27) Sueton. Calig. c. 6. 28) Tac. Ann. II, 75. 79. III, 1.

men nach Brundisium, wo die von Corvira nach Rom Reisenden gewöhnlich zu landen pflegten. Sobald das Geschwader der kaiserlichen Wägen auf der Höhe von Brundisium erschien, da füllten sich Hafen und Küste, Mauern und Dächer der Stadt, überhaupt jeder Punkt, der eine freie Aussicht bot, mit Scharen von Trauernden. Noch war die Menge unter sich nicht eilig, ob man die Agrippina mit lautem Juchse oder mit reinem Schweigen empfangen solle: da erreicht die Flotte den Hafen, nicht wie gewöhnlich mit fröhlichem Jubelschloß, sondern langsam und still — man gedenkt nur Trauernde auf den Verdeckten. Endlich tritt Agrippina an das Land: an der Hand den Calpurnia und die kleine Julia, im Arme die Leidenurne mit des Germanicus Asche, den Blick zur Erde gebeugt. Da sind die Zweifel der Menge gelöst, da bricht ein Seufzer, ein tiefer Schmerzenslaut aus der Brust eines Jeden, bei Allen gleich; man konnte die Verwandten und Freunde, fremde Männer, Weiber, Kinder und Greise nicht mehr unterscheiden, Alle waren von einem Gefühl übermannt. Lauter und heftiger war der Jammer des Volkes, als bei dem Gesichte der Agrippina, das durch die lange Trauer bereits ganz erschöpft war.

Zwei Cohorten der prätorianischen Leibwache, welche Liberius abgeschickt hatte, geleiteten den Leichenzug von Brundisium nach Rom; außerdem hatte der Kaiser die Beamten der calabrischen, apulischen und campanischen Städte beauftragt, die letzte Ehrenpflicht gegen die Ueberreste des Germanicus zu erfüllen. Kriegskrieger und Centurionen trugen die Leidenurne — voran Soldaten mit umgeschmückten Helmen und umgekehrten Fasces. Wo der Zug durch römische Colonien kam, da erschien das Volk in schwarzen Kleidern, die Kitter im Paradeanzuge. Alle Ortschaften aber, die man berührte, hatten Altäre errichtet, verbrannten Weihrauch und brachten Leidenopfer, und selbst von entlegenen Punkten kamen Trauernde herbei, um an den Leichenzügen des eben Toten Theil zu nehmen. In Terracina holte Drusus, des Germanicus Adoptivbruder, den Leichenzug ein; mit ihm waren Claudius, der kaiserliche Bruder, und die in Rom gebliebenen übrigen vier Kinder des Verstorbenen. Unter immer stärkerem Zulaufe des Volkes, zu dem sich in der Nähe der Hauptstadt auch der Senat und die beiden Consuln des Jahres 20 n. Chr. gesellten, kam der Leichenzug endlich in Rom an. Laute Klagen Aller, der Vornehmsten, wie der Niedrigsten, begleiteten ihn — man „wunte sich satt,“ und das war keine Schmeichelei, denn Alle wußten, daß sie sich durch solche Trauer bei dem Kaiser nicht empfehlen³⁰⁾. Demnach stand dann die feierliche Beisetzung der Asche des Germanicus statt; die Römer fanden, daß Liberius auch hier sich wenig freundlich gegen das Andenken seines Adoptivvaters gezeigt, daß namentlich das Leichenbegängniß der Pracht entbehrt habe, die bei so nahen Verwandten des Verstorbenen üblich war. Desto glühender war die Theilnahme des Volkes. Als am Abend der

Wochenfest des Verstorbenen in dem prachtvollen Mausoleum der Augustischen Familie, auf dem Marsfelde unweit der Tiber, beigesetzt wurde, da war eine ungeheure Volksmenge versammelt, die bald in Todtenhülle verharrte, bald in allgemeinem Schluchzen ausbrach. Zahlreiche Fackeln beleuchteten das Marsfeld; bei ihrem dunklern Schine sah man die Soldaten unter den Waffen, die Magistrats ohne die Insignien ihrer Würde, das Volk nach seinen Tribus abgetheilt. Hier, wo die Römer die sterblichen Ueberreste ihres Lieblings zum letzten Male sahen, löste sich ihr Schmerz in rucksichtslose Klagen aus. Mit Unwillen nur gedachte man des Kaisers, „der sich bei dem schweren Leidenunglücke so kalt und gleichgültig benommen, sich nicht einmal öffentlich gezeigt.“ — „woi weil er und Livia gefürchtet, es möchte ihnen doch nicht gelingen, die geheime Freude über den Tod des verhassten Neffen und Onkels vor tausend argwöhnischen Augen zu verbergen.“³¹⁾ Und aller Rücksichten vergessend, riefen Tausende Klagen aus: „der Staat sei gesunken, jede Hoffnung zu Rechte geworden!“ Glühend äußerte sich dann die Liebe, die man vom Germanicus auf Agrippina und ihre Kinder übertrug: sie nannte man „die Hiere des Vaterlandes, das einzige echte Blut des Augustus, alleiniges Abbild alter, guter Zeit!“ Man sieht zu den Göttern, sie möchten wenigstens die unschuldigen Kinder erhalten, und vor Unbilden schützen! Die Unglücklichen, denen diese warmen Gefühlsregungen der Römer galten, sollten es nochmals schwer büßen; nur den Jörn des finstern Liberius konnte es erregen, der in jenen Tagen tausendfach das „Redde Germanicum!“ des Volkes vernahmen und auf allen Mauern geschrieben sehen mußte³²⁾.

Der Porosismus des Schmerzes hatte seinen Höhepunkt erreicht; um nun das Volk endlich zu beruhigen und das Gerübe über seine Theilnahmlosigkeit zu beschwichtigen, erließ Liberius ein Aufschreiben (vergl. Suet. Calig. c. 6.), welches die Aufhebung der Trauerferien (iustitium) gebot und zugleich eine Rechtfertigung des Benehmens des Kaisers und einen milden Tadel der maßlosen Trauer des Volkes enthielt. Er bemerkte, „daß dem Herrscher und dem weltberühmtesten Römervolke eine so unbedingte Hingabe an den Schmerz, wie sie einem geringern Manne oder einer kleinern Stadt wol ansehe, nicht ziemte. Wie einst Julius Cäsar über den Tod seiner einzigen Tochter, wie Augustus über den Verlust seiner Enkel sich getrübt, so habe auch er sich gekümmert. Die Römer aber sollten sich erinnern, wie oft die Vorfahren Niederlagen der Heere, Untergang von Feldherren, gänzlichem Erlöschen edler Familien standhaft ertragen hätten. Fürsten seien sterblich, aber ewig der Staat. Daher möge man zu den Geschäften jurüd-

30) Auch Antonia, die edle, tiefgebeugte Mutter des Germanicus, nahm an der öffentlichen Trauer keinen Theil; sei es, wie Tacitus sagt, daß ihr Gram zu tief war, um ihn zur Schau zu tragen, oder (was dem Geschichtsschreiber wahrscheinlicher dünkt) durch den Willen der heuchlerischen Nachbarn zu Hause im Stillen, einsamen Gemache zurückgehalten. Tac. Ann. III, 3. 31) Tac. Ann. III, 3—5. Sueton. Tiber. c. 52.

lehren und (es stand nämlich die Frier der Regalesien, die am 4. April begann, bevor) auch den Vergnügungen sich wieder zuwenden.“ Dieses Edict blieb nicht ohne Wirkung; man kehrte zu den öffentlichen Geschäften zurück, und in der Stadt wurde bald Alles wieder in der gewöhnlichen Ordnung sich bewegt haben, hätte nicht Ein Gefühl die Gemüther noch immer in Aufregung und Spannung erhalten. Es war die leidenschaftliche Wut, an Piso Rache zu nehmen³²⁾. Und in der That hatte der letztere auch noch nach dem Tode des Germanicus Alles gethan, um sich in der schlimmsten Weise zu compromittiren³³⁾.

In Antiochia waren (im October des Jahres 19 n. Chr.) gleich nach dem Tode des Germanicus seine Legaten und mehrere zur Zeit in Syrien anwesende, römische Senatoren zu einer Berathung zusammengetreten und hatten sich auf weitere Bestimmungen aus Rom den Cn. S. Sentius zum Statthalter von Syrien ernannt. Dann hatten des Germanicus Freunde, namentlich der Statthalter von Kappadocien, D. Veranius (s. oben), und der leidenschaftliche P. Vitellius, alle möglichen Maßregeln ergriffen, um den Proceß gegen die muthmaßlichen Mörder des edlen Cäsar und ihrer Helfershelfer mit Erfolg in Rom führen zu können; in ihrem Eifer scheinen sie übrigens manche Willkürlichkeiten sich erlaubt zu haben. Auf ihren Antrag ließ Sentius auch die (s. oben) Wittwengemahlin Martina verhaften und schickte sie nach Italien³⁴⁾. Da vermuth man auf einmal vom Piso eine unerhörte Kunde. Der Legat hatte die Nachricht vom Tode des Germanicus erhalten, als er eben bei der Insel Kos vor Anker lag. In seinem Haffe gegen den Todten und in seiner gemeinen Freude über die endliche Erfüllung seiner Erwartungen ging er so weit, daß er den Göttern Dankopfer darbrachte und ihre Tempel durch seine Dankgebete beschimpfte! Plancina aber war schamlos genug, die Trauergewänder — die sie seit einiger Zeit wegen des Todes ihrer Schwester trug — jetzt mit festlichem Schmucke zu vertauschen! Damit nicht genug, ließ sich Piso, gegen den Rath seines Sohnes Marcus, von den Officieren seines Erfolges und einigen seiner Anhänger unter den syrischen Legionen, und namentlich durch die trüglichen Vorstellungen seines vertrauten Freundes Domitius Celer, bereden, den Versuch zu machen, Syrien, „die ihm widerrechtlich entrissene Provinz“, dem Sentius mit Waffengewalt abzugewinnen. Er schrieb an Liberius einen Brief, in welchem er neben vielen auf Germanicus gehäuften Beschuldigungen dem Kaiser anzeigte, daß er das Commando der syrischen Truppen wieder überkommen habe, welches jener ihm entriß. Aber seine Unternehmung scheiterte vollkommen, diente nur dazu, ihn auch bei dem Kaiser zu compromittiren. Der Versuch des Domitius Celer, die schönste Legion in Syrien (s. oben) für den Piso wiederzugewinnen, ward durch den Legaten

Pacuvius vereitelt. Piso selbst, der an den Küsten von Lycien und Pamphylien aus seinen und der Plancina Sklaven, aus Ausreißern, Gefindeln jeder Art, und aufgefängenen, für die syrischen Legionen bestimmten, Erbsamannschaften ein Heer zusammengebracht hatte, erreichte Syrien nicht. Durch den schicksalhaften Erfolg des Domitius so wenig, wie durch des Sentius abmahnende Briefe abgescreckt, nahm er auf und den dem festen, an der See belegenen, Bergschloß Seleudris in Cilicien, durch erschickene Hilfstrouppen der cilicischen Fürsten unterstützt, eine feste Stellung ein. Inzwischen unterlag er hier sehr bald den überlegenen Waffen des Sentius, der ihn (gegen Ende des Jahres 19 n. Chr.) zwang, Syrien ohne Bedingungen zu verlassen und sich nach Italien einzuschiffen³⁵⁾.

Piso durchreiste in den ersten Monaten des Jahres 20 n. Chr. mit großer Langsamkeit die zwischengeliegenden Gegenden. Ehe er selbst nach Italien kam, schickte er seinen Sohn Marcus mit Aufträgen an den Kaiser, um diesen für sich günstig zu stimmen. Der Jüngling ward allerdings von dem Herrscher, „der ein unbedingtes Urtheil zeigen wollte“, freundlich aufgenommen und freigeigig beschenkt, erlangte aber weiter Nichts. Piso selbst, nachdem ein Versuch, durch des Liberius Sohn Drusus — den er in Aspricum besuchte, wohin der junge Cäsar sich nach Beendigung der Leichenfeier in Rom wieder begeben hatte — die Stimmung seines Vaters kennen zu lernen, an der kalten, abgemessenen (wie es scheint, vom Liberius vorgeschriebenen) Haltung des Jünglings gescheitert war, sah sich endlich genöthigt, nach Rom zu kommen. Er begab sich mit Plancina über Ancona nach Karmia; von dort zu Schiffe auf den Flüssen Nar und Tiber nach der Hauptstadt, wo er, wie es scheint (s. oben), im April des Jahres 20 eintraf. Gleich sein erstes Erscheinen in Rom erregte die höchste Erbitterung des Volkes. Er kam am hellen Tage an und war unvorsichtig oder schamlos genug, in Gegenwart vieler Menschen, die auf dem Markte sich befanden, dicht bei dem Augusteischen Mausoleum auszusitzen, wo man doch erst kurz zuvor des Germanicus Lebereste beigesetzt hatte. Als er dann, von einem großen Zuge seiner Klienten begleitet, mit Plancina durch den belebtesten Theil der Stadt nach seinem stattlichen Hause am Forum gekommen war, ward sofort zur Feier der glücklichen Rückkehr nach der Primah ein Festmahl veranstaltet; wenn das auch vielleicht nur geschah, um ruhig und unbefangen zu erscheinen, so vermehrte es doch die wüthende Erbitterung des Volkes³⁶⁾.

Doch schon am folgenden Tage wurde Piso durch den Senator Fulcinus Trio bei dem Consuln belangt. Nun war aber dieser Mensch einer der verurtheilten Männer aus der vornehmen Welt; sein Charakter war verworfen, Anklage und Angeberei sein Geschäft (vergl. Tac. Ann. II, 28). Darum widersetzten sich Vitellius (vergl. Sueton. Vitell. c. 2) und Veranius und die an-

32) Tac. Ann. III, 6. 7. 33) Wegen der im Folgenden für die erzählten Ereignisse ist auf den Artikel Piso zu verweisen. 34) Tac. Ann. II, 74.

35) Tac. Ann. II, 75—81. VI, 26. 36) Tac. Ann. III, 7—8.

dem Freunde des Germanicus, die inzwischen gleichfalls in Rom eingetroffen waren, um den letzten Auftrag (s. oben) des Verstorbenen zu vollziehen, der Eröffnung der Anklage durch diesen Menschen, den sie noch dazu im Verdachte hatten, als betriebe er ein wohlberednetes Spiel, um dem Piso „durchzuessen.“ Sie, als die bestellten „Bluträcher“ ihres tiefbetrauten Freundes, hielten den Tiberius, die Untersuchung gegen Piso und seine Familie zu übernehmen. Der Kaiser, der sehr wohl erkannte, daß er dadurch in eine sehr bedenkliche Klemme gerathen könne, verstand sich nur ungern dazu. Unter Zurückziehung einiger Vertrauten vernahm er die „erste Anklage und die erste Vertheidigung“ und wies die Sache dann ohne Entscheidung an den Senat. Unter allgemeiner Spannung der Römer, die besonders den Tiberius mit dem höchsten Mißtrauen verfolgten, begannen die Verhandlungen vor dem Senate. Der Kaiser selbst eröffnete die erste Sitzung mit einer höchst merkwürdigen Rede, die, in würdiger Haltung vorgetragen, nach allen Seiten hin wohl erregen, kalt, abgemessen, die volle Unfangenheit des Herrschers an den Tag legen sollte, und die Richter zu gleicher Unfangenheit aufforderte. Dann wurden zwei Tage für die Anklage bestimmt; nach Verlauf von sechs Tagen sollte Piso drei Tage lang vertheidigt werden. Die Ankläger, Servius, der Statthalter von Commaene (s. oben), Veranius und vor Allen der beredte Vitellius stellten so zahlreiche Beschuldigungen auf, daß Piso, wenn auch ein Verbrechen nicht erwiesen werden sollte, doch immer noch wegen eines andern verurtheilt werden konnte. Man brachte Alles zur Sprache, was er aus Feindschaft gegen den Germanicus diesen und gegen den Staat gesündigt; sein schändliches Buhlen um die Günst der syrischen Truppen, seine Gewaltthaten gegen die Anhänger des Cäsar. „Den Leßteren aus dem Wege zu räumen, habe er Zauberei und Gift angewandt;“ nicht minder ward seiner schändlichen Freudenausbrüche bei der Kunde von Germanicus' Tode und des fribolen Bürgerkrieges, den er entzündet hatte, in angemessener Weise gedacht.

Gegen diese Wucht von Anschuldigungen vermochten Piso und seine Sachwalter (die ehrenhaftesten Redner hatten ihm ohnehin ihren Beistand versagt) schon am ersten Tage der Vertheidigung nur wenig aufzubringen. Nur die Vergiftung konnte dem Legaten juristisch nicht nachgewiesen werden; das über diesen Punkt herrschende Dunkel (vergl. oben) wäre vielleicht ausgehellt worden, hätte der Senat in den Briefwechsel zwischen Tiberius und Livio auf der einen, Piso und seiner Gattin auf der andern Seite Einsicht nehmen können. Diese und andere auf die Verhältnisse zwischen Piso und Germanicus bezügliche Papiere zu sehen, verlangte, wie es scheint, der Senat; aber Tiberius schlug es rund ab — sie hätten ihm selbst gefährlich werden können, gar nicht davon zu reden, daß es ihm durchaus unpassend erscheinen mochte, den Fürsten, so zu sagen, selbst in diese Criminaluntersuchung verflochten zu sehen. Piso konnte ebenso wenig darauf sich einlassen; eine eventuelle Com-

promittirung des Kaisers nützte ihm gar Nichts, räumte ihm dagegen auch den Anhalt, den er noch an Tiberius zu haben glaubte. Indessen half es dem Angeklagten Nichts, daß das Hauptverbrechen nicht erwiesen war; der Senat, der sich doch nicht davon überzeugen konnte, daß Germanicus ohne fremden Frevel umgekommen sei, warf sich desto erbitterter auf die andern Anklagepunkte. Tiberius aber — der schwerlich gewillt sein konnte, auf Kosten seines persönlichen Rufes dem Angeklagten zu retten, dessen Untergang unabwendbar schien — fand in dem von Piso angezettelten Bürgerkriege einen vöthigsten Grund, sich ebenso unverzüglich zu zeigen, wie die Senatoren. Während der Verhandlungen aber umtobte die Menge die Curie und stieß heftige Drohungen aus für den Fall, daß Piso der Verurtheilung entginge. Es ward nöthig, die Unglücklichen unter militärischem Schutze nach seiner Wohnung geleiten zu lassen³⁷⁾.

Piso's letzte Hoffnung beruhte auf seiner Gemahlin; Plancina, obwohl den Römern nicht minder verhaßt, als ihr Gatte, konnte doch noch hoffen, durch den Einfluß ihrer Freundin, der Kaiserin Mutter, gerettet zu werden. Denselben Einfluß meinte Piso dann auch für sich im letzten Momente geltend machen zu können. Anfangs, d. h. so lange die Sache ihres Gatten noch nicht ausichtslos schien, entschlossen, sein Loos zu theilen, hing sie fest, wo der Proceß sich kritischer gestaltete, an, ihre Vertheidigung von der des Piso zu trennen. Auf die geheime Fürbitte derivia Augusta ward ihr auch wirklich von dem Kaiser „Erbade und Verzeihung“ zugesichert. Da erkannte Piso, daß sein Sturz entschieden sei; nur auf Jurenden seiner Söhne erschien er noch einmal vor dem Senate. Er hört die wiederholte Anklage; von allen Seiten wird ihm mit feindseliger Härte begegnet, vor Allem aber erschüttert ihn die kalte, marmerne Gleichgültigkeit des Kaisers. Ueberzeugt, daß er einer Verurtheilung nicht entgehen kann, kehrt Piso nach Hause zurück. Hier schreibt er Einiges nieder, wie zu seiner Vertheidigung am nächsten Gerichtstermine, versiegelt und übergibt es einem Freigelassenen, und — wird am folgenden Morgen in seinem Schlafzimmer mit durchschnittenem Halse auf dem Fußboden liegend gefunden, neben ihm ein blutiges Schwert. Im Allgemeinen schloß man auf Selbstmord; doch tauchte auch das Gerücht auf, welches Tacitus jedoch nicht verbürgen will, als habe Piso durch eine fremde Hand seinen Tod gefunden, damit er den Kaiser nicht durch Herausgabe seiner Papiere, die doch immer gesuricht werden konnte, vor dem Senate bloß stelle. Lebenslos kam der Tod des Angeklagten dem Tiberius sehr gelegen; nun konnte der Letztere mit unbeflecktem Schdauern vor dem Senate klagen, daß durch diesen pöthlichen Todesfall die Mächtigkeit abgeschwächt sei, über die Hauptfrage der Untersuchung volle Aufklärung zu gewinnen. Dann verlas er das oben erwähnte letzte Schreiben Piso's, welches

37) Tac. Ann. III. 10—14. 16. Sueton. Tiber. c. 52. Callig. c. 2. Dio 57, 15. Zonar. XI, 2.

der Freigekessene ihm überbracht hatte. In demselben betrauerte der Angeklagte seine Unschuld (doch wol an der vermuteten Vergeltung des Germanicus, s. oben); gedachte seiner Treue gegen den Kaiser und die Augusta, und empfahl endlich, ohne Plautina zu erwähnen, seine Sehne der Gnade des Herrschers³⁸⁾. Damit war denn dem Proceß eigentlich die Spitze abgebrochen worden; Lælius sprach den Marcus Piso, des Angeklagten Sohn, von ernstlicher Schuld am Bürgerkriege frei, weil der seinem Vater habe gehorchen müssen. Dann nahm der Fürst „zu eigener Schmach und Schande“ und unbekümmert um die gerechte Entrüstung der trefflichsten Männer, die er sich dadurch zuzog, das Wort für die verworfene Plautina, „weil seine Mutter, die Augusta, für die Beklagte gebeten habe.“ Zwei Tage wurden nun noch „mit dem Schattenbilde einer Untersuchung“ gegen Plautina hingezogen; dann schritt man zur Abstimmung und Schlussschreibung. Nach dem Ergebnisse derselben (mit den durch Lælius beliebten Wärdungen) wurden die Söhne des Piso in Bezug des väterlichen Vermögens belassen. Dagegen sollte Cneius (der übrigens nicht mit in Spanien gewesen und in den ganzen Handel wesentlich nicht verflochten war), den durch seinen Vater verhaftet gewordenen Vornamen mit einem andern vertauschen, Marcus aber auf zehn Jahre in die Verbannung gehen³⁹⁾. Plautina ward, mit Rücksicht auf die Fürbitte derivia Augusta, begnadigt⁴⁰⁾. Einige Tage nach dem Schlusse der Verhandlungen stellte der Fürst beim Senate den Antrag, dem Vitellius, Veranius und Servilius für den Eifer, den sie als Rächer des verstorbenen Germanicus bewiesen, Priesterwürden zu verliehen⁴¹⁾.

So war allerdings der Proceß Piso zu Ende geführt; darum aber blieben die düsteren Folgen nicht aus, die des edlen Germanicus' Tod unvermeidlich nach sich ziehen mußte. „Der Senat“, so sagt Tacitus (Ann. III, 14), „konnte niemals die Ueberzeugung gewinnen, daß Germanicus ohne feindselige Lüge umgekommen sei.“ Der Proceß hatte gerade die Hauptfrage

nicht genügend beantwortet; so haßte denn dauernd bei den vornehmen, wie bei den geringeren Römern der Verdacht, Lælius selbst ver schulde des Kessens Tod⁴²⁾. Und das machte die „Kluft“, die ohnehin schon zwischen ihm und dem römischen Volke bestand, immer tiefer. Danks Grauen (vergl. Dio 57, 20), Abhüß und offener Hass, das waren die Gefühle, mit denen von nun an die meisten Bürger den Fürsten betrachteten; ein Verhältnis, welches auf des Lælius ganze weitere Regierung wahrhaft verhängnisvoll eingewirkt hat. Doch selbst wenn das nicht gewesen wäre, so muß man in dem vorzeitigen Untergange des edlen Cäsar noch nach einer andern Seite hin ein schweres Unglück für den Staat, wie für den Imperator erblicken. Lælius, keineswegs geneigt, in der schonenden Weise des Augustus die Umbildung des römischen Staatwesens zur vollendeten Monarchie fortzuführen, vielmehr neben seinen unzulänglichen, glänzenden Regenteneigenschaften von wahrhaft despotischen Neigungen erfüllt, hatte sich bisher durch das bloße Vorhandensein seines Kessens vielfach gebunden gesehen. Von unerschütterlicher Treue gegen seinen Imperator besetzt, war Germanicus doch, einfach durch seine sittliche Persönlichkeit, das fähigste und anerkannte Haupt Aller derrer geworden, die eine Verhärterung des römischen Fürstentums zum abschlechten Despotismus verabscheuten und denen eine „Vereinigung von Freiheit und Herrschaft“ so nützlich, wie möglich erschien. Durch die grenzenlose Gunst des Volkes getragen, wäre Germanicus bei minderm Seelenadel dem Throne des Oheims höchst gefährlich gewesen; so aber erschien seine Stellung in Wahrheit „als ein schützender Damm gegen das überfluthende Verderben der Despotie.“ Diese Schutzwehr war nun gefallen; Lælius, frei von der bangen Furcht vor seinem gefährlichen Adoptivsohne, konnte nun in allen Verhältnissen als unumschränkter Machthaber sich geltend machen — ward ferner nicht mehr durch die impotente Gewalt der sittlichen Hebel des Germanicus moralisch gezwungen, die dunklen Seiten seines geheimnißvollen Charakters so ängstlich zu verhüllen, wie bisher⁴³⁾.

Solche Veränderungen führten natürlich nur dazu, das Andenken an Germanicus; die schmerzliche, schen-

38) Tac. Ann. III, 15. 16. Dio und Zonar. I. c. cf. Suet. Calig. c. 2 und Vitell. c. 2, wo jedoch fälschlich angegeben wird, Piso sei vom Senate zum Tode verurtheilt worden. 39) Wenn Tac. III, 18 heißt: „(Tib.) M. Pisonem ignominiose exemit,“ so ist das wol nur auf die Worte c. 17 „exita dignitate“ zu beziehen, nicht auf gänzliche Strafbestimmung. 40) Plautina einzig übrigem dem strafenden Gerichte nicht, obwohl die Kessens ihr erst viele Jahre nach des Germanicus Tode ercillte. Bei der Vernehmung des Lælius für das scheinliche Weib hatte aus ihm, daß gegen Agrippina, Plautinas' tödtliche Feindin, mitgewirkt. Als aber später der Kaiser mit Plautina gesellen war, da wartete er nur den Tod seiner Tochterivia (20 n. Chr.), dann den der unglücklichen Agrippina ab (18. Oct. 33 n. Chr.), weil er der Letzteren die Freundschaft nicht gönnen wollte, die Verderben ihres Hauses bestreut zu sehen — um Pisos' Mitter, wegen wohl bekannter Verbindungen zur Sache zu gehen. Wir wissen nicht, ob damit ihre Feindschaft gegen Germanicus, oder andere, später noch begangene Verbrechen gemeint sind; genug, Plautina, Herr Verurtheilung gewiss, tödtete sich selbst, zu Ende des Jahres 33 n. Chr. Tac. Ann. VI, 26. Dio 58, 32. 41) Tac. Ann. III, 17—19. VI, 26.

42) Lælius machte manche Vorwürfe, die Römer aber seine Stimmung in Bezug des verstorbenen Germanicus zu beruhigen, resp. zu täuschen, ohne daß ihm das gelingen würde. So ertheilte er dem Ritter Cajus Lælius Prius ein reiches Geschenk für ein schönes Trageneschild, welches derselbe aus des Germanicus Hinstellt verfertigt hatte. Tac. Ann. III, 40. Dio 57, 20. Die offizielle Trauerbeweinung am Tode schimmert durch bei Velleius Paterc. II, 120. 3. Daß aber Lælius soweit gegangen sei, „Reue hinderten zu lassen, die angeblich über des Germanicus Tod ihr Gewebe begiebt hatten.“ wie Dio 57, 18 erzählt wird, möchte ich bei des Tacitus Stillgewissen doch in Zweifel ziehen. 43) Die allmähliche, unmerkliche Verwilderung des Lælius schildert kurz und meistend Tacitus (Ann. VI, 31). Dio dagegen hat den allmählichen aufsteigenden Genuß zwischen dem Aufsteigen des Lælius vor und nach des Germanicus Tode mit etwas zu großen Farben aufgemalt: er heißt zu sehr nach rhetorischen Entziffern; f. III, 37. 7 seq. 13 seq. 19. Vergl. Sueton. Calig. c. 6. Zonar. XI, 1. 2.

süchtige Erinnerung an die mit ihm durchlebte Vergangenheit bei dem römischen Volke stets frisch zu erhalten (*Suet. Calig. c. 6*). Auch für ihn konnten die schönen Worte gelten, die einst Virgil (*Aeneid. VI, 870* seq.) zu Ehren des frühverstorbenen Marcellus — (Germanicus' mütterlicher Vheim) — gesprochen hatte:

„Ostendit terris hunc tantum fata, neque ultra
Haec sinent. Nimirum vobis Romana propago
Vasa potens, superi, propria haec si dno fuissent.“

Und wie die Römer (s. oben; *Tac. Ann. II, 83*) ihren Stolz darin fanden, das nicht versallen zu lassen, was sie einst zu Ehren des Toten beschaffen hatten, so ward ihre Freude vollkommen, als später Ehen eintreten, wo neue Ehren für den Unvergesslichen geschaffen wurden⁴⁴). Die Liebe freilich, die sie in so schöner Weise dem Germanicus und seiner Seelengröße gewollt hatten, die sie nun (vergl. oben) zu Agrippina und ihre Kinder übertrugen — die ward dem römischen Volke in sehr Weise schlecht gelohnt. Denn weltbekannt ist es ja, wie Tiberius und Sejanus nicht nur des Verstorbenen Freunde (s. *Tac. Ann. IV, 18, 19, 31, 68—70*), sondern auch die Agrippina und ihre beiden ältesten Söhne (vergl. *Suet. Tib. c. 52*) grausam verfolgten, endlich in den Tod jagten. Die andern aber dieses Geschlechtes — die Töchter, der letzte Sohn, der Bruder, der Enkel Nero — sie alle täuschten die frohe Hoffnung, mit der das Römervolk sie begrüßte; die Weiber sittlich bedenklich verworfen, die Männer — gekrönte Ungeheuer, deren Gräuel die Zeiten des Tiberius himmelweit überboten. So ward der Name des edlen Germanicus, der „um seiner Tugend willen“ den Untergang gefunden hatte, von seinem eigenen Geschlechte auf das Tiefste geschändet. Die edelsten Blüten vom Stamme des Julisch-Claudischen Fürstengeschlechtes wurden alle vor der Zeit gebrochen; so wollte es des Römervolkes trübes Verhängniß. Ein nahe 50 schwere Jahre sollten dahingehen, bis es der Hauptstadt der Welt vergönnt ward, in einem neuen Germanensieger, Trajan, die Tugenden und die Heldengröße des Germanicus wiederzuerleben zu sehen.

Germanicus erzeugte mit der Agrippina (s. oben) neun Kinder; sechs Söhne und drei Töchter. *Suet. Calig. c. 7*. Von diesen Kindern starben ihm drei Söhne weg; zwei im jüngsten Alter, der dritte,

44) Solches geschah besonders unter der Regierung des Caligula (s. *Sueton. Calig. c. 15*, s. oben Anmerk. 4. Vergl. auch *Die 59, 3*), der unter Anderem den Monat September „Germanicus“ nennen ließ. Wie lange das bestand, ist ungewiß; denn wenn bei *Marcell. IX, 2, 4*, „calendae Germanicae“ erwähnt werden, so geht das (s. unten) auf Domitian. Caligula bestrafte übrigens noch nachträglich manche Gegner seines Vaters. *Die 59, 4*. Schon unter ihm, noch mehr aber während der Herrschaft des Claudius, nahm man jede Gelegenheit wahr, das Andenken des Germanicus zu feiern. *Sueton. Claud. c. 11*. Der Kaiser selbst ließ seinen verstorbenen Bruder zu Ehren eine griechisch-Komödie, die bei den unmissigen Wettkämpfen zu Rom aufgeführt ward und den Preis gewann. *Sueton. l. c.* Die schon unter Caligula begonnene Verehrung des Germanicus und der Agrippina auf Münzen und die Verherrlichung beider auf andern Denkmälern ward unter ihm eifrig fortgesetzt. *Kekhel, Doctr. Numm. Vett. Vol. VI. p. 210, 213* seq. 229 seq. *Mongez l. c. p. 126, 134* seq.

von dessen lieblicher Schönheit ich schon früher gesprochen habe (s. oben Anm. 55), als Knabe; jedenfalls noch vor dem Jahre 17 n. Chr. (wegen *Tac. Ann. II, 41*); nach *Zonar. XI, 2* sogar schon vor dem Tode des Augustus. Von zweien dieser frühverstorbenen Kinder sind die Namen, Tiberius und Caius, durch die Inschriften von zwei Steinen bekannt, die im J. 1777 auf der Verbrennungshütte der kaiserlichen Familie bei dem Mausoleum des Augustus ausgegraben wurden. Auf der Inschrift des dritten Steines ist der Name ausgefüllt, *Mongez l. c. p. 125*, *Orelli, Inscr. No. 668—670*, *Foggini, Fast. Verriani. p. 132*. Von den drei Söhnen, welche dem Germanicus überlebten, war der älteste Nero, der (vergl. *Tac. Ann. III, 29*, *Zonar. XI, 2*) im J. 4 n. Chr. (oder spätestens im J. 6 n. Chr.) geboren wurde (vergl. *Burckhardt, Agrippina c. 65* und dagegen *Kekhel, Doctr. Numm. Vett. Vol. VI. p. 216*). *Sib. a. d. S. 117*. Drusus, der zweite, ward, so scheint es (nach *Tac. Ann. IV, 4*), im J. 7—8 n. Chr. geboren. Caius endlich, den wir als „Caligula“ schon kennen lernten, nachmals als Kaiser durch seine unsinnige Wildheit verrufen, ward (s. oben) am 31. August des Jahres 12 n. Chr. zu Antium geboren (*Suet. Calig. c. 8*). Die Töchter angehend, so erblickte Julia Agrippina, später des Kaisers Nero verworfene Mutter, das Licht der Welt am 6. Nov. (*Kekhel, Doctr. Numm. Vett. Vol. VI. p. 255*) des Jahres 14 n. Chr., nach *Tac. Ann. XII, 27* in der Liberta⁴⁵).

Drusilla dagegen scheint im Laufe des Jahres 16 n. Chr. im Lande der Treverer, in der Gegend von Coblenz geboren zu sein (vergl. *Sueton. Calig. c. 7, 8*; vergl. *Mongez l. c. p. 152*). Julia Drusilla ward auf der Reise ihrer Eltern nach dem Oriente (s. oben) zu Anfang des Jahres 18 n. Chr. auf der Insel Lesbos geboren (*Tac. Ann. II, 54*; *Sueton. Calig. c. 7*). Die Schicksale aller dieser Kinder des Germanicus gehören nicht mehr hierher; ich begnüge mich daher, auf die sie betreffenden Abhandlungen zu verweisen.

Was endlich noch die Literatur unter den Germanicus angeht, so ist dieselbe sehr spärlich. *Caesar* bei *Paul. a. d. S. 848* und 1569 führt an: *Julianus, de Germ. Caes. (Dissertat. acad. ed. Walch. 1712, S. p. 645—670)*. *Histoire de César Germ. par L. de Beaufort (à Leyden 1741. 12.)* und *Gäfar Germanicus. Ein histor. Gemälde. (Stendal 1796. 8.)*. Die angeblich zu pädagogischen Zwecken verfaßte Schrift von J. Hillebrandt, „Germanicus.“ (Frankfurt 1817. 2 Bde.) hat nicht den geringsten wissenschaftlichen Werth. Neuere Schriften angehend, so ist auf die Schrift von

45) Nach *Tac. Ann. I, 40* 44 befragt sich (s. oben) des Germanicus hochschwangeren Mutter aus dem durch die Soldatennutzen unsicher gewordenen Geln nach Tiber, um dort ihre Verbindung abzuwarten. Entweder ist daher, wenn wir die *Zeit Ann. XII, 27* damit in Einklang bringen wollen, die ältere Agrippina vor der Entbindung wieder nach der Liberta zu rückgekehrt, ohne daß Tiberius das weiter erwähnt, oder die Mutter des Kaisers Claudius wollte nachmals wegen der sonstigen Beziehungen ihrer Familie zu dieser Stadt die Liberta auch als ihren Geburtsort gelten lassen.

K. Burkhard, Marippino. (Augsburg 1846.) und auf S. Höd's Römische Geschichte n. 1. Bd. 3. Abth. (Göttingen 1850.) S. 5—50 hinweisen.

3) Es bleibt uns noch übrig, in der Kürze diejenigen römischen Caisaren und Imperatoren namhaft zu machen, die, soviel wir haben entdecken können, noch außer dem ehlen Namen des Drusus den Beinamen Germanicus geführt haben. Zuerst begegnet uns da — Tiberius, welcher, trotz seines Hasses gegen den kriegerischen Völkern, es doch nicht verschmähte, wegen der militärischen Erfolge des Letzteren gegen die teutschen Völkern den Titel Germanicus sich beizulegen. Dio 57, 8. Zonar. XI, 1; vergl. Eckhel I. c. p. 199. — Caius (Caligula), des Germanicus entarteter Sohn, Tiber's Nachfolger, erbt den väterlichen und großväterlichen Ehrentitelen, tragt des oben (bei Drusus) besprochenen alten Senatsbeschlusses. Dio 59, 1; f. Sturz zu d. St. Zonar. XI, 4. Auf seinen Münzen (vergl. Mongez l. c. p. 155 seq.) bediente er sich dieses Namens nur bis zum Jahre 792 d. St., 39 n. Chr., Eckhel I. c. p. 218 seq. 228. Sein Nachfolger, des Germanicus Bruder, Claudius war durch das oben erwähnte Senatusconsultum gleichfalls zur Führung des Namens „Germanicus“ berechtigt. Er nahm diesen Beinamen an, als sein älterer Bruder (der berühmte Germanicus) im J. 4 n. Chr. (f. oben) in die Julische Familie durch Adoption aufgenommen wurde. Suet. Claud. c. 2; vergl. Dio 60, 2. Joseph. Ant. Jud. XIX, 5. Zonar. XI, 8; f. auch Eckhel I. c. p. 235 seq. 247. Mongez l. c. p. 213. Der Name Germanicus ging ferner über auf den Sohn, den Messalina im J. 795 d. St., 42 n. Chr. (Eckhel p. 253), dem Kaiser Claudius gebar; er wurde nach Dio 60, 12. „Claudius Tiberius Germanicus“ genannt, ist aber in der Geschichte unter dem Namen Britannicus bekannt. Vergl. Sueton. Claud. c. 27. Herodian. IV, 5. Zonar. XI, 8. Der letzte Verwandte, resp. Abkömmling des ehlen Germanicus, der diesen Namen führte, war der Sohn seiner Tochter Marippina und des Gn. Domitius Ahenobarbus (vergl. Eckhel I. c. p. 261—284) — nachmals vom Claudius adoptirt, der scheidliche Kaiser (Domitius) Nero, welcher den Ehrentitelen, den er beschimpfte, nicht durch seine Mutter ererbte (wie Höd a. a. D. S. 316 angibt), sondern denselben erst annahm, als er im J. 803 d. St., 50 n. Chr., durch Kaiser Claudius in die Claudische Familie aufgenommen worden war. Plutarch. Anton. c. 67. Zonar. XI, 10; vergl. Mongez l. c. p. 220 (vergl. p. 241 seq.). Orelli I. c. p. 650. 725 seq. Aherman, Roman coins. I. p. 161.

In der nachfolgenden Zeit, nach dem Abgange der Julisch-Claudischen Dynastie, erscheint auch der Name, resp. Titel Germanicus etwas seltener, als bisher. Zunächst führte ihn wieder der Kaiser Vespasianus, den die germanischen Regionen bei ihrer Empörung gegen Galba, zu Anfang des Jahres 822 d. St., 69 n. Chr., zum Imperator erhoben, dann mit dem geehrten Namen Germanicus schmückten, der ihn zugleich als ein Geschöpf ihrer Wohl bezeichnete. Tac. Hist. I, 62. cl. II, 64.

Plutarch. Galb. c. 22. Vespasianus bediente sich dieses Namens mit Vorliebe (Suet. Vitell. c. 8, 14; vergl. auch Eckhel I. c. p. 309 seq.), und ertheilte auch auf dem Marsche nach Italien, nachdem er den Sieg seiner Anhänger über die Truppen des Otto vernommen hatte, zu Lugdunum in Gallien (im Frühlinge des Jahres 69 n. Chr.) seinem und der Valeria Fundana gleichförmigen Söhnen in unter hohen militärischen Ehren diesen schönen Namen. Tac. Hist. II, 59. Zonar. XI, 16. (Eckhel p. 315. Mongez l. c. p. 281 seq.) Die beiden ersten Fürsten der neuen Flavischen Dynastie haben diesen Titel nicht geführt; der grausame Domitian dagegen bediente sich wieder des Namens Germanicus. Die Ansicht derjenigen älteren Gelehrten (f. Eckhel I. c. p. 396 und Sturz zu Dio 66, 3 und 67, 4, 5), welche behaupten, Domitian habe diesen Beinamen schon als Cäsar geführt, hat Eckhel I. c. p. 396 seq. mit triftigen Gründen widerlegt. Dieser Kaiser nannte sich „Germanicus“ wegen der höchst zweideutigen „Erfolge“, die er auf einem Feldzuge gegen die teutschen Gassen errungen zu haben glaubte (wahrscheinlich im J. 837 d. St., 84 n. Chr., oder frühestens im J. 83 n. Chr., denn auf den Münzen Domitian's, auf denen der Name Germanicus „bis zum Ueberdruß“ wiederholt vorkommt, erscheint derselbe erst seit dem Jahre 84 n. Chr.). Eckhel I. c. p. 378 seq. Damals ließ Domitian auch den Monat September „Germanicus“ nennen. Aurel. Victor. Caes. II, 4. Frontin. strategem. I, 1, 8. Martial. IX, 2, 4. Vergl. Horkel. a. a. D. S. 617 fg. Sturz zu Dio 67, 4, 5. Mongez l. c. p. 329.

Auch unter den späteren Kaisern (vergl. Thes. Graev. T. XI. p. 732) haben noch mehr den Namen Germanicus angenommen. Zunächst finde ich bei Eckhel I. c. p. 408, daß auch Kaiser Nero auf Münzen Germanicus genannt wird; wo und wann er gegen die Teutschen gefochten, habe ich nicht entdecken können (vergl. Tac. Ann. XV, 72). Sein trefflicher Nachfolger Trajan, der (f. Heinrich Francke, Zur Geschichte Trajan's S. 46—63) schon unter Domitian und Nero (dann auch noch in der ersten Zeit seiner eigenen Regierung) sich große Verdienste um die Verrückung und um die Vertheidigung der römischen Grenzländer gegen die Germanen erworben hatte, erhielt — sei es zum Lohne seiner Thaten, sei es blos in Folge seiner Adoption durch Nero, — sobald ihn der Letztere zum Sohne angenommen hatte, im J. 97 n. Chr., 80 d. St., den Ehrentitel Germanicus von Rom aus nach Egin zugeschildt, wo er sich damals aufhielt. Plin. Panegyrr. c. 9. Vergl. Francke a. a. D. S. 12. Eckhel p. 412. Ueber seine Münzen f. Eckhel p. 412 seq.; auf der berühmten Trajan'skaule fand der Name natürlich auch; Francke S. 186. Trajan's Nachfolger Hadrian nahm, obwohl seine Adoption bekanntlich von Mehrern bezweifelt ward, den Namen Germanicus ebenso auf an, wie alle andern Titel und Ehren seines Vorgängers; f. Francke S. 12. Gregorovius, Geschichte des Kaisers Hadrian S. 12. Eckhel p. 473 seq. 518. Wie Eckhel mittheilt, so sangen diese Titel aber schon im zweiten Regierungs-

jaure Hadrian's an von seinen Münzen zu verschwinden, und kommen auf diesen Denkmälern seit seinem dritten Jahre nicht mehr vor; vergl. p. 480.

Von den nachfolgenden Regenten hat zuerst wieder der edle Marcus Aurelius Philosephus den Titel Germanicus angenommen, und zwar in Folge eines Sieges, den er in dem Marcusmannenkreize über die Teutischen an der Donau davon getragen hatte. *Böckh*, C. I. G. Vol. I. p. 647. No. 1319. *Dio* 71, 3; f. *Sturz* zu d. *St.* Nach der Angabe des Letztern mußte das schon im J. 169 n. Chr. geschehen sein, weil schon entsprechende Münzen von diesem Jahre vorkommen. Nach *Edschel*, der diese Ansicht bekämpft (l. c. Vol. VII. p. 58 u. 59 seq. 73), dagegen erscheint der Name Germanicus erst mit dem J. 172 n. Chr. auf Marc Aurel's Münzen. Sein Sohn Commodus wurde in demselben Jahre 172, und zwar am 15. October, von dem Vater mit dem Titel Germanicus geschmückt (*Lamprid.* in *Commod.* c. 11); sein Name, als „Commodus Caesar Germanicus seq.“ erscheint dann auch, besonders seit dem J. 175 n. Chr., wo Commodus selbst im Lager war, mit auf den Münzen seines Vaters; *Eckhel* I. c. Vol. VII. p. 59. 73. 102 seq. *Sturz* zu *Dio* 71, 3; eigene Münzen des Commodus als Cäsar Germanicus; f. *Eckhel* p. 104 seq. cf. *Böckh* l. c. Dagegen findet sich seit dem J. 178 n. Chr. und noch mehr seit des Commodus Regierungsantritt der Name Germanicus für diesen Fürsten nur noch selten; *Eckhel* p. 107. cf. p. 173. Vergl. auch *Dio* 72, 15, wo Commodus in seinem Hochmuth — cf. *Eckhel* pag. 130 — sich selbst in einem Schreiben an den Senat unter Anderem „Germanicus Maximus“ nennt. Erst geraume Zeit nach dieses Kaisers Tode taucht der Name Germanicus wieder auf; wie nur zu gewöhnlich, abermals von einem Unwürdigen erneuert. Es war das Scheusal Caracalla; dieser Mann scheint den in Rede stehenden Titel zuerst im J. 196 v. *St.*, 213 n. Chr., angenommen zu haben, wo er *) sich zuerst an den gallischen Grenzen (wie später in den Lagern an der Donau) herumtrieb. Bei ihm ist es ungewiß, ob es in Folge der Vortheile geschah, die er über die Germanen gewann, oder, was auch Manches für sich hat, aus reiner Verlehr für die germanischen Barbaren, deren Völkern er in hohem Grade erwacht. *Herodian*, IV, 7. 13. cf. *Spartian*, in *Carac.* c. 6. *Eckhel* l. c. p. 222. Auf Inschriften und Münzen erscheint der Titel Germanicus, seinen übrigen Namen beiseigelt, seit 213 n. Chr. *Eckhel* p. 209 seq. *Böckh* l. c. p. 583. No. 1133. p. 648. No. 1321. p. 650. No. 1327.

Nach Caracalla war es, soweit ich sehen kann, zuerst wieder der Kaiser C. Julius Verus Maximus, der sich den Namen Germanicus beilegte. Es geschah wegren seiner in der That glänzenden Siege über die Germanen; vergl. *Herodian*, VII, 2. *Capitolin*, in

Maximin, c. 5 seq. cf. *Gruter*, *Inscr. rom.* p. 158. No. 6. Münzen, auf denen er mit diesem Beinamen geschmückt wird, erscheinen seit dem Jahre 189 v. *St.*, 236 n. Chr.; f. *Eckhel* l. c. Vol. VII. p. 291 seq. Auch seinem Sohn, C. Julius Verus Maximus, dem er bei seinem Regierungsantritte zum Cäsar und Mitregenten erhob, ertheilte er dann den Titel Germanicus; *Capitolin*, in *Maxim.* c. 1. *Gruter*, l. c. *Eckhel* l. c. p. 291 seq. u. p. 297 seq. Von seinen Nachfolgern nahm Julius Philippus für sich und seinen gleichnamigen Sohn wegen eines Sieges über die germanischen Carpen und andere teutsche Stämme den stolzen Titel „Germanicus Maximus“ an, der auf Münzen und sonstigen Denkmälern vom J. 1001 v. *St.*, 248 nach Chr., erscheint. *Eckhel* l. c. p. 321. 323. 331. 335. Geraume Zeit nach Philipp's Tode finden wir wieder die Kaiser Valerianus und Gallienus mit dem Beinamen „Germanicus Maximus“ geschmückt. Daß ihn Valerian geführt, erfahren wir aus Münzen und Inschriften; vergl. *Eckhel* l. c. p. 385 u. 389 und *Muratorius* *Inscr. vett.* Tom. I. p. 460, 5. Gallienus seinerseits verbandte (so gut wie sein Vater Valerian) die Mächtigkeits, den stolzen Beinamen führen zu können, nicht sowohl seiner eigenen Feldherrntätigkeit, sondern vorzugsweise den Siegen seines wackeren Feldherrn Postumus, Präfecten von Gallien und Anführers der Rheinarmee (wel in der Zeit seit dem Jahre 1009 v. *St.*, 256 n. Chr.; vergl. *Heyns*, *Geschichte* der legon. 30 Tyrannen cf. S. 8 f.); f. *Beger*, *Thesaur.* *Brandenburg.* p. 744 seq. *Eckhel* l. c. p. 390 seq. 400 seq. und p. 417; cf. *Gruter*, l. c. p. 275. No. 3. 4. *Zosim.* I, 30. cf. 31. 37. Vergl. *Zonar.* XII, 23. 24. *Eutrop.* IX, 8. 9. *Aurel. Victor.* *Caes.* 33, 1. Uebri gens nahm auch jener tapfere General Postumus, als er (f. *Heyns* a. a. D. S. 8 f. und 13—15) im J. 259 n. Chr. vom Gallienus abfiel, als selbständiger Beherrscher eines gallisch-transalpinischen Römerreiches auf seinen Münzen wegen seiner tapfern Thaten gegen die Germanen den Titel „Germanicus Maximus“ an. *Eckhel* l. c. p. 438 seq. *Beger* l. c. p. 749. *Heyns* a. a. D. S. 15. 16. *Trebell. Poll.* in Gallien, duob. c. 4. *Eutrop.* IX, 9. *Oros.* VII, 22. Von den Kaisern nach Gallienus führen ferner den Titel „Germanicus“ wegen ihrer Siege über germanische Stämme: zuerst der berühmte Claudius Gothicus; f. *Eckhel* l. c. p. 474. 476, vergl. auch p. 405. cf. *Aurel. Vict.* in *Epitom.* *Caes.* 34, 2. Ferner der berühmte „Widerhersteller des römischen Reiches“, der tapfere Aurelianus, *Eckhel* p. 484, und natürlich auch der treffliche Probus; *Eckhel* p. 506. In der folgenden Zeit finde ich mit dem Titel Germanicus, resp. Germanicus Maximus, nur noch den Usurpator Carausius in Britannien geschmückt; *Eckhel* l. c. Vol. VIII. p. 43. Dann aber streifen wir erst nach einem ungeheuren Bruchraum — während dessen einerseits furchtige Römerherrscher sich nicht mehr abgäben nach den Germanen, sondern nach den eventuell bezwungenen Alamannen, Gothen und andern besonderen teutschen Völkern nannten,

46) Nach *Spartian*, in *Carac.* c. 6 (cf. *Corp. Inscr. Graec.* coll. *Böckh*, No. 3407) hätte Caracalla den Namen Germanicus nach dem letzten (seines Vaters Septimius Severus angenommen; f. dagegen *Eckhel* l. c. p. 222.

andererseits aber die Reiche zu siegen an die Germanen gekommen war — wieder auf den Beinamen *Germanicus*; diesmal im byzantinischen Reiche. Und da ist es denn der berühmte Kaiser Justinianus I., dem die glänzenden Triumphe seines Feldherrn Belisar Gelegenheit gaben, unter die zahlreichen Siegesnamen, mit denen er sich schmückte, auch den längst verlungerten „*Germanicus*“ wieder aufzunehmen; s. *Muratorius* I. c. p. 467. 7. *Eckhel* I. c. Vol. VIII. p. 210 und vorzugsweise Stellen in dem sogenannten *Corpus Juris* (ed. *Krieger*). Sogleich in dem Proem. Institution. ; dann in der Constitut. de concept. digest. ; in der Const. de confirmat. digestor. und in der Const. de emend. cod. Justin. („*cordi nobis est seqq.*“). Nach Justinian finden wir dann diesen, wie andere seiner Sieges- und Ehrentitel auch bei mehreren seiner Nachfolger wieder. Sie scheinen denselben wie eine Art Schmutz oder Erbstück gutes Muthes übernommen zu haben, während trotz der glanzvollen Prunktitel germanische und andere nördliche Völker nicht aufhörten, an den Pforten ihres Reiches bedrohlich zu rütteln. So z. B. Justinus II.; vergl. in den Novellen (Constitut. nov. ed. *Krieger*) constit. III. „*die nocturne seqq.*“ ; ferner Theobertus Constantinianus und Maurilius; v. novell. constit. Theob. (I.) und const. IV. „*constitutum est seqq.*“ Vgl. *Eckhel* I. c. p. 210. Weitere Träger des Namens *Germanicus* habe ich bis jetzt nicht entdecken können“).

(Dr. phil. G. F. Hertzberg.)

GERMANIEN, GERMANEN¹⁾. Abschnitt I: Geographie und Ethnographie.

§. 1. Die geographische Kenntniss Deutschlands ist bei den alten griechischen Historikern, Geographen und Dichtern bis in das zweite Jahrhundert der römischen Kaiserherrschaft natürlich noch beschränkt, die Topographie im Verhältnisse zur Ethnographie noch nicht planmäßig gesichtet und geordnet, auch war es ihnen in den noch wenig bekannten Regionen nicht möglich, über flüchtige Umrisse hinauszugehen. Richtige und sehrreiche Mittheilungen kommen neben entstellten oder fabelhaften Angaben zu Tage und selbst Tacitus und Ptolemäus vermochten nicht überall durchzubringen und klares Licht zu verbreiten, obwohl ihre mit Eifer gesammelten Berichte für uns unschätzbaren Werth haben. Um mit der ältesten griechischen Ethnographie zu beginnen, könnte man wol fragen, ob nicht schon Herodot irgend eine Vorstellung von diesem so beträchtlichen Lande in seiner speciellen physikalischen Abmarkung gehabt habe. Allein dieser Historiker hatte seinen Blick mehr nach Osten, Süden und Westen gerichtet als nach dem Norden und den nordwestlichen Ländern. Auch war es ihm höchstens von

Äthiopien oder von den Anwohnern des Ästros her möglich gemorden, einige genauere Kenntniss zu erlangen, was sicherlich nicht geschehen ist. Von den Phöniciern hätte er Kunde über die nördlichen Küstenstriche erhalten können. Er vermochte sich also nur auf einige allgemeine Andeutungen einzulassen. Herodot weiß nur, daß in diesen nördlichen Regionen Kelten hausen und die *Keltarix* umfasst bei ihm so ziemlich den ganzen nordwestlichen Theil Europa's. Ja er setzt die Kelten noch über die Säulen des Herakles (*ἔως ἡαυχαίτων στήλων*) hinaus¹⁾. Nur den Ästros und die auf seinem langen Laufe von ihm aufgenommenen zahlreichen Flüsse kennt er genauer und gibt hierüber interessante Mittheilungen²⁾. Außerdem werden von ihm noch die Hyperborer erwähnt, ohne jedoch die ihm jedenfalls selbst noch ziemlich unbekannten wohnsässenden Wohnsitz derselben näher zu bestimmen³⁾. K. Barth hat die älteste Hindeutung auf deutsches Land und Volk in den Sagen von den Hyperborern zu finden geglaubt⁴⁾. Man kann jedoch als wahrscheinlich nur so viel annehmen, daß unter den Hyperborern die östlichen und nördlichen Bewohner Deutschlands mit begriffen worden sind. So viel darf man wol aus dem eingeschlagenen Wege, welche ihre Gesandten und Opfergaben aus dem Norden bis nach Delphi machten, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit folgern. Die Kunde von dem weitberühmten apollinischen Tempel konnte den nördlichen Küstenbewohnern Deutschlands durch griechische Seefahrer, welche Bernsteinhandel trieben, beigebracht worden sein. Alle weiteren Folgerungen können das Reich der Hypothese nicht überschreiten. Auch der vielkundige Aristoteles weiß sehr wenig von dem nördlichen Europa. Den Ästros läßt er auf dem

1^{a)} Herodot. II, 33. Vergl. H. Brechmer, Entdeckungen im Alterth. I. Abth. S. 471 ff. Aug. v. Wachsmuth (Geschichte der großen Völkern S. 662) meint, daß Herodot unter den Kimmeriern die Kentonen, d. h. die Kentonen, verstanden oder vielmehr mit inbegriffen habe, wozu nicht zu denken ist. 2) Herodot. IV, 47—50. Ueber den Ursprung des Ästros bemerkt er c. 49: „ἀποβόρως ἐκ Κελτῶν, αὐτοὶ λέγουσι ποτὶς ἦσαν ἀποβόρως ποτὶς Κελτῶν οὐλοῦντο τὸν τὸν ἔθνος, ἦσαν δὲ οὗα νότιον τῆς Ἑλλάδος, ἐκ τῶν αὐτῶν τῶν Δωδώνης ἐσπῆλιν.“ Berber c. 47 nennt er ihn νεωκυόρως. Vergl. III. c. 33. 34. Im Betreff der Wasserläufe sei der Ästros als der Ästros, welchen er hier als den größten, d. h. in seinem Laufe längsten aller ihm bekannten Flüsse bezeichnet. Doch nennt er dann c. 33 den Borythen nicht dem Ästros als dem *καλωπελαρῶος*, nachdem er ihn im Betreff der Größe dem Ästros nachgesetzt hat. Das Prädicat *καλωπελαρῶος* bezieht sich hier auf die sich gleichbleibende, nicht von Regen oder Thronheit abhängige Wassermaße. Wir kommen unten bei Betrachtung der Flüsse Deutschlands überhaupt auf den Ästros zurück. — Buch III. Cap. 115 spricht Herodot selbst seine Unkenntnis des westlichen Europa aus (*οὐκ ἐστὶ τὸν τὸν ἔθνος τὸν ποτὶς ἰσχυρὸν λεγόμενον ἔθνος αὐτὸν οὐκ ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος*), er weiß aber, daß Sinn und Breiten sich dem entsetzlichen Theile Europa's kennen (*ἐκ τῆς Ἑλλάδος δὲ αὐτὸν εὐκαταστρεφὲς ἔθνος γὰρ καὶ δὲ κίρηνον*). 3) Herodot. IV, 32—35. Pausan. *Met.* III, 5, p. 253. Gron. setzt die Hyperborer an die äußerste asiatisch-sibirische Nordküste. Seine geographischen Kenntniss waren in den nördlichen Regionen Europa's noch sehr beschränkt. 4) Deutschlands Urgeschichte. I. Abth. S. 1. §. 2. 2. Ausg. Vergl. Conr. Wanner, Geographie der Griechen u. Römer. 4. Bd. S. 89 ff. 2. Aufl.

4^{a)} Außerdem aber war *Germanicus*, *Germanianus*, der gewöhnliche Name für die Vandalen der deutschen Edvölkern der römischen Kaiser, resp. anderer Völker des Ostes; s. *Arctander* a. a. D. 3. Bd. 2. Abth. S. 385 ff. Nach Inschriften (*Gruter*. 602. 9 u. 11 und *Martial*). XII, 176) scheint diese Name auch zur Bezeichnung einer „lustigen Person“ gebraucht zu sein.

1) Unter diesem Worte wird von Deutschland der alten Zeit gehandelt, das Zeugniß des Mittelalters und der neueren Geschichte wird unter Deutschland besprochen werden.

Elbe sei vom Rheine 3000 Stadien entfernt, wenn man den geraden Weg einschlagen könnte. Allein der Weg gehe durch Krümmungen, Sümpfe und dicke Wälder und man müsse Umwege machen. Die Germania bezeichnet er als einen dichten, mit hochstämmigen Bäumen besetzten Wald, in dessen Mitte ein zum Raub und zur Wohnung bequemes gelegenes Gebiet sich befände. In seiner Nähe seien auch die Quellen des Istros und des Rheins, der zwischen beiden liegende See (*ἡ περὶ τὸν Ἰστρὸν λίμνη*, der lacus Brigantinus), und die durch das überfließende Rheinwasser entstehenden Sümpfe²⁹⁾. Hierauf beschreibt er die Größe und den Durchmesser oder die Durchfahrt des bezeichneten Sees, welcher auch eine Insel habe. Derselbe sei von Liberius im Kriege gegen die Vindeliker als Landungsplatz benutzt worden. Dieser See liege etwas weiter südlich von den Quellen des Istros, sowie auch der herynische Wald, sodas, wer sich aus dem Lande der Kelten in den herynischen Wald begeben wolle, erst diesen See, dann den Istros zu überschreiten habe³⁰⁾. Als Liberius eine Lagerstätte von dem See vorgeschritten war, erblickte er die Quellen des Istros. Die Räter berühren den See nur wenig, größtentheils greuzt das Gebiet der Helvetier und das der Vindeliker, sowie die Günde der Boier an denselben. Bis zum Lande der Pannonier bewohnen die Helvetier und Vindeliker größtentheils Hochröden oder Gebirgsland, welche Strabon zum Unterschiebe von wirklichen Gebirgen stets durch *ἁπλῶς* bezeichnet³¹⁾. Das Gebiet der Räter und Noriker reicht bis zu den Hochalpen und neigt sich gegen Italien hin. Die einen stoßen an die Insubrer, die anderen an die Karner und an die Drusken von Aquileia. Auch ist hier noch ein anderer großer Wald mit Namen Gebreta (*Γαβρέτα*), dann folgt das Land der Sueven, dann der herynische Wald, welcher ebenfalls von ihnen bewohnt wird. So Strabon in Beziehung auf das südliche Teutoburg³²⁾. Dann geht er zu den Kimbern über, welche er mit den Kimmeriern der Griechen für identisch hält und widerlegt die Annahme, daß sie durch das überfließende Meer aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden seien. Auch sei es nur Dichtung, daß sie die allseitige Erschneidung von Elbe und Elster nicht erkannt haben und ihr ausgewichen seien; ebenso, daß sie die Waffen gegen dieselbe als gegen ihren Feind ergriffen haben³³⁾. Er widerlegt

namentlich den Kleitarchos und gibt dem Posidonios Recht, daß die Kimber ein räuberischer, herumstreifender Stamm gewesen seien, welcher seine Streifzüge bis zum mächtigen See fortgesetzt habe. Von ihnen habe der kimmerische Vespores (gleichsam der kimbrische) seinen Namen erhalten, indem die Griechen die Kimber Kimmerier nannten³⁴⁾. Der Bericht des Posidonios bei Strabon lautet ferner, daß auch die Boier früher den herynischen Wald bewohnt haben und daß die hier eindringenden Kimber von ihnen zurückgejagt worden bis zum Istros gekommen und dann bis zu den Skordiskern und Galatern vorgezogen seien. Dann seien sie auch zu den Tauriskern und endlich zu den Helvetiern gekommen. Und als nun diese den durch Raub gewonnenen Reichtum der Kimber erblickt, seien sie dadurch gereizt worden, besonders die Liguriner (*Λιγυριοί*) und die Tegyner (*Τεγνῆες*), sodas sie mit den Kimbern vereinigt ebenfalls aufzubrechen seien. Durch die Römer aber seien sie sämtlich aufgerieben worden, sowohl die Kimber mit ihren Bundesgenossen, welche die Alpen überschritten hatten, als diejenigen, welche noch jenseits der Alpen sich befanden. Unter den nördlichen Völkern Deutschlands vom Rheine bis zur Elbe kennt Strabon als die hervorragenden die Sugamben und Kimbern. Als weniger große Völkerschaften erwähnt er die Cherusker, Chaeten, Gambrier und Chaturier. Nach dem Meere hin nennt er außer den Kimbern die Chaeten, Bructer, die Kattypen oder Kaffen (*Καυτίνοι*), jedenfalls die *Kaliokeas* des Ptolemäos) und die Kampfanier (*Καμπάνιοι*), wahrscheinlich dasselbe Volk, welches er selbst weiterhin Ampfanen nennt und zu den von den Römern besiegten Völkern zählt³⁵⁾. Die Kampfanier und Ampfanier können wol nur die Ampsuarier sein, welche weiter unten in Betracht kommen. Dann erwähnt er noch unter den Völkern, aus welchen Germanicus gefangen genommene Personen im Triumph aufzuehete, die *Novasoi*, in welchen wir wol die Uspier wieder erkennen müssen, die *Aurdoi*, die Labnauer, und die *Zorpataroi*, wahrscheinlich die Zubanten, deren Namen *Torgaroi* steht in *Zorgaroi* Verunkaltet werden konnte³⁶⁾. Alles Land jenseits der Elbe bis zum Meere bezeichnet Strabon als eine ihm und den Römern

aus gemachten Eroberungen, welche jedoch keine Dauer hatten, oder auf den Kampf des Arminius mit Marobod und den Abschlüß mehrerer Stämme von dem letzteren, oder er meint, daß sich diese Stämme immer weiter vor den römischen Waffen überhaupt zurückgezogen haben.

29) Strab. VII, 1, 292 u. 5, 313. ed. Casaub. Weltfamer weist auf die *Demonstratio provinciarum* in den *Auctores class. v. Vat. codd.* ab. A. Maio Romae 1831. edit. Tom. III. p. 413 Germania im Osten außer der *Vistula* auch von der *silva Hercynia* begrenzt, nach welcher Ansicht alle die südlichen Gebirge (*Karpathen, Sudeten*) zur *silva Hercynia* gezogen sind. Vergl. Fr. Creuzer, Zur Geschichte altgermanischer Cultur S. 74. 30) Libr. VII, 1, 292. Cas. 31) über Vindeliker vergl. P. von Stetten, Geschichte der Stadt Augsburg S. 2 fg. 32) Ibid. 33) Ibid. c. 2. p. 293. Cas.

34) Ibid. c. 2. p. 293. Cas. In den älteren römischen Werken der Griechen werden die Teutonen bald mit unter dem Namen der *Kimeroi*, bald mit unter den *Kampfanen* begriffen. Vergl. *Stymon* von Chios Fragm. v. 900 (Fragm. des poem. geograph. de Scymnos de Chio, ed. Valart. [Par. 1840.] und v. 175. 166). *Stylor* kennt wie Herodot nur Kelten in diesen Regionen (p. 3. ed. B. Fabricii). *Dionysios* Pers. S. 304 nennt die *Epioroi* unter den Völkern nördlich vom Istros und läßt dann folgen auf dieselben die *Zegparoi*, *Pirai*, *Boarparoi* folgen. Dazu *Euphrasios* und die *Interp.* zu II. 285 fg.

35) *Αὐτὰς τε γὰρ εἰς τὰς ἀρμενίας ἀφ' ὧν τῶν Ἰστανίων, Ἐκρινόων ἀποτολὴν παρὰ τῶν ὀνομασθέντων ἀδελφῶν.* 36) Strab. VII, 1, 291. 292. Casaub. Vergl. *Beuf* a. a. S. 112. *Demerich* a. a. S. 154. 158. Die *Kaυτίνοι* sind gewiß Völkern, welche p. 292. d. c. *Kaυτίλοι* genannt werden. Das letztere nämlich nur Schreib- oder Druckfehler, indem aus c ein θ (aus O in A) geworden ist. 33) Strab. Ibid. Vergl. *Demerich* S. 163. 169.

unbekannte Region. Er wisse keinen, welcher jemals zu Schiffe diese östlichen Theile besucht und sich zur Umrundung des kaspischen Meeres gelangt sei. Auch die Römer seien niemals in das östliche Gebiet der Elbe gekommen. Ebenso habe sonst keiner zu Lande eine Wanderung nach diesen Regionen unternommen³⁶⁾. Strabon weiß jedoch, daß wenn man östlich von der Elbe gerade aus fortgehe, man in die Gegend des Borysthenes und in den Meeres des Pontos Euxines gelangte; dies ergebe sich aus den Klimata und den parallelen Entfernungen. Den südlichen Theil Deutschlands läßt Strabon wie schon bemerkt, von den Sueven bewohnt sein; an deren Gebiet östlich die Geten grenzen³⁷⁾.

§. 2. Claudius Ptolemäus, welcher, nachdem er im ersten Buche die mathematische Geographie behandelt, im zweiten mit Europa anhebt und von Westen nach Osten fortschreitend im elften Capitel über Teutschland redet, unterscheidet zunächst Teutschland als großes Germanien von der doppelten Provinz Germania (*ἡ ἄνω* und *ἡ κάτω*), in Gallien und beschreibt dann in seiner Weise die *finis* der großen Germania ausführlicher nach Völkern, Stämmen, Bergen, Flüssen, Städten, wobei die Lage nach Graden gemessen wird. Der Rhein begrenzt die westliche Seite, der Oceanus die nördliche, die südliche der westliche Theil des Istros (Danubius), von den sarmatischen Gebirgen wird der östliche Theil eingeschlossen. Dies die natürlichen Grenzen, auf die Staaten hat er sich nicht eingelassen. Dann beschreibt er in seiner Weise die Duellen und die Umrundungen der Flüsse und gibt die Dimensionen und Maße der Entfernungen an. Hierauf erwähnt er die namhaftesten Gebirge und führt dann unter den bekannten eine beträchtliche Zahl von Namen unbekannter Völkernamen auf, wobei sich ergibt, daß viele der von Strabon, Plinius, Ptolemäus, Tacitus u. A. angeführten Völkernamen hier nur eine veränderte Gestalt erhalten haben. Unter den bekannten werden von ihm die Engländer, die Sueven und Langobarden, die Griechen, Chauken (*Καύχοι*), die Sachfen (*Σαξόνες*), die Kimbrer als die nördlichsten (*πρότων* *δὲ ἀρκτικωτάτων Κίμβροι*), die Teutonen, die Cherusker und Chamaver, die Chatten und die Quaden (*Κουάδοι*) erwähnt. Ebenso zählt er eine lange Reihe von Städten (*πόλεις*) im nördlichen, mittleren und südlichen Klima auf, von welchen nur ein kleiner Theil auch bei anderen Autoren angegeben wird und von denen sich wohl viele nur auf irgendwie bewohnte Plätze, Castelle, römische hiberna u. s. w. beziehen mögen³⁸⁾.

36) Strab. lib. VII. 3, 294. *Cassiodor*. Er hat also die Küstenfahrt des Pytheas gar nicht in Anschlag gebracht. 37) Lib. VII. 3, 295. p. 8. Dommerich (Die Nachrichten Strabo's über Teutschland S. 12) führt eine Reihe von Angaben über die absolute Lage einzelner Punkte Teutschlands an, welche aus Strabo's Werke entnommen sind; p. 8. Die Abgrenzung liegt 32,400 Stadien vom Aequator, 4400 Stadien von der Nordspitze der Pyrenäen entfernt. Die Rheinquelle ist 29,000 Stadien vom Aequator, 3000 Stadien von den Pyrenäen entfernt u. s. w. Dann folgen Maßangaben wie die S. 13: der Rhein ist in graden Linie etwas über 3000 Stadien lang und fließt den Pyrenäen parallel. Strab. IV. 3, 31 S. 1. 38) Strabo haben jedoch auch schon echt trausische Endungen von Städtenamen, p. 8. auf ingen und

Den Schluß machen die Inseln im nördlichen Meere in der Nähe der Flußmündungen. Wichtig ist besonders die Angabe über die drei Inseln der Saren, der Elbmündung gegenüber. Die große Insel Skandia (Schweden und Norwegen) steht er der Weichselemündung gegenüber³⁹⁾. Jedenfalls hat Ptolemäus viel reichhaltigere Quellen benutzt als seine Vorgänger, namentlich Reisebeschreibungen und Landkarten, und zwar trübsche und alexandrinische Landkarten, welche der Schifffahrt und dem Handelsverkehr dienten. Denn er kennt in den unbekanntesten Gegenden Städte, Flüsse, Festungen, von welchen die Römer Nichts wußten⁴⁰⁾. Auch scheint er mündliche Nachrichten von Schiffahrern vernommen zu haben, welche Wahres und Falsches enthalten konnten. Wahrscheinlich hat auch Plinius zu seinen Maßbestimmungen Buch 3—5 ältere Kartenwerke benutzt. Bei den übrigen griechischen Autoren findet man einzelne zerstreute Bemerkungen, welche gewöhnlich von einer beschränkten Kenntniß der zu Germania gehörenden Landschaften zeugen. So läßt Dionysios von Halikarnass Gallien durch den Rhein in zwei Hälften theilen, deren östliche Germania genannt werde und sich bis zum herynischen Walde und zu den rapischen Gebirgen erstrecke, sodas dieses Germanien an die Skythen und Thraker grenze⁴¹⁾. Dionysios Periegetes redet von den weißfarbigen Stämmen der kampflustigen Germanen, welche an den Bergrücken der herynischen Wäldungen hin wohnen. Auch kennt er die Duellen der Flüsse Rhodanus und Istros und betrachtet die Germanen als Nachbarn der Sarmaten, Geten und Bastarnen von Osten, läßt also ihr Land weit nach Osten hin reichen⁴²⁾. Ebenso führt Rufus Festus Avienus die Germani neben den Sarmaten, Geten, Bastarnen und Daken auf⁴³⁾.

fort, wie II. 11. §. 28 *Ἀνακλιγίων* und *Λογισσίων* (Katalingen, Lupatun) im mittleren Klima. Ebenso *Τοκλιγίωνες*, Tulsitun, ibidem. Dann finden wir Namen, in welchen der östliche Theil Weich bedeutet, wie *Ανακλιγίωνες*, welcher östliche Theil noch jetzt in mehreren Städtenamen vorkommt, wie Weichsenfeld, Weichsen. Dann kommen viele mit unen endend vor: *Ορίγοντες*, *Ασπιγόντες*, *Λεγιδόντες*, *Μελιδόντες*, *Καυβιδόντες*, *Ταυβιδόντες*, *Ερσπιδόντες*, *Πιδνιδόντες*, welche Namen Ptolemäus natürlich schon durch die Römer latinisiert (in unum endend) überkommen hatte, und von denen wohl einige erst durch die Römer entstanden waren, z. B. solche, welche ursprünglich nur römische Anlagen, Castelle, Hiberna u. s. w. geseien zu sein scheinen. Ueber die Frage, ob die Teutschen damals überhaupt Städte gehabt haben, s. unten §. 41.

39) Lib. II. c. 11. §. 1—34. Ueber Germania prima und secunda handelt er c. 10. 40) Man kann hierüber R. d. Brehmer, Entdeckungen im Alterth. I. 2b. S. 13 fa. 35 fa. vergleichen, welcher viel Bemerkenswerthes hierüber beigebracht hat. Andere haben die Glaubwürdigkeit des Ptolemäus bezweifelt. A. Müllenhoff in den Nordalb. Studien I. 2b. S. 113 bemerkt: „Es darf dem Ptolemäus bei der deutschen Völkergeschichte gegen die römischen Nachrichten nur ein secundärer Werth zugesprochen werden, da seine Tafel offenbar nur ein Gemisch von Echtem und Gutem ist.“ 41) Excerpta ex Dionysii Hal. Antiquit. Rom. XIV. 2. p. 228. ed. Stercor. Es kann dies zum Beweise dienen, daß Strabon's Wort dem Dionysios nicht bekannt gewesen, mithin die Antiquit. Rom. des Dionysios viel früher geschrieben sind als Strabon's Geographie. 42) Perieg. v. 263. 264 seq. Dazu Eustathius und die Interpreten. 43) A. 442 fa.

gegangen sein. Doch können wir uns mit seinen leicht hingeworfenen Sätzen immerhin begnügen, zumal da ihm ältere und gleichzeitige Autoren, sowie mündliche Mittheilungen von Germanen in Rom und von Römern in Germanien in reichlicher Auswahl zu Gebote standen. Er konnte also vergleichen, prüfen und doch wol der historischen Wahrheit möglichst nahe kommen und ist ihr durch seinen scharfen Blick selbst in vielen damals noch wenig bekannten Dingen ziemlich nahe gekommen. Eine namentlich seit der kritischen Polemik gegen Luden's Patriotismus aufgekommene und so Manchem liebgeordnete Thorheit darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, in dieser Schrift nämlich nichts Anderes als einen Sittenpiegel oder eine belehrende Satyre auf die Gebrechen des römischen Volkes zu erkennen. Nichts ist ungereimter, als diese aus den zahlreichen ethischen Bemerkungen und scharfen Ausfällen auf Roms Entartung gefolgerte Hypothese, schon deshalb ungereimt, weil Tugend und Laster, edle und schlechte Eigenschaften der Germanen auf gleiche Weise unparteiisch geschildert werden und neben dem Lobe auch der Tadel seine Stelle findet⁴⁷⁾. Aller literar.-historischen und sprachkritischen Grundlage entbehrt die Ansicht, welche, z. B. einst der träumende Graf von Wackerbarth und Gnosien, auch noch jüngst ein Grund der feilischen Studien vertreten haben, daß diese Schrift dem Tacitus gar nicht angehört. Diese Ansicht ist jeder Erörterung unwürdig⁴⁸⁾.

§. 5. Die Grenzlinien, welche Tacitus um Teutschland gezogen hat, sind theils natürliche, durch Flüsse, Berge und Meer geschaffene, theils nationale, durch Grenzmarken der Völker bedingte. Südlich, südwestlich und westlich nennt er als die natürlichen Grenzen den Danubius und Rheinus, welche Flüsse Teutschland von den Gebieten der Pannonier, Räther und Gallier scheiden. Ostlich bezeichnet er die Sarmaten und Daker als Grenzvölker, von welchen die Germanen durch gegenseitige Furcht (*mutuo metu*), gleichsam ein moralisch-politisches Gleichgewicht, weil beide große Mächte hatten) geschieden werden. Außerdem treten hier auch noch Gebirge als natürliche Scheidewand (aut montibus) hinzu, worunter er jedenfalls die großen und kleinen Karpathen

verstanden hat. Alles Uebrige, also der ganze Norden Teutschlands, werde vom Meer umspült, welches hier weite Buchen und unermessliche Flächen von Inseln umfasse. Hier habe man noch vor Kurzem einige Völker und Herrscher kennen gelernt, deren Wohnsitz durch den Krieg eröffnet worden seien. Der Rheinus, auf einem steilen und unzugänglichen Gipfel der römischen Alpen entspringend, wende sich in mäßiger Krümmung gegen Abend und ströme dann ins nördliche Meer. Der Danubius entspringe auf einem in gelinder Steigung sich erhebenden Rücken des Gebirges Abnoba⁴⁹⁾, berühre dann mehrere Völker, die er sich in sechs Krümmungen in das pontische Meer ergieße, während die siebente von Sümpfen verschlungen werde⁵⁰⁾. Aus diesen Angaben und Grenzbestimmungen darf man folgern, daß Tacitus die östlichen Theile Germania's weniger kannte, als die südlichen, westlichen und nördlichen, welche letzteren natürlich durch die Hergänge der römischen Legionen, sowie durch Handelsverkehr läuglich genauer erforscht worden waren⁵¹⁾.

§. 6. Bevor wir ihm nun in der Beschreibung der einzelnen Völkerstämme folgen, erwähnen wir die von Plinius und Tacitus angegebene Einteilung der teutschen Stämme in Ingävonen, Hermionen und Isthävonen oder nach neuerer Schreibart Isädonen, welche, wie Tacitus meint, nach dem Namen der Söhne des Mannus statgsenben haben soll⁵²⁾. Die Ingävonen sollen die Völker des Nordens, oder richtiger die von den Sueven gegen Nordwesten nach dem Meere hingezogenen Völkerstämme, Friesen, Chaulen, Teutonen

49) Tacit. Germ. c. 1. Der Name dieses Gebirges findet sich bei griechischen und römischen Autoren auf verschiedene Weise geschrieben, unter welchen Schreibarten einige offenbar nur Corruptionen der Uebersetzer sind. Der Geograph Ptolemäus (II, 11) nennt es *'Aßpova* *βεγ*, auch einfach *'Aßpova* und *Aßpova*, das letztere wahrscheinlich nur Entstellung. Im Lateinischen kommen auch Arnoba, Arbona und Armba vor, wovon die beiden letzteren nur auf Umstellungen der Buchstaben beruhen; s. Tacit. Germ. c. 1. Not. 27. ed. Meumann. Daß Abnoba die richtige Bezeichnung ist, erhebt aus zwei Denkmälern mit Aufschriften, welche im Schwarzwalde gefunden worden sind; s. Gerhart, *Historia migræ silvæ*. Vol. I. p. 7. Vol. II. p. 243. Das erstere Denkmäl besteht in einer ara mit der Aufschrift: in honorem divinus divinae Abnobæ. Abnoba bezeichnet denjenigen Theil des Schwarzwaldes, in welchem die Donau entspringt. Diefen kennt aus Plinius (H. N. IV, 24), welcher über den Danubius bemerkt: *ortus hic in Germaniæ jugis montis Abnobæ, ex adverso Raurici Galliae oppidi multis ultra Alpes milibus ac per innumeras lapsum gentes Danubii nomina, immenso aquarum actu et ante primum Illyricum aluit, Ister appellatus etc.*

50) Tacit. Germ. l. c. 31) Ueber die natürlichen Grenzmarken Teutschlands, namentlich des Westens nördliche Flüsse, vergl. Herm. Müller, *Die Wälder des Vaterlandes*. I. Th. 6. §. 6. 32) Plinius IV, 28 mit seiner fünftheiligen Theilung der teutschen Stämme ist bereits erwähnt worden. Tacitus, Germ. c. 3: *Mauro tres filios sanguinis, a quorum nominibus proximi Oceano Ingævones, medii Hermiones, ceteri Isäcæones vocantur.* Ueber die Ableitung des Namens Isthävonen, welcher neuerdings in Isäcæones umgestaltet worden ist, vergl. Haupt's Zeitschrift für teuth. Alterth. 8. Bd. und §. 200, des teuthen Volkes und Reiches Ursprung und Werden S. 207 ff. Da die römischen Autoren in dem Namen Isäcæones übereinstimmen und verschiedene Lesarten in den Handschriften nicht existiren, so läßt sich die Umgestaltung in Isäcæones nicht erklären.

47) Hierüber hat auch bereits Franz Passow, *Vermischte Schriften* (über Tacitus' Germania) C. 31 verhandelt geurtheilt. 48) V. Wackerbarth, *Geschichte der großen Teutonen* C. 657: „Man glaube doch ja nicht die römischen Tugenden von einigen Geschichtsschreibern, die unser Vaterland nie gesehen, sondern nur vom Hörensagen — lauter Unfath, Albernheit und Wahnwitz aus fernem Landen erzählt. Uebrigens ist es ja auch bekannt genug, daß der kleine Wusthof über die Sitten und Gewohnheiten unserer herrlichen Vorfahren „de moribus Germanorum“ gar nicht einmal von dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus, (sondern von einem finstern Bismarck der Mittel- oder des Dreizehnhundertens zu Gesevi in Weßfalen, aus dem mittleren Jahrhunderten, herkommt.“ Ich kenne kein Buch, welches soviel Unfath, Albernheit und Wahnwitz enthält, als *Die alten Quellenstudien* entbehrende Trauungsschichte von Wackerbarth, auf welche ich unten bei den Teutonen (Abschn. II. §. 4) zurückkomme. Der zweite, welcher die Schrift des Tacitus als spitzer Nachwerg bezeichnet, ist der Kettenfreund Kerscher, welcher mit seine Ansicht mündlich mitgetheilt hat. Also nur Männer ohne philologische Studien.

umfassen: die Germanen dagegen sollen die in der Mitte Deutschlands gesessenen Völkerschaften, den suevischen Stamm im weitesten Umfange begriffen haben; die Jäsonen aber die dem Rheine entlang wohnenden, nach Westen vorgeschobenen Stämme, jenseits des Rheines die Arevier, Erioborer, Nemeter, Rangionen, welche zu Cäsar's Zeit längst mit Kelten und Gallen vermischt waren; diesseits des Rheins die Tubanten, Chamaven, Bructer, Eggamber, Cherusker, Ubier, Lippiter und Tencther⁵³⁾. Ob diese Einteilung ursprünglich in der Stammverwandtschaft und in dem damit zusammenhängenden Gulte, oder in einem anhrhionischen Verbände um ein gemeinsames Heiligtum, oder in irgend einem anderen alten, etwa kriegsgenossenschaftlichen Verhältnisse ihren Grund gehabt habe, ist schwer zu ermitteln. So viel leuchtet jedoch ein, daß dieselbe in der späteren Zeit, seit Tacitus, eine politische Bedeutung nicht mehr gehabt haben könne. Auch wird dieselbe bei späteren griechischen und römischen Historikern nicht mehr erwähnt. Hätte dieselbe aber auch noch im zweiten und dritten Jahrhundert eine Bedeutung gehabt, so müßte sie doch wenigstens mit der anhebenden Völkerbewegung von Osten nach Westen, im vierten und fünften Jahrhundert völlig verschwinden, da seit dieser Zeit in allen Regionen Deutschlands die alten Verhältnisse völlig aus den Angeln gehoben wurden. Eine neuere, durch hinreichende Beweise nicht unterstützte Hypothese hat angenommen, daß aus den Jäsonen die Franken, aus den Angaronen die Sachsen hervorgegangen seien⁵⁴⁾. Dagegen läßt sich leicht für einzelne Stämme eine Bedeutung hieraus ableiten. So lassen sich die Hermunduren mit Plinius als hermannische Duren, und diese als Duriang, Thüringi, Thüringer betrachten⁵⁵⁾. In dessen existiren noch andere Auslegungen dieses Namens⁵⁶⁾. Nachrichten über die Amphiktionie der friesischen Völker findet man in der Vita Sancti Willibrordi von Alkuin und in der Vita Ludgeri von Alfrid, also aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts. Diese Nachrichten erwähnen eine Verbindung, welche die Völker-

schaften des Friesenlandes von der Maas bis zur Dänemarksgrenze hin gehabt haben⁵⁷⁾.

§. 7. Nachdem nun Tacitus die Teutonen, ihre Gebräuche, Sitte und Art von verschiedenen Seiten beleuchtet hat, beginnt er mit dem 28. Capitel seine Aufzählung und Beurteilung der verschiedenen Stämme und Völkerschaften. Zunächst nennt er die einst gewiss dem hercynischen Walde, dem Rheine und Main haushenden Helvetier, neben welchen einst auch die Boier ihre Wohnsitz gehabt hatten. Er bezeichnet beide als Völker gallischen, das heißt wol, keltischen Stammes. Die Helvetii erstreckten sich also früher (sicherlich vor Cäsar's Zeit) ziemlich weit in das südliche Deutschland hinein, waren aber durch die Macht der teutschen Stämme, jedenfalls der Sueven, in das Gebiet zwischen dem Rheine, dem Raro und der Rhone zurückgedrängt worden, weshalb sie zur Zeit Cäsar's aufbrachen, um sich ein größeres Land in Gallien zu erkämpfen, da sie wahrscheinlich gegen die Sueven Nichts auszurichten vermochten⁵⁸⁾. In die Sueven unter Ariovist in Gallien mochten ihnen zum Vorbilde dienen, oder sie waren vielleicht von gallischen Stämmen herbeigerufen worden, um durch ihren Beistand den Ariovist wieder aus Gallien zu vertreiben. Auch die Boii hatten vor Cäsar's Zeit, jedenfalls von den mächtigen Sueven bedrängt, die früher von ihnen behaupteten Regionen verlassen und weiter östlich von neuen Wohnsitz den Besitz genommen. Noch früher muß ein Theil derselben über die Alpen gegangen und in Oberitalien eingedrungen sein, wo sie in Verbindung mit den Insubren und Cenomannen den Römern mehrmals Niederlagen erlitten⁵⁹⁾, bis sie endlich zu Grunde gingen⁶⁰⁾. Da nun Tacitus von den Boii zu den mit einander verwandten Travisci und Osi übergeht, von welchen die letzteren zu seiner Zeit in Pannonia, die letzteren in Germania ihre Wohnsitz hatten, so muß das Gebiet derselben an das der Boii begrenzt haben. Er folgert die Verwandtschaft der Travisci und Osi daraus, daß sich beide gleicher Sprache,

53) Vergl. Leo, Des teutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden S. 202 fg. A. Barth, Uebersicht Deutschlands I. S. 376 fg. meinte, daß die Germanen aus Oberländern, Jäsonen dagegen Niederländer bezüehnen könnten. 54) Vergl. A. Fr. D. Schaumann, Geschichte des niederländischen Volkes S. 3. 55) Plin. H. N. IV, 28; f. unten §. 16. Vergl. Leop. v. Zedler, Nordthüringen und die Germanen S. 49. Eine weit zurückreichende Ansicht über Mannus und seine Söhne hat F. Leo a. a. D. S. 208 entwickelt. „Es fällt hier zunächst auf, daß diese Worte nicht bloß eine germanische, sondern, wie es scheint, eine ursprünglich allen indogermanischen Völkern gemeinsame R., also eine aus der asiatischen Heimat mitgebrachte. Die Kelten verweigern jedoch dieser Stammesige. Mannus geht zwar über Mannus nicht hinaus. — Aber nicht bloß bei diesem wälschen Mannus findet sich die Wurde, sondern auch bei den Gaelen in Irland und Schottland, — diese aber nennen die drei Söhne des Mannus, den ersten Gede, Jäson oder Gede, den zweiten Gironen, den dritten Gino — offenbar dieselben Namen, die den teutschen Stammnamen der Jäsonen, Germanen und Anglonen zu Grunde liegen“ u. s. w. 56) Vergl. Leo a. a. D. S. 206.

57) Vergl. Leo S. 204. — S. 205 bemerkt derselbe: „Die Bewohner der Westfriesenlande von Holland bis Friesland, soweit sie nicht Sachsen waren, hatten sicher im 8. Jahrhund. und im Anfang des 9., wahrscheinlich aber schon viel früher, ein gemeinsames Heiligtum auf der Insel Helgoland, d. i. Heiligeland. Da vor ein Tempel des Gottes Fosite, wie er freisch, oder Fosite, wie er altmännisch genannt wird (d. i. praesens, forsatio). — „Fosite scheint ein Gott, der vorzugsweise Reichthumspatron ist für Schiffahrtseingeweihten, und deshalb war wol seine Heimat, die früher Fosteland, später Heiligland, Helgoland genannt ward, selbst Verwahrern unterstellt.“ 58) Vergl. Caesar. Bell. Gall. I. c. 2. Tacit. Germ. c. 28. Vergl. hierzu die Ausleger und Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 2. Abt. I. 1. Abth. S. 188 fg. Ueber die ältesten Bewohner Delatiens vergl. Jac. Cassius, Annuaire und unpublizierte Beschreibung delatensis Geschichte. I. Abt. (Paris 1768). 59) Vergl. Livius XXI. c. 25. XXXII. c. 21. Tacit. Germ. c. 28. „Mant adhibe Boiarii non significatque loci veterem memoriam, quamvis mutatis cultoribus.“ 60) Ueber diese Boier in Italien hat S. Sieggert, Münchener der ältesten Geschichte des bairischen Hauptvolkes Mannes S. 14 fg., besonders gehandelt. (München 1844.) Vergl. A. Barth, Deutschlands Uebersicht. I. Abt. S. 504 fg. 2. Ausg.

gleicher Sitten und Bräuche bedienten. Aus dem Folgenden ergibt sich, daß beide an dem Ufer des Donubius hausten, die Kravisci an dem jenseitigen in Pannonia, die Osti an dem diesseitigen in Germania. Zu den germanischen Stämmen rechnet er aber keine von beiden⁶¹⁾). Auch läßt er es unentschieden, ob die Kravisci von den Oeni aus Germania nach Pannonien gekommen seien oder umgekehrt die Osti von den Kravisci aus Pannonien nach Germania. Wädlich ist es, daß beide zu dem großen Keltenstamme gehört und sich vor der andrängenden Macht der frugierischen Sueven zurückgezogen hätten.

Hierauf wendet sich Tacitus wiederum nach der Rheingegend und bezeichnet jenseits des Flusses (in der Provinz Germania) die Treveri und Nervii als Stämme, welche sich rühmen von den Germanen abzukommen und es verschmähen, zu den Gallern gezählt zu werden⁶²⁾). Wenn neuere Historiker die deutsche Abkunft der Treveri beweist oder zugehört haben, ohne berechtigte Gründe aufzubringen, so dürfte dagegen wol geltend gemacht werden, daß dieselben in einer weit früheren Zeit über den Rhein gegangen sein können, als andere deutsche Stämme, vielleicht schon Jahrhunderte vor Cäsar's Ankunft in Gallien, lange schon vor der Hertzfahrt der Kimbrer und Teutonen und daß dadurch ihre Abkunft weniger kenntlich gewesen sei. Warum sollen sie sich gerühmt haben, von den Teutischen abzukommen, da doch noch zur Zeit des Cäsar und des Tacitus unter den Gallern viele ausgezeichnete Stämme waren, welche ihre Tapferkeit gegen Cäsar mit unermüdblicher Anstrengung bewährt hatten? Schmachvoll konnte es keineswegs sein, zu den gallischen Stämmen zu gehören. Wären sie wirklich ihrer Abstammung nach Gallier gewesen, so würden es doch Galliens urreingeborne Bewohner ihnen übel vermerkt haben, wenn sie sich der gallischen Abkunft hätten schämen und im ersten Wahn der germanischen

hätten rühmen wollen. Auch würden sie doch gallischen Charakter, Sitte und Art nicht ganz haben verlegen können. Als Völkerschaften von ungewisserer deutscher Abkunft dagegen bezeichnet Tacitus die Bannionen, die Triboci und die Nemetes, ebenfalls Bewohner des jenseitigen Rheinufer⁶³⁾). Da diese drei kleineren Völkerschaften von geringerer Macht waren als die Treveri, so würden sie sich schwerlich gegen die Gallen haben behaupten können, hätten sie nicht an den Trevern eine Vorwauer gegen Gallien hin gehabt. Mit den Trevern hatte bereits Cäsar viel zu schaffen, weshalb wir bei ihm reichhaltige Nachrichten über dieselben finden. Deshalb wurde ihr Gebiet von Rheine begrenzt, im Süden waren die Mediomatriser oder die Bewohner des gegenwärtigen Gebietes von Metz, im Südwesten die Remi ihre Nachbarn. Auf der Westseite der Ardennen, an der Maas, hausten einige kleinere deutsche Volksstämme, die Condrusi, die Eboraci, die Segni, die Pamanen und Eburonen, von welchen die Condrusi und Eburonen unter dem Schutze der mächtigen Treveri standen⁶⁴⁾). Weiter im Norden gegen das Gebiet der Bataver hin hatten noch zur Zeit des Civilis die Langri ihre Wohnsitze und gehörten zum Bereiche der Provinz Germania secunda⁶⁵⁾). Die Uebri waren vor Cäsar's Ankunft in Gallien ein ziemlich starkes Volk diesseits des Rheins in der Nachbarschaft der Esgambrer und Sueven, jedoch als Cäsar zu ihnen kam, den Sueven nicht mehr gewachsen, von welchen sie durch fortwährende Befehdungen geschwächt und endlich tributbar gemacht worden waren⁶⁶⁾). Ihnen bot daher die römische Fremdschaft

61) Germ. c. 43: „Götinos Gallica, quos Pannoniae lingua coarctat, non esse Germanos et quod tributa patiuntur.“
62) Germ. c. 28: „Treveri et Nervii circa affectionem Germaniae originis ultro ambulosant, tanquam per hanc gloriam sanguinis aialitudo et inertia Gallorum separantur.“ Aus dem Folgenden: „Ipsum Rhodi ripam aude dicit Germanorum populi colunt etc.“ hat J. Steininger, Geschichte der Treveri, I. Bd. S. 12 ff. einen wichtigen Beweis zu entnehmen gemeint, daß die Treveri keine Germanen gewesen seien, sondern sich nur der germanischen Abstammung gerühmt hätten. Allein dieser und die übrigen von Steininger angeführten Gründe sind nicht entscheidend. Die Treveri waren in Sitte und Art den Germanen ganz ähnlich. Sie zeichneten sich durch ihre Reiterei aus, grobe wie die Sueven, und Cäsar (Bell. Gall. VIII. 45) bemerkt: „In Treveris militi, quorum civitas propter Germaniae vicinitatem quotidianis exercitiis bellis, cultu et feritate non multum a Germanis differbat, neque imperata unquam alia exercitu coacta faciebat.“ Es handelte zu Cäsar's Zeit und noch später auch bei den Germanen diesseits des Rheins. Sie kühnerten sich nicht leicht um die imperata, soll sie nicht durch Gewalt dazu gezwungen werden. Vergl. Kap. 2. u. 3. Die Kreuzen und die Nachbarschaft S. 216 ff. Cäsar nennt die Treveri noch den übrigen Bewohnern des jenseitigen Uferstriches oft genug schlichthin Germani. Und darum nannten die Römer die zwei hier geschilderten Provinzen Germania prima et secunda.

63) Tacitus c. 28. Vergl. Annal. XII. 37. Hist. IV. 70. Die Tuglones bezeichnet auch Strabon (IV. 3. 193. Cas.) als eine deutsche Völkerschaft. Ebenso die den Treveri benachbarten Nervii (p. 194). Vergl. die Publications de la société p. l. recherche et conservation de monum. hist. dans l. gr. duch. de Luxembourg, Année IX. p. 33 seq. 64) Caesar. Bell. Gall. VI. 31. „Segni Condrusique ex gente et armis Germanorum, qui sunt inter Eburones Treverisque.“ Vergl. Jo. Nic. Houhaem, Prodrum. histor. Trevirensis — exhibens origines Trevirenses. Part. I. p. 8 seq. (Aug. Viad. 1757). J. Steininger, Geschichte der Treveri. I. Bd. S. 10; dazu die Karte. Bei Tacitus, Hist. IV. 67. 70 werden noch die Lingones und V. 16 die Gurguni neben den Batavi erwähnt, ohne Angabe, ob sie zu den Germanen oder Gallen gehörten. Plinius (H. N. IV. c. 31) nennt sie Guberaei und zählt sie zu teutschen Völkerschaften in Gallien. Er führt dieselben zwischen den Uibern und Batavem auf, und diese Bestimmung ihrer civitates ist gewiß die richtige. Ueber die Treveri vergl. Les Nerviens, anciens habitants de l'arrondissement d'Avesnes, avant et pendant la conquête des Gaules par César (par J. L. Arvan. 1843.). Verschiedene Worte über die Geographie einiger Districte im alten Gallien überführt findet man in dem Catalogue de l'histoire de France. Tom. I. (par J. Tachez. Paris. 1855.) p. 4 seq. angeführt. Zeitlich die Ueber über den Rhein gebracht worden, waren wol ziemlich alle Völkerschaften des jenseitigen Rheinuferes germanischer Abstammung. Ueber die Eburonen vergl. J. Barth, Teutisches Uragesichte. 3. Bd. S. 135 ff. 2. Aufl. 65) Tacitus, Hist. II. 14—16. IV. 16. 35. 66) Caesar, Bell. Gall. IV. 3: „Ad alteram partem accedunt Ubi, quorum fuit civitas ampla atque florens. — Hos quum Suevi multis saepe bellis experti propter amplitudinem gravitatemque civitatis finibus pellere non potuissent, tamen vestigia abli fecerunt ac multo humiliores infirmioresque redegerunt.“

eine willkommene Zuflucht gegen ihre drängenden Feinde. Cäsar zog bei ihnen Erkundigungen über die Sueven ein. Allein eben Freundschaft mit den Römern, daß sie um so mehr von den übrigen Stämmen gehaßt und angefeindet wurden, bis sie endlich durch M. Riparianus Agrippa während der Regierung des Augustus über den Rhein geführt am jenseitigen Ufer eine sichere Zuflucht fanden. Colonia Agrippinensium wurde nun ihre Hauptstadt und gelangte bald zu großer Blüthe. Drusus und Germanicus benutzten die Ubier mit Vortheil während ihrer Heerfahrten gegen die Germanen⁶⁷). Im Kampfe des Civilis gegen die Römer kam ihre Stadt in große Bedrängniß und mußte es nothgedrungen solange mit den Rebellen halten, bis die Römer des ganzen Aufstandes Meister wurden⁶⁸). Der alte Haß der Germanen gegen die Ubier wirkte auch noch späterhin fort und sie konnten nur durch die römischen Waffen gesichert werden.

§. 8. Von den Uletern wendet sich Tacitus zu den Batavern, deren Gebiet von dem Rheine, der Waal und Maas und vom Meer umgrenzt und zu einer Insel gestaltet wurde (sed insulam Rheini amnis colunt). Tacitus läßt sie von den Chatten abklammern und durch eine Partiereivolle aus ihren Wohnsitzen verdrängt werden⁶⁹). Auch jenseits des Rheins hatten sie noch einiges Gebiet in Besitz genommen. Spuren des alten Namens zeigen sich noch gegenwärtig in den Gemarkungen Batua und in dem Landschaftsnamen Over- und Neder-Vertuwe⁷⁰). Cäsar war mit ihnen nicht in Berührung gekommen, sowie er überhaupt zu den Rheinmündungen niemals vorgezogen war. Dagegen hatte sie Drusus zu gewinnen gesucht, damit sie seinen Unternehmungen gegen Teutschland förderlich, wenigstens nicht hinderlich sein möchten⁷¹). Auch standen dieselben mit dem Germanicus in gutem Vernehmen, da er die Insel derselben bei seiner letzten Heerfahrt gegen Teutschland zum Sammelplatze der Flotte bestimmte⁷²). Die batavischen Hülfeuppen leisteten ihm umgürtet ihrem Führer Carvaldo das Beste und bewiesen stets ihre Tapferkeit⁷³). Ihre Reiter galten für die beste und gab über-

all Proben ihrer kriegerischen Tüchtigkeit⁷⁴). Der Anfangs mit Glück versuchte Aufstand des Civilis brachte die Bataver gegen Rom in Bewegung, mit welchen sich zahlreiche teutsche Stämme diesseits und jenseits des Rheins verbunden hatten, und wäre nicht in Italien die zerrissene Macht des Reiches durch Vespasianus und seine thatkräftigen Feldherren bald wieder hergestellt worden, so wäre ohne Zweifel die Herrschaft der Römer in Gallien völlig vernichtet worden. Civilis wurde durch den entschlossenen und raschen Feldherren Cerealis besiegt und die Bataver kehrten zur alten Freundschaft mit Rom zurück⁷⁵).

§. 9. Von den Batavern geht Tacitus zum Stamme der Mattiaci (Mattiacorum gens) über, einer den Batavern ähnlichen Völkerschaft diesseits des Rheines, dicht an dem Ufer des Flusses⁷⁶). Ihre Lage kann man aus den in ihrem Gebiete erwähnten heißen Quellen und Bergwerken genauer bestimmen⁷⁷). Sie hatten ihre Wohnsitze am Lahnus und jene Quellen waren jedenfalls die zu Wiesbaden⁷⁸). Tacitus bezeichnet sie als ein muthiges Volk⁷⁹), welches ebenso wie die Bataver in der Freundschaft mit den Römern beharrte⁸⁰).

Nun folgen die Chatten, deren Wohnsitze vom hercynischen Walde anheben, mehr aus Hügelland als aus ebenen sumptigen Flächen bestehen, obwohl auch die Hügel weiterhin selten werden⁸¹). Das Gebiet der Chatten zur Zeit ihrer Blüthe und höchsten Macht war wohl ziemlich dasselbe, welches noch gegenwärtig die Hessen beider Fürstenthümer behaupten⁸²). Cäsar hat die Chatten nicht erwähnt, wahrscheinlich auch ihre Wohnsitze nicht berührt. Nach seiner ersten Ueberfahrt kommt er vom Rheine weg unmittelbar in das Gebiet der Sygambren, wo er sich nur wenige Tage aufhält und von hier aus er begibt er sich in das Land der Ubier, von wo aus er

74) Ptolemaeus. Geogr. c. 12. Dion Cass. LV. c. 24. 75) Tacit. Hist. LV. 21 seq. Auch die Gucgerni waren mit Civilis verbunden; Tacit. Hist. V. c. 16. Wir kommen hierauf im geschichtlichen Abschnitt zurück. 76) Nach neuerer Etymologie hängt der Name der Mattiaci zusammen mit Mate, matte, wasserumflossener Platz, Biese. Und dies ist Eins mit Mattia (im Latrin. madidus = Röhre), welcher Name zuerst 915 auftaucht. 77) Plinius XXXI. c. 2. Tacit. Annal. XI. c. 20. 78) Bergl. Kasp. Zeug, Die Deutschen und ihre Nachbarn S. 98 ff. und die Karte zu Wilhelm's Heftzügen des Rets Cincivius Drusus, welcher ihr Gebiet richtig angegeben hat. 79) Germ. c. 29. „cetera simplices Batavis, utal quod ipso adhuc terrae suas solo et cetero acervis animantur.“ 80) Ibid. „ita sede finibusque in sua ripa mente animorum nobiscum agunt.“ 81) Ibid. c. 30. Obgleich hier Tacitus bemerkt: „initium media ab hercynio saltu inchoant“, so läßt er doch die hercynischen Hügel bis an das Ende ihres Gebietes reichen: „durant aliquem colles, paulatimque rarescunt, et Chattos suos saltus hercynius prosequitur simul atque deponit.“ Chatti haben die besten Handhöfchen statt Latzi; auch findet man bei den Geten, wie bei den Ptolemaeas, die Cassius u. A. Aarvas, welche Form sich Deirnam von neuem Sprachforschern und Historikern, wie Grimm, Pader, Leo u. A., vorgezogen werden ist. 82) S. c. 365 bemerkt: „Die Hellen sind, außer den Preisen, der einzige deutsche Völkerschaft, der mit bequämlern allem Namen bis auf heute unbedeckt am deutschen Stiele haften, wo immer in der Geschichte zuerst erwähnt wird.“

67) Bergl. Caesar. Bell. Gall. VI. 10. Tacitus. Annal. I. 31. 37. 71. 68) Tacitus. Hist. IV. 54. 79. 69) c. 29. Ihre geographische Lage bestimmt Caesar. Bell. Gall. IV. 10: „Mosa profluit ex monte Voerog, qui est in finibus Lingonum, et parte quadam ex Rheno recepta, quae appellatur Vahalis, insulam efficit Batavorum etc.“ Cf. Tacit. Annal. II. 6. 70) Bergl. Kasp. Zeug, Die Deutschen und die Nachbarn S. 101. 71) Bergl. A. Henze. Wilhelm, Die Heftzüge des Rets Claudius Drusus S. 18 ff. Daß sich Tacitus, Germ. c. 29, „mauer honesta et antiqua societas insigne“ hierauf bezieht, ist wahrscheinlich, da eine römische antiqua societas mit den Batavern bis auf Cäsar nicht zurückreicht. In einer alten römischen Inschrift heißt es: „Gens Batavorum Amici et Fratres Romanorum imperii.“ Bergl. Cornelli. Aurelii Batavia I. p. 100. Petri Severi Batavi p. 194. Cellar. Orb. ant. I. p. 344. Eine andere Inschrift bei Gruter. p. 73. N. 9: „CIV. BATAVI FRATRES ET AMICI P. R.“ 72) Tacit. Annal. II. 6: „Insula Batavorum, in quam convenirent, praedicta, ob faciles appulsi sociolandique copia et transmittendum ob bellum opportuna.“ 73) Tacit. Annal. II. c. 11.

wir zugleich der Chattiaren, welche einst an der Ruhr und Lipper schaff, namentlich an der Mündung der Ruhr in den Rhein, Nachbarn der Sygambren und Bructerern waren¹⁾. Auch die Chattiaren waren aus ihren alten Wohnsitzen verdrängt worden, wahrscheinlich zu schwach, um größeren andrängenden Massen Widerstand zu leisten. Seit der Zeit des Kaisers Julianus waren sie in einem Theile der heutigen Landschaften Cleve und Geldern ansässig. Wahrscheinlich waren sie mit den Chatten und Batavern verwandt, die Chatten-Bataver, woraus durch Zusammenziehung möglicherweise Chattiarii hatte entstehen können²⁾. Allein die Endung in oarii, in arii und aarii kommt in mehreren anderen Namen vor. Man hat diesen Stamm auch für die Chasuarii des Tacitus und die *Καοσάριοι* des Ptolemäus, und ebenso für die Attuarii des Velleius gehalten³⁾. Uebrigens hat man auch Chattiarii am Fuße der Sichelberge auf dem rechten und linken Saoneufer angesiedelt gefunden⁴⁾.

§. 11. Von den Chatten geht Tacitus zu den Usipiter und Tenctenern über, welche von Jul. Caesar Usipetes und Tenctebiter genannt werden⁵⁾. Wir sehen hieraus, wie die Römer germanischen Namen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Endungen ließen, wahrscheinlich je nachdem sie jene Namen von diesem oder von jenem Volke hatten ausgesprochen hören. Caesar hatte ihre Namen zuerst von den Gallen vernommen ohne schriftliche Urkunden. Tacitus hatte bereits schriftliche Vorarbeiten von Griechen und Römern und mündliche Nachrichten von Germanen. Nach Caesar's Bericht hatten sie, von den mächtigen Sueben bedrängt, ihre Wohnsitze am diesseitigen Rheinufer aufgegeben, waren über den Fluß gegangen und hatten sich zunächst der Wohnsitze der Menapien bemächtigt, von wo aus sie sich weiter

in Gallien verbreiteten, bis sie durch Caesar's rasche List und Ueberrumpfung halb aufgerieben wurden⁶⁾. Der Rest war hierauf über den Rhein zurückgegangen und von den Sygambren aufgenommen worden, welche ihnen jedenfalls einen Theil ihres Gebietes zunächst dem Rheine abtraten. Sie erschienen später neben den Bructerern und Lubanten. Dieselben hatten also wol zur Zeit des Tacitus andere Wohnsitze als vor ihrem Ueberzuge über den Rhein zur Zeit Caesar's. Ihr Gebiet erstreckte sich aber auch in ihren neuen Wohnsitzen bis an dessen Ufer. Vielleicht waren sie von den Sygambren absichtlich vorgeschoben worden, damit sie bei Einfällen der Römer als kampflustige und rachedurstige Wehremänner jedesmal den ersten Stoß aufnehmen sollten. Sie zeichneten sich durch ihre wohlgeübte Reiterei aus, ebenso wie die Chatten durch ihre Streitmacht zu Fuß⁷⁾. Von dem Knabenalter an wurde mit der Übung im Reiten begonnen und bis zum Greisenalter blieb es beliebte Beschäftigung⁸⁾. Die Kampflust gegen die Römer mochte sie auch antreiben, im Aufstande des Civilis auf dessen Seite zu treten, wobei sie gute Dienste leisteten⁹⁾.

§. 12. Neben den Tenctenern hatten einst die Bructerer gehaust, damals ein mächtiger kriegerischer Stamm. Zur Zeit des Tacitus aber hatten bereits die Chamavi und Angrivarii deren Gebiet theilweise in Besitz genommen, nachdem die Bructerer besieg und durch die benachbarten Völker bedrückt und geschwächt worden, entweder weil sie wegen Hochmuth verhaßt waren, oder aus Liebe zur Weite, oder wie Tacitus im besangenen Patriotismus hinzufügt, durch Genuß der Götter gegen Rom. Mehr als 60,000 Bructerer waren auf diese Weise gefallen, den Römern zur Freude und Augenweide¹⁰⁾. So haben sich die ungestümen teutschen Stämme seit uralter Zeit gegenseitig zerstückt und ihre aufstrebende Macht geschwächt, wie sie noch jetzt leicht gegen einander in Farnisch gebracht werden und ohne teutsche Bruderliebe einander tödten können. Strabon berichtet hat die großen und die kleinen Bructerer unterschieden, ebenso Ptolemäus¹¹⁾. Beide waren durch die Amasii (Ems) von einander geschieden, westlich die kleineren, östlich die größeren. Die westliche Grenze der kleineren bildete der Rhein, die östliche Grenze der größeren die Weser. Eine Bructererin war die Beluda, und man will wol

Einne gehabt (VII, 2. 204. Cas.). In Betreff der über den Rhein getragenen und in Gallien angesiedelten bemerkt Leo s. a. d. C. 214, „daß sie im Westen der Bataver, im Süden von deren Verwandten, den Canninifaten — also im westlichen Eutholland, bei Metretum, Bielle und bis zum Meer, in der sogenannten Marone, angesiedelt worden, wo wir sie fortwährend treffen.“ Bergl. C. 216.

5) Sie werden auch von Strabon (VII, 201. 292. Cas.) erwähnt. 6) Bergl. Caes. I. 100. Leop. v. Ledebur, Das Land und Volk der Bructer. S. 153 ff. 7) Tacit. Germ. c. 24., *Angrivarii et Chamavi a tergo Dulgibini et Chasuaris cluunt.* Ptolem. II, 11, 22, „*καίτοι αὖ ἐνταῦθα οὐκ ἔστιν Ἀρροβαίων ἴσως ὁλοσὶν ἐνὶ τοῦ Σαυροφόνος Καοσάριος.*“ Dies wäre freilich eine nicht übereinstimmende geographische Lage ihrer Wohnsitze. Eine richtigere Lage würden die Attuarii des Velleius (II, 105, 1) geben, neben den Canninifaten und Bructerern. Die Chasuarii und Attuarii konnten wol bloß auf der verschiedenen Aussprache beruhen, in welcher Velleius und Tacitus diese Namen vernommen hatten. Die Endung usarii, oarii finden wir in Boiarii, Teutonoarii wieder. Bergl. Caes. I. 99. Ann. 2. 8) Bergl. Leo, Des teutschen Volkes Ursprung und Werden S. 217. Anmerk. 9) Caesar. Bell. Gall. IV. 4. vesp. Bei Tacitus (Annal. I, 54) erscheinen die Usipiter neben den Bructerern und Lubanten und legen dem römischen Heere unter Germanicus und Baiona einen Hinterhalt, nachdem dieses die Karier bei einem Despotismus plötzlich überfallen und eine Menge Menschen getödtet hatte.

10) Bell. Gall. IV. c. 14. 15. 11) Caesar l. c. Tacit. Germ. c. 32. 12) Germ. c. 32. 13) Tacit. Hist. IV. 21. 63. 14) Tacit. Germ. c. 33. Es ist eine gewöhnliche Bemerkung des Tacitus, welche uns zeigt, was den Römern die völlerrechtliche Stellung fremder Nationen galt: „*non savora quodam erga nos deorum: nam ex spectaculo quidem proeli invideo; super LX millia non armis teliculis Romanis, sed quod magnificis utitur, oblectationis oculisque ceciderant.*“ Maneat, queso, dureque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui: quando urgebitus imperii satia nihil jam praestaret fortuna majus potest quam hostium discordiam.“ Uebrigens hatten die Bructerer keineswegs völlig vernichtet worden, sondern kamen späterhin wieder mehrmals vor. 15) Strab. VII, 291. Cas. Tacit. Annal. I. 68. Ptolemäus (II, 11, §. 8. II. 16) hat den Namen *Βουσαρίων* (*ol bousoi* — *ol pilsow*) (auch in der Ausgabe von Robbe). Neben den kleinen nennt er die Sygambren, neben den größeren die Kaufen und Freisen.

daraus, daß ihr ein erbeuteter römischer Dreierdrucker zum Geschenk gemacht wurde, folgern, daß sie in der Nähe der Lippe wohnte, auf welcher man denselben zu ihr brachte¹⁶⁾. Im Norden waren aus der Westseite der Ems die Friesen Nachbarn der kleinen Bructerer, aus der Ostseite der Ems die Chaulen die Nachbarn der großen Bructerer. Nordöstlich von den großen Bructerern hausten die Angrivarier, welche später, wie schon bemerkt, mit den Chamaven die Bructerer schwächen halfen und sich Theile ihres Gebietes aneigneten. Am Kampfe des Civiis gegen die Römer nahmen Bructerer thätigen Antheil und bildeten einen Theil seines Heeres gegen Cerialis¹⁷⁾. Zur Zeit des Ptolemäos hatten die großen Bructerer noch wie früher ihre Sitze an der Südseite der Westhaufen, am östlichen Ufer der Ems, die kleineren westlich hin bis zum Rheine¹⁸⁾. In den Annalen erwähnt Tacitus neben den Bructerern und Usipeten noch die Tubanten, welche mit jenen gemeinschaftlich die Waffen gegen Germanicus ergriffen, als dieser unvermuthet die Marsen überfallen und viele umgebracht hatte¹⁹⁾. Nach der Varusniederlage hatten Tubanten neben Usipeten und Tenctenen zu beiden Seiten der Lippe ihre Wohnsitze und schienen später unter den Alamannen verschwunden zu sein²⁰⁾. Hier haben wir zugleich die Ampsivarier zu erwähnen, einen germanischen Stamm, welcher in denselben Regionen seine Wohnsitze hatte und jedenfalls mit den Usipeten und Tenctenen vom Niederrheine her in diese Gegend gekommen war. Man darf dieselben nicht mit den erwähnten Angrivarier für identisch halten, obgleich ihre occupirten Wohnsitze von jenen nicht weit entfernt gewesen sein können²¹⁾. Wir kommen im zweiten Abschnitte auf die Geschichte derselben zurück.

§. 13. An die Angrivarier und Chamaven läßt nun Tacitus die Dulgibini und Chosuarii sich anschließen, sowie einige andere geringere von ihm nicht genannte Völkerschaften. Die Dulgibini (von Ptolemäos *Dolgovimioi* genannt) hatten ihre Sitze östlich von den Angrivarier zwischen diesen und den Langobarden, also zwischen der Weser und Elbe. Sie trennten zugleich die Langobarden von den Cheruskern und mögen demnach gegen die Älter hin im Gebiete des heutigen Celle

und Gifhorn zu suchen sein²²⁾. Sie scheinen ebenso wie die Fosi in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu den Cheruskern gestanden zu haben, wenigstens zur Zeit des Arminius²³⁾. Wie Tacitus die Dulgibini und Chosuarii im Rücken der Angrivarier und Changoi ansetzt, so die Friesen (Frisii, *Oplavosae*, *Opeleae*) in ihre Fronte (a fronte Frisii exiunt), nämlich in nordwestlicher Richtung zwischen den Mündungen des Rheines und der Ems²⁴⁾. Die Friesen theilten in die größeren und kleineren, ebenso wie die Chaulen und Bructerer. Cäsar war mit den Friesen ebenso wenig als mit den Batavern in Berührung gekommen. Um so mehr Drusus und Germanicus, welchen Feldherren sie bei ihren Unternehmungen zu Wasser ersteigliche Dienste leisteten²⁵⁾. Die nordwestliche Küste Deutschlands war also das Land der Friesen, welches noch gegenwärtig von ihnen behauptet wird. Es erstreckte sich von der Nähe der Schelde bis gegen Ostland hin und umfaßte zugleich die nahe gelegenen Inseln des Meeres²⁶⁾. Die Friesen scheinen am wenigsten Neigung zur Auswanderung gehabt zu haben, vorzüglich wohl deshalb, weil die günstige Lage ihres Landes zwischen zwei Flüssen und nahe am Meere reichlichen Unterhalt gewährte. Damit hängt auch, wie Jac. Grimm bemerkt hat, die größere Beschaffenheit ihrer Sprache zusammen²⁷⁾. Durch ihr freundschaftliches Verhalten gegen Drusus und Germanicus waren die Friesen bei den übrigen teutschen Stämmen verhaßt geworden. Als sie aber später durch die Erpressung des Tiberius zum Aufstande gereizt den Römern tapfern Widerstand leisteten und ihnen große Verluste beibrachten, gelangten sie bei den übrigen Teutschen, namentlich bei ihren Nachbarn wieder zu Ehre und Ansehen²⁸⁾.

§. 14. Hierauf wendet sich Tacitus nach dem Norden Deutschlands und den hier wohnenden Stämmen²⁹⁾. Hier werden nun zunächst die Chaulen genannt, welche

22) Ptolem. II, 11, 17: „*σὺν Αὐγυρῶσιν, ὧν ὁδὸς Δουκιοῦσιν*.“ Tacit. Germ. c. 34. Vergl. Beuz. S. 112.

23) Tacit. Germ. c. 36. Vergl. Beuz. a. a. O. S. 229. Leop. v. Ledebur, Das Land und Volk der Bructerer S. 155.

24) Germ. c. 34. Die Römer nennen sie Frisii, Ptolemäos *Oplavosae*, Procopius *Oplavosae*, Dion Cassius *Oplavoi*, im Mittelalter *Frisonen*, *Frisones*, *Frisones*. Vergl. Jac. Grimm, Geschichte der teutschen Sprache II, 609, wo er auch über die Abstammung des Namens handelt. 25) Tacit. Annal. I, 60, IV, 72.

Ptolemäos (II. c. 11. §. 8, 11) läßt an die Friesen die Bructerer, an die Bructerer die Changoen grenzen. 26) Vergl. R. Beuz. S. 136 fg. Jac. Grimm a. a. O. S. 668 fg. 27) Grimm bemerkt a. a. O. c. 3, „In Denkmälen aus der myd. und mml. (mittelalt.) Zeit erscheint sie noch mit Reimen, die sich dem (mit. telalt.) an die Seite stellen; die Abgeschlossenheit des Volks hat, demnach wie auf Island, den alten Sprachstamm erhalten, und man ist zu dem Schluß berechtigt, daß von dem Mittelalter rückwärts bis zum Beginn des neunten Jahrh., wo im lateinischen Volkssprache einzelne frische Wörter begegnen, und von da bis zur Zeit der Römer in der frischen Sprache verhältnismäßig weniger Veränderungen eingetreten sein werden, als in jeder andern teutschen. Auch in den jetzigen frischen Dialecten lautet noch viel Altsächsisches u.“ 28) Tacit. Annal. IV, 72. 29) Germ. c. 35. Hier bemerkt er von dem Werden Teutschlands: „In septentrione ingenti flexu reddit;“ wobei er sich die Chersonesus Cimbrica mit ganz Dinemark vorgestellt hat.

16) Tacit. Hist. V, 22 seq.: „*multa luce reveci hostes captivi navibus Praetorianis trirremis Sumiae Luppia domum Velodae traxere.*“ So hatte schon früher Cerialis den gefangenen Legat Mummus Lupercus der Belida als Geschenk übergeben, welcher jedoch unterwegs den Tod fand. Hist. IV, 61. 17) Tacit. Hist. IV, 21. V. c. 18: „*Bructerorum cuneus transavit etc.*“

18) Vergl. Ptolem. I. c. Rosp. Beuz. a. a. O. S. 83. Ueber die Bructerer überhaupt Leop. v. Ledebur, Land und Volk der Bructerer. (Berlin 1827.) In der Tabula Peutinger. Segn. II. ed. Hammer werden zwischen dem Rottemer und Rheine Bructuri aufgeführt, ob diese die alten Bructerer sein sollen oder nicht, kann ich nicht entscheiden. 19) Annal. I, 51. Nochmals werden die Tubanten Annal. XIII, 58 neben den Usipeten genannt. 20) Vergl. Beuz. a. a. O. S. 89 fg. 21) Vergl. Beuz. a. a. O. S. 91. Ernesti zu Tacit. Annal. XIII. c. 55. Die gewöhnliche Lesart bei Tacitus ist *Ambarii*. Ein Cod. gewährt die richtigere Form *Ampsivarii*.

man in die großen und kleinen abtheilte, die großen zwischen der Ems und Weser, die kleinen zwischen der Weser und Elbe“). Das Gebiet der großen Chauken begann also von der östlichen Grenze der Friesen und erstreckte sich bis an die Merseburg. Das Gebiet der kleinen Chauken hatte südlich die Angriwarier und Fosen, westlich die großen Chauken zu Nachbarn und reichte ebenfalls bis an das Nordmeer. Ihnen gehörten also die Windungen der Weser und Elbe. Der Mittelpunkt des gesammten Chaukenlandes muß also wol das heutige Bremen gewesen sein. Nach der Darstellung des Tacitus erstreckte sich das Gebiet der Chauken sogar bis zur Grenze der Chatten hin, was selbst dann noch schwer zu begreifen wäre, wenn es sich auch nur auf einen schmalen Landstrich beziehen sollte. Denn südlich hatten die Chauken die großen und kleinen Bructerer, die Angriwarier, östlicher die Fosen und noch weiter hin die Angeln und Langobarden zu Nachbarn“). Die Chauken mußten das Gebiet der Bructerer theilweise in Besitz genommen haben, wenn sich ihr Land bis in die Nähe der Chatten hätte erstrecken sollen. Da nun die Bructerer zur Zeit des Tacitus bereits sehr geschwächt waren, so wäre wol möglich, daß die Chauken einen südlichen Landstrich der Bructerer sich angeeignet hätten. Dies wäre der einzige mögliche Fall, wodurch die Ansicht des Tacitus Befriedigung finden könnte. Die östliche Grenze des gesammten Chaukenlandes bildete die Elbe bis zu ihrer Mündung“). Die Chauken waren eins der mäch-

tigsten Völker Teutschlands und hatten wenigstens zur Zeit des Tacitus eine höhere Cultur als viele andere teutsche Stämme. Namentlich rühmt Tacitus ihre Neigung zum Frieden und zur Gerechtigkeit“). Ihre Ueberlegenheit über andere Stämme wollten sie nicht durch Unrecht erringen, obwohl sie ihre Streikraft schnell entwickelten, wenn es nöthig war. Von Drusus waren sie jedoch besiegt und von Germanicus als Kriegsgenossen aufgenommen worden“). Als aber die Friesen sich gegen die Römer erhoben, standen jenen die Chauken zur Seite. Corbulo, ein mutiger und kriegserfahrener Feldherr, würde sie wol unterwerfen haben, wäre ihm nicht gegen seinen Willen vom Kaiser Claudius befohlen worden, sich schleunigst bis zur Rheingrenze zurückzuziehen“). Bei dem Aufstand des Civilis standen Chauken (d. h. chaulische Hilfstruppen, wol nur freiwillige Genossenschaften) auf der Seite des Vatorus, jedoch erst gegen Ende des Kampfes, als Cerealis schon mächtige Fortschritte gemacht und trotz mannichfacher Nachlässigkeit dem Siege mit selbstbewußter Sicherheit sich näherte“). Gegen Ende des 2. Jahrh. wandte sich ein Theil der Chauken gegen Belgien hin, wahrscheinlich zum ersten Male von den Sachsen gedrängt, wurden aber von dem römischen Statthalter Didius Julianus, dem späteren nur kurze Zeit regierenden Kaiser zurückgetrieben“). Dennoch hatten die zurückgebliebenen oder zurückgebrachten Chauken noch im 4. Jahrh. eine nicht unbedeutende Macht, überfielen einst die salischen Franken in Batavia, welche ihnen den Durchgang verweigerten und trieben sie aus einander. Sie wurden aber bald darauf von dem damaligen Kaiser Julianus zurückgeschlagen“). Endlich aber mußten die Chauken der Macht der von Norden her drängenden Sachsen weichen, welche sich überall hin ausbreiteten und hier an der Elbe und Weser hin bis zur Zeit der aufblühenden Macht der vereinigten Franken, ja bis zur Zeit Karl's des Großen das stärkste Volk blieben. Doch existiren nach dem Zeugnisse des Claudianus Chauken noch im Anfang des 5. Jahrh. in den Niederlanden“). Ein anderer Theil der großen Chauken hatte sich wahrscheinlich zu den Ostfriesen gemengt und ist mit diesen verschmolzen worden, sowie ein dritter Theil sich den Sachsen als Laßen unterworfen zu haben scheint“). So blieb das Gebiet der Chauken in der Gewalt der Sachsen.

§. 15. Den Chauken und Chatten zur Seite (im latere Chaucorum Chattorumque) steht Tacitus die

biß großer Schiffe und haben oft die römischen Flotten des Rechts in Schreden gesetzt.

32) Tacit. Germ. c. 35. 33) Tacit. Ansal. I, 38. 60. 11. 17. Dion Cass. LIV, 32. 34) Tacit. Ansal. I, 38. 60. 35) Tacit. Histor. V, 19: „Civili Chaucorum auxilia venere.“ 36) Aelius Spartian. Didius Julian. c. I. p. 573 (Ser. hist. Aug. 1671.): „Iude Belgiam sancte et dixi rexit. Ibi Cauchis, Germaniae populus, qui Albim fluvium accolebant, erumpentibus restitit.“ 37) Zoosimus II, 6. 7. Beryl. Bräu §. 331 fg. 38) De laude Stilichonis: ut jam trans fluvium non indignante Chaucos pascat Belgia pecora. 39) Beryl. l. c. §. 227. Eine Chronographie über die Chauken haben wir von Böttil (de Chaucorum nomine sedibusque. (Berol. 1852. 4.)).

30) Ueber die Benennung Cauci, Cauchi statt Chauci vgl. Io. Schultze, De Caucia, nobilissima veteris Germaniae populo libri duo. (Lugd. Bat. 1649.) p. I seq. 7 seq. Die großen und kleinen Chauken kannte auch schon Plinius (XVI. c. 1). Vgl. Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache II. S. 672. Cauci hat man auch unter den orientalischen Völkern aufgeführt. Vgl. K. Barth, Teutschlands Urgeschichte I. S. 198. 2. Aufl. Io. Schid. (de Caucis p. 8) hat die Chauken mit den Kaufenen in Verbindung gebracht. 31) Ein berliner Schulprogramm: Vorleser, Da Chaucorum nomine sedibusque. (Berol. 1852. 4.) 31*) Tacit. Germ. c. 35. Beryl. Strab. VII, 291. Con. Proden. II, 11. Plinius (XVI. c. 1) gibt ein merkwürdiges Gemälde von dem Lande der Chauken, welches hier eine Stelle verdient: „Sunt vero in Septentrione viae nabis (gentes) Chaucorum qui majores minoresque appellantur. Vento libi meatu bis diurnum nocturnumque angularum intervallo effusus in immensum agitur oceanus, aeternam operiens rerum naturae controversiam: dubiumque terrae sit sa parte in maria. Illuc misera gens tumulos oblitet altos aut tribulata structa manibus ad experimenta altissimi aestus, caelis sit imposita, navigantibus similis, cum integram aquae circumdatae: naufragia vero cum rearsentur: fugientibus cum mari pisces erant teguria venatorum. Non pecudem his habere, non lacte ali, ut finitima, ne cum feris quidem dimittere contigit, annui procul abacto fructu. Ulva et palustri junco flosus necunt ad praetextenda piscibus retia: captumque manibus lutum ventis magis quam sole siccantes: terra cibos et rigentia septentrione viscera son urunt. Postea nonnisi ex imbra servato acrobilis in vestibulo domus.“ Diese Schilderung mochte damals wol auf die Windungen der Ems, Weser und Elbe jenseit wohndenden Chauken passen, aber genau nicht auf ihr ganzes Land. Das Selbstbild ist hier, daß bereits Zoef als Bezeichnung erwähnt wird. Im folgenden Capitel erwähnt Plinius an dem Mercurius ungeheurer Schmiedehammer nicht weit von den Chauken. Diese werden von den Römern unterworfen, mit fortgeführt und geben den Na-

W. Geffr. v. W. u. R. Orte Bremen. LXI.

Cherusker (Χαιροῦσκοι, Νέροισκοι, Χηροῦσκοι bei den Griechen), zur Zeit des Arminius jedenfalls der tapferste der teutischen Stämme, welcher aber bald darauf durch innere Zersplitterung geschwächt, dann mit den Franken vereinigt und endlich seit der Herrschaft der Sachsen in den stürmischen Wellen der folgenden Ereignisse völlig verschlungen ist⁴⁰). Von den Uibern wurden die Cherusker dem Zul. Cäsar als Nachbarn der Sueven bezeichnet, jedoch so, daß sie durch den großen Wald Baecenis von einander getrennt und vor gegenseitigen Beeinträchtigungen geschützt waren⁴¹). Nördlich grenzte das Gebiet der Cherusker an das der Angarii oder und wurde zur Zeit des Arminius und Germanicus von diesem durch einen aufgeworfenen Erdbwall geschieden⁴²). Das Land der Angarii oder wurde in späteren Jahrhunderten Angaria genannt, woraus endlich Engern wurde. Daß aber die Angarii später den südwestlichen Teil der Cherusker in Besitz genommen haben, darf man wol daraus folgern, daß die Südwesrgrenzen der alten Cherusker mit den Südwesrgrenzen der Angaria des Mittelalters übereinstimmen⁴³). Auch die Felsen gehörten zu den nördlichen Nachbarn der Cherusker⁴⁴). Westlich und südwestlich waren die Chatten die Nachbarn der Cherusker, mit welchen sie oft in hartnäckigen Kampf geriethen, bis sie auch von diesen überwältigt wurden⁴⁵). Zur Zeit des Arminius hatten sie jedoch gemeinschaftlich gegen die Römer gekämpft. Das Cheruskerland war eins der waldreichsten in Teutschland, lag ziemlich in der Mitte zwischen Rhein und Elbe und ihr Hauptfluß war die Weser. Südlich muß es bis zum thüringianer Walde, welcher noch zu den hercynischen Waldungen gezogen wurde, gerückt haben. Gegen Nordosten lehnte sich Cheruskia an das Meliborusgebirge (Harz) und dieses gehörte jedenfalls mit zum Cheruskerlande⁴⁶). Daß sich dasselbe westlich bis über die Weser hinauszog, ersieht man aus den Berichten des Dio Cassius⁴⁷) und hier grenzte dasselbe an das Gebiet der Cha-

maven und Chatten⁴⁸). In nordwestlicher Richtung hatte es den teutoburger, in südwestlicher Richtung den bereits erwähnten Baeceniswald in der Nähe. Da nun dieser letztere das Cäsar noch der Aufgabe der Uibern die Scheidewand zwischen den Cheruskern und Sueven bildete, so konnten die Uibern unter den Sueven nur die Chatten und Marcomannen verstanden haben. Nun gehörten zwar auch die Langobarden zu den Sueven; an diese aber konnten wol die Uibern nicht denken, da Cäsar sich in der Nähe des Rheines hielt, und jene mit ihrer Hauptmasse ihre Wohnsitze an der Elbe hatten⁴⁹). Nun macht aber die Ermittlung der Lage und die genaue Bestimmung des Baeceniswaldes große Schwierigkeiten. Am richtigsten hat ihm Wilschelm in seiner Karte zu den Zeitbüchern des Drusus seine Stelle zwischen der Fulda und Wehra angewiesen. Hier bildet er eine Scheidewand zwischen den Cheruskern und Chatten⁵⁰). Derselbe gehörte mit dem Meliborusgebirge auch der Somanawald zum Gebiete der Cherusker; ebenso der größere Teil des Unstrutgebietes bis in die Nähe der Saale hin⁵¹). Zog man die kleinen abhängigen Völkerschaften zur Zeit des Arminius zum Cheruskerlande, so hatte es natürlich eine weit größere Ausdehnung, als späterhin, nachdem dieselben wieder selbständig und frei geworden. Denn nachdem die Cherusker von den Angarii und Chatten besiegt worden, löste sich jenes Verhältnis, in welchem sie die Felsen und Dulgibinen bis dahin stützen mochten, von selbst⁵²). Auch hatten jedenfalls die inneren Partheiisiden seit Arminius und Segestes viel dazu beigetragen. Nachdem die Sachsen vom Norden her ringdrangen waren und sich an der Elbe hin ausgebreitet hatten, war auch das Cheruskerland von ihnen in Besitz genommen worden. Die Her-

40) Der Name ist von Cherus, altäussisch heru, das Schwert, abgeleitet worden (Jac. Grimm, Gesch. der teutschen Sprache II, 612. v. Leo S. 228). Dagegen Beckow, De sedibus Cheruscorum p. 13. 41) Caesar, Bell. Gall. VI, 10: „non tam esse ibi infinita magnitudo, quae appellatur Baecenis; haec longe introrsus pertinet et pro nativo muro objectum Cheruscos ad Suevis Suevique ab Cheruscia, Injuria incurialibusque prohibere.“ 42) Tacit. Annal. II, 10. Nordöstlich erwähnt Ptolemaeus (II, 11, 19) die Silingen und Salutenen an der Elbe: „πρὸς δὲ τοῖς Σιλίγγας Καλοῦσιν καὶ Σαλutenοῖς τὸν Ἀλφειὸν ποταμὸν, ὃς ὁπὲρ Χαιροῦσκοι καὶ Χηροῦσκοι μὲν τοὺς Μηλοῦσιν ὀνομαζομένους.“ Bergl. Beckow, De sed. Cheruscor. p. 2 seq. Hier werden nördlich die Cherusker in ihrer eigenen Bedeutung genommen. 43) Bergl. Leop. v. Ledebur, Das Land und Volk der Cherusker S. 125. 44) Beckow, De sed. Cheruscor. p. 3 bemerkt: „Hinc conficiere licet, Foscos a Cheruscorum septentrionalia parva habitantes, Alaea Suevia a Langobardis et monte Harta ab Ispis Cheruscia divisa fuisse.“ 45) Tacit. Annal. XII, 28: „inde Cherusci, cum quis aeternum discordant (Chatti).“ Bergl. Beckow, De sed. Cheruscor. p. 3. 46) Bergl. Beckow p. 14 und C. v. Wietersheim, Illam quae ad Meliborus montem sita est, terram ab Ispis gente Cheruscorum nonnullaque qui jam enumerati sunt effluentibus, laevam autem Visurgis ripam a clientibus tantum habitatam fuisse.“

48) Bergl. A. Beuf a. a. D. S. 107. 49) Leop. v. Ledebur (Das Land und Volk der Cherusker) hat daher auf seiner ersten Karte die Langobarden viel zu weit südlich angelegt, um sie auch den Baeceniswald von den Cheruskern zu trennen. Er hat also unter den Sueven die Uibern die Langobarden verstanden, welche aber zu Cäsar's Zeit eine solche Bedeutung, wie die Chatten und Marcomannen, keineswegs erlangt hatten und schon deshalb von den Uibern nicht gemeint werden konnten. Hätten sie aber doch die Langobarden verstanden, so könnte der Baeceniswald nichts Anderes sein als der Harz, welcher die Scheidewand der Cherusker und Langobarden bildete. 50) f. unten den Vortragsbericht über die Gebirge und Wälder. 51) Bergl. die Karte von A. W. Wilschelm a. a. D. Ohne andere Karte hat ihm Ledebur auf seiner Karte a. a. D. angewiesen. Bergl. A. Beuf a. a. D. S. 107. Beckow (p. 34) läßt das Gebiet der Cherusker sogar bis zum Lande der Semnonen reichen, was zu weit gegangen ist. 52) Bergl. Leop. v. Ledebur a. a. D. S. 119. Tacit. Germ. c. 36. Strabon (VII, 4, 291. Cas.) erwähnt ὁρίωνας der Cherusker, worunter wir eben nur ihre kleinen Nachbarn verstehen können. Spuren der Reih findet Beckow (de sed. Cheruscor. p. 5) noch in dem heutigen Namen Rosenbrunn bei der Elbe und in dem Namen des Pfaffen Ruis (Ruhe), welche im Harze einspringt und sich bei Gelle in die Elbe ergießt. Bergl. ibid. p. 2. und Leop. v. Ledebur a. a. D. S. 117 ff. Dazu die Karte Nr. 1. Beckow (p. 14) macht folgenden Unterschied: „mitis est persapium, illam quae ad Meliborus montem sita est, terram ab Ispis gente Cheruscorum nonnullaque qui jam enumerati sunt effluentibus, laevam autem Visurgis ripam a clientibus tantum habitatam fuisse.“

vorragenden mochten das Land verlassen, die große Masse aber sich ohne hartnäckigen Kampf den Uebermächtigen unterworfen haben. Mit den Sachsen vereinigt kämpfen sie gegen die Thüringer und Franken, die ihr Name als bedeutungslos völlig verschwindet.

§. 16. Hier müssen wir nun zugleich der bereits erwähnten Chamavi gedenken, welche früher ihre Wohnsitze nicht fern von der Insula Batavorum gehabt, später aber aus unbekannten Gründen dieselben theilweise aufgegeben hatten, über die Weser gegangen und von den Cheruskern in einem Theile ihres Gebietes aufgenommen worden waren⁵³). Daher gehörten sie jedenfalls zu den von den Cheruskern zur Zeit ihrer höchsten Macht abhängigen Völkern, welche Strabon als *varjxovoi* bezeichnet. Von den Alten werden aber Chamavi an ganz verschiedenen Orten aufgeführt, und es ist daher anzunehmen, daß ein Theil derselben in ihren alten Wohnsitzen in der Nähe der Batavi zurückgeblieben und nur der andere Theil in das Cheruskerland ausgezogen sei. Tacitus erwähnt Chamavi südlich oder südwestlich von den Friesen⁵⁴). Ptolemäos hat Chamaven in der Nähe der Werra aufgeführt⁵⁵). Unter den Reuten herrscht in der Bestimmung ihrer Wohnsitze große Verschiedenheit. Ledebur führt Chamavi am Rheine neben den Ulpseten auf⁵⁶), und wir würden unter diesen die in der Nähe der Bataver zurückgebliebenen zu verstehen haben. Der andere ausgezogene Theil muß aber neben den Angrivariern seine Wohnsitze gehabt haben, sobald die Dulgibini und Chasuarii ihnen im Rücken, d. h. östlich von ihnen, in der Nähe des Harzgebirges, sesshaft waren⁵⁷). Nach dem Untergange des Arminius halfen sie in Verbindung mit den Angrivariern und anderen kleineren früher untergeordneten Völkerstämme die bedrängten Cheruskern mit Schwärmen und mochten wie die Angrivariern einen Theil ihres Gebietes besetzen. Später waren die Chamavi die kräftigsten Genossen der Sogambri, als diese unter dem Namen der Salier oder salischen Franken aufgetreten waren und das Haupt des salischen Frankenbundes bildeten⁵⁸). Wir haben bisher auch der Warfen noch nicht gedacht, eines alten tapferen Stammes, welcher bei dem großen Kampfe gegen Varus und späterhin eine wichtige Rolle gespielt hatte. Tacitus hat in seiner Germania die Warfen nur einmal erwähnt, und zwar bei seiner Angabe über die Söhne des Mannus, von welchen nicht nur die Angasonen, Hermionen und Jödonen, sondern auch die Marsi, Gambrivii, Suevi, Vandilli ihre Namen erhalten ha-

ben sollen⁵⁹). Später kommt er niemals auf die Warfen zurück. Dagegen berührt er dieselben mehrmals in den Annalen, wo sie als ein wichtiges, kriegerisches Volk neben den Cheruskern, Chatten, Ulpseten, Tenctheren und Sogambriern auftauchen. Aus der Beschreibung des überausgehenden Feldzuges, welchen Germanicus von Bettera aus gegen die Warfen richtete, erhellt, daß ihre Wohnsitze vom Rheine etwa eine starke Tagesreise entfernt waren⁶⁰). Später rückt er noch den auf dem Meere erlittenen Unfällen nochmals in das Gebiet der Warfen ein, und es geht auch aus diesem Feldzuge hervor, daß die Entfernung vom Rheine nicht bedeutend war⁶¹). Da die Warfen nun auch zugleich die nächsten Nachbarn der Cheruskern waren und mit diesen fast alle blutigen Kämpfe gegen die Römer mitmachten, so dürfen wir annehmen, daß sich ihr Gebiet vorzüglich an der nördlichen Seite der Lippe hingozog, etwa westlich und östlich von der Ems bis in die Nähe des teutoburger Waldes. Sie waren die westlichen Nachbarn der Cheruskia, die südlichen der Bructerer, die nördlichen der Sogambri, die östlichen der Ulpseten und Tenctheren. Daher waren ihre Wohnsitze den Verheerungen der Römer oft ausgesetzt und ihr Wohlstand schied dadurch gänzlich vernichtet worden zu sein. Der von den Römern zerstörte berühmte Tempel der Tanfana muß zwischen der Silva Caesia und dem teutoburger Walde, nicht fern vom westlichen Ufer der Ober-Ems gelegen haben⁶²). Man hat die Warfen auch der Gegend vom heutigen Zellerburg und Dönnabrück zugewiesen. Allein diese Gebiete können höchstens ihre nördlichsten Grenzen berührt haben. Söfeland steht ihre Wohnsitze in die Gegend um Sudbich, Stadthagen, Breiden, Thaus u. s. w., also südwestlicher und dem Rheine näher⁶³). Ich nehme an, daß sie etwas weiter südöstlich gelegen haben und daß Germanicus durch die nördlich von Münster gelegenen Wäldungen (*saltus obscurus*) in ihr Gebiet eingedrungen ist. Denn von der Silva Caesia aus ist doch gewiß noch ein beträchtlicher Theil des Tages und ein Theil der Nacht auf den Marsch verwandt worden, bevor man zu dem Orte gelangte, wo die Warfen ihre Festlichkeiten begingen⁶⁴). Da nun Strabon berichtet, daß sich die Warfen, als viele Sogambri von den Römern über den Rhein geführt wur-

⁵³) Germania c. 2. Grimm (Gesch. der deutschen Sprache S. 618) meint, daß den Warfen ein Parso als westlicher Völkchen gegolten haben müßte.

⁵⁴) Tacit. Annal. I. c. 50 seq. ⁵⁵) Tacit. Annal. II. c. 25. ⁵⁶) f. die Karte zu Wilhelm's heiligen des Drusus.

⁵⁷) Tacit. Annal. I. c. 25. ⁵⁸) Tacit. Annal. I. c. 25. ⁵⁹) Tacit. Annal. I. c. 25. ⁶⁰) Tacit. Annal. I. c. 25. ⁶¹) Tacit. Annal. I. c. 25. ⁶²) Tacit. Annal. I. c. 25. ⁶³) Tacit. Annal. I. c. 25. ⁶⁴) Tacit. Annal. I. c. 25.

⁵³) Tacit. Annal. XIII. c. 55. ⁵⁴) German. c. 34. ⁵⁵) Liber. II. 11. 19. ⁵⁶) Beryl. Zeug. a. d. E. 92. ⁵⁷) f. die Karte desbinnen zu dem Lande und Volke der Bructerer. ⁵⁸) Beryl. Beckow. De sed. Cheruscor. p. 6 seq. ⁵⁹) Tacit. Germ. c. 34 heißt es: „Angrivariis et Chamavos a tergo Dulgibini et Chasuarii claudunt alliance gentes haud perinde memoratas.“ ⁶⁰) Beryl. Andr. Deberich. Gesch. der Römer und der Deutschen am Niederrhein, insbesondere im Lande der Chamaver oder Chamalane S. 162, welcher hier bemerkt: „Wie die Sogambri, so scheinen auch die Chamaver eine Art von Völkerverbindung gewesen zu sein.“ Beryl. Wellenhoff in Haupt's Zeitschrift für deutsch. Alterth. IX, 2 S. 330.

den, tiefer ins Land (d. h. östlicher vom Rheine ab) zurückgezogen haben, um vor den Ueberfällen der Römer sicherer zu sein, so müssen sie vor den Feldzügen des Drusus noch westlicher gewohnt haben als später zur Zeit der Feldzüge des Germanicus und nach denselben⁶⁵⁾. Tac. Grimm hat die Wohnsitz der Marfen an die Ruhr in die Gegend von Dortmund gebracht und hier auch den Tanfanatempel angesetzt⁶⁶⁾. Allein bis Dortmund und an die Ruhr mögen wol nur die südlichsten Theile ihres Gebietes gereicht haben⁶⁷⁾. Da der Name der Marfen später verschwindet, so hat Zeuß angenommen, daß ihr Name in den der Ergambrin übergegangen sei⁶⁸⁾. Gewiß ist, daß sie später ebenso wie Ergambrin in den Franken aufgegangen sind.

§. 17. Von den Cheruskern wendet sich Tacitus zu den Kimbern, einem der ältesten und auch für Roms Geschichte bedeutenden Stämme im äußersten Norden Deutschlands. Sie waren, abgesehen von der ältesten Nachricht über die Hermunduren, die ersten Teutischen, welche mit den Teutonen den Römern als unheimliche Kriegermänner bekannt wurden und als gefährliche Feinde gegenüber standen. Wahrscheinlich gehörten die Kimbren zu den frühesten der in Teutschland eingewanderten Stämme und zählten daher eine große Volksmenge. Oder sie gehörten mehr zum großen früher in Germanien sesshaften Keltenstamme als zu den Germanen und waren vielleicht von diesen nach dem äußersten Norden hin zusammengedrängt worden⁶⁹⁾. Waren sie aber die Nachkommen der alten Kimmerier, so gehörten sie zu dem mit den Kelten und Germanen verbundenen Styrhenstamme. Von ihnen hatte die kimbrische Halbinsel, das heutige Jütland, Schleswig und Holstein, ihren Namen erhalten. Von allen alten Autoren werden sie als eine der nördlichsten germanischen Völker am Meere genannt

und nach Plinius gehörten sie mit den Teutonen und Chauken zu den Ingaedonen, welche nach ihm das alterum genus aller Germanen bildeten⁷⁰⁾. Einige der Alten haben sie auch für Belgien (Kymri) gehalten⁷¹⁾ — d. h. sie haben sie zum großen Keltenstamme gezählt. Noch zur Zeit Strabon's hatten die Kimbren ihrer früheren Wohnsitz in den bezeichneten Regionen inne⁷²⁾, waren aber nicht mehr ein so mächtiges und zahlreiches Volk als zur Zeit ihrer ersten Heerfahrten⁷³⁾. Jedemfalls waren sie durch die Heerzüge ihrer jungen kriegsfähigen Mannschaft beträchtlich geschwächt worden. Von den ausgezogenen Scharen waren wenige in die Primath zurückgekehrt. Eben dadurch mochten auch die Zurückgebliebenen nicht stark genug sein, ihr Gebiet unterkümmt zu behaupten und andrängenden Völkern, wie den Saken, genügenden Widerstand zu leisten. Denn ursprünglich (100 und 200 v. Chr.) mochten sie ihre Wohnsitz von der Mündung der Elbe bis zur Mündung der Oder erstrecken und alle Landspitzen und Meerbusen dieser Küste beherrschen⁷⁴⁾. Plinius nennt aber auch Cimbr mediterrane als Theil der Ingaedonen oder Ingaedonen⁷⁵⁾. Auf dem Monumentum Ancyranum erscheinen Kimbren neben den Chauriden und Semnonen, welche zusammen Gelande an Augustus schenken und sich um seine und des römischen Volkes Freundschaft bewerben⁷⁶⁾. Zur Zeit des Tacitus waren die Kimbren

65) Strab. VII, 290. Cas. Wahrscheinlich hatten sie sich seit ihrem Zurückziehen hinter mehrerlei Gegenden nützlich sicher gehalten und konnten eben deshalb von Germanicus in ihrer Sorglosigkeit bei künftigen Feinden so unerwartet überfallen werden, wie oben angegeben worden ist. 66) Geschichte der deutschen Sprache S. 621. 67) Die Wohnsitz der Marfen hat bereits Phil. Cluver (Germaniae antiquae lib. II. p. 346 seq.) ziemlich richtig bestimmt. Er benützt dieselben Nigambis conterminis versus septentriones. Er rückt sie ziemlich nach an Elbe und den treiberburger Wald. Er meint, daß sie ihr größtes Gebiet nördlich am Rheine den Westruten als einer härteren Macht überlassen, und daß sie dafür im Lande der Bructer Aufnahme gefunden haben, wozu die Nachricht bei Strabon (I. c.) zu bezeugen sei. Er nennt übrigens die Marfen als eine exiguu gens, was nur in sofern richtig ist, als sie nicht so stark als die Bructer und Cherusker waren. Bei Ptolemäus (II. IV, 15) werden die Marfi auch Maratili genannt. 68) Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 86 ff. 69) Joh. v. Müller, Die Cimbrer et bello Cimbrico p. 299 (Berl. 12. 23), vorausgegangen von S. B. Müller (Zübingen 1811.) bemerkt: „Cimbro Celticae origis proximae auctoritas voluit. Non obstant bella Belgarum Gallorumque. Saepo Germani cum Germania pugnavit.“ Möglich wäre wol, daß die Kimbren der letzte große Rest der Kelten in Germania gewesen sei, und daß sie mit den Teutonen aufgegangen, um neues Land zu erobern. In diesem Falle wäre aber anzunehmen, daß sie seit Jahrhunderten schon germanisiert worden wären. Denn nach Beschreibung der alten Autoren erscheinen sie im Kampfe mit den Römern durchaus als Germanen.

70) Plin. H. N. IV, 14. Vergl. Tac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache II. S. 632. Hiemlich alle auf die Kimbren sich beziehenden Stellen der Alten hat S. v. Müller in der erwähnten Abhandlung a. a. O. zusammengestellt, ohne selbst daraus weitere gelehrte Resultate zu ziehen. Ueber die angenommene Stammesverwandtschaft der Kimbren mit den alten Kimmeriern hat z. Borch, Zeitschrifts. Geschichte I. 24. S. 292—275 ausführlich gehandelt. Er schließt seine Erörterung mit den Worten: „Welche Gründe dürfen uns wol bestimmen, die später auftretenden Kimbren für gleichen Stammes zu halten mit jenen alten Kimmeriern und uns der Meinung des großen Aristarchen anzuschließen, welcher in einem Schreiben an den König von Syrien sagt: „Die Kimmerier, deren Nachkommen außer Zweifel die Kimbren sind.“ Die älteren Griechen, sowie nach Kallimachos (in Artem. v. 252), haben die Kimmerier für ein nördliches rothes Volk überhaupt gehalten (wie die ἑσπερίοι Ἰωνοὶ ἢ ἡγεῖς Κιμνίων), für die Ketten eine delirische kimmerische Keltisfalt, ähnlich den Hyperboreern, für die Hyperboreer ein allgemeines Name für einen großen Styrhenstamm in nördlichsten Regionen, ohne genauere Ermittlung der wirklichen Teutonen. 71) Ptolem. S. 6. Abteilung. Welche Geschichte der Teutonen S. 114, welcher namentlich darauf Gewicht legt, daß die Namen ihrer Heerführer mehr gallischen als teutschen Ursprungs sind (wie er angenommen hat). Dies konnte wol die Wichtigkeit der Vermuthung bestätigen, daß die Kimbren zu den teutischen Stämmen gehörten. Galtien war damals größtentheils keltisch. 72) Strab. VII, 293. Cas. 73) Festus bezeichnet die Kimbren als rüberichtig Volk (rods agros). Plutarch sagt (Mor. c. 11) und Strabon (VII, 292 seq. Cas.) nennen sie ἄλδης und ἁγροὶ, also heurückstehende und Brute machende. 74) Plinius (II. N. II, 67) erwähnt ein Berggebiet der Kimbren: „Septentrionalia vero oceanus majore ex parte navigatus est. — Germaniam etiam circumcincta ad Cimbrorum promontorium.“ Strabon (VII, 293. Cas.) setzt sie zwischen die Mündung des Älbius und der Elbe. Allein seine Angaben in diesen nördlichen Gegenden haben nicht die höchste Zuverlässigkeit wie in den südlichen und westlichen. 75) Plin. H. N. IV, 28. 76) Dasselbe wird auch

in ihren ursprünglichen Wohnsitzen eine ziemlich unbedeutende Völkerschaft, welche er als *parva civitas* bezeichnet⁷⁷⁾. Auch scheinen sie dann in den später andrängenden Eroberern völlig aufgegangen und so ihr Name gänzlich verschwunden zu sein. Ihre Nachbarn waren die Charudes (auch Harudes genannt), welche, wie Grimm nachgewiesen hat, mit den Holfaten (Holfen) identisch waren⁷⁸⁾. Von diesen Haruden waren einst 24,000 Mann zu Ariovistus nach Gallien gekommen, welchen er Landereien im Gebiete der Sequaner gewährte⁷⁹⁾. Auch werden die Haruden als eine Abtheilung seines Heeres genannt⁸⁰⁾. Sie gehörten wahrscheinlich ebenso wie die Cimbri zu den ältesten Stämmen Deutschlands. Neuere Forscher haben angenommen, daß Ueberreste der alten Kimbern in Rhätien und in den östlichen Eisrithälern der Elbe sitzen geblieben seien. Namentlich hatten italienische Gelehrte für einzelne Völkerschaften dieser Regionen kimbriische Abstammung angenommen. Andere haben in jenen Ueberreste der Bojaren und Alamannen erkannt und dies aus ihrer Mundart gefolgert⁸¹⁾.

§. 18. Von den Kimbern geht Tacitus zu den Sueven über, deren Name viele Völker umfaßte. Tacitus selbst bemerkt, daß die Sueven nicht ein Volk bilden, wie die Gatten und Tenturer, sondern daß sie einen großen Theil Germania's inne haben und daß sie nach besonderen Stämmen und Namen geschieden seien, obwohl sie im Allgemeinen mit dem Namen Suevi bezeichnet werden⁸²⁾. Hericus Cassar hatte über die Sueven Nachrichten erhalten, und zwar durch die von ihnen bedrängten und endlich tributbar gemachten Ubier, als sie noch ihre Nachbarn waren. Ihren Nachrichten konnte daher Wahrheit zu Grunde liegen, und bei ihrer Gesinnung gegen die Römer werden sie ehrlich berichtet haben, was sie wußten. Caesar war zweimal über den Rhein gegangen und hätte also zweimal die Sueven in ihren Wäldern aufsuchen können. Allein er zog es vor, über den Rhein zurückzugehen, jedenfalls in der Ueberzeugung, daß die Sueven ein zahlreiches kriegerisches Volk seien und der Kampf mit ihnen in ihren Wäldern ihm eher Verderben als Vortheil bringen könne. Vom Gebiete der Ubier aus muß das Suevenland östlich und südöstlich gelegen haben, mithin waren die Wohnsitze der Gatten und Marcomannen mit darunter begriffen und die damalige Marcomannis gewiß der wichtigste Theil desselben. Da nun Caesar nur den Namen der Suevi erwähnt, nicht den der Gatten und Marcomannen, so muß man annehmen, daß entweder diese Specialnamen zu Caesar's Zeit bei den Römern weniger in

Gebrauch waren und die Ubier dieselben nicht angegeben hatten, oder daß zwar Caesar auch von den Specialnamen Kenntniß erlangt hatte, jedoch nur den Gesamtnamen brauchte⁸³⁾. Die vielmals erwähnte Bedeutung des Namens Suevi kennt auch Strabon, welcher dieselben innerhalb und außerhalb des hercynischen Waldes wohnen und östlich an die Geten grenzen läßt⁸⁴⁾. Ptolemäos nennt eine Reihe Völker und zwar jedes mit zwei Namen, von welchen der voranstehende der allgemeine, *Σουήβοι*, ist, auf welchen dann der spezielle folgt, wie *Σουήβοι Λαγυσαίηδοι*, *Σουήβοι Σιφρονες*, *Σουήβοι Αγγυλοί*, also die suevischen Langobarden, die suevischen Semnonen, die suevischen Angeln⁸⁵⁾. Ebenso bemerkt Dion Cassius, daß viele Völker in Teutschland den Namen Sueven führen⁸⁶⁾. Jedenfalls waren es auch Sueven und insbesondere die Marcomannen, mit welchen die Helvetier vor ihrem unglücklichen Auszuge nach Gallien beständig Krieg zu führen hatten⁸⁷⁾. So befand das kampfgewohnte Heer des Ariovistus aus Marcomannen, Haruden, Tribocti, Vangionen, Remetes, Cebusi und Suevi, wobei die Marcomannen und Sueven als zwei verschiedene Völker aufgeführt werden⁸⁸⁾. Entweder bezeichneten damals diese Namen noch zwei verschiedene Stämme und wurden erst später vereinigt, oder, was viel wahrscheinlicher, Caesar hat aus Unkunde, vielleicht auch absichtlich aus zwei verschiedenen Namen eines und desselben Volkes zwei verschiedene Völker gemacht, um seinen Sieg über das Heer des Ariovistus um so glänzender erscheinen zu lassen. So Ariovistus selbst ein Sueve war, so wird wohl der Kern seines Heeres aus Sueven bestanden haben, aus welches sich vielleicht kleinere teutsche Völkerschaften jenseits des Rheines angeschlossen. Die Sueven mochten ursprünglich aus gegen Osten hin eine große Ausdehnung gehabt haben, von den formativischen Stämmen aber nach und nach gedrängt und gegen Westen hin fortgeschoben worden sein, wodurch zugleich die Kelten, die früheren Bewohner Teutschlands, genöthigt wurden, dieses bis auf kleine Reste zu verlassen und über den Rhein zu gehen⁸⁹⁾. Später finden wir Sueven überall in Teutschland. So waren noch kleinere suevische Stämme im Norden schloß, welche von den Sorben unterworfen wurden⁹⁰⁾. Der hercynische

von Strabon (VII, 293. Cass.) berichtet. Vergl. Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache II, 632.

77) Germania c. 37. Vergl. K. Beuss a. a. D. S. 145. 78) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. 2. Bd. S. 633 fg. 79) Caesar. Bell. Gall. I. c. 51. 80) Caesar. I. c. 81) Vergl. z. B. über die römischen Ethnologie S. 50—58. 82) Germania c. 18. Der erste Römer, welcher den Namen Suevi schriftlich nannte, war L. C. Cifenna, welcher 123 v. Chr. gelebt haben soll. Bei Romanus v. Lanona bemerkt Cifenna: „Gallia materibus, Suevi lancibus confugant.“

83) Caesar. Bell. Gall. VI, 29.

84) Strab. VII, 290.

Cass. Dann sagt er noch hinzu: „*αὐτοὶ οὖν οὐκ εἰσὶν ὡς τὸν Σουήβου ὄνομα ἀπὸ τοῦ ὀνόματος τοῦ ὀνόματος τοῦ ὀνόματος*“.

85) Ptolem. II, 11, 13, 16; 9, 13, 17.

86) Dio Cass. L. I. c. 22. Er hält die Sueven für ursprüngliche Kelten, und erwähnt ihren Krieg mit den Dacern, woraus hervorgeht, daß er unter den Sueven vorzüglich die Marcomannen versteht, welche seit der Zeit des Marbod Nachbarn der Daker geworden waren.

87) Caesar. Bell. Gall. I. c. 1: „proximique sunt Germanis, qui trans Rhenum incolunt, quibuscum continenter bellum gerunt: qua

de causa Helvetii quonque reliqui Galliae virtute praecedunt, quod fere quotidiana proelia cum Germanis continent, quoniam suis finibus eos prohibent, aut ipsi in eorum finibus bellum gerunt.“

88) Caesar. Bell. Gall. I. c. 51.

89) Vergl. 3. Chr. Adlung, Uebersicht der Deutschen S. 191.

90) Vergl. S. 20, Des teutischen Volkes Ursprung und Werden S. 243.

Wald blieb aber das Centrum der Suevenlande und Nordobd hat sein Reich durch die Macht der Sueven gegründet⁹¹⁾. In seiner Residenz aufgeschauften Schätze waren im Verlaufe der Jahre durch die Sueven zusammengebracht worden⁹²⁾. Noch zur Zeit des Jornandes galt der herynische Wald als das eigentliche Land der Sueven⁹³⁾, obgleich damals seit der auflühenden Macht der Alamannen dieselben nur noch geringe Bedeutung haben konnten. Der Name Marcomannen beginnt schon im Verlaufe des 4. Jahrh. seltener zu werden. Sie kommen nicht mehr als compacte Macht, sondern zerstreut vor⁹⁴⁾. Jornandes erwähnt Marcomannen in Ungarn als westliche Nachbarn der Vandalen. Ammianus Marcellinus führt Marcomannen in den römischen Kriegsheeren auf, welche wahrscheinlich aus dem Marcomannlande auf der südlichen Seite der Donau stammten. Auch kommen Marcomannen im Heere des Aetila vor⁹⁵⁾. Wir kommen auf die Marcomannen nochmals §. 24 zurück.

91) Ueber die Boier, deren Primatland früher der herynische Wald war, vergl. E. Siegel, Grundlagen zur alt. Gesch. des bayerischen Hauptvolkstammes S. 21 ff. Wahrscheinlich war ein Theil derselben Boier, welcher sich mit den Sueven verband. Caesar. Bell. Gall. I, 5: „Belouque, qui trans Rhenum incoluerant et in agrum Noricum transierant Noricumque oppugnant, receptos ad se socios sibi adiecerunt.“ Vielleicht waren dadurch die Boier im herynischen Wald geschwächt worden und konnten nur leichter dem Nordobd vollends unterworfen werden. 92) Tacit. Annal. II, 64. Vergl. R. Barth, Urkundliches Urtheil. S. 2. Th. S. 194 ff. — 93) Jornandes, De reb. Get. p. 138. ed. Ludeke: „Theodemir Gothorum rex Suevum improvisus a tergo apparuit. Nam regio illa Suevorum ab oriente Boiorum habet, ab occidente Francos, a meridie Burgundiones, a septentrione Thuringos. Quibus Suevis tum juncti Alamanni etiam aderant etc.“ 94) Vergl. Jornandes, De reb. Get. p. 125. Lindenb. 95) Auch in der Notitia dignit. imperii werden Marcomannen in der römischen Milit. angeführt, und zwar Honoriali Marcomanni seniores und Honoriali Marcomanni juniores, auch ganz einfach Marcomanni ohne näher Bestimmung. Tac. Hist. German. ant. II, p. 19. 25. 30. 34. Dazu den Commentar p. 235. Tom. III. p. 658. 661. 1119. Auch Equites Marcomanni Tom. II. p. 31. Fragt man nun, wie der Name Boien entstanden, so muß man notwendig zunächst an die Boiorii, Bojovarii denken, welche gegen Ende des 4. und im 5. Jahrh. in der Donaugegend und in der Nähe des Rätien gesessen werden und immer mehr nördlich gedrungen sein müssen. Tac. Hist. German. ant. II, p. 111 meint, daß sie nicht aus den alten gallischen Boii, sondern aus den Boiarii und Marjarii und einigen anderen Völkern hervorgegangen seien. Zsf. Schütz (Die Römertage mit Rücksicht auf das Jährfest S. 67) bemerkt: „und daß, nachdem die Boier, Boiarii, Bojovarii, Bojarii — in Mittelrätien eine Heimat gefunden und nach und nach sich des Grundbesitzes bemächtigt hatten.“ Hermann Müller (Die Marzen des Vaterlandes. I. Th. S. 192) bemerkt: „Die Bojovarii, Boiarii, setzen oben an. So hieß Bojovarii, Bojovarii, Bojovarii, Bojarii (für Bojovarii), Boier, Boier. Unbekannt ist, ob sie schon als frühere Bewohner von Rätien hieß und in abgeleiteter Form Bojovarii genannt worden sind, aber ob sie mehrere auswandernde Theile in Rätien angenommen haben in Bojovarii verwandelt haben, ja ob überhaupt ihr Name von den Boii in Rätien mitgeführt ist.“ Zu Pappas bauten um 700 n. Chr. Bojovarii, bei welchen die früher angenommenen christliche Religion wieder aufgeführt hatte. Im 3. 365 (all Tacit. König der Langobarden, sich mit Theodemir, der Königin

§. 19. Laut der Darstellung des Tacitus hielten sich die Semnonen für die ältesten und edelsten der Sueven. Sie waren ein mächtiges Volk und ihr Staat umfaßte hundert Bunde, was Caesar jedoch nach dem Berichte der Ueber von den Sueven überhaupt auslegt⁹⁶⁾. Im Gebiete der Semnonen kamen an festgesetzten Tagen in einem durch Weide der Väter und herkömmliche Ehrfurcht geheiligten Walde Abgeordnete von allen Völkern desselben Stammes zusammen und begingen hier mit einem Menschenopfer die schreckliche Fier eines alten barbarischen Ritus⁹⁷⁾. Ueber ihre Wohnsitze erhalten wir nur einige spärliche Andeutungen. Nach einer Bemerkung des Velleius Paterculus strömte an ihrem Gebiete die Elbe vorüber und die Hermunduren waren ihre Nachbarn⁹⁸⁾. Wahrscheinlich hatten sie ihre Wohnsitze am östlichen Ufer der Elbe und so würden sie eben durch diesen Fluß von den Hermunduren geschieden werden

Caribale's, des Fürsten der Boiorii, vermählt haben. Vergl. v. Pallhausen, Caribale, Boiarii erster König, und Theodemir, Italiens erste Königin. Bd. 1. 2, wo Boiarii Urgeschichte behandelt wird, und Philipp, Urtheile Gesch. I. Bd. S. 386. Boiarii haften sich neben Alamannen auch im rätischen Gebirge. Vergl. T. Streub, Zur Rätischen Ethnologie S. 71. (Zurich 1854.) In den Sagen der feingl. bairischen Völkern hat 1853 Graf Wallich einen Vortrag über den Zusammenhang der magyaren Geschichte mit der bairischen gehalten. Nach Paulus Diaconus (De gest. Longob. I. 27) wurden die Hunnen später Avarer genannt (qui prius Hunni — postea Avarer appellati sunt). E. Siegel, Grundlagen zur ältesten Geschichte des bayerischen Hauptvolkstammes (München 1854) hat ebenfalls so manche neue Aufschlüsse beigebracht. Er behauptet, daß die bairische Volk und ihre Vorfahren aus dem heiligen Stamme angehört (S. 356). S. 108 bezieht er die Stelle des Jornandes (c. 55): „Nam regio illa Suevorum ab oriente Boiorum habet, ab occidente Francos, a meridie Burgundiones, a septentrione Thuringos.“ Paulus Diaconus erwähnt die gens Boiorum dreimal: libr. I. 27. II, 4 und III, 29. Vergl. die anonyme Schrift: Versuch einer Urtheilung der verschiedensten Meinungen über die Abstammung der Boiarii. (Rud. 1842.) S. 9. Ueber die rätisch-bairischen Colonien und die Verbreitung der römischen Cultur in Baiern vergl. J. v. Oefner, Das römische Baiern in seinen Schrift- und Bildmalen. 3. Aufl. S. 9 ff. (München 1852.)

96) Tacit. Germ. c. 30. Caesar. Bell. Gall. IV, 1: „hic centum pagos habere dicuntur.“ 97) Tacit. I. c. 2. Uebersetzung (Älteste Geschichte der Teutonen) hält die Form Semnonen für die richtigste, da das aus für an oder a eine Eigenheit der Teutonen sei (S. 215). F. Leo a. a. D. S. 106 bemerkt: „und in Folge dieser Sage scheinen dann, wenn sich das Volk der Semnonen mehr, ausin Colonien gedrängt, scheint neuen jüdischen Völkern das Dasein gegeben worden zu sein, die jedoch in einem amphitheatrischen Zusammenhang mit den Semnonen, die Semnonen lebten.“ S. 107 bemerkt er das oben erwähnte Opfer als ein amphitheatrisches. Auch bemerkt er hier: „Offenbar sind die Sueven aus dem rätischen Völkerteile geschieden, wie wir sehen, daß die Gatten, und noch abgeleiteter deren Abkömmlinge, die Boiarii, wieder aus dem jüdischen Völkerteile geschieden, wie wir auch das alte Band zwischen Hermunduren, Langobarden, Marcomannen u. f. w. klar immer weiter lockern sehen.“ Ueber die Ethnologie des Namens Semnonen vergl. R. Müllenhoff in Haupt's Zeitschrift für deutsch. Alterth. 7. Bd. S. 383 ff. Er bringt damit den Wald Semnona (Synonymus oder Synonymus) der Prohemien II, 11, 17 in Verbindung. 98) Velleius I, 106: „ad quodammodo milliarium a Rheno usque ad flumen Albi qui Semnonum Hermundurorumque finis praeterfluit.“

fen“). Nach dem Berichte des Strabon hatte Marob auch die Semnonen bezwungen, welche dann zu seinem Reiche gehörten“). Strabon setzt auch die Hermunduren und Langobarden als surestliche Stämme auf die östliche Seite der Elbe“) und meint, daß zu seiner Zeit sich die Sueven überhaupt vor der römischen Macht auf die östliche Seite der Elbe zurückgezogen haben, was eine irri- gen Vorstellung ist. Denn die hercynischen Wälder bilden noch stets von surestlichen Stämmen bewohnt. Ptole- mæus läßt die Semnonen östlich von der Elbe bis zum Flusse Suebus und bis zum Gebiete der Bugunter sich erstrecken“). Unter dem Flusse Suebus kann aber wol nur die Eder, nicht die Barna verstanden werden“). Trotz aller bisherigen Angaben der alten Autoren hat G. Mannert den seltsamen Schluß gewagt, daß es nie ein einzelnes Volk mit dem Namen Semnonen ge- geben habe, sondern daß es ein allgemeiner Ausdruck gewesen sei, wie der Name der Sueven“). Als Grenz- nachbarn der Semnonen werden von Ptolemæus noch die Silingä bezeichneth“). Nördlich und südöstlich von den Semnonen wohnten nach Ptolemæus auch die Barinæ und Hygier (oder Egiæ, Eugier). Die Wohnsitze der Semnonen erstrecken sich also auch noch bis zur schwar- zen Elster und Reize und bis zur Mündung der Spree“). Jedenfalls waren sie der älteste und bedeutendste Stamm der Sueven in Osten und deshalb war wol bei ihnen das Heiligtum des Tuisto“), und daher die oben be- zeichnete Frier in einem gereicheten Walde. In dem Monumentum Ancyranum erscheinen die Semnonen als Hauptstamm der Völker von der Elbregion, welche eine Verwandtschaft an den Kaiser Augustus abspießen“). Nachdem Marob im Kampfe mit Tiberius besiegt wor- den, wandten sich die Semnonen von ihm ab und schlossen sich den Siegern an, wodurch seine Macht am meisten erschüttert wurde“). Endlich wird noch ein Semnonenfürst Marob erwähnt, welcher unter der

Regierung des Domitianus mit der Seherin Ganna nach Rom kam, hier von dem Kaiser ehrenvoll empfangen und wieder entlassen wurde¹⁾).

§. 20. Neben den suevischen Marcomannen haben wir zugleich der Quaden zu gedenken, welche die Osthäupten der Marcomannen waren und am marcomannischen Kriege starken Antheil nahmen¹⁾. Ptolemäus setzt dieselben in die Nähe des herrynischen Bades, jedwfalls in das heutige Böhmen oder in dessen Nähe, wo in ihrem Gebiete Eisenerzwerke betrieben wurden²⁾. Unter der Regierung des Gallienus werden sie neben den Sarmaten erwähnt und sollen mit diesen gemeinschaftlich in das römische Gebiet, namentlich in Pannonien ein³⁾. Zur Zeit des Julianus, welcher als Caesar unter dem Kaiser Constantius an der Donau und am Rhein gegen germanische Stämme kämpfte, drangen die Quaden oft in das römische Gebiet ein, wurden aber von dem genannten Jüngern Feldherrn, welcher bis Bregenz im heutigen Ungarn vorgedrungen war, gerüchelt, sodas ihr Fürst Vitrodorus und Agilimundus um Verrückung baten, welche ihnen gern gewährt wurde⁴⁾. Auch kämpfte Constantius selber gegen die mit den Sarmaten vereinigten Quaden, vertrieb ihr Gebiet und tödtete viele im Kampfe⁵⁾. Während dieser späteren Zeit tauchen die Quaden oft und gemeinschaftlich mit den Sarmaten zugleich auf und verwüsten die Provinzen Valeria, Unterpannonien und Obermönsien⁶⁾, aus welchen Gegenden sie mehrmals durch kaiserliche Heere zurückgetrieben werden⁷⁾. Einst war der Quadenfürst Gabinus von dem Marcellianus, dem Sohne des mächtigen Präfecten Maximinus zu Gast geladen und nach dem Walle muthwillig ermordet worden, weshalb sie abermals mit den Sarmaten vereint in das Gebiet der Römer einzufallen, Städte verbrannten und zwei Legionen beinahe vernichteten⁸⁾. Das die Quaden jedoch zur Zeit des Ammianus bereits sehr schwachgeworden waren, wird von diesem Historiker bezeugt⁹⁾. Als der Kaiser Val-

99) Vergl. A. Müllenhoff in den *Korrespondenzen* *Zeits.* 1. Bd. S. 117.

[illegible]

Bovianorum ad ripas del pugni ros Ovestroba surripuerunt.
 4) Stral. Beckenh. De sedibus Cherusce. p. 31. 5) Mannert,
 Geograph. p. 3. It. (Germania). S. 379 ff. Stral. Hist.
 l. ung. a. d. E. 216 ff. 6) Plinius. l. c. ardie inde per
 robis. Zingonis edidit. l. c. 7) Stral. Geogr. S. 380
 131. 8) Stral. Beut. S. 132. 9) a. d. E. 9. M.
 Ascyron. Arve Casaria angust index cerom a. d.
 latissimum. resili. Frankeus, expl. A. W. Zumptius Tab. V. „Cim-
 brique et Charudes et Semones et ejusdem tractus abdi-
 Germanorum populi per legatos amicitiam meam et populi
 Romani pederunt“ etc. Stral. Tab. VIII. p. 107. (Dassie
 fortstille in der geindlichen Uebersetzung ibid.) 10) Tac. Ann.
 I. 46.

11) *Idem* *Cass.* LXVII. c. 5.

12) Tacit. Germ. c. 41

[illegible]

lentinianus I. im J. 375 vom Rheine nach Ägypten gekommen war und sich zu Cornuntum aufhielt, war es seine Absicht insbesondere die Quaden ihrer unaufhörlichen Raubzüge wegen zu züchtigen. Er ging mit seinem Heere über die Donau, mordete und wüthete im Gebiete der Quaden (jugulata aetate promissa) und hielt dann zu Salaria Winterquartier²¹⁾. Bald darauf kamen Gefandte der Quaden zum Kaiser, um von ihm Verzeihung für ihre früheren Einfälle ins römische Gebiet zu erhalten. Als dieselben auch das vorbrachten, daß ihr Volk über die römischen Befestigungen in ihrem Gebiete (also dießseits der Donau) ergrimmt sei, gerieth der Kaiser in gewaltigen Zorn und sprach zu ihnen mit heftiger Stimme Worte des Unwillens, worauf ein Blutsturz und bald darauf der Tod folgte. Dies ist die letzte Erwähnung der Quaden bei Ammianus Marcellinus²²⁾. Im Gebränge der vom Pontus her anrückenden Völker im 5. Jahrh. mochten die Quaden sich ebenso verlieren, wie die Gepiden seit der letzten verlorenen Schlacht mit den Langobarden. Wenigstens wurde nun der Name als der eines besonderen Volkes nicht mehr vernommen, wenn auch einzelne Reste desselben unter anderen Stämmen noch fortexistirten²³⁾. Nach Strabon's Angabe gehörten zu dem Germanenreiche des Nordob auch die Butanen (Βουτάνες), welche er unterwerfen hatte²⁴⁾. Strabon hat dieselben zwar nicht nothwendig als Sueven aufgeführt, doch ist es wahrscheinlich, daß sie im weitesten Sinne zu diesem Stamme gehörten²⁵⁾.

§. 21. Als den nächstfolgenden Suevenstamm betrachtet Tacitus die Langobarden, zu welchen er von den Semnonen übergeht. Auch Strabon und Ptolemäus haben sie zu den Sueven gerechnet und zugleich ihre Wohnsitze geographisch bestimmt²⁶⁾. Die früheste Geschichte derselben und ihre Wanderung erzählt der Langobarde Paulus Diaconus in mythischer Weise, sowie überhaupt bei den Langobarden die Sage weit tiefer in das historische Zeitalter herabreicht als bei den meisten anderen Völkern²⁷⁾. Nach seiner Darstellung hießen sie

früher Winiler (Winili) und waren von Scandinavia ausgegangen, um sich neue Wohnsitze zu suchen, da in den früheren die angewachsene Bevölkerung sich nicht länger zu ernähren vermochte. Scandinavia aber bezeichnet er nicht als eine Insel mitten im Meere, sondern als Land mit flachen Ufern, welches von den Meereswegen umspült wurde²⁸⁾. Also war es ein nördliches Küstenland, welches sie ursprünglich bewohnten und ihr Gebiet mochte sich zwischen den Mündungen der Elbe, Oder und Weichsel hinziehen²⁹⁾. An Schweden und Norwegen läßt sich vernünftiger Weise nicht denken. Weit eher dürfte man vielleicht ihr Gebiet von der Weichsel nach Luthra, Göt- und Lieland hin ausdehnen, obwohl die Küstenfläche von der Elb- und Dermündung bis zur Weichsel für ein Volk, wie damals die Langobarden waren, vollkommen ausreicht. In ihren Sagen lehrt der Name Albis am häufigsten wieder. Hier hatte sich nun einst, wie es heißt, das gesammte Volk der Langobarden in drei Theile getheilt und durch das Loos entschieden, welcher von diesen drei Theilen auszuwandern sollte. Dieser Theil sei nun durch zwei Anführer, Ibor und Aion nebst ihrer Mutter Sambora einer neuen Heimath entgegengeführt worden. Sie seien nun in eine Gegend mit Namen Skoringa (Grimm Seoningsen) gekommen, wo sie sich mehrere Jahre aufgehalten haben. Hier seien sie aber von den Herrführern und Fürsten der Vandalen aufgeführt worden, entweder Tribut zu zahlen oder sich zum Kampfe bereit zu machen. Die Winiler haben es vorgezogen, den Kampf aufzunehmen und haben dann über die Vandalen gesiegt³⁰⁾. Auch

28) Pauli Warnefridi, Langobardi filii, discipuli Porphyriani de gentis Langobardorum lib. VI. (Lugd. Batav. 1591.) l. c. 2. p. 6 seq.: „Hanc ergo insula, sicut retulerunt aobae, qui eam lustraverunt, non tam in mari est posita, quam maris fluctibus propter planiciem marginum terras ambientibus circumfusa.“ Prätor von Aquitanien hatte lang vor Paulus Diaconus zum Jahre 270 berichtet: „Langobardi ab extrema Germaniae finibus oceanique protinus littore Scandiae insula magna egressi et novarum sedium avidi ibora (ibore) et Ajone ducibus Vandalos primum vicerunt.“ Bregl. Grimm u. A. D. S. 684. Ueber die Ausbreitung von Scandinavien (s. R. Müllenhoff in den Nordalbingischen Studien. Bd. I. S. 145 fg.). 29) Jac. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache II. S. 684 fg.) widerlegt diese Darstellung Pauli Diaconis' als eine errourte Sage, welche auf mehrer Stämme übertragen werden sei. Die Langobarden seien ebenso wenig aus der nördlichen Insel (Scandinavien) herangefahren, als die Gothen, und ebenso wenig zu Schiff angelangt, als die Sachsen. H. Fre (Geschichte von Italien. I. Th. S. 60—63) meint, man müsse entweder annehmen, die Langobarden des Paulus seien ein verschiedenes Volk von dem des Tacitus, oder jene alten Langobarden (des Tacitus) hätten sich den Sachsen unterworfen, nie hätten die Nord-Düringer, und hätten auf diese Weise einen sächsischen Herrschaft, sächsische Bevölkerung und Religion bekommen u. i. die Langobarden des Paulus Diaconus seien aber die langobardischen Herren, deren Geschlechter alte Traditionen über ihr Abkunft bewahrt haben möchten u. i. w. Also würde die Herrschaft nach Pannonien und Italien von den langobardischen Herren mit ihren Großschatzen aufgeführt worden sein. Bregl. A. Furt. Die Langobarden und ihr Volkrecht S. 10 fg. 30) Ibid. bei Paul. Diacon. c. 7. 8. Jac. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache II. S. 685) nimmt an, daß Skoringia auf dem fernen Lande gelegen habe. Sare Gram-

ed. Gronov.: „Quodam natio motu est exita repente, parum nunc formidanda, sed immenno quantis anteahe bellatrix et potens, ut indicant perpetrata etc.“ Ibid. p. 630 werden sie als räuberisches Volk bezeichnet: „Latini se cum Sarmatis Quadi pandentes, ad ruptum et latrocinia locum aptissimae.“

21) Ammian. XXX. c. 5. p. 650. Gronov. 22) Ibid. c. 6. p. 652. Gronov. 23) Bregl. Zeuf u. A. D. S. 464. 24) Strab. VII. l. §. 3. 25) Bregl. Dommerich, Die Römischen des Strabon u. S. 138. 26) Strab. VII. §. 190. Cosm. Prolem. II. 11. 15. Zeuf u. S. 94. 95. 109—111, welcher aus den Aufzeichnungen des Ptolemäus ein von den Langobarden verschiedenes westliches Volk machen will, ist bereit von Grimm (Geschichte der deutschen Sprache S. 683) widerlegt werden. 27) Bregl. Bethmann, Die Geschichtsbildung der Langobarden, im Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde, herausgegeben von G. H. Pertz. 10. Bd. I. Abth. S. 335 fg. Die älteste Quelle ist der Völscherbaum in der dem Renuus zugeschriebenen Historia Brittonum (s. die Ausgabe von W. Gunn, London 1819.) und in den von Pertz zum Hugo von Flavigny edirten handschriftlichen. Ein vorzüglicher Geschichtsmann des Paulus Diaconus war Gerundus von Trient, welchen er selber IV, 27. 42 nennt. Bregl. Bethmann S. 348.

die Langobarden (*ἀνατολικώτεροι τῶν Λαγγαβάρδων*) und unter dieselben die Dulgumnier, woraus sich folgern läßt, daß zur Zeit dieses Geographen ihre Wohnsitze an der Elbe waren⁴³). Dieselbe Lage ihrer Wohnsitze geht auch daraus hervor, daß sie zur Zeit des Marobod mit zu dessen Reiche gehörten und nach seiner Besiegung durch Arminius von ihm abfielen und sich wahrscheinlich ebenso wie die Semnonen dem nördlicheren Völkerverband des Siegers angeschlossen⁴⁴), welcher jedoch von kurzer Dauer war. Nach Tacitus waren sie von vielen mächtigen Völkern umgeben und bestraften ihre Unabhängigkeit durch ihre kampfabereite Wehrkraft⁴⁵). Sie haften demnach von der Zeit des Tacitus bis Ptolemäos an der Elbe zwischen den Angeln, Semnonen, Dulgumnern, Reudingern, Foen, Avionen und Varinern, bis sie späterhin, wahrscheinlich von den aus dem Norden anrückenden Saren (Sargen, Sachsen) bedrängt, ihre Wohnsitze verließen und sich weiter südlich und südöstlich wandten⁴⁶). Strabon hat die Langobarden nebst den Hermunduren auf das östliche Elbufer gesetzt, wohin sie sich vielleicht vor den Legionen des Drusus auf kurze Zeit zurückgezogen hatten⁴⁷). Nach der Darstellung des Velleius Paterculus waren die Langobarden von dem Tiberius auf seinem Feldzuge in Germania besiegt worden⁴⁸). Allein auf diese Nachricht ist wenig zu geben, da Velleius stets bemüht ist, den Paternus des Tiberius zu erhöhen und außerdem ihm die Völkerschaften an der Elbe gewiß nicht hinreichend bekannt waren. Waren sie aber auch wirklich mit dem Herer des Tiberius in Berührung gekommen, so würde dies noch keinen Beweis für ihre Wohnsitze geben, da sie sich entfernt von ihrem Gebiete mit anderen Stämmen vereinigen und dem römischen Heere entgegengetreten konnten. Daß ihr Gebiet westlich an das der Heruler grenzte, läßt sich vielleicht daraus folgern, daß der von diesen vertriebene König Italius, welchen sie sich früher als letzten Verwandten des Arminius von den Römern als König erbeten hatten, von den Langobarden wieder eingeführt wurde⁴⁹).

43) Ptolem. II. 11. §. 16. 17. 44) Str. Geogr. Sac. Germ. a. a. D. II. c. 683. 45) Germ. c. 40. Er erwähnt sie nach den Semnonen und läßt die Reudigni auf sie folgen. 46) Die Lage ihrer Wohnsitze an der Elbe hat W. Bened. Mühlert auf seiner Karte zu den Zeitgenossen des Drusus richtig angegeben. Grimm (a. a. D. c. 687) bemerkt: „Als über die Mitte des 4. Jahrh. hinaus müssen demnach die Langobarden in der Gegend, wo sie von den Römern wahrgenommen wurden und wohin sie vor unentfesselter Zeit aus Osten, nicht aus Norden, eingewandert waren, behauptet und mit anderen nachfolgenden Drusiden, namentlich Sachsen, Angeln und den auf dem rechten Ufer der Elbe hausenden Stämmen, in Gemeinshaft gestanden haben.“ 47) Strab. VII. 2, 290. Cuius: „προς τὴν ἐκ τῆς ἐλβῆς καὶ τῆς αἰθρᾶς ἀπὸ τῆς αἰθρᾶς ἀπὸ τῆς αἰθρᾶς ἀπὸ τῆς αἰθρᾶς.“ K. Mühlert hat in der Recension. Studien I. Bd. S. 117: „Darauf (auf die Semnonen) folgen ganz Röm. die Langobarden (vergl. Velleius Paterculus I. c.)“ jenseits der Elbe in der heutigen Mark zum Thell, Westelung, Lauenburg gegenüber bei Hamburg etwa. Einß ab folgen — die Sargen u.“ 48) Velleius Paterculus II. 106: „fracti Langobardi, gens etiam Germana servata ferocior.“ Ihren kriegerischen Ruhm kannte auch Tacitus, Germ. c. 40. 49) Tacit. Annal. XI.

Die folgende Wanderung der Langobarden beruht auf einem mannichfach gestalteten Sagenkreise, in welchem ihre ursprüngliche Heimath weit tiefer in den Norden gesetzt wurde als sie war⁵⁰). Auch hatten sie durch ihre Tapferkeit und ihr Kriegsglück eine höhere Bedeutung erlangt, als ihnen ursprünglich in Beziehung auf ihre Macht zukommen mochte⁵¹). Der Ruf von ihrer Tapferkeit konnte ihnen leicht den Weg von der Elbe an die Donau und nach Pannonien bahnen, worauf dann nach mannichfachen Kämpfen mit ihren Nachbarn die von dem oströmischen Kaiser veranlaßte und unterstützte Herrschaft nach Italien folgte⁵²). Sie hatten bereits die christliche Religion angenommen, noch ehe sie nach Italien gelangten⁵³).

§. 22. Nach den Langobarden erwähnt Tacitus die Reudigni, die Aviones und Angli, die Varini, die Eudoses, die Suariones und die Nulithones oder Vitthones, welche von Flüssen und Wäldern umgeben waren. Tacitus hat diese Völkerschaften, an denen er nichts Merkwürdiges zu erwähnen fand, zusammengestellt, weil sie den Nervpunkt mit einander gemein hatten, welchen er hier näher beschreibt. Ihre Wohnsitze vermochte er wahrscheinlich nicht näher zu bestimmen. Sie sind theils nördlich, theils nordöstlich und östlich von den Langobarden zu suchen⁵⁴). Die Flüsse und Wälder,

c. 16: „de rursus Langobardorum opibus refectus etc.“ Jedemfalls hatte er nach seiner Betreibung sich zu den Langobarden begeben und sich über einen mächtigen Anhang verschafft. Den Kom aus wurde hierbei Nichts gethan.

50) Prop. v. Ledebur, Nordhümungen und die Hermunduren oder Thüringer c. 29 läßt die Langobarden aus einer Vereinigung der Bewohner zweier Gaue, des späterhin mindestens Langowes und des verestischen Bartenowes, erwachsen. Vergl. c. 32. Ähnliche Versuche mit Ortsnamen im südlichen Norwegen und andernorts sind schon früher gemacht worden. Vergl. K. Zück. Die Langobarden und ihr Völkergott S. 3 (vorh. auf dem Gebiete der Gesch. Heft 4). Ueber Langobardenheim vergl. Fr. Jos. Dumbek, Geographia pagorum vet. Germ. caracianorum p. 178 seq. 51) Dagegen der schon erwähnte Ausdruck des Tacitus (Germ. c. 40): „Langobardi nobilitas.“

52) Beal. Paulus Diacon. lib. III. c. VI. Ueber ihre Kriege mit den Herulen und Gepiden und ihre Verbindung mit Karis handelt Procopius, De bello Gothico II. 14, p. 200 seq. ed. Händl. lib. III. c. 34, p. 423 seq. IV. 17, 550 seq. IV. 27, 602 seq. 33, 627 seq. Ueber die Sagenkreise und Geschichtsschreibung der Langobarden bis zur Auflösung des langobardischen Reichs durch Karl den Großen f. Wer mann im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde von G. D. Pertz. 10. Bd. S. 335—414. 53) Beal. K. Zück a. a. D. Ueber ihre gehörige Sagen in alten Zeiten vergl. K. Mühlert in den Nordalbingischen Studien. Bd. I. S. 149 fg. 54) Germ. c. 40: f. die Karte zu Billirmin, Feldzüge des Drusus. S. R. S. Billirmin zu Tacit. Germ. I. c. Ueber die Angli und Varini bemerkt D. Leo a. a. D. S. 240: „Wahr der Varici finden wir aber nach eine Anzahl anderer Stämme unter den Thüringern — so namentlich gehörend nach dem büringischen Königsgeschichte aus Herule und Querner (oder: Barni, Barini) — und das büringische Völkergott bezieht sich auf Barni und Angli. Beide Völker, Barini und Angli, sind ehemals sursid, im estlichen Schwaben und Osteln angelegene Stämme; — nun fand sie auf jenen Gegenden gewisser; ein Theil der Barni und Angli erscheint den Sachsen vereint; — ein anderer Theil der Barni, sowie ein Theil der Angli aber (vielleicht grade der reifste) hat

von welchen er sie umgeben sein läßt, lassen sich nicht genau angeben. Sie sind zwischen der Elbe und Oberrhein zu suchen, welche selbst dazu gehören. Daß er diese sieben Völker noch zum großen Survenfamme gezählt habe, geht aus dem Folgenden hervor (S. 41). Die bedeutendsten unter ihnen waren die Angli und Varini (die Angeln und Warinen, bei Procopius *Ὀβροποι* genannt). Ein geringes Volk konnten wenigstens die Angeln nicht sein, da sie späterhin getheilt und an verschiedenen Orten erschienen. Entweder sind die Angeln des Tacitus später an dem Eistrome hinabgezogen und in die schleswiger Landschaft zwischen der Schlei und dem flensburger Meerbusen gelangt, welche Landschaft nach ihnen Angeln genannt wurde⁵⁵⁾, oder sie waren ebenso wie die Saren, vom Norden her, in den südlichen Theil der kimbriischen Halbinsel gekommen (s. unten die Angaben über die Saren). Sie nahmen hier einen Landstrich zwischen der Ost- und Nordsee, in der Richtung von Schleswig und Lönningen ein und wurden Nachbarn der Sachsen, Friesen und Juten⁵⁶⁾. Nach der Einwanderung in Britannien erscheinen daselbst Ostangeln, Westangeln, Mittelangeln. Obgleich die Sachsen in der Masse das Uebergewicht behaupten, erhielt dennoch Britannia von den Angeln seinen neuen Namen (Anglia, Angleterre, England⁵⁷⁾). In den späteren Jahrhunderten erscheinen aber auch Angeln neben den Wermern als s Haupttheil des thüringischen Volkes⁵⁸⁾, ein Beweis, daß nicht der ganze Stamm der Angeln nach Britannien gewandert, sondern noch ein beträchtlicher Theil in seinen Wohnsitzen zurückgeblieben und später weithin vorgeückt war. Ein Theil der Angeln erscheint auch als Zweig des großen Alamannenvolkes⁵⁹⁾. Die bis an den Rhein vorgerückten Varini (Barni, Woriner, Wiriner) wurden gegen Ende des 6. Jahrh. durch die Franken aufgegeben, während ein anderer Theil dieses Stammes bei den Thüringern, wie es scheint (in

dem Beringau, westlich vom thüringer Walde) seine Wohnsitze behauptete⁶⁰⁾.

§. 23. Die genannten sieben Völkerschaften hat Tacitus in das tiefere oder entlegener Innere Germaniens (in secretiora Germaniae), wie er sich ausdrückt, gesetzt, aber dennoch zum Survenfamme gezählt. Hierauf wendet er sich nach den Deuagierenden hin und berührt hier zunächst die Hermundulen als ein den Römern treu geliebtes Volk, welches nicht wie andere teutsche Stämme bloß einen Uferverteiler mit den Römern bege, sondern in einer großen Coloniestadt von Rhätien Handel treibe und mit den Römern in freundschaftlichem Umgange stehe⁶¹⁾. Die älteste Nachricht über die Hermundulen (hier Hermunduli genannt) erhalten wir in einem Fragmente des Lucius Cincius Alimentus, welches aus dem 3. Jahrh. v. Chr. stammt. Dieses Fragment enthält als Schema der Realwerte folgende Kriegserklärung des römischen Volkes an die Hermundulen: „Quod populus Hermundulus hominesque populi Hermunduli adversus populum Romanum bellum secere deliqueruntque, quodque populus Romanus cum populo Hermundulo hominibusque Hermundulis bellum iussit, ob eam rem ego populusque Romanus populo Hermudulo hominibus-

60) Bzgl. Leo a. a. D. S. 243 und F. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Führer. I. Ab. S. 203. Procopius (De bell. Gothor. IV. c. 20) bemerkt über die Warrner: „Ὀβροποι πάλαι ἐνίοις ἴσχυος νοταρῶν ὀνομαζομένη, διῆνοροι δὲ ἔπειτα ἐς ἀνατολὴν τὴν ἀνατολὴν καὶ νοταρῶν Πίρων, ὅτις ἀνθρώποις τὴν διοικήσιν καὶ ὀφειρῶν καὶ ῥέλια ἔργα, ἃ ὀνομαζομένηται.“ Procopius scheint unter seinen *Ὀβροποι* zugleich mehrer andere Stämme, vielleicht die Wachsen, vielleicht auch zugleich die Thüringer umfassen zu haben. Eine genauere Kenntniss dieser einzelnen Stämme machte ihn fehlen. Er erzählt a. a. D. eine fast romanartige Geschichte des Varnenkönigs Hermundulus und seines Sohnes Kokkier, welcher von den Angeln mit einem zu Schiffe über das Meer kommenden Heere überfallen, besiegt und gefangen genommen wurde, worauf er die ihm früher verlobte Königstochter der Angeln (Angeln) zur Frau erheben habe. Ein thronberechtigter Verwandter des Langobardenkönigs Bades (*Obadus*), mit Namen Schilphus, hatte einst zu den Warrern seine Zuflucht genommen; allein Bades hatte durch Bestechung bewirkt, daß er bei ihnen umgebracht wurde. Procop. Bell. Goth. III, 35, p. 429. ed. Dindorf. Dort oder handelte die Scipiden, welche den Bädigen, den Sohn des Schilphus, dem Kuckin nicht ausliefern, sondern, da sie mit den Langobarden in freundschaftlichen Verhältnissen stehen, aus aufzubeuten, ihr Land zu verlassen, jedoch er seine Zuflucht nehmen konnte, wo er wollte. Procop. ibid. p. 430. Einst waren auch Werrler zu den Warrern gekommen, welche der ihnen von den Langobarden beizugebenden Niederlage entronnen waren. Procop. De bell. Goth. II, 13, p. 205. ed. Dindorf. 61) Tacit. Germ. c. 41. Ueber den Namen S. Leo a. a. D. S. 206 fg.: „Allerdings läßt sich viel dafür sagen, daß der Name Germanen, gleich dem ersten Theile des Namens der Hermundulen, zusammenhänge mit dem altschlechtischen Irman, altsächsischen Irmin, angelsächsischen eormen, altnordischen iormun, welches Wort gebraucht wird zu Verstärkungen und Ueberzeugungen, z. B. Irmingot, der höchste Gott, Irminlied, das ganze Irminlied, das Irminsagebuch —, daher wären Irman-dur die ganz, Irmin, mächtigen Duren — oder die erminischen Duren“ u. S. 238: „und im Gegenwärtigen solcher kleiner durischer Stämme heißt der Hauptstamm wo Irmin-duren, Irmin-duren, Hermund-duren, die Hauptduren, großen Duren, allgemeinen Duren.“

sich den Wachen nicht gefügt, sondern ist aus dem Lande gewichen, und wie finden ihn bei den Thüringern wieder — einen Theil der Angli auch der Alamannen.“ Dies bezieht sich natürlich auf die spätere Zeit, auf das 3. und 4. Jahrh. u. f. w. — Die Warrnen hat man auch in den Kaviern oder Gaidonen, welche mit den Werrern in Gallien einfielen, wiederfinden wollen, eine sehr unsichere Vermuthung. Bzgl. Müller, Die deutschen Stämme I. S. 205, welcher bemerkt, daß man bei diesem vermutheten verkommenen Namen (die Warrnen) wol auch an die Chauten denken könne. Aus so entfernten Verhältnissen der Namen sollte man gar keine Folgerung machen.

55) Bzgl. Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache II. S. 641. 56) Bzgl. Grimm a. a. D. 57) Bzgl. Grimm a. a. D. S. 658, 659. Ueber die Angli und Varini überhaupt s. Feus, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 152 ff. 58) Bzgl. Wilhelm, Germanien S. 176. F. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Führer. I. Ab. S. 203. Derselbe bemerkt S. 202 von den nach Norden sich wendenden Angeln: „Dennoch ist diese allgemein verbreitete Annahme eines wogal für ungeschicklich zu halten, und jene sächsischen Angeln verweisen am Ende mit weit mehr Wahrscheinlichkeit auf die Engern oder Engen an der Weser, als auf die Werrner der Landschaft Angeln in Ostland“ u. f. w. 59) Bzgl. Leo a. a. D. S. 245.

que Hermundulus bellum dico facioque“). Jedenfalls fand hier die Hermunduren zu verstehen, welche damals weiter südlich, in Rhätien und Noricum gesessen haben müssen und erst späterhin vor der Macht der römischen Waffen oder vor den Marcomannen sich mehr nördlich und nordöstlich gezogen haben mögen“). Möglicherweise ist es, daß auch die von Caesar erwähnten Tulingi, welche Bundesgenossen der Sueticii waren, zu den Hermunduli gehört haben, worfür sich freilich ein Beweis nicht aufbringen läßt“). Wahrscheinlich gehörten auch die Teuriochämen zu den Hermunduren, d. h. Thüringern, wie Leop. v. Ledebur angenommen hat“). Mit noch größerer Sicherheit darf man wohl die Thervingier oder Tervingier an der Donau als Thüringer betrachten,

welche Meinung bereits Sagittarius und Moscou, und neuerdings Ledebur vertreten haben“). Allen auch die Tungi an der Naas für Thüringer halten zu wollen, bios deshalb, weil die Namen ähnlich lauten, scheint mir misslich, da Tacitus, welcher die Tungi sowohl in der Germania als in den Annalen und Historiis erwähnt, das Namens Thüringi nirgends gedenkt und dieser gewiß zu seiner Zeit noch nicht existierte. Und wie sollte ein Zweig der Hermunduren oder herminionischer Döringer so früh über den Rhein gekommen und hier die besetzten Wohnsitze behauptet haben? Alle übrigen germanischen Stämme jenseits des Rheins hatten früher diesseits in der Nähe dieses Flusses gewohnt, hatten also eine weite Wanderung nicht unternommen. Ebenfalls wenig läßt sich annehmen, daß die Tungi nach der Zeit des Tacitus aus ihren Wohnsitzen in Gallien ausgebrochen und nach dem Lande, welches später Thüringen hieß, gekommen seien. Anders war es freilich im Verlaufe des 5. Jahrh., in welchem wir Thüringi oder Döringi als losgerissenen Zweig des Hermundurastammes in den Niederlanden finden, wovon sie durch die Völlerwanderung im genannten Jahrhunderte gelangt sein konnten“).

Wir kehren zu den Hermunduren an der Donau zurück. Nachdem nun die Marcomannen durch Drusus eine große Niederlage erlitten und sich darauf aus ihren früheren Wohnsitzen östlich nach dem heutigen Böhmen gewendet hatten, wanderten die Hermunduren in das verlassene Gebiet ein, und die Römer gestatteten ihnen dasselbe zu bleiben. Hier bezeichnet sie nun Tacitus als ein den Römern treu gebliebenes Volk, welches mit ihnen in Handelsverkehr stehe“). Da wir nun aber Hermunduren an der Donau und Hermunduren an der Elbe finden, so ist entweder anzunehmen, daß das gesamte Volk sich in zwei Theile getheilt oder daß sie im Verlaufe der Zeit die Grenzen ihres Gebietes außerordentlich erweitert hatten. Jedenfalls bildeten die Hermunduren schon frühzeitig einen der mächtigsten Stämme und von Plinius werden sie als Zweig der das Innere Teutschlands bewohnenden Herminonen bezeichnet“). Ihr Gebiet war von der nord- und nordöstlichen Seite von der Berra, der oberen Elbe und dem Barenwalde umgrenzt, gegen Süden oder Südosten hin bezeichnet Tacitus die Rarici, Marcomanni und Duabi als ihre Nachbarn“). Als mächtiger Stamm erscheinen die Her-

62) *Gellius* XVI, 4: aus *L. Cincii Alimentii de re militari* libr. III. *Bergl. Mart. Hertz, De Lucius Cincius eorumque fragmenta* (Berl. 1842.) p. 44 seq. und d. Auslegung dieser Stelle p. 78 seq. Uebrigens ist jene Kriegerseinführung nur eine grammatische Formel: *Hertz* l. c. 1. „Hermunduros — grammateorum more exempli gratia posuit Cincius pro cujuslibet populi nomine“. Diese Stelle dürfte bereits im vorigen Jahrhundert *P. Hen. Longinus, Avaricum diss. de Hermunduris* (in *J. G. Hen. Mart. Grevii's Notitia Hermundurorum*) Tom. II. p. 14 mitgetheilt. Angest. ist dieselbe wieder von Leop. von Ledebur (*Rechtsurkunden und die Hermunduren* [Berlin 1852.] S. 38) ins Gedächtnis gerufen, aber freilichmals zum ersten Male erwähnt worden. Derselbe bemerkt nämlich S. 37, sich demie beiliegend: „Untere deutsche Geschichte wird füglich um zwei Jahrhunderte früher, als bisher geschehen, die Spur herminionischer Stammeswanderung anzurechnen haben, da ich auf ein von den Forschern fast übersehenes, um soviel älteres Zeugnis aufmerknen machen muß.“ Die Buchstaben l und r finden wir auch an mehreren in einander übergehend, z. B. Marcomanni statt Marcomani (im *Chronicon Paschale*), Bardoul — Langobardi. *Bergl.* Leo a. a. D. S. 238. 63) *P. Leo*, Der teurischer Volks und Reiches Ursprung und Herkunf. S. 190: „Schonbar freilich enthält die Germania (c. 14. muß heißen s. 41) einen Auspruch, die Germanen hätten mit den Römern freien Handel getrieben (dies sagt Tacitus nicht, sondern beschränkt den Handel der übrigen Stämme auf Küstenhandel, in *ripa commercium*), doch nimmt Tacitus selbst die Hermunduren aus, und diese wohnten den der oberen Donau bis an die Elbe in den magdeburgischen Gegenden, zu beiden Seiten des Thüringer Waldgebirges etc.“ Wahrscheinlich haben zur Zeit des Tacitus die Wohnsitze der Hermunduren noch nicht soweit gegen Norden gerückt, sonst würde Tacitus wol nicht gesagt haben: „sic nunc Danubium sequitur.“ Auch hätten diese nördlichen Hermunduren eine weite Zeit zu machen gehabt, um in der spätheidianischen Rheinstrom provincie colonie, der Augusta Vindeborum (Wuzburg) ihren Handel mit den Römern zu treiben. 64) *Cassiod. Bell. Gall. I. c. 3*: „peruadent Rauracis et Tulingis et Lutoribrigis, finitimus, ut una cum his proficiscantur.“ *Bergl.* Leop. v. Ledebur a. a. D. S. 38 fg. und Leo a. a. D. S. 238. 65) *Rechtsurkunden* etc. S. 55. Die Teuriochämen rechnet *Vielzeu* II, 11, 23 und zwar *ante* *zu* *Wieding* *hyn*, sowie er weiter §. 22 der *Tengowis* und *Marpesioyos* gedenkt. *P. Leo* a. a. D. S. 240 bemerkt: „*Tengowis*“ — das ist ein Name gebildet mit *Bojohani* — also Teurio — d. h. — oder mit reinem Teutischen *Wieding* — die in der *Heimat*, im Lande der Duren Wohnenden — es sind offenbar die Hermunduren selbst. Thüringi oder Düringi ist nun offenbar ein viel allgemeiner Name als Duri — er bezeichnet nicht bloß die Duri, sondern alle zu den Duren gehörigen, von ihnen ausgehenden oder mit ihnen verbundenen — also namentlich zunächst auch die Nariaci, deren Name als Volkname (wie schon erwähnt ist) ganz verschwindet, und welche seitdem als Theil der Döringer, der zu den Duren gehörigen Völker, auftreten.“

66) *Eutropius, Breviar. hist. Rom. VIII, 2. Sagittarius, Antiquit. regni Thuring. II, 5* (welcher auch aus den Turones die Thüringi herangezogen läßt; *vergl. Bechov, De aed. Cher. p. 30*). *Moscou, Geschichte der Teutschen IX. c. 30* p. 436. *Leop. von Ledebur a. a. D. S. 56 fg.* 67) *Plin. H. N. IV, 26. Bergl. Leo a. a. D. S. 238.* 68) *Bechov* (Do aed. Cherusc. p. 39) vermußt, daß es nicht das ganze Hermundurenvolk, sondern nur ein Theil desselben gewesen sei, welcher die von den Marcomannen verlassenen Länder besetzt habe. Ein anderer Theil habe sich im heutigen Sachsen jenseits der Elbe niedergelassen, wo sie von *Seoban* (VII, 1. p. 201. (sic)) neben den Langobarden genannt werden. 69) *Plin. H. N. IV, 26. Bergl. Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. 2. Bd. S. 596 fg.* 70) *Germ. c. 42*. Eine enorme Ausdehnung oder weitgreifende Stuppung findet man bei *Leo* a. a. D. S. 237 angegeben:

munduren auch nach dem Sturze Marobd's, sofern sie dessen Wegner und Nachfolger im marcomannischen Reiche, den Catualda, wiederum vertreiben und zwingen seine Zuflucht ebenso wie Marobd bei den Römern zu suchen⁷¹⁾. Nach Catualda's Vertreibung theilten Rangio und Sido das marcomannische Reich unter sich⁷²⁾. Ihre Vertreibung des Catualda fand unter dem Hermundurukönige Vibidius statt. Diese Einmischung in die Angelegenheiten der Marcomannen beweist, daß sie deren Nachbarn waren. Dies und die Bemerkung des Tacitus, daß in ihrem Gebiete die Elbe entspringe und daß sie mit den Römern Handel in der rätischen rätischen Colonienstadt Augusta Vinidelicorum treiben, gibt uns zusammengekommen ein Bild von dem Umfang und den Grenzen ihres Gebietes zur Zeit des Tacitus. Westlich waren um dieselbe Zeit die Chatten ihre Nachbarn, mit welchen sie einen siegreichen Kampf um den Besitz der Salzquellen in der Nähe der Werra bestanden, wie schon oben bei der Betrachtung der Chatten angegeben worden ist⁷³⁾. Im Norden reichte ihr Gebiet bis an das Oberruckerland⁷⁴⁾. Nach der bezeichneten geographischen Lage ihrer Wohnsitze müssen die Hermunduren wol ebenso wie die Langobarden zum großen Euwenstamme gerechnet werden⁷⁵⁾. Wir kommen auf diesen Volksstamm unten

„Die Hermunduren, welche an der Elbe mit Semnonen, in der Altmark und in Lüneburgerischen mit Langobarden, auf einer Linie vom Harz an die Werra quer durch das Eichsfeld mit den Cheruskern — grenzten — welche dann an der Werra nachbarn der Chatten waren, deren Gebiet sich aber von der Oberwerra nach südwestlich in wechselnder Breite durch das wärsburgische Land bis zur Donau zog.“ Soweit Land schienen sie aber nicht zu gleicher Zeit, sondern mit ihren Wohnsitzen wechselnd, die gemindert, jenes ausgedehnt — besitzen zu haben. Vergl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, welcher die Hermunduren in die mittlere Gegend setzt (II, 682).

71) Tacit. Annal. II, 63. XII, 29: „Auctores fuere Vibidius Hermundurorum rex, et Vangio ex Sido, sorore Vannil genit.“ 72) Tacit. Annal. XII, 30.

XIII, c. 37. Strab. VII, 1, 290. Cui. fest. seine *Exordios* waren, die Langobarden und jenseits der Elbe. H. v. V. 28 sagt die Hermunduren seien die Euwen, Chatten, Cheruskern. Die bis zu seiner Zeit mitgetheilten verschiedenen Meinungen der Gelehrten über die Hermunduren hat P. Daniel Engolius in f. Notitia Hermundurorum, opera et studio I. H. M. Ernesti Tom. 1. 2. (Norimb. 1793) zusammengefaßt und beurtheilt. Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache II, 398 bemerkt über die Wohnsitze der Hermunduren: „Nach Tacitus müssen sie zwischen Elbe und Donau im Gebiete der Saale und das Rheintal gebildet werden, gegen Norden an Cheruskern und Chatten, gegen Osten an Semnonen und Marcomannen, gegen Süden, zum Theil auch Chatten, ein römisches Gebiet besaßen.“ Er muß es zur Zeit des Tacitus und noch ein Jahrhundert später gewesen sein. 74) Vergl. Beckedorf, De scythia Cheruscorum p. 30 seq. 75) Bestenius (l. c. p. 28) bemerkt über die Hermunduren wol nicht mit Unrecht: „Qui cum tota magna veteris Germaniae partem obtinuisse videntur, non una tantum gente, sed plures putandi sunt gentes, communis illo nomine comprehensae et vinculo quodam aive societatis aive affinitatis inter se conjunctae.“

Selbstfalls hätten sich die Hermunduren als einer der ältesten deutschen Stämme die zur Zeit des Tacitus nach verschiedenen Seiten hin weiter ausgedehnt. Sie mochten auch unter alten deutschen Stämmen die richtigste Vorstellung von der unüberwindlichen Kriegsmacht der Römer haben und daher lieber ihre Freundschaft suchen, als ihnen Krieg bieten. Daher sie

im geschichtlichen Abschnitte bei der Betrachtung der Thüringer zurück, welche von vielen Historikern, und anderen Gelehrten von den Hermundurern abgeleitet worden sind⁷⁶⁾. Auch läßt sich in der That kaum begreifen, wo nach einigen Jahrhunderten die verschwundenen Hermunduren geblieben und die Thüringer plötzlich hergekommen seien. Denn im 5. Jahrhund. haben diese ziemlich dieselben Landgebiete im Besitze, welche früher die Hermunduren inne hatten⁷⁷⁾. Die Hermunduren kamen unter diesem Namen im marcomannischen Kriege zum letzten Male vor⁷⁸⁾.

§ 24. Neben die Hermunduren setzt Tacitus die Rariici, Marcomanni und Quadi, sämtlich Völkern in nördlichen Donaugebiete. Die Rariici und

auch bald in der Cultur weiter vorgekirt waren als andere Stämme der Teutonen. Uebersicht war bei allen teutonen Stämmen, welche mit den Römern verkehrten, sehr klar bis auf die Zeit des Tacitus ein anderer Culturzustand eingetreten. v. Wittmann, Ueber den Unterschied zwischen den Euwen und Gothen, in d. Abh. der königl. bair. Akad. 7. Bd. I. Abth. (hist. G. der ganzen Reihe 29. Bd. S. 1) wird bemerkt: „Ein allgemein verbreiteter und tief einwurzelter, auf den Gang der Fortschritt sehr nachtheilig einwirkender Irrthum liegt in der Annahme, daß der Culturzustand der teutonen Volksstämme, ihre Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, Erfindungen und Vorstellungen in den ältesten Zeiten, also wie man sie gewöhnlich bezeugt, von Caesar bis Tacitus, im Wesentlichen völlig gleichgeblieben waren, eine Annahme, die sich, von welcher Seite man sie immer betrachtet, mehr als völlig irrig darstellt.“ Von dieser Ansicht aus läßt sich wol mancher bisher nicht befriedigter Widerspruch erklären.

76) Gegen diese Ansicht hat sich F. Luden (Z. d. A. S. 395) nach seiner mehr patriotischen als kritischen Betrachtungsweise ausgesprochen: „Die Hermunduren sind nicht Thüringer gewesen, und wären sie es geworden, der Gang der Dinge würde nicht begrifflicher sein. Jedenfalls ist die Bildung des Namens echt teutisch, und wenn auch die Ungewißheit der Geschichte verbiethet, aus den Namen Heringer, Thuringer, Silinger eine Folgerung zu ziehen, so führen die späteren Thüringer und Lehnherren doch fast unzweifelhaft auf die Vermuthung, daß auch Thüringen nach einem Hüften oder Helzen benannt sein mag, den die Ursprung der Beiden aus dem Urnamen der Menschen vertritt hat.“ Paganus, F. Leo S. 239 ff. 77) F. Leo a. a. O. S. 239: „Die Thüringer (althochdeutsch *Thuringi*, altengl. *Þyringas*), offenbar, wie schon der Name zeigt, die ersten (herm.) Dürer im Namen mit einer Bildungsspitze, welche das Zusammengehören bezeichnet (Zwilling, Behnung, Herding). Der Name Dürer weist nach dem Lautverhältnissgese auf unsittliches Thema (herm.) Dürer oder tar, welche Wortform durch Localisirung aus *tar* (welche Form auch bezeugt) entstanden ist und festinare, preparare bedeutet — oder auf das Thema *tar*, und was aus *tar* entstanden ist und *laedere*, *ferire*, *secundare* bedeutet. Mit letztem Thema hängt allwissendes durch, *la* steht, durch die Ethik zusammen und allwissend, durch (angels.) *horn* oder *pyrn*, *alinet*, *horn*, *aplan*, *acud*, *bood*, *horn* oder *dur* (angels.) *puh*, *per*) und *durh* (angels.) *pyrhel*, *perforatus*). Ob nun Dürer ein Volk bezeichnet, was *dur* heißt, oder eins, welches durchdringt, oder welches auch Stoffformen fähig — dürfen wir wol unentschieden lassen.“ Wäre diese etwas erröthende Etymologie richtig, so würde auch der Name der Hermunduren und Thüringer, wie der der Chatten, Cheruskern und Franken, von ihrer Hauptmasse im Kriege abgeleitet sein können. Engolius (Notitia Hermundurorum, ed. I. H. M. Ernesti, Tom. I, p. 79 seq.) zeigt die verschiedensten Ortsnamen auf, in welchen *durum*, *derum*, *torum*, *thorum*, *thrum*, *thorum* entweder vorn oder hinten sich finden. 78) Vergl. F. Leo a. a. O. S. 237.

die bereits erwähnten Quadi bildeten die Vormauer der teuffchen Stämme an der Donau hin (aeque Germaniae velut frons est, quatenus Danubio protegiuntur) und werden vom Tacitus als tapfere Völker bezeichnet⁷⁹⁾). Die Marcomannen und Quaden lebten in ziemlich gleicher Verfassung. Das Königthum war im Reiche der Marcomannen bei dem Stamme des Marob, in dem der Quaden bei dem des Ludus erblich⁸⁰⁾). Ob die Narisci wirklich ein so großes Gebiet inne gehabt haben, als ihnen von H. Leo zugeschrieben wird, ist mir zweifelhaft⁸¹⁾). Wenn sie dies gehabt haben, so mögen sie es nur im Bunde mit den Hermunduren, und nicht eben lange, behauptet haben. Der kriegerische Ruhm blieb aber unter den Völkern des Donaugebietes den Marcomannen eigen, von welchen einst die mächtigen Boier vertrieben und ihre Wohnsitze in den herrynischen Waldungen in Besitz genommen worden waren. Zur Zeit Marob's waren sie der Kern der suevischen Stämme und die Hauptmacht im Reiche dieses Königs. Früher hatten sie die Ländereien am Oberrhein hiuab bis an den Main und bis zur oberen Donau inne gehabt, also das heutige Franken. Allein diese Lage schien dem Marob, wie schon bemerkt, zu wenig Sicherheit zu gewähren. Er gab dieselbe auf und nahm weiter östlich in der nördlicheren Donaugegend eine festere Stellung. Er hatte fast alle benachbarten Völker unterworfen und sein Reich stand kräftig da, bis er mit dem Bunde der nördlichen Stämme unter Arminius zusammenfiel. Dadurch geschwächt verlor er durch die Hinterlist des Liberius sein Reich. Im 2. Jahrh. erscheinen die Marcomannen neben den Narisci, Hermunduri, Quadi, Suevoi, Sarmatae, Latrines, Lari u. a. und beginnen gegen die Römer den schweren marcomannischen Krieg⁸²⁾). Nach großer Anstrengung gewonnen endlich die Römer den Sieg, und wie Julius Capitolinus berichtet, versetzte der Kaiser Marc. Antoninus Philocephus einen großen Theil der

Marcomannen nach Italien⁸³⁾). Daher wir in der Notitia dignitatum et administrationum orientis et occidentis in den römischen Legionen Marcomannen mit verschiedenen Prädicaten (Juniore, Seniores, Honoriani, Equites) finden⁸⁴⁾). Dennoch stehen Marcomannen noch einige Jahrhunderte hindurch, wenn auch nicht als sehr mächtiges, doch noch als kriegerisches Volk in ihren alten Wohnsitzen diesseits der Donau und bleiben ebenso wie die Quaden von ihren Nachbarn geschützt. Dagegen konnten die Narisci bei Capitolinus und in einem Bruchstücke des Dion Cassius zum letzten Male vor⁸⁵⁾). Wahrscheinlich sind sie ebenso wie die Hermunduren im Luringervolke aufgegangen. Wäre dies nicht der Fall, so müßten sie neben den Bojaren und Marcomannen einen Theil des späteren Baiernvolkes gebildet haben. Im Süden der Marcomannen setzt Tacitus die Marfigani, Gothini, Osi und Buri⁸⁶⁾). Ptolemaeus setzt die Buri und Gothini (Bojog und Kojog genannt) weiter nördlich, nach der Weichselgegend (bei ihren Duellen hin⁸⁷⁾) und bringt noch andere Stämme in ihre Nachbarschaft⁸⁸⁾). Die Marfigani und Buri zählt Tacitus zufolge ihrer Sprache und Sitze zu den Sueven, die Gothini und Osi aber seien keine Germanen, da sich die ersten der gallischen, die letzteren der pannonischen Sprache begeben. Auch ertheilt dies daraus, daß sie sich Trieb aufzuerigen lassen, theils von den Sarmaten, theils von den Quaden⁸⁹⁾). Die Gothini treiben auch Bergbau und fördern Eisen zu Tage⁹⁰⁾). Alle diese Völkerschaften, führt Tacitus fort, bewohnen nur wenig ebenes Land, ihr Gebiet bestreife größtentheils aus Wald und Berggründen. Denn das Land Suevia werde durch eine zusammenhängende Gebirgskette getrennt und zerschnitten, und jenseits derselben haufen die in zahlreiche Völkerschaften zerfallenden Egger, von denen die wichtigsten die Harii, die Helvetonen, die Manimi, die Hesiiti und die Rabarvati seien⁹¹⁾). Die Wohnsitze dieser einzelnen Völkerschaften genau bestimmen zu wollen, wurde wol vergebliche Mühe sein. Kaspar Beuf⁹²⁾ hat die Buri in die obere Abdachung der bezeichneten Gebirge und vermuthet, daß sie Reste der einst aus Gallien nach Germania gekommenen Volcae Teutoages seien⁹³⁾). Die Mar-

79) Germ. c. 42. 80) Tacit. Germ. l. c. Beryl. 2 c. 0. 175, welcher hier bemerkt: „So würde sich Ariovist's Reich entwickelt haben, wenn es Bestand gehabt hätte. So haben sich die mehr nach Osten sich ausdehnenden Reiche der Gothen, Gepiden und Bandolen, später auch das Südreich der Langobarden entwickelt“ (nämlich das des Königs Odoacer oder Theoderichs) auch seine Reizegnung und Gerichtsbeamten gewiesen seih, weil sie mehr in seiner Gewalt waren und er sich mehr auf sie verlassen konnte, als auf Leute freier Herkunft u.). 81) Leo a. a. D. S. 239: „Die Landstätt am Ufern des Maines, im Osten des aus dem würzburgischen Gebirgen bis zur Donau streckenden Hermundurengebietes, im Westen des Röhmerwaldes und im Norden des römischen Elmes an der Donau — also die nürnbergischen Gebirgen und die Oberpfalz, die Gegend von Weirreuth bis Regensburg hatten die Narisci inne.“ Dazu bemerkt er noch: „Auch diese (Narisci) werden nach dem marcomannischen Kriege nicht mehr genannt, obwohl ihr Name (der offenbar eine Abtheilung: die nardischen — darstellt) Spuren hinterlassen hat in dem Namen des Reiches (vulgo: Reichgau) und Kottmberg's (Kümmberg).“ Mit Sicherheit lassen sich wol solche Folgerungen aus der geringen Nächstlichkeit der Namen Narisci und Kottgau, Kottmberg nicht machen. 82) Jul. Capitolin. Vit. M. Antonini philoa. c. 22. p. 370 seq. ed. Lugd. Batav. 1671. und Ammianus Marcellinus XXVIII, 6. p. 630. ed. Hronot.

83) Jul. Capitolin. l. c. p. 372. 84) Ich habe bereits oben S. 18 die betreffenden Stellen aus der Notitia der Notitia — ed. Böcking angegeben. Einzelne Marcomannen hatten übrigens (schon bei Marob's Zeit in den römischen Armeen gedient, sowie Marob selbst sich im römischen Lager ausgebildet hatte. 85) Beryl. K. Beuf, Die Deutschen und die Nachbarn Roms S. 130 ff. 86) c. 43: „Retro Marfigani, Gothini, Osi, Buri terga Marcomannorum Quadrumerque claudunt.“ 87) Libr. II, 11. 20: „na Aedvov oi Bodog fuzoi tui uq-uazis toü Oviavola vorapoi.“ — S. 21: „— tiva Koipov.“ 88) Beryl. Beuf a. a. D. S. 123 ff. 89) Germ. c. 43. 90) Ueber die Gothini und ihre Wohnsitze vergl. auch Max. Duncker, Origines Germanicae p. 80 seq. 91) Germ. c. 43: „I die Reketen und Gendebationen aber die Buri bei Vrakten bei Augsburg von Rastman.“ 92) Beuf, Die Deutschen und die Nachbarn Roms S. 123. Hier haben bereits auch die Volcae Teutoages erwähnt und kommen unten auf dieselben zurück. Zu beachten ist, was Beyer (Die deutschen Stämme. I. Ab. S. 365) in Beziehung auf die kypischen Völkerschaften bemerkt: „Im Osten

signi mögen in der Nähe der Quellen der Elbe oder zwischen der Elbe und Oder zu suchen sein“). Die Rahabarvaldi erscheinen deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil bei ihnen ein alter Cult seinen Sitz hatte. In ihrem Gebiete befand sich ein alter heiliger Hain, in welchem man mit Eifer einen Gottedienst bezeugte. Den Vorsteh führte ein Priester im weiblichen Ernste. Nach römischer Auslegung nannten sie die hier verehrten Götter Gaster und Pollux. Das ist der Sinn und das Wesen der Gottheit, bemerkt Tacitus: Ihr Name ist Alcis. Bildnisse haben sie nicht, und überhaupt keine Spur von fremdem Culte. Man verehrt jene Gottheiten als Jünglinge, als Brüder. So Tacitus“). Die Hari bezeichnet er als ein kräftiges Volk, trotzig und eaub, welches im Kriege schwarze Schilde trage und den Leib mit Farben schmüde. Sie wählten dunkle Riechte zur Schlacht und verruschten auf diese Weise gleich einem Heere aus der Unterwelt bei dem ersten Zusammenstoße Schreden, so daß nicht leicht ein Feind diesen ungewohnten infernaln Anblick erträgt“). Bei anderen Autoren finden wir keine Nachrichten über diesen Stamm, welcher später in einem größeren aufzugegangen sein mochte“). Die Rugier gehörten einst zu Marob's mächtigem Reiche und waren namentlich mit den Marcomannen und Hermunduren durch ein Bündnis vereinigt, welches auch nach Marob's Fall noch fortbauern mochte. Während der Zeit ihrer Blüthe

scheinen sie oft in Gemeinschaft mit den Hermunduren und Quaden, welche letzteren sich wiederum oft mit den Sarmaten vereinigt, bereit gewesen zu sein, den römischen Einflus im südlichen Germanien zu vernichten. Allein ihre Macht war nicht ausreichend; vielmehr nahmen auch nur einzelne lysische, den Marcomannen und Quaden zunächst benachbarte Stämme am Kampfe Theil, während die übrigen sich nicht darum kümmerten. Ihr Name taucht in verschiedener Gestalt auf (Lengon, Legionen, Lur, Rugier, Luten, Lutzungen), je nachdem ihn die griechischen und römischen Autoren von diesem oder jenem Volke vernommen hatten. Dem Tacitus war es wol bekannt, daß sie eine beträchtliche Völkersfamilie bildeten (ex quibus latissime patet Lygiorum nomen, in plures civitates diffusum), allein weniger gewis war es ihm wol, ob sie wirklich zu den germanischen Stämmen gehörten oder nicht. Möglich ist, daß sie ursprünglich zu den Slawen gehörten, durch Verfehr mit den Teutonen aber Vieles von diesen angenommen hatten“). Späterhin waren die Rugier ebenso wie die Marcomannen und Quaden herabgekommen und verschwanden endlich aus der Geschichte“).

§. 23. Jenseits der Rugier setzt Tacitus die Gothones, über welche er bemerkt, daß sie schon etwas strenger als die übrigen teutischen Stämme regiert werden, doch nicht so, daß dadurch ihre Freiheit völlig verloren gehe“). Er meint hier jedenfalls den damals noch im Norden in den Weichselgebirgen hausenden großen Gothenstamm, auf welchen wir unten zurückkommen. Weiterhin, fährt Tacitus fort, und unmittelbar am Riere wohnten die Rugii und Lemovii. Alle diese Völkerschaften führen runde Schilde und kurze Schwerter und sind Kriegen unterthan“). Die Rugier werden anderwärts bei gleichzeitigen Schriftstellern nicht genannt, wol aber einige Jahrhunderte später mit den Scyren gemeinschaftlich. Ptolemäos erwähnt einen Ort Poeyron an den Hermundungen“). Zeug hat daher angenommen, daß die Rugier, welche später als ein nicht unbedeutendes Volk auftreten, die Hermundungen zu beiden Seiten bemocht haben“), Barth dagegen läßt sie an beiden Ufern der Oder haften“). Wir kommen auf

der unteren Oder, des jüdischen Flusses, und der dünnlich-schleisschen Ostergöttern finden wir bis zu den Karpaten und bis zur Weichsel hin noch eine ganze Reihe germanischer Völker (jüdischen Stammes, welche nicht bloß durch ihre Namen, sondern auch durch alle sonst bekannten Verhältnisse ihres Lebens darauf hindeuten, daß hier ein ganz anderes, dem eigentlichen Germanien ziemlich fremdes Gebiet beginnt, wo eine germanische Bevölkerung nur aus einer solchen Weise eine Zeit lang heimisch geworden ist, wie es von den gotischen Völkern etwas später in den osteuropäischen Landschaften am Dnepr und am Pontus nicht geläugnet werden kann.“) Sie mochten sich daher die nächsten Nachbarn der Marcomannen und Quaden ausgenommen) um die Kriege der westlichen und südlichen Stämme der Germanen wenig kümmern, da sie darauf bedacht sein mußten, sich gegen die Sarmaten und Slawen zu behaupten und die römische Kriegsmacht mit ihnen nicht in Berührung kam.

93) Vergl. A. Beug a. a. D. S. 124. 94) Germ. a. 43. Neuere Mythologen haben vermuthet, daß insbesondere das Riesengebirge der Sitz ihrer Verehrung gewesen sei, und daß der slawische Name dieses Wunderbaues Polvo, Poltschke sei. Vergl. Wellmer, Volkthümliches Wörterbuch der Mythologie aller Völker. 2. Aufl. S. 633 und S. Chr. Wagener, Handbuch der vortuglich in Deutschland entdeuten Völkern aus heinischer Zeit S. 336. Eine andere richtigere Erklärung wird im Abschnitt über die germanischen Völkern von S. 3acher beigebracht werden. 95) Germ. a. 43. Dieselben werden in den meisten Handschriften Hori, in einigen andern Ari genannt. Indessen kommt bei Namen dieser Ari auf die Aspiration gewöhnlich nicht vor. Vergl. Beug a. a. D. S. 124 und die Note zu Tacit. l. c. ed. Moosmann. 96) Wenn man die Teutonen in Beziehung auf ihre ursprüngliche Abstammung mit den arischen Stämmen in Verbindung bringt und zugleich die persischen Tapasvosi des Herodot (l. 1, 125) berücksichtigt, so muß man auch wol geneigt sein, die persischen Ari (s. Protem. VI, 19, 1) mit den bezeichneten Ari des Tacitus zusammenzustellen. Die Buzgel Ar, Arn, Ari kommt übrigens in vielen Namen teutischer Völker vor.

97) Nach Joh. Chr. Adelung, Keltische Gesch. der Teutonen S. 229 bedeutete das Wort Zug im Altteutschen Walz, Cump, und bezeichnet noch gegenwärtig im Slavischen Wiese oder Cump. Man könnte also wol Bewohner der Weichselufer darunter verstehen, deren Gebiet viel Cump und Wiesen umfaste.

98) Vergl. Reichard, Germanien unter den Römern S. 78—84. Wilhelm, Germanien S. 242—253. Beug, Die Deutschen a. S. 124 fg. A. F. Müller, Die teutischen Stämme und Rassen I. S. 210—216. A. Barth, Teutonen und Urschichte. 3. Th. S. 265 fg. 99) German. c. 45. „regantur paulo jam adductum.“

1) Ibid. 2) Protem. II, 11. §. 27. Beug (a. a. D. S. 154) hält den Namen Ludovici für eine andere Benennung der Rugier. Das Land der Rugier wechselte seine Bewohner mehrmals und kommt in der antiken Geschichte der Wanderungen der Langobarden vor. Paulus Diacon. De gest. Langobard. l. c. 19. 20. 3) Beug a. a. D. S. 155. 4) Zeugnisses Urschichte. 3. Th. S. 208. 2. Aufl. Man hat die Rugier auch für die Abutiller des Ptolemäos II, 11, 14 (sui per avroos

dieselben in der geschichtlichen Abtheilung zurück. Die Lemovii hat Zeuß für eine andere Bezeichnung der Turcilingi gehalten, wobei er von den geographischen Angaben des Ptolemäus ausgegangen ist⁷⁾. Auf die Rugii und Lemovii läßt nun Tacitus die unter dem Namen Sueones bezeichneten Völkerschaften folgen und setzt ihre Wohnsitze mitten ins Meer, d. h. auf die Inseln des Meeres, daher sie nicht nur zu Lande durch Mannschaft und Waffen, sondern auch durch die Flotte mächtig sind. Der Stamm des Namens Suiones scheint noch im Namen Suealand in Ostseebälvien enthalten zu sein⁸⁾. Auch Pomponius Mela läßt die Inseln im eobanischen Meerbusen von Germanen bewohnt werden, ohne jene Völkerschaften, welche Tacitus aufgeführt hat, anzugeben. Er erwähnt im Noeden nur die Kimbri und Antaeones und als die letzten Völker Germaniens die Hermiones⁹⁾, wodurch er jedenfalls die Herminonen des Plinius und Tacitus bezeichnen wollte, ohne von ihnen und der vielmehrfachenden Bedeutung des Namens genauere Kenntniss zu haben. Uebrig hat angenommen, daß der älteste Name des Völkes (Suiones nämlich) Sueonen, und dieser wahrscheinlich mit dem Namen der Sueven gleichbedeutend gewesen sei und ein Gerwelt bezeichnet habe¹⁰⁾. Dennoch hält er die Sueonen für Unwissen. Auch wäre es nicht wohl denkbar, daß wirkliche Sueven, deren Hauptstämme der süßlichen Hälfte Deutschlands angehören, sich in diese fernsten Regionen an oder vielmehr in der Pfister verbreitet haben sollten, da laut Sage und Ueberlieferung der bedrückte Noeden vielmehr seine wander- und kampflustigen Sprößlinge nach Süd und West auswandte, als von daher Völkerstämme anlockte, wenn auch zuzugeben ist, daß an den Rhein- und Elbmündungen kleinere suevische Stämme existirt haben. Die Schiffe der Suionen hatten eine solche Gestalt, daß sie von beiden Seiten gleichmäßig (wie andere mit der Peora) den Feind angreifen konnten, wobei sie weder von Segeln noch von festen geordneten Ruderrudern Gebrauch machten. Das Rudern war lose und beweglich und konnte nie auf gewissen Flußfahrzeugen nach jeder Seite hin dirigirt werden. Ein Beweis, daß sie grüße Gerleute waren¹¹⁾. Ihre Verfassung war streng monarchisch und Beschistum brachte Ehre¹²⁾. Waffen zu führen war

Keinem gestattet, vielmehr waren die zum Kriege nöthigen Waffen an einem Orte verwahrt und verschlossen und standen unter der Aufsicht eines königlichen Dieners, welchen Tacitus als servus bezeichnet. Denn es gerichte dem Könige nicht zum Vortheile (nämlich nach der Ansicht der Suionen), einem Krieger oder Freien, ja nicht einmal einem Freigelassenen (libertinum) die Aufsicht über die Waffen anzuvertrauen¹³⁾. Jenseits der Suionen, fährt Tacitus fort, sei eine träge und fast unbewegliche Meer, von welchem der Erdkreis umschlossen werde, was daraus hervorgehe, daß der letzte Schein der untergehenden Sonne bis zu ihrem neuen Aufgange fortduure, und zwar so hell, daß er die Gesteine verdunkle¹⁴⁾. Aus dieser letzten Bemerkung erhalten wir die Gewißheit, daß Tacitus unter den Inseln der Suionen Schweden und auch wol Norwegen sich vorgestellt habe, woraus zugleich hervorgeht, daß zur Zeit desselben die Schifffahrt längst bis zu den nördlichen Küsten jener Länder gelangt war. Denn jene in den Sommermonaten stattfindende Naturerscheinung konnte von den Schiffen in jenem nördlichen Meere am Besten beobachtet werden und war wol den Römern nur durch jene bekannt geworden¹⁵⁾.

Hier und im Folgenden betrachtet Tacitus Land und Meer der Suionen oder Sueonen noch als suevisch und geht zu den Stämmen der Västier über, welche am rechten Ufer des suevischen Meeres wohnten. Sie haben, bemerkt Tacitus, Sitten, Bräuche und Gestalt der Sueven, ihre Sprache aber gleich mehr der britischen¹⁶⁾. Hierauf beschreibt er den Cult der Västier, ihren Ackerbau, welchen sie mit größerer Anstrengung und Sorgfalt betreiben als die übrigen germanischen Stämme (frumenta ceterosque fructus patientius quam pro solita Germanorum inertia laborant), ihren Handel mit Bernstein und die Natur dieses fossils¹⁷⁾.

et opibus bonos, eoque unus imperialis, nullis jam exceptionibus, non precario jure parvati. Man könnte wol hieraus folgern, daß sie eigentlich nicht zu den germanischen Stämmen gehörten, da bei diesen, Markes Reich aufgenommen, eine streng monarchische Form nirgends gefunden wurde.

11) Ibid. Auch aus den Worten: „quia subito hostium incursus prohibet oceanus.“ muß man folgern, daß sich Tacitus dieselben nicht als Küsten-, sondern als Inselbewohner vorgestellt habe, also wie die Bewohner von Schweden. Und jedenfalls ist aus Suiones, Sueones, Suehones, Sueodones Schweden hervorgegangen.

12) Ibid. Pomponius Mela (III, 5. p. 253. Gron.) berichtet dasselbe von den an der äußersten asiatischen Nordküste wohnenden Hyperboreen, wobei er in seiner nämlichen Vorlesung ebenso wol das nördlichste Rußland (das Cap. handelt über Seythia) in Europa als in Asien gemeint haben kann; „In Asiatico litore primi Hyperborici sunt Aquilonis Rhapsoeque montes sub ipso aetheris cardine jacent ubi soli non quiescit, ut nobis, sed primum verno aequinoctio exortus autumnali demum occidit et ideo sex mensibus dies et totidem aliis non usque continuus est.“

13) Dies konnte schon Jahrhunderte vor Tacitus durch phönizische oder karthagische Seefahrer beobachtet und überliefert werden sein. 14) Ibid.: „Rego jam dextro suevici maris litore Aestiorum gentes aluntur, quibus ritus habitusque Suevorum, lingua britannica propior.“ Die Verwandtschaft des Stammes in den Namen der Sueven und Sueonen scheint den Tacitus zu jener Annahme bewegen zu haben. 15) Ibid. c. 45. Bei Jordanes (De reb. Get. p. 103. ed. Lindenh.)

Pontiusque plures von Odenroth (norwagisch) gehalten, was nicht zu billigen ist. Bezel. Barth ebend. Als Behalter der Rugier erscheinen die Gelonen. Bezel. Barth I. S. 321. Kihelrugi erwähnt Jordanes (De reb. Get. p. 83. ed. Lindenh.) unter den Völkerschaften in Scania. Am Rorden befindet der Dstie erwähnt derselbe Ibid. Ulmerugi (qui lunae Oceani ripas insidebant). Nach Tacitus werden die Rugi zuerst wieder von Sidenius Apollinaris in Attilla's Heere genannt VII, 322 seq.

Pugnacem Rugum comitante Gelono

Gepida trux equitibus. Scyrum Burgundio cogit.

5) Zeuß a. a. D. S. 153. Westrich sind die Lemovii mit den Arvodes des Ptolemäus II, 11. 35 zusammenzubringen.

6) Tacit. Germ. c. 44. Bezel. Wilhelm, Germanien S. 343.

7) Lühr. III. c. 3. p. 251. ed. Gronov. Bezel. Adlung, Veltel-

geschichte der Deutschen S. 270. 8) Ebenfalls S. 270.

9) Tacit. Germ. c. 44. Die späteren Erhebungen der Germanen lassen sich dadurch erklären.

10) Ibid.: „Ket apud illos

§. 26. An die Sironen reihen sich die Stämme der Sironen an, welche sich, wie Tacitus bemerkt, von ihnen nur dadurch unterscheiden, daß sie von einem Weibe befreit werden. So tief seien sie nicht nur von der Freiheit, sondern sogar in der Knechtschaft herabgesunken. Das Gebiet dieses Volkes sei das Ende von Suevia¹⁾. Von den Sironen kommt Tacitus zu den nordöstlichsten Stämmen, den Völkern der Pœnini, Veneti und Fenni und ist zweifelhaft, ob er dieselben zu den Germanen oder zu den Sarmaten zählen soll, obwohl die Pœnini, welche einige auch Vastanen nennen, in der Sprache, der Lebensweise, Wohnort und Beschäftigung sich wie die Germanen denkmeln²⁾. Schmus findet man bei Allen und Tragtügel auch bei den Vornehmern³⁾. Durch Eben ohne Unterschied werden sie etwas entsetzt und nehmen sonst die Gestalt der Sarmaten an⁴⁾. Von Andern werden die Pœnini zu den scythischen Völkern gezählt, wie von Trebelius Pollio⁵⁾. Die Veneti (einige Handschriften Venedi, worin man die Venden hat erkennen wollen) haben viel von ihren Sitten sich angeeignet. Denn was aus von Wäldern und Bergen zwischen den Pœninen und Jennen sich erhebt, durchstreifen sie, um sich durch Raub zu bereichern. Dennoch werden dieselben mit größerem Rechte zu den Germanen gerechnet, weil sie sich feste Wohnungen errichten, Schilde führen, zu Fuß kämpfen und mit Schnelligkeit agiren, was bei den Sarmaten alles anders ist, sofern diese nur zu Wagen und zu Ross ihr Leben führen. Die Jennen zeichnen sich durch wunderbare Wildheit und hässliche Armutt aus. Sie haben weder Waffen noch Rasse, noch eigenen Herd. Zur Nahrung dienen ihnen Kräuter, zur Kleidung Felle, zum Lager die Erde. Ihre einzige Wehr besteht in Pfeilen, welche sie aus Mangel an Eisen aus Knochen zuspitzen. Die Jagd ernährt auf gleiche Weise Männer und Frauen, welche letzteren jene hin und wieder begleiten und einen Theil der Beute in Anspruch nehmen. Ihre Kinder haben keine andere Zuflucht gegen wilde Thiere und Wetter, als daß man sie in einem Gesträuche von Zweigen verbirgt. Hierher kehren die jungen Männer zurück, hier ist das Obdach der Greise. Allein sie halten dies für ein glückseliges Leben als mit Ackerbau sich abzumühen, Häuser aufzuführen, eigenes und fremdes Gut unter Furcht und Hoffnung zu handhaben. Sider vor den Menschen, sicher vor den Göttern haben sie die schwierigste Aufgabe gelöst, nicht einmal eines Wunsches zu beschaffen. Soweit reicht das von Tacitus entworfenen Gemäld, in welchem er weit über das gegenwärtige Teutschland hinausgegangenen ist, bis zu den Finnen und Schweden, weil die Römer überhaupt von jenen nörd-

lichen und nordöstlichen Regionen noch sehr beschränkte Kenntnisse hatten¹¹⁾. Es war dem Tacitus nicht darum zu thun, eine vollständige, alles Detail erschöpfende Beschreibung des unter Germania damals begriffenen Raumes zu liefern, auch konnte es ihm nicht entgehen, daß eine solche Aufgabe die von ihm gewonnene geographische und ethnologische Kenntnis von diesem Lande weit übersteige. Er beschränkte sich daher auf das, was ihm bekannt geworden und auch davon wollte er nur Skizzen und Umrisse geben und in diesen ein leicht überschauliches Bild zusammenbringen. Hätte er diese Skizze in seinem späteren Lebensalter geschrieben, so würde dieselbe vielleicht eine andere Gestalt erhalten haben. Sie war eine seiner ersten, in seinen vierzig Jahren dritten Arbeiten¹²⁾, und ist mit starkem Gefühl für Recht und Freiheit, für ehrbare Sitte, Keinheit und Unverdorbenheit im Gegensatz zur aufgedorhten Moral der Römer entworfen. In den Annalen und Historien des Tacitus sind gestreute Bemerkungen über germanische Völker eingestreut, welche eine vollständigeren Kenntnis verrathen.

§. 27. Aus dem von Tacitus entworfenen Bilde
ersieht man, daß der größere Theil Germaniens von
suevischen Stämmen besetzt war. Daher es auch be-
greiflich wird, warum die Uiber dem Cäsar nur über die
Sueven, nicht über andere germanische Stämme Be-
richt erstatteten¹⁾). Daher es ferner begreiflich ist, warum
grade suevische Stämme über den Rhein gegangen und
unter Arminius' Land in Gallien erworben hatten
ebenso, daß grade das einzige stark monarchische Reich,
welches in Germania gegründet worden, das des War-
bed, aus Sueven bestand, ferner, daß der schmerz-
liche Krieg, welchen die Römer mit teutschen Stämmen ge-
führt haben, der marcomannische, eigentlich ein sue-
visch-römischer war. Die Sueven unter Arminius
würden sich wahrscheinlich nach und nach ganz Gallien
unterworfen haben, hätte nicht ein Cäsar durch über-
legene Kriegskunst, Talent und Schlaueit ihre Macht
dasselbst vernichtet, als eben Arminius neue Scharen
aus Germania an sich ziehen wollte. Die Sueven unter
Warbed würden den Römern von der Donau her bald
surdüstig geworden sein und ihren jeden Einfluß auf
Teutschland entzogen haben, wäre nicht der genannte
Fürst durch Arminius und sein mächtiges Heer geschwächt
und bei Liberius' Schutz und Beistand suchend diesem
zur erwünschten Beute geworden²⁾). Unter den Anten-
nen hatten, wie bereits bemerkt, die teutschen Stämme
an der Donau durch neue Verbindungen eine Kom-
birende Stellung gewonnen und der marcomannische
Krieg konnte nur durch ungeheure Anstrengungen der
Römer zu ihrem Vortheile ausgekämpft werden. Die
Vandalen, dem Cäsar noch unbekant, jedoch bereits von
Plinius als eine der germanischen Völker genannt, welche
mit den Burgundionen, Narini, Carini und Guttones

wird die *Haratorum natio* erwähnt, wahrscheinlich mit den *Usternern* des *Inditus* identisch.

16) Ibid. 17) Plinius (H. N. IV. c. 28) bezeichnet die Peucini und Bastarnae als die fünfte seiner Abteilungen der sämtlichen traußischen Völkerschaften. 18) Ibid. c. 46. 19) Ibid.: „connubia mixtis nonnihil in Sarmatarum habitum fecerunt.“

landes Urgeschichte I. B. 327. 2. Aufl.
H. Gutsch. u. H. v. S. 1875. 1. Aufl. **LXI**

21) Germ. c. 46. Ueber die Veneti ist auch Jornandes De
reb. Get. p. 103, ed. Lindembr. zu vergleichen. 21*) Bran
bat sie neuerdings seinem 43. Lebensjahre zugewiesen. 22) Cae-
sar. Bell. Gall. IV, 19. VI, 29. 23) Tacit. Annal II, 63.

den ersten seiner fünf Theile sämtlicher Germanen bildete, mögen ursprünglich weit im Norden gehaust haben. Zur Zeit des Plinius schienen ihre Wohnsitze am oberen Laufe der Oder, an den Sudeten und am Riesengebirge gewesen zu sein, wo sie mit den Langobarden in Berührung kamen. Zur Zeit des marcomannischen Krieges sind sie als bedeutende Macht an die Donaugrenzen vorgedrungen und erholten endlich nach feindlichen Verwundungen mit den Römern von diesen Wohnsitze in Dacien²⁴⁾. Daß auch die Vandalen zu den Germanenstämmen gehörten, kann wol nicht bezweifelt werden²⁵⁾. Wie nun die Sueven ein aus vielen mächtigen Völkerschaften bestehender Stammverein waren und den größeren Theil Deutschlands inne hatten, so war im Osten der Verein der gotthischen Stämme, welche nach und nach aus dem Norden nach Südosten gewandert waren, bald eine dem ost- und weströmischen Reiche fürchtbare Macht geworden. Wir wenden uns nun zu diesen Gothen, welche Tacitus noch wenig kannte und daher auch nur flüchtig unter dem Namen Gothones (Gothones) berührt hat.

6. 28. Die Gothen, deren Namen bei den griechischen und römischen Autoren eine ganze Reihe verschiedener Formen durchlaufen (Gothi, Gothi, *Γόθοι*, Gothones, Gotoes, Gutones, Gythones), nach den Annahmen heutiger Historiker und Sprachforscher ursprünglich von den Geten ausgegangen und ein Theil derselben²⁶⁾, hatten schon im 1. und 2. Jahrh. n. Chr. von den Gegenden der Weichsel aus Streifzüge nach der Donau unternommen und waren am Ende des 2. Jahrh. an die Ufer des schwarzen Meeres gekommen²⁷⁾. Ka-

mentlich waren sie an den Ufern des Don und Dnepr sesshaft geworden und waren schon hier in Ost- und Westgothen (Ostrogothi und Austrogothi, Visigothi, Vuisigothae und Wisigothi, Wisigothae, Wesegothae, *Οὐισιγόδοι*) getheilt. Auch führte die östliche Abtheilung des großen Gothenvolkes den Namen Greutungi oder Greuthungi, die westliche den Namen Terwingi oder Thervingi. Diese beiden Namen scheinen nur locale Bedeutung gehabt zu haben²⁸⁾. Daß die Greutungi nichts Anderes als die Ostgothen bezeichnen, ersehen wir daraus, daß der mächtige Ostgothenkönig Ermanrich rex s. iudex Greuthungorum, der mächtige Athanarich als Fürst der Thervingorum (Athanaricus Thervingorum iudex) genannt wird²⁹⁾. Auch werden die Wohnsitze der Greuthungi bei Ammianus Marcellinus in solcher Ausdehnung angegeben, daß für die Ostgothen, waren sie von diesen vertrieben, kein Raum übrig bleiben würde³⁰⁾. Ammianus, welcher den durch den Einfall der Hunnen und dann durch das unbekannte Benehmen von kaiserlicher Seite veranlaßten ersten blutigen Zusammenstoß der Greuthungi und Thervingi mit dem oströmischen Reiche erzählt, hat diese Namen noch gebraucht. Sie verschwinden aber nach dem Auszuge der Gothen aus ihren Wohnsitzen am Pontus und Jordanes hat nur die Namen Ostrogothae und Wesegothae gebraucht³¹⁾. Tacitus hat auch eine Völkerschaft unter dem Namen Gothini aufgeführt und zwar neben den Marksigni, Osti und Buri, im Süden, d. h. östlich von den Marcomannen und Quaden, westlich von den Ägyptern. Er hat sie aber ihrer Sprache wegen nicht für Germanen gehalten und es bleiben demnach diese Gothini noch problematisch, obgleich ihre Wohnsitze in der Nähe der späteren Gothen sich befunden haben. Dagegen erwähnt er bald darauf jenseit der Ägypter Gothones, unter welchen er nur Gothenstämme verstanden haben kann, wie wir bereits angegeben haben. Ferner denkt er in den Annalen der Gotoes und nennt den Gataulda als einen Elden aus diesem Volke, welcher mit einer mächtigen Schar seiner Stammgenossen die Krönung des Markob übernahm und diesen zur Flucht nöthigte³²⁾. Es muß demnach angenommen werden, daß bereits zur Zeit des

24) Vergl. Felix Papenbrodt, Geschichte der Vandalen in Africa (Berlin 1837.) S. 4—7. 25) Vergl. Gene Mannert, Gesch. der Vandalen S. 1 f. (Leipzig 1788.), welcher die Vandalen (von Vandalin, wie die Sueven von Schwaben) als die nördlichen Sueven betrachtet. Ueber ihre ursprünglichen Wohnsitze bemerkt er S. 9 f.: „Gegen Osten begrenzten sie also die Weichsel, gegen Norden die Ostsee, gegen Westen die Elbe.“ Dagegen zählt er die Vandalen in seiner Geographie der Griechen und Römer 3. Bd. (Germania) S. 347. 2. Aufl. zu den Gothen. Benizienus nimmt er die gemeinschaftliche Abstammung der Gothen und Vandalen an. Dion Cassius (LX. c. 1) läßt die Elbe in den vandalischen Gebirgen entspringen. Nach Driepius (bei Jordanes, De reb. Getic. c. 22) brauchten sie ein ganzes Jahr, um von der Ostsee bis an die Donaugrenzen zu gelangen, wie überhaupt die Wanderungen jener Stämme vom Norden nach Süden nur langsam den Stetten gingen und oft lange Paß abthun werden mußte. 26) Ueber die Namen Getae und Gothi und über das s und u in diesen und ähnlichen Namensformen (s. u. neben *gōta*, s. u. neben *gōtingka*) vergl. F. Leo, Das deutsche Volk und Reiches Ursprung und Werden S. 236 ff. Die von Grimm und Leo vertretene Ansicht über die Abstammung der Gothen von den Geten dürfte wol noch manchen Widerpruch erfahren, ebenso wie die Ableitung der Gothen von den Sacae und der Dänen von den Daci oder Dahae. Stephanus Byz. (Tom. I. p. 140. ed. Holst. v. *Γόθοι*) bemerkt Nichts über die Identität der Gothen und Geten: „Γόθοι. ὁμοῦ καὶ οὐνοῦ τοῦτο τῶν Μακεδόνων, ὡς παρὰ τὸ αὐτὸ τὸ ὄνομα καὶ παρὰ τὸν Ἰνδόν, ὡς τὸ αὐτὸ τὸ ὄνομα καὶ παρὰ τὸν Ἰνδόν, ὡς τὸ αὐτὸ τὸ ὄνομα καὶ παρὰ τὸν Ἰνδόν.“ 27) Daß ein Gothen in Georgia (Georgien) gewohnt, beweisen die Namen Geisland (Weißer-Geisland), Osther-Geisland, Ostgothen u. s. f. Das die Geten betrifft, so waren diese zur Zeit des Strabon

unter ihrem Fürsten Boiorichas so mächtig geworden, daß sie so gar über die Donau gingen und die Römer in Furcht setzten. Sie bekämpften die mit Ägypten und Syrien vermischten Kelten und vernichteten die Boier und Turriser fast gänzlich. Strab. VII, 3, 303 seq. Casaub. Dadurch mußte es wol den mit ihnen verwandten, von Reuten her zurückkehrenden Gothen leicht werden, in den Gegenden des Pontus und der unteren Donau bald eine große Macht zu erlangen. Schon zur Zeit des Cicero mußten die Gothen ein mächtiges Volk gewesen sein. Cic. ad Att. IX, 10.

28) Ammian. Marcell. XXXI. c. 3. p. 674. ed. Gron. Vergl. Beuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 468. 29) Ammian. I. c. 30) Ammian. ibid. Beuß a. a. O. Die geographische Lage der Wohnsitze der Greuthungi hat Ammian. XXXI, 3 angedeutet. Sie grenzten an das Gebiet der Alanen Tarsanen. Das Reichthum bricht noch gegenwärtig vallis Greuthungorum. Vergl. Beuß a. a. O. 31) De reb. Geticis p. 105. ed. Lindenbrog. 32) Annal. II. c. 62.

sie auch in gutem Einverständnis mit den Römern auf und stehen ihnen bei gegen die Germanen, als Constantius diese besampte⁴³⁾. Nachdem sie als Kampfgenossen der Goten von dem kaiserlichen Feldherrn Frigeridus besiegt worden, ließ dieser die Uebersette nach Italien bringen und daselbst ansiedeln⁴⁴⁾. In der älteren Zeit, als die Goten noch im Norden Teutischlands hausten, kommen sie nicht zum Vorschein und ihr Name taucht erst vom Jtrod her auf. Amertinus gedenkt derselben in seinem Panegyricus auf Maximianus als Kampfgenossen der Atheringi, d. h. der Westgoten im Kampfe gegen die Bandalen und Gepiden⁴⁵⁾. Eutropius nennt dieselben als Bewohner der ehemaligen Provinz Dacia⁴⁶⁾, neben den Victovali (auch Victobali und Victoball genannt) und Atheringi⁴⁷⁾.

Wie die Thaisali, so sind auch die Gepiden (Gepida, Gepaides, Gipedes) als Zweig des gotthischen Stammes betrachtet worden. Den älteren griechischen und römischen Autoren sind dieselben unbekant und Jornandes gibt die erste genaue Kunde. Auch Procopius und Paulus Diaconus haben über dieselben Bericht erstattet. Sie hatten einst, wie die übrigen Goten im Norden Teutischlands, an der Ründung der Weichsel gesessen, waren dann ebenfalls gegen Süden ausgedrungen und hatten nach mannichfachen Kämpfen ihr Wohnsitz in der Nähe der Westgoten, wahrscheinlich an den Karpathen hin, genommen. Den Hunnen vermochten sie keinen Widerstand zu leisten, schlossen sich dem Heere des Attila an und bildeten einen wichtigen Bestandtheil desselben. Nach Attila's Tode ergriß ihr König Ardarich, ein tapferrer Feldherr, zuerst die Waffen gegen dessen Söhne, brach so die Macht der Hunnen und führte dann sein Volk in die bis dahin von den Hunnen besetzten Länder zwischen der Theiß, der Donau und dem karpathischen Gebirge⁴⁸⁾.

§ 29. Die germanische Welt mit ihrer jugendlichen Krebsfamen Völkermasse in fortschreitender Bewegung und neuer Gestaltung begriffen, blieb natürlich nicht dieselbe. Bereits während der Regierung der Antonine war in den gegenfeitigen Grenzmarken und Ge-

bietverhältnissen der Stämme manche Veränderung eingetreten, besonders in den Rhein- und Donaubistricen. Auch begannen bereits gegen Ende des 2. und besonders im Verlaufe des 3. und 4. Jahrh. verschiedene Stämme und Völker sich aufsummen zu gruppieren, deren Namen die Römer früher wenig oder gar nicht vernommen hatten. Diese Völkercorporate traten nun den römischen Völkern mit größerem Nachdrucke entgegen. Leider traten während derselben Zeit auch mächtige germanische Stämme gegen einander selbst in die Schranken und kämpften um den Besitz neu erworbener Landstriche, wodurch sie zu Roms Freude ihr gewaltigen Kräfte abschwächten. Wir wenden uns zunächst zu den Wohnsitzigen der Burgundionen, der Alamannen und Franken.

Die Burgundionen werden bereits von Plinius als ein Zweig der Vindili genannt (Vindili, quorum pars Burgundiones), sowie sie später Jostinus neben den Bandalen aufzählt (*Βουργουνδῖαι καὶ Βανδίλοι: ἡνίκχιον*). Dagegen findet man bei Strabon und Tacitus keine Erwähnung derselben. Bei Ptolemäos aber darf man trotz erbobenen Widerspruchs unter den Burgundion (*τῶν Βουργουνδίων*) die im Osten hausenden Burgundionen verstehen, da von ihm die Lage ihrer Wohnsitz bis zu seiner Zeit ziemlich richtig angegeben worden ist und bei ihm Hunderte von Völkernamen eine etwas veränderte Gestalt erhalten haben⁴⁹⁾. Jedenfalls haben sie im 1. Jahrh. n. Chr. zwischen der Oder und Weichsel gewohnt und waren hier ein nicht unbeträchtliches Volk. Wenn nun aber der Panegyrist Amertinus die Burgundionen von den Goten (d. h. Gepiden) fast aufreihen, dann dieselben von den Alamannen (wie Zeus vermuthet von den Alanen) gegen die Goten verteidigen, bald darauf aber die Burgundionen einen Theil des alamannischen Gebietes besetzen und von diesen wiederum daraus vertreiben läßt, so müssen, wenn diese Angaben

43) Ammian. Marcellin. XVII. c. 13. p. 198. ed. Gronov.

44) Ammian. XXXI. c. 9. p. 689. ed. Gronov. wo zugleich ihr Götzen, welche nicht eben rühmlich waren, in Betracht gezogen werden.

45) C. Amertinus. Panegyricus. geneothl. p. 147. ed. Ald. 1748.

46) Eutropius VIII. 2. p. 106. 47) Eutropius. Buch II. d. 8. c. 43 ff. In der Notitia dignitatum imperii saec. III. p. 40 (ed. Böcking) werden unter den Truppen des römischen Heeres in Britannia auch Equites Teutali erwähnt. Es waren also auch von diesem Stamme wichtige Männer ent-

sende freiwillig in römischen Kriegsdienst getreten, oder, was wahrscheinlicher, sie waren aus den nach Italien überfiedelten genommen worden. Eutrop. Ammian. Marcell. XVII. 12. p. 195. ed. Gronov. und dazu Balejstus.

48) Jornandes. De reb. Getica c. 5. p. 34 seq. 99 seq. 133 seq. 137. ed. Lindenbrog. Procopius, De bell. Vand. I. c. 2. De bello Gothicis I. c. 3. p. 19 seq. ed. Lind. Paulus Hiac. De gest. Langob. I. c. 27. Ennodius, Panegyricus. c. 12. Amertinus, Panegyricus. geneothl. p. 147. ed. Ald. 1748.

49) Isidor. Rym. IX. 2. Eutrop. Jac. Otim. Geschichte der deutschen Sprache I. c. 462 ff. Wahrscheinlich ist bereits im Titel Gepiden hierher gehandelt worden.

49) Pto. H. N. IV. 28. Zosimus I. c. 27. III. 68. Der Name ist auf verschiedene Weise abgeleitet worden. Bei Droysen (Hist. VII. 32) findet man die Ableitung von Burgi, weil den Burgundionen die Aufsicht über die römischen Grenzbesatzungen anvertraut worden sei. Ableitung (C. 332) hat sogar zum Stammschen bor und zum isländischen gund seine Aufstufung genommen, wozu am wenigsten zu denken ist. Ueber den Namen der Burgundionen von Burg i. Bücking, Amertinus ad Notitiam dignitatum et administrat. Imperii. Part. II. (Occidentis) p. 705. 1057. 1106. K. Lütz (Rostk) auf dem Gebiete der Geschichte. Heft II. Altburgund und sein Volksthum c. I) hat die Stelle des Plinius auf eigene Weise erklärt und die Vindili für Vindelecten gehalten. Allein die Römer haben die Vindicten nie zu den Germanen gerechnet, ebenso wenig als die Avari und Vandamii. Und da auch Jostinus die Burgundionen neben den Bandidos nennt, können wir uns nur die Bandalen darunter vorstellen. Hätten die Burgundionen neben den Bandiden gesessen, so würden sie seit Augustus unzählige Male daselbst erwähnt worden sein, was nirgends geschehen ist. Fern. Müller (Die Franken des Kaiserthums c. 193) bemerkt: „Warum sollte nicht auch Burgundio aus Burgundio entstanden sein? Wird aber Burgundio gleich Burgundio geachtet, so ist, da unde, unde als Ableitung bekannt ist, der Name unzweifelhaft u. i. w.“ 50) Ptolem. II. 11. 15: „ὁμοῦς ὁμοῦς παρὰ τὸν Ἄλφειον αὐτοὺς ἐκείνους μέγας ποταμὸς ἀπὸ τοῦ τῶν Βουργουνδίων καὶ ἐκείνους τὸν ποταμὸν καὶ ἐκείνους τὸν ποταμὸν καὶ ἐκείνους τὸν ποταμὸν“.

richtig sind, die Burgunden ihre alten Wohnsitz zwischen der Oder und Weichsel verlassen, sich dann südlich gewandt haben und so in die Nähe der Goten gekommen sein. Von diesen verdrängt müssen sie bei den Alamannen (wohl richtiger als bei den Alanen) Schutz gesucht, die sie auch gefunden, bald darauf aber mit den letzteren selbst in Conflict gerathen sein⁵¹⁾. Allein diese ganze Darstellung des Marcellinus ist neueren Historikern als unzulässig erschienen und man hat es für entsprechender gefunden, zwei verschiedene Völker dieses Namens, ein im Osten und ein im Westen wohnendes, anzunehmen. So hat neuerdings H. Leo sich für zwei verschiedene Stämme dieses Namens entschieden und seine Ansicht mit folgenden Worten zu begründen gesucht: „Von dem Zuge eines so bedeutenden Volkes wie die rheinischen Burgunden, mitten durch Aufbruch von der Weichsel bis zum Oberrhein, von ihrem gewaltsamen Eindringen in den römischen Limes mußte sich nothwendig eine deutlichere Nachricht erhalten haben; denn so verlassen sind wir nicht in der Zeit vor dem ersten Erscheinen der Burgunden am Rheine an Nachrichten, daß wir von solchen Begebenheiten nicht etwas aufgezeichnet finden müßten, hätten sie überhaupt stattgehabt. Es ist aber nur ein Rhetor des 4. Jahrh., der in seiner Gelehrsamkeit die älteren Burgunden im Osten mit den rheinischen verknüpft, über den Zug nach dem Rheine Nichts zu sagen weiß und die ankommenden Burgunden den Alamannen einen Theil ihres Gebietes entreißen läßt, was sich wahrscheinlich auf Kämpfe bezieht, welche die rheinischen Burgunden, die fast hundert Verbündeten der Römer gegen die Alamannen mit diesen führten. Das Eindringen eines völlig neu in der rheinischen Umgebung auftretenden Stammes von der Stärke, wie die Burgunden, müßte auch weitere Bewegungen anderer Stämme zur Folge gehabt haben. Also an einen Zusammenhang der rheinischen Burgunden mit denen an der Weichsel ist schon aus allgemeinen Gründen nicht zu denken“ u. s. w.⁵²⁾. Allein dieser Ansicht stehen erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Wäre ein so beträchtliches Volk seit älterer Zeit schon im Westen Aufbruch, also im Osten und innerhalb des römischen Limes sesshaft gewesen, so würde es doch seit Cäsar von

irgend einem griechischen oder römischen Autor einmal in diesen Wohnsitz erwähnt worden sein, was nicht geschehen ist. Weder Cäsar, noch Strabon, noch Tacitus und Ptolemäus, auch nicht Velleius, Dio Cassius, Florus, Eutropius, haben ihrer dasselbst gedacht. Und Plinius, welcher allein der Burgundiones als eines Theiles der Bindiä, d. h. der Vandalen, gedenkt, wie schon bemerkt wurde, kann nur die östlichen Burgunden im Sinne gehabt haben. Auch findet sich nirgends eine Unterscheidung der westlichen und östlichen Burgundionen⁵³⁾. Weit eher konnte eine Wanderung von Osten nach Westen, welche damals nichts Ungewöhnliches war, von den Schriftstellern unerwähnt bleiben⁵⁴⁾, als eine angesehene lange Existenz der westlichen Burgunden in ihren Wohnsitz innerhalb des Limes, von welcher selbst Tacitus Nichts weiß, welcher doch viele kleinere Völkerschaften erwähnt hat. Das Wahrscheinlichste dürfte wohl sein, daß die Burgunden während des marcomannischen Krieges aus ihren östlichen Wohnsitz gerückt und bis an oder in den römischen Limes vorgezogen sind, da ihnen während jenes Krieges weder die Römer, noch die mit diesen im Kampfe begriffenen Marcomannen und die mit ihnen verbündeten Völker entgegengetraten. Wenn es ihre Absicht war, in das Gebiet des Limes einzubringen, wurden ohnehin die germanischen Völker ihnen den Weg nicht nur nicht versperrt, sondern sie vielmehr unterstützt haben. Waren sie aber in unbewohnte Gegenden des Limes oder in dessen Nähe vorgezogen, so konnten sie im Verlaufe der Zeit leicht sich mit den Römern verknüpfen, ihren Mannschaft zum Kriegsdienste stellen und so ungehört in ihren neuen Wohnsitz als Freunde der Römer beharren. Bis zur Zeit Valentinian's I. waren gegen 200 Jahre vergangen und dieser Kaiser konnte sie wohl bewegen, gegen die Alamannen zu kämpfen, mit welchen sie ohnehin schon Grenzstreitigkeiten, sowie Handel wegen einiger Salzquellen gehabt hatten⁵⁵⁾. Uebrigens ist es nicht einmal wahrscheinlich, daß

51) Claudius Marcellinus, Panegyrg. genehl. Maximiniano dict. c. 17. p. 143. ed. Ch. G. Schwab. (Altd. 1748.): „Gothi Burgundios penitus excidunt. Rursum pro victis armantur Alamanni“, und p. 149: „Burgundiones Alamannorum agro occupaverunt, et aus quoque eisdem quoniam Alamanni terras amiserunt, eos repetunt.“ Die Differenz in der Endung des Namens kann hier kaum in Betracht kommen. Völkernamen mußten schon dadurch, daß sie von verschiedenen anderen Völkern nach ihrer Weise gestaltet und bald abgelehnt, bald verlängert wurden, eine veränderte Endung erhalten, etwa wie im Munde des Westfalen die Namen Schürfinger, Weßlinger, statt Schiefer, Westfalen. Nach Jernand. De reb. Got. c. 17 waren es die Gepiden, durch welche die Burgundii fast ganz vernichtet wurden. Diese gehörten aber in weiteren Sinne zum großen Gothenstamme, und sie mußten ihrer geographischen Lage zufolge mit den Burgunden, als sie südlich zogen, am ersten in Berührung kommen. 52) De deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden c. 350 ff.

53) Ammian. Marcell. XXVIII. c. 3. p. 385. ed. Gronov. Qu

sie zur Zeit des Valentinianus schon innerhalb der römischen Limites Platz genommen hatten. Denn zwischen ihnen und dem Rheine hatten damals die Alamannen ihre Wohnsitze und die Burgunden scheinen noch in den südlichen Regionen des heutigen Baiern gestiegen zu haben⁶⁰). Alles Uebrige, was Leo weiter entwickelt hat, läßt sich dann ebenso wol von einem seit dem marcomannischen Kriege eingewanderten, als von einem seit längerer Zeit hier (in den *agri decumates*) sesshaften Volke auslagern, namentlich ihre Händel mit den Alamannen, welche ohnehin erst nach dem marcomannischen Kriege als Gesamtvolk auftraten. Was wir aber bereits bei den Angeln und Werinen gefunden haben, daß einzelne Abtheilungen derselben verschiedene Richtungen nahmen, das scheint auch bei den noch im Osten hausenden Burgunden stattgefunden zu haben. Nach dem unglücklichen Kampfe mit den Gepiden mochte sich ein Theil der Burgundionen wieder nordwärts wenden, und von ihnen konnte die Insel Bernholm (Borgundalholm, Burgunda insula) ihren Namen erhalten, wenn nicht vielleicht in weit älterer Zeit ein Theil der Burgunden hierher verlagert worden war, oder wenn nicht vielleicht auf ganz andere Weise diese Insel ihren Namen erlangt hat⁶¹). Waagbiad, welcher dem 6. Jahrh. angehört, hat die Burgundi als ein gotisches Volk bezeichnet⁶²), was darauf hindeutet, daß ihre Wohnsitze, wie die aller übrigen Gothen, ursprünglich im Osten waren und daß sie dann nach dem Westen vorgerückt sind. Unter der Regierung Valentinianus I. folgten sie also der Aufforderung des Kaisers und rückten mit 30,000 Mann in das Gebiet der Alamannen ein. Allein da der genannte Kaiser ein römisches Heer nicht zu ihnen stoßen ließ, wie doch verabredet war, zogen sie mit Unwillen in ihr Gebiet zurück⁶³). Im allgemeinen Völkergedränge zur Zeit des Aetilia mit fortgeschoben, rückten

sie endlich bis an den Rhein vor, gingen über den Fluß und besetzten das linke Rheinufer⁶⁴). Hier setzte aber der umsichtige Aetius ihrer weiteren Verbreitung einen Damm entgegen, nachdem er ihnen einige Niederlagen beigetracht hatte⁶⁵). Auch wurden sie während der Regierung des Anasiasus und des Iulianus von den Franken in einer blutigen Schlacht besieg, während welcher Theoderich mit seinen Gothen den berechnenden Zuschauer machte und dann mit den Franken das ihnen abgenommene Land theilte⁶⁶). Seit der Niederlage des Aetilia durch Aetius, zu welcher sie viel beigetragen, wurden sie wieder Freunde der Römer und es wurde ihnen in Gallien Land angewiesen. Nachdem sie die christliche Lehre angenommen, erhielten sie Wohnsitze am westlichen Abhange der Alpen und gründeten hier das später so mächtig geordnete und wieder verselbste burgundische Reich⁶⁷). Das römische Bildungselement hatte, wie bereits bemerkt, auf sie am stärksten eingewirkt und war hier wie bei den ripuarischen Franken vorherrschend geblieben⁶⁸).

§. 30. Die Alamannen (weniger richtig Alemannen, unrichtig Alamanen genannt) treten im Anfange des 3. Jahrh. als eine aus Stammverwandten, aneinandergrenzenden Völkern bestehende Verbindung im südwestlichen Teuthland auf, deren Grundlegung und Hauptbestandtheil aus den Sueben und zwar vorzüglich aus den Marcomannen hervorgegangen zu sein scheint⁶⁹). Wie die Sueven am frähesten und am meisten von den römischen Rassen bedroht und angegriffen wurden und wiederum am meisten gegen diese gerichtet waren, so die Alamannen, deren ganzes Streben gegen die römischen Limites, nach dem Rheine und Gallien hin ge-

beruht hier zugleich: „quod iam inde temporibus prisca subolem ex eae Romanam Burgundii seculum.“ Dies läßt sich so erklären, daß in dem von ihnen besetzten Lande zugleich römische Colonien (wie im heutigen Baiern, vgl. v. Hefner, Das römische Bayern S. 9. 2. Aufl.), aus aufgewichenen Retreanen der Stämme, angesetzt wurden, und daß diese Retreanen einst aus dem burgundischen Volke in den römischen Kriegsdienst getreten waren. Uebrig es war ein solcher gegenseitiger Verkehr eingetreten, daß die Burgunden unter allen germanischen Völkern am meisten in römischer Weise cultivirt waren, und im 4. Jahrh. am meisten es mit den Römern hielten. Vergl. auch K. Zitel, Altburgund und sein Volkrecht, in d. Forschungen d. H. II. S. 3 f.

36) Vgl. R. Zitel, Altburgund u. S. 8 f. a. a. D. Auch kommen die Burgundionen noch zur Zeit der Kaiser Diocletianus und Maximianus mit den Römern in feindlichen Conflicte; v. Schmidt II. S. 24.

37) Vgl. Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache II. 609. Ebendasselbst bemerkt er: „Ehe wir nun Sverige der alten Rugier und Umerugier nach Norwegen gesprengt (s. 499), warum sollen nicht auch eingetragene Carinen und Burgunden gegen Norden gezogen sein?“ Bei Otto Grammaticus (p. 675) Burgunda insula. Im Lande der Wotaver bestand sich eine Stadt Burgundionum. Vgl. Federich, Geschichte der Römer und der Deutschen am Niederrhein S. 142. 38) Agathias I. 3. p. 18. ed. Meibner. Er nennt die Burgunden *Borgundionum* und *Reupogoniorum*. 39) Ammian. Marcellin. XXVIII. 5. p. 385 seq. ed. Gron.

60) Vgl. das Chronicon Prosper. Aquit. et Cosmiodor. apud Rons. I. 647. 658. II. 726. 728. Siden. Apollinar. Carm. VII. 683 (Patrolog. cura. complet. Vol. LVIII. Par. 1847.). 61) Siden. Apollinar. Carm. VII. 233 l. c. Vgl. Zitel, Altburgund a. a. D. S. 10. 62) Vgl. Procopius, De bell. Goth. I. c. 12. p. 63. ed. Mlad. und J. G. Stritter, Memoriae populirom olim ad Danubium — insolentium. Tom. I. p. 79 seq. 63) Vgl. Fuchsberg, Geschichte der Franken und Alamannen S. 375. 64) Vgl. Leo a. a. D. S. 209. Die weitere Geschichte ist bereits im Art. Burgunder entwickelt worden (vgl. Hoffe I. Sect. 14. Th. S. 96 ff.). 65) Joh. Zitel, De rep. Alamannorum p. 3: „Alamannos, quod indomitae gentis nomen apud Francos, Hispanos, Italos postea Germanos omnibus inditum est, aliis a virtute tanquam junctos (ale. man), aliis a societate tanquam populos foredere vincunt, aut civitates longe pulsas (almande) possidentes, aliis veluti statu liberos (eodem ac arimannos) ab ordine ingruentum, aliis a diversitate ceterorum gentium quasi peregrinos (elmyne) nuncupatos esse contemunt. Initio eos communis nomine Germanos vel Suevos dictos ac priusquam pro natione constituantur, populos Suevorum gentis partem fuisse pro certo habetur.“ S. dazu die Noae. Agathias (Hist. I. 6) erwähnt eine von Iulius Quadatus gegebene Erklärung des Namens der Alamannen: „oi oi Alamannoi, ote xpi Aetioia Kovogavovv Inoedtes, d'edel Tealidog nai xpi Tqumavv is to avqisq d'aypavovv, x'aylodi elav d'aypavovv nai ayqides, nai vovro d'ovvovv avtois q' i'aypavovv.“ Als eine aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzte Völkerschaft. Bei Ammianus und bei andern späteren Autoren, wie bei Isidorus, werden sie auch mit dem allgemeinen Namen Germani genannt.

74) d. Leo a. D. 8. 246. 75) *Amnita*, XXVIII, c. 5. p. 363: *beneficit: „Immanis eois natio, jam inde ab incunabulis primis varietate castrum imminuta lita ascepius adolevit, ot tuiase longis saeculis antistiter intacta.“* 76) *Bergl. Joh. Merkt*, De republ. Almannanorum p. 4 und p. 27. 77) *Bergl. Merkt* l. c. p. 4 seq. *Amnita*, XV, c. 4. p. 79: „*paulo post et Lentianibus Almannianis pagis indovum esse bellum, — ut relegens margine lacus Brigantiae pergeret etc.*“

tianus wieder jenseits des Rheines. Zur Zeit des Julianus und des Valentinianus war Marcius der mächtigste und kühnste Alamannenführer⁷⁸). Sein Gebiet mochte sich bis an die Ufer des Rheins ausdehnen⁷⁹). Die Alamannenführer, welche vorzeit dem Julianus entgegengetreten und bei Argentoratum geschlagen wurden, mochten nur Centenarii der Gaufranken sein, deren Gebiete einzelne Gawe waren⁸⁰). Unter ihnen war Chnodomarius der vornehmste Feldherr. Julianus unterwarf auch die Alamannenführer Suomarius und Hortarius, nachdem ihre Länder völlig verwüstet worden waren⁸¹). Badomarius, welcher in der Gegend von Rauraci sein Gebiet hatte, kam zu Julianus, um Frieden zu erhalten⁸²). Als die Franken bis nach den nördlichen Niederlanden vorgedrungen waren, hatten die Alamannen den römischen Limes längst durchbrochen, den Rhein überschritten und hockten im heutigen Elsaß, während die Leutenses Rhätien einmal nach dem anderen durchstreiften⁸³). Im Osten und Nordosten hatten also die Alamannen die Burgunden zu ihren Nachbarn, welche einen beträchtlichen Landstrich inne hatten und über das ganze Rheingebiet ausgedehnt waren⁸⁴). Endlich bildete Rhätien und Helvetien die Grenze, westlich Germania prima der Römer, welche Provinz schon oft von ihnen durchstreift worden war. So blühte ihre Macht und war im Steigen begriffen, bis ihnen Chlodwig, König der Franken, eine schwere Niederlage beibrachte, von welcher sie nicht wieder sich zu erholen vermochten⁸⁵). So haben sich die mächtigsten keltischen Stämme zerstreut, gleichsam um dadurch die Erstreckung des römischen Reiches zu fristen. Durch den Sieg der Franken verloren die Alamannen nicht bloß ihre Macht und ihren alten Ruhm, sondern wurden nun auch den Franken unterworfen⁸⁶). Wir kommen auf die Alamannen nochmals im geschichtlichen Abschnitt zurück.

§. 31. Etwas später als die Alamannen treten die Franken auf den Schauplatz der keltischen Völker.

78) *Ammian.* XVIII. c. 5. p. 385. ed. Gron. 79) Dies läßt sich vielleicht auf *Ammian.* l. c. p. 386 folgen, wo die Burgundionen nach Verdrängung mit Valentinianus bis an die Ufer des Rheins vorgedrungen sind, als sie über vergeblich auf ein römisches Heer warteten und zurückkehren wollten, fürchteten, die Alamannen möchten ihnen nun im Rücken auf den Hals kommen. Die Burgunden waren also mit ihrer starken Rasse in alamannisches Gebiet eingedrungen und die Alamannen waren überlistet worden, ohne ein Heer beisammen zu haben. Der Rückzug der Burgunden war aber gefährlich, weil während der Abwesenheit ein alamannisches Heer verammelt sein konnte. 80) *Ammian.* XVI. c. 12. p. 151. ed. Gron. *Bergl. Joh. Merkel.* De republ. Alamannorum p. 4 seq. 81) *Ammian.* XVII. 10. 188. ed. Gronov. 82) *Ibid.* XVIII. c. 2 p. 207. ed. Gron. 83) *Bergl. Ammian.* XV. c. 7. VII. §. 11. *§. 11.* Geschichte von Schwaben I. S. 66 f. *P. d. Müller.* Die deutschen Stämme und ihre Führer. I. S. 320 f. 84) *Ammian. Marcell.* XVIII. §. 2. 207. ed. Gronov.: „cum ventum fuisset ad regionem, cui Capellasti vel Pelles nomen est, ubi terminales lapides Alamannorum et Burgundionum confinis distinguebant, castra sunt posita.“ 85) *Bergl. 3. P. d. Hübner.* Geschichte der Alamannen und Franken S. 634 f. Diese später Zeit ist bereits im Artikel Alamannen und Alamannen benützt worden. 86) *Bergl. Joh. Merkel.* De republ. Alamannorum p. 6 seq.

Der Ursprung ihrer Geschichte geht auf abenteuerliche Sagen (s. B. auf Priamus und Troia) zurück, welchen neuerer Historiker theils einigen Werth beilegt, theils jeden Werth abgesprochen haben⁸⁷). Der Name Franken, wahrscheinlich von ihrer Haupttraße entlehnt, ist Gesammtbezeichnung einer mächtigen Völkervereinigung, welche nicht ursprünglich aus fremden Regionen nach Deutschland gekommen, sondern deren Bestandtheile in Teutland längst unter Specialnamen existirt hatten. Im 3. Jahrh. noch von geringer Bedeutung treten sie mit dem Beginn des 4. schon mächtig auf, behaupten das Gebiet des Nordrheins von den Marken der Alamannen bis an die Nordsee hin, brechen von hier aus einmal um das andere in Gallien ein, wie oft sie auch in blutigen Kämpfen von den römischen Legionen zurückgeworfen oder ihnen durch Hinterlist und Verrath entsefliche Niederlagen beigebracht wurden⁸⁸). Sie sind unentbehrlich wie die Alamannen und werden wie diese durch Zuwachs und Anschluß immer mächtiger. Der ursprüngliche Kern des Volkes scheint aus Chamaven, Ampliariern und Sigambren bestanden zu haben⁸⁹). Es

87) *Bergl. A. Lück.* *Forch.* auf dem Gebiete der Geschichte. *Heft III.* Kritische Geschichte der Franken bis zu Chlodwigs Tode S. 11. S. 1 f. 12 f. *Lück* legt ebenfalls auf jene Sagen ein größeres Gewicht, als ihnen zukommt. Ihre ursprüngliche Abkammung aus dem Orient haben die Franken mit den germanischen Stämmen überhaupt gemein, welche keine Antiquitäten waren, sondern in wärteren Zeiten eingewandert sind. 88) *Bergl.* im *Alamannen* S. v. *Alpen.* Geschichte des fränk. Rheinufers. Th. I. 2. (Geln 1902.) und *Rinola.* Uebersticht dessen, was sich seit Julius Cäsar bis auf die Eroberung Galliens durch die Franken Rechthabendes ereignet. (Geln 1816.) 2. Aufl. *Hübner.* Geist der Alamannen und Franken u. d. A. *Lück.* Kritische Geschichte der Franken bis zu Chlodwigs Tode (Forch. *Heft III.*) S. 27 f. — Der Name der Franken ist auf verschiedenem Wege abgeleitet worden. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache I. S. 512 f. bemerkt: „Franci Francorum, abd. Francon. Franchoni, asl. Francon. Francos, oder altn. Frakker Frakka süßt sich auf den Begriff frank und frei zurück, welche Wörter (mhd. frak und fri, nhd. vrie und vrant) nur gem in eine Formel binden u. f. w.“ Auch hat Grimm einen Zusammenhang zwischen dem Volkennamen der Franken und dem angelsächsischen *france*, altnord. *frakka* (jacobum. missile) angenommen. Wie der Name *Var*, Saren von der Haupttraße der Saren, dem kuren trummen Schwerte, bezeichnet werden kann, so auch der Name *Frank* von der Haupttraße der Franken, der Wiese, welche *Latius* als *frama* (Wasspfad) hiesig und bei aus welchem Worte später *frama*, *franco*, *franco* geworden sein kann. *Bergl.* *Leo* S. 251. 255. Auch Grimm scheint das Wort *frank*, *franco* eher von dem freien Franken seine Bedeutung frei erhalten, als ihnen den Namen des Volkes gegeben zu haben. Eine andere Ableitung hat man aus dem Worte *frank* in den westlichen Dialecten der teilschen Sprache versucht, welche *lotha*, *berhoat*, *erinitus* bedeutet, wie auch in den falschen *Selegen erinitus* synonym mit *francus* verstanden, u. d. *erinitus* puer, ein fränkischer Knabe. *Bergl.* *Leo* S. 256. 89) *Franci* und *Franci* werden bereits in der Tabula Peutingeriana *Segm. I.* ed. *Mannert.* erwähnt (welcher *orbis pictus* aus der ersten Hälfte des 3. Jahrh. stammt, nach *Mannert.* *Eintr.* p. 13 seq.) nach *Anders* aus der Zeit der *Reichsfürst*. Der Bischof *Remigius* nannte den *Frankenführer Chlodwig* bei seiner *Stammbaum*: *Mitis depene colla Silemar, adora quod incendiar, incende quod adorati.* *Gregor. Tour.* II. 31. *Benarius* *Fortunatus* an den *König Sigibert VI.* 4: „Cum sis progenitus

waren Völker, welche schon früher mit den römischen Waffen harte Kämpfe zu bestehen gehabt und welchen das Streben gegen Rom ebenso eingeimpft war, wie den suevischen Alamannen. Auch von den Chauven, Cheruskern und Bructern mögen sich Abtheilungen den Franken zugewandt haben¹⁰⁾. Dasselbe läßt sich von den Chattuariern annehmen¹¹⁾. Das hätten auch die kleineren im nordwestlichen Teufschland noch sesshaften, für sich allein ziemlich ohnmächtigen Völkerschaften Völkers hochtönnen kennen, als sich zu einer compacten Macht zu vereinigen oder der bereits existirenden anzuschließen? Die Römer mußten bald in den Franken einen ebenso gefährlichen Feind erkennen als in den Alamannen. Als sie vom Niederrheine aus ihre ersten Streifzüge durch Gallien unternahmen, wurden sie von Aurluriano (dem späteren Kaiser) geschlagen, welcher damals als Tribun der sechsten Legion bei Mainz stand. Der Sieg konnte jedoch so bedeutend nicht sein, da von den Franken nur 700 Mann gefangen und 300 Gefangen genommen worden waren¹²⁾. Kurz vorher war Posthumus durch keltische und fränkische Hifttruppen gegen Victorinus untertrüpf worden und diese waren aus den Gegenden um Montaniacum¹³⁾. Also war die nördliche Karke der Alamannen die süblichste der Franken. Ihre Hauptplätze waren jedoch nach übereinstimmenden Angaben der Alten in den wasserreichen und theils fumpfen Gegenden des Niederrheines¹⁴⁾. Ein großer Theil der alten Rhein-

Suevia war in Francia übergegangen und gegen Ende des 4. Jahrh. verschwand auch der Name der Chatten, weil sie von dieser Zeit ab zum Volke der Franken gehörten. So waren noch und nach der streifbarsten Völkerschaften zum großen Frankenvolke gekommen, wodurch ihre Macht begründet wird. Vom Niederrheine erhielten die Franken das Prädicat Niederfranken und in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. trat die Bezeichnung Salii hinzu, die salischen Franken. Schon Ammianus kennt dieses Prädicat und wir sehen zugleich aus seinem Berichte, wie weit dieselben in Gallien vorgeückt waren. Als Julianus nach Aunugi gekommen war, bezeugte ihm eine Gesandtschaft der salischen Franken (Franci salaci, salaci, salici), welche glaubten, daß sich dieser Feldherr noch im Winterquartiere befinde, und bat um Frieden mit der Bedingung, daß man sie in den bisher bewohnten Landstrichen ruhig belassen möge³³⁾. Diese Geforderten wurden noch dem benädeten Auftrage, wobei man ihnen verneinte Bedingungen entgegenstellte, mit Geschenken entlassen, um mit neuer Vollmacht zurückzulehren. Julian versicherte bis zu ihrer Rückkehr an Ort und Stelle bleiben zu wollen. Allein kaum hatten sich dieselben arglos entfernt, als er ihnen mit heftiger Eile folgte und so die Salier in ihrem Gebiete überstochte, während der Feldherr Severus sich am Ufer hingerogen hatte. Den so betrogenen und überstochten Franken blies nichts Anderes übrig, als sich zu unterwerfen und um Schonung zu flehen. Nicht anders verfuhr Julian gegen die Chamavi, welche hier als besonderes Frankenvolk genannt werden, also nicht zu den Salien gehörten. Obgleich überstocht, widerstanden sie doch mit aller Macht, sodas ein Theil derselben niederbrannten, ein anderer, welcher aus Leben und Tod kämpfte, gefangen genommen wurde, und eine dritte Abtheilung sich durch die Flucht rettete³⁴⁾. Der Hauptzweck dieser Begebenhiten ist im Gebiete der Schwäbe oder zwischen

clara de gente Sygambri.“ *Lepus*, De magistrat. p. 248: *υποδυσσας ιθαγενους φυλεις* (Φαργασιον, αραβος κτλ.) *υποδυσσας* καλεσας εις τοσ αμαρτωλούς κτλ. Pappos κατ’ *Πτολμαίον*“ *Pluvialis* *Eximilis* (Aurelian. c. 33. p. 493 [Vol. II. Str. Hist. Aug. 1671.]) nennt unter den Gefangenen, welche Aetellianus im Triumphzuge aufgeführt habe, auch Franci (im J. 322 n. Chr.), die erste Erwähnung dieses Namens. Ruden (2. Bd. S. 64–66) läßt nach seiner Weise die Frage über Ursprung und Namen der Franken im Dunkel der Ungewißheit und verwirrt Alles, was Kiewitz die auf seine Zeit hierüber vergeblich hat. Tac. Germ. (Gesch. der deutsch. Sprache I, 518 ff.) ist gegen die Ansicht, daß die Franken aus einer Völkervereinigung hervorgegangen seien, und meint, daß dieselben auch schon zur Zeit Cäsar’s existirt haben können, daß aber die Römer von diesem unverständlichen Ausdruck keinen Gebrauch gemacht haben. Wenn da Tacitus viele andere von den Römern gewiß auch nicht verstanden, und complicirte Namen aufzuführen kein Bedenken getragen hat, warum sollte er gerade die Franken übergehen haben? Daffail, die sich schon Pappos und Tacitus in ihren Behauptungen, die Siegesgötter der Germanen und Ptolemäus in der Erwähnung des Götter bei den Römern zwei nicht verstanden, und doch erwähnt; ebenso die Sigambri. Alle einzelnen, früher nirgends erwähnten Völk hätten die Franken überhaupt schon im Verlaufe des 3. Jahrh. eine solche Macht entfalten können, welche hinreichend war, den ganzen Niederrhein gegen die Römer zu behaupten. Dies vermöchte gewiß eine Vereinigung mehrerer tapferer Stämme wohl leichter auszuführen.

90) Bergl. Zuer, Krätzlich Weich, der Kranken 2. 32 fg.
(Zorich. Heft III.) 91) Bergl. Zeug a. d. E. 330—338.
Die Tabulae Peening, gibt, wie schon bemerkt, die Kranken am
rechten Ufer des Unterpinns. Bergl. Kanenr zur Tab. Peut.
p. 18 und Hufschager, Geschichte der Kranken und Altmannen
S. 105 fg. 92) *Vopiscus*, *Uti Aureliani* c. 7. p. 433. Vol. II.
Scr. hist. Aug. 1671. 93) *Trebullianus Pollio*, Gallieni duo
c. 7. p. 292 l. c. 94) *Vopiscus*, *Uti Probi* c. 12. p. 658
l. c.: „*entes Fraci invari strati plodius* etc.“ *Procopius*,

Bell. Gottsch. I. c. 12. p. 63. ed. *Diad.*: "Ῥήγος δὲ ἐς τὴν
 Ῥαυρὸν τὰς ὑψηλὰς κοίτας λίμνης δὲ ἐνταυθί, οὗ δὲ
 Γραντοῦ τοῦ καλίου ἀντην, βάθρον Ἰόνος, οὗ πολλοῦ
 λόγου τοῦ κατ' ἄρχας ἔστιν, οἱ γὰρ Φρύγες καλοῦνται."
Sidonius Apollinaris VII. Carm. 343. p. 688 (Petrolog. curs.
 complet. Vol. LVIII. Par. 1847.) 406. p. 736 *ibid.*: "Franco-
 rum penitissimas paludes Intrare, venerantibus Sicambria."
 Beral. de Tabul. Peut. Segm. I. ed. *Mannert*.

95) *Ammon. Marcell. XVII. 8. p. 185. ed. Groer.* Ueber den Namen der jüdischen Kranken bemerkt *l. c.* „Das deutliche Volksteil Ursprung ist. C. 257: „Ich habe mich erschüttert, daß im Östlichen, dem die feilsche Sprache meistens in Belgien offenbar als Dialekt angehört, Saile Salzwasser bedeutet — es heißt auch: das Meer, und silesch, marinus, maritimus. Es scheint also dem Salucius oder salucius ein belgisches, feilsches Wort zu sein, welches sonst als marinus, maritimus, occupatus, occupata usw. die jüdische Sprache in der belgischen Provinz an sich selbst, im Östlichen aber an der Rupa der Raas und der Rheine wohnenden Aquariar, als Meerwasserbenedicten bezeichnet.“

96) *Amnion*, l. c. o. 8. p. 185 seq. Von den Wohnstätten der
solischen Franken in Gallien bemerkt er p. 186: „petit primos
omnium Francos, eos videlicet, quos consuetudo Sallios appel-
lavit, autes olim apud Toxandriam locum habitacula figere
proficiter.“ Ierantria, das heutige Ieffender lo (Zonger lo),
sich in den Antworten: f. Gibbon, T. IV. p. 325. 345.

früheren Bewohnern Grund und Boden. Von hier aus machten sie vielfache Angriffe auf das nahe Britannien und auch die von dem britischen Fürsten Guortigern (auch Gutbergirgen genannt) zuerst aufgenommenen sächsischen Brüder Hore und Heneget mochten ihre Ueberfahrt von der armergischen Küste aus bemerkt haben, wenn sie auch von den Sachsen in Teutland ansgesprochen waren. Die beiden Brüder zogen dann mit Bewilligung des britischen Fürsten immer neue Kriegsmänner aus Germania an sich, bis es ihnen leicht wurde, den größten Theil der Insel zu occupiren¹⁾. Die entsetzlichen Verwüthungen über das Elend, welches die Saxones über das alte britische Volk gebracht, hat Gildas der Weise vernehmen lassen. Er nennt sie eine grex canivorum de cubili leonaeae, welche durch die Thorheit des Guortigern herbeigeloct worden seien²⁾. Hier wurde nun ebenfalls diejenige Küste von Britannia, welche von den Saxonen in Hefe genommen worden war, litius Saxonicum genannt und behauptet diesen Namen noch in der Notitia imperii³⁾. Wir kennen im geschichtlichen Abschnitt auf die Sachsen zurück.

§. 34. Mit den Saronen standen die schon erwähnten Angeln (Angli, *Anglioi*) in Verbindung, und hatten ebenfalls auf der fimeischen Halbinsel eine Zeit lang ihre Wohnsitz, namentlich waren sie Begleiter der Sachsen nach Britannien. Bevor sie über das Meer zogen, hatten sie das Gebiet zwischen den Jüten und Saronen inne⁷¹⁾. Ein Landstrich zwischen der Elbe und dem flensburger Buken wird noch gegenwärtig Angeln genannt. Die *Anglioi* *Scythici* der Ptolemae in den nordöstlichen Elbgebirgen schloß, waren keine anderen als die mit den Sachsen in Verbindung stehenden Angeln, neben welchen auch noch die Bärner genannt werden, wie bereits bemerkt worden ist⁷²⁾. Nachdem ein Theil der Angeln mit den Sachsen nach Britannia gezogen, war ein anderer in den Elbgebirgen zurückgeblieben und wachte sich hier an die sich immer weiter ausbreitenden Sachsen angeschlossen⁷³⁾. Späterhin mußten

sie nebst den Weinern zum großen Thüringergauche ge-
 hört haben, bevor dies von den Franken und Sachsen
 überwältigt und zerstört worden ist¹⁾. Neben den Angeln
 auf der fimbriichten Halbinsel hausten die Juten
 (Jutae), von welchen Zustand seinen Namen erhalten
 hat²⁾. Diese befanden sich mit den Aufzügen oder Witten-
 burgern verwandt gewesen sein, hat wenig Wahrscheinlich-
 keit. Der Lage ihrer Wohnstätte zufolge hätten sie wol
 von den alten Teuten (Teutonen) abstammen können, so-
 wie man ihre Nachbarn, die Sachsen, auch von den Am-
 bronern abgeleitet hat³⁾, obwohl beides der Begründung
 bedürft. Ueber die spanische Bevölkerung und ihre
 Verwandtschaft mit den germanischen Stämmen wird
 im Art. Skandinaviern Bericht erstattet⁴⁾.

§. 33. Nachdem wir nun die fortschreitende Ent-
wickelung und neue Gestaltung im Süden, Westen und
Norden Teutschlands betrachtet, treten wir wieder in
das Innere, wo im Verlaufe des 3. und 4. Jahrh.
bedeutende Völkerverbewegungen und tiefen einschneidende geo-
graphische Veränderungen der alten Gebiete und Marken
nicht nachgewiesen werden können. Hier begegnen wir
jedoch am Ende des 4. Jahrh. einem Volke nicht in
Betracht gezogenen mächtigen Stamme, den Thüringern.
Es ist von Diffidoren der neuesten Zeit hinreichend nach-
gewiesen worden, daß die Thüringi aus den Hermu-
duren hervorgegangen, d. h. eigentlich mit ihnen iden-
tisch seien, da dieselb im Verlaufe des 4. Jahrh. aus der
Gefichte völlig verschwinden und theils in ihren fru-
heren Wohnsitzen, theils in deren Umgebung allmählig
die Thüringi zum Vorschein kommen. Auch ist bereits
in dem Namen der Hermuduri die zweite Hälfte
die einschneidende betrachtet worden (Duri, Doringi, 16-
0707, Toringi, Thoringi, Thüringi), so daß die kraktere-
Säfte die Bedeutung „herminonisch“ vertritt“. Es ist
frü begrifflich, wie man in der altältesten Umgangs-
sprache den langen Namen eines Volkes abkürzte und

Düftersprünge, welche aus Angli und Variati (aus Anglin und Öberinien) zusammengefaßt waren, wie schon Jäzits in der Germania c. 40 die Angli und Variati neben einander nennt. Was Angli-Variati konnte wohl leicht Anglevariati heißen. Zur Zeit, als die Nothia imperii entzweifeln wurde, erstirbt kaum ein größerer germanischer Stamm, aus welchem nicht sämtliche Düftersprünge in Dänisch oder Deutsch vorkämen. Es finden wir nicht bloß Angli, sondern auch Angli, Angli, Angli, Angli, Angli und Chastuari, Nalli, Mattuari und Batavi u. s. w. sondern auch verschiedene abgeblüht in Seniores und Juniores u. s. f. v. Römern den Anglevariati werden p. 30 auch Raetobarii genannt.

30) Rad der Ueberschrift des Berliner Geleges: incipit lex Anglorum et Warrinorum h. e. Thuringorum. Bergl. Zeuß S. 495. 34 habe hier nur die wichtigsten Äußerungen beibringt, da bereits im I. Angleschen Bericht. 1. Bd. S. 78 ff. über die Angaben gehandelt worden ist. 2. Bd. S. 114 ff. Stülgenhoff in den Rechtsabtheilungen Studien. 1. Bd. S. 114 ff. 2. Bd. S. 499 ff. und Stülgenhoff in den Rechtsabtheilungen Studien. 1. Bd. S. 114. 33) Einen Abschnitt über den Zeuß S. 502 ff. 34) Bergl. J. H. M. Ennelt, Noctile. Hatt. mundumorum Tam. 1. p. 118 sq. (mit den Verbindungen des Genetivus). Kapf. Zeuß. Die Deutschen und die Rarbarstämme. S. 353 ff. Ueber die Bedeutung des Durum, die mannichfachen Gebaltungen und Uebersetzungen desselben in teutschen Ortsnamen hat Ennelt I. c. p. 100 sq. ausführlich gehandelt.

[illegible]

nur die entscheidenden Stützen beibehielt. Wenn man also die Hermunduren schlechthin Duren nannte, so konnte aus diesem Namen durch Umbildung der gewöhnlichen und oft vorkommenden Endung *ing*, *ingen* Düringen, Döringen, Töringen, Thüringen leicht entstehen³⁵⁾. Die Bestätigung der Identität der Hermunduren und Thüringen muß sich aber vorzüglich aus der geographischen Lage ihrer Wohnsitze ergeben. Voranbes nennt bei Begebenheiten aus der ersten Hälfte des 4. Jahrh. die Hermunduren zum letzten Male und zwar als nördliche Nachbarn der Wandalen, als diese noch im heutigen Siebenbürgen ihre Eiche hatten³⁶⁾. Nach der Beschreibung des Tacitus aber reichte das Gebiet der Hermunduren von den Ufern der Elbe bis zum Gebiete der Chatten, mit welchen sie oft Handel wegen der an der Werra belegenen Salzquellen hatten, wie bereits oben berichtet worden ist. Voranbes hat ihr Gebiet weiter östlich gerückt, entweder aus unzureichender Kenntniß: oder es hatten sich im Anfange des 4. Jahrh. die Hermunduren weiter östlich ausgebreitet, oder es war nur eine Abtheilung derselben weiter gegen Osten hin vorgezogen. Nach den Angaben des Tacitus hatten sie einen großen Theil des heutigen Thüringens in Besiz. Zur Zeit des Marcomannenfürsten Marob müssen sie aber auch gegen Südosten hin eine große Ausdehnung gehabt haben, da sie nach Marob's Sturz dessen Nachfolger, den Catualba, vertrieben. Sie müssen also in der Nähe des Marcomannenreiches existirt haben, da weite Verfahrnen zu solchen Zwecken nicht leicht unternommen wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte der Landstrich, über welchen Inguiomerus, Vater'sbruder des Arminius herrschte, zu dem Gebiete der Hermunduren und grenzte in seinen südlichen oder südöstlichen Theilen an das Reich des Marob. Daher war er den Römern längst bekannt und stand bei ihnen in Ansehen³⁷⁾. Nachdem er mit dem Meffen zerfallen war, wandte er sich an Marob und kämpfte mit diesem gemeinschaftlich gegen das unter Arminius vereinigte Heer der Cherusker, Semnonen und Langobarden³⁸⁾. Um so begreiflicher wird es, daß die Hermunduren den Catualba verjagten, welcher wahrscheinlich inhegeheim von den Römern unterstützt den Marob um Reich und Freiheit gebracht hatte. Die Hermunduren haben also jedenfalls ein Stück vom heutigen Baiern, einen Theil vom Oberrheinlande, das Gebiet der Saale, des Thüringerwaldes bis zur Werra hin besessen und so steht von dieser Seite der Annahme, daß aus diesem Volke die Thüringer hervorgegangen, Nicht entgegen. Nur ist

hierbei anzunehmen, daß ihr Reich zur Zeit des Marob gegen Süden und Südosten hin eine größere Ausdehnung gehabt habe, als das spätere Thüringen. Auch werden ja die Hermunduren von Tacitus als ein den Römern treu gebliebenes Volk bezeichnet, welches mit ihnen in Handelsverkehr gestanden habe, wie oben bereits berichtet worden. Daraus muß man folgern, daß in den ersten Jahrhunderten n. Chr. wenigstens einige Hauptstämme derselben südlich vom thüringischen Walde sesshaft gewesen sein, da obgleich Tacitus als ihre Nachbarn die Mariser, Marcomannen und Quaden bezeichnet (s. oben S. 23). Sie hatten sich demnach später weiter nördlich ausgebreitet³⁹⁾. Eine Einschränkung in Süd- und Ostthüringen kommt bei den römischen und byzantinischen Autoren nicht vor und ist eine solche wol erst entstanden, nachdem das mächtige Thüringerreich durch die mit den Sachsen verbundenen Franken verdrängt und im J. 528 größtentheils unter diese beiden Völker getheilt worden war⁴⁰⁾. Die Erdörterung der geographischen Verhältnisse dieser späteren Zeit gehört nicht weiter hierher.

§. 36. Im Osten hatten sich in der Nähe der Markten Deutschlands zwei mächtige Stämme, welche von Norden her an der Weichsel hin nach Süden vorgerückt waren, ausgebreitet und endlich nicht fern von den Gothen in den Donaugebieten sich festgesetzt. Diese waren die mit den Sciren und Rugiern vereinten Heruler und die Gepiden, mit kleineren verwandten Stämmen. Sie eroberten und besetzten vorzüglich die Landereien der alten römischen Provinzen Dacia, Mösia, Pannonia, das heutige Siebenbürgen, Ungarn, die Weibau und Wallachei u. s. w., verbarren unter mannichfachen Kämpfen bis zum Einbruche der Hunnen und Avaren in diesen Regionen, hatten mannichfache Kriege mit den Gothen und Ostgoten zu bestehen, schwächten sich gegenseitig, bis endlich die immer mächtiger gewordenen Langobarden, nachdem sie das Gepidenreich zertrümmert, nach Italien vorrückten und daselbst der gotthischen Herrschaft ein Ende machten. Mit dem Gebieten Deutschlands kommen diese Stämme nach ihrer Wanderung wenig oder gar nicht in Berührung und ihre Geschichte wird im zweiten Abschnitte entwickelt. Die Rugier und Sci-

35) In Sachsen und Thüringen wird bekanntlich in der gewöhnlichen Volkssprache das *ing*, *ingen* noch gegenwärtig häufig Worten und Namen angehängt, welche in der Schriftsprache oder in der Lautschrift der Mittelzeiten eine solche Endung nicht haben. So Schlesinger, Schlesingen, Besslinger u. s. w. 36) De bello Goth. c. 22: „erat namque illis tunc ab oriente Gothi, ab occidente Marcomanni, a septentrione Hermunduri, a meridie Ister, qui et Danubius dicitur.“ 37) Tacit. Annal. I, 60: „tractatus in partia Inguiomerus, Arminii patruus, veteri apud Romanos auctoritate. unde major Caesari metus.“ 38) Tacit. Annal. II, 17. 45. 46.

39) Leop. v. Ledebur, Nordthüringen S. 2 gibt dem alten Thüringen vor seiner Theilung folgende Bemerkung: „Vor der Theilung oder Auflösung eines selbstständigen thüringischen Reiches haben wir eine vierfache Gliederung in dem zusammenhängenden Körper derselben angewendet. Das, was zu allen Zeiten als das eigentliche Thüringen, als das Stammland des Volkes angesehen ist und welches bis auf den heutigen Tag seinen alten Namen bewahrt hat, ist das Land zwischen dem Darg und Thüringer Walde, bspitzig von der Saale im Osten, begrenzt durch die Unstrut von der Wüandung derselben aufwärts zur Heime, berührt im Süden (wol mehr im Südwesten) von der Berra und in schwieriger Grenzbestimmung gegen Westen (ich sollte meinen, noch mehr im Süden). Es wurde ganz dem münzigen Sprengel unterworfen (nämlich seitdem die Diöceseneinteilung eingetreten) und ihm denselben bis zur Reformation verblieben.“ 40) v. Ledebur ebend. S. 4 f. §. 55. Daß die Thüringer bereits wichtige feste Plätze hatten, ersehen wir aus dem Verlaufe des Krieges mit den Franken und Sachsen.

ren hatten sich übrigens mit den Sueven und Alamannen vereinigt und kämpften mit diesen gegen die Gothen. Allein diese behaupteten das Uebergewicht, bis sie ihr Reich in Italien gründeten, welches, wie bereits bemerkt, später von den Langobarden mit Hilfe der Ost Römer bewältigt und aufgelöst wurde. Außer den genannten tauchen im Süden Teutschlands, namentlich in den Donauebenen, andere Stämme mit neuen oder umgestalteten Namen auf, wie die bereits erwähnten Moioarii, aus welchen die Baiern hervorgegangen, oder von welchen wenigstens ihr Name (Bavari, Bayern) ausgegangen ist. Auf dieses Alles müssen wir im geschichtlichen Abschnitte zurückkommen.

§. 37. Gruppiren wir nun die gesammte germanische Völkermasse in eine kurze geographische Uebersicht zusammen, so gelangen wir zu folgendem Bilde: Innerhalb der Weichsel und des Rheins, der Nord- und Ostsee und der Donau bewegen sich nachweislich von 200 v. Chr. bis 500 n. Chr., also nach unserer historisch-geographischen Kenntniß sieben Jahrhunderte hindurch, sowohl große und mächtige, als kleinere und schwächere germanische Stämme, welche theils von Norden nach Süden vordringen oder fortgeschoben werden, theils von Osten nach Westen fortschreiten, theils von Süden gegen Nordwesten anstreben, so daß ringum die Warten dieses germanischen Völkercomplexes fortwährend in Bewegung und neuer Eekaltung begriffen sind. Vom Norden kommen die Kimbern und Teutonen auf ihrer kriegerischen Herrschaft, vom Norden die mächtigen Gothen, die Langobarden, die Heruler und Gepiden, die Rugier und Sciren, welche sämmtlich sich dem Süden zuwandten. Wenn Skandia, Scandinavia die Wiege dieser Völker gewesen ist, so muß darunter nicht nur Schweden und Norwegen, sondern zugleich die ganze Nordküste Teutschlands von der Elbe bis nach Finnland verstanden werden. Vom Norden nach Süden drangen auch die Saronen vor und beherrschten bald die ganze Niederelbe. Von Osten nach Westen rückten die Burgunden, die Alamannen, die Ost- und Westgothen, die Vandalen und mit den Hunnen die Alanen, welche von einigen Reuenern ebenfalls für einen germanischen Stamm gehalten worden sind. Von Süden rückten die Hermunduren etwas weiter nördlich vor, bis zu dem späteren Nordthüringen sich ausbreiteten. Vom Westen Teutschlands waren frühzeitig Theile germanischer Stämme über den Rhein gegangen, wie ein Theil der Chatten, welcher die batavishe Insel occupirt hatte und hier den Namen Batavi führte. So die Remapier, die Tungri, die Eriboeci, Rationen und Remetes, die Condrusi, Teruiri und mehr andere kleine Völkerschaften der Germania prima und secunda in den jenseitigen Gebieten des unter- und Oberrheins. Auch die mächtigen Völkerstämme der Alamannen und Franken beschränkten sich im 3. und 4. Jahrh. nicht auf das Behaupten ihrer Wohnsitze, sondern rückten westlich und nordwestlich vor, die Alamannen dem Rheine zu und darüber hinaus, die Franken nach Belgien und den Niederlanden hin und dann weiter in Gallien. Im Süden an der Donau hin

ist namentlich seit der Regierung der Antonine ein blutiges Völkergedänge von Osten herauf, welches bis zur Zertrümmerung des altrömischen, dann des gothischen Reiches in Italien durch die Langobarden fortbauert und auch auf die übrigen Völker Teutschlands seinen Einfluß ausübt. Die Bewegung der zahlreichen Völker in den Donauebenen ist theils nach Italien, theils nach Westen, nach Gallien gerichtet. Zur Zeit der Völkerwanderung geht die Strömung unausschlagbar vor sich. Was nicht freiwillig aufbricht, wird mit fortgeschobenen oder unterworfen, bis sich im 6. Jahrh. die Völkerstämme in Süden und Westen neu gestalten. Die aus den Hermunduren hervorgegangenen Thüringer oder Döringer behaupten mit einer compacten Macht das Centrum Teutschlands und unterwerfen sich benachbarte kleinere Stämme, bis sie den vereinten Franken und Saxon erliegen, deren Herrschaft wieder von andrängenden slavischen Stämmen von Osten her beschränkt wird. Die Westgothen haben sich eine Herrschaft in Hispania, die Vandalen von hier aus in Africa gegründet. Die Burgunden waren über den Rhein hin fortgerührt worden, wo sie ein neues Reich gründeten. Die mächtigen Franken blieben endlich die entscheidende Macht, bewältigten und unterwarfen die Alamannen und gründeten das Frankeneich unter Chlodwig, welches bald seinen Einfluß auch auf Teutschland ausübte und zu einer neuen Ära den Grund legte.

§. 38. Bevor wir nun zum geschichtlichen Abschnitte übergehen, sehen wir noch die physische Geographie, die römischen Besetzungslinien (limites), Straßen u. s. w. in Betracht. Wir haben bisher das alte Teutschland aus den Berichten der alten Autoren beleuchtet. Die alten Autoren mußten die Bewohner Germaniens und die Verhältnisse, in welchen sie lebten, in vieler Beziehung genauer kennen als wir, da sie zum Theil Zeitgenossen, zum Theil selbst Augenzeugen waren. Was aber die natürliche Geographie und Topographie, die Lage der Gebirge, Wälder, Thäler, den Lauf der Flüsse u. s. w. betrifft, so find wir als Landesbewohner im Stande, die Angaben der Alten zu ergänzen und zu berichtigen. Wir betrachten also in gedrängter Uebersicht die Gebirge, Wälder und Flüsse hier im Zusammenhang, obwohl hier und da schon so Manches erwähnt worden ist. Die Gebirge waren natürlich dieselben, welche noch gegenwärtig auf teutschem Boden sich erheben oder diesen an den Grenzen umsäumen, da weder die alten durch Erdbeben oder andere gewaltsame Ereignisse verschwunden, noch durch vulkanische Ausbrüche neu aus der Erde emporgetreten sind. Allein diese Gebirge hatten wol vor zwei Jahrtausenden großentheils eine andere Gestalt und Farbe als gegenwärtig. Gewiß waren damals noch viele mit dichten Wäldern, und ebendeshalb auch mit Felsen und Moosen bedeckt, welche und jetzt nur mit kahlen Schreien, nackten Felsen und Steingerollen entgegneten. Ein bewaldetes Gebirge nimmt aber nicht ab in Betreff seiner Höhe, wol aber ein nacktes Gebirge, welches im Verlaufe der Jahrhunderte eine merkliche Abnahme der Höhe erlitten

mit folgenden Worten: καὶ ἐπ' αὐτῶν ἡ Σημανὶς ὄρη καὶ τὸ Ἰασπεργιον, οἱ τὰ πλεῖστα ἐνέχουσιν ποταμούς. 19 — 20 — καὶ ἐπὶ τὰ κατωτέρω Σοῦδητα ὄρη, ὅν τὰ ἄκρα ἐνέχουσιν ποταμούς 20 — 21. Der Somanwald ist von Reutern häufig für den thüringischen Wald gehalten worden⁵²⁾. Allein der Name Semoa deutet wahrscheinlich auf die Semnonen, und das Ptolemäos jenen Wald nicht fern vom Melibiosen und neben dem aciburgischen Walde, also neben dem Riesengebirge aufgeführt und darauf τὰ κατωτέρω Σοῦδητα ἐνέχουσιν, unter welchen wir doch wohl dasselbe Gebirge, welches noch gegenwärtig diesen Namen führt, verstehen dürfen, so wird der Somanwald in der Nähe des Riesengebirges und der Sudeten zu suchen sein. Kullenhoff hat freilich unter den Σοῦδητα ὄρη des Ptolemäos das Erzgebirge verstanden und diesem entsprechend den Somanwald da zu finden gemeint, wo das Erz- und das Riesengebirge zusammenstoßen, also in dem lausitzer Gebirge, wo die Semnonen ihre Wohnstätte gehabt haben müssen⁵³⁾. Es bleibt jedoch schwierig, die Lage des Semoa genau zu bestimmen, zumal da seit der Zeit des Ptolemäos viele Wäldungen geichtet oder ganz zerstört worden sind⁵⁴⁾ und bei diesem Geographen Entfernungen von 10—20 Meilen wenig in Betracht kommen.

Eine schwere Aufgabe ist es, den Baerniswald genauer zu bestimmen, da derselbe nur von Caesar, und zwar ohne topographische Angaben, erwähnt wird⁵⁵⁾. Caesar erzählt nämlich im Gebiete der Ubiar über die Sueven, daß sie sich nach der Nachricht über die Ankunft des römischen Heeres bis an die östlichen Marken ihres Gebietes zurückgezogen und zwar in einen Wald von unermeßlicher Größe, welcher Baernis genannt werde. Dieser Wald erstreckte sich tief einwärts (longe introitus pertinere) und trennte die Uferküsten von den Sueven und schützte beide gegen wechselseitigen Umrath. Da, wo der Wald beginnt, erwarten die Sueven das römische Heer. So Caesar l. c. Einige haben angenommen, daß dieser Wald nie existirt und Caesar ihn selber fingirt habe, um sein Zurückgehen über den Rhein nach kurzem Aufenthalte in Germanien zu rechtfertigen. Nach Anderen hat er wol existirt, ist aber kein so bedeutender Wald gewesen, wie ihn Caesar beschrieb. In beiden Fällen können wir nicht wissen, ob Caesar oder die Ubiar Unwahrheit berichtet haben. V. B. Wilschelm hat in seiner Schrift: Germanien und seine Bewohner S. 36 den Baernis als westlichen Theil des thüringischen Waldes betrachtet, im Gebiete von Fulda gelegen, welcher im Mittelalter Buchonia, Boehonia, Boeuna genannt worden sei, und auf seiner Karte zu seiner Schrift über die

Feldzüge des Drusus hat er denselben zwischen die Berma und Fulda an die westliche Seite des hercynischen Waldes angelegt. Demmerich meint, der Baernis sei entweder der thüringische Wald und der Harz, oder Caesar habe darunter die ganze nördliche Hälfte des germanischen Hochlandes verstanden⁵⁶⁾. Wollte man auf Caesar's Worte infinita magnitudine Gewicht legen, so müßte man nothwendig den Harz verstehen, zumal da es heißt: ad ejus initium silvae Suevos adventum Romanorum expectare constituisse. Die Sueven hätten sich demnach bis zum Anfange des Harzes zurückgezogen. Allein wahrscheinlicher ist, daß ein kleinerer Wald im Gebiete der Sueven gemeint worden ist, welchen wir nicht mehr zu bestimmen vermögen. Abgesehen von der großen Hercynia umfaßten die Suevenländer zahlreiche kleinere Wälder. So gehörte der Denwald zu den Wäldern der Sueven. So erwähnt Ptolemäos ein Gebirge Abuoba in den Gebieten der Sueven (gegenwärtig Ebbegebirge, dessen höchster Gipfel der Cerskopf ist)⁵⁷⁾. Der durch die Niederlage des Varus berühmte teutoburger Wald wird von Tacitus erwähnt⁵⁸⁾. Die Bestimmung seiner Lage ist schwierig und die Ermittlung der Topographie jenes Schlachtfeldes hat zahlreiche Schriften zu Tage gefördert⁵⁹⁾. Daß jener Wald in der Nähe der Ems und Lippe lag, geht aus den Worten des Tacitus hervor. Die Silva Caesia, von Tacitus erwähnt⁶⁰⁾, ist wol in der Gegend von Goeßfeld zu suchen, wo zur Zeit Karl's des Großen in einer alten Urkunde ein Mons Coisium genannt wird⁶¹⁾. Als zwei bedeutendere Gebirge werden auch der Taunus und der Rhetico genannt. Der Rhetico ist schwer zu ermitteln. Mela bezeichnet ihn und den Taunus als montium altissimi⁶²⁾. Den Rhetico hat Demmerich für den Rothhaas, Rothlager gehalten, Röder dagegen für den Rhäticon, welcher das graubündner Fräutal von dem tiroler Montafun scheidet⁶³⁾. Der Taunus war

56) Die Nachrichten des Strabon über die deutschen Länder Th. 30. 57) Ptolem. II. c. 11. §. 7. Bergl. Reuter, De archibus Cheruscorum p. 19—22. Es kann jedoch zweifelhaft erscheinen, ob dies Gebirge von dem Abuoba des Tacitus (Germ. c. 1) verstanden ist, da Ptolemäos von der Quelle des Danubius vorher gehandelt hat. — Ulfert, Germania (Geogr. d. Reich. u. Röm. 3. Th. 1. Abth.) S. 120 bemerkt: „Betrachten wir die Gegend zwischen Main und Lippe, so finden wir hier allenfalls Gebirge, die von Westen nach Osten zwischen den genannten Flüssen und Lahn und Sieg hinziehen, ebenso zwischen der Eder und Diemel zur Fulda und Weser. — Die Gebirge mochten früher noch mehr mit Wald bewachsen sein als jetzt“ u. s. w. 58) Annal. I. 60: „quantumque Amisii et Luppium annes inter vastatum, haud procul Teutoburgensi saltu, in quo reliquiae Viri legionumque insuperata dicebantur.“ 59) Bergl. Ulfert a. a. D. S. 124 f. Demmerich a. a. D. S. 31. 60) Annal. I. 50. 61) Bergl. Ulfert a. a. D. S. 132 f. und S. 45. In jener Urkunde heißt es: „quo fusis multis laxis demum in monte Coisio recolli.“ Bergl. Bernard Stöckel, Ueber die Straßen der Römer und Franken zwischen der Ems und Lippe S. 20 und G. G. Reichard, Sammlung kleiner Schriften II. S. 153. 62) Pomp. Mela III. c. 3. p. 250. ed. Gronov. Nachdem er über die Hercynia gehandelt: „Montium altissimi Taunus et Rhetico: nial quorum nomina vix est eloqui res Romano.“ 63) Héder, Kantons Graubünden I. S. 143. Demmerich a. a. D. S. 30.

52) Bergl. Ulfert, Germania S. 107 u. 119. 53) Wilschelm's in Haupt's Zeitschrift VII. S. 284. Die Sudeten und Karpathen hat Tacitus (Germ. c. 43) ebenfalls mit folgenden Worten gemeint: „Dirimit enim scinditque Suevum continuum montium jugum, ultra quod plurimae gentes agunt. Ex quibus latissime patet Lygiorum nomen etc.“ 54) Demmerich (a. a. D. S. 31) hat unter dem Somanwalde die heftischen Gebirge und den thüringischen Wald verstanden. 55) Bell. Gall. VI, 10. Bergl. Ulfert a. a. D. S. 119.

von den Römern besetzt worden und diente ihnen als strategischer Stützpunkt bei ihren Kriegsoptionen in Germania. Das Taunusgebirge liegt bekanntlich zwischen dem Rheine und der Lahn und hat seinen alten Namen bewahrt⁶⁴). Germanicus hatte das Alter von seinem Vater Drusus errichtet Gasteil wieder herstellen lassen⁶⁵). Das Waldberge Alba (die heutige rauhe Alb) war vom Kaiser Probus berührt worden⁶⁶) und wird später, zur Zeit des Julianus, unter dem Namen Marcianae Silvae erwähnt⁶⁷). Daß dies Gebirge nicht fern von den Ufern des Rheins lag, geht aus den Worten des Ammianus hervor. Man hat die Silva Marciana auch für den Schwarzwald gehalten⁶⁸). Dion Cassius erwähnt die vandalischen Gebirge und läßt aus ihnen die Elbe entspringen⁶⁹). Falls er nicht die Elbe und die Woldau (Wolde, Mülde) verwechselt hat, lassen sich diese Gebirge leicht bestimmen, sofern die Elbe ihren Ursprung im Riesengebirge hat⁷⁰). Die sarmatischen Gebirge (τὰ Σαρματικά ὄρη), welche Ptolemaeus erwähnt als östgrenze Germania's, sind die Westkarpaten⁷¹). Nicht fern von den herzynischen Waldungen, wahrscheinlich südöstlich davon, lag der Wald Luna, in dessen Nähe die Waimoi hausten, welche sich bis zum Danubius erstreckten⁷²). Plinius erwähnt im Norden Teutschlands und zwar bei den Ingävonen ein großes Gebirge Sevo, welches nicht kleiner sei als die Alpen und bis zum kimbriischen Vorgebirge einen ungeheuren Busen bilde, den tobaniischen nämlich, in welchem Scandinavia die berühmteste Insel sei von unbekannter Größe⁷³). Plinius scheint hier unlautere Quellen benutzt zu haben, da alle späteren Geographen über dieses Gebirge schweigen. Neuere haben hierüber verschiedene Vermuthungen

aufgestellt⁷⁴). Auch hat man, da im nördlichen Teuschland so große Gebirge nicht existiren, sich nach Schweden und Norwegen gewandt und hier den Sevo in dem Gebirge Kälén, welches Schweden und Norwegen scheidet und noch gegenwärtig der Seve-Roggen heißt, wieder gefunden⁷⁵). Da wir die Quellen des Plinius nicht kennen und diese von ihm oft fälschlich benutzt wurden, so müssen wir die Angabe auf sich beruhen lassen⁷⁶). Außerdem gab es natürlich in Germania noch viele kleinere Wälder und Büsche, von welchen viele besonders Gottheiten geweiht waren. Bei dem Ausfluge der Priester kamen im Haine Babuhenna (apud Babuhennae lucum) 900 Körner um⁷⁷). Im Gebiete der Farsen befand sich der lucus Tanfane mit einem berühmten Heiligtume des Volkes⁷⁸). Auch hatten solche Büsche nicht selten Opferplätze, von welchen in neuerer Zeit mehr aufgefunden worden sind⁷⁹).

§. 39. Meere, Inseln, Flüsse, Seen, Sümpfe. Bereits Strabon kannte das im Norden Teuschland begrenzte Meer im Allgemeinen und hat zugleich eine Erörterung der Ursachen der regelmäßig wiederkehrenden Ebbe und Fluth gegeben, welche er auf den Mondwechsel zurückführt. Er hält jedoch die Ebbe und Fluth dieses nördlichen Meeres nicht für so bedeutend und glaubt auch nicht, daß, wie Einige angenommen hatten, einst die Kimbern durch Ueberschwemmungen (ἀναγυμνισμός) aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden seien⁸⁰). Die Ebbe und Fluth dieses Meeres hatte auch bereits Caesar kennen gelernt, welcher dieselbe ebenfalls der Einwirkung des Mondes zuschreibt⁸¹). Strabon erwähnt hier zugleich die Insel Burkanis (Βουγκανίς), gegenwärtig Bornum an der Emsmündung, welche von Drusus erobert worden war⁸²). Pomponius Mela setzt über der Emsmündung den sinus Codanus mit großen und kleinen Inseln an, worunter er die dänischen Inseln, See-

64) Beryl. die Karte zu Ben. Wilhelm, die Festzüge des Drusus. Der Name Taun scheint aus dem teutschen Taun, Dun, die Höhe, zu stammen, welches Wort wol dasselbe ist, welches in vielen teutschen Ortsnamen auf unum wiederkehrt, wenn wir dies nicht für römischen Ursprungs halten wollen. Beryl. Pfaffenbach, Geol. I. S. 65. 157. 242. 65) Tacit. Annal. I. 36: „postquam castris exiit, vestigia patrum praesidi in monte Teutobocae“ und XII, 28 von den gegen die Germanen aufmarschirten Truppen des P. Pomponius: „et praedae famaque onusti ad montem Taunum revertantur.“ Auf römischen Inschriften Cives Taunenses. Orelli No. 181. 4981. 4982. Stricker I. S. 204. Zechn im Rhein. Archiv I. S. 141. 66) Vopiscus, Probus c. 14. p. 663. Scr. h. Aug. 1671. Vol. I. 67) Ammian. Marcell. XXI. c. 8. p. 298: „Praefecturus itaque per Marcianae silvas viasque junctas Histri fluminis ripis etc.“ als er den Kampf gegen den Constantius aufgenommen und gerade das Berg nach Constantianer marschirte. 68) G. C. Richard, Sammlung kleiner Schriften aus dem Berg. der mählg. und alten Geographie S. 153: „Es hat den Anschein, als ob das römische Wort Marcianae eine Uebersetzung des ursprünglichen deutschen Namens „Schwarzwald“ sei.“ 69) Dion Cass. LV. c. 1: „ἐπὶ δὲ τὰ τῶν Οὐρανίων ὄρη καὶ τὸ τῶν Ἀσσυρίων ἀποκαταστάσις καὶ τὸ τῶν Ἰνδιανῶν.“ 70) Beryl. Demetrius c. a. D. S. 32. 71) Ptolem. II. 11. 6. 72) Ibid. II. 11, 26: „ὅσοι δὲ τῶν Ὀκεανῶν ὄρη καὶ Κόκκωσι, ὅς ἐστι δὲ εὐθὺς ἀπὸ τῆς καὶ τῆς Ἀλβας, καὶ τῆς Ἰνδιανῶν.“ 73) Plinius, Hist. Nat. III, 6. 82) Strab. I. c. 1. p. 291. Cass.: „ἀναγυμνισμός ἐστὶν ὁ μόνος τῶν ἰσθμῶν καὶ μέγιστος, ἀλλὰ καὶ τὰς ἐν τῷ πελάγει νήσους, οὗ τελεῖ καὶ ἡ Βουγκανίς, ἥ ἐστιν ὁ Βορνὺν.“

74) Beryl. Spener, Not. Germaniae antiquae p. 92 seq. 75) Beryl. Solinus IV und Urtz c. a. D. S. 83. 95. 118. 163. 76) Beryl. Spener, Notitia Germaniae antiquae I. 51. 77) Tacit. Annal. IV, 73. 78) Tacit. Annal. I. 51. 79) Beryl. Schilling, Die Elbe in Teuschland überhaupt vergl. Jac. Grimm, Deutsche Mythologie (Hitt. 1836). S. 45 fg. 80) Gult. Klemm, Handbuch der germanischen Alterth. S. 343 fg. bemerkt: „Die schönsten Ueberreste des heidnischen Gottesdienstes sind unstrittig die Opferplätze, welche erst in neuerer Zeit näher betrachtet worden sind. — Der größte und schönste umwallte Opferplatz befindet sich zwischen Schlieren und Kallischendorf mitten in einem Sumpfe und bildet ein längliches, von Reuten nach Süden sich erstreckendes Rundtheil, das auf dem Maße 639 Schritte im Umfange hat. Der Wall dort außen 9—12 Ellen Höhe und 12—16 Ellen Durchmesser. Der durch den eingeschlossenen inneren Raum bildet einen länglichen runden, etwa 4—5 Ellen mehr als die äußere Grundfläche des Walles erhabenen Keisel, der in der Mitte wiederum, jedoch sehr unregelmäßig, erhaben ist.“ u. f. m. 81) Strab. VII, 2. p. 292. Cass. Beryl. Demetrius c. 74 fg. 82) De bello Gall. IV, 29: „Kadem nocte accidit, ut esset luna plena, qui dies maritimos aestus maximos in oceano efficeret consuevit.“ Dabin deuten auch die Worte des Plinius XVI. c. 1. p. 291. Cass.: „ἀναγυμνισμός ἐστὶν ὁ μόνος τῶν ἰσθμῶν καὶ μέγιστος, ἀλλὰ καὶ τὰς ἐν τῷ πελάγει νήσους, οὗ τελεῖ καὶ ἡ Βουγκανίς, ἥ ἐστιν ὁ Βορνὺν.“

land, Jüden u. f. w. verstanden haben kanu"). Er nennt die Insel Codanonia (nach Gronov Scandinavia), welche den Leutonen gehörte, als die größte und fruchtbarste"). Plinius bezeichnet den Codanus als einen mit Inseln angefüllten Meerbusen, von welchen 23 der römischen Kriegsmacht bekannt geworden seien"). Als die größten Inseln betrachtet er Scandinavia und Gmnia"). Die Insel Burcana werde von den Römern Sabaria genannt. Hier erwähnt er unter anderen auch die Bernsteininseln, von den Römern nach diesem Hofsil Glessariae, von den Teutonen Austraia genannt und die Insel Actania"). Viele andere Inseln (Orcades, Aemodios, Haebudes) werden von Plinius und Ptolemäos im nördlichen Ocean überhaupt (zwischen Scandinavia und Thule) genannt"). Pytheas und Timäos hatten über die Insel Abalus, auch Bastia genannt, berichtet, wo das Meer Electrum auswürfe"). Derselbe hatte Timäos das Eiland Kaunonia angesehen"). Mitribates hatte von einer Insel Gedros oder Oseria an der Küste Germania's geredet, wo man eine Art Ebernwälder finde, aus welchen das Electrum auf die Felsen fliehe"), alles theils fabelhafte, theils unsichere und durch verderbende Befarten der Ramen entstellte Angaben. Tacitus redet von einer Insel im östlichen Ocean mit einem heiligen Haine und mit dem Culte der Nerthus (Terza), welche Inseln Einige für Rügen, Andere für Helgoland u. f. w. gehalten haben"). Da Tacitus von dem betreffenden Kapitel von nordöstlichen Völkern handelt, so wird Rügen die größere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Auch erwähnt er Inseln an den Küsten der Chauken, mehr oder weniger von der Embömdung entfernt, an welche Schiffe der vom Sturme hergetriebenen Flotte des Germanicus angetrieben wurden"). Ptolemäos gedenkt der drei Inseln der Sachsen, der Rünbung der Elbe gegenüber und noch dreier anderer Inseln, welche Allociae genannt wurden").

Von den großen Flüssen, welche Germania durchfließen oder begrenzen, werden von den Alten natürlich der Danubius (Ister) und der Rheinus am häufigsten erwähnt, weil das römische Reich zur Zeit seiner größten Ausdehnung nicht nur bis an diese Flüsse, sondern noch darüber hinaus reichte. Der Ister mit seinen jährlichen Nebenflüssen war, wie bereits erwähnt, schon dem Herodot hinreichend bekannt. Der Rheinus wird von Cäsar und von Strabon genauer beschrieben und seine

Quellen von dem ersten auf den Alpen der Lepontii, und von dem letzteren auf dem Abula der Alpen bei den Rantuat, nicht fern von den Quellen der Rhone und der Adia angesehen"). Strabon kennt auch die Mündungen (isolas) des Rheins, ohne dieselben genauer zu bestimmen. Tacitus bezeichnet den Ursprung und Lauf desselben mit wenigen Worten, gibt aber hier und da lehrreiche Bemerkungen über diesen Fluß, von welchen die meisten bereits erwähnt werden sind"). Ptolemäos hat seine Quellen ebenso wie Strabon auf dem Berge Abula in den Alpen angesehen"). Strabon läßt den Rhein parallel der Seine und den Pyrenäen, ebenso parallel der Elbe von Süden nach Norden fließen, doch gibt er ihm gegen die Mündung hin eine nordwestliche Richtung"). Auch läßt er die Ems, die Weser und Lippe mit dem Rheine gleiche Richtung nehmen. Den Rhein hat er als Grenze von Gallien und Germania betrachtet"). Seine Stromlänge hatte Plinius auf 6000 Stadien = 150 Meilen angeschlagen, welche Angabe Strabon als zu groß bezeichnet und den Längenbetrag auf 4000 Stadien abschätzt"). Das Strombett des Rheines geht nach ihm durch die Hochgebirge der Windeller und Helvetier an den Ufern des Bodensees vorüber, dann rechts am Fuße des Hochlandes hin, auf welchem die Donau entspringt, links vom Jura und den Ardennen. In seinem unteren Laufe durchströmt er ein Tiefland. Das Land zu beiden Seiten schildert Strabon als sumpfig, waldrich, jedoch nicht mit hohen Räumen, sondern mit dichtem Gesträuche besetzt"). Sowol Tacitus als Ammianus melden, daß der Rhein im heißen Sommer bisweilen so weit eintrocknete, daß man ihn leicht durchwaten konnte"). Cäsar läßt den Rhein in mehrern Mündungen ins Meer ausfließen und hier große Inseln bilden"). Cäsar hatte bekanntlich zwei Mal eine Brücke aus Holzwerk über den Rhein geschlagen, sowie später der Kaiser Constantin bei Köln eine Brücke (pons Agrippinensis) zu bauen beabsichtigte").

95) Caesar. Bell. Gall. IV, 10. Strab. IV, 3. §. 3. VII, 1. p. 292. Cas. 96) Tacit. Germ. a. 1. 97) Ptolem. II, 9. §. 3. 98) Strab. IV, 3. §. 3. 6. IV, 5. §. 38. Beryl. Dommerich a. D. S. 82. 99) Ibid. II, 3. 28. IV, 1. §. VII, 1. §. 1. 3. Beryl. Dommerich S. 82. Germ. Müller, Die Marken des Vaterlandes I. S. 2: „Als erster aller Mark seine unferst Landes ragt der Gotthard (Abula); er trennt die Quellen des Rheines und des Rhodanstroms, das Gebiet der Norther und des mittelländischen Meeres.“

1) Beryl. Dommerich a. a. D. S. 83. 2) Strab. IV, 3. 192 seq.: „Καὶ ὁ Πύρος δι' ἡλίου πυρκαῖα καὶ Μαρρὶ ἀνέγεται πυρκαῖα, ἥ ἐκ τῶν ὄρεων καὶ Παρρὸν καὶ Οὐβέρδιον καὶ Ἀντιόχον τοῖς καὶ τῶν ὀρειανῶν.“ Beryl. Dommerich S. 84. 85 und Germ. Müller, Die Marken des Vaterlandes S. 3.

3) Tacit. Annal. I, 56. Ammian. Marcell. XVI, 11. p. 149. ed. Gronov. 4) Bell. Gall. IV, 10. V, 2. Beryl. Dommerich a. D. S. 6. Plin. H. N. IV, 28. Dann läßt er IV, 30 Britannia der Rheinmündung gegenüber liegen. 5) Caesar. Bell. Gall. IV, 17. 18. VI, 9. Beryl. I. Sect. 47. 28. S. 213. Eine Rekonstruktion der hölzernen Brücke des Cäsar hat Held seiner Ausgabe von Caesar. Bell. Gall. am Schluß beige fügt. Ueber die Quellen des Rheins, den durchströmten See und seinen Lauf vergl. Fr. Klops, Erläuterung der zehn ersten Capitel des Tacitus de Germania p. 72 seq.

83) Libr. III. c. 3. p. 249 seq. ed. Gronov. 84) Pomp. Meia III. c. 6. p. 268. ed. Gronov. Dage die Not. Beryl. Spencer, Notit. Germ. ant. V, 2. p. 17 seq. 85) Plin. H. N. IV, 27. Beryl. bemerkt: „Sero mons ibi immensus — Immanem efficit strom, qui Codanus vocatur, relictus insellus, quarum clarissima Scandinavia est, incompertae magnitudinis etc.“ 86) Ibid. 87) Beryl. Jan. Carol. Spencer, Not. Germ. ant. II, 24. 88) Beryl. Spencer I. c. p. 23. 89) Beryl. Ulfert, Germania S. 88 (III, 1). Auch Petroboscus der Götterflut hatte über die Insel Bastia berichtet und angegeben, daß dort neben dem Bernstein Diamanten vorkämen. Plin. XXXVII, 15. 90) Plin. H. N. IV, 27. Ulfert S. 89. 91) Beryl. Ulfert S. 89. 92) Germania c. 40. 93) Annal. II, 24. 94) Ptolem. II, 11. §. 31. 32.

Als Nebenfluß des Rheines betrachtet Strabon die Lippe, welche er aber nicht in den Rhein, sondern in das Meer auslaufen läßt⁹⁾. Die Ems (*Ἀμασις*, *Amasius*, *Amisia*) läßt er parallel der Elbe und dem Rheine fließen und bezeichnet sie als schiffbar, sodas Drusus den Bructerern ein Schiffstreffen auf ihren Gewässern liefern konnte¹⁰⁾. Die Weser strömt nach Strabon zwischen Rhein und Elbe von Süden nach Norden und entspringt auf den germanischen Bergen oder Hochebenen ohne nähere Bestimmung derselben¹¹⁾. Die Elbe theilt Germania in zwei Hälften, die östliche und westliche, strömt dem Rheine parallel, hat einen ebenso langen Lauf als der Rhein und ergießt sich ins nördliche Meer¹²⁾. Ihre Länge setzt er auf 4000 Stadien, ihre Entfernung vom Rheine auf 3000 Stadien. Allein da man nicht geradeaus gehen könne, so betrage die Entfernung noch mehr¹³⁾. Er läßt sie auf den germanischen Bergen entspringen (welche Dion Cassius als die vandalischen bezeichnet) und hat jedenfalls bei Angabe der Länge ihres Stromes die Mulde oder Mulde dazu gezogen¹⁴⁾. Von den römischen Autoren wird der Fluß Adis oft erwähnt. Velleius Paterculus setzt seine Entfernung vom Rheine auf 400 M. p. = 80 Meilen. Tacitus läßt die Elbe im Gebiete der Hermunduren, Ptolemäos im Böhmerwalde entspringen. Dion Cassius läßt dieselbe in mehreren Mündungen sich ins Meer ergießen¹⁵⁾.

Die Saale (*Σαλας* *noraeus*) wird von Strabon nur ein Mal erwähnt mit der Bemerkung, daß Drusus zwischen dem Rheine und der Saale Krieg geführt und seinen Tod gefunden habe¹⁶⁾. Wie sich Einige einen anderen Fluß als die in die Elbe mündende Saale haben vorstellen können, ist schwer zu begreifen, da Drusus bis zu den Ufern der Elbe vorgedrungen und höchst wahrscheinlich über die Saale gegangen war, dieselbe wenigstens kennen gelernt hatte¹⁷⁾. Die Oder und Weichsel werden von Strabon und von Tacitus nicht erwähnt, wol aber die Weichsel von Pomponius Mela, welcher dieselbe als Grenzschiede von Germania und Sarmatia betrachtet, und von Plinius, welcher auch die Oder unter den größten, ins nördliche Meer sich ergießenden Strömen Teufelands aufzählt und dieselbe mit dem Namen Gutulus bezeichnet¹⁸⁾. Ueber die geographische Lage, den Lauf und die Richtung des Gutulus scheint Plinius

niemals freilich eine richtige Vorstellung nicht gehabt zu haben, sofern er von Ost nach West gehend, denselben eher nennt als die Weichsel. Indessen darf man dies dem Plinius, der oft rasch excerptierte, zu gute halten. Ein anderer Fluß als die Oder kann der Gutulus schon deshalb nicht sein, weil er unter den amnes clari aufgeführt wird und die Oder sonst ganz und gar fehlen würde¹⁹⁾. Ptolemäos konnte ebenso wohl die Weichsel als die Oder, deren Mündung er erwähnt, ohne ihren Lauf näher zu bestimmen²⁰⁾. Da die Römer ihre Kriegszugentnehmungen bis über die Elbe niemals ausgedehnt hatten und auch römische Handelsleute bis dahin wol niemals gekommen waren, so konnten auch den Geographen jener Zeit die Flüsse des nordöstlichen Teufelands nur oberflächlich bekannt sein, und wol nur durch die Schiffsfahrer, welche die Mündungen derselben kennen gelernt hatten. Die Quellen und die Richtung des Flusses waren ihnen wahrscheinlich ganz unbekannt geblieben.

Am bekanntesten war natürlich den griechischen und römischen Geographen der Danubius, von den älteren Griechen in seinem ganzen Laufe nur Jster, von den späteren Jster und Danubius (*Ιστρος* und *Δανούβιος*) genannt, je nachdem die östliche oder die westliche Hälfte bezeichnet werden sollte. Auch Strabon bezeichnet gewöhnlich noch den ganzen Fluß mit dem Namen Jster²¹⁾. Der Name Danubius reichte von den Quellen eigentl. nur bis zu den Kataracten im Lande der Dakier²²⁾. Strabon läßt den Jster in einer ganz allgemein gehaltenen Angabe auf den Gebirgen oberhalb des adriatischen Meeres entspringen²³⁾, dann speciell auf einem

18) Bergl. auch Cellarius, Orb. ant. I. 458. ed. I. Vol. I. und Jac. Car. Spreng. Not. Germ. antiquae I. p. 79. Anmerkt. y, welcher auch an den Fergal dachte, aber doch endlich die von Ptolemäos erwähnte Oder vorzieht. Die richtige Stellung hat der Gutulus (hier Gutahus genannt) bei Solinus I. c. Bergl. Spreng. I. c. 17) Ptolem. II. 11. 4: „Ὁβιδίον νοτιοῦ ἐκβολαί — Ὁβιδίον νοτιοῦ ἐκβολαί α. r. 1.“ — dem Ptolemäos war also der Name Biadrus (Bialus) schon bekannt. 18) Strab. VII. 1. §. 6: „ἡ δὲ Ἰστρον ποταμὸς“, also vom westlichen Theile. Deredet, welcher eine große Zahl von Nebenflüssen desselben kennt, läßt ihn (II, 33) im Lande der Ketten und zwar bei der Stadt Pyrene entspringen. Hier steht er aber die Ketten oberhalb der Quellen des Jsther. Bergl. S. Brehtner, Entdeckungen im Ultrathume. Bith. II. 471 fg. Er bemerkt über die Stadt Pyrene: „hier kann also nur die wichtigste Stadt jenseit und in der Nähe dieses Grenzgebirges mit ihm gleichen Namen erhalten haben. Dies führt auf die rechte Stadt Istra, welche ihrem Handelswege und dem ganzen Lande den Namen Isterien mußte.“ 19) Strab. VII. 3. §. 13. Pompon. Mela II. 1. p. 122. ed. Gronov.: „at ille qui Scythia populos a sequentibus dirimit, apertis in Germania fontibus, alio quam desinit nomine exoritur. Nam per immania magnarum gestium Iu Danubius est: deinde alter eum appellantis accolis hic Ister est.“ Bergl. Plin. H. N. IV, 24. Dider not. Igh. Ovid. ex Ponto I. 8, 11. binominia. Bergl. Azaos. 1898. Ihn. Um unpassenden Beifall über die Donau (Ist. L. F. Mariotti, Danubius Pannonico-Moscorum cum observat. geogr. astron. physico. philolog. philatelicis I. 1—6. (Bonn und Amsterdam 1720. 2el.) mit 288 Kupfern, worin der Verfasser die Donau von dem Kahlenberge bis zur Vereinigung mit der Juntra in der Bulgarei beschreibt. 20) Strab. I. 3. §. 15.

9) Strab. VII. 1. p. 290. Cas. Bergl. Dommerich S. 90. 7) Ibid. p. 290. ed. Casaub. 8) Ibid. 9) Bergl. Dommerich S. 93. 10) Strab. Ibid. Dommerich a. a. D. 11) Bergl. Dommerich a. a. D. 12) Tacit. Germ. c. 41. Ptolem. II, 7, 11. Dion Cass. LV. c. 1. 13) Strab. VII. 1. §. 3. p. 291. Cas. 14) Bergl. Dommerich S. 96 fg. welcher bereits diejenige, welche eine andere Saale sich vorgestellt haben, widerlegt hat. 15) Pompon. Mela II. 4, 1: „Sarmatia intus quam ad mare latior, ab his quae sequuntur. Vistula amne ditius, qua retro abijt usque ad Istrum flumen immittitur.“ Plin. H. N. IV. c. 25: „Aquas totum eum tractum ab Istro ad Oceanum bis ad decies centena M. p. in longitudinem, quatuor milibus et quadringentis in latitudinem ad flumen Vistulam a desertis Sarmaciae, praedit.“ Dion IV. 28: „Amnes clari in Oceanum defluunt Gutulus (Oder), Vistula aive Vistula, Albis, Visurgis, Amisus, Rhenois. Mos.“ Bergl. Solinus c. 20.

mäßig hohen Bergrücken östlich vom Rheine und vom Bodensee, in der Nähe der Surven und des hercynischen Waldes, etwa 2000 Stadien von dem innersten Winkel des adriatischen Meeres entfernt, nicht fern von den Quellen des Rheines, eine Tagereise vom Bodensee, welcher zwischen den Rhein- und Donauquellen liegt²¹⁾. Er bezieht die Quelle bald durch $\eta \alpha \rho \gamma$, bald durch $\alpha \nu \gamma \mu \alpha$, und berichtet, daß Tiberius im Kriege der Römer gegen die Vindeliker dieselbe entdeckt habe²²⁾. Er läßt den Jffros Anfangs südlich, dann von West nach Ost, und vor der Mündung in mehr nördlicher Richtung fließen, ohne auf die südöstliche Biegung von Presburg ab und auf die südliche zwischen Wäiden und Belgrad Rücksicht zu nehmen²³⁾. Die Donau bildete auch damals schon viele Inseln, von denen die meisten im Besitze der Scordisker waren. Nach Strabon's Annahme ist die Donau der größte Fluß Europas²⁴⁾, obgleich er seine Stromlänge nirgends bestimmt angibt. Er läßt ihn bis zum Don reichen, schätzt ihn größer als den Nil, nur kleiner als den Ganges und Indus²⁵⁾. Allein in Beziehung auf Größe oder Breite des Stromgebietes oder der Wassermasse kommt zuerst der Nil, dann der Ganges und Indus, und dann erst die Donau. In Betreff der Länge steht der Nil ebenfalls voran, dann kommt die Donau, dann folgen der Indus und der Euphrat, und nach diesen erst folgt der Ganges²⁶⁾. Herodot dagegen hatte den Jffros als den größten aller ihm bekannten Flüsse betrachtet, welcher sich Sommer und Winter gleich bleibe. Nur in Betreff der Wassermasse hat er den Nil ihm noch vorgezogen²⁷⁾. Er kannte bereits fünf Mündungen des Jffros und nennt ihn daher $\nu \epsilon \rho \tau \iota \sigma \tau \omicron \nu \omicron \varsigma$ ²⁸⁾. Den späteren Geographen steht natürlich die Mündungen noch genauer bekannt²⁹⁾. Strabon widerlegt auch die Meinung des Theopompus, daß ein Arm des Jffros sich in das adriatische Meer ergieße, wodurch der Pontos mit diesem Meere in Verbindung gesetzt werde³⁰⁾. Diese Meinung war von mehreren alten Autoren in Umlauf gesetzt worden und selbst Aristoteles hatte dieselbe vertreten³¹⁾. Noch fabelhafter war die Ansicht des Apollonios von Rhodos³²⁾. Wahrscheinlich hatte einer der größeren Flüsse, welche von Süden nach Norden strömend in die Donau münden,

zu diesem Irrthume Veranlassung gegeben. Tacitus gibt dem Jffros sieben Mündungen, bezeichnet die siebente jedoch als eine von Sümpfen aufgenommenen³³⁾. Auch Diodorus nennt den ausmündenden Jffros als siebenfachen³⁴⁾. Ptolemäos erwähnt nur sechs Mündungen³⁵⁾, und die Tabula Peutingeriana läßt ihn nur in vier Mündungen austreten³⁶⁾. Die Nebenflüsse des Jffros gehen und hier weniger an. Schon Herodot hat eine große Zahl derselben aufgeführt, wie bereits oben angegeben ist. Einige, wie die Isar, werden auch von Strabon erwähnt³⁷⁾.

Die Zahl der großen und kleinen Landseen Teutschlands ist noch gegenwärtig beträchtlich, und war jedenfalls vor 1800 Jahren noch bedeutender, da im Verlaufe der Zeit viele kleinere, namentlich sumpfige Seen ausgetrocknet und in fruchtbares Land verwandelt worden sind. Die Römer hatten beinahe nicht alle Seen und Sümpfe Teutschlands kennen gelernt, und auch von denen, welche sie gesehen, haben sie nur die größeren oder in besonderer Beziehung wichtigeren erwähnt. Am meisten waren ihnen die Seen in den Rhein- und Donaugebieten bekannt. Der den Römern am meisten bekannte große See ist der lacus Brigantinus, der Bodensee, welchen der Rhein bildet oder durchfließt, an der Stadt Brigantium (Bregenz) gelegen. Strabon hat ihn erwähnt, ohne seinen Namen zu nennen³⁸⁾. Tiberius hatte von diesem See aus seine Kriegszugnehmungen gegen die Vindeliker begonnen. Den großen Fleuswer im Nordwesten Teutschlands verband Drusus durch einen Kanal mit dem Rheine, worüber im geschichtlichen Abschnitt³⁹⁾. Auf diesen See sind vorzugsweise die Worte des Tacitus zu beziehen, welcher von unermeßlichen Seen (immensi lacus) im Norden Teutschlands redet⁴⁰⁾. Plinius erwähnt zwei Seen nicht fern vom Gebiete der Chauken, ohne deren Namen anzugeben⁴¹⁾. Die Seen zwischen der Elbe und Oder, in der Mark und in Pommern kannten die Römer nicht. Die kleineren Seen im heutigen Baiern, zwischen Salzburg, Iffel und Elz mochten ihnen größtentheils unbekannt sein, oder sie hielten dieselben nicht der Erwähnung werth. Einige derselben konnten ihnen bei ihren Feldzügen in Pannonien, Rhätien, Vindelicien wohl bekannt geworden sein. Strabon erwähnt auch den Gardasee ($\theta \iota \nu \alpha \nu \omicron \varsigma$), von dem Fluß Rhenio gebildet. Allein dieser See kann höchstens in seinem nördlichsten Theile zu Teutschland gezogen werden⁴²⁾. Auch erwähnt derselbe einen See in der Nähe von Tergeste (Triest), welcher Lugones genannt wurde. Von Tergeste aus gelangte man über das Dra-

21) Strab. VII. 1. §. 1. 22) Strab. IV. 6. §. VII. 1. 5. Bergl. Herodot. II. 32. Plin. H. N. IV. 24. Apollon. Rhod. Arg. IV. 286 seq. Tacit. Germ. c. 1. Ammianus Marcellinus XXII. 8. Claudian. De bell. Get. v. 329: „sublimis in arcetis prominet Hercyniae confinis Raetia silvae, quae so Danubii iactat Rhenuque parentem.“ 23) Lib. II. 5. 36. VII. 1. §. 1. Bergl. Dommerich, Ueber Strabo S. 103 fg. 24) Lib. XII. 3. 26. XV. 1. p. 702. 25) Bergl. Dommerich, Die Nachrichten Strabo's u. S. 106 fg. 26) Herodot. IV. 48; f. Wehler. I. §. 1. 27) Ibid. IV. 47. Auch Diemstlos Bericht S. 301 bezeichnet den Jffros noch als $\nu \epsilon \rho \tau \iota \sigma \tau \omicron \nu \omicron \varsigma$ $\mu \epsilon \gamma \alpha \lambda \omega \varsigma$ $\lambda \iota \mu \nu \omega \nu$. 28) Ueber die Mündungen des Danubius hat Kruse (de leri ostii [Vratislaviae 1820.]) ausführlich gehandelt. 29) Strab. I. 1. §. 6. 2. §. 36. 3. 13. VII. 5. §. 9. 30) Hist. animal. VII. 12. 31) Argonaut. IV. 291—293. 32) Ebenso fabelhaft ist die Nachricht des Timotheos bei d. Schol. zu Apollon. IV. 259. 33) Bergl. Uffert 2. 23. 1. Ueb. Germania S. 146.

33) Tacit. German. c. 1. 33) Ovid. Trist. II. 189. 34) Ptolem. III. 10. 2—8. 35) Segm. VIII. A. ed. C. Mansueti. 36) Lib. IV. 6. 204. Cas. 37) Strab. VII. 5. 313. Cas.: „ $\epsilon \pi \iota \theta \alpha \lambda \omega \varsigma$ $\kappa \alpha \tau \alpha$ $\tau \eta \varsigma$ $\lambda \iota \mu \nu \eta \varsigma$ $\eta \varsigma$ $\nu \alpha \rho \alpha$ $\nu \omicron \nu \epsilon$ $\theta \upsilon \alpha \nu \alpha \tau \iota \sigma \tau \omicron \nu \omicron \varsigma$ $\kappa \alpha \iota$ $\tau \eta \varsigma$ $\rho \alpha \nu \theta \epsilon \nu \alpha \iota$ “ Lib. IV. 6. p. 206 erwähnt er die Stadt $\theta \epsilon \rho \mu \alpha \nu \tau \iota \sigma$ und die $\theta \epsilon \rho \mu \alpha \nu \tau \iota \sigma$. 38) f. die Karte von Wilhelm zu den Feldzügen des Drusus. Bergl. Uffert S. 27, welcher von mehreren Seen redet, welche der Kanal verbunden habe. Ebenso S. 50. 39) Germania c. 34. Bergl. Uffert a. a. O. S. 106. 40) Plin. H. N. XVI. c. 2. 41) Strab. IV. 6. §. 12. Bergl. Dommerich S. 98. 120.

gebirge gehend zum Rügen, dem heutigen jütkniger See (im adelberger Kreise Märiens, sieben Meilen von der Küste bei Triest), welcher von seinem alten Geographen außer Strabon genannt wird⁴³). Dieser See ist wegen seiner periodischen Ab- und Zunahme merkwürdig. Den Namen Zug oder Rüg führt gegenwärtig noch eine Höhle in der Nähe des Sees, auch kommt derselbe mehrmals in Xyrol als Bezeichnung von Schluchten und Engpässen vor⁴⁴). Einige andere Seen im Alpenlande erwähnt Strabon, ohne ihre Namen zu nennen⁴⁵). Die von ihm angegebene *Ilakupia litor* gehörte zu Gallien⁴⁶).

Die Sümpfe in Germania werden von Strabon und von Tacitus mehr im Allgemeinen, als mit speciellen Namen erwähnt. Strabon denkt der Sümpfe am linken Rheinufer zwischen der Maas und dem Rheine, sowie zwischen dem Rheine und der Elbe⁴⁷), und bemerkt, daß die Menapier auf beiden Seiten der Rheinmündungen in Sümpfen und Wäldern wohnen⁴⁸). Tacitus bezeichnet Germania im Allgemeinen als ein durch Sümpfe entstelltes Land (*paludibus foedam*)⁴⁹). In der Beschreibung der Feldzüge des Drusus und des Germanicus berührt er die Sümpfe, mit welchen die römischen Regionen zu kämpfen hatten, mehrmals, worauf wir im folgenden Abschnitt zurückkommen⁵⁰). Pomponius Mela erwähnt als die drei größten Sümpfe in Germania Suebia, Etia und Flesiaquam, ohne ihre Lage näher zu bestimmen⁵¹). Nichtsicht hat er nicht sowohl wirkliche Sümpfe als flache, sumpfige Seen darunter verstanden.

§. 40. Römische Befestigungslinien (*limites*), Städte, Anlagen, Waffenplätze, Heerstraßen in Germania. Die römischen Kaiser hatten seit Augustus in der That großartige Anstalten getroffen, um die Grenzen des römischen Reichs, namentlich die Rhein- und Donauprovinzen, gegen die Einfälle der immer mächtiger andrängenden deutschen Scharen zu sichern. Was unter Augustus begonnen war, wurde von den späteren Kaisern weiter ausgeführt. Vor allen anderen wandte Valentinianus I. die größte Sorgfalt auf Herstellung und Sicherung der römischen *Limites* am Rheine und an der Donau, nachdem ihm bereits mehrere Kaiser, namentlich Trajan, Alexander Severus und Probus hierin vorangegangen waren. In Betreff des Rheines haben wir die diesseitige und die jenseitige Befestigungslinie zu

unterscheiden. Die jenseitige bestand aus mehr als 50 Castellen, welche Drusus zum Schutze Galliens gegen die Lauffen von Helvetien bis zum Lande der Bataver hatte errichten lassen⁵²). Die diesseitigen Befestigungslinien führten vorzugsweise den Namen *Limites*, weil für die jenseitigen schon der Rhein selbst der natürliche Limes war. Wir versuchen hier nun eine chronologische Uebersicht zu geben.

Unter und durch Caesar war in dieser Beziehung noch Nichts unternommen worden. Ihm genügte der Rhein als natürlicher Grenze von Gallien und Germanien und er suchte die Germanen durch seine beiden Uebergänge über den Rhein von weiteren Einfällen in Gallien abzuföhren. Wol aber mochten vor oder zu seiner Zeit schon manche von Natur günstige Höhen und Felsen von gallischen und germanischen Hölkerschaften zu festen Plätzen und Castellen eingerichtet worden sein. Unter der Regierung des Augustus waren in den jenseitigen Rheingebieten zahlreiche Castelle und Waffenplätze, feste Lager, welche zu den hiberna dienten u. s. w., hergestellt worden, insbesondere durch Drusus und später durch Germanicus, wie bereits bemerkt worden ist. Die *Veterna castra*, auch einfach *Veterna* genannt, in der Nähe des heutigen Kantens, dienten als Centrum und Waffenplatz für die Unternehmungen am Niederrhein⁵³), sowie Moguntiacum als Hauptplatz für die Legionen am Oberrhein⁵⁴). Moguntiacum gegenüber

43) Libr. VII, 5, 311. *Conavb.*: „*Ὠνοίας δὲ καὶ ἐν Τριπλίτῃ, αὐτοῦς Κανονίῃ, ἡμετέροις δὲ καὶ τῇ Ὠναῖς αὐτῶν Ἀλφειῶν καλοῦσιν.*“ 44) Es wird noch jetzt einige Meilen südöstlich von Salzburg die Bergschlucht, durch welche 1809 die Franzosen vordrangen, Poß a Zug genannt, wie mir Bergbesitzer dortiger Gegend berichtet haben. 45) Libr. IV, 6, 207. *Cas.* 46) *Ibid.* IV, 6, 204. *Cas.* 47) *Ibid.* IV, 3, §. 4. VII, 1, §. 4. 48) *Ibid.* IV, 144. *Bergl. Uebers.* §. 169. 49) Germania c. 1. 50) *Bergl. Demmertz, Probus's Nachrichten* §. 23, 181. *Uebers.* c. 1. 51) Libr. III, c. 3, p. 250. *ed. Grev.*: „*Terra — magna et parte silvis ac paludibus laeta.*“ *Paludum Suecia, Etia et Flesiaquam maximae.*“ Die Donalschlössen haben jedoch derselben Lesarten dieser Namen. *Bergl. die Ausleger zu dieser Stelle.*

51) *Florus* IV, c. 12. *Bergl. Dr. R. Klein*, Ueber die alt-römischen Confluentes und ihre nächste Umgebung §. 1 fg. Ueber die zahlreichen alten römischen Befestigungen in den jenseitigen Rheingebieten, namentlich in den Bogen, dem Elß, von welchen viele Ueberreste noch durch ihren Namen römischen Ursprungs verrathen, wie der Kastelberg u. s. w., hat Jacob Schneider in seiner Schrift: „*Beiträge zur Geschichte der alten Befestigungen in den Bogen, mit Rücksicht auf das römische Festificationswesen im südöstlichen Deutschland und im nordwestlichen Frankreich*“ (Trier 1844), viel Beleuchtetes mitgetheilt. 52) *Tacit. Histor.* IV, 5 u. 22. V, 14. Es war in der Nähe einer kleinen Stadt entstanden, in modum municipii (V, 22). Die Vetera schlug Germanicus eine Brücke über den Rhein. *Tacitus, Annal.* I, 45. 53) *Bergl. über Vetera*, auch *Wett.* Simon, Die ältesten Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufers §. 2 u. 37 und 3. 54) *Spenarth*, Alt-römische Ueberreste der Stadt Kantens und ihrer Umgebung, herausgegeben von J. Moeren, c. 1 fg. (Greifelt 1837). 55) *Tacit. Hist.* IV, 15. *Bergl. Mitth.* 1812, *Röm. Niederlassungen* an beiden Ufern des Rheins §. 73 fg. *Frl. Kietzer*, *Röm. Denkmäler in der Gegend von Kantens und Wetzlar am Niederrhein* u. s. (Offen 1824). 56) *Den. Mittheil.* Die Feldzüge des Drusus §. 19 fg. *Frl. Rie. Klein*, Ueber die alt-römischen Confluentes und ihre nächste Umgebung am Rheine und an der Mosel §. 4 fg. Nach der Notiz, dignit. imperii (Not. Occid.) Tom. II, f. p. 116. 117. 958 und 81. 483. 846 seq. 992. *ed. Böcking* standen unter der Aufsicht des dux Moguntiacensis alle Rheinfestungen und Castelle nördlich von Strassburg bis Arnheim, sowie in der älteren Zeit die Ufer des Rheins auf der Westseite für besondere praefecti hatten. *Bergl. Tacit. Hist.* IV, c. 55. *Camperdus* (Alexander Sever. c. 58. Tom. I, p. 301) erwähnt limitanei duces und milites, und *Epiphani* (Prob. c. 14. Tom. II, p. 219) erwähnt die milites transrhodani, quos (Probus) in cretulis collocavit. *Julius Capitolinus* (Gordian. c. 28. T. II, p. 55. *ed. Bip.*) erwähnt civitates limitaneae. Hier ist überall von den diesseitigen Limites die Rede. In der Notitia werden elf Plätze im Elß an-

am diesseitigen Rheinufer war ebenfalls ein Castell (das heutige Kassel), sowie aller Wahrscheinlichkeit nach dem Vetera gegenüber ein solches aufgeführt worden war⁵⁴⁾. So hatten Novesium, Asciburgium und Gelduba ihre Castra oder hiberna⁵⁵⁾. Bonna (die hiberna prima legionis) war mit Gesonia durch eine Brücke verbunden worden⁵⁶⁾. Auch das Municipium Gelduba hatte seine Stativa⁵⁷⁾. In den diesseitigen Rheingebieten hatte Drusus bei dem Zusammenfluß der Elbo und Luppia einen Waffenplatz aufzuführen lassen und einen anderen im Gebiete der Chatten⁵⁸⁾. Derselbe Feldherr hatte auch ein Castell auf dem Taunus (auf dem Aßling) errichten lassen, von welchem noch vor wenigen Jahren Rudera entdeckt worden sind. Man hat bereits die von vier Thoren ausgehenden Hauptstraßen aufgefunden und die Grundmauern der an denselben stehenden Gebäude bloßgelegt⁵⁹⁾. Diese Taunusbefestigung war ein wichtiger strategischer Punkt geworden und diente auch dem Germanicus bei seinen Herrfahrten gegen die Germanen, ebenso späteren römischen Feldherren unter den folgenden Kaisern⁶⁰⁾. Späterhin bildete stets der länggestreckte Taunus einen Centralpunkt des römischen Limes in Germanien, welcher zunächst vom Rheine Confluentes gegenüber ausgehend über den Taunus hinlief und sich bis zum Main erstreckte. Dann wurde er weiter bis zum Neckar (Ni-

eer) fortgeführt und umfaßte wahrscheinlich die decumates agri, das Heinhald, dessen Bewohner Caracaus nicht für Deutsche, sondern für eingedrungene gallische Abenteuerer gehalten hat, und welches somit gleichsam eine römische Provinz geworden war⁶¹⁾. Wie Drusus, so hatte auch Germanicus sowohl diesseits als jenseits des Rheines feste Plätze neu angelegt oder die alten wieder hergestellt. Am jenseitigen Ufer hin zog sich nach und nach von den Batavergrenzen bis in die Nähe der Lahn- und Rhodung eine Reihe römischer Anlagen, theils zu Haltepunkten und Aufsuchtsorten bei Kriegsoperationen, theils zu Wachen- und Vorrathsplätzen oder zu Winterquartieren in festen Lagern bestimmt. Die ganze Uferstrecke mit ihren Befestigungen wurde ripa genannt. In dem Zustande des Civilis gegen Rom wurden durch dessen tumultuarische Zerstörung viele römische Befestigungen am Niederrhein jenseits zerstört. Nur die bequammsten und festesten wurden zu eigenen Zwecken benutzt⁶²⁾. Unter der Regierung des Vespasianus und seiner Söhne, dann des Trajan, Hadrian und der Antonine scheinen nicht nur die alten Castelle wieder hergestellt, sondern auch neue hinzugefügt worden zu sein. In dieser Zeit mochte Confluentes (Coblenz) und Ehrenbreitstein als fester Platz, vielleicht zunächst nur als Wachthurm oder specula hergestellt worden⁶³⁾. In den diesseitigen Rheingebieten soll nach den Antoninen der Kaiser Probus feste Plätze,

gegeben: „Vico Julio, Vangionis Bodobrica, Salactio, Nemetia, Mogontiaco, Confluentibus, Taberna, Alta Ripa, Bilingia, Antanaco.“ Vergl. dazu Böding.

54) Vergl. Schöland, Die Straßen der Römer und Franken u. S. 16 fg. 55) Vergl. Tacit. Histor. IV, 23. 33. V. 22. Annae II, 7. 56) Tacit. Histor. IV, c. 25. Ueber Altrier und seine Umgebungen vergl. die Publications de la société pour l. recherche et la conservation de monuments histor. dans le grand duché de Luxembourg. Année VIII, p. 129 seq. 133 seq. Verschiedene Castelle des linken Rheinufer erwähnt auch Rattib. Simon, Die ältesten Nachrichten von den Bewohnern des linken Rheinufer S. 1 fg. 57) Tacit. Histor. IV, c. 26. Rattib. Simon a. a. S. 38 fg. 58) Dion Cass. LIV, 33. Tacit. Annae II, 7. Auch der höchste breite Berggipfel des Odenwaldes hatte römische Befestigungen, worüber Z. F. Knapp, Römische Denkmale des Odenwaldes u. S. 14 fg. ausführlich gehandelt hat. 59) Im Correspondenz-Blatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine. Jahrg. II. (Zerbst 1853) S. 27 wird bemerkt: „Die Commission hatte einen der interessantesten Punkte der Taunusbefestigung untersuchen lassen. Es ist die Befestigung der Römer, welche einen Theil ihrer Befestigungen der Römer sowie, wie der germanischen Vertheidigungskastellen in einem engeren Rahmen einschließt. Es ist die Feste zwischen dem großen und kleinen Feldberg bis zur Saalburg, einem großen und wichtigen Römerkastell auf dem hohen Gebirgskette der mächtigen Taunuskette, welches, durch eine Römerstraße mit der Civitas Taunensis bei Haderheim unmittelbar verbunden, auch den Uebergang in das germanische Wohngebiet vermittelte und sicherte“ u. s. w. Auch in den folgenden Nummern dieses Correspondenz-Blatts (1854) werden die Limes und namentlich die Untersuchungen auf den Taunusböden mehrmals erwähnt. 60) Tacit. Annae I, 56 den Germanicus: „postquam castello super vestigia patrum praesidiis in monte Tauno expeditum exercitum in Chattos cepit.“ und XII, 28 non dem legat. F. Pompeius unter der Regierung des Claudius: „et praedam famaque onusti ad montem Taunum revertuntur, ubi Pompeius cum legionibus opperiebatur, ac Chattis, cupidine incensendi, caenum pugnas praebere.“

61) Germ. c. 29: „Non numeraverim inter Germaniae populos, quoniam trans Rhenum Danubiumque conederint, eos qui decumates agros exercent etc.“ Zerpff. Schütz, Ueber die Römerstraßen bemerkt S. 49: „Doch ist Bayern, so auch der Saarreis, — mit römischen Schutzorten aller Art gleichsam bedeckt.“ S. 50: „Es gehörten nämlich diese Chanten, Chuden und Elbe ihnen (den römischen Straßen) an, sie waren bestimmt, sie in gewissen Entfernungen zu schützen, Nachrichten von einem Wachposten zum andern zu bringen, die Verbindung mehrerer derselben nicht zu unterbrechen, von wo sie dann zu einem größeren Kastell oder Stützplätzen führten.“ S. 51: „Sene durch das ganz Land in Menge gestreuten kleineren Chanten, unter welchem Namen sie auch bei dem Volk überall bekannt sind, im verlängerten Viereck, von etwa 30—50 gemeinen Schritten, zierlich und sorgfältig gebaut, die Höhe des Walles zu ungefähr 3—4 Schritten, mit einem Flächenraume zum Campieren für eine oder doch nur wenige Compagnien von Reitern oder andern leicht bewaffneten Truppen, zum Schutz der Gräze, und auch in ihrer weiteren Entfernung von denselben zu vertheidigtem Dienste der umliegenden Gegende. Sie haben eine Mauerunterlage, bestehen aus mit ihrem Ritz verarbeiteten Sand und Kies, sind — in offener Ebene noch ganz erhalten und stehen wie Mauern unerschüttert.“ Im Folgenden (S. 52) erwähnt er die stationes agrariae, die praedia, die valla und vallata, welche er entdeckt zu haben meint. Ueber die Römerstraßen am Neckar vergl. v. Zaunemann, Colonia Salmiacense, Wehrburg am Neckar unter den Römern S. 32 fg. 62) Tacit. Histor. IV, 61. 63) Vergl. Rtt. Ric. Klein, Ueber die altrheinischen Confluentes u. (Coblenz 1825.) S. 6 fg.; welcher nachzuweisen sucht, daß die Römer ein wichtiges Kastell hier nicht gehabt haben, noch weniger ein oppidum. Ueber verschiedene römische Befestigungen, z. B. bei Enns (Biedersteinsburg mit Castell), vergl. Böh. Denkm. u. Denkmale germanischer und römischer Zeit. 2. Bd. S. 30 fg. Ueber die Ausgrabungen bei Victoria und Reuwich i. S. 30 fg. Dazu die Abbildungen. Es ist hier von bedeutenden Castellen die Rede.

hiberna, sogar Städte angelegt haben, jedenfalls innerhalb der limites, welche immer von Neuem besetzt wurden. Der Kaiser Aurelianus hatte bereits früher die vordringenden Germanen zurückgeworfen. Allein nach seinem Tode sollen sie die limites durchbrochen und innerhalb desselben feste, schöne und reiche Städte in Besitz genommen haben⁶⁴). Also waren schon vor Probus die Städte angelegt worden. Unter allen folgenden Kaisern war, nachdem schon Julianus einige Befest. hergestellt, wol keiner mehr auf Verstärkung, Sicherung und Befestigung der Rhein- und Donau-Limites bedacht als Valentinianus I., dessen eifrige Anordnungen in dieser Hinsicht von Ammianus Marcellinus mehrmals hervorgehoben werden. Ja er nennt ihn oppidorum et limitum conditor⁶⁵).

Zur Zeit des Valentinianus hatten also wol die römischen limites folgende Richtung: Von der Rheinmündung in den Rhein zog sich die diesseitige Reihe von Befestigungen in südöstlicher Richtung fort bis an die Königz und in die Gegend von Wiskofenburg. Von hier nach Elchau und bei Borsdorf über den Main: von da nach Pfulbach, Walthurn, Lieberkatt und bei Tarkhausen über die Jart; zwischen Oberrhein und Einbringen über den Kocher auf Zebringen; dann auf Mainhard, Wurhard, Lorch, auf Hohenhausen und Helfenstein. Von Lorch ging später eine Nebenreihe von Befestigungen über Urad, Echalm und Heringen zum Hohenstein und nach Salz, dagegen die Hauptreihe von Lorch auf Rutlang über Krellhof bei Gungunshausen über die Altmühl; dann auf Kuppenberg, Landt und endlich zwischen Eining und Reihheim über die Donau⁶⁶).

Ueber die ersten Anlagen dieser Art an der Donau hin haben wir keine Kunde. Da jedoch Augustus und Tiberius drei Jahre einen hartnäckigen Krieg gegen Pannonien, später gegen Skäthen und Vindeliten geführt und diese Länder in römische Provinzen verwandelt hatten, so ist wahrscheinlich, daß bereits unter Augustus an der Donau einige Castelle angelegt worden sind. Mehr geschah hier jedenfalls während der Regierung des Trajanus⁶⁷), und noch mehr unter Marcus Aurelius, welcher den marcomannischen Krieg durchgeführte hatte. Als nach dem Tode desselben Commodus nach Rom eilte, übertrug er die Bewachung der Ufer des Stroms seinen Feldherren, um das Andrängen der feindlichen Stämme aufzuhalten, von welchen mehr durch Geldspenden in Ruhe erhalten wurden⁶⁸). Auch hier geschah das Meiste erst durch Valentinianus I., welcher in den diesseitigen Donaungebieten feste Plätze anlegte und dadurch die anwohnenden Völker, z. B. die Quaden, zum Widerstande reizte. Schon unter Julian hatten die Sarmaten und Quaden die Donaulinie oft durchbrochen⁶⁹). Um so mehr war sein Nachfolger Valentinianus darauf bedacht, diese Donaulinie durch neue Castelle zu besetzen⁷⁰). So starke und fortlaufende Befestigungen

Volkes und Reiches Ursprung und Werden S. 311 fg. Bergl. Klein a. a. D. S. 34 fg. und Fr. Creuzer, Zur Geschichte altromischer Cultur am Oberrhein und Neckar S. 34 fg.

67) Ueber Trajan bemerkt Fr. Creuzer, Zur Geschichte altromischer Cultur S. 8: „Als der eigentliche Gründer jenes großartigen Systems, wodurch die römischen Befestigungslinien der deutsch-römischen Länder in Zusammenhang gebracht wurden, ist wol derselbe Kaiser zu bezeichnen, der auch dem römischen Reich eine Erweiterung gab, die er unter Augustus und seinen Nachfolgern nicht gehabt hatte, nämlich Trajan, dessen Castelle und andere Schanzwerke Galien hin und wieder noch herrschten.“

68) Bergl. Herodian, I, 6, 8. 69) Bergl. Ammian. Marcell. XVII, c. 13. In dieser späteren Zeit war die Sicherung der limites vorzüglich gegen die Sarmaten gerichtet. Allein auch schon früher war man auf die Befestigungslinien bedacht. Bergl. Spartian. Hadrian, c. 12, p. 113. Vopiscus, Tacit. c. 3, p. 599. ed. Lugd. Bat. 1671: „Nam limitum trans Rhenum Germani rupias dicuntur.“ Probus mochte den lines Romanus erweitern; Vopiscus, Probus, c. 14, p. 663: „Sed visum erat, id nos posse fieri, nisi si lines Romanus extenderetur et ferret Germania tota provincia.“ Bergl. Ammian. Marcell. XXIII, 3, XXVI, 5. XXIX, 6. XXX, 9. Derselbe bemerkt XXX, 7, p. 634, ed. Gronov.: „ideo autem etiam Valentinianus merito timebatur, quod auxit exercitus valido supplemento et atrobique Rhenum caelioribus castris munit et castellis, ac latere usquam hostis ad nostra se propinque possit.“ und XXXI, c. 4, p. 677, als die von den Hunnen bedrängten Gothenstämme um Aufnahme baten: „per id tempus nostri limitis reseratis obicibus atque ut Aetnaeae favillae armatorum agmine diffundente barbaria.“

70) Ammian. XXIX, 6, 629, ed. Gronov.: „Valentinianus enim studio muniendorum limitum glorioso quidem sed nimio ab ipso principatus initio flagrans trans fines Histriam lo ipsa Quadorum terris, quae Romano juri jam vindictis, sedicari praesidiaria castra mandavit etc.“ und XXX, c. 5, p. 631, ed. Gronov.: „peragrata Hispania circa castrisque praesidio contenti munia atque castra, Bregelocens pervenit.“ Das Donauufer bis Schreckung ripp, vor des Rheinufer. Dabei Dacia Ripensis im Gegenjatz zu Dacia mediterranea; v. Jordanes, Da regnum successioe p. 39. Ueber die Festungsanlagen an der Donau s. auch Fr. Creuzer, Zur Gesch. altromischer Cultur S. 40 fg. Ueber römische hiberna und Militärlagerungen s. d. d.

64) Plin. Vopiscus. Aurelianus c. 19—33. Vopiscus, Tacit. vit. c. 3. Vopiscus, Vita Probi c. 13. 14. Bergl. Ullrich, Germania S. 276 fg. 65) Ammian. Marcell. XXVIII, 2, p. 568, ed. Gronov.: „At Valentinianus magno animo concipiens et utilis Rheum omnem a Rotisurum exordio aduque fretalem oceanum magnis molibus communicat, castra extollens alius et castella, turresque assiduas per habiles locos et opportunos, qua Galliarum extenditur longitudo: nonnumquam etiam ultra flumen adfictis pontis subradens barbaros fines.“ XXX, 7, p. 634: „Ideo autem Valentinianus merito timebatur, quod auxit et exercitus valido supplemento et atrobique Rheum caelioribus castris munit atque castellis etc.“ Die Stellen, welche sich auf die Donau beziehen, werden weiter unten angegeben. Ueber Julianus XVI, 11, p. 149: „Conversus hinc Julianus ad reparandas Tres Tabernas, munimentum sui cognominatum, haud ita dudum oblationibus subversum hostili — et opus ae celerius consummarvit.“ — Klein (a. a. D. S. 23 fg.) hat die Festungen des Valentinianus in folgender Weise dargestellt: „Als längs der ganzen gallischen Seite vom Ursprunge des Rheins bis zu seinem Ausflusse legte Valentinian I. — befestigte Regionen und Cohortenlager und Schloffer auf erhabenen Standpunkte an, oder wenn man den Ort so deuten will, baute Warten und Mauern der schon bestehenden höher, sowie er sie zusammenhängende Verteidigungslinie insbesondere, einander außer (castris) Räume aufstellte, die nach da auch inselst des Stromes.“ Die dritte Times war also längs ausgegeben, die fünfte G. Stelle des Druckes aber im Verlaufe der Zeit verfallen, oder sie lagen zu tief“ u. s. w. Daß der dritte Times bereits aufgegeben gewesen ist, ist sehr unwahrscheinlich, da Valentinian I. in seinem Eifer nirgends etwas aufgegeben zu haben, vielmehr überall das Alte zu sichern strebte. 66) Bergl. H. Lea, Das deutsche

als die Rheingrenze bedurfte übrigens das Donauebiet nicht überall, da die hohen Gebirgsfetten, welche sich in seiner Nähe von West nach Osten hinziehen, an zahlreichen Stellen hindurchenden Schutz gewähren konnten, so daß man nur an günstigen gelegenen Stellen, an Bergstraßen, Pfahlschluchten, Pfältern und da wo die Gebirge unterbrochen sind, und namentlich bei Engpässen Castelle anzulegen brauchte⁷¹⁾, was, nachdem bereits unter Augustus ein bedeutender Anfang gemacht, unter Trajan, Hadrian und Probus sehr Vieles geschahen war⁷²⁾, gewiß unter Valentinian I. mit aller Sorgfalt ausgeführt worden ist. Man findet noch gegenwärtig im Norden der Donau an denselben Stellen, wo die Limesmauer noch existirt, größere und kleinere Thürme auf und vor der Mauer, ebenso Verschanzungen⁷³⁾. Der Limes von der Donau nach dem Rheine hin hat im Verlaufe der Zeit eine ganze Reihe von Bezeichnungen erhalten (Pfahl, Pfahl, Pfalrain, Pfalbrat, Pfalranke, Zerkelsmauer, Saufrasse u. s. w.), unter welchen der Name Zerkelsmauer am populärsten geworden ist⁷⁴⁾. Ulfert hat die

bereits Einige im Art. Pannonien 3. Sect. 10. Bd. 2. 402 b' gebracht. So war z. B. Vinobona (Wien) das Winterquartier für die legio decima gemina. Hier steht Mart. Aurel. f. Herodian, 1. 3. 6. 1. Aurel. Victor. De Caesar. 16, 12.

71) So hatte man auch im Rhein-Limes diesseits und jenseits die Ausgänge der Pflader durch Castelle und Thürme geschützt. Vergl. Klein a. a. D. S. 24. f. und Publications de la société p. l. recherche d. monuments hist. dans Luxembourg. Année VIII. p. 136. 72) Sest. Rufus c. 81; Limes inter Romanos ac Barbaros ab Augusto per Vindebaniam, per Noricum, Pannoniam ac Moesiam esse constitutus. Vergl. Jos. v. Hefner, Das römische Bayern in seinen Schicks. und Bildern 2. 3. f. 3. Aufl. Ueber die römischen Grenzstraßen in diesen Gegenden nebst ihren Resten vergl. Ad. Siegel, De visis milit. in vet. Germania p. 45 seq. 73) Vergl. Ulfert, Germania S. 283. Im Correspondenz-Blatt des Schlesmerkreises der deutschen Wissenschaft und Alterthumsvereine Jahrg. II. Nr. 3 (Febr. 1854) wird bemerkt: „Es muß nämlich die ganze Umschau der nördlichen und nordöstlichen Grenzen des römischen Reichs von dem Seimupf. (in Gumbinnen) bis an das schwarze Meer als ein nach einem und demselben Plane zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden. Denn irtümlich glaubt man, daß dieser Limes bei Pforzing (Regensburg) sich endigt. Derselbe ist Untersuchungen haben Spuren einer ähnlichen Verschönerung des Cornutum bis an den neufließenden See verfolgt, und es scheint nur in der Verwilderung dieses unglücklichen Plans zu liegen, daß die große Menge von Römer-Schanzen, Kastellen etc., die sich durch längere bis an die Wälder verfolgen lassen, damit zusammenhängen.“ Hier würde auch noch der sonst genannte Trajanswall zu erwähnen sein. Einer sehr merkwürdigen Abschnitt „Ueber den Limes Transdanubianus und Transrhenanus der Römer und das ihm benachbarte Stück Land“ findet man auch in G. S. Reichard's Kleinen geograph. Schriften (Wien 1836) VI. S. 116 f. 74) S. R. Knapp, Römische Denkmale des Oberrheins S. 102 f. hat Folgendes bemerkt: „Von Schloßau bis Oberrhein ziehen sie (die Kastelle) eine fast gerade Linie, unter durch eine hier und da noch deutlich bemerkbare Dersstraße wird sich verbunden gewesen, und liegen in so gleichen Zwischenräumen, daß man nicht glauben kann, sie seien nur bei momentanen Positionen der Arme entstanden. Sie sind vielmehr integrirende Theile der großen Limes Transdanubianus, der von Pforzing an der Donau durch das Elbschloß, den Rorngau und das Oberrheintal läuft und sich über Haufen und Mauern über Oberrheintal hin in den Oberrhein erstreckt, wo er die hier

Richtung in folgender Weise angegeben: „Die Mauer beginnt an der Donau zwischen Dienheim und Stausacker, sie zieht nördlich bei Laimesfladt und Hagenhüll, südlich bei Ullmannstein vorbei, berührt Neuhingenhäusen, durchschneidet zwischen Schamhaupten und Sandersdorf die Landstraße, weiterhin das Dorf Zant, läuft nördlich bei Denksdorf, südlich bei Gersfeld vorbei und geht nach dem Schloße Rippenberg. Dann zieht sie durch das Altmühlthal über den Fluß nach dem Pfadort der Berge. Sie läuft auf dem Berge die Schallenburg, eine halbe Stunde gegen Norden, liegen, die ein festes römisches Lager war. Dann erreicht sie Erkershofen, geht zwischen Kahlhof und Helligkreuz durch, jenes bleibt nördlich, dieses südlich liegen. In der Gegend von Kahlhof nähert sich bis auf eine Viertelstunde die Römerstraße, die von Regensburg nach Köfching geht; an der Straße sind einige Römerschanzen und westlich viele germanische Gräber von den Landeuten die Waddöfen genannt. Die Mauer geht dann bei Maitenbuch vorbei, das eine Viertelstunde gegen Norden liegen bleibt, weiter bis Fügenstall und bei Ellingen, das eine halbe Stunde entfernt ist. Von Rippenberg bis zu diesem Punkte sind 4 1/2 teutsche Meilen. Von Ellingen weiter zieht die Mauer über die Regar durch Dorfbronn, von wo an sie gewöhnlich Pfahl oder Pfalrain heißt, nach Gungenhausen, Hambach, Klein-Kollensfeld. „Bis in diese Gegend ist die Richtung der Mauer, von Regensburg an, immer gegen Nordwest; nun wendet sie sich gegen Südwest. Überall findet man auch hier, in verschiedenen Distanzen, auf der Mauer den Grund von Thürmen und neben denselben Gräben, in denen man Urnen, Knochen und Münzen traf. Die Mauer geht dann durch Hambach, weiter eine Viertelstunde nördlich von Ellingen, das am Haseberge liegt, nach Gellmühl, über die Sulz, die Wernitz, nach Wörschroth an die würtembergsche Grenze. Ueber Hambach läuft sie dann zu den Quellen der Sechta, nach Hallheim an die Quellen der Jart, läßt Ellingen eine Stunde gegen Norden liegen, geht über den Kocher, bei Aalen vorbei, das eine Stunde davon gegen Süden bleibt, nach Helligstufen, Gernmünd, das eine Viertelstunde südlicher ist, und Lerch. Bei Lerch wendet sich die Mauer nach Nordwest und heißt nun Pfahldobel, sie geht nach Weizheim, nach Rurhard, wo sie Schwirzgraben genannt wird, und nach Wainhardt. Unter dem Namen Pfahldobel geht dann die Grenzbe-

schreibung eine unmittelbar berührt, welche alsdann die Verbindung zwischen ihm und dem vom Rhein her über Wiesbaden und Altschloß nach Oberrhein ziehenden Wallum herstellt.“ Dann S. 103: „Im Rorngau verbindet die große fortlaufende Mauer die Kastelle und bildet auf diese Art eine beständige Linie im Oberrheintal oder findet man hiervon keine Spur. Der Limes scheint hier vielmehr grade so beschaffen gewesen zu sein, wie ihn Julius Suetonius beschrieben.“ Diese Stelle lautet: „Per ca tempora et alias frequenter in ploribus locis, in quibus Barbari non humilibus, sed limitibus dividuntur, stipitibus magna in modum muris acuta funditus iuncta autem connexa, Barbaros separavit.“ (Hadrian, c. 12). (Von Knapp's erwähnte Schrift ist jetzt eine neue Ausgabe, von G. S. Scriba mit zwei

festigung nach Döhringen. Weiter nördlich kann man sie verfolgen nach Zarthausen, Bursen, Buchen und Wallthurn, dann nach Burgstall und Treubenberg am Main, östlich von Milttenberg; sie läuft dann über die hohe Wälderscheide des Spessarts nach Wöhrbach, Wildenstein, Schiersbach, Reichenburg, Koberbrunn, Jacobsthal, Heinrichsthal, Biefen, nach einer Stelle östlich von Wirthheim an der Kinzig. — Nördlich von der Kinzig trifft man die Verschanzung bei Wäldersbach, sie zieht dann am Regelsberg hin nach Arnburg, Grünungen, südlich nach Polgöns, der bugbader Wart, Hausen, Riegenberg östlich von Ilffingen, bei der Kapersburg vorbei, zum Kloster Thron, zur Saalburg mit dem eisernen Schloße, dann in westlicher Richtung nach der Schloßerheide, über den langen Berg bei Oberhain, am Kolbenberge hin, am Abhange des großen Feldbergs, nach der Heidenkirche, Wäldersberg, am Lütgesfeldberge hin nach dem eisernen Schloße, dem Stauffenberg, dem Glaspfappe nach Dierens u. s. w. u. s. w. Dann zieht sie nördlich und nordwestlich nach Steig, Polzhäusen (wo das Castell am Hesselberge nach dem ganzen Umfrie und Wallgraben hat), Laufensfeld, Tiefenbach, Pohl, Marienfeld u. s. w. Auch weiter nördlich, bei Wesel und an der Lippe, findet man Spuren von römischen Lagern und Grenzwällen⁷⁵⁾.

Einzelne Castelle waren bisweilen Baumwerke von großem Umfange, wie die erwähnte Saalburg auf dem Zaunshöhen. So hat man auf dem Heidenberge bei Wiedebaden Fundamente eines römischen Castells entdeckt, welches 28 Thürme hatte und mit einem dreifachen Graben umgeben war⁷⁶⁾. Besonders liebten die Römer einen massiven Quaderbau⁷⁷⁾.

Auch innerhalb der Limites, welche römisches und germanisches Gebiet scheiden sollten, hat man noch ver-

schiedene Schutzwehren und Befestigungen gefunden. So hat man südlich vom Main eine Reihe Verschanzungen entdeckt, welche den Oberrhein durchziehen⁷⁸⁾. Die ganze Untersuchung über die römischen Limites oder Befestigungslinien ist gegenwärtig in ein neues Stadium eingetreten, da durch den Beschluß der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine im September 1852 zu Mainz eine Commission zur weiteren Untersuchung des Limites imperii Romani ernannt worden und dieser Gegenstand bereits von mehreren Seiten in Angriff genommen worden ist⁷⁹⁾. Wir müssen also die Ergebnisse dieser neuen Untersuchungen abwarten.

Im Verlaufe der Zeit waren häufig germanische Völkerschaften, welche gegen Rom eine friedliche Gesinnung bewahrt hatten, in Ländereien dieser Grenzlinien aufgenommen worden, theils um sie dadurch zu gewinnen und durch sie die Grenzlinien verteidigen zu lassen, theils auch, um aus ihrer jungen Mannschafft Hülfsstruppen zum Kriegsdienste zu gewinnen⁸⁰⁾. Alle

75) Vergl. Knapp, Römische Denkmale des Oberrheins (Heidelberg 1813.) S. 7 f. Vgl. diesen auch, Geschichte der Wetterau (im 1. Theil des Archivs für deutsche Geschichte und Alterthumskunde. 1813.). Hanelmann, Beweis, wie weit der Römische Wall in die Heidenländischen Lande vorgedrungen sind. 1. Th. S. 234. 76) Vergl. Correspondenz-Blatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine — herausgegeben von R. L. Körn. Jahrg. II. S. 26 f., wo bereits einige belehrende Mittheilungen über die Saalburg des Zaunus u. s. w. beigebracht worden sind (S. 27 f.). S. 28 wird bemerkt: „Nach den auf classische Autoritäten gestützten Vermuthungen suchte man hier das von Germanicus wiederhergestellte Castell des Drusus, das Arctonum des Ptolemaeus. — Der Pfahlgraben, der hier ganz nahe vorbei von Osten nach Westen auf dem steilen Gebirgsflange fortzieht, die mächtigen Steinwälle (das große Vertheidigungswerk der germanischen Völkerschaften) abschneidend, findet sich meist noch in vorzüglicher Erhaltung.“ — „Von diesem prächtigen Iher (der Saalburg) ist der Pfahlgraben 725 Fuß weit entfernt. Sein 6 Fuß über der Erdoberfläche hervorragender Aufsatz hat an seiner Unterlage auf dem natürlichen Boden 6 Fuß Breite.“ In Nr. 4 desselben Blattes (Jan. 1854.) wird berichtet, daß Hr. Archivar Dabel außer der ganzen Ringmauer (der Saalburg) von 704 Fuß Länge und 468 $\frac{1}{2}$ Fuß Breite, bei einer oberen Dicke von 5 Fuß Ringe, mit dem entsehrunden äußeren Doppelgraben die vier Hauptthore (porta praetoria, principalis dextra et sinistra und porta decumana) trotz ihrer großen Zerstörung genau nach ihrer vormaligen Form ermittelt hat, und daß noch mehr andere interessante Gebäudeconstructionen im Innern aufgedeckt worden sind. Hierbei wurde eine Anzahl gekennzeichneter Auenplanen mit dem Stempel der VIII. und XXI. Legion, Johann der II. Cohorte der Abvire und der III. Cohorte der Bindeleier noch verstreuten Kampfsenen u. s. w. gefunden.

80) Vgl. die deutschen Völkern und Krieger der Germanen und Germanen S. 214: „Da sich die Bevölkerung dieser römischen Grenzlande, mit Ausnahme der Südküste, allmählig in eine germanische verwandelte, indem die in die Grenzlande aufgenommenen germanischen Völkern und deren Gesetze, und viele tausend einzelne Germanen, ja auch ganze Völkerschaften in die Grenzbevölkerung übergingen, haben diese Grenzlande unter römischer Herrschaft auch fast überall eine römische Bevölkerung für die deutsche Geschichte, wie die kaiserscheule der Völkern und Völkern.“ So wurden die römischen Romanisationsbestrebungen nach und nach mit überwiegend germanischer Bevölkerung vermischt. Sie waren hier als tribut- und kriegerisch in kaiserliche Verhältnisse getreten und dienten mit zur Sicherung der Germanien. Vergl. Leo S. 217 f. S. 218 bemerkt, derselbe richtig: „Dieser Bevölkerungszuwachs, wel-

75) So Ulster, Germania (Geographie der Griechen u. Römer. 3. Abt. 1. Abth.) S. 279 f., welcher die einzelnen Drischoten noch viel weiter verfolgt und seine Angaben aus einer Reihe von Monographien zusammengestellt hat, namentlich aus Steiners Gesch. und Topographie des Rhaingebiets und Spessarts unter den Römern. (Darmstadt 1834.) Oerning, Die Rheingegenben von Mainz bis Köln. (Weidmann 1819.) Annalen des Vereins für Lotharische Alterthumskunde I, 2, 3—II, 1, 15, 11, 1, 3. Pfeiffer, Silbische Blätter. (Stuttgart 1818.) J. A. Hübner, Schediasma historico-imp. Adriani et Probi vallum et murum, vulgo die Pfalz, Pfalz, II. die Zeitverhältnisse des Roms (Norim. 1723.) und aus vielen anderen Schriften. Dr. Kandau in dem Correspondenz-Blatt des Gesamtvereins u. Jahrg. II. Nr. 9 (Mai 1854.) S. 79 hat in der Beschreibung des Pfahlgrabens eine Motivierung beigebracht: „Eine weitere Fortsetzung ist viel besprochen worden, man glaubte sie mit Sicherheit annehmen zu dürfen, und suchte sie auf den westlichen Abhängen des Bogelsberges und den Übergang über die Kinzig bei Wäldersbach. Ich bin nicht dieser Ansicht, ich bin vielmehr der Meinung, daß der Pfahlgraben an der Wetter grenzt habe. Die Gründe, — da wo wir den Pfahlgraben noch heute sehen, wird er schon frühe in den Urkunden genannt (nun folgen die Urkunden) u. s. w.“ Dagegen findet man den Pfahlgraben nach dem Bogelsberge hin erwähnt. Vergl. das Folgende. Einige gewicht aus Rends. Untersuchung des römischen Pfahlgrabens im Amt Zücher, u. Correspondenz-Blatt. 1854. Nr. 1. 76) Vergl. Ulster a. a. O. S. 283.

77) Vergl. Trj. Nicol Klein, Ueber die ältesten römischen Confectores S. 24. 78) Vergl. I. S. 2. 79) Vergl. Section. LXI.

diese Völkerstämme errichtet bald durch den vielfeitigen Verkehr mit den Römern eine höhere Cultur, als die von den Limites einkerkerten germanischen Stämme. Hierdurch haben wir noch einen Blick auf die Wasserbauwerke der Römer in Germania zu werfen. Drusus hatte im Norden Teutlands verschiedene Baumerke dieser Art ausgeführt. Die Fossa Drusiana verband den Rhein mit der Elbe und mit dem Havelsee. Jedemfalls war dieses Werk der erste große Canal Teutlands. Auch stand derselbe mit der nördlichen römischen Befestigungslinie in Verbindung⁸¹⁾, wie man vermuthen darf. Drusus hatte zugleich einen großen Damm (molem) im Rheine aufgeführt, durch welchen die größere Wassermasse des Rheines in jenen Canal gedrängt wurde, um so mit einer Flette in den Flens (Zupfersee) und auf diesem in das teutische Meer gelangen zu können⁸²⁾. Diesen Damm ließ später Civilis aus strategischen Gründen zerstören⁸³⁾. Dagegen hatte er einen andern Damm (molem) im Rheine auführen lassen, um das Wasser aus das Land zu leiten und dieses zu überschwemmen, wodurch Cerealis in seinen Kriegsexpeditionen gehemmt werden sollte⁸⁴⁾. Drusus hatte auch eine Brücke über den Rhein geschlagen und dadurch Bonna und Nervium verbunden, wie Florus berichtet⁸⁵⁾. Daß zur Zeit des Civilis Bonna mit Colonia durch eine Brücke verbunden war, ist bereits oben berichtet worden. Auch war durch

des in dem feindlichen wie freundlichen Bezirke der Germanen an den römischen Grenzen und in der Unterthanigkeit vieler hunderttausend germanischer Völker in den römischen Grenzprovinzen erblickt werden muß, ist in der deutschen Völkergeschichte lange nicht genügend hervorgehoben.

81) Im gedachten Cerealis-Blatt des Gesamtvereins v. J. 1851. S. 53 wird bemerkt: „Ebenso deutet der Tacitus Habel, daß (nach Angabe von Germania) der Rhein in Deutschland nördlich bis gegen Wyck zu Duerstede am Rheine sich erstrecken soll und ohnehin dann die Fossa Drusiana angehet, und wahrscheinlich auch flusswärts damit verbunden sei, was jedoch noch einer genaueren Veranschaulichung bedarf. Diese Annahme ist richtig, um zu zeigen, wie nothwendig die Roman-Wall in Britannien dazu gehört, um das ganze große Werk vollständig abzurunden, als vollendete Befestigung des großen Reichs, wo es den geographischen Punkt aufsucht war.“ Ueber die römischen Befestigungen in Britannia ist ein ausführlicher Brief erschienen: John Coll. Bruce, The Roman Wall etc. ed. H. (Lond. 1853.), in welchem zugleich die entdeckten römischen Thürme der diese Befestigungslinie zu Sprache kommen und neuer durch Abbildungen veranschaulicht werden. In der Beschr. S. XI wird bemerkt, daß der Damm von Northumbria eine technische Aufnahme des ganzen Reichs durch den schwebenden Dr. Kauffman vernehmen läßt und bald verestigten wird. Ueber diesen Wall hatte auch schon früher Herley in seinem Werke Britannia Romana gehandelt. Oben S. 63 ff. in dem 3. Bde. seiner Geschichte der Grafschaft Northumbria.

82) Tacit. Annal. II, 8: „fossam, cui Drusianae nomen, ingressam. Sueton. Claud. c. I. bezeichnet jenen Canal als fossam novi et immensi operis.“ Begl. A. Den. Wilhelm, Die Römische Geschichte des Julius S. 29. S. 146, Gesch. des teutischen Volks. I. Bd. S. 193 ff. 83) Tacit. Hist. V, c. 19. 84) Tacit. Hist. V, c. 14. 85) Florus, Epit. IV, 18. S. 26. 86) Tacit. Agricola (De vita milit. Rom. in vet. Germ. p. 20) läßt ihn drei Brücken schlagen und dadurch Bonna und Moguntiacum verbinden. Florus erwähnt nur Bonna und Nervium. Eine zu seiner Zeit geschlagene Brücke erwähnt auch Strabon IV, 1, 295 (wahrscheinlich von Germanicus hergeleitet).

die XIV. Legion, die Gemina Martia Victrix, eine Wasserleitung nach Moguntiacum geführt worden⁸⁷⁾, von welcher noch jetzt eine Reihe Steinmassen existirt.

Die römischen Militärstraßen müssen wir hier ebenfalls in Betracht ziehen. Nachdem Augustus den Plan, Teutland völlig zu bewältigen und wo möglich in eine römische Provinz zu verwandeln, entworfen hatte, mußten die römischen Feldherren die Bedingungen zu erforschen suchen, auf welchen ein Heer am sichersten vordringen konnte. Bis auf Drusus war in den diesseitigen Rheingebieten wenig oder Nichts geschehen, nachdem bereits V. Hispanus Agrippa jenseits des Rheines einige Straßen angelegt hatte⁸⁸⁾, sowie später unter den Antoninen zahlreiche Straßen eingerichtet worden waren⁸⁹⁾. Bei Vetera (vetera castra) ging Drusus sowie später Germanicus über den Rhein⁹⁰⁾, und es ist wahrscheinlich, daß von hier aus von dem römischen Kriegsherrn eine Heerstraße angebahnt worden ist, obwohl uns keine Beweise vorliegen. Nach der Rückkehr von seiner Expedition zur See ging Drusus nochmals bei Vetera über den Rhein und unterwarf zunächst die Usiter⁹¹⁾. Der Marck zu Lande muß also hier ohne alle Schwierigkeiten stattgefunden haben. Allein weiter im Lande gelangte man an sumpfartige Districte und diese hatte einst L. Donnius, der Begleiter des Tiberius, mit langen schmalen Pfahldämmen (pontes longi) versehen, auf welchen die Legionen die Sümpfe überschritten⁹²⁾. Als Cäsar, Feldherr des Germanicus, mit seinen Legionen über diese Pontes zurückziehen wollte, waren sie bereits verfallen und bedurften der Wiederherstellung, was schwer auszuführen war, da ihm das Heer des Arminius zuvergekommen, und die Legionen von allen Seiten bedrängt⁹³⁾. Daß Germanicus auf Herstellung von Straßen bedacht war, ersehen wir aus der Bemerkung des Tacitus, daß jener während seiner Heerfahrt gegen die Germanen dem L. Aponius die munitiones viarum et aluminum auftrug⁹⁴⁾. Die Herrichtung der Straßen sollte namentlich zur Sicherung des Rückzugs dienen.

86) Begl. P. Jof. Fuchs, Alte Gesch. von Mainz. I. Bd. S. 285. 87) Tacit. Agricola, De via militaria Romae auro in vet. Germania (Lips. 1738.) p. 21 seq. und Nicol. Bergher, Histoire d. grande chaine d. l'empire Romain lib. III, p. 515 seq.

88) Das Itinerarium Antonini Augusti ed. G. Pertz et A. Pinder p. 175 seq. gibt die einzelnen Ortlichkeiten an, an welchen sich diese Straßen hingen. Begl. Bergher I. c. p. 524 seq., dessen Angaben jedoch ziemlich dürftig sind. 89) Begl. Wilhelm, Die Geschichte des Drusus S. 26 ff. A. D. Dederich, Geschichte der Römer und Deutschen am Niederrhein S. 191 ff. und S. P. Spemann, Alterthümliche Weltkarte der Elbi Kant. S. 6 ff. 90) Tacit. Annal. S. 31 ff. 91) Tacit. Annal. I, c. 63: „Caecina, qui nunc mittent ducebat, molibus, quoniam notis itineribus regrederetur, Pontes longos, quos naturae superaret. Augustus in trames vastas inter paludes et quondam a L. Donatio aggeratus: cetera limosa, tanquam graui coeant ad civis incerta segant.“ 92) Tacit. Annal. I, c. 63: „Caecina dubitant, quoniam modo ruptis vultuatae pontes reponebat, minime propinquare hostem etc.“ Ueber die muthmaßliche Größe, in welcher diese Pontes aufgeführt waren, vergl. A. Steger De via militaria Romanorum. In vet. Germ. p. 24 seq. 93) Tacit. Annal. I, c. 55. Das vna munire

geschähe also gleichsam zu der Kriegsexpedition der Römer.

Edenwalde verband eine Römerstraße mehrere wohlangelegte Castrae, namentlich die Castrae, welche man zu Schlochau, Hasselbach, Witzberg u. s. w. trifft hat. Diese Römerstraße heißt noch gegenwärtig die hohe Straße¹⁾. Eine der wichtigsten Heerstraßen mochte von Moguntiacum oder dem gegenüberliegenden Castrae auslaufen, und diese war gewiß durch die Befestigungslinien mit ihren Castrae durch eine weite Strecke hin am meisten geschützt, bis endlich die Alamannen und später die Franken hier den Römern nicht mehr festen Fuß zu fassen gestatteten, vielmehr die meisten römischen Anlagen auf alle Zeiten zerstörten²⁾. Ueber weitere Untersuchungen und Entdeckungen von Spuren römischer Straßen in Germania müssen wir auf die bereits genannten Schriften verweisen. Vielleicht bringen die eingeleiteten neuen Untersuchungen der römischen Limites auch in Beziehung auf römische Militärstraßen neue Aufschlüsse³⁾.

§. 41. Den Schluss dieses geographischen Abschnittes mögen einige Worte über die Frage machen, ob die alten Teutischen Städte gehabt haben oder nicht. Cäsar redet von Städten der Sueven und der Ubiern, welche er als oppida bezeichnet⁴⁾. Es fragt sich nun, in welchem Sinne er diesen Ausdruck gebraucht habe und ob er überhaupt eine zuverlässige Kunde von Städten im alten Germania haben konnte. Jedenfalls hat Cäsar das Wort oppidum in der allgemeinsten Bedeutung für Wohnplatz überhaupt gebraucht, welcher eine beträchtliche Anzahl Menschen in sich vereinigt. Wir erkennen dies aus seiner Erklärung der oppida der den Britanni, welche wiederum ganz anderer Art waren, als diejenigen sein konnten, welche er den Sueven zuschreibt: oppidum autem Britanni vocant, quo silvas impeditas vallo atque fossa muniunt, quo incursivis hostium viandae causa convenire consuevit⁵⁾. Demnach

Ueberreste eines römischen Castrae.“ Die hier angelegten Befestigungen waren strategisch durchdacht und mit Berechnung aller nur möglichen Hölle ausgeführt. Vergl. Knapp S. 38 ff.

7) Sehr ausführlich hat hierüber S. Z. Knapp, Römische Denkmale des Edenwaldes S. 40 ff. gehandelt und dazu eine Entnahmestarte geliefert (Taf. I.). S. 45: „Eine und eine halbe Stunde von Hasselbach entfernt finden wir das Castrae bei Witzberg. Die Verbindung zwischen beiden wurde durch die jetzt sogenannte hohe Straße ebenfalls bewerkstelligt.“ S. 77 bemerkt er: „Die geschätzte Herrschaft, welche wahrscheinlich als Castrae verband, ist jenseits hier und Quibach an mehreren Orten, namentlich aber an dem Eingange zum dem Hainbach, sehr sichtbar, und es sehen dort uralte Spuren darauf.“ Hainbach, der Name des Castrae, im Munde der Landbewohner wahrscheinlich aus Haidenbach geworden; s. S. 49. Anmerk. Ueber die Verbindung der Grabdenkmäler mit den Castrae und Limites f. S. 137 ff. 8) Vergl. Dr. Creuzer, Zur Geschichte altromischer Cultur am Oberrhein und Neckar S. 41 ff. 9) Zahlreiche Inschriften sind von Weilenheim an den römischen Straßen in Germania entnommen. Vergl. Steiner, Codex Inscriptionum romanarum, Danubii et Rheini. P. III, t. 2. (Seligenstadt. 1834.) 10) Bell. Gall. IV. 10. „Bueros auxilio in omnes partes dimissos, ut de oppida demigrarent, liberos, uxores, omnesque omnia in silvas deponerent atque omnes qui arma ferre possent, unum in locum convenirent.“ Dann VI. 10. (von den Ubiern). „Ubius imperat (Caesar), ut pecora deducant usque omnia ex agris in oppida conferant etc.“ 11) Bell. Gall. V. c. 31. 3a

ist hier oppidum ein durch Graben und Erdwall befestigter Platz in dichtem Walde, wo man wie in einem verschanzten Castrae oder in besetzten castra zusammenzukommen pflegte. In anderer Weise muß sich Cäsar die oppida der Germanen vorgestellt haben, als größere Wohnplätze nämlich, welche entweder gar nicht besetzt oder höchstens mit Wall und Graben versehen waren. Denn es konnte ihm unmöglich unbekannt geblieben sein, daß die Germanen zu seiner Zeit Städte im römischen Sinne nicht hatten, und bei ihrer Lebensweise nicht haben konnten. Auch ziehen sie sich bei Annäherung des Feindes nicht in oppida zurück, sondern in ihre Wälder. Was Cäsar selber über die Lebensweise der Sueven, namentlich über die Art ihrer jährlichen Ueberverteilung zur Auskunft berichtet, läßt eine Annahme von Städten nicht aufkommen. Wol aber mögen viele ihrer wohlgelegenen Wohnplätze schon eine starke Bevölkerung gehabt haben, und man darf nicht glauben, daß dieselben nur weit zerstreute Gehöfte und Hütten gewesen seien. Da, wo die Principes wohnten, mögen sich schon beträchtliche Wohngebäude der Einzelnen dicht an einander gruppiert haben, sowie die Principes gewiß in umfassenden Baulichkeiten wohnten, schon deshalb, weil sie von Zeit zu Zeit die zu ihrem Gaur Gehörigen zu bewachen hatten, namentlich die duces, wenn sie mit ihrem Geleite in den Krieg zogen. Ebenso bedurften die principes, welche mit den centeni comites die Gerichtsvorwaltung übten, beträchtlicher Baulanlagen, da die Gerichtspflege während des Winters doch nicht im Freien stattfinden konnte⁶⁾. Arminius und Segestes haben gewiß nicht in armenigen Hütten gewohnt, sondern in stattlichen, umfangreichen Häusern. Marobd's Residenz wird sich dem römischen oppidum schon ziemlich genähert haben, und war gewiß mit einer Mauer umgeben. Tacitus nennt seine Residenz regia und erwähnt ein daneben liegendes Castrae. Beides uberrumpelte der junge Vespasianus Cataulba, während der von Arminius geschwächte, dann von den Semnonen und

selbst die Städte der Saller hat man nur für bestmögliche Zukunftsörter gehalten. Jac. Schneider, Beiträge zur Geschichte der alten Besigungen in den Vosgen u. (Zürich 1844.) S. 104 bemerkt: „Sicilicet scheint uns aus den Berichten Cäsar's überzugen hervorzugehen, daß ein großer Theil der von ihm unter der Benennung oppida aufgeführten Orte nicht mit befriedigten Wohnungen versehen und weiter nicht als durch Natur und Kunst wohlverwahrte und geräumige Plätze waren, um in demselben eine sichere Zufluchtsort für die Landbewohner und ihre Habe zu gewahren. Denn daß unter der Bezeichnung Oppidum bei Cäsar stets nur ein besetzter Ort (ist) sei nun Stadt oder bloß momentaner Zufluchtsort zu verstehen ist, wird kein Zeiter der Commentarien in Zweifel setzen und braust daher seiner weiteren Begründung.“ Die Saller hatten aber zur Zeit Cäsar's feste Städte, welche schwer oder gar nicht einnehmbar waren, wie aus Cäsar's Berichten (VIII. 40 seq. VIII. 2. VII. 26 seq. 35 seq. 38 seq.) hervorgeht. Bei den Teutonen wird namentlich der Angriff eines oppidum von Seiten der Römer unter Drusus, Tiberius, Germanicus, Cäsar u. s. w. erwähnt.

12) Vergl. Tacit. Germ. c. 12 und M. v. Bethmann-Hollweg, Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung S. 46. Tacit. Germ. c. 14. Bethmann-Hollweg a. a. O. S. 60.

Langobarden verlassene Warbod mit dem Kaiser Tiberius verglichen wegen römischer Hülfsstruppen unterhandelte¹¹⁾. Catusalpa hatte gewiß ganz unbesorgt und ohne den geringsten Argwohn Warbod's seinen Handstreich ausgeführt. Mit Gewalt würde es ihm nicht gelungen sein, da gewiß Warbod seinen Wohnsitz mit aller Vorsicht besetzt hatte.

Wenn nun auch noch Tacitus bemerkt: „es sei bekannt, daß von den trauenden Stämmen keine Städte bewohnt werden“¹²⁾, so ist dies jedenfalls nur auf diejenigen Völkerschaften zu beziehen, welche dießseits der römischen Limites wohnten. Jenseits, d. h. innerhalb der römischen Limites kann es an Städten nicht ganz gefehlt haben, ebenso wenig als in den Provinzen Germania prima und secunda jenseits des Rheines. Tacitus erwähnt selber die splendidissima Rhaetiae provinciae colonia, womit er Augusta Vindelicorum, Augsburg bezeichnet¹³⁾. Eine splendidissima colonia mit bedeutendem Handelsverkehr der Römer und Teutischen konnte nur eine Stadt sein. Augsburg lag aber innerhalb der Limites¹⁴⁾. Ebenso war Colonia Agrippinensis oder Agrippinensium, der Hauptstadt der über am jenseitigen Rheinufer, zur Zeit des Tacitus schon eine bedeutende Stadt. Die mit Civilis verbundenen Teuteri fordereten von den Ubiern, sie sollten die Wauern ihrer Stadt niederreißen, um nach alter germanischer Sitte mit ihnen wieder wie räte Teutsche zu verkehren. Allein die Ubiern lehnten dies ab, und meinten, es sei für sie vortheilhafter, die Wauern zu vergrößern als zu entfernen¹⁵⁾. So erwähnt Tacitus auch die oppida Balavorum, welche sich selbst für Teutsche hielten und sowohl von den Römern als von den Germanen für solche gehalten wurden¹⁶⁾. Wenn nun aber Ptolemäos eine lange Reihe von Städten im nördlichen, mittleren und südlichen *Germania* des alten Germanien aufzählt, so ist wol anzunehmen, daß zu seiner Zeit wol hier und da auch außer den römischen Limites einige der Form von Städten sich nähernde Wohnorte existirt haben, daß

aber die meisten seiner *póλεις* nicht Andere waren, als verschiedenartige, ihm bekannt gewordene Plätze, z. B. Castelle, Versammlungsorte, Hafenplätze, Marktplätze, Heime mit berühmten Heiligtümern, frühere römische Hiberna und Militärlagerstätten, außerdem größere Wohnplätze, wo Fürsten und Nobiles germanischer Stämme ihren Sitz hatten und welche dadurch natürlich ein pachtlicheres Aussehen erhalten mußten, als andere, aus zerstreuten Wohnhäusern bestehende Dörfer¹⁷⁾. Nach der Völkerwanderung, am Schluß des 5. u. im Verlaufe des 6. Jahrh. mußten nothwendig auch im Innern Deutschlands Anlagen zu wirklichen Städten, namentlich zu festen, mit hohen Wauern versehenen, Plätzen eintreten, mochten dieselben auch noch nicht Straßen mit dichten Häuserreihen, wie die gegenwärtigen Städte, haben. Die Thüringer hatten bereits feste Plätze, als sie den Kampf mit den mächtigen Franken und Sachsen aufnahmen. Teutsche Stämme sowie einzelne Teutsche waren nun schon seit Jahrhunderten nach Gallien, Italien, Hispania und Afrika gekommen und hatten die Einrichtung großer und kleiner Städte kennen gelernt. Auch dies mußte bewirken, daß endlich auch in Teutschlands Gauen wirkliche Städte hergekehrt wurden¹⁸⁾. Wahrscheinlich wurden die Markt- und Handelsplätze¹⁹⁾, sowie besetzten Orter an Flüssen und an Ämken²⁰⁾ zuerst in wirkliche Städte mit Wauern, Wall und Gräben verwandelt, jene, um dem inneren Feinde die Sicherheit zu gewähren, diese, um äußeren Feinden Troß zu bieten. Vielesicht nahmen auch diejenigen Plätze, an welchen die Gerichtspflege stattfand, bald die Gestalt der Städte an, da, wie bereits bemerkt, dazu große Gebäude erforderlich waren²¹⁾. Und diese Gebäude bebaueten auch später noch in den Städten ihre frühere Bestimmung²²⁾. So konnte wol auch der Bezirk eines Heiligtums nach und nach zum Weichbilde einer Stadt werden²³⁾. Indessen lassen sich vor Beginn des 9.

19) Ptolem. II. c. II. §. 27—30.

20) So hatten die

13) Tacitus, Annal. II. 62: „corruptis primoribus ad societatem, inrupit germani castellumque iuxta situm.“ 14) Germ. c. 16: „Nullas Germanorum populus urbes habitari, satia natum est etc.“ 15) Ibid. c. 41. 16) So kommen Ratisbona und Lauriacum aus der römischen Zeit her. Vergl. Gaupp, Ueber Deutsche Städte-Gründung S. 51. Zu Regensburg wurde mit 1842 eine uralte Mauer eines Gebäudes gezeigt, welche ohne allen Zweifel noch aus der römischen Zeit stammt. Es kann aus teutischem Boden wol kein Mauerwerk geben, welches ein noch höherer Alter verräth als dieses. Es wurde mir von einem altcrumburgischen ehrenwürdigen Herrn gezeigt, welcher dasselbe ebenfalls für römischen Ursprungs hielt. 17) Tacit. Historiae IV. c. 64. 65: „postulamus a vobis, muros coloniarum, monumenta servitū, detrahatis.“ Die Antwort: „Muros civitatis, congregantibus se cummaxime Romanorum exercitiis, augere vobis quam diutius tutus est.“ 18) Tacit. Histor. V. c. 19. Bei den Marern erwähnt Tacitus Annal. I. c. 50 nur vici (viciatunus) ad vicus Mariorum). Annal. I. 56 erwähnt er Mattium als Hauptstadt der Chatten (id genti capiti), welcher von Germanicus durch Feuer zerstört wurde. Also wol ein unvollständiger, aber nicht besetzter Wohnort, da von einer Einnahme desselben Nichts erwähnt wird.

18) So hatten die Langobarden in Italien nicht etwa die Städte zerstört, sondern sich in ihnen festgesetzt. Vergl. H. v. d. Hagenmann, Heliweg, Uebersicht der Lombardischen Städtegeschichte (Bonn 1846). S. 7 f. 19) Carl Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien. I. Bd. S. 474: „Italien war und blieb ein Land der Städte, es wurde durch die Langobarden kein neuer Gegenstand der Stadt und Land eingeführt und die Städte wurden die Grundzüge ihrer Bau- und Gemeindeführung.“ 20) Alles dieses mußte auf Teutschland zurückwirken. 21) Im 8. u. 9. Jahrh. hatte Teutschland bereits Gilden, Einigungen oder Brüderschaften (vergl. H. v. d. Hagenmann, Das Gildenwesen im Mittelalter S. 107). Solche Anstalten legen müssen, daß schon lange zuvor Städte existirt haben. Ueberhaupt mußten Gewerbe und Handel schon im 6. Jahrh. die Anlagen von Städten nöthig gemacht haben. Vergl. C. Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien. I. Bd. S. 473 f. Gaupp, Deutsche Städte-Gründung S. 51 f. 22) Vergl. Tacit. Histor. IV. 22: „Subvernae laqueae pacis opera, haud procul castris, in modum municipii extracta.“ Römisch bei Vetera castra. 23) Vielesicht stammen daher die Städtenamen Curia (Hof, Gerichtshof, Gerichtsstätte), wie nach gegenwärtiger meiste in lateinischer Sprache so genannt werden. Vergl. C. Hegel, Gesch. der Städteverfassung von Italien. I. Bd. S. 297—299. 24) Vergl. Hegel a. a. D. S. 299. 25) Vergl. C. Gaupp, Ueber Deutsche Städte-Gründung u. S. 17 f.

Jahrh. sichere Beweise nicht aufbringen, und die früher angenommenen Ansätze trübten bloß auf Vermuthungen, welche jedoch viel Wahrscheinlichkeit haben²⁴⁾). Denn wie sollte man sich nicht nach den Stürmen und Drangsalen der Völkerwanderung nach sicheren Schutz- und Schirmplätzen, wie sie in anderen Ländern existierten, auch in Teutschland gesüht und mit der Herstellung derselben den Anfang gemacht haben? Hamburg war im 9. Jahrh. bereits eine Civitas, eine urbs, und wahrscheinlich war die erste Anlage dazu bereits einige Jahrhunderte früher eingetreten²⁵⁾). So erscheint Magdeburg schon im J. 805 als Stadt mit bedeutender Elbschiffahrt²⁶⁾). Hätten wir Urkunden aus früheren Jahrhunderten, so würden wir wahrscheinlich die Erwähnung dieser Städte einige Jahrhunderte früher finden. Dithmar von Merseburg hat die Entstehung dieser Stadt sogar bis auf die Zeiten des Julius Cäsar zurückgeführt²⁷⁾). Auch gab es im 9. oder 10. Jahrh. bereits Städte, deren Entstehung vom Dunkel der Sage umhüllt war, ein Beweis, daß sie zahlreiche Generationen hinter sich hatten²⁸⁾).

Abschnitt II.

Erstliche.

§. 1. Urgeschichte. Woher waren nun wol die zahlreichen Bewohner dieses bisher betrachteten wald-, berg- und flussreichen Landes gekommen? Gibt es Beweise für eine uraltte Einwanderung oder nicht, oder wird die Annahme derselben durch Combinationen geboten oder nicht? Wenn mit seinen unterirdischen Ebenen und hohen Gebirgen war die uraltte Wiege der Völker, der Herd sich mächtig vermehrender Massen, und eben deshalb der Anfangspunkt der frühesten Wanderungen. Gründe zum Fortrücken und Auswandern haben sich überall gefunden, abgesehen von Ueberfüllung, von gegenseitiger Feindschaft einzelner Stämme, von dunkler Kunde und Ahnung schönerer Länder, vom Drange nach Thätern und Abenteuern. War die erste Bewegung eingetreten, so wurde der eine schwächerer Stamm von dem stärkeren vorwärts geschoben oder mit fortgerissen oder der eine Stamm lebte den anderen verwandt nach, um auf fremdem Boden desto stärker zu sein. Die einzelnen Ereignisse sind in tiefes Dunkel gehüllt, und jene

Begabheiten lassen sich nur in großen Umrissen abhellen oder aus der Sprachverwandtschaft folgern. Durch Einwanderungen aus Asien also erhielten Europa's nördliche und nördliche Länder bis zum Meeresufer hin ihre frühesten Bewohner. Waren nun jene großen Völkerbewegungen einmal im Gange, so konnte der einzelne ausgewanderte oder fortgerückte Stamm nicht immer zu sich niederlassen, wo es ihm beliebte, sondern er wurde gezwungen, weiter zu ziehen, er wurde von nachdrängenden fortgeschoben. Nur dadurch läßt sich erklären, wie schon Jahrhunderte v. Chr. auch die äussersten Nord- und Osttheile Teutschlands ihre zahlreiche Bevölkerung erhalten und wie von hier aus selbst Schweden und Norwegen seine Bewohner überkommen hat, obwohl nach diesen Ländern auch aus dem nördlichsten asiatischen Schonenlande Bevölkerung gelangen konnte, ohne das Meer zu berühren. Also Germania hatte seine ältesten Bewohner in Masse jener asiatischen Völkerbewegung zu danken, wofür der stärkste Beweis in der Verwandtschaft der Sprachen gegeben ist. Nun war aber Jahrhunderte zuvor den Germanen der große Keltenstamm vorangegangen, hatte sich in der westlichen Hälfte Europa's ausgebreitet und jedenfalls auch die später unter Germania begriffenen Länder mit in Besitz genommen²⁹⁾). Nachdem großen ankommenden germanischen Stämme zog er sich wol theils freiwillig, theils gezwungen immer westlicher zurück, sodas nun Gallia sein Centralpunkt wurde, während hier und da sporadische Theile, welche sich unterwarfen, in Germania zurückbleiben mochten. Wenn nun im 1000. Jahre v. Chr. im Osten Europa's der große Schonenstamm hauppte, die südöstlichen Landstriche und Inseln von den Pelagern besetzt waren, die Kelten den Westen Europa's beherrschten, so hatte sich diejenige große Völkerfamilie, welche später als die germanische bezeichnet wurde, im Herzen Europa's festgesetzt³⁰⁾). Daß dieselbe auf indischen oder arischen

31) Man könnte fragen, ob nicht auch schon vor den kleinen sporadischen Völkerguppen in Teutschland gehaust haben? Auf dies kann ausgemacht werden, da es leicht von Süden und Osten her, von Italien oder an der Donau heraus kleinerer Gruppen sich hierher wenden, bis ein Abri vor mächtigen Feinden suchen und hier sich ansiedeln konnten. Leo, Des deutschen Volkes und ihres Ursprung und Werden S. 138 ff. bemerkt: „Denn aus welchen Bezen und unter welchen Schicksalen innerlich die Germanen in den Nordosten Teutschlands eingedrungen sind, auf diesen Fall geschah es, ohne früher da gefessene Stämme zu drängen, von anderen nachdrückend gedrängt zu werden.“ u. s. w. S. 139. Ich hoffe in den Nordasiatischen Studien Bd. I, 1. S. 148 zu merken: „Man wird darauf geführt, daß, als der Stamm der Germanen in Europa einzog, er entweder von einem größeren ihm nachfolgenden nordwärts gedrängt ward, bis seine Kraft immer mehr erstarke, oder daß er, später kommend, den Weg nach d. Osten einschlagen mußte.“ Die letztere Annahme würde erklären wie Scythia als Urstamm Teutlicher Stämme gelten konnte. Vgl. S. 147.

32) Die Kunde der Römer zur Zeit des Tacitus lautet: daß der Name Germania, Germani kein uraltter sei, sondern daß er erst später entstanden (noch vor Cäsar's Zeit), und daß er von Wälfen jenseits des Rheins, als von Gallern, abgeleitet, von welchen die fleischigen Tungri ein germanischer Stamm, welcher über den Rhein gegangen und hier Gallen zu ihren Wohnplätzen vertrieben, Germani genannt, und daß endlich

24) Bergl. C. Th. Gaupp, Ueber Deutsche Völkergeschichte S. 31 ff. 25) Gaupp S. 34 ff. 26) Oberrath. S. 40. 27) Oberrath. S. 47. 28) Oberrath. S. 47 ff. Oberrath's noch die Bemerkung, daß die Bewohner der Nordküste auch frühzeitig Anstalten zur Sicherung gegen Ueberfälle der Seeräuber getroffen zu haben scheinen. Obgleich die Bewohner der Inseln. So bezieht sich in der großen Ansicht auf Küsten bei dem Kirchhofe Lütet an hoher, noch ziemlich gut erhaltenen Erdwall in runder Form, der größtentheils vom Meere umgeben ist und einen kleinen Theil des Landes bedeckt, wenn man Städte von Meeresspitzen entfernt hat. Die Lage dieser Anlage erregt die Vermuthung, daß dieselbe zur Sicherung gegen Ueberfälle der Seeräuber angelegt worden sei, indem man hier bequem landen kann. Wahrscheinlich waren die südlichen und nördlichen Seeräuber im 4. und 5. Jahrh. sehr zu fürchten. Doch läßt sich die Zeit der Entstehung solcher Anlagen nicht leicht bestimmen. Aus solchen Anlagen konnten nach und nach Gassen und endlich Städte entstehen.

oder indoeuropäischer Ursprung zurückzuführen ist, läßt sich aus der Vergleichung der Sprachen, aus dem Charakter

dieser vorgefundene Name von den deutschen Stämmen diesseits des Rheines nach und nach adoptirt worden sei (oder er wurde auch auf diese von Anderen übertragen). Zu Tacitus, German. c. 2, zu dessen Angabe gleich hinzuweisen ist, daß namentlich die Römer seit Cäsar mit diesem Namen als allgemeiner Bezeichnung die Gesamtheit der zahlreichen Völkerstämme diesseits des Rheines, sowie die Bewohner der Provinzen Germania prima und secunda (nämlich des Rheines brauchten, wovon aus der Name Teuto-ones (Teutoni, Teutones) zwar gewöhnlich nur als Stammname der erst mit den Römern und Römern verbundenen Teutonen aufsteigt, hienächst jedoch zur Bezeichnung der Germanen überhaupt gebraucht wird (vergl. K. Barth, Teutoburger Urs Geschichte. I. B. S. 300 f. 2. Aufl.). Verlangt man Namenform Teutonarii, Teutobudarii, wie Boii, Boiarii. Zeitlich mit schwäbischer Richtung, wie Manlii, Weiblen. H. m. Müller, Die Wörtern des Babelandes S. 148 bemerkt: „Teutoni ist also wohl niemals Name eines deutschen Stammes gewesen, immer die Benennung des gesammten Volkes.“ Gewiß eine unrichtige Ansicht. Bei der Angabe des Tacitus ist nun vor Allem hervorzuheben, daß die Tuguri als kriegerischer und härtester Stamm erobert in Gallien aufzutreten waren, und daß sie von überwindenden gallischen Völkern Germani genannt wurden, jedoch schon deshalb in diesem Namen der Begriff des kriegerischen, Tapferen, ausläufigen zu liegen scheint. Können wir nun die zahlreichen Völker nach von der keltischen Sprache Gebrauch, so müßte dieser Name als kriegerisch zu betrachten sein. Bereits viel länger Zeit haben K. Grimm (Gesch. der deutschen Sprache II. S. 787 f.) und K. Leo (Der deutsche Volks- und Reichs Ursprung und Werden S. 192) diesen Namen als keltischen betrachtet und von gairm (pl. Gairmann), gairm, caerenn, vociferari abgeleitet, wobei dadurch Schreiere, Lohende, Kampfbereite bezeichnet worden sein. Leo a. a. D.: „Es ist ein keltischer Name, den die Kelten ihren von Osten her drängenden feindlichen Nachbarn gaben, und zwar leitet sich der Name ab vom Stamme gair oder gairm, wie er gälisch lautet, v. h. schrien. Daher gairmann gälisch, garmann wälsch der Geymole nach: ein Schreier; aber in der Bedeutung, wie Homer Hesiodus gebraucht, der tapfere Kriegermann, der Held.“ Hieraus würde sich ergeben, daß die Germanen ihre Schlächten stets mit gemeinam Geistes, Schlachtrufen, tösenden Gesängen begonnen haben, also mit dem von den römischen Autoren so oft erwähnten barritus. Ueber die verschiedenen anderen Benennungen neuerer Sprachforscher und Historiker hier kein Wort. Vergl. Grimm a. a. D. I. S. 778. Barth a. a. D. I. S. 109. S. 385 f. 2. Aufl. — Nachdem aber die zwei wichtigsten Völkerstämme der Stammverbündungen, die der Alamannen und Franken, vom 3. bis 5. Jahrh. gegen das römische Reich angeklumpt hätten, trat der Name Germani bei den griechischen und römischen Autoren mehr und mehr zurück, und es werden häufiger die besondern Stämmen gebraucht, namentlich die der Gothen, der Alamannen und Franken. Bei den Byzantinern wird der Name Franken für Germani überhaupt häufig (Procop. I. c. 3. p. 319. ed. Dind., Basilides — *ἐκ Γερμανῶν*, — *οὗ τὸν ὀνόματι καλοῦνται, γερμανῶν*), bei den Galliern der Name der Alamannen, und beide haben sich bis auf den heutigen Tag behauptet, jener in der Türkei und Griechenland, dieser in Frankreich. Der Name Deutsche, Teutische, möge er nun von Teut oder Diet oder Diu, die u. s. w. ausgegangen sein, taucht erst im Verlaufe des 9. Jahrh. auf (vergl. Grimm, Deutsche Grammatik, I. S. 778. K. Barth I. S. 391 f. 2. Aufl.), kann jedoch viel früher gebraucht worden sein, da wir diese teutsche Urkunden nicht fehlen. In den langobardischen Gesetzen werden *servus Romanus* und *servus gentilis* einander entgegengesetzt, wo unter dem *servus gentilis* zunächst wohl der langobardische, dann der teutsche *servus gentilis* zu verstehen ist. Vergl. K. Leo. Der deutsche Volks- und Reichs Ursprung und Werden S. 192 f. In Urkunden des 9. Jahrh. (jenseit 813) kommen

des Volkses, aus der beiderseitigen ältesten religiösen Anschauungsweise entwickelt. Die Verwandtschaft mit dem arischen Stamme, den Persen, tritt am härtesten hervor“). Die Abtrennung von den arischen Stämmen und die Auswanderung nach dem Decident muß erfolgt sein, als die arischen Stämme nach dem Komabentens führten²¹⁾, etwa in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr., oder wie K. Leo vermuthet hat, um das 12. Jahrh. v. Chr.²²⁾. Eine zuverlässige Berechnung ist hier nicht möglich. Jene Abtrennung kann schon 1500 v. Chr. erfolgt sein, wenn auch die Einwanderung in Deutschland einige Jahrhunderte später erfolgte. Als Mitglieder dieser Völkerverwandtschaft sind neuerdings die Geine (Massagetae, Gothi), die Daci und Saci (Saixae) betrachtet worden, welche im Nordesten des Himalaya, zwischen dem kaspiischen Meere und dem Kaspischen und Helungai — im Osten und Norden des Irtysch oder Gihon (Obisyon) und im Norden des Aralsees herum hausten“). Hier müssen auch die Skythen in Betracht gezogen werden, und die Bemerkung des Plinius, daß der alte Name der Seythae theils in den Sarmaten, theils in den Germanen aufgegangen sei, hat ein bedeutendes Gewicht“). Von gleicher Wichtig-

lingua theotisca, theotisca, tiutisca, thudisca, theodisca, tiutisca vor (f. Bruch S. 64). Im 9. Jahrh. stehen sich auch die lingua Romana und lingua Theodisca einander entgegen. Theodisci (gentilis) heißen die Bewohner des Frankenreiches, welche teutsche Dialecte redeten. Vergl. Leo a. a. D. S. 193 f. Hier wird auch noch bemerkt: „Erf mußten die Germanen des Frankenreichs durch ein herretretisches Band (als Kirchenpewing) von andern Germanen trennt, als von den Romanen abgetrennt sein, ob sie einen eigenen Namen erhalten konnten.“ Allein so sehr war wol damals, als der Name „Teutisch“ in Gebrauch kam, die erst im Westen begriffene kirchliche Nacht noch nicht, um auch in dieser Beziehung mitwirkend zu sein.

33) Auch sind die Gegenden am kaspischen Meere, d. h. die Gegenden am Kaukasus, als die Wiege der germanischen Stämme bezeichnet worden. Vergl. die von G. Heyder ausgegangene Meinung in K. A. Böttiger's liter. Zuständen und Zeitgenossen. I. B. S. 109. 34) Vergl. K. Leo, Der deutsche Volks- und Reichs Ursprung und Werden S. 7—12. S. 83 bemerkt derselbe: „Richtige Motive des Lebens in Sprache, Religion, Poesie und Staat haben wir nun als identisch bei Arien und Germanen kennen lernen — u. s. w.“ Vergl. Kuhn, Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker. (Berlin 1845. 4.) 35) Leo ebenda. S. 43 f. — „Kennen wir nicht bis zum 12. Jahrh. vor Chr., alle bis zur Zeit der Römer in Bezug, aber gar noch mehr zurück in das Mittelalter mit den Vermuthungen über die Zeit der Abwanderung der Völkerstämme von den in Indien der allmählichen Brahmanisirung weiter entzogenen Arien.“ 36) Vergl. Leo S. 87 f. S. 89 bemerkt er: „Bismehr ist und durch diese Namen ohne Zweifel der Weg gezeigt, durch den wir überhaupt die Verwandtschaft der Arien in Indien und der deutschen Völker uns zu erklären vermögen. Der Weg weist im Norden des kaspischen Meeres über die Wolga und dann über den Don geführt und der Ubergang zum Ackerbau in Europa so klarbart haben, daß die eindringenden Völker, als sie nach Gegenden vordrangen, wo Ackerbau anzuheben war, die zu Ackerbau gemachten früheren Einwohner des occupierten Landes für sich den Ackerbau bauen ließen.“ Vergl. S. 103. 104. 27) H. N. IV. 25. *ἑσθάρου* nomen uero uocabatur, tenuit in Sarmatis aliqui Germanos. Nec alia praevalit illa duravit appellatio quamque extremi gentium horum ignoti prope exterris mortalibus degunt.“ Unter diesen extremi scheint er die da-

keit ist die wol noch niemals benutzte Bemerkung des Strabon über die Ketostorben³⁹⁾. Die Daci und Sael gehörten wol einst zum großen Skythenvolke, und dieses war vielleicht in uralter Zeit ebenfalls mit den arischen Stämmen verwandt⁴⁰⁾. Es kann wol gegenwärtig keinem Gelehrten noch einfallen, uralte Einwanderungen zu bestreiten, da Autechthonen in Teutschland nicht gesucht werden können. Wollte man mit Tacitus es unwahrscheinlich finden, daß Völkersämme aus wärmeren Regionen in kältere eingewandert seien, so müßte man erwägen, daß wir nicht wissen können, wie dringend die Nothwendigkeit der Auswanderung gewesen sei, und daß, wenn sie einmal begonnen war, eine Uekehr unmöglich wurde. Auch haben die Völker von ältester Zeit her einen Trieb gehabt, von Osten nach Westen vorwärts zu rücken⁴¹⁾. Außerdem hat ja Teuschland auch seine milden Jahreszeiten, ja einen erst wol eben so warmen Sommer als Asien. Die Wälder konnten im Sommer angenehme Kühlung, frostige Winter, welches Mooslager, im Winter Feuerungsmaterial im Ueberflusse und Wildpret im Menge liefern. Auch sind die Winter nicht immer streng und bei einiger Abkühlung leicht zu tragen. Hatte nun die erste Einwanderung etwa 1.000—1.200 v. Chr. stattgefunden, so hörte das Nachziehen gewiß nicht früher auf, bis eine hinreichende Bevölkerung angelangt war, welche sich dann von selbst vermehrte, dem Klima gemäß ihre Einrichtung traf und eine entsprechende Lebensweise einschlug⁴²⁾. Nach der ersten Ankunft mochte man dem Laufe der Flüsse folgen, an den Ufern der Donau, der Weichsel, der Oder, der Elbe hin, welche theils in die Mitte Teuschlands, theils aus der Mitte nach der Nordküste führten. Von hier aus lernte man die großen und kleinen Inseln der Nord- und Ostsee, Dänemark, Norwegen, Schweden (Scaenzia) kennen, und auch diese wurden von hier aus nach und nach bevölkert, im Falle sie nicht von den

nördlichen Regionen des großen Skythenlandes her Einwohner erhalten hatten⁴³⁾. Werden doch auch diese nördlichsten Länder der Erde von einem warmen, wenn auch nur kurzen Sommer erquidt und bieten ihren Bewohnern mannichfache Annehmlichkeiten.

§. 2. Auch spätere Historiker, welche die Geschichte der teutschen Stämme entwickeln oder berühren, deuten auf Einwanderungen von Osten, vom Oriente her. Allein da ihnen ein sicherer Begreifer, die vergleichende Sprachkunde fehlte, so gerieten sie in das Gebiet abenteuerlicher Sagen, z. B. auf die fabelhafte Wahr von der Ankunft entwichener Troer unter Priamus und Antenor⁴⁴⁾, von welchen selbst fränkische Fürsten abgeleitet wurden. Wir können hierin nur einen Versuch der noch in der Kindheit begriffenen Historiographie erkennen, und bekannnte Ereignisse an bekannte anzuknüpfen. Auch die bereits im Homerischen Epos genannten Kimmerier spielen auf diesem Boden ihre Rolle⁴⁵⁾, und wenn Ähnlichkeit der Namen entschrieben darf, so wird man die Kimbern als ihre Nachkommen betrachten können. Die Kimmerier waren ja ebenfalls aus Osten nordwärts gezogen. Ob wir unter den bereits oben erwähnten Hyperboreern des Herodotos die Germanen mit zu suchen haben, läßt sich schwerlich entscheiden und Herodot würde uns diese Frage wol selber nicht beantworten können. Er scheint unter diesem Ausdruche die nördlichsten Länder Europa's überhaupt umfaßt zu haben. Die Hyperboreer haupen nach der Vorstellung der Griechen jenseits der rhiphischen Gebirge, worüber bereits im Anfang des 1. Abschnitts gehandelt worden ist. Zur Zeit des Herodotos hatte Teuschland jedenfalls schon seine zahlreichen Bewohner, welche theils Viehzucht und Jagd, theils Ackerbau trieben. Von den Griechen zur Zeit des Herodot werden die Germanen theils mit unter den Skythen, theils mit unter den Ketten begriffen, wie schon oben bemerkt wor-

mals noch ziemlich unbekannten Bewohner des heutigen nördlichen Russlands verstanden zu haben, bis zu deren Gebiet die geographische Kenntniß der Römer noch nicht gelangt war. — Herodot (IV, 67) beschreibt Sitten und Bräuche der Skythen, welche mit denen der alten Teutschen genau übereinstimmen, z. B. die Stübchen ihrer *pauteia*. Vergl. Tacit. Germ. c. 10 und Ammian. Marcellin. XXXI. c. 4.

39) Strab. XI, 6, 507. Cas.: „*Αναγὰς μὲν ὁ τοῦ ἀποδοξίου νόμος οὐ παλαιὸν τῶν ἑλλήνων οὐκ ἀποδοξίαν ἀνέλαβεν*“, also kettsche Skythen oder skythische Ketten. In ihrem Charakter hatten die Ketteniesel als die alten Germanen so manche Ähnlichkeit mit den Germanen. 39) Vergl. Strab. XI, 6, 507. Cas. 40) Jac. Grimm (Weich. der deutschen Sprache I, 2, 163) nennt diesen Grundtrieb jener Völker. Nachweislich ist, daß, wenn später die kultivirten Völker des Westens überjagte nach dem Orient unternahmen, diese keine dauernden Erfolge hatten. Die brachten höchstens abendländische Kultur dahin, wie die Perserh Alexander's, die Eroberungen der Römer, die Kreuzzüge. Wenn die römischen Eroberungen auch eine Dauer von Jahrhunderten hatten, so gingen sie doch endlich wieder auf die asialischen Völker über. 41) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache I, 2, 163: „Nur, was von Völkern in Europa unserer Geschichte nennt und kennt, mag ihnen jenseits juraufsteigen und tausend Jahren vor unserer jetzigen Zeitrechnung daselbst heimlich gewohnt sein.“

42) Bei den späteren Autoren, wie bei Jordanes und Paulus Diaconus, scheint der Name Scaenzia nicht allein Schweden und Norwegen, sondern auch den nördlichsten theilhaftigen Landstrich mit inbegriffen zu haben, namentlich den Küstenstrich von der Obermündung bis zur Weichselmündung, vielleicht sogar Ghr., Kur- und Finnland mit inbegriffen. Denn wie sollten alle jene Völkersämme, welche für teutsche gehalten werden, die Germanen, die Langobarden, die Gepiden, die Gessler, Rugier, die Sthen u. s. w. aus Schweden und Norwegen an die Weichsel und in das nördliche Teuschland und von da nach den Donaugegenden gekommen sein? Es ist nicht denkbar, daß Schweden und Norwegen im 1. und 2. Jahrtaus. nach Chr. bereits solche Massen von Bewohnern gehabt haben, daß ganze Stämme von hier aus wandern können. Dagegen konnten die nördlichen Küstenländer Teuschlands bis nach Finnland hinauf schon eine dichte Bevölkerung haben, von welcher sich spätere Scharen ablösen konnten. — Uebrigens ist auch zu beachten, daß Scaenzia als Ursitz teutscher Völker nicht sowohl auf historischen Documenten, als auf einem allgemeinen Glauben jener von Norden her wandernden Völker beruht, dem allerdings eine hohe Bedeutung beizulegen ist. Vergl. K. Müllenhoff in den Nordatlantischen Studien. Bd. I, 1. S. 147 ff.

43) *Ex Amato*, *Gesta Francor.* apud Preher. p. 355. *Predegar*, *Gesta Francorum* epistolam c. 2, p. 93 apud Preher. Vergl. K. Müll., *Reich. Gesch.* der Franken S. 4. (Fortsetzung Seite 3) und K. Müll., *Ursitz Teuschlands* I, 2, 217 ff. 403 ff. 2. Ausg. 44) Vergl. K. Müll. a. a. O. S. 407.

den ist“). So wird auch noch im 4. Jahrh. n. Chr. von griechischen Autoren, wie Julianos und Libanios, der Name Kelten von Iassischen Stämmen, wie von den Franken, gebraucht“). So Jonarass bezeichnet die Teutonen noch als überrhineische Kelten“), und Eudabos nennt die Teutonen am Rheine ebenfalls Kelten“). Trotz diesen Berichten würde Aus, was bisher über die Kelten vermutet und behauptet worden ist, eine sichere Grundlage entbehren, wenn es nicht durch die Ermittlung der keltischen Sprachelemente gestützt werden könnte“). Die Geschichte beginnt erst, wo die keltischen Restfäden, in welchen Spuren des großen Keltenvolkes hervortreten, sich in sichtbare Stämme auflösen. Daß in der westlichen Hälfte Europa's einst ein großer Völkercorpus gehauert hat, welcher von den griechischen Historikern und Geographen einstimmig mit dem Namen Kelten bezeichnet wurde und sein Gebiet als *Keltion*, ist unbestreitbar Thatsache“). Später griechische Historiker und Geographen gaben die vielumfassende *Keltion* des Herodot schon in engere Kreise zusammen“).

45) Hier möge noch eine originelle Ansicht von H. Leo (Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden S. 100) eine Stelle finden, welche Ansicht nützlich gegen G. Zuben gerichtet zu sein scheint: „Es ist ein vollständiger Irrthum, die Germanen bei ihrem Auftreten in Europa als ein frisches Volk zu fassen. Sie hatten nur die Frische, wie sie sich mit jedem wilden Kriege und Kautelen verbindet — wie sie einer Religion, deren Grundgedanke der Sieg des menschlichen Willens über Schmerz und Tod ist, immer wieder geboren werden muß — aber sonst waren die Germanen in ihren religiösen Gedanken eher verlebte Völker, unmöglich hätten sie sonst so rasch und leicht dem Christenthume untergeordnet werden können — in dem Christenthume aber, dem sie ihre große, Zerknirschung lang erregene Willenskraft zuwenden, erlitten sie ein verhängnisvolles Bad des Geistes u. s. w.“ Jedemfalls waren sie in Deutschland ein ganz anderes Volk geworden, als sie in Aften gewesen waren, und ganz konnten sie nicht als verlebtes Volk existiren, wenn auch das Grundthema ihrer Religion sehr alt war: auch dieses wurde umgestaltet und verjüngt nach der Reife nordischer Einwirkungskraft. Dem Christenthume aber haben nicht nur die Sachsen bis auf Karl den Großen hartnäckigen Widerstand entgegengebracht, sondern auch bei anderen Stämmen hatte die neue Christenlehre mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, bevor die alte Götterlehre völlig verdrängt werden konnte. Wir müssen dem Gemüde, welches Tacitus gegeben, um so mehr treu bleiben, da mit ihm alle übrigen Autoren jener Zeit übereinstimmen. Im teutschen Volke wohnte noch Ungelegen im fröhlichen Geiste, welcher die seine äußerste Welt schuf, ohne sein Inneres zu verlernen. Im Volke, auf dem Gebirge, im Thale und auf der Ebene das zur Christen Nothwendigkeit leicht gewonnen oder erzwungen und mit dem Gegebenen zufrieden, behauptet er seinen inneren Gehalt in Eignung und Ehre, im Kriege und Frieden, und selbst im Dienste der Römer hat die teutsche Lehnswaffe den Vorzug als die treueste und zuverlässigste und an Tapferkeit keines anderen nachstehend. „Erst in Oberitalien hat der frische, fröhliche Geist der Eingebornen doch vorzugsweise dahin gewinkt, den politischen Unrathacker des Landes von Neuen zu beleben und zu blühender Entwicklung zu bringen.“ bemerkt H. Leo a. a. O. 46) Vergl. A. Barth, Teutonslands Ursprünge. I. Bd. S. 248. 2. Aufl. 47) Tom. II. p. 207. ed. Buns. 48) v. Kiehl, Tom. II. p. 265. ed. Bernhardt. 49) Vergl. J. C. Zeuss, Grammatica Celtica Vol. I. praefat. p. 111 seq. 50) Vergl. Herodot. IV. 47—50; I. oben Abschn. I. §. 1. 51) Vergl. Dionys. Perieg. v. 292, wo die Beschreibung des Olympos als *Keltion* wieder bezeichnet werden.

H. Gaeft. I. Bd. u. 2. Aufl. Section. LXI.

und bei den römischen Autoren bilden die Kelten nur noch sporadische Massen, welche zwar als keltischen Ursprungs bezeichnet, außerdem aber gewöhnlich mit jüngeren und spezielleren Namen in die Geschichte eingetreten sind“). Die Hauptmasse des keltischen Stammes hatte seine Wohnsitze in den Ländern von den Pyrenäen bis zum Rheine und bis zu den Alpen und von dem Süden Galliens bis zur Northe. Von griechischen und römischen Autoren waren auch germanische Stämme vielfach als Kelten bezeichnet worden, wie schon bemerkt; allein nur und hat dies nicht ein großes Gewicht, da jene Autoren auf ethnographische Studien sich nicht eingelassen hatten. Die Germanen selber haben sich niemals als Kelten bezeichnet. Wenigstens findet sich bei griechischen und römischen Autoren davon keine Spur. Nichtsdestoweniger läßt sich eine durch ursprüngliche gemeinschaftliche Abstammung begünstigte und dann durch vielfältige Verührungen und Annäherungen begünstigte Verwandtschaft annehmen. Jedemfalls ist das, was jüngst H. Leo hierüber mitgetheilt hat, eine bemerkbare Ansicht: „Die Kelten sind, da die Sprachen dieser keltischen Völker auch zu der indogermanischen Sprachfamilie gehören, offenbar eine frühere Völkergemeinschaft, die von Aften aus Europa überfluthet hatte, der nun die Germanen nachdrängen, die sie vor sich herdrängen, die sie feilsartig durchbrechen. Die Kelten als schon längst gefesselte Stämme hatten nach der sinnlichen Seite eine größere Bildung als die Germanen. Ihre Waffen setzten ausgebildete Metallarbeiten voraus. Sie hatten Handel, Landstraßen, Städte. Eine ganze Menge Drifchiffen, welche Ptolemäos unter den Germanen im nördlichen Teutonsland aufzählt, haben keltische Namen u.“⁵²⁾ Ausführlicher wird hierüber im Art. Kelten gehandelt.

§. 3. Später noch als der keltische und der germanische Völkercorpus waren die slavischen Stämme

Wichtig ist die Angabe des Livius (V. 34), welcher die einst mächtigen Celtae schon zur Zeit des Marcus Antonius Pius nur noch als dritten Theil der Bewohner Galliens bezeichnet. So bezeichnet auch Plinius (H. N. IV. 31) den dritten Theil Galliens als keltisch. Ueber die keltischen Senonen (Gall Senones), später Ceni, Cenali, *Kenaw* genannt, vergl. v. Jaumann, Colonia Summoleone p. 82.

52) Belege bieten Livius I. c. und Plinius, H. N. III. 3. 4. IV. 31. 34. 35. Ueber die Kelten in Aften vergl. E. Stein, Zur Keltischen Ethnologie S. 4 ff. Ueber die Kelten in den Iberischen Staaten vergl. Wiener Sitzungsberichte, hist.-phil. Classe, II. Bd. 1874 S. 739—743. 833 Leo, Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung u. S. 194 ff. S. 199 wird bemerkt: „Von den Völkereinzugungen nur aber, welche die Kelten aus dem nördlichen Deutschland verdrängen, ist als geringe Reste, die als Kriegerelagere Knechte oder als zinspflichtige Gewerbeleute blieben und nehmlich in ihrer Beeinzelung auch bald germanisiert wurden — von diesen Völkereinzugungen ist und fast Nichts bekannt.“ E. Siegfert, Grundlagen zur älteren Geschichte des Bayerischen Hauptvolkstammes (München 1854.) S. VII (Vormort) bemerkt: „daß diese Keltenstämme durch die Germanen fortwährend ganz ausgedünnt wurden und ein ausschließlich germanisches Volksthum an ihre Stelle traten, sondern daß eine Vermischung beider Nationen erfolgt und damit eine neue Keltisierung und Sprache, d. i. die teutsche, hervorgegangen sei.“ Er stellt diesen Satz als eine seiner vier Thesen auf, um die es sich besonders handle.

aus Asien eingewandert, jedenfalls mit den Skythen verwandt, hatten den östlichen und nordöstlichen Theil Europa's besetzt, waren selbst über die Weichsel nach Teutschland vorgedrungen und hatten die östlichen germanischen Stämme weiter westlich fortgeschoben. Sowie sich aber in einzelnen Landstrichen unter den Germanen Reste keltischer Bevölkerung erhalten hatten, so blieben unter den vorrückenden Slaven Reste germanischer Stämme sitzen, welche ihre bereits erlangte höhere Cultur dann unter den benachbarten Slaven verbreiteten und diese theilweise germanisirten⁵⁴⁾. So hatte Teutschland östlich slawische Stämme (Wenden, Sorben, Obodriten, Finnen), westlich keltische, südlich pelagische oder etruskisch-illyrische und rhätische als Nachbarn, während im Norden das Meer die Grenze bildete, durch welche die slawische Bevölkerung in Schweden und Norwegen vom Mutterlande getrennt und ihrer eigenen Bildung überlassen wurde, falls sie überhaupt aus Teutschland und nicht aus dem nördlichen Asien, etwa aus dem asiatischen Skythien gekommen war⁵⁵⁾. Um welche Zeit nun auch die bezeichneten Einwanderungen in Teutschland stattgefunden haben mögen, so geht man doch nicht zu weit, wenn man behauptet, daß dasselbe schon 1000 Jahre v. Chr. zahlreiche Bewohner gehabt haben müsse. Dies läßt sich allein schon aus den großen Völkermassen folgern, welche ein Jahrhundert v. Chr. unter dem Namen der Kimbern und Teutonen aus dem Norden Teutschlands austrückten, sich westlich und südlich wandten, um sich neue Wohnsitze zu erobern und Rom's steigender Macht den Untergang drohten. Auch später forderten aufzueigende teutsche Stämme mehrmals von römischen Herrschern und Nachbarn neue Wohnsitze, und dann erst, wenn ihr Gesuch unbeachtet geblieben, versuchten sie mit Gewalt zu nehmen, was sie auf friedlichem Wege nicht erhalten konnten. Natürlich war die im Kampfe mit den verschiedensten Völkern seit Jahrhunderten geübte und bewährte, zugleich mit strategischer Hinterlist verbundene römische Kriegeskunst, ihnen nach den ersten siegreichen Stürmen weit überlegen und machte

ihren Muth und ihre Kraft Jahrhunderte hindurch zu Schanden, bis endlich auch diese Völker durch vielfältigen Verkehr in die römische Kriegeskunst eingeweiht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten vermochten. Außer Marob und Arminius waren in den folgenden Jahrhunderten viele Herrscher der Teutschen, namentlich der Alamannen und Franken im römischen Heerlager und Felddienste in die römische Taktik eingeweiht worden. Das teutsche Volk hatte von Anfang an ein thätigster Geist belebt, welcher ein Jahrhundert v. Chr. soweit unsere Kenntniß reicht, zum ersten Male hervorbricht, ganze Massen aus ihren Gauen fortreibt zur fähnen That, ohne von äußeren Feinden dazu aufgefodert worden zu sein. Die aufbrechenden Hertscharen der Kimbern und Teutonen geben dazu die Belege. Sie waren aber nicht die ersten; denn nach dem Zugnisse des Livius waren schon zwei Jahrhunderte vor der Einnahme Roms durch die gallischen Semnonen gallische Stämme und aller Wahrscheinlichkeit nach mit ihnen auch germanische in Italien eingefallen⁵⁶⁾.

§. 4. Die Kimbern und Teutonen. Wir treten nun an die Berichte über die ersten uns bekannten großen Thaten teutscher Stämme, welche wir freilich nur nach der Darstellung ihrer Feinde, der Römer und der von ihnen abhängenden Griechen, nicht von den Teutschen selber erzählt finden. Wenigstens würden wir von diesen erfahren, wie diese gewaltigen Scharen in ihrer einfachen kriegerischen Kriegsweise von den Römern mehr durch kriegerische List und Verübung aller Art als durch einfache Waffenthaten endlich bewältigt und größtentheils aufgerieben worden sind. Dafür sprechen schon ihre zahlreichen Siege, bevor sie der vielgeübten schlaun Taktik des Marius erlagen, welchem noch Männer, wie Sulla und Cicerone, später die größten Feldherren ihrer Zeit, zur Seite standen. Ja man darf behaupten, alle Hinterlist des Hannibal, welcher die Römer bei Cannä erlag, wurde gegen diese siegreichen Heere der Kimbern und Teutonen in Anwendung gebracht. Auch ist überhaupt jenen Ereignissen nicht eine volkreiche teutsche Farbe und Anschauungswelt gegeben, sondern sie sind mit dem gewohnten Firnis römischer Historiographie überzogen worden⁵⁷⁾. Von den Neuern sind die Kimbern bald für Teutsche, bald für Kelten gehalten worden⁵⁸⁾. Der neueste Standpunkt der Untersuchungen spricht in Bezug auf die Kimbern für die letztere Annahme. Doch ist die Frage noch nicht ganz entschieden⁵⁹⁾. Die Teutonen können nur für Teutsche gehalten werden.

54) Vergl. H. Leo, Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung u. S. 188 ff. Wahrscheinlich waren die zurückbleibenden Germanen keltische Ackerbauer und Handwerker, welche den Slaven die besten Dienste leisteten, sobald jene sie gern in ihren Wohnsitzen ließen, ein Verhältnis, welches gewiss auch zwischen den Germanen und Kelten stattgefunden hat. 55) Bei englischen Gelehrten habe ich (ich weiß nicht mehr genau, in welcher Zeitschrift) die Aufeinanderfolge der von Osten nach Westen gehenden uralten Einwanderungen in Europa in folgender Weise angegeben gefunden:

- I. Laps, Fins, Queni etc.;
- II. Kelts, Kimbrians, Britons;
- III. Goths, Germans, Teutons (Scythians);
- IV. Slavi, Slavonians, Tartars;

welche Hauptmassen wieder in ihre Unterabtheilungen zerfallen. Eine Reihenfolge scheint jedoch mehr auf geographischer als historischer Grundlage zu ruhen, indem man annehmen darf, daß die Völker der ersten Reihe von den Völkern der zweiten und diese von den Völkern der dritten und diese von den Völkern der vierten Reihe in ihre späteren festen Wohnsitze fortgedrängt worden sind.

56) Livius V. c. 33. XXI. c. 38. Vergl. E. Siegert, Urnbelagen zur ältesten Geschichte des Deutschen Stammes, Stammes §. 2 ff. 57) Vergl. auch auf diesem Grunde mit H. Leo (Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden §. 208) diese Begebenheiten ganz übergegangen. 58) Vergl. Nordalting, Studien. I. Bd. S. 113 ff. 59) Vergl. H. Leo a. a. D. c. 200. v. Baumann (Colonia Summoenae, Kettendurg am Riedar unter den Römern S. 84) hat die Kimbrier für „ein ungewissermaßen teutsches Volk“ gehalten. So schwankt noch die spätere Kritik in den Werken der beiden letzten Detmolen hin und her.

Keltische und germanische Stämme mochten von der Einnahme Roms durch die Gallier eine dunkle Kunde erhalten haben und ein siegreiches Eindringen in das gefegnete Italien für leichter auszuführen halten als es war⁶³). Zwei der mächtigsten und jedenfalls ältesten Stämme auf teutschem Boden brachen aus den nördlichen Regionen auf, um in Westen und Süden neue Wohnsitz zu finden, vielleicht auch nur um reiche Beute zu machen, falls das Erstere nicht gelingen sollte. Die Population der nördlichen Stämme Teutschlands muß also damals schon so stark angewachsen sein, daß mehr als hundert tausende streitbarer Männer aufzählen konnten, um sich mit Gewalt der Waffen neuen Grundbesitz zu suchen. Die Geschichte dieser in verschiedener Weise erzählten Heerfahrt ist folgende: Die nördlichen Küstländer und die große Halbinsel, Chersonesus Cimbrica genannt, hatten bereits eine starke Bevölkerung erhalten. Die Kimbern und Teutonen waren zwei verwandte Stämme, welche hier ihre Sige hatten, kriegerische und unternehmende Männer, welchen ihr Vaterland bald zu enge wurde⁶⁴). Sie brachen auf und zogen wahrscheinlich zunächst in südlicher Richtung vorwärts, ohne von anderen germanischen Stämmen aufgehalten zu werden. Vielmehr mochten sich kriegerische Männer dem Zuge anschließen. Nach Velleius Paterculus haben sich die Kimbern zunächst nach Gallien, nach Livius und Strabon dagegen nach Noricum und Ägypten gemeldet⁶⁵).

63) Uebrigens läßt Plinius (XXI. c. 38) die penninischen Alpen schon bei dem Beginne des zweiten punischen Kriegs von halbteutschen Stämmen besetzt sein: „nec parvissimo est, ex tum ad Galliam patuisse Italiae; utique quae ad Penninum ferunt, obcepta gentibus semigermanis fuisse.“ Nämlich wenn Hannibal über diese Theile des Alpengebirges seinen Weg hätte nehmen wollen, so würde er auf halbgermanische Bevölkerung gestoßen sein. Wahrscheinlich gehörten auch die Boii zu den semigermanen, welche hier haupften. J. E. Beuf (Grammatica Celtica praefat. p. V) scheint aber den Namen Penninus (Penninus deus, Penninus Juvum) für keltischen oder gallischen Ursprungs zu halten. Daraus würde folgen, daß die penninischen Alpen noch früher von den Kelten besetzt gewesen seien. 64) Strabon (VII. 2. 208, ed. Casaub.) hat die zu seiner Zeit wahrscheinlich verbreitete Ansicht, daß die Kimbern durch Ueberschwemmungen, oder durch die nach der Ebbe Reth wiederkehrende Fluth zum Auswandern bezogen worden seien. Es sei nämlich (γελοιος) anzunehmen, daß ein Küstenvolk durch solch eine wiederkehrende Naturerscheinung zur Auswanderung bezogen worden sei, und es sei eine Erklärung, daß einst eine große Ueberschwemmung hier stattgefunden habe. 65) Vellei. Patere. II. 3: „Tum Cimbrici et Teutoni transcedere Rhodum, nulla nos nostris auxilio claudibus nobilibus.“ Livius, Epit. 63: „Cimbr, gens vaga, populusbund in Illyrium venerunt, ab his Populcius Cato cum exercitu suus est.“ Strabon (V. 1. 214. Cas.) erwähnt nur die Schlacht der Kimbern mit dem Ant. Carbo bei Noria und sagt von diesem: οὐδὲν ἴσμεν (er richtet Nichts aus). Sallust. Jug. c. 114 und Florus III. c. 3 lassen die Kimbern aus Gallien aufrücken. Genauer Kenntniß hatten Strabon (I. c.) und Plutarch gewonnen (Plut. Mar. c. 11: „ναὶ ἰαυόνα μὲν εὐδοκίαν ἔπαυον τὴν τῶν αὐτοῦτόρων τὴν τῶν Βοιωτῶν ἄνταρ τὴν τοῖς περὶ τὴν τῶν αὐτοῦτων καὶ τῶν ζυγονόμων τῶν ὁπότερον“). Nach Beuf c. 146 fg. wohnten die Teutonen zwischen der Elbe und der Oder um die obere Danel und die merkwürdigen Seen u. s. w. Beuf, S. Kellenhöf, Nordalbingische Studien. I. Bd. S. 114.

Im Gebiete von Noricum, nach Strabon bei Norria, stieß der römische Consul Papirius Carbo (bei Strabon Τραῖος ὁ Κάρβου) auf die Kimbern und wurde von ihnen geschlagen (64 u. c.), wie gewöhnlich, wenn die römischen Legionen mit einem ihnen noch ganz unbekannten frägenten Volke zusammenstießen. Inzwischen schienen die Kimbern von den Ägyptern erforscht zu haben, daß Roms Macht durch einige verlorene Schlachten nicht gebrochen werde. Sie schickten wenigstens vier Jahre nach jener Schlacht bei Noria eine Gesandtschaft an den Consul Silvanus und von da nach Rom, um sich Ränderien auszubitten und dafür den Römern ihre kriegerischen Dienstleistungen anzubieten. Nachdem ihr Gesuch abgewiesen worden, griffen sie den M. Jun. Silvanus an und schlugen ihn⁶⁶). Um dieselbe Zeit hatten sich auch die Tigurini erhoben, ein thatkräftiges Volk Helvetiens, welches ebenfalls neue Wohnsitz suchte. Sie begegneten dem L. Cassius an den Grenzen der Allobroger und schlugen ihn. Etwa ein Jahr später wurde M. Aurelius Scaurus von den Kimbern überwunden und gefangen genommen⁶⁷).

Nach dieser Zeit erscheinen die Kimbern, Teutonen und Tigurini verbunden⁶⁸), neben welchen dann auch die Ambronen genannt werden⁶⁹). Im Jahre u. c. 648 begegneten ihnen an der Rhone der Consul G. Manlius und der Praefectus L. Cerialius Cæpio. Beide wurden geschlagen und ihr Lager genommen⁷⁰). Von hier aus wandten sich die Kimbern nach Hispania und verheerten Alles, was zwischen der Rhone und den Pyrenäen am Wege lag, wurden aber von den tapferen Cæsarern zurückgetrieben und vereinigten sich in Gallien abermals mit den Teutonen⁷¹). Sie durchzogen nun verheerend Gallien und kein Volk vermochte ihnen hier Widerstand zu leisten, als die Bataver, welche sie von ihren Grenzen zurückdrängten und dadurch sich den Ruf großer Tapferkeit erworben⁷²). Auch die Ambronen

63) Florus Epit. III. c. 3. Eine Zusammenstellung der Angaben aus den alten Autoren hat Joh. v. Müller in I. Schritt: Helium Cimbricum p. 273 seq. (Sammt. Werke. 12. Th. [Zählungen 1811.]) gegeben, womit S. 301 fg. ein chronologischste Bezeichnung verbunden ist. 64) Livius, Epit. 63. 67. Beuf, Cæsar. Bell. Gall. I. c. 12. Joh. v. Müller, Bell. Cimbricum p. 274. 65) Nach Postidomus und Strabon waren außer den Tigurini aus dem Volke der Helvetier auch noch die Aegenni dazu gekommen, eine beträchtliche Angabe, da Trogus nicht mit Tigurini entstehen konnte. Beuf, Joh. v. Müller, Bell. Cimbr. p. 209 seq. 66) Unter diesen Vorkommnissen waren die Teutonen die ersten Teutschen, welche von den Kimbern selbst Germani genannt wurden, worüber die Römer sich wunderten. Beuf, S. 100. Müller, Die Marken bei Niederlande S. 331 fg. Wenn man aber die Teutonen als die deutliche Bezeichnung erklärt hat (Beuf S. 63 fg. und Müller, Germ. und Teuton. S. 13 fg.), so ist diese Erklärung als eine irrthümliche zurückzuweisen. Ueber die Ambronen vergl. Wiener Sitzungsberichte, historische Classe. Bd. XI, 4. S. 742. 67) Excerpta Dioclet. Valer. p. 631. Livius, Epit. 67. Ausführlicher Joh. v. Müller, Bell. Cimbr. p. 274 seq. 68) Liv. Epit. 67. Beuf, Müller, Bell. Cimbr. p. 277. 69) Cæsar, Bell. Gall. III. 4. Wie scheinlich die Kimbern und Teutonen in Gallien gehauft hatten, ersehen wir aus einer Stelle bei Cæsar, Bell. Gall. VII. 77, wo Crispinus von Alesia, welche Stadt von Cæsar belagert wurde, den Rath erhält, sich von

traten dann wieder mit ihnen in Verbindung. Diese drei Stämme mochten nun wohl zu der Einsicht gelangt sein, daß sie gemeinschaftlich vorgehen müßten, um zum Ziele zu kommen und waren nun entschlossen, von zwei verschiedenen Eriten in Italien einzubrechen. Die Kimbern wollten die schon früher betretene Straße durch Noricum einschlagen, die Teutonen und Ambionen wollten durch Gallien und durch das Gebiet der Ligurier ihren Weg nehmen. Die Taurini sollten die Reserve in den nördlichen Gebirgen bilden. Hätten sie nun einen Hannibal zum Herrscher gehabt, so war Rom unrettbar verloren, und wenn nicht als ein Marius an der Spitze der Legionen gestanden hätte. Als die Römer von dem Anrücken dieser Scharen Kunde erhielten, geriet ihnen in Schrecken. C. Marius hatte den schweren Krieg mit Jugurtha glücklich beendigt, und auf ihn blickte Rom als den einzigen Retter, nachdem bereits so viele Consuln mit ihren Heeren geschlagen worden waren. Nachdem man dem Marius zum vierten Male das Consulat übertragen, zog er den Feinden mit aller strategischen Vorsicht entgegen. Er schlug sein Lager an der Rhone an, erwartete hier den Feind und ließ während dieser Zeit den unter dem Namen fossa Mariava bekannten Canal graben, um seinem Heere die Zufuhr zu erleichtern. Die Teutonen langten an, lagerten sich ihm gegenüber und forderten ihn zum Kampfe heraus. Marius dagegen hielt wie ein zweiter Fabius Cunctator seine kampflustigen Krieger lange zurück, um sie an den Anblick der Feinde zu gewöhnen und sie zugleich mit den Waffen und der Kriegsweise derselben bekannter zu machen. Da wurden die müthigen Scharen der Teutonen des Harrens müde und zogen an dem zuvor erfolglos besäumten Lager des Marius vorüber, um in Italien einzurücken. Die gesamte Heeremacht der verbündeten Stämme theilte sich nun in drei Colonnen, von welchen die erste die Ambionen, die zweite die Teutonen, die dritte die Kimbern umfaßte. Nichts konnte dem römischen Feldherrn erwünschter kommen als diese unglückliche Trennung. Marius ließ nun nicht lange auf sich warten, erreichte zuerst die Ambionen, griff sie an und schlug dieselben. Am folgenden Tage griff er die Teutonen an und besiegte auch diese in einem blutigen Treffen, jedoch mehr durch Kriegsglück als durch Tapferkeit. Denn er hatte ihnen einen Hinterhalt von 3000 Hopliten oder Reitern (verbunden mit zahllosem Troß der *lixae* und *calones*, um dadurch den Anblick eines großen Heeres zu bewirken) unter der Führung des Claud. Marcellus gelegt, welche, nachdem der Angriff von Verne bereits erfolgt war, dem Feinde in den

Rücken fielen und dadurch die Schlachtordnung desselben in Verwirrung brachten⁷¹⁾. Die Niederlage war natürlich entsehlend, da alle Kampfordnung der Teutonen aufgelöst war⁷²⁾. — Nun waren noch die Kimbern übrig, welche bisher von den Römern noch nie besiegt worden waren, im Gegentheil ihnen bei jedem Zusammentreffen eine Niederlage beibrachten hatten. Die Kimbern wußten aber leider noch nicht, was den Teutonen und Ambionen begegnet war und erwarteten ihre Ankunft. Marius vereinigte sich nun mit dem Heere des Catulus, welches bereits vor den Kimbern zurückgewichen war und sich völlig aufgelöst haben würde, hätte sich Catulus nicht an die Spitze der Fliehenden gestellt und so aus der Flucht wenigstens einen geordneten Rückzug gebildet⁷³⁾. Die Kimbern schiedten nun Gelande in das Lager des Marius und erstuhten ihn um Land für sich und ihre Brüder, unter welchen sie die Teutonen verstanden. Da zeigte ihnen Marius die gefangenen Fürsten und Heerführer der Teutonen. Als die Abgesandten mit dieser Kunde zurückkehrten, ergrimmten die Kimbern, gewiß voraussetzend, daß ihre Kampfgenossen mehr durch List als durch Tapferkeit besiegt worden, und rückten gegen den Marius ins Feld, welcher als Kampfplatz die *campi Raudii* in der Gegend von Verreäa zwischen dem Po und dem lacus Verbanus (*lago maggiore*) gewählt hatte. Die Kimbern rückten mit ihrer dichten Phalanx vor und mit 15,000 stattlichen Reitern. Allein hier war ihnen Alles ungnüßig, wie den Römern bei Cannä. Sonnensstrahlen, Hitze und Staubwolken vermochten die Söhne der Wälder, an reine kühle Luft gewöhnt wie der Aar auf seinem Gebirgshorste, noch

70) *Plutarch*. Marius c. 20. 21. Plutarch nennt 3000 Hopliten als Hinterhalt. 71) Uebert die Teutonen erzieht ein Gebiet dieser Literatur fast unbekanntes oder verschollenes Werk, welches ich nirgends eint gefunden habe und welches wahrscheinlich gar nicht in den Buchhandel gekommen ist, nämlich: „Die Geschichte der großen Teutonen, von Aug. Graf v. Baderb. orth. (Hamburg) aus Kesten der Verfassers gedruckt bei Hartwig und Müller 1821. Fol.“ (667 Seiten). Dieses Werk ist wohl das fleissamste und oberflächlichste Product, welches jemals über irgend einen deutschen Volksstamm oder über die Teutonen überhaupt zu Tage gefördert worden ist. Alle hervorragenden Männer der alten Welt fast in allen damals bekannten Welttheilen sind im persönlichen Teutonen. Derselbe ist ein Teutones Erphus ist ihm — Ur-Teut, einer der uralten teutonischen Vorden. C. 411 heißt es: „Noch jetzt sieht man in Weiden-Abu, nicht gar weit abgetrennt von dem alten berühmten hundertjährigen Thron — ganz sicher teutonischen Ursprungs, wie sogar selbst schon der Name The oder Teut, oder Teute bewohnend oder Teute-Söhne angeht — die Ruinen ic.“ C. 82: „folglich müssen auch im Wahrheit die großen Teutonen menschenfreundlich gebaut haben im oben Aegypten ebenso wol, als im niederen Teutonenlande, also von Aethiopien bis nach Indien, in Persien und Kleinasien wol, als auf der perennialischen Halbinsel und auf dem stehenden Alban.“ Fremdwort ist ihm der fremde, tapfere Teut, oder Inbegriff der frommen Teutonen (C. 80). In dieser Weise ist das ganze Werk ausgefüllt. Den Kampf der Teutonen mit dem römischen Heere unter Marius beschreibt er C. 622 fg. Den angegebenen Hinterhalt, welcher die Plutarch c. 20 aus 3000 Hopliten besteht, läßt er aus 30,000 Fußvolk bestehen (C. 628). Dem ganzen Werke fehlt eine wissenschaftlich-kritische Haltung. 72) *Plutarch*. Mar. c. 23.

Menschenfleisch, von den Feinden der zum Kampfe Untauglichen, so lange zu ernähren, bis die jungste Hilfe eingehe, was auch die Vorkehrungen gethan hätten, als sie von den Kimbern und Teutonen bedrängt worden seien (*qui in oppida compulsi ac similibus inopia subacti eorum corporibus, qui acetate invulnes ad bellum videbantur, vitam toleraverunt neque se hostibus transdidissent*). Doch gingen die Kimbern wieder fort und ließen den Gallen *jura*, *leges*, *agros*, *libertatem*, was ihnen später von den Römern genommen wurde, wie derselbe Redner a. a. D. behauptet.

viel weniger zu ertragen, als die Waffen der Römer und ihre berechnete Taktik. Dazu kam eine neuerfundene Kriegskunst des Marius, welcher die Wurfspitze seiner Legionen durch Herausziehen des einen Nagels so hatte einrichten lassen, daß sie nach dem Eindringen der eisernen Spitze in den feindlichen Schild sich umgeben und die Schäfte sich herabstülpen, wodurch die weitere Bewegung des Getroffenen gehemmt, sowie das Benutzen des Wurfspießes unmöglich gemacht wurde⁷³). Dazu kam, daß die Legionen nun bereits die Angriffs- und Kampfkunst der Deutschen kennen und ihr mit Vortheil zu beugen gelernt hatten. Es erfolgte eine schreckliche Niederlage, um so grauenvoller, als die einzelnen vorderen Glieder der Phalanx durch lange Ketten, welche durch die Gürtel gezogen waren, gleichsam zusammengeklebter waren, um dadurch das Zurückweichen der Einzelnen unmöglich zu machen⁷⁴). Hundert und zwanzig tausend sollen gefallen, 60,000 gefangen genommen sein⁷⁵). Bei der Gewandtheit und Schnelligkeit dieser Völker darf man annehmen, daß noch ein beträchtlicher Theil in die nächsten Gebirge entkommen, von den Gebirgsbewohnern der Alpen wohlwollend aufgenommen und in Regionen, welche noch wenig Besondere hatten, angeheftet werden war⁷⁶). Völkergewerth war insbesondere das Geschick der kimbrischen Frauen und Kinder, welche die Kriegsscharen begleitet hatten. Plutarch gibt uns hierüber folgenden Bericht: „Die Frauen der Kimbern in schwarzen Gewändern auf den Wagen stehend, tödteten die Gliedenden, die einen ihre Gatten, andere ihre Brüder, andere ihre Väter, erwürgten ihre noch jungen Kinder und warfen sie unter die Füße der Rosse und unter die Räder der Wagen und brachten sich dann selber um“⁷⁷). Dies von den Frauen der Kimbern. Ähnliches hatten bereits die Frauen der Teutonen vollbracht⁷⁸). Die Frauen dieser Stämme waren also mit Schwertern und Streitärten bewaffnet und bildeten in ihrer Wagenburg gleichsam die Schutzwehr des Lagers, in welches sich freiwillig die Geschlagenen vergeblich zurückzogen, während die römischen Legionen in ihrem Lager noch ein starkes Bollwerk hatten, auch wenn sie in der

Schlacht besiegt worden waren. Die Kunde von dieser schweren Niederlage der mächtigsten, früher überall siegreichen Stämme mochte sich bald durch alle Gauen Teutlands verbreiten, und die Folge war, daß einen langen Zeitraum hindurch weitere Versuche nach Italien vorzudringen nicht gemacht wurden. Dagegen führten teurische Stämme, namentlich die mächtigen Sueven an den Ufern des Rheines und der Donau mit ihren Nachbarn Kriege, wie mit den Belgä und mit den Helvetii, bis endlich Ariovistus mit einem Suevenheere über den Rhein ging und in dem fruchtbarsten Theile Galliens einen Staat bildete⁷⁹). Noch früher müssen diejenigen Völkerstämme über den Rhein gegangen sein und sich in Gallien festgesetzt haben, aus deren Ländereien später die römischen Provinzen Germania prima und secunda gebildet wurden⁸⁰).

Daß ein Theil der Kimbern zur Zeit des Strabon noch seine alten Wohnsitze behauptete, hat dieser Geograph daraus gefolgert, daß sie dem Kaiser Augustus ihren heiligen Kelch (*κύπελλον ναυ' αἰῶνος λήτην*) als Geschenk gesandt und um dessen Freundschaft sich beworben haben, welche ihnen auch zu Theil geworden⁸¹). Auch soll eine Abtheilung der Kimbern, Cimbrer Attuati genannt, am Rheine zurückgeblieben sein, welche sich gegen ihre Nachbarn lange kämpfend behauptet und endlich nach hergestelltem Frieden ihre Wohnsitze behalten haben⁸²).

§. 3. Viesseitiger wird unsere Kenntniß der Germanen, seitdem Caesar von Gallien aus mit ihnen in Berührung gekommen. Die erste Bekanntschaft mit denselben machte Caesar im Kriege gegen die Helvetier. Caesar's Glaubwürdigkeit, welche von Uginio Pollio bezweifelt worden ist, kann in Angaben, welche auf seinen Kriegszug sich beziehen, als unsicher erscheinen, z. B. in Angaben über die Zahl der Feinde, aber gewiß nicht in Dingen, welche dem Kriegszug fern liegen. — Drätorix hatte bereits den Plan entworfen, die Helvetii aus ihrem eig. begrenzten Gebiete heraus und nach Gallien zu führen, wahrscheinlich in der Absicht, sich mit seinen tapferen Scharen des schönsten Theiles von Gallien zu bemächtigen. Zugleich hatte er mit dem Sequaner Gasticus und dem Rebur Dumnorix ein geheimes Bündniß abgeschlossen. Er wurde jedoch angeklagt und starb vor der Ausführung an Gift, welches er vermuthlich sich selber beigebracht hatte⁸³). Die einmal beschlossene Feindschaft wurde jedoch dadurch nicht unterbrochen; vielmehr vereinigten sich die Helvetier mit mehreren benachbarten Stämmen, welche dem Zuge sich

73) Plutarch. *ibid.* c. 25. Ueber die anderweitige Fiktion des Marius vgl. *Frontin. Strategem.* II. c. 2 §. 8. (ed. Oud.).

74) Plutarch. *l. c.* 27. „ὅτι πάλαι ποτὶ μάχαις αἰῶνας πρὸς ἀλλήλους συνεχόμενοι, οὐκ ἔσαν χωρῶν ἀνελθόμενοι.“

75) Plutarch. *l. c.* Die verschiedenen Angaben des Plinius, des Strabon, des Florus, des Plutarchus, des Polydorus, Curtius und Cressus hat J. v. Müller *Bellum Cimbricum* p. 293 (Werte 12. Th.) zusammengestellt. 76) Wenigstens hat man noch gegenwärtig in den benachbarten Regionen, namentlich in Schwaben, kleine Überreste von teurischer Sitte und Art und mit teurischen Gewandstücken gefunden, wie schon oben bemerkt werden ist. Vgl. L. Etzab. *Aur. Ratiensis Ethnologia* §. 50 (Jg. 77).

77) Plutarch. *Mar. c.* 27. 78) *Ibid.* c. 19: „ἐπειδὴ δ' αὖ γυναικες ἀνάρησαι περὶ ἑσπέρων καὶ νυκτίων διὸν τρυφῶναι καὶ νυκτὶνον, ἡμῶντο τοὺς ἡγεῖντας ὁμοῦς καὶ τοὺς δυνάστας, τοὺς μὲν δὲ πρόσθε, τοὺς δὲ ἐκ τοῦ πλοῦτος ἀνατινόμεναι μετ' αὐτοῖς καὶ χειρὶ γυναικὲς τοὺς τε θυγατέρας τῶν Ῥωμαίων ἀποσπᾶσαι καὶ τὰς ἑσπέρων ἐπιλαβασθαι ὁμοῦς, καὶ τρυφᾶσαι καὶ διακοπὰς συμπαῶν ὑπομίνουσαι μὲν τὴν ἐκείνης ἀφῆντος τοῖς θυγατέρας.“

79) Caesar. *Bell. Gall. libr. I. c.* 1: „proximique (Belgae) suat Germani, qui trans Rhenum incolunt, quibuscum contendenter bellum gerunt: quo de causa Helvetii quoque reliquos Gallos virtute praecedunt, quomodo fere quotidianis proeliis cum Germanis contendunt, quum aut suis finibus eos prohibent aut ipsi in eorum finibus bellum gerunt.“ 80) Vgl. J. v. Nie. *Monheim. Prodrum historiae Trevirensis* — exhibens originem Treverensium. Part. I. p. 6 seq. 81) Strab. VII. 2, 293. Cas.

82) Vgl. J. v. Müller, *Bellum Cimbricum* p. 294 (Werte. 12. Th. [Lüdingen 1811]). 83) Caesar. *Bell. Gall. I. c.* 2.

anschlossen, namentlich mit den Rauraci, Tulingi, Latobrigi, Boii. Nachdem nun diese zahlreiche Masse in Gallien eingedrungen war, wurden sie von Cäsar in zwei Trefsen besieg und mußten sich endlich ergeben. Cäsar machte zur Bedingung, daß sie in die von ihnen verlassenen Wohnsitze zurückkehrten, die Boii ausgenommen, welchen von den Aduern Händerken angewiesen, später auch gleiche Rechte mit den Aduern gewährt wurden⁸⁴). Die Häupter der besiegten Völkerschaften in ihre verlassenen Wohnsitze besah Cäsar besonders deshalb, damit dieselben nicht von den Germanen besetzt würden, welche ihm als die gefährlichsten Nachbarn erschienen. In Gallien selbst befanden sich aber bereits gegen 120,000 Teutonen, welche von den Avernern und Sequanern herbeigeloßt worden waren, um mit ihrer Hilfe die Macht der Aduer zu brechen. Allein diese Germanen hatten sich dann unter ihrem Fürsten Ariovist, welcher ein Sueve war und ursprünglich nur ein aus der Scythia ausgeziehener Geleit- oder Gefolgsführer sein mochte, den dritten und zwar den besten Theil des Gebietes der Sequaner zugewandt, und gingen eben damit um, noch ein zweites Drittel in Anspruch zu nehmen, da noch 24,000 Mann aus Teuthland zu ihnen gekommen waren, als Divitiacus, der Fürst der Aduer, mit mehreren anderen bei Cäsar hierüber seine Klage vorbrachte⁸⁵). Er bemerkte hierbei: „Es steht bevor, daß die Gallier aus ihrem Lande vertrieben, daß endlich die Germanen in Masse über den Rhein gehen und davon Besitz nehmen würden.“ Dem römischen Feldherrn war die Gelegenheit willkommen, seine Macht in Gallien zu entfalten und sein Uebergewicht fühlen zu lassen. Er schickte Gesandte an Ariovist ab, um ihn zu bewegen, einen Ort zur Unterredung über wichtige Angelegenheiten zu bestimmen⁸⁶). Die Antwort des Ariovist war ablehnend mit dem Bedeuten, daß, wenn er selber irgend etwas bei Cäsar zu suchen habe, er zu ihm kommen würde. Wenn also Cäsar etwas von ihm bedürfe, so möge er zu ihm kommen. Cäsar ließ sich dadurch nicht abschrecken und sandte abermals Boten nach ihm ab, um ihm die frühere Wohlwollenheit des römischen Volkes ins Gedächtniß zurückzurufen und ihn zugleich aufzufodern: „Keine anderweitigen teutschen Mannschaften aus Germania über den Rhein gehen zu lassen und den Aduern ihre Geiseln zurückzugeben, welche er selber und welche die Sequaner hätten: ferner den Aduern sein Unrecht zuzufügen und sie und ihre Bundesgenossen nicht mit

Krieg zu überziehen. Wenn er diesem nachkomme, werde er ein Freund des römischen Volkes bleiben. Im entgegengelegten Falle würde er selber die Aduer und die übrigen Freunde des römischen Volkes zu schaden wissen“⁸⁷). Ariovist antwortete mit Entschiedenheit: „daß den Römern kein Recht zustiehe, ihm Vorschriften zu ertheilen, da er nicht von ihnen besiegt sei. Er werde den Aduern wieder ihre Geiseln zurückgeben, noch ihnen durch Krieg Unrecht zufügen, wenn sie die Verträge hielten und den festgesetzten jährlichen Tribut zahlten. Wollte aber Cäsar mit ihm den Kampf versuchen, so werde er bald einsehen, was seine in Waffen geübten Germanen, welche seit vierzehn Jahren unter sein Obdach gekommen seien, vermögen.“ Bald nach dieser Antwort erhielt Cäsar Nachricht, daß große Scharen der Sueven an den Rhein gezogen seien, um zu Ariovist zu stoßen und seine Macht zu verstärken. Da hielt er es für ratsam, diesen zuverkommen. Er zog sein Heer zusammen und gelangte in Eilmärschen in die Nähe des Ariovist, welcher nun durch Gesandte dem Cäsar anzeigen ließ, daß er bei solcher Heere beider zu einer Unterredung bereit sei. Der Tag wurde festgesetzt und beide Heerführer trafen unter sicherem Geleite zusammen, jedoch ohne Erfolg. Auch wurde von Cäsar die Unterredung unterbrochen, da die beiderseits aufgestellten 200 Reiter handgemein wurden. Cäsar hielt die seinigen vom Kampfe ab und kehrte mit ihnen zum Heere zurück. Ariovist lud zu einer zweiten Unterredung ein, allein Cäsar hatte dazu nicht weiter Lust. Er bot vielmehr die Schlacht an, welcher Ariovist so lange als möglich auszuweichen beschloßen hatte, um die Ankunft der Sueven vom Rheine her zu erwarten. Eben deshalb wünschte Cäsar das Treffen zu beschleunigen und rückte mit seinem in drei Colonnen getheilten Heere bis an das feindliche Lager heran, sodaß dieser dadurch gezwungen wurde, sein Heer schlunig in Schlachtreihen zu stellen. Der Kampf hatte für das Heer der Germanen einen unglücklichen Ausgang, sodaß Ariovist sich genöthigt sah, die Flucht zu ergreifen, um über den Rhein zu kommen, während die Römer ihm auf dem Fuße folgten. Ein großer Theil der Germanen wurde noch am Fluße erreicht und niedergemacht. Ariovist selbst entkam, allein seine beiden Frauen waren zu Grunde gegangen. Ebenso eine seiner Töchter und eine andere war gefangen genommen worden⁸⁸). Die Sueven am Rheine, welche sich mit Ariovist vereinigen wollten, hielten es nach dieser Niederlage für ratsam zurückzugehen, während die Ubrigen, mit welchen sie seit langer Zeit in Fehde gelebt hatten, diese Gelegenheit benutzten,

84) Caesar. Bell. Gall. I. c. 7—28. Im Lager der Helvetii hatte man ein Verzeichniß der ausgezogenen Völkerschaften gefunden: „tabulas litteris Graecis confectas et ad Caesarem relatas, quibus in tabulis nominatim ratio confecta erat, qui numerus domo exisset eorum, qui arma ferre possent: et item separatim pueri, senes, muliereque. Quorum omnium rerum summa erat, capitum Helvetiorum milia CCLXIII, Tulingorum milia XXXVI, Latobrigum XIV, Rauracorum XLIII, Boiorum XXXII, et his qui arma ferre possent ad milia ACII. Summa omnium ferebat ad milia CCLXXVIII. Eorum qui domum redierunt, conatu habito, ut Caesar imperaverat, reperitus est numerus milium C et X.“

85) Caesar. I, 31.

86) ibid. c. 34.

87) Caesar. c. 35. 88) Ueber Ariovist's Wied von dieser Zeit ab Nichts mehr vernommen. Er scheint also nicht etwa ein teutscher Fürst mit Landbesitz gewesen zu sein, sondern der tüchtige Führer eines zahlreichen Geleites, mit welchem er flüchtig über den Rhein gegangen und in Gallien vertrieben war und Land in Besitz genommen hatte. Nach seiner Rückkehr zum großen Suevenvolke hatte er wahrscheinlich keine weitere Bedeutung und scheint bald darauf gestorben zu sein. Vergl. Les. Des teutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden S. 166 fg.

sie verfolgt und viele von ihnen töteten. Cäsar bezog nach diesem Siege mit seinem Heere das Winterquartier im Gebiete der Sequani⁸⁹). Dies war der ungünstigste Ausgang der zahlreichen Unternehmungen des Ariovist, welcher in zu großem Vertrauen auf die Tapferkeit seines Heeres den Plan des Krieges gegen die Römer zu wenig durchdacht und einem ebenso entschlossenen als schlaunen Feldherrn, wie Cäsar war, zu wenig Berechnung und strategische Kunst entgegengelehrt hatte. Auch war das römische Heer durch gallische Hilfstruppen bereits sehr stark geworden und die gallische Reiterei leistete ihm hierbei die besten Dienste. Nachdem nun Cäsar auch die Belgä, mit welchen sich einige germanische Völkerschaften, die sich des Rheines verbunden hatten, bezwungen, sollen mehrere germanische Stämme diesseits des Rheines Gesandte an ihn abgeschickt haben, um ihm Weiseln anzubieten und sich seinen Befehlen zu unterwerfen. Allein da er nach Äthrien und Italien eilte, befohl er diesen Gesandten, im Anfange des nächsten Sommers zu ihm zurückzukehren. Welche Glaubwürdigkeit diesen letzteren Angaben zukommt, müssen wir auf sich beruhen lassen⁹⁰). Doch kann von den Ubiern, welche mit den Sueven in bitterer Feindschaft lebten, angenommen werden, daß sie nach der Freundschaft Cäsars strebten, um dadurch einen Schutz gegen ihre Feinde zu erhalten.

§. 6. Als nun Cäsar unter dem Consulate des Gn. Pompejus und des M. Crassus seine kriegerischen Bestrebungen in Gallien fortsetzte, waren die Usipeten und Tenctheren mit einer großen Menschenmasse aus Germania über den Rhein gegangen und zwar nicht weit von der Mündung des Rheines. Wie die Ubiern, so waren laut ihrer Angaben auch sie von den Sueven viele Jahre hindurch in Bewegung gesetzt und bedrängt worden, so daß sie dem Feldbaue nicht obliegen konnten⁹¹). Bevor nun Cäsar ein Zusammentreffen mit diesen beiden germanischen Stämmen beschreibe, gibt er folgende Schilderung der Sueven: Der Stamm der Suevi ist beinahe der größte und kriegerischste unter den Germanen. Sie sollen 100 Gauen inne haben, aus welchen jährlich je 1000 streitbarer bewaffneter Männer zum Kriege ausgesandt werden. Die Ubiern, welche zu Hause bleiben, ernähren sich und die Ausgehenden. Im folgenden Jahre kehren diese zurück und jene ziehen aus. So wird weder der Ackerbau, noch die Uebung im Kriege unterbrochen. Eigentümliches und abgegrenztes Ackerland wird aber bei ihnen nicht gefunden. Auch ist es bei ihnen nicht gestattet, länger als ein Jahr an einem und demselben Orte Ackerbau zu treiben. Nur ein kleiner Theil ihrer Nahrungsmittel besteht in Getreide; beinahe der größte aus Milch und dem Fleische der Pferde. Auch beschafften sie sich viel mit Jagd, welche Lebensweise sowohl durch die Qualität der Speise als durch ihre tägliche Uebung, zugleich auch durch ihre freie Beschäftigung von Jugend auf (sie sind an keine

bestimmte Disciplin gebunden und thun überhaupt Nichts gegen ihren Willen) ihnen Kräfte gewährt und Männer von erstaunlicher Größe hervorbringt. Dann haben sie sich so gewöhnt, daß sie selbst in den kaltesten Gegenden keine Kleider tragen außer Felle (welche jedoch wegen ihrer Kleinheit einen großen Theil des Körpers unbedeckt lassen), und daß sie sich in den Flüssen baden. Handelskarren gestalten sie mehr deßhalb Zugthiere, damit sie Leute haben, an welche sie, was sie im Kriege gewonnen, verkaufen können, als daß sie selber fremde Gegenstände bedürfen oder solche herbeischaffen möchten. Auch bedienen sie sich keiner fremden Last- und Zugthiere, welche in Gallien teuer bezahlt werden, sondern ihre eigenen, obgleich von geringer Race und unansehnlich werden durch tägliche Uebungen so abgerichtet, daß sie zur größten Anstrengung fähig sind. Im Reiter-treffen springen sie oft von den Pferden und kämpfen zu Fuß, auch gewöhnen sie die Rosse an derselben Stelle stehen zu bleiben, wo sie absteigen, um rasch zu ihnen zurückzukehren, wenn es erforderlich ist. Nichts gilt ihnen für schimpflicher und für weichtlicher oder trager als sich zu Ross des Sattels zu bedienen. Daher mag es eine kleine Zahl ihrer Reiter an eine noch so große Masse besattelter Reiter heranzukommen. Wein zu ihnen zu bringen gestalten sie nicht, weil sie glauben, daß durch die Menschen verweichlicht und zur Ertragung der Anstrengungen unbrauchbar werden. Sie halten es für die größte Ehre ihres Stammes, daß das Land von ihrer Grenze ab soweit als möglich un bebaut liegen bleibe, weil darin ein Beweis liege, daß viele andere Völkerschaften ihrer Gewalt nicht widerstehen können. Daher sollen von der einen Seite des Surwaulandes gegen 6000 M. p. (römischer Meilen) brach liegen. Von der anderen Seite grenzen die Ubiern an dieselben, einst ein großer und blühender Stamm, nach den Begriffen der Germanen, auch gebildeter als die übrigen, weil sie den Rhein berühren, Kanäle zu ihnen kommen und weil sie wegen der Nähe sich an gallische Sitten gewöhnt haben. Mit diesen Ubiern haben die Sueven oft Krieg geführt, aber nicht vermerkt, dieselben aus ihrem Gebiete zu vertreiben, da ihr Staat von großer Macht und von großem Umfange war. Sie wurden jedoch von jenen bedeutend geschwächt und tributbar gemacht⁹²). Denselben Schicksale waren auch die Usipeten und Tenctheren anheimgefallen, welche mehrere Jahre hindurch die andrängende Gewalt der Sueven ausgehalten hatten, endlich aber aus ihrem Gebiete vertrieben worden waren. Drei Jahre hindurch hatten sie verschiedene Gegenden Eurusslands durchzogen und waren dann an den Rhein gekommen, wo die Menapien auf beiden Seiten des Flusses ihre Wohnsitze hatten. Diese durch die Ankunft jener Scharen in Schrecken gesetzt, verließen die diesseitigen Ufer, zogen sich an die jenseitigen zurück und stellten hier starke Mannschaften auf, um den Uebergang jener zu verhindern. Die Usipeten und Tenctheren versuchten vergeblich Alles, um über den Fluß zu setzen,

89) Caesar. Bell. Gall. I. c. 37—54.
c. 3. 39. 91) Ibid. IV. c. 1.

90) Ibid. II.

92) Caesar. Bell. Gall. IV. c. 1—3.

und vermochten dies weder mit offener Gewalt noch durch heimliche Ueberraschung auszuführen, da sie keine Schiffe hatten und die Menapier die Ufer mit beharrlicher Sorgfalt bewachten. Da nahmen sie zur List ihre Zuflucht. Sie stellten sich als wollten sie in die von ihnen verlassen Wohnplätze zurückkehren und legten auch wirklich eine Strecke von drei Tagereisen zurück, kehrten aber dann plötzlich um, machten denselben Weg zu Rück in einer einzigen Nacht und überfielen plötzlich die Menapier, welche während dieser Zeit wieder über den Fluß gegangen und sich am diesseitigen Ufer wieder eingerichtet hatten. Sie wurden überrumpelt und niedergemacht und ihre Feinde bedienten sich nun ihrer Schiffe zur Ueberfahrt. So gelangten sie an das jenseitige Ufer, bevor die hier wohnenden Menapier von ihrer Ueberfahrt Kenntniß erlangten, nahmen die Wohnungen derselben in Besitz und lebten den noch übrigen Theil des Winters hindurch von deren Vorräthen. Nachdem nun Cäsar von diesen Vorgängen Kunde erhalten hatte, ging er mit Vorsicht zu Werke, weil er wußte, wie leicht die Gallen auf neue Pläne eingingen. Auch waren wirklich von mehreren gallischen Völkerschaften Gesandte an jene Germanen abgeschickt worden, um sie zu bewegen, den Rhein zu verlassen und weiter in Gallien vorzurücken. Wahrscheinlich glaubten sie mit deren Hilfe die Römer wieder aus Gallien vertreiben zu können¹⁾. Cäsar rückte nun mit seinen Legionen den Uspeten und Tenctheren entgegen, worauf diese an ihn Gesandte schickten, um ihm Folgendes mitzutheilen: „Die Germanen hätten das römische Volk weder zuerst mit den Waffen angegriffen, noch würden sie dem Kampfe ausweichen, wenn sie dazu gerath würden, da sie die Sitte von ihren Vorfahren übernommen hätten, jedem Angreifenden Widerstand zu leisten und nicht um Gnade zu flehen. Doch wollten sie ihm berichten, daß sie ungern ihre Wohnplätze verlassen, vielmehr mit Gewalt der Waffen vertrieben worden seien. Wenn die Römer ihre Gunst erproben wollten, so könnten sie ihnen nützliche Freunde werden: oder sie möchten ihnen Ländereien anweisen oder diejenigen lassen, welche sie mit Gewalt der Waffen in Besitz genommen. Im Kampfe stehen sie nur den Sueven nach, welchen nicht einmal die Götter Widerstand zu leisten vermögen. Außer den Sueven finde sich auf der Erde kein Volk, welches von ihnen nicht besiegt werden könne.“ Cäsar erwiderte: „Er könne mit ihnen keine Freundschaft eingehen, so lange sie in Gallien verharren: auch sei es nicht in der Ordnung, daß diejenigen, welche ihre eigenen Wohnplätze nicht haben behaupten können, fremde sich aneignen. In Gallien stehen ihm unterworfene Ländereien nicht zu Gebote, welche er ihnen überlassen könne, ohne andere zu beeinträchtigen, zumal da ihre Menschenzahl so groß sei. Jedoch sei ihnen erlaubt, wenn sie wollten, im Gebiete der Ubier Platz zu nehmen, deren Gesandte sich bei ihm befänden, um über das ihnen von den Sueven widerfahrne Unrecht zu klagen und um von ihm Beistand zu erlangen. Er werde

bei den Ubieren bewirken, daß ihnen dies verstatet werde.“ Die Gesandten erwiderten, daß sie den Inhalt seiner Antwort an die Ibrigen berichten, dann über diese Angelegenheit berathschlagen und nach drei Tagen zurückkehren würden. Während dieser Zeit möge er mit seinem Heere nicht näher anrücken. Cäsar antwortete, daß er in die letztere Bedingung nicht einwilligen könne. Er hatte nämlich erfahren, daß ein großer Theil ihrer Reiterei auf Fourage und Beute aufgezogen und über die Mosel zu den Ambriatorien geschickt worden sei. Er vermuthete daher, der Aufbruch werde nur deshalb gesucht, um ihn bis zur Rückkehr derselben hinauszulassen. Er rückte demnach vor und als er nur 12 Meilen. pass. von ihrem Lager entfernt war, kehrten die Gesandten an ihn zurück und ersuchten ihn, er möge vor der Hand nicht weiter vordringen. Als sie auch dieses von ihm nicht erlangen konnten, ersuchten sie ihn, er möge wenigstens an die Reiterei, welche den Vorstoß bildete, eine Botschaft senden und sie vom Angriffe zurückhalten. Zugleich möchte er ihnen gestatten, Gesandte an die Ubier zu schicken. Wenn deren Fürsten und Senat ihnen eidlid dasselbe zusagten, was Cäsar, so würden sie von diesem Anbieten Gebrauch machen. Allein Cäsar, selbst ein hinterlistiger Feldherr, bielt dieses Alles nur für Vortheilgelingung, um bis zur Rückkehr der abwesenden Reiterei Aufschub zu gewinnen. Er erklärte jedoch, er werde diesen Tag nur noch vier Meilen vorwärts gehen, um sein Heer mit Wasser versehen zu können. Am folgenden Tage möchten sie möglichst zahlreich zu ihm zurückkehren zu weiterer Berathung. Uebrigens beauftragte er seine Unterbefehlshaber, welche mit der Reiterei vorangegangen waren, daß sie die Feinde weder angreifen, noch wenn sie selbst angegriffen würden, mit ihnen handgemein werden sollten, bis er selber mit dem ganzen Heere näher gerückt wäre. Allein kaum war die Reiterei der Teutonen der römischen ansichtig geworden, als sie dieselbe angriff und in wilder Flucht bis zu den Legionen Cäsar's zurücktrieb, obgleich dieselbe aus 5000 Mann bestand, und jene der Uspeten und Tenctheren nur aus 200 Mann. Römischer Seits waren 74 Mann gefallen, von den Teutonen nicht einer. Cäsar beschloß nun die Gesandten nicht weiter zu hören und keine Bedingungen von ihnen anzunehmen. Am folgenden Tage kamen die Gesandten der Teutonen in großer Zahl bei Cäsar an, und entschuldigten zugleich das Geschehene. Allein Cäsar ließ dieselben in Verwahrung bringen, rückte nun mit seinem ganzen Heere aus dem Lager und ließ den Zug von der Reiterei schlichten. In drei Schlachttagen gelangte er bis zum Lager der Feinde, bevor diese erfuhren, was er im Sinne habe. Sie mußten natürlich nicht gleich, was zu thun sei, ob sie schließlich ihre Nacht so gut als es noch möglich war dem Feinde entgegenstellen, oder nur das Lager verteidigen oder sich durch die Flucht retten sollten. Bevor man zum gemeinsamen Entschluß kam, drangen schon die Römer ins Lager ein. Wer schnell die Waffen ergreifen konnte, nahm den Kampf auf, welcher nun zwischen der Wagenburg und dem Ge-

93) Caesar. Bell. Gall. IV. c. 4—6.

päde stattband. Die übrige Menge sammt den Frauen
 und Kindern ergriff die Flucht, zu deren Verfolgung
 Gafar seine Reiterei ausandte. Als nun die Kämpfenden
 in ihrem Rücken das Geschrei der Fliehenden vernahmen,
 entwich jede Hoffnung auf Sieg, sie warfen
 die Waffen weg, verließen ihre Heidegen und stürzten
 sich aus dem Lager. Als sie nun fliehend an die Mündung
 der Mosel in den Rhein gelangt waren, rührten
 sie sich in den Fluß, wo die meisten, bereits ermattet,
 durch Schreck und die Gewalt des Wassers umkamen,
 nachdem bereits ein großer Theil auf der Flucht getödtet
 worden war. Nach Gafars Bericht hatten die Römer
 bei diesem schändlichen Ueberfalle nur wenige verloren,
 obgleich die gesammte Menschenzahl der Teutischen 430,000
 betragen haben soll. Gafar gestattete nun den Gefangenen,
 welche er persicher Weise im Lager zurückgehalten
 hatte, sich zu entfernen. Diese aber erklärten ihm aus
 Furcht vor den Gallern, deren Landereien sie früher ge-
 pflündert und verwüestet hatten (wahrscheinlich eine Lüge,
 von Gafar zur Beschönigung seines unehrlichen Verfahrens
 erfunden), daß sie lieber bei ihm bleiben wollten,
 was ihnen Gafar gestattete und ihnen zugleich ihre Frei-
 heit wieder gab¹⁾. Nachdem nun Gafar auf diese Weise
 den Krieg mit den Teutichen in Gallien zu Ende ge-
 bracht hatte, beschloß er über den Rhein zu gehen und
 die dem Flusse zunächst wohnenden Stämme aus ihrem
 eigenen Boden auszugreifen. Einer seiner wichtigsten
 Gründe war, zu beweißen, daß die Teutichen nicht mehr
 so leicht den Rhein überschreiten und in Gallien ein-
 dringen, vielmehr die Gewalt der römischen Waffen in
 ihrem eigenen Gebiete fürchten sollten. Zum Vorwande
 diente ihm die Forderung, daß die Sygambri die Rei-
 terei der Ulpiten und Tenctere, welche bei seinem
 Ueberfalle abwesend war, dann über den Rhein ge-
 gangen und sich mit den Sygambren vereinigt hatte, ihm
 ausliefern sollten. Die Sygambren antworteten auf
 solche Zumuthung, wie es teutische Ehre und Stamm-
 verwandtschaft ersohete: „Die römische Herrschaft habe
 ihre Grenze am Rheine, und wenn Gafar es für Un-
 recht halte, daß ohne seinen Willen Germanen sich über
 den Rhein begeben, warum er sich dieses des Rheines
 eine Gewalt anmaße!“ Die Uiber waren die einzigen,
 welche Gefandte an Gafar schickten, mit ihm Freundschaft
 schließen, Gesandten stellen und ihn ersuchen, er
 möge ihnen gegen die Sueven, von welchen sie bedrängt
 wurden, Hilfe leisten: oder wenn er selber gehindert
 wäre zu kommen, so möge er nur sein Heer über den
 Rhein senden: dies würde schon zu ihrem Schutze aus-

für die fernere Zeit hinreichen, da der Ruf desselben nach Befriedigung des Ariovistus, der Ulfipeten und Tenechterer bis zu den entlegentesten Stämmen Germania's gedrungen sei u. s. w. Sie verdrögen ihm zugleich eine große Anzahl Schiffe zur Lieberfahrt. Allein Cäsar hielt es feiner und des römischen Volkes Würde nicht für entsprechend, auf Schiffen über den Rhein zu setzen und ließ demnach seine erste Brücke aus Holzwerk aufführen⁷⁰⁾. So brachte er sein Heer über den Fluß und rückte in das Gebiet der Sygambrer ein. Hier sollten nun von vielen Völkerschaften Gesandte an ihn gelangt sein, um Friede und Freundschaft von ihm zu erhalten. Er befohl ihnen, Gefirgn zu stellen, wie er beorderte; allein dies kam wegen seines kurzen Aufenthaltes nicht zur Ausführung. Die Sygambrer dagegen hatten schon von der Zeit ab, als der Brückbau begonnen wurde, auf Anrathen der Ulfipeten und Tenechterer, die Flucht ergriffen, alles Bewegliche mit sich fortgenommen und sich in einsame Wälder zurückgezogen. Cäsar hielt es nicht für ratsam, sich lange in ihrem Gebiete aufzuhalten, ließ alle Wohnplätze und Gebäude verbrennen, das Getreide auf den Feldern abmähen und begab sich in das Gebiet der Ubier. Diesen sagte er seinen Beistand zu, im Falle sie weiter von den Sueven bedrängt würden und erbat von ihnen über diese Folgebedenken⁷¹⁾. Als die Sueven durch Kundschafter den Bau der Brücke vernommen, haben sie Berathung gehalten, in alle Theile des Reiches Boten ausgesandt und befohlen, daß sie die Städte (d. h. Bauerschaften) verlassen, Kinder, Frauen, alle Habe in die Wälder bringen, und daß alle Waffenfähigen sich auf einer bestimmten Stelle versammeln sollten. Dieser Sammelplatz sei ziemlich in der Mitte des Suevenlandes. Hier haben sie beschlossen, die Ankunft der Römer zu erwarten und den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Als Cäsar dieses vernommen und er überhaupt seinen Zweck für erreicht hielt, wählte ihn zum Uebergange über den Rhein bestimmt hatte, führte er sein Heer nach einem Aufenthalte von 18 Tagen über den Fluß zurück und ließ die Brücke wieder abbrechen⁷²⁾. Aus diesem seinem eigenen Verdict darf man folgern, erstens, daß Cäsar sich wohl bewußt war, die Teutschen in Gallien mehr durch List, Ueberraschung und strategische Kunst besiegt als ihre Kraft und Tapferkeit im christlichen Kampfe gebrochen zu haben; darum mochte ihm ein Zusammenstoß mit den kriegerischen Sueven bedenklich erscheinen. Zweitens fürchtete er auch wol bei längerem Verweilen von vielen teutschen Stämmen zugleich angegriffen zu werden, wobei ihm ein Untergang, wie später dem Quintillus Varus, hätte bereitet werden können. Drittens mußte er befürchten, daß Gallien in

94) Caezar. Bell. Gall. IV. 1.—15. Sechensfuß hat hier Caesar eine grauenvolle That römischer Hinterlist vollbracht und viele Tausende dieser armen Völker gegen Recht und Gütte ertrügen lassen. Caesar wußte die Schamthat zu wüthigen und trug zu Rom darauf an, daß Caesar den Teufeln ausdieset wüthe, weil er während eines Gastfreundes dieses Völkers arglistig-weise überfallen habe. *Athenae.* C. minor. c. 51: „Τὸ δὲ Κελαιεύς ἐπεὶ οὐκ ἔμελλεν ἀποθανεῖν ἀποφασίζοντες ἠγορεῖν ὅτι τὸν Περσέως δὲ τὸν Ἰσθμίου ἀποφασίζοντες ἠγορεῖν ὅτι τὸν Κελαιεύς καὶ τὸν Ἰσθμίου καὶ τὸν Κελαιεύς ἐπεκρίθησαν ἀποφασίζοντες κ. τ. 1 — ἡ δὲ ἀποφασίζοντες τὸν Κελαιεύς καὶ τὸν Ἰσθμίου κ. τ. 1“

95) *Caenr. Bell. Gall. IV. c. 16. 17.* Der Hauptmann Hoffmann in Remuiet hat bereits 1792 die Ansicht entwickelt, daß Gölz in der Nähe von Remuiet über den Rhein gegangen sei, welcher Ansicht Heyne in Göttingen beizutritt. Auch B. Dorow (Die Denkmale germanischer und römischer Zeit. 2. Bd. S. 1 Anm.) hat diese Ansicht verteidigt, besonders wegen der dazu geeigneten Localität. Andere haben andere Stellen des Übergangs angenommen. 96) *Bell. Gall. IV. c. 18. 19.*

einem Kuden die Waffen zu ergreifen und sich mit den Germanen zu vereinigen Lust bekommen könnte, um das römische Heer zu vertilgen und zu ihrer früheren Freiheit zurückzukehren. Wierens mußte Cäsar auch seine Feinde in Rom fürchten, im Falle ihm auf deutschem Boden ein Unfall begegnen würde. Denn Germania war ihm nicht als Provinz zu Theil geworden, er hatte die Grenzen seiner Wissen überschritten und es konnte ihn im Falle einer Niederlage Zurückverweisung, Verbannung und Confiscation seines Vermögens treffen. Cäsar zeigte also auch in dieser Beziehung den besorgenden Feldhern, welcher mit Umsicht und Besonnenheit seiner Kampflust Schranken setzt.

§. 7. Späterhin kam Cäsar noch einige Male mit teutschen Stämmen in Gallien in Conflict. Die Treveri an der Mosel hatten Voten an die Teutonen dieses Rheines abgesandt, um sie zur Theilnahme am Kampfe gegen die Römer zu bewegen und hatten ihnen gemeldet, daß vom römischen Heere nur noch der kleinere Theil übrig sei. Allein (nach Cäsar's Bericht) ließen sich die diesseitigen Germanen zu Nichts bewegen und antworteten, daß sie bereits zwei Mal ihr Waffenglück mit den Römern erprobt haben, das eine Mal unter Ariovistus, das andere Mal bei dem Uebergange der Leuchterer und Usipeten. Allein Indutiomarus, der Fürst der Treveri, ließ sich dadurch nicht abschrecken und rüßte mit aller Anstrengung gegen die Römer. Seinen Eidam Cingetorix, welcher dem Cäsar ergeben war, erklärte er für einen Feind und verkaufte dessen Güter. In einer Versammlung seines Volkes gab er vor, er sei von den Senonen, Gornuten und anderen Völkern aufgeselbort durch das Gebiet der Remi nehmen und deren Gebiet herrschen. Zuvor jedoch werde er das Lager des Labienus erstürmen. Labienus hatte aber in seinem Lager eine feste Stellung und nahm aus den befreundeten gallischen Staaten Reiterer in dasselbe auf. Als nun Indutiomarus täglich mit seinen Truppen an das Lager heranrückte und seine Reiter Geschosse gegen die Römer abfenderte, ließ Labienus eines Abends, als sich jener mit seinem Heere wieder entfernte, seine Reiter plötzlich aus dem Lager hervorbrechen mit dem ausdrücklichen Befehle, daß jeder nur den Indutiomarus verfolgen solle, und wer ihn tödtete, solle eine große Belohnung erhalten. Da nun Alle ihr Augenmerk nur auf diesen Herrführer richteten, wurde er in einer feichten Stelle des Flusses ergreifen, getödtet und sein Haupt ins römische Lager gebracht. Hierauf zerstörten sich die Eburonen und Nervier, welche sich mit den Treverern vereinigt hatten⁹⁷⁾. Allein diese letzteren ließen sich von weiteren Unternehmungen gegen die Römer durch den Tod des Indutiomarus nicht abschrecken. Sie übertrugen die höchste Gewalt den Verwandten desselben, welche nicht aufhörten, die benachbarten Germanen anzuregen und ihnen Geld zu versprechen. Und da sie die ihnen zunächst wohnenden nicht gewinnen konnten, so

versuchten sie dasselbe bei den entfernten Stämmen, von welchen mehr eine Verbindung mit ihnen eingien und sich gegenseitig durch Eid und Geiseln zum Kampfe verpflichteten. Nachdem nun Cäsar oernommen, daß von allen Seiten die Waffen gegen ihn ergrißen würden, daß die Nervier, die Atuatuci, die Menapii, mit allen germanischen Stämmen jenseits des Rheines (in Gallien) gegen ihn aufgestanden seien, daß zugleich die Vornehmsten der Senonen auf seine Einladung vor ihm zu erscheinen, nicht gekommen seien, vielmehr mit den benachbarten Stämmen neue Pläne entwürfen und daß von den Treverern die Germanen durch häufige Gesandtschaften aufgeloßet würden, so beschloß er ebenfalls seine Kriegsoptionen zu beschleunigen. Bevor noch der Winter ganz zu Ende ging, zog er die ihm zunächst stationirten vier Legionen zusammen und rückte in das Gebiet der Nervier früher, als sich diese zusammenfanden oder entweichen konnten. Nachdem er eine große Menge Menschen und Vieh hinweggenommen, unter seine Soldaten theilte und die Felder überhert hatte, zwang er die Nervier, sich zu ergeben und Geiseln zu stellen. Er zog sich hierauf in sein Winterquartier zurück. Um darauf folgenden Frühjahr tagte er in das Gebiet der Senonen ein und auch diese sahen sich genöthigt, Gesandte an ihn abzuschicken und Geiseln zu stellen. Nicht anders erging es den Gornuten⁹⁸⁾. So waren nur noch die mächtigen Treveri unter der Leitung des Ambiorix und die Menapii, welche sich durch ihre Sümpfe für sich hielten, zu bekämpfen übrig. Zunächst rückte er gegen die Menapii aus, schlug Brüden über ihre Sümpfe, drang in drei Colonnen vor, steckte Dörfer und Wohngebäude überall in Brand und bemächtigte sich eines großen Vorgez Menschen und Vieh⁹⁹⁾. Dadurch wurden auch die Menapii gezwungen, Gesandte an ihn abzuschicken, um Frieden zu erhalten. Cäsar gewährte ihnen denselben unter der Bedingung, daß sie weder den Ambiorix noch seine Abgesandten in ihrem Gebiete aufnehmen sollten, widrigenfalls er sie für Feinde halten würde. Zugleich ließ er sich Geiseln stellen. So suchte Cäsar dem Ambiorix zunächst alle Subsidien zu entziehen, um dann ihn selbst anzugreifen. Im Gebiete der Menapii ließ er den Commius Atrebat's mit der Reiterei zur Ueberwachung zurück. Während dieser Vorgänge hatten die Treveri mit zahlreicher Mannschaft zu Fuß und zu Ross Anstalt getroffen, den Labienus anzugreifen, welcher mit einer Legion in ihrem Gebiete sein Winterquartier hatte. Nur noch zwei Tagemärsche waren sie von seinem Lager entfernt, als sie die Nachricht erhielten, daß auf Cäsar's Befehl noch zwei Legionen zu ihm gelassen seien. Sie schlugen nun in einer Entfernung von 15 mill. pass. von dem feindlichen Heere ihr Lager auf, und beschloßen hier, die Hülfsstruppen der Treverer, welche über den Rhein herbeikommen sollten, abzumarten. Labienus verfuhr hier fast wie Cäsar gegen den Ariovist. Er wünschte sie zu einem Treffen zu bewegen, bevor die germanischen Hülfssoldaten anlangten, rückte gegen sie bis auf eine

97) Boll. Gallie. VI. c. 1—5.

98) Caesar. Bell. Gall. I. c.

99) Ibid. c. 5. 6.

Weile (mill. pass.) mit 15 Cohorten und einem großen Theile der Reiterei heran und verschonte hier sein Lager. Zwischen ihm und den Feinden war ein Fluß mit heilen Ufern und schwer zu übersehen. Nun ließ er absichtlich in seinem Lager die Nachricht verbreiten, daß er am folgenden Tage aufzubrechen und den Rückzug antreten gedente, um nicht mit den Trevern und Germanen zugleich kämpfen zu müssen. Diese Kunde gelangt bald zu den Trevern. Labienus theilte seinen Plan, den Feinden den Schein der Furcht zu geben, um sie dadurch unbedachtsamer zu machen, in der folgenden Nacht den Tribunen und Centurionen mit. Der Aufbruch erfolgte demnach mit einem viel größeren Geräusche, als es römische Sitte war, um den Schein der Flucht zu veranlassen. Kaum hatte der Nachzug des römischen Heeres das Lager verlassen, als sich die getäuschten Treverer in Bewegung setzten, um die Leute nicht eintreiben zu lassen. Sie beeilten sich über den Fluß zu kommen, wie es Labienus vermuthet hatte. Er ließ nun scheinlich alles Hergespid auf einen Hügel bringen, stellte sein Heer rasch in Schlachtordnung und der Angriff wurde mit Ungestüm begonnen. Die Treverer vermochten nicht den ersten Sturm auszuhalten, wurden in die Flucht geschlagen und suchten in die Wälder zu entkommen. Die Reiterei des Labienus verfolgte sie, ein großer Theil derselben wurde niedergemacht und das Land der Treverer war wieder in römischer Gewalt. Als nun die herannahenden Teutschen dies vernommen, lehrten sie in ihre Heimath zurück. Die Verwandten des Ambiorix, welche die Urheber des Aufstandes gewesen, begleiteten dieselben und verließen ihr Land. Die höchste Gewalt bei den Trevern wurde nun dem Eingetorix übertragen, welcher den Römern treu und Gaius ergeben geblieben war¹⁾.

§. 8. Gaius beschloß nun aus zwei Gründen nochmals über den Rhein zu gehen, erstens, weil teutsche Stämme diesseits des Rheines den Trevern Hilfstuppen gegen ihn gesandt hatten, zweitens, um dem Ambiorix jeden Rückhalt abzuschneiden²⁾. Er schlug demnach abermals eine Brücke über den Rhein, und zwar etwas oberhalb der Stelle, wo der erste Uebergang stattgefunden hatte. Die Ubiier schickten sogleich Gesandte an ihn ab, um sich zu reinigen, daß die über den Rhein gegangenen teutschen Hilfstuppen nicht ihrem Volke angehörten. Nach genauerer Untersuchung fand Gaius, daß dieselben von den Sueven abgeschickt worden waren. Er suchte nun, wie er vorgibt, die Zugänge zu den Sueven auf. Von den Ubiern erfuhr er, daß dieselben alle ihre Truppen auf einen Punkt sammelten und ein Aufgebot von Fußvolk und Reittern von den ihnen unterworfenen Stämmen gebodet hatten. Gaius sorgte nun für Proviant, wählte einen zum Aufschlagen des Lagers passenden Ort und besah den Ubiern, alle ihre

Heerden vom Lande in die Städte (d. h. befestigten Plätze) zu bringen, auch Kundschafter in das Gebiet der Sueven auszusenden, um über ihre Pläne genauere Kenntniß zu erlangen. Diese brachten die Nachricht zurück, daß sich die Sueven mit ihrer ganzen Rannschast und mit den Hilfstuppen ihrer Bundesgenossen bis an die entlegensten Theile ihres Gebietes zurückgezogen haben. Derselbst sei ein Wald von unermeßlicher Ausdehnung, Baenid genannt, welcher sich weit in die inneren Theile des Reichs erstreckte, die Sueven von den Cheruskern trenne und beide Stämme gegen gegenseitige Verletzungen schütze. Die Sueven haben beschlossen, bei dem Anzuge dieses Waldes die Römer zu empfangen. Auf diese Nachricht der Ubiier beschloß nun Gaius nicht weiter vorzudringen, indem er besorgte, es möchte Mangel an Getreide eintreten, da sich die Teutschen des Ackerbaues nicht im Allgemeinen befleißigten. Um aber diesen doch die Furcht vor seiner Rückkehr nicht zu nehmen und zugleich die Abwendung ihrer Hilfstuppen über den Rhein zu erschweren, ließ er von seiner neu aufgeführten Brücke, nachdem er über dieselbe zurückgekehrt war, ein Stück von 200 Fuß Länge abbrechen und am anderen Ende derselben (am gallischen Ufer) einen aus vier Geschossen bestehenden Thurm errichten. Hierher verlegte er nun eine aus 12 Cohorten bestehende Besatzung und verwahrte diesen außerdem mit befestigten Anlagen (magnisque cum locum munitionibus hirmat). Die Oberaufsicht über dieselben vertraute er dem jungen C. Volcatius Tullus an, während er selbst, da das Getreide auf den Feldern zu reifen begann, durch den Ardennenwald marschirte, um den Ambiorix zu bekämpfen. Den Lucius Minucius Bassus schickte er mit der gesamten Reiterei voraus, um zu sehen, was er durch Schnelligkeit und durch Benutzung des günstigen Augenblicks ausrichten könne. Diesem gelang es früher in die Nähe des Ambiorix zu kommen, als Letzterer nur vermuthete und kaum gelang es diesem, der Gefangenschaft zu entgehen. Er schickte jedoch noch Boten umher mit der Nachricht, Jeder möge sich retten, so gut er könne. Einige entflohen in die benachbarten Sümpfe, andere in die Wälder, einige auf die Inseln, welche während der Fluthzeit sich bilden. Cativolus, ein Eburonenfürst, hochbejahrt und in die Pläne des Ambiorix verwickelt, machte seinem Leben gewaltsam ein Ende. Die Segni und Gendruvi, zwei kleinere germanische Stämme, welche zwischen den Eburonen und Trevern ihre Eige hatten, schickten Gesandte an Gaius mit der Bitte, sie nicht als Feinde zu betrachten und nicht alle Germanen diesseits des Rheines (in Gallien) auf gleiche Weise zu behandeln. Sie haben keinen Gedanken an Krieg gegen ihn gehabt und dem Ambiorix keine Hilfstuppen gewährt. Gaius befohl ihnen alle Eburonen auszuliefern, welche sich zu ihnen begeben hätten oder begehren würden und versprach ihr Gebiet zu verschonen. Hierauf theilte er sein Heer in drei Abtheilungen, ließ alles Gepäck sammtlicher Legionen nach Aduatua schaffen, einem Castelle mitten im Gebiete der Eburonen, wo früher Titurius und Aduatulejus Winterquartier bezogen hatten. Er wählte die

1) Caes. Bell. Gall. VI. c. 6—8. 2) Im 3. 53 vor Chr. Man hat vermuthet, daß dieser zweite Uebergang bei Andernach stattgefunden habe. Vgl. z. B. Sprenger und S. Hünle, Tabellen zur Geschichte der teutschen Staaten Taf. I.

sen Ort theils aus anderen Gründen, theils auch weil die Befestigungswerke noch wohl erhalten waren, um so seinen Kriegern die Arbeit zu erleichtern. Zum Schutze des Gepäckes ließ er die XIV. Legion zurück. Ueber diese Legion und das Castrum setzte er den D. Tullius Cicero, welchem er noch 200 Reiter beizog. Nun ließ er den L. Labienus mit drei Legionen in die nach dem Meere hin liegenden Gegenden aufbrechen, welche an die Venetianer grenzten. Den C. Trebonius schickte er mit drei anderen Legionen in die an das Gebiet der Aduatuci stößende Gegend: er selbst beschloß mit den drei übrigen Legionen bis an die Schelde vorzudringen und bis an das Ende des Ardennenwaldes, weil er vernommen, daß sich Ambiorix dorthin begeben habe. Er selbst wollte am siebenten Tage zurückkehren und trug dem Labienus und dem Trebonius auf, ebenfalls am siebenten Tage zurückzukommen, um mit ihnen einen neuen Kriegsplan zu entwerfen¹⁾. Allein die Art der Kriegsführung gegen die überall hin zerstreuten, in Wäldern, Sümpfen und Inseln verborgenen Eburonen erschien dem Caesar als eine denkbare, für seine Legionen in Masse nicht ausführbar, für Einzelne gefährlich. Während er nun doch damit umging, die Eburonen gänzlich zu vernichten, wollte er dazu nicht seine Legionen, sondern gallische Hilfstuppen verwenden. Er sandte also Boten in die benachbarten Staaten und lud sie ein, herbeizukommen und sich Beute aus dem Lande der Eburonen zu holen, worauf eine große Masse raublustiger Menschen herzuströmte. Auch waren einige Tausende der Sygambrier zu Fuß über den Rhein gekommen und in das Gebiet der Eburonen eingefallen, um sich Beute zu holen. Die Beute lockte, sie rückten weiter im Lande vor und wurden endlich von einem der Gefangenen bedröht, Aduatua zu übertrumpfen, worin nur eine schwache Besatzung sich befände, da Caesar mit seinem Heere in weiter Entfernung verweile. Die Sygambrier zögerten nicht lange, drangen bis Aduatua vor, wo D. Tullius Cicero mit einer Legion stand. Cicero hatte von Caesar's Heere seit seiner Entfernung Nichts wieder vernommen, hatte außerdem fünf Cohorten auf Fourage in die benachbarten Getreidefelder ausgeschildt, als plötzlich die Sygambrier das Lager zu erschürten und durch das Hauptthor einzubringen wagten. Die nachhabende Cohorte konnte ihnen kaum Widerstand leisten, die Sygambrier suchten überall einzubringen. Endlich kehrten die fünf Cohorten von den benachbarten Feldern zurück, machten sich mit Gewalt Bahn durch die Feinde und gelangten ins Lager. Von einer anderen Abtheilung aber, welche die fünf Cohorten begleitet hatte und bei der Rückkehr auf einem Hügel stehen geblieben war, gingen viele zu Grunde und nur ein Theil derselben vermochte ins Lager zu kommen. Die Sygambrier sahen nun wol ein, daß sie Nichts erreichen würden, befürchteten wol auch Caesar's Rückkehr, kehrten zurück, nahmen ihre in den Wäldern aufbewahrte Beute an sich und setzten wieder über den Rhein. So hätten sie den Eburonen beinahe

einen großen Dienst erwiesen, in deren Gebiet sie der Beute wegen gekommen waren. Cicero und seine Truppen glaubten, Caesar müßte mit seinem Heere umgekommen oder eingeschlossen worden sein, da es die Leutchen gewagt hatten, sein Lager zu erschürten. Kaum hatten sich die Sygambrier entfernt, als Caesar mit seinem Heere erschien, nachdem er bereits die Reiterei vorausgeschickt hatte. Das Land der Eburonen wurde nun vollends so verheert, daß nirgends ein Gebäude stehen blieb und keine Früchte der Felder verschont wurden. Hierauf hielt Caesar noch eine Untersuchung über die Verschönerung der Enonen und Carnuten und ließ den Aco als den Urheber derselben hinrichten. Dann ließ er zwei Legionen im Gebiete der Lingonen an der Grenze der Trevirer, sechs Legionen im Gebiete der Enonen zu Agendicum Winterquartier beziehen und er selbst begab sich nach Italien, um die ihm obliegenden Angelegenheiten zu ordnen²⁾. In den folgenden Kämpfen Caesar's, namentlich gegen Vercingetorix, entschieden mehrmals teutsche Truppen, namentlich teutsche Reiterei, welche er aus den teutschen Völkerschaften in Gallien gewonnen hatte, den Sieg, indem ihre Anstürmen im entscheidenden Augenblicke unwiderstehlich war und einen günstigen Ausgang der Schlacht herbeiführte³⁾. Im letzten Buche der Commentarii des Caesar's werden von den teutschen Völkerschaften jenseits des Rheines nur noch die Trevirer als Feinde der Römer erwähnt, gegen welche Tit. Labienus ausgesandt wurde. Er besiegte dieselben und mit ihnen mehr teutsche Hilfstuppen⁴⁾. Wie dem Caesar in Gallien teutsche Krieger, namentlich teutsche Reiter große Dienste geleistet hatten, so that er auch teutsche Truppen in seinem Heere gegen Pompejus, deren Tapferkeit sich überall bewährte.

§. 9. Wir betrachten nun die Geschichte der teutschen Stämme während der Regierung des Augustus und der folgenden Kaiser bis zur Zeit des Tacitus. Augustus mochte bald einsehen, daß, wenn die Grenzen des römischen Reiches von irgend einer Seite bedröht und ernstlich angegriffen werden könnten, dies von den germanischen Stämmen zu befürchten sei. Nachdem er nun die Angelegenheiten in Gallien geordnet und diesem Lande eine zweckmäßigere Eintheilung gegeben hatte, gründete er eine neue Provinz am linken Rheinufer hin, welche Germania genannt wurde, weil die hier wohnenden Stämme germanischen Ursprungs waren. Diese Provinz wurde in zwei Theile abgetheilt, in Germania prima oder superior und in Germania secunda oder inferior (*Figuraria h. ävis* und *Figuraria h. xisto* bei griechischen Autoren). Der Ort, wo sich der Rhein in den Nieder- und Unterreith schied und daher Oberrhein genannt wurde, bildete die Grenze zwischen beiden Abtheilungen⁵⁾. Die hier wohnenden germanischen Völkerschaften mochten, vielleicht mit Kelten vermischt, Jahrhunderte

3) Caesar. Bell. Gall. VI. c. 29—33.

4) Caesar. Bell. Gall. VI. 34—44. 5) Bell. Gall. VII. 67—90. VIII. 36. 6) Ibid. VIII. c. 25. 46. 7) Ptolem. I. 20. Beral. A. Ben. Wilhelm. Die Festzüge des Trajanus S. 4 fg. Mehrere haben unter Oberrhein einen besondern Fluß verstanden.

vor Cäsar's Ankunft aus Germania in diese Gegenden gekommen und die früheren Bewohner verdrängt haben. Sie sollten nun in ihrem Gebiete als römische Provinz gleichsam eine Grenzwaage gegen das Andrängen der Germanen vom Rheine her bilden. Sie waren an kriegerischem Mutho den Germanen ähnlich und ließen sich nicht so leicht wie die Gallier aus ihrem Gebiete vertreiben⁸⁾. An den Mündungen des Rheines, der Naas und auf beiden Ufern der Waal hatten die Bataver ihre Sige, welche, ursprünglich vom Stamme der Chatten gehörend, von ihren Feinden bedrängt über den Rhein gegangen waren. Oberhalb derselben hielten die Menapii die Ufer des Rheines besetzt, ein belgischer Volksstamm, welcher, wie bereits angegeben, auch diesseits des Rheines ein Gebiet besessen hatte, aber von den Usipeten und Tenctheren daraus vertrieben worden war. Noch weiter hinauf an den Mündungen der Mosel und Nava (Nava) hatten die mächtigen und kriegerischen Treveri ihre Sige, welche, wie bemerkt, stolz darauf waren, von den Teutonen abstammend und in ihren Sitten und Bräuchen von diesen wenig verschieden waren⁹⁾. Auch haben sie oft die Teutonen aufgefodert, über den Rhein zu kommen, sich mit ihnen zu vereinigen und den Kampf mit den Römern gemeinschaftlich aufzunehmen¹⁰⁾. Zwei bereits erwähnte kleinere germanische Stämme waren die Segni und Condrusi zwischen den Treverern und Eburonen. Alle diese Völkerschaften waren unter der Germania prima und secunda begriffen. Dazu kamen noch die Bannionen in der Gegend von Mainz, Worms und Strasburg, die Remeter in der Gegend von Speier, und die Treborer (Tribocci, Tribocci) zwischen Strasburg und Breisach¹¹⁾.

§. 10. Noch vor Drusus war M. Vipsianus Agrippa, der tüchtigste Feldherr und Rathgeber des Augustus, über den Rhein gegangen, jedenfalls seit Cäsar der erste römische Herrführer. Dies war im J. 39 v. Chr. geschehen und er war an derselben Stelle übergegangen, an welcher Cäsar seine zweite Brücke geschlagen hatte. Agrippa führte die von ihrem Stammesgenossen fast bedrängten Uiber über den Rhein und wies ihnen hier neue Wohnsitze an, wie ihm Augustus aufgetragen. Allein die Sogombrer, Usipeten und Tenctherer, griffen unter ihrem Herrführer Welo nicht nur die neuerschaffene Provinz am linken Rheinufer an, sondern erschlugen auch mit altem Eifer alle Römern, welche sich des Handels wegen zu ihnen begeben hatten. Der römische Feldherr M. Vinicius trieb sie zwar zurück und fiel in ihr Land ein, ohne sich jedoch hier lange aufzuhalten¹²⁾. Im J. 14 v. Chr. wurde M. Vipsianus

Agrippa zum zweiten Male nach Gallien geschickt, um inneren Zwistigkeiten und äußeren Einfällen zu beugen, und vermochte als umsichtiger und kriegsfähiger Staatsmann schon durch seine Anwesenheit die Ruhe wieder herzustellen¹³⁾. Ihm folgte Tiberius, der ältere Stiefsohn des Augustus, welcher ein Jahr hindurch den Oberbefehl über die gallischen Legionen führte und am Rheine fortsetzte, was Agrippa begonnen hatte, worauf M. Lollius sein Nachfolger wurde. Dieser, ein habichtiger Mann, schickte einst 20 Centurionen mit ihrer Mannschaft zu den Sogombrern über den Rhein, um hier Tribut einzufordern. Allein die Sogombrer schlugen dieselben ans Kreuz und fielen hierauf mit den Usipeten und Tenctheren vereinigt in Untergermania ein, lösteten die gegen sie vorrückende Reiterei in einen Hinterhalt, schlugen dieselbe und drangen bis zum römischen Lager vor, wo sie den genannten römischen Feldherren selbst besiegten und den Abster der fünften Legion erbeuteten. Die Schmach war größer als die Niederlage. Jedoch eilte Augustus selbst nach Gallien, worauf die Germanen sich zurückzogen, sich zum Frieden erbieten und Geiseln stellen¹⁴⁾. Das den Lollius betroffene Unglück mochte die Ursache des neuen Planes sein, welchen Augustus nun entwarf. Er glaubte nämlich die Provinz Gallien nicht eher völlig sichern zu können, bis er Germania, wenigstens die in der Nähe des Rheines wohnenden Völkerschaften, völlig bezähmt und unterworfen und dieses Land ebenfalls in eine Provinz verwandelt habe. Nachdem Tiberius, Drusus und Publ. Silius mit drei Heeren die Bewohner der Alpen, namentlich Rhätien und Noricum unterworfen, drang Tiberius mit einem Heere von Gallien aus am Rheine herauf vor, erreichte den Bodensee, ließ hier eine Flotte bauen und unterwarf die Rindeln¹⁵⁾. Aus den gewonnenen Ländern wurden drei neue Provinzen geschaffen, Noricum, Rhätien, Rindelnien mit der bald ausblühenden Colonie Augusta Vindelicorum, durch welche die Herrschaft der Römer diesseits der Alpen einen wichtigen Stützpunkt erhielt. — Augustus kehrte nach zweijährigem Aufenthalte in Gallien nach Rom zurück und überließ den Oberbefehl über die die Rheingrenzen bewachenden Legionen dem Claudius Drusus, da M. Vips. Agrippa bereits zu weit im Alter vorgerückt war und bald darauf aus dem Leben schied. Drusus, ein junger Mann von 25 Jahren, mit vielen Tugenden ausgestattet, hatte kaum den Oberbefehl übernommen, als er Entlasten zu einer gründlichen und möglichst dauerhaftesten Unterwerfung Teutschlands machte. Zunächst wurden die tapferen Bataver durch ein Freundschaftsbündniß gewonnen. Die Uiber waren die alten Freunde der Römer. Von dem Gebiete dieser beiden Stämme aus

8) Caesar. Bell. Gall. VIII, 25 von den Treverern: „cultu et feritate non multum a Germanis differbat (sc. eorum civitas).“

9) Beryl. J. Steininger, Geschichte der Treverer unter der Herrschaft der Römer S. 12 ff. 10) Caesar. Bell. Gall. VI, c. 2. 11) Beryl. Jo. Nic. Honthelm, Prodomus historiae Trevirensis, exhibens origines Trevirenses. Part. I. p. 6 seq. — und J. Steininger, Geschichte der Treverer. I. Th. S. 9 ff. Wilhelm, Geschichte des Drusus S. 7 ff. 12) Strab.

VII, 1, 4. Dion Cass. LIII, c. 26.

13) Dion Cass. LIV, c. 11.

14) Tacit. Annal. I, 10. Propert. IV, 6, 75. Horat. Carin. IV, 14.

15) Strab. VII, 1, §. 5. Dion Cass. LIV, c. 22. Velleius Paterculus II, 95. Horat. Carin. IV, 14. Livius, Epit. CXXXVI.

Bei dieser Gelegenheit wurden zum ersten Male die württembergischen Quellen der Donau aufgefunden. Beryl. Strab. VII, 1, p. 292. Casaub. Bened. Wilhelm, Germanien und seine Bewohner S. 33; Drusus S. 13.

soften die Unternehmungen begonnen und geleitet werden und hier ihren Stützpunkt haben. Welche Anstalten er außerdem durch Auslegung zahlreicher Gastelle und Wasserplätze, durch Ausföhrung eines Kanals zur Herstellung einer Wasserstraße in die Nordsee getroffen habe, ist bereits bei Betrachtung der römischen Befestigungslinien entwickelt worden (s. oben Abschnitt I. §. 40 fg.). Sein Plan war, in das teutsche Meer zu gelangen, die Nordküste Deutschlands zu besetzen und die Mündungen der Ems, Weser und Elbe als Landungsplätze zu benutzen¹⁶⁾. Im Jahre 12 v. Chr. (742 arb. cond.) unternahm Drusus seinen ersten Feldzug gegen das nördliche Deutschland¹⁷⁾. Nachdem er die in Gallien ausgebrochenen Unruhen gebämmt und die Germanen (nämlich die Sygambren mit den Usipeten und Tencteren, wozu noch die Chatten getreten sein mochten), welche über den Rhein zu gehen und sich mit den Galliern gegen die Römer zu vereinigen unternommen hatten, zurückgeschlagen, ging er selber über den Fluß, rückte in das Gebiet der Usipeten ein und drang Alles verheerend in das Land der Sygambren vor¹⁸⁾. Allein er wollte durch diese Pörsfahrt noch nicht erobern, sondern nur scheeren und im Zaume halten, wie Cäsar, um für seine weiteren Pläne ungestört freien Spielraum zu gewinnen. Zugleich ging er darauf aus, die alte noch nicht erloschene Stammeinsicht der Slaven- und Ingävonenvölkerschöften zu benutzen, um durch Bündnisse mit der einen Partei seinen Waffen einen entscheidenden Erfolg zu verschaffen. Die Ingävonen hatten ihre Wohnplätze vorzüglich an der Nordküste Germaniens hin bis zur Ostsee. Ihnen waren von jeher die Bewohner des Mittellandes verhaßt und es konnte daher dem Drusus eben nicht schwer halten, dieselben zu gewinnen und mit ihrem Beistande die letzteren zu bekämpfen. Wenigstens gelangen solche Manoeuvres in der Regel der schlauen römischen Diplomatie und Politik gegen die ehtlichen Teutschen. Drusus segelte nun mit seiner Flotte durch den von ihm angelegten Kanal in den Fluvius und von hier in das teutsche Meer, der erste römische Herrführer, welcher in diesen Gewässern erschien. Während der Fahrt bemächtigte er sich mehrerer Inseln, welche er dann als wichtige Punkte für seine weiteren Unternehmungen besetzt hielt¹⁹⁾. Die Friesen unterwarfen sich dem römischen Feldherrn und verkündeten sie zu einem in Stierhäuten beschendenden Aribute. Sie wurden

zugleich seine Bundesgenossen und schlossen sich der römischen Flotte mit einem Heere zu Lande an. Drusus drang nun in die Mündung der Ems ein, fuhr Stromaufwärts und besand hier einen Kampf zu Schiff mit den Bructeren²⁰⁾. Es war nicht seine Absicht, sich lange hier aufzuhalten, sondern er segelte nun Stromabwärts in das Meer zurück, um das Gebiet der Chauken anzugreifen, welches sich von der Mündung der Ems bis zur Elbmündung hinog. Indem er aber seine Fahrt über einen sich in das Gebiet der Chauken erstreckenden See ausföhrte, brachte ihn die eintretende Ebbe in Gefahr, indem die Flotte auf feichte Stellen gerieth. Die Friesen kamen ihm zu Hülfe und retteten ihn²¹⁾. Einige haben jenen See für den Dollart, Andere für den Jaderbusen gehalten²²⁾. Beide können damals eine andere Gestalt gehabt haben. Wäre es der Jaderbusen gewesen, so mußte Drusus auf der Ems ins offene Meer zurück und dann bis an die Mündung der Weser gefahren sein²³⁾. Er führte nun seine Flotte nach dem Rheine zurück. Im folgenden Frühjahr stand er an der Spitze der Legionen am Rheine, ging über den Fluß und unterwarf die Usipeten. Hierauf ließ er eine Brücke über die Lippe schlagen, rückte in das Gebiet der Sygambren ein, durchstieß die Basseie und gelangte bis zur Weser, während die Sygambren zu einem Kriege gegen die Chatten ausgezogen waren. An der Weser errichtete er die von Ptolemäos erwähnten Tropaea Drusi²⁴⁾ und kehrte zum Rheine zurück. Wahrscheinlich bewog ihn zur Rückkehr die erhaltene Kunde, daß sich mehrere germanische Stämme vereinigt hätten, um ihn den Rückzug abzuschneiden. Auch wurde er wirklich von allen Seiten umschwärmt und erlitt durch Hinterhalt einen großen Verlust. Ja die Geruser, Sueven und Sygambren hielten die Vernichtung des römischen Heeres für so gewiß, daß sie schon im Voraus über die Vertheilung der Beute übereinkamen. Die Geruser hatten sich die Reste, die Sueven das Gold und Silber, die Sygambren die Gefangenen ausbedungen. Allein in ihren vorläufigen Siegeshoffnungen verfaulmen sie einen wohlberechneten geordneten Angriff und so wurden ihre zerstreuten Haufen um so leichter zurückgeschlagen. Sie beschränkten sich dann nur auf Attaquen aus der Ferne. Drusus ließ nun bei dem Zusammenflusse des Elison und Luppiss (Alm und Lippe) einen Waffenplatz aufzuführen, wo es die römische Kunst hielten, um hier einen Hauptplatz für das innere Germanien zu gewinnen. Ein zweiter Waffenplatz dieser Art wurde in der Nähe des dreieckigen Rheinuferd im Lande der Chatten herge-

16) Beryl. B. Wilhelm, Die Feldzüge d. Drusus S. 19 fg.
17) An demselben Jahre lassen K. v. Sprenger und E. Hirt (Zur Geschichte der römischen Staaten und ihrer geschichtlichen Geographie Taf. I.) Augustus Vindelcorum (Wendburg) und Vindobona (Wien) gründen und durch Piterius mit Hilfe der Herakliden die empören Pannonier besiegen. Die Btage des Drusus werden bei 12-9 vor Chr. angesetzt. 18) Dion Cassius LIV. c. 32. 19) Strab. VII. 1, 291. Casaub. „ἐξυπόστρο δὲ οὐ μόνον τὰν ἰσθμὸν τὰν ἁλῆϊν, ἀλλὰ καὶ τὰς ἐν τῷ αὐτοῦ ἡμῶν, ὅτε τὴν καὶ ἡ Βουγαλιε, ἢ τὴν πολιορκίαν εἶς.“ Plin. H. N. IV, 27. „Tres et viginti inde insulas Romanorum armis cognitatas. Harum nobilissima Burchana. Fabaria nostra dicta a frugis similitudine sponte provenientis. Item Glesaria. a nucino milissia appellata: a barbaris Austrania, praeterque Actania.“

20) Strab. VII. 1, 291. Cas. Ptolemäos (II. c. 11) nennt da, wo dieser Schiffkampf stattgefunden, Siardland und Teudorium als Orte oder nach seiner Weise als Städte, wovon das letztere wahrscheinlich aus „von tundra“ entstanden ist. 21) Dion Cass. LIV. 32. 33. 22) Beryl. B. Wilhelm, Die Feldzüge des Drusus S. 30 fg. 23) Wilhelm (a. a. O. S. 31) entscheidet sich für die entferntere Jader, „da zugleich weit besser als der Dollart zu seinen strategischen Plänen sich eignete, da er hier, wenn die Landung gelang, wie zuvor bei den Friesen, den größten Theil des Gebietes der größeren Chauken umgangen hatte.“ 24) Ptolem. II. c. 11. §. 28.

stellt“). Drusus eilte hierauf nach Rom und nach seiner Rückkehr entwarf er die weiteren Pläne zur Erneuerung des Krieges. Moguntiacum war diesmal der Stützpunkt seines Feldzuges. Ein anderes Castell auf dem rechten Rheinsufer, Moguntiacum gegenüber, gewährt ihm einen festen Haltpunkt aus auf dieser Seite, sowie er sich überhaupt eine feste Linie bis zum Lahnus hin gesichert hatte“). Diese Castelle und Befestigungen der Römer waren den germanischen Stämmen natürlich wie Feindburgen verhasst und erregten die Besorgnis einer völligen Unterjochung. Diejenigen Chatten, in deren Nähe der bezeichnete Waffenplatz angesetzt worden war, verließen ihre Wohnsitze und vermischten sich mit den Sogambren, von welchen sie aufgenommen wurden. Drusus ging nun in der Nähe von Bonn über den Rhein und mochte sich südwärts nach dem Lahnus hin wenden. Er brachte den Chatten und Sogambren eine Niederlage bei und vererbte ihr Gebiet“). Belgische Hiltföcker und Nervier unter ihren Führern, Senectius und Anectius sollen sich bei dieser Expedition auszeichnet haben“). Die erwähnten Chatten des Drusus gehörten dem 10. Jahre v. Chr. an“). Mit Beginn des darauf folgenden Winters führte Drusus aus dem Lande der Sogambren, sowie Tibcrius aus Pannonien zurück und beide gingen mit Augustus, welcher sich im lagunenreichen Gallien aufhalten hatte, nach Rom, wo Drusus (Jahr 9 v. Chr.) mit Titus Quinctius Crispinus zum Consul designirt wurde. Drusus wartete aber den Antritt seines Consulats nicht ab, sondern eilte noch vor dem 1. Jan. nach Moguntiacum, wo ihn seine Leuten erwarteten, um die Kriegsunternehmungen von Neuem zu beginnen. Er ging abermals über den Rhein, rückte bis zu den neuen Befestigungen auf dem Lahnus“) vor und warf sich von hier aus auf die Chatten“). Sein Feldzug war diesmal mit großen Anstrengungen und baumreichen Kämpfen verknüpft. Allein er bewältigte endlich die von den Marcomannen und Cheruskern unterführten Chatten in ihrem eigenen Gebiete und drang bis zu den Grenzen der Suaven vor, wo er den Marcomannen eine große Niederlage beibrachte. Dieselben zogen sich nun in das Innere ihres Landes zurück, um den römischen Heerführern auszuweichen, und wurden dann von Marobd weiter östlich in das nördliche Donaugebiet, namentlich in den südlichen Theil des heutigen Böhmens geführt, wo sie nach Verdrängung der Boii das Land in Besitz nahmen. Wahrscheinlich wurden durch diese Besitznahme auch die Hermunduren

theilweise aus ihren Wohnsitzen vertrieben, im Fall sie nicht dieselben freiwillig aufgegeben haben. Später, einige Jahre nach dem Tode des Drusus, rückten mit Genehmigung der Römer die Hermunduren in das von den Marcomannen verlassene Gebiet ein“). — Drusus hatte sich nach Befiegung der Marcomannen und Chatten gegen die Cherusker gewandt, die Berra, damals noch Visurgis genannt, überschritten und sich einen Weg durch den thüringer Wald gebahnt, war dann siegreich über die Saale gegangen und bis zum Ufer der Elbe vorgebrungen. Auch über diesen Strom zu gehen und noch weiter vorzudringen, soll seine Absicht gewesen sein“). Allein seine siegreiche Laufbahn ging zu Ende. Am Ufer der Elbe soll ihm eine weibliche Gestalt in übermenschlicher Größe erschienen und ihn also angetruet haben: „Wohin streichst du noch, unerfättlicher Drusus? Es ist dir nicht gestattet, Alles dieses zu sehen. Kehre zurück, das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist herangekommen“). Man hat diese von römischen Historikern erzählte Begebenheit auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Am einfachsten würde die Vermuthung sein, daß eine mit prophetischen Gaben ausgestattete kühne Frau aus einem an der Elbe hausenden germanischen Stamme, eine Drude von ungewöhnlich hoher Gestalt, es unternommen hatte, an den römischen Heerführern ihre Worte zu richten. Gestalten von seltener Größe gab es damals unter truischen Männern und Frauen genug. Eine solche folgte entweder ihrem eigenen Drange oder sie sprach im Auftrage eines Fürsten. Germanische Frauen und Jungfrauen mit prophetischer Gabe haben ja auch zu anderen Zeiten in ähnlicher Weise sich gezeigt und unter vielen haben wir gewiß nur die Namen von wenigen kennen gelernt; die Welledo, die Aurinia, die Ganna. Eine galische Drude hatte den Alexander Severus gewarnt und gemahnt, als er den Krieg gegen die Germanen beginnen wollte. Er wurde bald darauf ermordet“). So mahnte später den Attila eine Runenjungfrau zurückzugehen und er folgte“). Drusus ging zurück, gleichviel ob ihn jene Anrede oder die herannahende rauhe Jahreszeit oder die Vorfürst des Augustus oder die Gefahr in so weiter Entfernung vom Rheine dazu bewogen. Dinehin wurde der allen römi-

32) Dion Cass. Fragm. a Jac. Morello edita p. 32. Vergl. Gerbod's Neue kritische Bibliothek I, 2. S. 214. (1825.)

33) Nach Strabon's Bericht VII, 1. 291. Cass. hatte Augustus seinen Heerführern in Germanien überhaupt nicht erlaubt, die Elbe zu überschreiten. Sie sollten die Völker jenseits der Elbe in Ruhe lassen, wenn sie selber ruhig blieben, damit sie nicht durch Angriffe aufgeschreckt und gereizt sich mit den dieselben Völkern vermingen und den Kampf gegen die Römer gemeinschaftlich führen könnten. Den Drusus läßt Strabon (l. c.) zwischen der Saale und dem Rhein Kriegsführen und hier sein Ende finden: „fere et ad Edalae campum, et parvum val vad Pyreni nobilem val scaropthum Apodocis Insularum & Equorum.“ Zeddo I, 2. p. 14. Cass. bemerkt er: wie Alexander einst Asien ertrief und kennen gelernt habe und Europa bis zum Jffres, so die Römer das westliche Europa bis zur Elbe, welcher Fluß Germania in zwei Hälften scheide. 34) Sueton. Claud. c. 1. Dion Cass. LV, c. 1. 35) Aelius Lampridius, Alexander Sever. c. 60. 36) Vergl. Wilsch, Die Feldzüge des Dausus S. 33.

25) Dion Cass. LIV, c. 33. 26) f. oben Abschn. I. 6. 40 über die römischen Befestigungslinien. 27) Dion Cass. LIV, c. 30: „— rā pñr hōmōm, rā d' hyspōdōm.“ 28) Livius, Epit. CCXXIX. Vergl. Wilschm a. a. D. S. 44 fg. 29) Vergl. Wilschm a. a. D. S. 43 fg. Syriacus und Dänle, Tabellat. I. 30) Bei Ptolem. II, c. 11. S. 59 „Agrorum, wahrscheinlich von arx Tanni. 31) Eine topographische Darstellung dieses Juges hat auch Ptolem (De asid. Chorocorum p. 27 seq.) zu geben versucht. Er läßt ihn bis zur Berra verdrängen, über diesen Fluß gehen und durch den nördlichen Theil des thüringer Waldes bis zur Elbe (nicht fern von der Saale) gelangen u. f. w.

sehen Herrschaften dieser Art der Rückzug endlich zur Nothwendigkeit, da die Bedürfnisse des Heeres in solcher Entfernung nicht mit Sicherheit beschafft werden konnten. Allein bevor Drusus den Rhein erreicht hatte, fiel er in eine Krankheit, welche seinem Leben ein Ende machte³⁷⁾. Dion Cassius hat die Todesart nicht angegeben. Nach dem Epitoma des Livius war sein Pferd gestürzt und über seinen Schenkel hingefallen. Dadurch war ihm derselbe gebrochen worden, was ihm den Tod brachte³⁸⁾. Die übermüdeten germanischen Stämme verhielten sich nach dem Hinscheiden des kühnen römischen Feldherrn völlig ruhig, sei es, daß sie die Uebermacht der römischen Waffen anerkannten oder daß sie erst abwarten wollten, was von Rom aus weiter verfügt und wie nun gegen sie verfahren werden würde. Leider betrachteten die Römer nach herkömmlicher Weise die von Drusus siegreich durchzogenen Länder schon als sicheren Besitz, als künftige transrhennanische Provinz und in diesem Sinne entwarf auch Augustus seine weiteren Pläne.

§. 11. Im achten Jahre v. Chr. begab sich Augustus mit dem Tiberius an den Rhein und übertrug diesem den Oberbefehl über das Heer. Tiberius war von anderem Charakter als Drusus mit geringerem Heldenthum und Unternehmungsgelüste, mit größerer Neigung zur Arglist und schlaue Berechnung der Verhältnisse. Er ging über den Rhein, um das von Drusus Gewonnene zu sichern. Die teutschen Stämme, gewiss der Ruhe und frischer Stärkung bedürftig, schickten Gesandte an den Kaiser ab, um die Bedingungen des Friedens zu vernehmen. Allein da die Sygambren an der Gesandtschaft nicht Antheil genommen hatten, verweigerte Augustus den Frieden. Daher wurden die letzteren von den übrigen Stämmen bewogen, ebenfalls Gesandte an den Kaiser abgeben zu lassen. Allein dieser, wahrscheinlich auf Anrathen des Tiberius dazu getrieben, ließ die zahlreichen Abgeordneten, die hervorgetragenen Männer der teutschen Völkerschaften, ergreifen und als Geiseln in die Städte der Gallier vertheilen, eine That, welcher jedenfalls Cäsar's Verfahren gegen die Usipeten und Tenctherer zum Vorbilde diente³⁹⁾. Ergreifend über jenes Verfahren machten die edlen Abgeordneten sämtlich ihrem Leben gewaltsam ein Ende⁴⁰⁾. Nachdem so die Völker ihrer Führer und Rathgeber beraubt waren, drangen die römischen Legionen unter Tiberius in Teutschland vor, ohne Widerstand zu finden, was ganz natürlich war, da jene aus dem Bericht ihrer Angeordneten warteten. Sie verhielten sich eine Zeit lang ruhig, vergalteten aber den Römern bald darauf vielfach ihre Arglist, wie Dion Cassius bemerkt, wobei er sich wahrscheinlich auf die Niederlage des Varus bezieht⁴¹⁾. Nur auf diese Weise und nach solchen Vorgängen konnte

bei dieser römischen Expedition möglich werden, 40,000 Sygambren, wie berichtet wird, aus Germania über den Rhein zu führen und in Gallien anzusiedeln. Wahrscheinlich waren dieselben einzeln in ihrem Gebiete ausgegriffen und da Widerstand unmöglich war, mit fortgeschleppt worden. Oder es hatten sich größere Haufen widerstandlos ergeben⁴²⁾. Tiberius trat bald darauf vom Schauplatze seiner Thaten zurück, gab den Oberbefehl über die ihm anvertrauten Legionen auf und ging nach Rhodos, wo er geheimer Familienverhältnisse wegen sieben Jahre verlebte⁴³⁾.

§. 12. Was unmittelbar nach der Entfernung des Tiberius in Teutschland vorgegangen, haben uns die Alten nicht gemeldet. Nur so viel wissen wir, daß in Teutschland Unruhen ausbrachen und daß Domitius Ahenobarbus beauftragt wurde, dieselben zu beschwichtigen. Er hatte bisher den Oberbefehl über das am Danubius stehende Heer geführt und war hier mit den Germanen in Berührung gekommen. Dieselben hatten ihre früheren Bedürfnisse verlassen und streiften umher, um neue aufzusuchen. Wahrscheinlich hatten sie, wie früher die Kimbern und andere Stämme, den römischen Feldherren um Land ersucht. Denn dieser gestattete ihnen einen Theil des Gebietes zu besetzen, welches die Marcomannen längst aufgegeben hatten⁴⁴⁾. Wahrscheinlich gehörten jetzt zu diesem Gebiete auch die *agri decumates*. Domitius Ahenobarbus drang weit in Teutschland vor und stellte die Ruhe wieder her. Er schlug auch zwischen dem Rheine und der Weser die oben erwähnten langen Brücken (*pontes longi*) über Moore und Sumpf, durch welche der Marfch der Legionen und die Communication sehr erleichtert wurden⁴⁵⁾. Auch soll er viel weiter in Germania vorgebrungen sein als irgend ein Anderer vor ihm; er soll über die Elbe gezogen und am jenseitigen Ufer dem Augustus einen Altar errichtet haben, weshalb ihm die Triumpfhinführung zu Theil geworden⁴⁶⁾. Sein Aufenthalt in Germania war jedoch von kurzer Dauer. Auch ihm finden wir den Marc. Vinicius an der Spitze der römischen Legionen. Er

43) Sueton. Tiber. c. 9: „quadraginta millia deditiorum trajecit in Galliam.“ Vergl. d. Läden, Geschichte des deutschen Volkes. I. Bd. S. 196 fg. Ann. c. 656 fg., welcher in Ungewissheit läßt, ob es Sygambren, Sueven oder ein anderes Volk gewesen sind. 44) Dion Cass. LV. c. 9. 45) Fragments Dionia Cass. ed. Morelli p. 32 und d. Läden, Gesch. des deutschen Volkes. I. Bd. S. 200 fg. Anmerk. S. 652. 46) Tacit. Annal. I, 63. Wie kommen unten bei Betrachtung der Geschichte des Germanien auf dieselben zurück. 46) Tacit. Annal. IV. c. 44. Sueton. Neron. c. 4. 34 habe bereits §. 10. Ann. erwähnt, daß Strab. VII, 1. 294. Cas. berichtet, Augustus habe seinen Feldherren in Germania nicht gestattet, über die Elbe zu gehen, um die jenseitigen Germanen nicht zu reizen (*ut non alius de yroquoque virgiter, et intrare voles Exuperius et Esparus ausuissent ror Alis v. r. l.*). Da nun aber Domitius Ahenobarbus ein in allen Dingen tollkühner und extravaganter Mann war, daß Vorbild seines Onkels Nero), so ist entweder anzunehmen, daß er sich an die Vorschriften des Augustus nicht gehalten habe, oder daß diese Vorschriften erst nach diesem Ueberzuge gegeben, da daß sie vielmals dadurch erst veranlaßt worden sind.

37) Dion Cass. LV. c. 1. 38) Livius. Epit. CLX. c. 1. 39) Dion Cass. LV. c. 6. 40) Dion Cass. I. c. Aus den Worten dieses Historikers begreift man leicht, daß er das Schändliche in diesem Verfahren gestiftet und genehmigt habe. 41) Dion Cass. I. c. 1: „*interdum enim nullis re captivis apud voie Paupiois devandis.*“

römischen Provinz. Hatte dies schon die Dalmater und Pannonier empört³¹⁾, so mußten wol die Germanen noch mehr erbittert werden³²⁾. Ramentlich empfand ein junger, von kühnen Hoffnungen und Entschlüssen erfüllter Mann, Armin (Ermin), ein Cereusler, von den Römern Arminius genannt, diese Schmach mit tiefem Groll und er sann auf Mittel und Wege, sein Volk zu befreien. Er war der Sohn Segimirs, eines kerkischen Fürsten, hatte im römischen Heere gedient und die römische Kriegskunst kennen gelernt. Da die Cereusler Hülfsgruppen zu den Legionen des Varus hatten stellen müssen, so war Arminius einer der Anführer dieser Truppen geworden. Er war sogar mit der römischen Bürger- und Ritterwürde geschmückt und im Lager des Varus sehr beliebt. Da dieser Feldherr schätzte ihn selbst hoch und zog ihn den übrigen germanischen Anführern vor. Allein ihm standen Freiheit, Ehre und Würde eines deutschen Fürsten höher als römische Gunst und er konnte die Kraft seines Volkes. Sein unbittlicher Feind war sein eigener Schwiegervater Segestes, ein anderer Fürst der Cereusler, dessen bereits einem anderen Bewerber zugesagte Tochter mit ihrer Einwilligung von Armin entführt worden, wie Tacitus berichtet³³⁾. Dieser bemühte sich nun, den Arminius bei Varus verächtlich zu machen und enthielt dessen ihm nicht unbekannt gebliebenen Pläne. Allein Varus entzog dem Armin sein Vertrauen nicht, ließ ihn in seiner Würde und Stellung und hielt die Angaben des Segestes für Äußerungen persönlicher Feindschaft. Nun traf es sich um diese Zeit, daß sich im Norden (oder nordwestlich, nordöstlich) des römischen Lagers ein Volk erhob und einen Aufstand gegen die Römer veranlaßt hatte, vielleicht zufolge einer Verabredung mit mächtigeren Stämmen³⁴⁾. Der Name dieses Volkes wird nicht genannt.

Nachdem Varus davon benachrichtigt worden war, beschloß er mit seiner ganzen Nacht schlüssig den Aufstand zu dämpfen und rief die Führer der deutschen Hülfsgruppen zu einem Gastmahl zusammen, um ihnen die nötigen Instruktionen zu erteilen. Entweder glaubte er an ihre Treue oder wollte wenigstens den Schein annehmen, daran zu glauben. Er brach mit seinem Heere in der ersten Hälfte des Septembers des 9. Jahres n. Chr. auf, während die deutschen Heerführer mit ihren Hülfsgruppen folgten. Auf dem Zuge schienen sich die deutschen Hülfsgruppen Anfangs bloß der Subordination entzogen zu haben, ohne einen Angriff zu wagen. Dieses oder eine andere Veranlassung verursachte gegenfeitige Händel, welche Varus gütlich beizulegen suchte. Als aber die Legionen bereits in die Wälder und Sümpfe gerathen waren, durch welche der Weg führte, und nun die römischen Krieger nach herkömmlicher Weise beschäftigt waren, Bäume zu fällen, den Weg zu bahnen, die Sümpfe zu überbrücken, da zeigten sich bald die den Römern verderblichen Absichten der germanischen Hülfsführer. Varus ließ nun zwar bei so plötzlich drängender Gefahr Halt machen und so gut es möglich war, nach römischer Kriegsordnung ein Lager aufschlagen, um hier die Legionen zu ordnen und zusammenzuhalten. Allein ein längerer Aufenthalt war hier nun doch nicht möglich. Am folgenden Tage brach Varus abermals auf und schlug einen anderen Weg ein, wahrscheinlich links ab, um den besten Pfad Aliso und von da den Rhein zu erreichen. Er gelangte noch einmal auf ein freies Terrain, wo sein Heer tapfern Widerstand leistete. Allein von hier aus gerieth es in die Schluchten und Engpässe des teutoburger Waldes, welcher durch Regen und Sturmwind noch schauerlicher wurde. Noch ein Mal wurde der Versuch gemacht, für die Nacht ein Lager zu bestreiten. Allein es konnte nicht vollendet werden. Am folgenden Tage begann der Todeskampf. Varus bereits verwundet und an der Rettung seiner Legionen zweifelnd, stieß sich selber das Schwert in die Brust und seinem Beispiele folgten mehrer der unter ihm stehenden Führer. Das ganze Heer ging zu Grunde bis auf wenige, welche im Gestrümm irgend einen Ausweg fanden und Zeit gewannen, zu entkommen und welche sechs Jahre später im Heere des Germanicus die einzelnen Stellen im bezeichneten Walde angeben konnten, an welchen Varus und seine Legati gefallen, an welchen die Legionsabtheilungen von den Feinden zerstreut, wo Arminius ein Tribunal aufgerichtet und eine Rede gehalten u. f. w.³⁵⁾.

33) Dion Cass. LV. c. 70: „ταῖς γὰρ εὐνοῖαις τῶν γυναικῶν οὐ συνεκρίθησαν ἀποφασισμένοι κ. τ. λ.“ 34) Dion Cass. LV. 18. Hierus schiebt die ganze Schuld auf den Varus, als einen vernünftigen römischen Degenknap (LV. c. 12. §. 30–32: „Vari Quintili libidinem ac superbia hanc aetiam hanc aetiam aetiam odium coepere. Avaritia vero aetiam coepit et incute hanc aetiam coepit, quod violentiam barbarorum victoris virgine et pueris voca pones habere.“). Auch Dion Cassius (LVI. c. 18. 19.) stimmt hiermit vollkommen überein. Varus hatte früher in Germanien gestanden und war jedenfalls mit der Natur, dem Charakter und der Tapferkeit der germanischen Stämme zu wenig bekannt. 35) Annal. I. 55. 56. 57) Dion Cass. LV. c. 19. Götterheimlich war der Aufstand deshalb veranlaßt worden, daß Varus, um denselben zu beschwichtigen, seinen Weg durch Wald und Sümpfe einschlagen sollte. Dagegen ist H. Luden I. Bd. Ann. S. 661 fg., welcher mit patriotischem Eifer die Deutschen gegen solche Anschuldigungen zu reinigen sich bemüht. Aus Allem, was die Alten hierüber berichten, und aus der Zusammenfassung aller Umstände ergibt sich, daß der Ueberfall nach einer Verabredung stattfand und eine wirkliche Conjuratur stattgefunden hatte. Die deutschen Fürsten und Heerführer hatten Götterheimlich genug abgemacht, mit der römischen Kriegskunst auch die Kriegskunst zu lernen und diese zur rechten Zeit anzuwenden. Wie die Parthier das römische Heer in ihre Sandwüsten lockten, um es hier zu vernichten, so wurde Varus mit seinen Legionen offenbar absichtlich in solche Regionen geführt, wo sein Untergang leicht zu berechnen war. Und der Himmel gab dazu seinen Segen durch anhaltenden Regen. Die deutschen Heerführer waren hier die Istauren und Varus der de-

thörte. Aus zufälligen Begebenheiten wüßten sich die drei teutoburger Legionen, wenn auch nicht ohne Verlust, herausgehoben; aber hier war Alles auf ihren Untergang berechnet, und die Berechnung war richtig. Vergl. O. W. v. Düring, Was schlug Hermann den Varus? S. 8. S. 141–149. Dr. Schmid hat in einer Abhandlung die drei Tage der Hermannschlacht auf den 9., 10. und 11. Sept. des bezeichneten Jahres angesetzt.

37) Tacit. Annal. I. 60. 61. Im Bonn befindet sich eine antike Marmorstatue eines in diesem Kampfe gefallenen, mit allen Ehrenzeichen ausgestatteten Legaten oder Tribunen, ein bald nach dem Ereignisse hergestelltes Gedenkmal mit zwei kleineren Nebenfiguren.

Arminius hatte mit seinen Oberkürern bei diesem Unternehmen die Hauptrolle gespielt und das Ganze geleitet“). Ueber die Stelle, wo das römische Heer zu Grunde gegangen, hat man seit Jahren gestritten und Untersuchungen angestellt, und viele Schriften sind hierüber zu Tage gekommen“). Es ist hier nicht der Ort, und es näher auf diese Frage einzulassen. Jedenfalls sind die Stellen des ersten und zweiten Angriffs der Teutonen, auf welchen letzteren erst die Hauptniederlage erfolgte, zwischen der Weser und Lippe in der Nähe von Detmold zu suchen. Der Erfolg dieser Vernichtung des römischen Heeres war in sofern groß und wichtig, als der Unterwerfungsplan des Augustus für alle Zeiten aufgegeben wurde und alle folgenden Feldzüge der Römer gegen Deutschland theils Ehrenrettung, theils Einschüchterung bezweckten, seine Unterwerfung. Allein man darf nicht glauben, daß die Römer den teutschen Stämmen die Entstehung erspart haben. Die armen Völker am Rheine und an der Donau sind oft genug durch grauenhafte Ueberfälle der Römer bis in den Anfang des 5. Jahrh. hin schrecklich heimge sucht und oft genug erbarungslos alles Lebende, Kinder und Greise und Frauen ermordet worden, wo wir weiterhin sehen werden. Schon Germanicus übte schreckliche Rache an den im schließlichen Frieden lebenden Marern, durch seinen plötzlichen Ueberfall, von welchem diese nicht die geringste Kunde erhalten hatten.

§. 15. Die Germanen, welche man nach diesen Ereignissen ein abermaliges Eindringen und Festsetzen römischer Legionen verhindern, wenigstens erschweren wollten, zerschloßen hierauf die von den Römern angelegten festen Plätze und Castra, wo ihnen auch gelang, da Widerstand nicht vorhanden war. Nur der feste Wassenplatz Aliso hielt sich lange, bis sich endlich der tapfere L. Cabiuius (Cabiuius), der Praefect desselben, in dunkler Nacht herauswagte und, wenn auch mit großem

Verluste, doch glücklich durchschlug“). Vesprenas, der Befehlshaber des aus zwei Legionen bestehenden Reservecorps, welcher wahrscheinlich an der Lippe stand, erfuhr das Schicksal des Varus erst dann, als es zu spät war, ihm beizustehen. Die traurige Vosschaft erhielt er von den wenigen entronnenen Reitern und ihrem Anführer. Er nahm also einige Tage hindurch die noch zu ihm stoßenden flüchtigen Krieger des vernichteten Heeres, sowie die aus Aliso entronnene Mannschaft auf und zog sich dann abwärts des Rheines zurück“). Was man in Rom befürchtet hatte, die siegestrunkenen germanischen Stämme möchten über den Rhein gehen, sich mit den Galliern vereinigen und auch hier die römische Herrschaft vernichten, geschah nicht. Die Germanen begnügten sich, ihr eigenes Land von den letzten Spuren der römischen Gewalt zu reinigen, ohne Eroberungen zu machen. Tiberius war bereits von Rom aus am Rheine angekommen, von Germanicus, dem Sohne des Drusus, begleitet, hatte neue Legionen mitgebracht und mit denen des Vesprenas vereinigt. So stand er mit einem neuen Heere am Rheine, führte bei demselben eine strengere Disziplin ein und ging im folgenden Jahre über den Fluß, um den teutschen Völkern einen Beweis von Roms unverwundlichen Macht zu geben. Allein er ging diesmal nicht aus Eroberungen aus, auch nicht, um Verlorenes wieder zu gewinnen oder die alten festen Plätze wieder einzunehmen und herzustellen. Es war nur ein kurzer Streifzug, welcher sich nicht weit vom Rheine ab erstreckte (so *nunc nāgōn rōm phrov nōpōiōv*). Die Legionen feierten hier den Geburts tag des Augustus, veranstalteten circensische Spiele und zogen sich dann wieder zurück“). Als Augustus geordnet und Tiberius ihm gefolgt war, behauptete Germanicus den Oberbefehl über die acht Legionen am Rheine, welcher ihm noch von Augustus übertragen worden war, und welchen ihm Tiberius bald genug zu entziehen streckte“).

§. 16. Die teutschen Völker verhielten sich ruhig, wenn sie auch im Stillen auf Kriegsbereitschaft bedacht sein mochten, um nöthigenfalls einem starken Angriffe von Seiten der Römer gewachsen zu sein. Allein die Feindschaft zwischen Armin und Segestes hatte seit jener Niederlage neuen Spielraum gewonnen und war heftiger geworden. Nachdem nun Germanicus einen durch den Thronwechsel herbeigeführten Aufruhr der vier Legionen in der Provinz Germania inferior gedämpft, ging er mit einem aus 12,000 Legionstruppen, aus 26 Cohorten Hilfsstruppen und 8 Escadronen Reiteri bestehenden Heere über den Rhein“). Man darf übrigens nicht glauben, daß jetzt ganz Teutschland den Römern feindselig gegenüber stand. Die Chauken wenigstens und die Friesen

58) Florus, Epit. IV, 12. §. 36: „Nihil illa caede per patules perque silvas crenulos, nihil insulationes barbarorum intolerantius, praecipue tamen in castrorum petronas.“ §. 37: „Alis oculis, alis manus amputantibus: ulnus os solum, roscian prius latus, quam in manu tenens barbarus.“ Tandem, inquit, vipersa, abillare desinit etc.“ Velleius (II, c. 117 seq.) gibt eine ausführlichere Beschreibung. Ueber die Legionen des Varus bemerkt er c. 119. §. 2: „Exercitus omnium fortissimus, disciplina, manu, experientia bellorum inter Romanos militum princeps, marcore duce, perfidia hostis, iniquitate fortunae circumventus.“ Florus l. c. §. 21: „Germaniam quoque utinam vincere tanti non putasset! Magis turpiter amissa est quam gloriose acquisita.“ wobei er sich auf die Niederlage bezieht. 59) Bergl. W. Zappe, Die wahre Gegend und Linie der berühmten Hermannschlacht, mit einer Karte. 1820. Ghr. Gottl. Giesermeier, Wo German den Varus schlug? (Zemg 1822). §. 80 ff. §. 82. v. Düring, Wo schlug German den Varus? (Durland. 1825). §. 135 ff., welcher insbesondere die Ansichten Giesermeier's überlegt hat. Früher noch als alle diese hatte Hamann in diesen Gegenden behandelt (Nitz Sagen zu Himm um Zeilsburger Walde. (Hannov. 1815.)). Reucring hat W. 3. Stellen diesen Gegenstand von Neuem beleuchtet (Ueber den Ort der Niederlage der Römer unter Varus (Homm 1833.)) und auch bereits seinen Gegenstand gehandelt; s. dessen Nachtrag als Antwort auf die Entgegnung.

60) Velleius Patencul. II, c. 120. §. 4. Bergl. Frontin. Strategem. Libr. I, c. 3. IV, 3. wo er sich wahrscheinlich theils auf die Schlacht, theils auf diesen Ausfall bezieht. 61) Velleius Patencul. II, 120. Bergl. v. Düring a. a. D. G. 7. §. 141—149. 62) Dion Cass. LVI, c. 25. 63) Tacit. Annal. I, c. 31: „At hercule Germanicum, Druso ortum, octo apud Rheum legionibus impositis, acscurie per adopcionem a Tiberio iussit (Augustus).“ 64) Tacit. Annal. I, c. 49.

waren noch Freunde der Römer und hatten an jenem Kampfe nicht Theil genommen. Auch stand bei den Chaulen noch eine römische Besatzung, wenn wir dem Tacitus glauben dürfen⁶⁵). Aus der Rede des Germanicus bei Tacitus dürfen wir folgern, daß sich die kriegerischen Belgä bereit erklärt hatten, an den Germanen Kämpfe für jene Niederlage zu nehmen⁶⁶). Germanicus ging wahrscheinlich bei Vetera, wo sich zu seiner Zeit eine Brücke befand⁶⁷), über den Rhein. Der cäsische Wald (silva Caesia) wurde rasch durchbrochen, ebenso die von Liberius angelegten Wälder⁶⁸). Auf dem Walle selbst wurde ein festes Lager angelegt und von allen Seiten durch Verschanzungen gesichert. Hier erhielt er durch Kundschafter, daß die Teutonen (es werden die Marser genannt) ein Fest begingen und daß sie die bevorstehende Nacht mit Festlichkeiten hinfbringen würden. Er brach auf, nahm seinen Marsch durch dunkle Wälder (saltus obscurus permeat), schlug einen schwieriger und ungewöhnlichen Weg ein, um die Feinde sicherer zu überraschen, sandte den Cäsina mit den leichten Cohorten voraus, um den Wald gangbar zu machen, und überließ so die Wehrlosen, die Unglücklichen, welche einen Ueberfall nicht im Geringsten vermutheten, bei ihren festlichen Freuden, theils schon auf ihrem Lager im Schlaf begriffen. Die Legionen waren in vier Colonnen getheilt worden, welche nun mit wüthender Wuth auf Alles niedermäheten, was sie fanden, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes. In einem Umkreise von 50 Mill. pass. wurde Alles verpulvert, verbrannt und dem Boden gleichgemacht. Auch der berühmte Tempel der Tanfana wurde zerstört. Es war hier keine Schlacht, kein Widerstand, nur ein wildes Morden der Wehrlosen ohne alle Schonung. Solch eine verworfene, schandbühnische Kriegsthat übte selbst ein sonst edler Feldherr wie Germanicus. So galt dem Römer Wohl und Wehe fremder Völker auch gar Nichts, und es ist zu bewundern, daß nicht nach diesem Ereignisse sämtliche deutsche Stämme und Völker sich freiwillig dahin vereinigt haben, nicht eher zu ruhen, als bis Rom und seine Legionen von der Erde verflügt seien. Als nun die Kunde von diesem Unglücke in den Umgebenden erschollen war, erhoben sich schnell die Bruettrier, die Zubanten und Usipeten, um das römische Heer auf dem Rückzuge zu überfallen und Rache zu nehmen. Allein Germanicus hatte Nachricht von ihren Absichten erhalten und ging nun mit aller Vorsicht zu Werke. Das Heer schritt schlagfertig vorwärts dem Rheine zu. Die Fronte

und die Flanken des Heeres wurden von den Teutonen nur mäßig angegriffen (wahrscheinlich war die in großer Eile aufgebrauchte Mannschaft dazu nicht hinreichend), mit aller Macht aber stürzten sie sich auf den Nachtrab, welcher auseinandergeprengt wurde. Da ritt Germanicus zur 20. Legion und forderte sie auf, jetzt ihren wüthenden Aufbruch begangenen Furore wieder gut zu machen. Diese stürzte nun mit wüthendem Angriffe auf den Feind und warf ihn zurück, während der vordere Theil des Heeres aus der Waldung gelangte und Zeit gewann, schnell ein Lager aufzuschlagen. So ging dann der weitere Marsch ungehindert vorwärts und Germanicus brachte sein Heer ins Winterquartier⁶⁹). Im folgenden Frühjahr drang er plötzlich in das Gebiet der Chatten ein. Vier Legionen, 5000 Mann Hilfstrophen und außerdem mehrere Scharen Germanen aus der Provinz Germania I et II übergab er dem Cäsina, ebenso viele Legionen und 10,000 Mann Hilfstrophen führte er selber. Nachdem er auf dem Lahnus ebenbüchsig, wo sein Vater Drusus einst einen festen Platz angelegt, ein Castell aufgeführt hatte (posuit castello super vestigia patris praesidiis), marschirte er in das Land der Chatten. Auch diese überfiel er und unvorbereitet, und es wurde Alles, was in die Hände kam, niedergemacht oder gefangen genommen. Die junge wehrhafte Mannschaft hatte inessen den Fluß Udrana durchgeschwommen und hielt die Römer vom Uebergange ab. Allein sie wurde durch Geschosse aus Wurfmaschinen und durch Pfeile vertrieben. Friedensanträge wurden umsonst versucht, Einige ergaben sich, Andere zerschlugen sich in die Wälder. Die Oberster wollten den Chatten zu Hilfe eilen, wurden aber durch Cäsina beschäftigt und aufgehalten, und die Marsen, welche den Chatten ebenfalls beistehen wollten, wurden durch denselben Feldherrn in einem Treffen besiegt. Nachdem Germanicus Rattium, den Hauptort der Chatten, zerstört, kehrte er zum Rheine zurück. So Tacitus⁷⁰).

§. 17. Bald darauf kamen Gesandte von dem Segestes an den Germanicus, um Briskand gegen die Macht der Partei des Arminius, welche ihn umlagert hielt, heranzuziehen. Bei dieser Gesandtschaft befand sich auch Segimund, der Sohn des Segestes, welcher vor dem Aufstande gegen Varus Priester des Augustus (bei der ara Ubiorum) gewesen, aber auf die Nachricht von dem Angriffe gegen Varus herbeigekommen war und am Kampfe Theil genommen hatte. Germanicus nahm ihn freundlich auf, sandte ihn aber unter Bedeckung über den Rhein und führte nun sein Heer in das Land der Cherusker. Segestes wurde mit seinen Klienten und Verwandten befreit. Unter anderen edlen Frauen, welche auf diese Weise in die Gewalt der Römer fielen, befand sich auch die Ispusnoba, Gattin des Arminius, Tochter des Segestes, welche gesegneten Leibes und der Verbindung nahe war. Germanicus führte mit diesen das

65) Annal. I. c. 38: „at in Chaucete coepitaverit seditionem praesidium agitante vexillari discordium legionum et praesentium duorum millium supplicia patulum repressi sunt etc.“ zur Zeit, als die vier Legionen in Germania inferior revolvirten.

66) Tacit. Annal. I. 43: „Neque enim illi sinant, ut Belgarum, quamquam offerentium, decus letum et claritudo sit, subvenisse Romano populo, compressas Germaniae populos.“

67) Bepf. B. Säkran, Ueber die Straßen der Römer und Franken zwischen der Ems und Lippe S. 16. 68) Tacit. Annal. I. c. 50 drückt sich hier etwas dunkel aus: „At Romanus aggers proprio silvam Caesiam limitemque a Tiberio coeptam scindit: castra in limite ponit.“

69) Tacit. Annal. I. c. 49—51.

70) Tacit. Annal. I. c. 55. Er berichtet hierüber in kurzen Zügen. Wären und Wirkungen der Teutonen über diese Ereignisse überliefert worden, so würden und diese wol ein ganz anderes Gemälde verflügen.

nicht mit der dazu nöthigen Gewalt abgeworfen werden. Die Uebersüßler dagegen, des Kampfes in sumptigen Stellen gewohnt, hatten schlante Glieder, angeheute Kanten, um auch aus weiter Entfernung tiefe Wunden zu bewirken. Die Nacht machte endlich dem ungleichen Kampfe ein Ende, als die Legionen schon zu wanken begannen. Die Germanen in freudiger Hoffnung auf den Sieg ruhten auch während der folgenden Nacht nicht, sondern leiteten ringsherum alles Gewässer, was sich auf den Anhöhen fand, in die Niederung, wo Cäcina lagerte. Es folgte ein schrecklicher Tag; das Heer hatte zu kämpfen mit den Germanen und mit dem Terrain, bis es gegen Abend trocknen und festen Boden erreichte. Hier wurde für die Nacht ein Lager besetzt. Arminius, der die Natur des römischen Lagers kannte, auf welchem compacte Massen mit wüthendem Angriffe auf zerstreute Massen wie Löwen auf Hirsche zu stürzen pflegten, wollte die Römer am folgenden Tage aus ihrem Lager ruhig abziehen lassen und sie erst dann angreifen, wenn sie sich wieder im Walde und auf sumptigen Boden befanden. Inguomerus dagegen hielt es für besser, das Lager zu erkünnen. Die Ansicht des Letzteren siegte und man glaubte sich des Lagers leicht zu bemächtigen. Allein hier konnten die Legionen wieder über alle verübte Buthlosigkeit zeigen. Ein gerodeter mit verzweigelter Buth ausgeführter Kussell trieb die Deutschen unummerschlich auseinander und sie wurden mit Verluften in die Flucht geschlagen. Arminius entkam glücklich, allein Inguomerus erlitt eine schwere Wunde⁷⁵⁾. So gelangte endlich das Heer des Cäcina nicht ohne bedeutenden Verlust an den Rhein, wo sich bereits die Kunde verbreitet hatte, Cäcina sei mit seinen Legionen auf dieselbe Weise wie Varus vernichtet worden. Der zweite Theil des Gesamttheeres unter dem Befehle des Germanicus hatte ebenfalls viel Unangenehm zu bestehen, wenn auch nicht durch die Kinde, so doch durch die Gewalt der Elemente. Um seine Schiffe zu erleichtern, hatte Germanicus zwei seiner Legionen dem L. Virellus übergeben, um sie am Gehade des Meeres hin nach dem Rheine zurückzuführen. Allein da grade Aquinoctialstürme das Meer schwellten und das nachfliegende Land überschwemmten, so mußten diese Truppen tief im Wasser waden, so daß es ihnen bald bis an die Brust, bald bis an den Mund reichte, auch festes Land und Meer nicht mehr unterscheiden werden konnte. Viele kamen in den Wellen um; auch Vieh und Gepäd ging zu Grunde. Endlich erreichte man trocknes Land, wo man aber in der jämmerlichsten Lage, ohne Gepäd, ohne Feuer, viele ohne Kleider übernachtete. Endlich gelangte man wieder zur Flotte des Germanicus und auf dieser zum Rheine⁷⁶⁾. Was das Heer der Deutschen hierauf unternommen, wird nicht berichtet. Einige der vorragenden Heerhaufen mögen bis in die Nähe des Rheines vorgedrungen sein, obgleich die deutschen Führer nicht die Ueblichkeit hatten, Eroberungen zu machen. Des Arminius Ruhm und Anerkennung

stieg immer höher, zumal da sein Rath, das römische Lager nicht zu erkünnen, durch den unglücklichen Ausgang dieser leicht glücklich begonnenen Unternehmung gegen Cäcina sich bewährt hatte.

§. 13. Da nun Germanicus von seinen ihm ergebenen und tapferen Legionen hinweg nach dem Oriente versetzt werden sollte, so beschloß er in aller Eile noch einen Feldzug gegen die Deutschen zur Aufbahrung zu bringen, und zwar mit einer Flotte, zu welchem Behufe er tausend Fahrzeuge theils aufbringen, theils neu herstellen ließ, welche auf der batavischen Halbinsel zusammenkommen sollten⁷⁷⁾. Den Legat Silius ließ er mit einem leichtbewaffneten Heere in das Gebiet der Chatten einfallen, welcher hier Nichts ausrichtete, als daß er einige Beute und die Gattin und Tochter des Chattenfürsten Arpus mit sich fortführte⁷⁸⁾. Dieser Feldzug war also wol nur eine Demonstration, um die Aufmerksamkeit von dem Hauptflege von Norden her abzulenken, oder auch die Germanen während der Nordexpedition von Einfallen in Gallien abzuschrecken. Germanicus selber soll zugleich sechs Legionen nach der Ruppe geführt haben, um hier ein Castell (Aliso), welches von den Germanen belagert worden sei, zu entsenden, eine Nachricht, welche Tacitus aus irrigen Berichten geschöpft zu haben scheint. Nach der Niederlage des Varus hatte Cäcilius dieses Castell noch einige Zeit besetzt, dann sich durchgeschlagen, und seit jener Zeit hat es entweder gar keine Besatzung wieder erhalten, wenn es noch existirte, oder nur während des Feldzuges des Germanicus im vorigen Jahre, oder es existirte gar nicht mehr und war von den Deutschen gänzlich zerstört worden. Dieser Streifzug des Germanicus ging jedenfalls nicht so weit, sondern bezog sich auf ein anderes Aliso in der Nähe des Rheines, wahrscheinlich ein Castell, welches dem Castra vetera gegenüberlag, und welches die Deutschen, die dem Cäcina auf seinem Rückzuge verfolgt waren, belagern mochten⁷⁹⁾. Und dieses mußte Germanicus allerdings zu entsenden suchen, bevor er den neuen Feldzug begann; und dieses verband er mit dem Rheine durch eine neue Befestigungslinie (aquis limitibus aggeribusque). Gewiß war auch diese kleine Expedition nur eine Demonstration zur Ablenkung der Aufmerksamkeit von der großen nördlichen Expedition⁸⁰⁾.

77) Tacit. Annal. II, 6. Diese Schiffe waren von verschiedenartiger Construction, um zu verschiedenen Zwecken dienen zu können, da sie auf Flüssen und Meeren gebraucht werden sollten.

78) Tacit. I. c. 7. 79) Tacit. Annal. II, 6. Vergl. S. 289 f. Ausdrücklich hat die Unmöglichkeit, daß Germanicus von seiner großen Nordexpedition zu Wasser noch mit sechs Legionen nach Aliso an der Ruppe gekommen sei, nachgewiesen Herr. Götze, Ueber die Stößen der Römer und Franken an der Rime und Ruppe S. 16—18. Selbst genug, daß G. v. Bitterheim (Der Feldzug des Germanicus II. S. 441. Abb. v. Löff. Hist. philol.-hist. Cl. I. Bd.) dennoch an die Richtigkeit dieser Angabe des Tacitus festhält und dadurch zu mancher verwickelten Annahme verleitet worden ist. Die Vermuthung Götze's war ihm unbekannt geblieben, ebenso wie Fuden a. D. nur muthmaßlich vorgetragen hatte, aber doch mit richtigem Urtheile der Richtigkeit.

80) Uebrigens ist es auch nicht einmal nothwendig

75) Tacit. Annal. I, 64—69. a. 70.

76) Tacit. Annal. I.

schlagen wurde, hieß *Isidaviso* (nach Grimm's Beschreibung *Isidaviso*, *Isidia viso*, *Isidia viso*, etwa Nymphen, Jungfern = Wiese), wie Tacitus berichtet, in der Mitte zwischen der Weser und Hügeln, je nachdem die Ufer des Flusses zurücktraten und die Hügel hervorragen, ungleich ausgebogen"). Im Rücken dieses Schlachtfeldes begann der Wald. Einen Theil der Ebene und des Waldes hatten die Schlichtreiter der Teutonen besetzt, die Cherusker behaupteten die Anhöhen, um den Römern während der Schlacht mit voller Wucht einen plötzlichen Stoß zu geben. Im römischen Heere bildeten die gallischen und die germanischen Hilfstruppen die Fronte, auf diese folgten die Bogenschützen, dann vier Legionen und zwei prätorische Cohorten mit einer auswählten Reiterescorte. Diesen Kern des Heeres führte Germanicus selbst. Hierauf folgten vier andere Legionen und eine Schar leicht bewaffneter mit berittenen Bogenschützen und mit den übrigen Cohorten der Bundesgenossen. Der römische Soldat blieb gespannt und aufmerksam, um die Ordnung des Auges bis zur Schlachttinie aufrecht zu erhalten. Als nun die Scharen der Teutonen mit Unglämhm hervorbrachen, ohne den Befehl zum Angriffe abzuwarten, ließ Germanicus die tapfersten der Reiterei ihnen in die Flanke fallen, während Stertinius mit den übrigen Reiterescorten ihnen in den Rücken kam, wodurch die hinteren Reihen und die Flanke der Cherusker geworfen wurde. Nun rückte die Schlachttinie der Legionen heran und die Teutonen wurden von zwei Seiten hart bedrängt, jedoch, wie wenigstens Tacitus berichtet, eine doppelte Flucht in entgegengesetzter Richtung entstand. Die im Walde cüsten heraus nach der Ebene, und die auf der Ebene flohen nach dem Walde"). Arminius, bereits mit Wunden bedeckt, suchte die Seinigen mit erhobener Hand und mit hellem Rufe zur Tapferkeit und Ausdauer zu ermahnen, jedoch umsonst. Er selbst entkam durch seine und seines Rosses Behendigkeit, oder wie Tacitus vermuthet, ließen ihn die Chausen absichtlich entkommen. Ebenso rettete sich Inguomerus. Ein großer Theil der stattlichen teutschen Krieger wurde vernichtet. Ein anderer Theil suchte über die Weser zu entkommen, von welchen die meisten durch Wurfgeschosse oder durch die Gewalt des Stromes oder durch die nachstürzenden Ufer und durch ihr eigenes lastiges Gebränge umkamen. Einige der Unglücklichen waren in der Verzweiflung auf hohe Bäume geklettert und wurden nun hier durch Bogenschützen getödtet oder die Bäume wurden gefällt und sie gingen so mit dem Falle zu Grunde. Der Sieg der Römer war entschieden groß, jedoch nicht ohne viel Blut erkaufte. Der Kampf dauerte von der fünften Stunde des Tages (also von zehn Uhr ab) bis in die Nacht. Zehntausend Teutonen sollen das wälderländische Schlachtfeld bedeckt haben. Die römischen Legionen salutirten den Kaiser Tiberius noch auf dem Wahlplatze und er:

richteten zugleich aus angeschauften Waffen ein Trophäum mit einer Aufschrift, welche die Namen der besiegten Völker enthielt. Als dies die Teutonen erblckten, ergrimten sie darüber demassen, daß sie ihre Wunden, ihre Trauer und die Verwüstung ihrer Gauen dagegen für Nichts achteten und von Neuem zu den Waffen griffen, um zu siegen oder zu fallen. Jünglinge und Greise, Eble und Gemeine, alle scharten sich schnell zusammen und griffen das Her der Römer von Neuem an. Sie wählten zum Schlachtfelde eine von Fluß und Wald eingeschlossene feuchte Fläche. Der Wald war von diesem Sumpfe umgeben. Nur von einer Seite war von den Angrifiariern ein breiter Wall als Grenzscheide ihres und des Cheruskerlandes aufgeworfen worden. Hier stellte sich das Fußvolk auf, die Reiterei verlag sich in den nächsten Wäldern, um während des Kampfes plötzlich auf die Legionen zu stürzen. Dieser Plan war aber leider dem von vorwegenen Kundschaftern umgebenen Germanicus bekannt geworden, sowie er Nachrich über die Localität erlangt hatte. Er ordnete demnach sein Heer mit strategischer Berechnung und gewann abermals einen entscheidenden Sieg, obgleich die Teutonen mit ungeheurem Muth kämpften. Die Nacht der Römer war hier zu groß und ihre Kriegskunst der teutschen weit überlegen. Auch ihre Bewaffnung war hier zweckmäßiger als die der Teutonen. Die langen Lanzen der Germanen waren hier, wo sie auf einen engen Raum zusammengebrängt saßen, nicht zweckmäßig, während der römische Legionskölbat mit seinem kurzen scharfen Schwerte auch im Gebränge efnstlich zu wirken verstand"). Arminius mochte am Ausgange der Schlacht verzweifeln oder es lähmte eine erhaltene Wunde seine weitere Thätigkeit. Inguomerus durchslog ermahnend die Schlachtreihen und es schloß ihm mehr das Glück als die Tapferkeit. Germanicus dagegen entblößte sein Haupt, um von seinen Kriegen desto leichter erkannt zu werden und war überall gegenwärtig, wo der Kampf am heftigsten wüthete. Er ermahnte seine Krieger, nicht abzulaufen vom Würgen und keine Gefangenen zu machen. Die gänzliche Vernichtung des Feindes nur könne dem Kriege ein Ziel setzen. Erst spät am Tage entzog er dem Kampfe eine Legion, um ein Lager aufzuschlagen. Die übrigen sättigten sich, wie es heißt, bis spät in die Nacht hinein am Mute ihrer Beinde"). Die Reiterei dagegen

88) So wird dieser Ort, wahrscheinlich eine Wiese, von Tacitus (l. c. e. 16) beschrieben. 89) Tacit. ibid. c. 17. Wahrscheinlich eine falsche Vorstellung des Tacitus, oder ein unrichtiger Schlachtfeldbericht.

90) Tacit. Annal. II. c. 21: „Nec minor Germanis animus, sed genere pugnae et armorum superabantur: cum ingens multitudo aris locis praetentis hastas non portenderet, non colligeret, neque ausulibus et velocitate corporum uteretur, coniecta stabile ad proelium: contra milles (Romani), cui acutum pectori adpressum et insidens capulo manus latus barbarum artus, nuda ora foderet visumque strage hostium aperiret etc.“ 91) Tacit. Annal. c. 16—22. S. Luden, Geschichte des deutschen Volkes. I. Bd. S. 299 ff. bemerkt in seiner patriotischen Anschauungsweise die völlige Richtigkeit der Darstellung des Tacitus von diesen beiden Schlachten und folgert durch Combination von Angaben, was man nicht einmal vermuthen, viel weniger beweisen kann. So bemerkt er z. B. über das Ende der zweiten Schlacht: „Über am Wende sah er (Germanicus) sich genöthigt, den Kampf aufzugeben und den Teutonen das Schlachtfeld zu überlassen.“ Dies ist aber eine ebenso gewaltsame als unrichtige Auslegung der

kämpfte mit zweifelhaftem Glück. Nach heftigster Schlacht lebte Germanicus sein Heer, ließ einen Haufen von Waffen der Teutischen zusammenbringen und darauf die Inschrift setzen: „Nachdem die Völker zwischen der Elbe und Rheine besiegt worden, hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmahl dem Mars, dem Jupiter und dem Augustus geweiht.“ Seinen Namen fügte er nicht bei, aus Besorgniß, den Reiz des Kaisers zu erregen. Im weiteren Krieg gegen die Angrivarier übertrug er dem Stertinius. Allein dieselben ergaben sich freiwillig und verzweigten Nichts von dem, was von ihnen verlangt wurde. So erhielten sie Verzeihung wegen ihres Abfalls“). Da nun nach diesen Ereignissen der Sommer bereits weit vorgerückt war, beschloß Germanicus den Rückzug. Um eine Sicherung der durchgezogenen Länder, also an eine dauernde Unterwerfung war nicht gedacht worden. Die germanischen Völker brauchten sich also nur wieder zu sammeln und zu rüsten, um einem neuen römischen Heere abermals entgegenzutreten. Tiberius hatte die Verhältniß längst eingeschaut und war nicht für neue Feldzüge. Um so mehr hatte sich Germanicus beeilt, diesen letzteren zur Ausführung zu bringen, um nicht von Rom aus gebieterrischen Gegenbefehl zu erhalten, da außerdem Tiberius in seinem Argwohn ihn sobald als möglich von seinen ihm ergebenden Legionen getrennt wissen wollte. Das gesammte Heer wurde nun getheilt, die eine Hälfte führte Germanicus

nach der Mündung der Ems zur Flotte, die andere Hälfte marschirte zu Lande nach dem Rheine zurück, ohne von den Teutischen aufgehalten zu werden, worin wol ein Beweis liegt, daß ihnen eine Niederlage beibracht worden war. Sonst würden sie gewiß an günstigen Stellen Hinterhalte gelegt und dem abziehenden Heere möglichst Schaden zugefügt haben. Die zweite Hälfte des Heeres, welche unter der Leitung des Germanicus zur See ging, errichtete ein furchtbarer Meeressturm und die Schiffe wurden dahin und dorthin geschleudert, in den weiten Ocean hinaus, an die Inseln, an Felsenriffe, sodaß weder Anker noch Segel nützten. Rost, Lastthiere, Gepäck und Waffen wurden über Bord geworfen, um die Schiffe leichter zu machen. Ein Theil der Schiffe ging zu Grunde. Die Soldaten, welche auf verflügten Schiffen und auf einsamen Inseln weilten, mußten verhungern oder nährten sich vom Fleische angetriebener todtter Rost. Die Trirème des Germanicus wurde an das Ufer der Chauten verschlagen, wo er auf einem vorspringenden Felsen stehend sich selber als den Urheber dieses Unglücks anklagte und in den Wellen den Tod suchen wollte. Seine Freunde hielten ihn davon zurück. Der Sturm hatte sich endlich gelegt und die zerstreuten Schiffe sammelten sich nach und nach an der Küste, so weit sie noch existirten. Die leb gewordenen wurden hergestellt, um die überall hin verstreuten Krieger aufzusuchen und ihnen Hilfe zu leisten. Nach großem Verlusie wurde endlich die Rückkehr ausgeführt. Die Kunde von der verlorenen Flotte schlugte die Teutischen abermals auf, die Waffen zu ergreifen. Desto mehr beeilte sich Germanicus, den Legat Silius mit 30,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Ross in das Gebiet der Chatten zu senden, während er selber mit einer noch größeren Macht die Marsen angriff, deren Fürst Malovendus (wahrscheinlich früher flüchtig geworden und von den Römern aufgenommen) dem Germanicus anzeigte, daß in einem nahen Thale der Adler einer Legion des Varus verborgen gehalten und nur durch eine mäßige Mannschafft bewacht werde. Dieser Adler wurde wiedergewonnen“). Um so tiefer drang nun Germanicus im Lande der Chatten vor, Alles ringsherum verheerend, da der Feind sich zu keinem Treffen stellte. Das Heer wurde hierauf in das Winterquartier zurückgeführt und es war durch diesen Feldzug den Soldaten wenigstens eine Entschädigung für die erlittenen Unglücksfälle auf dem Meere zu Theil geworden“). Diese Unternehmung in Germania war die letzte des Germanicus. Tiberius ersuchte ihn dringend, nach Rom zurückzukehren, um seinen Triumph zu feiern. Germanicus erbat sich noch ein Jahr Zeit aus, um Germania völlig zu unterwerfen. Allein Tiberius sicherte ihm das zweite Consulat zu und bestimmte ihn zum Oberbefehlshaber im

Worte des Tacitus: „Jamque vero dies inducit ex acie legionum faciendis castris: castrorum ad noctem evorare hostium astutiae sunt.“ Anders konnte der Feldherr nicht verfahren, als daß durch eine dem ferneren Kampfe entzogene Abtheilung nach bestimmtem römischen Kriegesgebrauch für die Nacht ein Lager aufgeschlagen wurde, wozu jedes große und kleine Heer alle nur denkbaren Materialien bei sich führte. Ohne Lager campierte ein römisches Heer keine Nacht, außer wenn die völlige Unmöglichkeit eingetreten war, ein solches zu errichten. Das Heer des Varus hatte in der ersten gefährlichen Nacht doch noch sein Lager aufgeschlagen und ruhig campiert; in der zweiten Nacht war das Lager nicht ganz vollendet gewesen, wahrscheinlich weil die meisten Kavalarien hatten im Stiche gelassen werden müssen, zugleich auch wegen Erschöpfung der Kräfte. Hier bemerkt nun das Entstehen der einen Legion zum Aufschlagen des Lagers, daß der Kampf bis in die Nacht dauerte und das römische Heer ohne Rückzug an Ort und Stelle verharrete. Das Schlachtfeld wurde also gewiß nicht den Teutischen überlassen. Die Geschichte darf nicht auf Patriotismus, sondern muß auf Wahrheit gegründet werden. Nur ist hier allerdings zu beklagen, daß wir nur Berichte der Römern, keine der Teutischen besitzen. Da jedoch auch Zul. Gilar in seinen Commentariis de bell. Gall. seine eignen Unglücksfälle und die Verluste, welche ihm die Gallen bisweilen beibrachten, erzählt hat, warum sollen wir dem gewissenhaften Tacitus nicht zutrauen, daß er, soweit er es nach den erhaltenen Berichten vermochte, nach geschichtlicher Wahrheit gestrebt habe.

92) Bei Tacit. l. c. c. 8 heißt es schon vor der Schlacht: „missus illico Stertinius cum equite et armatura veli, igne et caedibus persequens ultus est.“ Und nach der Schlacht c. 22: „Mox bellum in Angrivarios Stertinius mandat, ut editionem properavissent.“ Vor der Schlacht scheint wenig oder gar Nichts gegen die Angrivarier geschehen zu sein, oder Stertinius hätte seinen Berührungspunkt in kürzester Frist ausführen müssen. Wahrscheinlich fand vor der Schlacht nur eine leichte und püßliche Demonstration zur Einschüchterung statt; denn Stertinius war bei der Schlacht zugegen.

93) Tacit. Annal. II. c. 25. Daß der Adler aufgefunden wurde, bezeugen die Worte utriusque adfuit fortuna. Dennoch hat F. Eudem (l. Bd. S. 305) angenommen, daß der Adler nicht gefunden worden sei, da er dies nicht ausdrücklich bemerkt habe.

94) Tacit. Annal. II. c. 36.

Orient, wo der staltliche Held seinen Untergang finden sollte“).

§. 20. Von jetzt an von den Hercezzügen der römischen Legionen befreit, beginnen die teutschen Fürsten und Hercezfürer sich einander selber anzusehen und gegenseitig ihre Macht zu brechen. Teuschland spaltete sich in zwei große Völkerguppen. An der Spitze der nördlichen fand Arminius, an der Spitze der südlichen Marobd, beide in ihrer Art ausgezeichnete Männer, mit der römischen Kriegskunst bekannt, beide in steigender Macht begriffen und mit großen Entwürfen beschäftigt. Marobodus hatte sein Reich auf Eroberung gegründet und hielt die unter seine Vorherrschaft gekommenen Völker mit militärischer Gewalt zusammen. Am Kampfe gegen Varus und gegen Germanicus hatte er nicht Theil genommen und wurde es auch nicht gethan haben, wenn er mit seinen Parcomannen in der Nähe gewohnt hätte. Der nördliche Verein teuschlicher Völkerschaften beruhte dagegen auf einer freien Bundesgenossenschaft, welche wol Arminius erst zu Stande gebracht und von welcher er als Haupt und Führer anerkannt worden war“). Dieser nördliche Verein hatte

eine andere Gestalt und war von anderer Natur, als der südliche, oder das marcomannische Reich. Arminius hatte bis jetzt keine andere Gewalt als die Auctorität, welche ihm seine Verdienste und sein kriegerischer Ruf verschafft und welche ihm die Uebereinstimmung der Oberführer mit ihren Verbündeten überlassen hatte. Marobd war ein von sich selber und seiner Streitmacht abhängiger Herrscher. Vor der großen That der Oberführer und ihrer Bundesgenossen im teutoburger Walde war Marobd der einzige Fürst im Lande der Teutschen, von welchem noch Rettung gegen römische Unterwerfung gehofft werden konnte. Nach der Niederlage des Varus gelangte Arminius nach und nach zu solcher Bedeutung, daß die nördlichen Völker vorzüglich auf ihn ihre Hoffnungen setzten. Nichts war natürlicher, als daß zwischen Arminius und Marobodus bald Eifersucht und feindselige Stimmung entstand. Arminius strebte jedenfalls, seinen Völkerverbund zu vergrößern und über ganz Teuschland auszubreiten. Marobd war bereits als selbstständiger Herrscher zu mächtig, als daß er sich hätte unter Arminius stellen mögen. Dieser ging also gewiß darauf aus, die Herrschaft des Ersteren als einen Streich des Anstoßes zu vernichten, und Marobd mochte ebenfalls wünschen, die wachsende Macht jenes zu brechen als eine ihm im Wege stehende Schranke seiner weiteren Pläne. Der Kampf begann demnach 19 Jahre n. Chr., ein Kampf der nördlichen gegen die südlichen Völker Teuschlands. Wahrscheinlich fand das Zusammentreffen in der Nähe der Saale statt, sodas beide Heere in ziemlich gleicher Entfernung ausmarschirt waren“). Es wurde eine blutige Schlacht geschlagen mit gleichen Kräften und gleichem Erfolge. Auf beiden Seiten wich der rechte Flügel zurück und die Nacht beendigte den Kampf. Der folgende Tag würde eine Wiederholung dieses Drama's erblickt haben, hätte nicht Marobd für gut befunden, sich zurückzuziehen und eine festere Stellung auf Hügeln zu nehmen. Diese in ihren Folgen nicht berechnete Wendung wirkte wie eine Niederlage, worauf ihn viele seiner Kampfgenossen verlassen und er nun selber dem Feinde nicht mehr gemacht sich nach Wehlem zurückzog“). Er schied dann von hier aus Gesandte an den römischen Kaiser, um Beistand gegen die Oberführer zu erhalten, empfing aber die Antwort, daß ihm von Seiten Roms keine Hilfe zu Theil werden könne, da er ja die Römer im Kriege gegen die Oberführer auch nicht unterstützt habe. Doch wurde bald darauf der junge Drusus, Sohn des Tiberius, nach Altrien abgeordnet, welcher schriban den Frieden zwischen den beiden teuschlichen Fürsten herstellen sollte“). Allein seine geheimen Instructionen von Tiberius scheinen ganz anderer Art gewesen

95) Tacit. Annal. II. c. 26 seq. 96) Das Verhältniß, in welchem sein Vetter, der Fürst Inguiomerus, welcher mit Arminius an allen Schlachten gegen Germanicus Theil genommen, zu ihm gestanden hat, ist bisher von seinem Historiker aufgestellt worden. Tacit. I. 60 heist es: „tractatus in portis Inguiomerus, Arminius patruus, veteri apud Romanos auctoritate, unde major Caesari (Germanico) metus.“ II. 21. „Quin et Inguiomerus, tota voluntate acie, fortuna magis quam virtus deserebat etc.“ Also ein tapferer Held, der bei den Römern in hohem Ansehen stand. Allein später verliert er den Arminius und geht zu Marobd über; Tacit. Annal. II. 45: „ul Inguiomerus cum manu clientium ad Marobodum perfugisset: non aliam ob causam, quam quia fratris filio juveni potius senex parere dedignabatur.“ War nun Inguiomerus ein Oberführer? Wie hätte er sich in diesem Falle von den Oberführern trennen und zu Marobd übergehen können? Warum hat er den Marobd nicht schleimige Hilfe gegen Catusba geleistet? Die Hermunduren vertrieben den Catusba sobald als möglich, und ich vermute, daß Inguiomerus der Fürst eines hermundurischen Stammes war in der Nähe von Marobd's Reich. Wie hätte er als Oberführer wol bei den Römern ein Fürst veteri auctoritate sein können? Als Hermundurenfürst konnte er es wol sein, da diese den Römern weit früher als die Oberführer bekannt geworden waren. Ptolemaeus (II. 11, 23) führt die Teurichomen als teuschlichen Volksstamm auf, etwa nordwestlich von den Sudeten, d. h. nach Kanner (III, 199) in den südlichen Theilen des ehemaligen Landes der Hermunduren. Von Wilhelm sagt in seiner Karte zu den Heilzügen des Drusus die Teurichomen genöth richtig in das Gebiet, welches zwischen dem Lande der Oberführer und dem Reiche Marobd's liegt. Hier müßten diejenige ihre Wohnsitze gehabt haben, deren Fürst Inguiomerus war. Die Teurichomen waren jedenfalls ein Stamm der Hermunduren, d. h. der späteren Thüringer, und der Name Teurichomen existierte zur Zeit des Tacitus noch nicht, oder er konnte ihn nicht. Die Namen Teurichomen und Thüringer sind verwandt mit Duren, Hermunduren. Es vermuthet demnach, daß Inguiomerus der Fürst eines hermundurischen, d. h. thüringischen Stammes war, und nicht, wie dessen Stammes, welchen Ptolemaeus mit dem Namen Teurichomen bezeichnet hat. Inguiomerus hatte am Kampfe gegen Varus nicht Theil genommen. Warum? Weil sein Gebiet von dem Schauplatze des Kampfes an der nordwestlichen Grenze Oberukla's zu weit entfernt war. Auch hatten die Hermunduren keine feindselige

Gefinnung gegen Rom. Inguiomerus wurde also erst durch eintreffende Vorstellungen des Arminius zum Kampfe gegen die Römer bewegt.

97) Es ist sehr schwer, dieses Schlachtfeld genau zu bestimmen. War es nicht an der Saale, so muß es wol an der ohern Elbe, etwa im heutigen Königreiche Sadisen, gesucht werden. Bregl. Platen I. Bd. S. 313. 98) Tacit. Annal. II. c. 46. 99) Tacit. ibid. c. 46. 47.

zu sein. Marbod war bisher ein gefährlicher Nachbar der Römer gewesen, um so gefährlicher als Arminius, je näher er war. Tiberius wollte bereits in den letzten Regierungsjahren des Augustus die Macht desselben brechen, wurde aber durch den Aufstand in Pannonien hieran gebindert. Jetzt war dies ohne Waffen ausführbar. Dagegen ihm ein Hilfsheer gegen die Cherusker verweigert wurde, nahm man doch den Schein freundschaftlicher Gesinnung gegen ihn an, bis er dadurch völlig umgarnt und für alle Zeiten unschädlich gemacht wurde¹⁾. Den entscheidenden Stoß brachte ihm aber auf eine ganz unerwartete Weise ein ehemalig von ihm vertriebener oder freiwillig entlassener junger Gothenfürst bei (Tacitus nennt dies Volk Gothones, Gotoes). Dieser wahrscheinlich von Rache glühende Jüngling, Catualda genannt, hatte mit Freuden bemerkt, daß der bisher so mächtige Marbod von seiner Höhe herabzusinken begonnen und daß er nun durch einen unerwarteten Angriff leicht beseitigt werden könne. Wahrscheinlich wurde er durch Drusus im Geheimen mit Rath und That, durch Geldmittel oder Hülfsstruppen unterstützt. Mit einer starken Mannschaft betrat er das Gebiet der Marcomannen, zog mehrte der Mächtigen, wahrscheinlich durch Bestechung und Versprechung auf seine Seite und überumpelte eines Tages die königliche Residenz und die daneben liegende Burg (Castellum) und hielt beide besetzt. Mit der Residenz des Marbod hatte er zugleich die Zeit Jahren hier aufgeschauelt, im Kriege erbeuteten Schätze in Besitz genommen²⁾. Marbod, durch solche felttsame Ereignisse verlassen wie er nun war, suchte nun um so mehr die Theilnahme des Kaisers zu gewinnen, ging mit seinem Gefolge über die Donau und schrieb an den Tiberius, jedoch nicht als Schutzsuchender, sondern in Erinnerung an sein früheres Glück. Tiberius antwortete ihm, er werde einen sicheren und ehrenvollen Platz in Italien erhalten, wenn er daselbst bleiben wolle. Suche er aber sein Heil in einem anderen Entschlusse, so könne er sich unter sicherem Geleite begeben, wohin es ihm beliebt³⁾. So kam er in die römische Gewalt, d. h. in eine ihm gelegte Schlinge, wurde zu Ravenna festgehalten und lebte daselbst noch 18 Jahre. Im Senate rühmte sich Tiberius einst, einen Mann unschädlich gemacht zu haben, welcher für die Römer gefährlicher gewesen sei, als einst Philipp von Macedonien für die Athener, oder Pyrrhos und Antiochus für Rom⁴⁾.

§. 21. Die Ruhe im Reiche der Marcomannen war aber nicht von langer Dauer. Catualda konnte sich nicht behaupten. Die Germanen, einer der mächtigsten Stämme, erhoben sich unter ihrem Feldherrn oder Fürsten Ribilus und stießen den Catualda vom Throne, der ihm nicht zum. Auch mochte in ihm selbst nicht die Fähigkeit liegen, sich zu behaupten. Er wandte sich nun ebenso unpolitisch als Marbod an die Römer und

hatte gleiches Schicksal. Forum Julium im nordnordnordöstlichen Gallien wurde ihm als Zufluchtsort angewiesen, wo er bis zu seinem Tode festgehalten ebenso wie Marbod in Ravenna ganz in Vergessenheit kam. Das Gefolge dieser unglücklichen Fürsten war jedesmal von ihnen getrennt und über die Donau zurückgebracht worden, wo ihm ein Stück Land links von der March eingeräumt wurde. Vannius aus dem Stamme der Quaden, wahrscheinlich ein treuer Anhänger der Römer, wurde nun als Fürst derselben eingesetzt. Diejenigen Völker, welche früher Marbod unterworfen und welche Theile des marcomannischen Reiches gebildet hatten, isolirten sich und traten in ihre Freiheit zurück. Die Marcomannen selbst hatten noch einige Zeit Könige aus dem Stamme Marbod's, welche später jedoch von anderen verdrängt wurden. Tiberius, jeder neuen Eroberung abhold, war mit diesen Ereignissen in Teufelskand natürlich sehr zufrieden; er freute sich, wenn die teutschen Völker sich gegenseitig zerfleischen und dadurch von dieser Seite dem römischen Reiche Ruhe gewährt⁵⁾.

§. 22. Seitdem nun die Cherusker und ihre Bundesgenossen gegen die römischen Waffen gesichert waren und auch Marbod ihnen nicht mehr im Wege stand, schenkt Arminius offener hervorgetreten und darnach gestrebt zu haben, als seines Volkes Fürst oder König anerkannt zu werden. Da nun die Cherusker bisher nur einzelne Stammfürsten (Häupter, principes, wie solche Tacitus in der Germania erwähnt), aber nicht einen an der Spitze des gesammten Volkes stehenden Herrscher gehabt hatten, so erregte dies Eifersucht und Feindschaft, sowie bereits früher Inguiomerus zu Marbod übergetreten war, um nicht seinem jüngeren Vessen Arminius untergeordnet zu werden. Je mehr Arminius die Abneigung der Hervorragenden seines Volkes gegen ihn bemerkt, desto gereizter und energischer mochte er auftreten und auch wol seinen starken Anhang haben. Ob etwas auch hier römische Hinterlist im Spiele gewesen sei, wissen wir freilich nicht. Allein soviel erhellt aus den Andeutungen des Tacitus, daß Tiberius einen gewissen Ruhm oder ein Verdienst darin suchte, durch bewirkte Entzweiung, durch gefälschte Zwietracht und daraus hervorgehende gegenseitige Beschädigung der teutschen Völker und Fürsten zu erreichen, was man früher auf den blutigen Wegen des Krieges erstrebt hatte. Daß dies damals ein leichtes Spiel war, kann man schon aus dem Gespräche des im römischen Dienste stehenden Flavius mit seinem Bruder Arminius vor der großen Völkenvölkerschlacht folgern, welches Gespräch wir oben erwähnt haben. Rom hatte sowol unter den teutschen Völkern, als unter den Einzelnen in den Völkern seine Anhänger gefunden, fast wie in neuester Zeit Napoleon I. Cernig, Arminius wurde um dieselbe Zeit, als Marbod nach Ravenna gelangt, von seinen eigenen

1) Tacit. Annal. II, 62: „haud leve decus Drusus quaevis illiis Germanos ad discordias, utque fracto jam Marbodius usque in exitum inieceretur.“ 2) Tacit. I. c. 3) Tacit. I. c. c. 63. 4) Tacit. ibid. Vergl. Eud. I. Bd. S. 322.

5) Tacit. I. c. Vergl. Eud. I. Bd. S. 324 fg. v. Gagn (Rationalgeschichte der Teutschen. I. Bd. S. 129) nennt irrigerweise den Vannius als einen den Quaden gegebenen Fürst. Quaden mögen wol auch unter seinen Unterthanen gewesen sein, aber die Hauptmasse mögen Duern, das Gefolge des Marbod, gewesen sein.

Verwandten, wie es brist, ums Leben gebracht. Nach seinem Tode legten sich, wie gewöhnlich, Reid, Haß und Eifersucht, und er wurde dann in Kiedern als der große Held gefeiert und als Befreier des Volkes besungen⁶⁾. Das Prädikat eines Befreiers legt ihm Tacitus selber bei, welcher sein Selbstherrnverdienst auch noch durch die Bemerkung hervorhebt, daß er nicht wie andere Könige und Selbstherrn Rom in den Anfängen seiner Macht angegriffen habe, sondern während der höchsten Blüthe und auf der Stufe der umfassendsten Gewalt, daß er in den Schlachten zwar mit schwankendem Glücke gekämpft, aber doch im Kriege überhaupt nicht besiegt worden sei, eine deshalb wichtige Bemerkung, weil aus ihr hervorgeht, daß auch die große zwiesache Disfavisus-Schlacht keine letzte Entscheidung hervorgebracht hatte. Er habe 37 Jahre seines Lebens und zwölf in seiner Stellung als Fürst und Herführer zurückgelegt. Er werde noch bei den deutschen Völkern besungen, sei dagegen den Annalen der Griechen, welche nur ihre eigenen Thaten bewundern, unbekannt⁷⁾. Auch bei den Römern habe er nicht eine solche Berühmtheit, wie bei seinem eigenen Volke erlangt, indem von diesen nur das Alte hervorgehoben, das Neue dagegen vernachlässigt werde⁸⁾. Dies die letzten Worte des großen Historikers über den deutschen Helden. Für die Römer war er nun vom Schauplatze abgetreten, aber für Teutschlands Freiheit wirften seine Thaten fort. Bis zum Untergange des römischen Reiches kam nun nie wieder ein römisches Heer bis zu den Cheruskern oder in die Mitte Teutschlands.

§. 23. Ein halbes Jahrhundert von dem Tode des Arminius ab liegt für uns Teutschlands Geschichte in dunkler Nacht. Für die Römer hatte dieselbe nur so lange Interesse gehabt, als sie mit den deutschen Stämmen im Kriege begriffen waren. Unter Tiberius wurde sein neuer Angriff versucht, als Varus und Arminius vom Schauplatze abgetreten waren. Der Völkerbund, durch den Kampf mit den Römern und durch die Thätigkeit des Arminius hervorgerufen, mußte auseinanderfallen, da die Motive zum weiteren Zusammenhalten schwinden und die Sonderinteressen, die überall und zu allen Zeiten sich geltend machten. Die früher so mächtigen Cherusker kamen bald darauf mehr und mehr in Verfall. Die Chatten, ihre Feinde, wurden mächtiger und entrißen

ihnen die südlichen Strecken Landes. Gegen die Chatten traten dann wieder die Angrivarier auf, drängten diese zurück und bemächtigten sich eines Theiles des Cheruskerlandes⁹⁾. Der Rhein wurde von den Römern als Grenzlinie vorsichtig bemacht und man suchte von hier aus die Teutschen mehr zu schrecken und vor Angriffen auf die Doppelprovinz Germania und auf Gallien abzuhalten als selber anzugreifen. Nur die Friesen an den Gestaden des nördlichen Meeres waren noch in einer Art von Abhängigkeit von den Römern geblieben, welche aber auch bald genug abgeschüttelt wurde. In Gallien trat eine Bewegung unter der Leitung des Julius Florus und des Jul. Sacrovir ein, welche von den Trevorer und Aeduern ausging und an welcher 64 Staaten Theil genommen haben sollten. Wahrscheinlich hatten jene Führer auf den Völkstand der Teutschen gerechnet. Alles der Auffstand wurde früh genug entdeckt und unterdrückt und die genannten Führer gingen zu Grunde¹⁰⁾. Silurus war gegen die Rebellen geschickt worden, welcher dieselben leicht besiegte¹¹⁾.

§. 24. Einige Jahre später geriethen die Friesen in Bewegung, die alten Freunde der Römer, welche bisher ihr altes Unterwerfungsverhältniß wenigstens noch nicht aufgelöst hatten. Sie hatten dem Drusus und dem Germanicus während ihrer Jeltzüge dienstfertig beigestanden. Der von ihnen zu leistende Tribut hatte sich auf Esterbäse beschränkt und war ihnen nicht drückend geworden, da die Qualität der Häute bisher niemals genau in Betracht gezogen worden. Domitian aber, ein Primitivarius, welcher als Präfect über die Friesen gesetzt worden war oder hier wenigstens den herkömmlichen Tribut einzufordern hatte, ein roher, militärischer, des Verhältnisses der Germanen zu Rom ganz unkundiger Mann, kam auf dem Einfall, die Qualität der von den Friesen zu liefernden Häute genau zu untersuchen und ihre Größe nach der der Aurochslen (urosum) abzumessen. Dadurch wurde dieser Tribut für die Friesen schwerer, ja unmöglich auszuföhren, da die Wälder wol große Thiere bargen, die Kinder in ihren Häusern aber nur von mittler Größe waren. In solcher Bedrängniß gaben sie dem Präfecten theils die Kinder selbst, bald auch die Weiber und endlich sogar ihre Frauen und Kinder als Sklaven, wie dies fast in ungläublicher Weise Tacitus darstellt. Die Friesen entbrannten endlich im Zorne und suchten Hülfe mit den Waffen, da ihre Klagen Nichts fruchteten. Die römischen Soldaten, welche den Tribut einfordern sollten, wurden aufgehängt. Domitian entkam durch die Flucht und wurde im Castelle Flevum aufgenommen, wo eine römische Mannschaft die

6) Tacit. Annal. II. 88 gewährt folgenden Bericht als Relation anderer Autoren: „Ein Fürst der Chatten, Armandektrius, habe einen Brief nach Rom geschrieben, welcher im Senate vorgelesen worden sei, in welchem Briefe er sich bereit erklärt habe, den Arminius umzubringen, wenn man ihm dazu das Gift von Rom schicken wolle.“ Man habe ihm geantwortet, „daß römische Welt nehme an seinen Feinden nicht durch Hinterlist und im Verborgenen, sondern öffentlich und brennend Theil.“ Bezgl. hierüber die Vermuthungen Zuden's, Geschichte der Teutschen. I. Bd. S. 323 fg. Die Hinterlist des Tiberius und die Bestimmung des Plautus, des Bruders des Arminius, geben freilich vielen Conjecturen Spielraum. 7) Was die Griechen betrifft, so wird Arminius von Strab. VII. l. p. 291. Cas. und von Dion Cass. LVI. c. 19 erwähnt, jedoch ganz einfach, ohne ihm solche Bedeutung zu geben, wie Tacitus. 8) Tacit. Annal. II. c. 88.

9) So haben sich diese mächtigen Völker gegenseitig geschwächt und aufgehoben, bis endlich die Sackten erschienen und dann um sie herum dieser Länder wurden. Das ganze derwestlich-angrivarische Land finden wir später als sächsisches Gebiet unter dem Namen Angrivaria, Angaria, Engern, mit Ausnahme der südlichen Gegenden, die den Chatten oder Hessen verblieben. Bezgl. H. Eco, Des deutschen Volks und Reichs Ursprung und Werden S. 231. 10) Tacit. Annal. III. c. 40—47. 11) Tacit. I. c.

Weerelüste besetzt hielt. Als L. Apronius, der Protector von Untergermanien, von diesen Vorgängen Kunde erhalten, ließ er aus der Provinz Obergermania einen Theil der dort stehenden Legionen und eine auserlesene Schar von den Hilfstrouppen zu Fuß und zu Ross zu sich kommen, fuhr mit diesen und seinem eigenen Heere den Rhein hinab, setzte beide im Lande der Friesen aus und besetzte das Castell Zivum von den Belagerten, welche sich nun entfernten, um ihr Land zu vertheiligen. Apronius ließ Wälle und Brücken über das in den Ufergehenden fließende Fluthgewässer aufschlagen und führte auf diesen sein Heer vorwärts. Zugleich ließ er die Reiter der Canninesaten und die Germanen, welche in seinem Heere dienten, sich durch Untiefen einen Weg bahnen und den Friesen in den Rücken fallen. Diese hatten sich indessen in Schlachordnung gestellt und trieben die gegen sie vorrückenden Abtheilungen der römischen Bundesgenossen, sowie die Reiterei der Legionen in die Flucht. Diesen wurden dann drei und nochmals zwei leichte Cohorten zu Hilfe geschickt und endlich noch ein Theil der Reiterei. Allein da diese nicht vereint auf einmal sich auf den Feind stürzten, sondern nach und nach vereinzelt anrückten, wurden sie ebenfalls geworfen und von dem Schweden der Friesen mit fortgerissen. Hierauf übergab Apronius dem Regat Gelbezus Lohes die ganze noch übrige Masse der Hilfstrouppen. Allein aus dieser gerieth bald in eine gefährliche Lage und rief die Legionen um Hilfe an. Da stürmt endlich die fünfte Legion vor und nach hartnäckigem Kampfe werden die Feinde zurückgetrieben und so die bereits ermatteten und mit Wunden bedeckten Cohorten und Reitergeschwader aus der Gefahr gerettet. Weiter vorzurücken und an den Friesen Rache zu nehmen, wagte der römische Heerführer nicht. Es wurden nicht einmal die Gefallenen bekräftet, obgleich viele Tribunen, Präfecti und ausgezeichnete Centurionen hier ihr Leben verloren hatten. Auch ersuchte man bald darauf von Ueberlaufenen, daß 900 römische Krieger bei dem Haine Daduhenna niedergemacht worden seien, nachdem sie den Kampf bis auf den folgenden Tag festgesetzt hatten. Ferner hatten sich 400 Mann in dem Wohnsitz des Graptorix, welcher einst im römischen Heere gedient, verborgen und aus Furcht vor Verrath sich gegenseitig einander entleibt, um nicht den Feinden überliefert zu werden. So hatten nun dadurch die Friesen bei den Teutchen ein hohes Ansehen erlangt und den Vorwurf wegen ihrer früheren Freundschaft mit den Römern ausgeglichen¹⁾. Dies war im J. 28 n. Chr. noch unter des Tiberius Regierung geschehen. Das Verhalten des Apronius läßt sich leicht erklären, wenn wir erwägen, daß er den Tiberius, welcher jedem Kriege mit den Germanen abgeneigt war, mehr fürchten mußte als die Friesen. Hätte er eine große Niederlage erlitten, so wäre er sicherlich einer schweren Strafe anheimgefallen. Er suchte also sein Heer möglichst zu schonen und achtete den Verlust einiger tausend Hilfstrouppen wenig, welche niemals gleiche Geltung mit den Legionen hatten.

§. 25. Nach dem Tode des Tiberius unternahm Caligula einen die Siege seines Großvaters Drusus und seines Vaters Germanicus fast parodirenden Feldzug gegen die Teutchen, welcher nur ein thörichtes Schaugepränge darbot und in welchem von wirklichen Thaten keine Rede war²⁾. Im Anfange der Regierung des Claudius war eine Bewegung in Teutschland vor sich gegangen, deren Ursachen wir nicht kennen. Dion Cassius berichtet, daß die Chatten von dem Sulpicius Galba besiegt worden seien³⁾. Unter der Regierung des Claudius geschah es auch, daß die Cherusker, die welchen der fürstliche Stamm des Arminius bis auf einen in Rom lebenden Verwandten ausgegangen war, sich vom Kaiser diesen, den Italicus, den Sohn des Flavians, Bruders des Arminius, zum Könige ausbaten, wie Tacitus berichtet⁴⁾. Die Mutter des Italicus war eine Tochter des Gattumerus, eines Fürsten der Chatten. Also kamme er beiderseits aus teutschem fürstlichem Geschlechte, nur daß er nicht teutscher, sondern römische Bildung hatte. Er selbst war ein fähiger Mann (forma decorus), im Gebrauche der Waffen und im Reiten sowohl nach teutscher als in römischer Weise geübt und ausgebildet. Claudius handelte in dieser Angelegenheit ehrenvoll, stattete den Italicus mit einer Summe Geld aus, gab ihm eine Anzahl Begleiter und ernannte ihn, die von seinem Volkstamme ihm übertragene Würde mit Muth und Entschlossenheit zu übernehmen. Er sei der erste, welcher zu Rom geboren, nicht als Geisel, sondern als freier Bürger, von Rom aus zur Uebernahme der Regierung eines Volkes abgehe. Die Ankunft desselben war für die Cherusker ein frühbeglücktes Ereigniß, und da er keiner Partei angehörte und sich gegen Alle gleichmäßig freundlich bewies, auch nach ihrer Weise lebte, Trinkgelage und Lustbarkeiten nicht verschmähte, war er Allen angenehm. So wurde er bei Raben und Ferkeln geehrt. Allein diejenigen, welche früher an der Spitze der Parteien gestanden oder in ihnen ein Ansehen behauptet hatten, bemühten sich, ihn zu verdächtigen, gingen zu den benachbarten Volkstheilen und flachteten dieselben auf, indem sie vorgaben: „daß Teutschland um seine alte Freiheit komme, die römische Macht dagegen immer mehr zunehme. Ob denn kein Eingeborener existire, welcher an die Spitze des Volkes treten könne und nur ein Sprößling des Verräthers Flavians über Alle emporgehoben werden müsse? Vergebens werde Arminius vorgeschützt. Auch wenn dessen eigener Sohn, im feindlichen Lande erzogen, zur Herrschaft gekommen

13) Sueton. Caligula c. 8. 43—48. Dion Cass. LX. c. 21.

14) Dion Cass. LX. c. 9. Die hier noch erwähnten Mauern, welche Publ. Gabinus besetzt hatte, gehören nicht hierher und können nicht die Maerke bezeichnen. Aus dem Folgenden erhellt hinreichend, daß es die Maeren in Afrika sein sollen. 15) Tacit. Annal. XI. 16. Also war der Sohn des Arminius, welcher zu Rom erzogen, und wie Flavianus dem Arminius naheste, mild behandelt wurde, wie die Thunfische längst zu Grunde gegangen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man in Rom dem Sohne des Arminius nicht irgendwie den Untergang bereitet haben sollte, zumal wenn man in ihm Spuren von Talent, Muth, kriegerischen Sinn wahrgenommen hatte.

sei, so könne man befürchten, er sei durch fremde Lebensweise, durch Knechtschaft, durch Bildung, durch Fremdartiges überhaupt verdorben worden. Habe nun Italicus die väterliche Denkweise geerbt, so habe ja kein anderer die Waffen feindsüchtiger gegen das Vaterland und die Landesgötter geführt als dessen Vater.“ Durch solche Reden schafften sie Viele auf und brachten ein großes Heer zusammen. Auch Italicus hatte seine Anhänger und seine Streitmacht war nicht geringer als die seiner Gegner. Seine Freunde sagten: „Italicus habe sich dem Volke nicht aufgedrängt, sondern sei gerufen worden. Da er durch seine Abstammung höher stehe als andere, so möge man doch erst zusehen, ob er durch seine Tugenden und Lichthegier sich des Arminius und des Catimurus würdig zeige. Auch sei es für seinen Vater Flavius eine Schande, gegen die Römer die Treue bewahrt zu haben, an welcher er sich mit Bewilligung seines Volkes verpflichtet hatte. Das Wort Freiheit werde mit Unrecht von denen vorgeschützt, welche in ihren eigenen Angelegenheiten entartet, für das Wohl des Volkes verberlich ihre Hoffnung nur auf Zwitterthat setzen.“ Jedoch wurde nicht durch Worte, sondern nur durch die Waffen entschieden und der König besiegte seine Gegner in einer großen Schlacht¹⁶). Durch diesen glücklichen Ausgang versiel er in Uebermuth und wurde hierauf vertrieben. Durch die Macht der Langobarden wurde er wieder in sein Reich eingeführt und brachte dem Germanischen der Gherucker im Glück und Unglück viel Unheil¹⁷). Ueber die ferneren Ereignisse und den Ausgang der Regierung des Italicus schweigen die alten Historiker¹⁸).

§. 26. Um dieselbe Zeit erhoben sich die Chauken und durchstreiften unter Anführung des Cannacicus die Provinz Untergermania. Cannacicus war ein Canninefater, hatte lange im römischen Heere unter den Hilfs- truppen gedient, war dann entwichen und hatte mit leichten Fahrzeugen das Küstenland der Gallier durchstreift und ausgeplündert, indem er wußte, daß die gallischen Küstenbewohner reich und schwach seien. Allein als der römische Feldherr Corbulo in die Provinz gekommen, brachte er alle Fahrzeuge zusammen, bedröhte die Röhne der Chauken in den Grund und versogte den Cannacicus. Corbulo, ein kühner und später gegen die Partier bewährter Feldherr, führte die alte strenge Disciplin zurück und schien gegen Teutichland große Pläne zu hegen. Auch wäre er wol der Mann gewesen, das von Drusus und Germanicus Begonnene fortzusetzen. Nach dem Berichte des Tacitus unterwarf sich die Gristen von Neuem und nahmen von Corbulo neue Behörden und Gesetze an. Dieses Alles geschah 47 n. Chr.¹⁹). Auch wurde eine neue West angelegt und dieselbe mit riner Besatzung versehen. Die großen Chauken (s. oben Abschnitt I. §. 14) mußte Corbulo zu bewegen, sich den Römern zu ergeben, nachdem er den Cannacicus durch Hinterlist

hatte ermorden lassen. Allein durch den Tod ihres Führers gerietten dieselben dennoch in eine große Aufregung, und Corbulo schien in der That einen Aufstand zu wünschen, um hier sein Siegesglück zu versuchen. Der Kaiser Claudius jedoch war in dieser Beziehung den Grund- sätzen des Tiberius treu und verschmähte jede neue Unter- nehmung gegen die Teutischen. Er befohl diesem Feld- herrn, alle Truppen und Besatzungen über den Rhein nach Gallien zurückzuziehen, als dieser eben sein Lager im feindsüchtigen Gebiete aufschlagen wollte. Corbulo mußte gehorchen und zog sein Heer zurück, während er die Worte sprach: „Wie glücklich waren die alten römischen Feldherren!“²⁰). Um jedoch seine Kräfte stets in Thätig- keit zu erhalten, ließ er zwischen dem Rheus und der Mosel einen 23 mill. pass. langen Graben oder Canal ausführen, um das vom Meere überfluthende Wasser darin aufzunehmen²¹).

§. 27. Drei Jahre später waren die Chauken in Obergermanien eingefallen und zogen mit Beute beladen von bannen. Allein der Legat L. Pomponius schickte ein aus Hilfsstruppen (Vangiones et Nemetes) und aus Keltern bestehendes Heer gegen sie ab, mit dem Auf- trage, den Chauken bei ihrer Rückkehr vorauszuweichen oder sich unerwartet auf die Zerstreuung zu werfen. Das Heer theilte sich nun in zwei Abtheilungen, von welchen die eine, sich links wendend, die bereits zurückgekehrten und ihre Beute brim Waße genießenden oder bereits im Schlafe begriffenen Chauken überfiel und wüthte²²), die andere sich rechts wendende Abtheilung aber dem Feinde noch während des Rückzugs begegnete und ihm in einem Treffen eine Niederlage beibrachte. Der Legat Pomponius erwartete mit seinen Legionen die Rückkehr der ausgesandten Truppen auf den Höhen des Taunus schlagerfertig, falls die Chauken für diesen Ueberfall etwa Rache nehmen sollten. Allein diese begünstigten dazu keine Lust, da sie zugleich die Gherucker zu fürchten hatten, mit welchen sie in Feindschaft lebten²³). Sie schickten daher Gesandte und zugleich Geiseln nach Rom und dem Pomponius (dem talentvollen Dichter) wurden triumphalische Ehren zu Theil²⁴).

Während dieser Zeit waren auch im Südosten Teutichlands Bewegungen eingetreten, welche das oben erwähnte Reich des Vannius im Norden der Denou (zwischen den Flüssen Marus und Gafus [Morava und Gran in Wäthern und Oberungarn]) zum Zielpunkt hatten²⁵). Vannius war in seinem kleinen, den Sueben, Daciden und anderen Stämmen bewohnten Reiche, wie

16) Tacit. Annal. XI. c. 16. 17. 17) Ibid. c. 17. 18. 19) Tacit. Annal. XI. c. 18. 19.

20) Tacit. Annal. XI. c. 19. 20. Römisch die Feldherren während der Dauer des freistaates konnten sich Vieles erlauben, quae in roma videbantur, quae autem respublicae videbantur. So erlaubte sich Cäsar über den Rhein nach Germania, über den Meer nach Britannia zu gehen. Folgte ein schlimmer Ausgang, konnten sie freilich zur Schwertschaft greifen werden. 21) Tacit. I. c. 20. 22) Tacit. Annal. XII. P. 38. 23) Ibid. c. 28. 24) Ibid.: „decretumque Pomponio triumphalia honores, modica pars sauae ejus apud posteros, in qua carminum gloria praeclucit.“ 25) Ueber die geographische Lage dieses un- mittelbar an Marob's Reromanenreich grenzenden Landes vergl. Mannert, Geogr. der Griechen u. Römer. I. Th. S. 116. 340

Italicus bei den Germanen, Anfangs beliebt, dann als ein von Rom aus ihnen gebender Herrscher verhaßt. Die Hermunduren, welche bereits unter ihrem Anführer Bibilulus den Causalda vertrieben hatten, traten auch gegen den Vannius auf, und verbunden mit den Zugiern (oder Zugiern) besiegten sie ihn in einer Schlacht. Vannius wandte sich an den Kaiser Claudius und erhielt mit seinem Gefolge Wohnsitz in Pannonien. Sein Reich wurde dann getheilt und kam an seine Rassen Vangio und Sido²⁶⁾. Diese waren den Römern treu ergeben und auch bei ihrem Volke, so lange sie die Regierung noch nicht erlangt hatten, beliebt. Später aber wurden sie ebenfalls verhaßt, wahrscheinlich besonders deshalb, weil sie zu Rom hielten.

§. 28. Nachdem bereits Nero dem Claudius gefolgt war, hatten im J. 59 nach Chr. die Griechen die Länderrien, welche am rechten Ufer des Unter-Rheins leer geworden, besetzt, ohne die Römer um Erlaubnis zu ersuchen. Ihre Fürsten und Führer waren Verrit und Malorix. Der Präfect der Provinz Germania inferior, Publius Vitus, wollte natürlich diese ungebetene Nachbarschaft, wenn auch durch den Rheinstrom von ihm getrennt, nicht dulden, und forderte, daß die Griechen entweder den occupirten Landstrich verlassen, oder bei dem Kaiser die Erlaubnis zur Verohnung desselben sich auswirken sollten. Die beiden genannten Fürsten begaben sich hierauf nach Rom, wurden freundlich aufgenommen, von Nero auch mit dem römischen Bürgerrechte beehrt; allein ihr Gesuch hatte keinen Erfolg, nach der römischen mit der modernen verwandten Politik, sich in Worten und nichtsagenden Dingen wohlwollend zu zeigen, in der Hauptsache Nichts zu gewähren. Sie sollten die besetzten Länderrien räumen. Da die Griechen dies für unrecht hielten und nicht gehorchten, wurden sie, wahrscheinlich noch ehe ihre Fürsten zurückgekehrt waren, von der römischen Reiterei plötzlich überfallen, und diejenigen, welche nicht zurückwichen, wurden niedergebauen oder gefangen genommen²⁷⁾. Was aus Verrit und Malorix sammt ihrem römischen Bürgerrechte geworden, hat Tacitus nicht berichtet. Der bezeichnete Landstrich war aber kaum von den Griechen verlassen, als ihn die Amphivarier oder Amphivarier besetzten, eine mächtigere Völkerschaft, welche aber von den starken Chaulen vertrieben und ohne Wohnsitz zugleich durch die Theilnahme der benachbarten Völkerschaften unterstützt wurde. Ihr Fürst und Führer war Boiocolus, ein bei den deutschen Stämmen berühmter und den Römern ergebener Mann, welcher als ihr alter Freund Folgendes vortrug: „Er sei während des Aufstandes der Germanen auf Befehl des Arminius gebunden worden, er habe dann unter dem Oberbefehle des Tiberius und des Ger-

manicus im römischen Heere gedient. Fünfzig Jahre hindurch habe er den Römern gehorcht und sein Volk der römischen Unterthänigkeit ausgeführt u. s. w.“ Man sieht hieraus, wie Rom nicht bloß an dem Siege, sondern an vielen anderen Fürsten mächtige Freunde unter den Teutischen hatte, und wie auch auf diese Weise, durch Gewinnung bedeutender Häuptlinge, der Weg zur endlichen Unterwerfung Deutschlands vortreflich angebahnt worden war. Daher darf man das zu große Selbstvertrauen des Varus doch einigermaßen entschuldigen. Allein der erwähnte römische Präfect Vitus gestattete die Besetzung jenes Landstriches am Rheine nicht und Boiocolus trennte sich von ihm in feindseliger Stimmung. Da tiefen nun die bedrängten Amphivarier die Brueterer, Zentherer und andere entferntere Völker zu Hülfe, um den besetzten Landstrich zu behaupten. Da benachrichtigte Vitus den Curtilius Vanda, den Legaten des Heeres in der Germania superior, und forderte ihn auf, über den Rhein zu gehen und die genannten Völker im Rücken zu bedrohen. Er selbst führte seine Legionen in das Gebiet der Zentherer und drohte ihr Land zu verwüsten, falls sie die Waffen nicht niederlegen würden. Die Zentherer (oder Zentherer) ließen sich dadurch von der Theilnahme an der Sache der Amphivarier abschrecken, ebenso die Brueterer und die übrigen Völker (wahrscheinlich die Marfen und Zubanten), welche ihnen Beistand zu leisten beabsichtigt hatten. So standen die Amphivarier auf einmal verlassen da und zogen sich zu den Ulpieren (Ulpieren) und Zubanten zurück. Führt vor den Römern scheint auch diese Bedrohung zu haben, sie aus ihrem Gebiete auszuweisen. Sie begaben sich nun zu ihren Göttern und dann zu den Germanen. Auf dieser langen Irrfahrt von einem Volke zum andern soll, wie Tacitus berichtet, die wehrfähige Mannschaft zu Grunde gegangen und die übriggebliebene wehrlose Rasse endlich als Beute vertheilt worden sein²⁸⁾. Ein fast unglaubliches und doch mit einfachen Worten von Tacitus berichtetes Ereigniß. So kläglich konnte also damals auf teutischem Boden in jenen unkoordinierten rechtslosen Verhältnissen ein ganzer Stamm zu Grunde gehen, still einen herrenlosen Landstrich am Rheine zu vergessen. Also rieses Geschick, wenn man behauptet, daß die Niederlage des Varus Deutschland von den Römern völlig befreit habe. Nur die Hoffnung, Deutschland in eine ruhige, römische Provinz zu verwandeln, war damals vernichtet worden, der römische Einfluß war noch lange nicht vernichtet. Ja, und hätte Germanicus statt des Tiberius das römische Scepter ergriffen, so würde es ihm nach dem Tode des Arminius und nach Entfernung des Marob auf den blutigen Bahnen des Kampfes wahrscheinlich endlich gelungen sein, Deutschland völlig zu unterwerfen. Nur jene beiden Fürsten wären vereint im Stande gewesen, diesen energischen Kriegsmann auf immer aus Deutschland hinauszuschieben. Das Unglück der Amphivarier fiel noch in das Jahr 59 nach Chr.²⁹⁾.

26) Tacit. Annal. XII. 29. 30. Vannius hätte sich leicht in den festen Castellen seines Reichs behaupten können. Allein seine Mannschaften, ursprünglich die Germanen und Zugiern, ließen sich nicht in Castellen halten, sondern liebten es, im freien herumzuziehen. Sie waren aber in der Schlacht den Hermunduren und Zugiern nicht gewachsen und wurden geschlagen. Tacit. ibid. c. 30. 27) Tacit. Annal. XIII. 54.

28) Tacit. Annal. XIII. c. 36.

29) Daß die Amphivarier

Um dieselbe Zeit geriethen auch die Hermunduren und die Chatten feindselig an einander. Den Grund des Streites boten ergriebige Salzquellen dar, welche Tacitus als Flus bezeichnet, der die Grenze getheilt habe³²⁾. Die sonst so mächtigen Chatten wurden von den Hermunduren befeigt; ein Beweis, das diese letzteren im Verlaufe der Zeit an Stärke und Bedeutung gewonnen, jene dagegen abgenommen hatten.

§. 29. Die gewaltigen Ereignisse, welche im Römerreiche dem Tode Nero's folgten, brachten auch neue Bewegungen unter den teutschen Völkern hervor, deren Hebel und Mittelpunkt zunächst der Bataver Claudius Civilis war. Die Bataver hatten seit ihrer Freundschaft mit Drusus eine lange Reihe von Jahren den Römern bei ihren Kriegen gegen die Teutschen treu zur Seite gestanden, ohne Tribut zu zahlen. Ihre geübte Reiterei hatte stets die trefflichsten Dienste geleistet und im Augenblicke der Gefahr oft den Ausschlag zum Siege über die Teutschen gegeben. Späterhin war dies Alles vergessen worden und die römische Bedrückung war auf sie ebenso, wie auf andere unterworfenen Völker übergegangen. Als nun im letzten Jahre der Regierung des Nero Julius Vindus einen Aufstand gegen den Kaiser in Gallien organisierte, geriethen zwei Brüder, Julius Paulus und Claudius Civilis, zwei Bataver aus fürstlichem Stamme, bei dem Ponticus Capito, dem Befehlshaber der am Untertheine stehenden Legionen, in Verdacht der Theilnahme an dem Aufstande des Vindus³³⁾. Julius Paulus wurde ohne Weiteres getödtet, Claudius Civilis dagegen in Fesseln gelegt und nach Rom gebracht. Als derselbe zu Rom anlangte, hatte Nero, dessen treuer Anhänger Ponticus Capito war, bereits seinem Leben ein Ende gemacht, und Galba gab dem Civilis seine Freiheit zurück. Als dann auch Galba gefallen und Etho als Kaiser aufgerufen werden war, erklärten die Legionen am Untertheine den Vitellius als Kaiser, und rückten aus ihrem Lager aus, um nach Italien zu ziehen. Claudius Civilis war indessen zu den Batavern zurückgekehrt und benutzte diese Verhältnisse zunächst zur Befreiung seines Vaterlandes, wie er vorgab, jedoch auch, um im günstigen Falle die Herrschaft über Gallien zu erringen. Er brachte bald ein beträchtliches Heer zusammen, lockte die Ganninesaten und Friesen auf seine Seite und nahm nun den Schein an, als wolle er die Sache des Vespasianus gegen Vitellius vertheidigen, um in seinen er-

sten Bewegungen nicht gestört zu werden³⁴⁾. Es verbanden sich ferner mit ihm die Bructer und Tenctherer (von Tacitus stets Tenctherer genannt) und andere Germanen, welche der Ruf von diesen Ereignissen und gewiss auch die Hoffnung auf Beute heranzog. Auch die bedrängten Uiber sahen sich genöthigt, Scheinbar zu ihm zu halten, da er ihre Hauptstadt, Colonia Agrippinensium (auch Agrippina Ubiomum genannt), in seiner Gewalt hatte. Nachdem nun durch Priano, den Führer der Ganninesaten und Friesen, das römische Uiberlager zweier Cohorten im Gebiete der Ganninesaten in der Nähe des Meeres vernichtet und alle im Lande sich befindenden Römer getödtet worden, sandte der bejahrte unpraktische Herodennus Flaccus, welchen Vitellius als Befehlshaber der noch am Untertheine stehenden römischen Truppen zurückgelassen hatte, den Mummus Lupercus gegen den Civilis aus, welcher die bis dahin noch nicht abgefallenen Uiber und die Reiterei der Trevirer mit sich vereinigte und theilweise selbst im Geschwader batavischer Reiterei mit sich nahm. Es wurde nun eine Schlacht geliefert, in welcher das batavishe Reitergeschwader zu den Truppen des Civilis überging und sich gegen die Römer wandte. Die Uiber und die Reiterei der Trevirer ergriffen zunächst die Flucht. So mußten ihnen auch die Legionen bald folgen und sie zerrieten sich nach dem alten festen Lager, vetera castra genannt. So war Batavia frei geworden. Außerdem genannt Civilis noch acht Cohorten alter Krieger aus dem Heere des Vitellius. Civilis, sich stark fühlend, legte nun den Schein ab, als wolle er für die Partei des Vespasianus kämpfen, und trat offen als Feind des römischen Reichs auf³⁵⁾. Bald brachte er auch den Claudiens, den Präfect der Reiterei der Trevirer, auf seine Seite; ebenso wurden Julius Tutor und Julius Sabinus gewonnen, der eine ein Trevirer, der andere ein Lingone. Tutor war von Vitellius als Präfect des Rheinuferes eingesetzt worden. Es wurde nun von diesen ein gemeinsamer Plan entworfen. Gallien sollte von der römischen Herrschaft befreit und als unabhängiges Reich hergestellt werden. Die Trevirer und Lingonen waren die ersten, welche durch Claudiens, Tutor und Sabinus gewonnen wurden. Uiber und Zungen traten mit ihnen in Verbindung. Diese Häupter verbreiteten nun überall falsche Gerüchte, als sei Rom's Macht nicht allein in Italien, sondern in allen Provinzen gebrochen, die Legionen überall geschlagen oder im Kampfe beschäftigt und eingeschlossen. Rom selber werde eben erlöhnt. Wenn man die Alpen besteige, so bräuchten die Gallier nur zu überlegen, welche Grenze sie ihrem Reiche und ihrer Stadt setzen wollten³⁶⁾. Besonders ermutigte sowohl die

oder Unwissenheit von den Ereignissen zu unterscheiden sind, ist bereits oben Abschnitt I. entwickelt worden.

30) Tacit. Annal. XIII. c. 57: „dum salinem gignendo sale secundum et conterminum vi trahunt.“ Einige haben sich die fränkische Saale, Andere die sächsische Elbe unter jenem Namen vorgestellt. Allein es kann nur die Berra verstanden werden, deren Thalgebiet an zahlreichen Punkten, in Zelt, Schmoldalen, Salzquellen, Kreuzburg, dem gemächlichen Auenrost reichhaltige Salzquellen und große Salzwerke hat. Bergl. z. B. Bruch, Die Teutschen und die Rahnstämme S. 97 ff. Auch kann nur die Berra die Grenzschleife der Hermunduren und Chatten gewesen sein. Bis zur sächsischen Saale hat sich das Gebiet der Chatten niemals erstreckt. 31) Tacit. Annal. XV, 74. Histor. I, 51. IV. c. 13. 14. 28—56.

32) Tacit. Histor. IV. c. 28. „At Civilem immensis auxiliis universa Germania extolleb.“ Also waren geröth die sämtlichen teutschen Völker diesem und jenseit des Niederrheins auf seiner Seite und verstärkten sich dort täglich durch neue Zugänge.

33) Tacit. Histor. IV. c. 18; „sic in Gallias Germanasque intentos, si destinata provenissent, validissimarum distillarumque nationum regno imminere.“ 34) Tacit. Histor. IV. c. 54—57.

gallischen als die germanischen Völkerschaften der Brand des Capitoliums zu Rom, welcher durch die teuffchen Truppen des Vitellius verurachtet worden war, um so den Sabinus Flavius, den Bruder des Vespasianus, welcher sich auf das Capitolium geflüchtet hatte, zu vernichten. Man glaubte in diesem Brande ein Zeichen des bevorstehenden Unterganges der römischen Herrschaft zu erkennen³⁵⁾. Der tapfere Voela, welchem Sordomus Flaccus kurz vor seiner Ermordung den Oberbefehl über die römischen Legionen auf stürmischen Verlangen derselben übergeben hatte, schlug noch einmal die Truppen des Civilis zurück; allein seine eigenen Krieger waren ihm nicht mehr treu. Ein großer Theil derselben ging zum Classicus und Tutor über und endlich wurde Voela selbst auf Befehl des Classicus ermordet³⁶⁾. Nachdem aber in Rom die Ordnung hergestellt und die Regierung bereits dem Vespasianus gesichert war, wurden die nöthigen Maßregeln leicht getroffen, um den Civilis zu bewältigen und die Macht der römischen Herrschaft am Rheine bis zum Schilde der Bataver wieder zu befestigen. Die weiteren Pläne der mit Civilis vereinigten Männer konnten bei einer Berathung derselben³⁷⁾ in keinen Einklang, zu keinem Resultate gebracht werden. Die meisten fürchteten die Macht der im Anzuge begriffenen römischen Legionen, und Sabinus, welcher sich bereits zum Kaiser von Gallien aufgeworfen, hatte vollends schon Vieles verdorben und war bereits von den noch treu zu Rom haltenden Sequanern besiegt worden. Als endlich die römischen Legionen mit gewaltiger Kampflust gegen die Rebellen und unter einem entschlossenen Feldherrn erschienen, gingen die alten Krieger im Heere Tutor's plötzlich zu den Römern über. Petilius Cerealis vernichte Rom's Macht und Ansehen schnell wiederherzustellen. Drei abtrünnige Legionen hatten sich bereits wieder mit ihm vereinigt und er hatte ihnen Verzeihung zu Theil werden lassen. Civilis und Classicus ließen ihm nun die Kaiserwürde von Gallien antragen; allein Cerealis antwortete nicht, sondern schickte den Abgesandten zu Domitianus. Es folgten nun mehrere blutige Schlachten mit abwechselndem Glücke; doch war Cerealis überlegen an Macht und sicherer Taktik der Legionen und erhielt von allen Seiten neue Verstärkung. Civilis zog sich endlich nach dem Ulande der Bataver zurück, wo er neue Truppen aus Teutschland an sich zog und von hier mit vieler Abtheilungen den Römern eine Schlacht lieferte, in welcher er sich nur dadurch rettete, daß er sich in den Fluß stürzte. Sein Heer gerieth in Verwirrung und mußte sich zurückziehen. Der Sieg blieb dem Cerealis. Die Bataver aber wurden endlich des Kriege, zu welchem sie durch Civilis fortgerissen wor-

den waren, müde, da ein günstiger Ausgang nicht zu erwarten stand und die Macht des Cerealis immer stärker wurde. Sowol das Volk als die Edeln wünschten ein Ende des Mißfats, und namentlich schienen die letzteren bereit zu sein, den Civilis an die Römer auszuliefern, um dadurch den Frieden zu ermitteln. Civilis merkte dies und kam ihnen zuvor, indem er bei dem römischen Heerführer um eine Unterredung nachsuchte, welche ihm gestattet wurde. Witten in der Rede des Civilis bricht das Werk des Tacitus ab, was wir erfahren nicht, welchen Ausgang das Schicksal desselben genommen hat. Der Krieg war natürlich benndigt und die früheren Verhältnisse wurden wieder hergestellt³⁸⁾. So hatte Rom's Glück und Schwert auch diesen gefährlichen Kampf glücklich beendeten, welcher dem römischen Reiche leicht einen gewaltigen Stoß versetzen konnte, da der Abfall der eigenen Legionen ein bis dahin unerhörtes Ereigniß, der Abfall der tapfersten gallischen Völker und der Bataver, die Theilnahme ruhiger und krieglustiger teuffcher Stämme von beiderseitigen Legionen des Niedertheins ein schweres Gewicht in die Waage warfen, um so schwerer, als Rom im Innern von dem schwersten Bürgerkriege um das Scepter des Reichs heimgesucht wurde. Da jedoch der Bürgerkrieg noch zur rechten Zeit sein Ende erreichte, war die Vernichtung des Civilis ohne Schwierigkeit ausführbar, obgleich er bereits große Fortschritte gemacht hatte.

§. 30. Während der Regierung des Vespasianus wurde von den Teuffchen Nichts unternommen, ebenso wenig als man von Rom aus Eroberungen in Teutschland beabsichtigte. Unter Domitianus wurden einige Angriffe versucht, jedoch ohne Beharrlichkeit und ohne Erfolg. Dion Cassius berichtet ganz einfach, er habe ein Heer nach Germania geführt, da er aber keinen Feind gefunden, sei er wieder zurückgekehrt³⁹⁾. Nach der Angabe des Suetonius waren es die Chatten, in deren Gebiet er eingefallen war, jedoch ohne etwas auszurichten⁴⁰⁾. Natürlich war damals eine solche Heerfahrt hinreichend, um einen glänzenden Triumph zu feiern und Münzen mit der Aufschrift Germania capta prägen zu lassen⁴¹⁾. Einige haben diese Expedition in das Jahr 83, Andere in das Jahr 85 n. Chr. gesetzt. Unter der Regierung Domitian's trat auch eine Reibung der Chatten und Cherusker ein, weil der Fürst der letzteren, Chariomerus, Freundschaft mit den Römern hielt. Er wurde daher von den Chatten vertrieben, kehrte aber unter dem Schutze seines Anhangs zurück, bis er zum zweiten Male weichen mußte. Er wandte sich nun an den Domitianus, um durch dessen Vermittelung wieder zurückgeführt zu werden. Allein der Kaiser gewährte ihm wol Geld, aber keine Hilfstuppen⁴²⁾. Auch kamen

35) Selbst die Druiden hatten dies verbreitet; Tacit. Histor. IV. c. 54. 36) Tacit. Histor. IV. c. 58. 59. Die einzelnen

Armeen und Begehrenheiten von Seiten der Verbündeten Civilis, Classicus, Tutor und Sabinus sollen hier nicht ausführlicher beschrieben werden. Man kann hierüber 3. Jac. Wäse, Geschichte der Teuffchen bis zum Anfang der kaiserlichen Romarchie S. 120—130. (Leipzig 1726). und Feiner. Leben, Geschichte des teuffchen Volkes. I. Bd. S. 380—390 vergleichen.

II. Uebers. v. M. u. R. Erste Section. LXI.

37) Tacit. Histor. V. c. 14—26.

38) Dion Cass. LXVII. c. 4. 39) Sueton. Domit. c. 6. 40) Auf dem Münz IMP.

CAE. DOMIT. AVG. CON. XI. CHNS. POT. P. P. Der Krieger zeigt eine fremde weibliche Figur in Gestalt einer Germania, welche Teutschland veranschaulichen soll, mit der Aufschrift GERMANIA CAPTA. S. C. Beryl. 3. fol. Jac. Wäse, Geschichte v. L. S. 138. Num. 2. 41) Dion Cass. LXVII. c. 5.

um diese Zeit der König der Ermonen, Masgab, und die jungfräuliche Scherin Ganna, welche nach der Be-
leba in dieser Eigenschaft berühmt geworden, nach Rom,
wurden von Domitianus mit Ehren aufgenommen und
kehrten wieder zurück⁴³). Die Gherulster hatten seit längerer
Zeit einen ruhigen Frieden dem Kriege vorgezogen
und wurden daher zur Zeit des Tacitus als schlaff und
rührig gehalten, da sie früher als tapfer und gerecht
galten. Dagegen standen die Gatten um diese Zeit im
besseren Rufe⁴⁴). In den Verfall der Gherulster wurden
auch die Fosen (Fosi) mit hineingezogen, da sie an
deren früherem Glücke wenig Antheil gehabt hatten⁴⁵).
Um dieselbe Zeit hatte L. Antonius, Präses von Ober-
germania, eine Verschwörung gegen Domitianus unter-
nommen und sich mit den Barbaren, wie Suetonius sich
ausdrückt, vereinigt. Diese waren aller Wahrscheinlich-
keit nach die Gatten. Allein da Antonius eben die
Ankunft der verbündeten Scharen erwartete, löste sich
das Eis des Rheines auf, so wurde der verlassene
Feldherr leicht unterdrückt⁴⁶). Die Ägypter, mit den
Sueven im Kampfe begriffen, erliefen den Domitianus
um Weiskand. Er schickte ihnen hundert römische Rit-
ter⁴⁷), was die Sueven, d. h. die Marcomannen, übel
aufnahmen. Ueberhaupt hatten sich die jüdischen Völ-
kerschaften im Norden der Donau wol seit Marbod's
Zeiten wieder ermannet, und mit den Quaden vereint,
schienen sie gegen Rom nicht eben freundschaftliche Ge-
sinnungen heget zu haben. Genug, es erfolgte ein An-
griff auf die Marcomannen und Quaden, welcher zurück-
geschlagen wurde. Auch wurden dem römischen Heere
einige Niederlagen von den Dackern unter ihrem Könige
Decobalus beigebracht, mit welchem Domitianus endlich
Frieden zu schließen sich genöthigt sah⁴⁸). Jedenfalls
waren die Römer unter Domitianus sehr im Nachtheile
während der Kämpfe mit diesen Donauvölkern⁴⁹). Im
Norden Deutschlands war noch während der Regierung
des Domitianus oder unter Neroa über die sonst so
freigerichteten Bructerer ein ähnliches Schicksal gekommen,
wie über die Gherulster. Sie wurden von ihren mäch-
tiger gewordenen Nachbarn bedrängt, geschwächt und
Theile ihres Gebietes ihnen entzissen. Nach einer Nach-
richt des Tacitus könnte es scheinen, daß sie von den
Chamaven und Angrivariern größtentheils vernichtet

worden seien⁵⁰). Allein Tacitus war hierüber entweder
nicht genau unterrichtet oder hat das Unglück der Bructe-
rer übertrieben, da die Bructerer noch in den folgenden
Jahrhunderten in ihren alten Wohnsitzen aufgeführt wer-
den⁵¹). Daß sie aber bedeutend schwächer geworden wa-
ren und dem römischen Einflusse nicht mehr Trotz zu
bieten Lust hatten, geht daraus hervor, daß der römi-
sche Feldherr Spurianna einen wahrscheinlich von ihnen
selber oder von ihren Nachbarn vertriebenen und von
den Römern begünstigten König mit Gewalt der Waffen
in ihr Land zurücksührte⁵²).

§. 31. Neroa erbieth den Beinamen Germanicus,
ein Beweis, daß von ihm irgend eine Befestigung gegen
die Teutischen ausgeführt worden war. Er hatte einen
Sieg gegen die Marcomannen gewonnen und deshalb
auch eine Lorbeerkrone im Tempel des Jupiter Capito-
linus aufgezogen. Trajanus wandte seine Waffen nie-
mals gegen die Teutischen, dagegen besiegte er nach einem
hartnäckigen Kampfe den Decobalus, welcher den Domi-
tianus zu einem für Rom nicht ehrenvollen Frieden ge-
nöthigt hatte. Bevor Trajanus zur Kaiserwürde ge-
langte, hatte er als Präfect in der Provinz Germania
inferior gekanden und hier eine Colonia Trajana ge-
gründet und zwei neue Regimen, die Ulpia und die
Trajana errichtet, von welchen die castra Ulpia und
die castra Trajana ihren Namen erhielten⁵³). Wenn
nun auch sein Nachfolger das Prädicat Germanicus
erhielt, so war dies nichts Anders als ein gewöhnlicher
Ehrentitel, mit welchem die Kaiser auf Münzen und In-
schriften ausgeklatet wurden. Denn eine kriegerische
Unternehmung gegen Teutischland war von ihm nicht aus-
gegangen. Ehrentitel dieser Art gingen häufig in Folge
der Adoption von einem Herrscher auf den nächstfolgen-
den über. Von Spartianus wird jedoch erwähnt, daß
Hadrianus von Gallien aus auch nach Germanien ge-
kommen und den Teutischen (d. h. einem Stamme oder
einer Völkerschaft) einen König gegeben habe⁵⁴). Die
Gründung von Colonien war hier und da von ihm aus-
gegangen, sowie Javavia in Noricum (das heutige Salz-
burg) ihm seinen Ursprung verdankt⁵⁵). Nach dem Be-
richte des Jul. Capitolinus sollen unter Antoninus dem
Frommen außer anderen Völkern auch die Germanen
besiegt worden sein⁵⁶). Dagegen kam unter der Re-

43) Dion Cass. LXVII. c. 5. 43) Tacit. Germ. c. 36 bemerkt
hierbei: „Cattis victoribus fortuna in sapientiam cessit.“ 44)
Tacit. l. c. 45) Sueton. Domit. c. 6. Dion Cass. (LXVII. c. 11)
findet hierbei besonders lobenswerth, daß L. Antonius, welcher
den Antonius besiegte, alle Schriften desselben verbrannte, um
dem Domitianus nicht Stoff zu grausamen Hinrichtungen zu ge-
ben. 46) Dion Cass. LXVII. c. 5. Die hundert Leutige
darf man hier nicht für hundert Ritter nehmen, sondern man
muß sie für Ritter halten. Denn Dion fügt gleich hinzu: „ὅτι
τοὺς ἰσχυροὺς ἰσχυροὺς (sc. ὀπλισμένους), ἀλλὰ τὸ ἀσπίδα.“
Von einem ἀσπίδα könnte nur in Beziehung auf die Ritter die
Rede sein. 47) Dion Cass. LXVII. c. 71. „ἑκατὸν δὲ ἐνὸς
Μαρκουμανίου καὶ κενὸν ἑκατὸν δακτύλων ἀπὸ τοῦ Δου-
βλου τοῦ βασιλέως βασιλείας καὶ ἐκ τῶνδε ἀπὸ τοῦ Περπύτου
c. 71.“ 48) Dion Cass. l. c. P. An. Epit. VIII. 4. 1. 2.
Panegy. c. 11. 12. Jornandes. De reb. Get. c. 13. Egel.
Ludov. I. Ed. C. 493 ff.

49) Tacit. Germ. c. 33: „Juxta Tenetores Bructeri olim
occurrebant: nunc Chamavos et Angrivarios immigrasse nar-
rant: pulsi Bructeres ac penitus excahis vicinarum consensu
nationum, super his colle, seu praedae dulcedine, seu fa-
vore quodam erga nos deorum etc.“ Beachtet darf man schon
aus dem Ausdrucke *narrant* folgern, daß er ganz unzuverlässige
Nachrichten nicht erhalten hatte. 50) Egel. Aasp. 3. 2. 3. 4.
Die Teutischen und die Naßbachstämme C. 93 ff. 51) P. An.
Epit. II. 7. 52) Egel. 3. 2. 3. 4. 53) Spartian. Hadrian. vit.
c. 10. p. 81. „Inde in Germaniam transiit.“ und c. 12. p. 115:
Scrib. hist. Aug. Vol. I. 1671. Lugd. Bat.: „Germania regem
constituit.“ 54) Egel. Vindob. De num. Colon. P. I. p. 153.
Die Geschichte dieser Stadt findet man in mehr als einem besonderen
Werke entwickelt. 55) V. An. Antonin. P. I. c. 5. p. 258: „et
Germanos et Dacos et multas Gentes atque Inducos rebellan-
tes contulit per praesides et legatos.“

gierung des M. Aurelius Antoninus ein schwerer Krieg am Ausbruche, welcher der marcomannische, auch schlechthin der germanische genannt wird, und welcher in seinen weit verzweigten Folgen als eine kriegerische Epoche für die weitere Entwicklung der großen Stämme im Norden und in der Mitte Germania's, namentlich für die Geschichte der vom Norden her eindringenden Völker betrachtet werden darf⁵⁶⁾. Ein Einfluß nördlicher Völkerbewegung hat jedenfalls stattgefunden, wenn wir auch den Zusammenhang nicht genau nachzuweisen vermögen. Während die Römer in einen Krieg mit den Parthern verwickelt waren, hatten sich zahlreiche germanische Stämme erhoben, um diesen günstigen Zeitpunkt gegen Roms Macht zu benutzen. Jul. Capitolinus führt eine große Zahl germanischer und sarmatischer Völker auf, welche sich zu diesem Kriege vereinigt hatten⁵⁷⁾, und Ammianus Marcellinus bezeichnet denselben als einen so gefährlichen, daß er mit der gewaltigen Anführung der Kimbern und Teutonen verglichen werden könne⁵⁸⁾. Nach der Darstellung des Jul. Capitolinus waren viele Völker in diesem Kampfe zu Grunde gegangen⁵⁹⁾. Aus der Vereinigung germanischer und sarmatischer Völker darf man wol folgen, daß außer anderen Ursachen die umfassenden Eroberungen an der Donau, namentlich die Verwandlung Daciens in eine römische Provinz und ihre den Germanen unaussprechlichen Grenzbeschränkungen und Castelle zu dieser Vereinigung so verschiedener Stämme die Veranlassung gegeben hatten. Die Germanen tauchen zum letzten Male in diesem Kriege auf und sind dann auf immer verschwunden. Auch die Langobarden waren durch diesen Krieg in Bewegung gekommen und hatten das Völkerbündnis verstärkt. Sie hatten ihre Wohnsitze an der Elbe, vermutlich von den Sachsen vorwärts geschoben, verlassen und erscheinen nun an der Donau, wo ihnen nach Beendigung des Kampfes vom Kaiser Landereien bewilligt worden waren und wo sie noch von Procopius erwähnt werden⁶⁰⁾. Der marcomannische Krieg ist von keinem der uns erhaltenen Autoren ausführlich beschrieben worden. Das Meiste gewährt nur Dion Cassius in den Excerpten des Zephrinus, die übrigen Autoren geben nur kurze Berichte⁶¹⁾.

Derselbe dauerte drei Jahre und nahm die meiste Kraft des römischen Staates in Anspruch⁶²⁾. Wenn nun auch die kleineren Völkerstämme zunächst der Donau besiegt und unterworfen worden waren, so war die Macht der größeren doch keineswegs gebrochen worden. Theils hatten sich dieselben zurückgezogen, theils waren sie durch Verträge und Geschenke beschwichtigt worden, wie wir aus den Worten des zuverlässigen Hieronymus folgern dürfen⁶³⁾. Dieser große Krieg bestand übrigens aus zwei Acten: den ersten hatten Marc. Aurelius und sein Mitregent Verus gemeinschaftlich ausgeführt, den letzteren Marc. Aurel. allein. Der zweite Act war der gefährlichere und die mächtigen Feinde konnten nur durch die größten Anstrengungen besiegt werden⁶⁴⁾. Im Lande der Quaden wäre das römische Heer beinahe vernichtet worden und es fand nur durch ein Wunder Rettung. Die Ruhe wurde endlich wiederhergestellt. Der Friede mit den verschiedenen Stämmen fand unter verschiedenen Bedingungen statt⁶⁵⁾. Allein er war nicht von langer Dauer. Die Marcomannen, die Germanen, die Quaden und Sarmaten erhoben sich von Neuem gegen die römische Macht. Drei Quintilien, Conbianus und Maximus, waren mit dem Oberbefehle gegen diese vereinigten Völker beauftragt worden, vernichteten aber nicht, dieselben zu bewältigen. Da begab sich der Kaiser mit seinem Sohne Commodus abermals nach Pannonien und gab dem Paternus ein bedeutendes Heer, welches in einer großen Schlacht jene Völker besiegte. So Dion Cassius⁶⁶⁾. Nachdem Marc. Aurel. vom Leben geschieden war und das Reich dem noch jungen Commodus hinterlassen hatte, wurde mit den feindlichen Stämmen abermals Frieden geschlossen, so gut es gehen wollte, ohne gerade die Würde und den Vortheil des römischen Reiches wahrzunehmen⁶⁷⁾. Noch einmal

LXXI. c. 5 seq. *Eutropius VIII. 13*: „Ingenui ergo labore et moderatone, cum apud Caruntum jugi triennio perorasset, bellum Marcomanicum conficit, quod cum his Quadi, Vandalis, Sarmatis, Suevi atque omnis barbaria commoverat.“ Hieronim beginnt seine historiae mit dem Ende dieses Krieges.

62) Dion Cassius (LXXI. c. 12, 13) erwähnt die Antiag, Dankrigi, Cotini (wel die Gotoes des Tacitus), Jazygen, Quadi als mehr oder weniger bei diesem Kriege betheiliget.

63) Hist. I, 3, 5: „ὅς περὶ τὰς δ' ἀνὴν ἐκείνων καὶ οὐ Ληγαυοὶ ὑπεβίβοντες, οὐδ' οὐδὲν πύρρος ἐκείνων, ἀλλὰ τοὺς μὲν καὶ οὐδὲν ἐκείνων ἀπογράφοντες, τὰν δὲ καὶ ἀπογράφοντες ἢ τοὺς ἀνέκτους.“

64) Bergh. S. Luden, Geschichte des deutschen Volkes. 2. Bd. S. 27 ff. Ueber die Künste, deren Gebräuche sich auf diesen Krieg beziehen, s. Masouin I. S. 149 ff. 65) Bergh. *Dion Cass. LXXI. c. 19. 20.* 66) *Ibid. LXXI. c. 23. LXXII. c. 5.* Er ist im Völkernamen auch durch die *Quaden* bezeichnet, so müssen wol die Sarmaten einen Haupttheil des feindlichen Heeres gebildet haben.

67) *Dion Cass. LXXII. c. 2.* Nach seiner Darstellung waren die Friedensbedingungen möglich für beide Theile und für Rom wenigstens nicht gerade entbehrend. *Auf. Vespasianus (Vit. Commod. c. 3. p. 481)* bemerkt hiezu: „bellum etiam quod patre paene conceperat, regibus hostium adductis remissis ac Romanis reversis est.“ *Herodian. I, 6, 8, 9*: „καὶ διαπραγμάτευσε, οὐδ' ἐκείνων, τῆς ὁμοῦ τοῦ ἱεροῦ τῶν πόρων, ἀπογράφοντες τὰς αὐτοῦ ἀνέκτους τὰς τῶν βασιλέων ἐκείνων ἐκείνων τῶν ἱερῶν αὐτῶν πρὸς τὸν δαίμονα καὶ ἐκείνων αὐτῶν οὐ καὶ οὐ καὶ τῶν αὐτῶν αὐτῶν τῶν βασιλέων αὐτῶν ἐκείνων, τὸν δὲ καὶ καὶ“

kam es in Germanien während der Regierung des Commodus zu neuen Bewegungen, welche, wie Aelius Lampridius berichtet, durch seine bewährten Feldherren beschwichtigt wurden⁶⁸). Als Didius Julianus die Provinz Belgien verwaltete, leistete er den Chaucen, welche ihre Wohnsitze an der Elbe verlassen und ihre Richtung nach Belgien hin genommen hatten, kräftigen Widerstand und soll auch die Chatten besiegt haben⁶⁹). Späterhin, gegen Ende des 4. und im Verlaufe des 5. Jahrh., traten die noch fortdauernd, wenn auch geschwächt, im südlichen Teutschland hausenden fuchsischen Stämme sowie die Quaden in mannichfache Verbindung mit den von Osten her drängenden Sarmaten, Sciren, Rugiern und anderen Völkerschaften und kämpften mit diesen vereint oft gegen die mächtigen Gothen in Pannonien, wobei sie größtentheils Niederlagen erlitten und jene kleineren Völker, namentlich die Sciren und Rugier, welche von ihnen gegen die Gothen in Schutz genommen worden waren, bis auf wenige Ueberreste aufgerieben wurden⁷⁰). Wie nun allmählig der Name Sueven in Suaven (später Schwaben, wie noch gegenwärtig das schwäbische Volk *Sie wie Sch* ausspricht) übergegangen ist, zeigt schon der Geographus Ravennas⁷¹), welcher ihrem Lande eine große Ausdehnung gegen Süden hin gibt und dasselbe an Italien grenzen läßt.

§. 32. In der nachfolgenden Zeit, während der Regierung des Septimius Severus und des Caracallus, treten unter den Germanen Völker auf, welche bis dahin wenig oder gar nicht genannt worden sind, namentlich die Gothen, die Alamannen, die Franken, die Sachsen, welche Anfangs weniger beachtet und daher auch selten erwähnt, bald als mächtige Bevölkerungsverbindungen dem römischen Reiche weit größere Gefahr drohen, als

alle früheren Angriffe barbarischer Völkerrämme. Während der Regierung des Septimius Severus waren feindliche Verührungen mit den Teutschen nicht eingetreten. Caracallus suchte dieselben sorgfältig in Ruhe zu erhalten, hielt sich eine teutsche Leibwache und behandelte die Gesandten der Teutschen stets auf ehrenvolle Weise. Dennoch ging er einst mit einem Heere über die Alpen oder über den Rhein und unternahm einen Zug gegen die Alamannen (*ἐς τοὺς Ἀλαμαννῶν*) und gegen die Cenonen (*ἀπὸς τῆς αἰνὸς Κέννων*), wie Dion Cassius berichtet⁷²). Gegen die Cenonen denach er sich hinterlistig und treulos und die letzteren besiegte er nicht durch Waffenthaten, sondern bewog sie durch dargebotene Geldsummen zum Rückzuge und erkaufte so sich einen scheinbaren Sieg, um zu Rom triumphiren zu können⁷³). Dieser Angriff, welcher in das Jahr 213 n. Chr. fiel, mochte besonders den Alamannen gelten, welche um diese Zeit ihre ersten Bewegungen machten und wahrscheinlich im Gebiete der Chatten ihre Streikräfte vereinigt hatten. Sowie die Alamannen als die seit dem Jahre 238 auftretenden Franken mochten sich jene Bevölkerungsvereinigung, welche im marcomannischen Kriege die Römer in Schrecken setzte, zum Vorbilde genommen haben. Denn die Völker, aus welchen die Alamannen und Franken bestanden, mußten ja längst eingesehen haben, daß sie vereint gegen die römische Macht an der Donau und am Rheine Nichts ausrichten, wol aber mit vereinigten Kräften ihr Erzobieten könnten. Wie nun später die mächtigen Gothen von Osten her römische Provinzen, namentlich Dacien, Möisien, Pannonien zum Zielpunkte ihrer Unternehmungen machen, so beschäfigten nun die Alamannen und Franken die römische Kriegsmacht diesseits und jenseits des Ober- und Nieder Rheins, während die Sachsen im Norden Teutschlands sich immer weiter gegen Süden und Westen ausbreiteten mit den Römern zunächst nicht in unmittelbare Verührung kommen. Die Geschichte der Gothen spielt ihre Rolle außerhalb Teutschlands, die der Alamannen dagegen bewegt sich im südwestlichen Teutschland von Rätien ab bis nach Moguntiacum hinaus, die der Franken im nordwestlichen Teutschland bis zu den Rheinmündungen.

§. 33. Die Geschichte Teutschlands tritt in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. vorzüglich durch die Alamannen und Franken in ein neues Stadium ein. Stär-

μυρίασι πεντακτῶσι ἐς γαλιὰς ἐκπαράγοιτο, ὅσων κίλισσεν.“ Dion Cassius (LXXII. c. 4) erwähnt ferner die Befehle der Marcomanen an den Kaiser, juri esse und juri aus dem Reiche: *ὅτι ποτὶ πένητος καὶ πᾶσι καὶ ἐπὶ αἰσῶν τῶν κατὰ ἡμετέρας.*“ S. Barth (Ursch. der Teutschen. 4. Th. S. 200) folgert daraus den Stand der Wälgien und den Stand der Freien bei den Marcomanen.

68) *Lampridius c. 13. p. 511:* „in Britannia, in Germania et in Dacia Imperium ejus recusantibus provincialibus: quae omnia ista per duces sedata sunt.“ 69) *Aelius Spartianus, Vit. Didii Juliani c. 1. p. 573.* (Ser. hist. Aug. Vol. I. 1671.) 70) *Jornandes, De reb. Get. c. 54:* „Quorum (Scironum) exitum Severorum reges Hunimundus et Alaricus veridit, in Gothos arma moverunt, freti auxilio Sarmatarum, qui cum Beuga et Babai regibus suis auxiliaris eorum devenissent ipsaque Scironum reliquis, quasi ad recensitibus annis aeribus, putagatoris, arcescentes cum Edica et Wulfo coram primatibus, habuerunt simul secum tam Gepidas, quam ex gente Rugorum non parva solatia; ceterisque hinc inde collectis ingentem multitudinem aggregantes ad annum bellum in Pannonia castrametati sunt etc.“ Es erfolgte eine blutige Niederlage dieser Völkerschaften, „adeo ut campum inimicorum corruentium cruore madefactus, ut rubrum pelagus appareret, armaque et cadavera in modum collium cumolata, campum plus quam decem milibus oppleverunt.“ Freilich mag der Bericht Bernades die Zerstreuung und Züge seines Volkes weit übertrieben; doch ist es gewiß, daß die Gothen starben. 71) *Liber IV. c. 26:* „Iterum propinqua ipsius Thuringiae ascribitur patria Suevorum, quae et Alamannorum patria, confinis existit Italiae.“

72) *Liber LXXVII. c. 13. 14.* Bei dem Namen Cenon könnte man leicht an die Cenomani denken (s. *Wannert 3. Th. S. 308* f.). Allein da diese mit Rom in freundschaftlichen Verhältnissen in den Gallien und Vogesien lebten, kann Dion Cassius diese nicht veranlaßt haben. Die Cenon, eine mit den Alamannen verwandte und ihnen benachbarte Völkerschaft, welche jedenfalls vor den einst mächtigen gallischen Cenonen abstammten, in uralter Zeit (Zehntende vor Chr.) aus Gallien gekommen, über den Rhein gezogen und sich in der Nähe des hercynischen Waldes niedergelassen und bis in die spätere Zeit behauptet hatten. Man hat angenommen, daß in den Wäldern Samulocenia und Samulocenas (s. ihr Name erhalten haben. *Beyl. v. Sammann, Colonia Samulocena S. 82* f., 73) *Dion Cass. l. c.* Die Folge war, wie Dion hier berichtet, daß einige teutsche Stämme entweder seine Freundschaft suchten, oder ihm Krieg drohten, um ebenfalls Geldsummen zu erhalten.

lere und verwegenere, zähere und hartnäckigere Feinde hat das römische Reich nicht leicht gehabt. Wie oft auch Tausende der Alamannen und Franken während der zwei folgenden Jahrzehnte von den römischen Regionen hingemähet, wie häufig ihnen auch durch Verrath und Hinterlist die grauenvollsten Niederlagen beigebracht, wie oft auch ihr Gebiet verwüßt, ihre Wohnungen verbrannt, Frauen, Kinder und Greise erbarmungslos vernichtet worden waren, sie standen immer wieder mit frischer Kraft in den Waffen und entfalteten muthig und rastlos immer größerer Streitmacht. Hatte Rom mit dem einen Volke Frieden geschlossen, so trat das andere gerüstet in die Schranken. Von keinem germanischen Volke kann man sagen, daß es so dauernd die Macht des römischen Reiches müde gemacht hat als die Alamannen und Franken. Dies ging theils aus der Vereinigung vieler Stämme und aus ihrer jugendlichen Strebekraft, theils aus ihrer geographischen Stellung hervor. Im Rücken, nach Osten hin, war eine Erweiterung des Gebietes in Germania nicht möglich, da südlich mächtige Stämme wie die Burgunden und Germanen, nördlich bald die mächtigen Sachsen das Land occupirten. Nordwärts lag das blühende den Römern unterworfenen Gallien und Hispanien, beide in der Cultur weiter vorgerückt als Germania und mit mildem Klima. Dahin ging also das Streben und Drängen dieser Völker. Die germanischen Herrscherhäuser, welche 233 n. Chr. während der Regierung des Alexander Severus über den Rhein gegangen waren und Gallien durchstreift hatten, schienen vorzüglich alamannische gewesen zu sein. Als der Kaiser aus dem Oriente herbeigerufen war, hatten sich jene Völkermassen bereits über den Rhein zurückgezogen. Einige Gesichte ohne bedeutenden Erfolg scheinen jedoch bald darauf stattgefunden zu haben, wie sich aus der lückenhaften Stelle des Herodianus folgern läßt. Allein statt den Kampf zur weiteren Entscheidung zu bringen, bot der junge Kaiser den Germanen den Frieden und zugleich Geldspenden an, wodurch die weiteren Feindseligkeiten eingestellt wurden⁷⁴). Da dieser Kaiser mit einem mächtigen Heere angekommen war, so mußten auch die Germanen beträchtliche Streikräfte gehabt haben und die Alamannen hatten damals gewiß ihre ganze Macht aufgeboten. Alexander Severus war aber nicht über den Rhein gekommen, da er zuvor seinen Tod gefunden hatte. Der ungemeine reiche Nachfolger desselben, der ungeschlagene Maximinus, ging sofort über den Rhein, verfolgte die Germanen bis in ihre Wälder und Sümpfe und bestand mit ihnen selbst in tiefem Sumpfe einen schrecklichen Kampf, in welchem sein eigenes Koth tief im Wasser stand und er selbst am Kampfe thätigen Antheil nehmend in große Lebensgefahr gerieth. Er rührte sich in einem Umfange von 300—400 mill. pass. die Wohnörter (vicos) zerstört zu haben. Er siegte gewiß nur mit ungeheuren Verlusten an Mannschaften und bezog sich dann mit dem einbrechenden Winter nach Pannonien zurück mit dem Einschlusse, im nächsten Frühjahr

abermals gegen die Teutischen loszubrechen und Germania bis zum Decan dem römischen Reiche zu unterwerfen⁷⁵). Als er hierauf aber gegen das von ihm abgefallene Italien aufbrach, hatte er eine große Masse teutischer Krieger in seinem Heere, wol theils aus Germania prima et secunda, theils auch aus Teutschland, welche letzteren sich theils gezwungen, theils freiwillig ihm angeschlossen hatten⁷⁶). Nachdem nun Maximinus und seine nächsten Nachfolger zu Grunde gegangen, entsaltete zum ersten Male im Jahre 240 während der Regierung Gordian's III. der Frankenbund seine Macht und brach unaufhaltsam in Gallien ein. Dem Aurelianus, einem mächtigen Heldherren (dem späteren Kaiser), gelang es zwar, Gallien von diesen Scharen wieder zu befreien und sie bei Moguntiacum zu schlagen, allein die einmal begonnene Völkerströmung konnte dadurch nicht wieder gestemmt werden⁷⁷). Im 3. 264 wurde von den Germanen selbst die Rhein- als die Donaulinie durchbrochen. Die Alamannen drangen an der Spitze des Königs Crotus vor, überschritten den Rhein, eroberten und verwüßten viele Städte, bis sie endlich bei Bielefeld geschlagen und Crotus gefangen genommen wurde⁷⁸). Noch gewaltiger brachten die Frankenscharen einher und drangen einst über die Pyrenäen bis nach Hispania vor. Der Feldherr Posthumus trieb unter des Galliens Regierung die germanischen Scharen aus Gallien zurück⁷⁹), was ebenso wenig von bedeutendem Erfolge war, wie der von diesem Kaiser durch Geldspenden erkaufte Friede⁸⁰). Während nun im Osten die Gothen, Vandalen, Carpen und Urugunder römische Provinzen angriffen und Ufer-

75) Herodian. VII. c. 1. 2. *Jul. Capitolin. Maximini* duo c. 12. p. 33. *Scri. hist. Aug. 1671. Vol. II.* „Ingratus igitur Germaniam transrhennanum per CCC vel CCCO milia barbaries molis viros incendit, greges abegit, praedam abstulit: cepit innumeros, et nisi Germani per amnes et paludes et silvas confugerent, omnem Germaniam in Romanam dittemen redigisset etc.“. Wichtig ist hier der Zusatz, daß er das nördliche Germania bis an den Decan unterworfen haben würde, si visisset, ut Herodianus dicit, Graecus scriptor, qui el (quantum videmus) in edium Alexandri plurimum favit. Bei Herodianus findet sich oben nicht die geringste Spur einer Gunst für Maximinus, was schon aus der Bemerkung über den Tod desselben und seines Sohns hervorgeht VIII, 5. 91. „τοιοῦτον πιν ὃν ἔλεος Μαξιμιανος καὶ ὁ μαῖς αὐτὸν ἐξέχευον, διὰ τὸν νόμον ὁμοῦ ἐνοχοῦντο.“

76) Herodian. VII, 5. 10. 77) Wie bereits seit Cerialius verschiedene Völker barbarischer Stämme in römischen Provinzen hier und da Aufnahme gefunden hatten und naturalisirt werden waren, sieht besonders J. de Peigny, *Etudes sur l'histoire, les lois et les institutions de l'empire Merovingienne* Tom. I. p. 217 seq. Jedemfalls trug dies viel zu den folgenden Völkerbewegungen bei, indem immer größere Scharen aufbrachen, um neue Wohnsitze entweder mit Einwilligung der Römer zu finden oder durch Waffengewalt zu gewinnen. 78) Bregl. Hufschberg, *Geschichte der Alamannen und Franken* S. 123 fg. *Rath Cautopius IX.* 8 drangen die Alamannen während der Regierung des Gallien von Gallien aus sogar bis Italien vor (vassatis Gallis in Italiam penetraverunt). Das heißt wol nur, sie waren in einem Gefolge von Wäldern aus über die Alpen gegangen und in Eberfelden eingedrungen, ohne sich hier aufzuhalten. 79) Trebell. Pollio, *Gallieni* duo c. 4. p. 195. Vol. II. *Scri. hist. Aug. 1671.* 80) Bregl. 3. p. Hufschberg, *Geschichte der Alamannen und Franken* S. 113 fg.

74) Herodian. VI, 7. 8.

Räbte plünderten und während sich an der Donau von Neuem die noch immer wehrhaften Marcomannen und Quaden regten, wurde der Mittel- und Unterrhein immer wieder der Hauptschauplatz des Kampfes. Im Jahre 264 und 265 wurde von den Alamannen das sogenannte Jehtland (*agri decumates*, später *terrae laetiae* genannt, römische, zins- und kriegspflichtige Ländereien zu beiden Seiten des Don- und Schwarzwaldes) und die die Donau (schirmenden Wälle (*limites*) und Castelle durchbrochen und Keltien occupirt⁸¹⁾, während andere germanische Herreschaufen, wahrscheinlich in Verbindung mit den Marcomannen in Noricum einbrangen und die Quaden und Sarmaten Pannonien besetzten. Dem auf kurze Zeit zum Kaiser ausgerufenen Posthumus gelang es noch einmal, die Alamannen aus Gallien zu vertreiben und die Rheinlinie wiederherzustellen⁸²⁾. Unter der Regierung des Aurelianus überschritten Alamannen und Marcomannen den oberen Theil der Donau, mit der Absicht in Italien einzufallen. Der Kaiser besiegte sie in der Nähe von Mailand; allein das feindliche Heer streifte nun in mehreren Abtheilungen raubend und verheerend durch Italien und ließ sich auf eine Schlacht nicht weiter ein. Doch kam es endlich bei Piacenza zu einem zweiten Treffen, in welchem die Römer geschlagen wurden. Das feindliche Heer löste sich dann in mehre Scharen auf und verließ mit Beute beladen Italien⁸³⁾. Jedenfalls hat Aurelianus aus Keltien wieder von den Alamannen befreit⁸⁴⁾. Nach Gallien wurde er von dem Cäsar Tetricus gerufen, welcher dann in einer Schlacht zu ihm überging, wodurch Gallien wieder zur Provinz des römischen Reiches wurde, nachdem es seit dem Usurpator Posthumus eine Reihe von Jahren selbständig regiert worden war. Als Probus die Regierung antrat, war Gallien abermals von germanischen Stämmen, jedenfalls von den Alamannen und

Franken besetzt worden, und nur durch ungeheure Anstrengungen gelang es diesem Kaiser, ihnen 60 Städte wieder abzunehmen und so das Land abermals von ihnen zu befreien⁸⁵⁾. Der Kaiser ging hierauf über den Rhein, durchkreuzte einen Theil des hercynischen Waldes und drang bis zum Medar vor. Auf diesem Zuge hatte er auch das Waldgebirge Alba (die heutige Raue Alp) berührt, welche hier zum ersten Male genannt wird. So gelang es dem Kaiser, die Alamannen abermals über den großen Grenzwall (*limes Romanus*), welchen sie seit Jahren mehrmals durchbrochen, zurückzubringen. Gegen die Alamannen kämpfte er selber, gegen die Franken am Unterhaine sein Feldherr⁸⁶⁾. Wobey waren die Alamannen noch nie so hart bekränzt und gedemüthigt worden. Neun Könige (d. h. Fürsten, Häuptlinge derselben) sollen sich dem Kaiser unterworfen und um Frieden gebeten haben⁸⁷⁾. Auch soll derselbe Kaiser auf teutschem Boden wiederum römische castra errichtet und Städte gegründet haben, wie Vopiscus berichtet⁸⁸⁾. Dieses Alles hatte Probus aber nur mit einem ungeheuren Heere (*cum ingenti exercitu*, wie Vopiscus bemerkt) auszuführen vermocht und hatte außerdem seine Krieger noch dadurch angepsört, daß er auf jeden Kopf eines Germanen ein Goldstück als Belohnung setzte. Dies bewirkte, daß auch auf Streifzügen viele Alamannen überfaßt, aufgefunden und getödtet wurden⁸⁹⁾. Das Bitterste war nun noch, daß die Alamannen 16,000 junge Männer stellen mußten, welche in Abtheilungen zu 50–60 Mann in verschiedene Provinzen vertheilt wurden, um sie unschädlich zu machen und um zugleich den Barbaren nicht merken zu lassen, daß das römische Heer durch fremde Hülfskräfte verstärkt werden müsse⁹⁰⁾. Probus wollte sogar die römischen Befestigungslinien diesseits des Rheines weiter ausdehnen und ganz Germanien endlich zur römischen Provinz machen, was jedoch nicht zur Ausführung kam⁹¹⁾. Da die Alamannen sollen bei demselben Kaiser die Zurückziehung der römischen Limes nach dem Rheine hin zur Bedingung gegenseitiger Freundschaft gemacht haben, um zu ihrer Ausbreitung mehr Raum zu gewinnen⁹²⁾. In einem zweiten Feldzuge besiegte Probus die Legionen, einen bisher nicht genannten Stamm, welcher zu den Alamannen halten mochte, wenn nicht darunter die Egypter verstanden worden sind⁹³⁾. Nach

81) Die Wohnsitz der Alamannen und die zu ihnen gehörenden Völkerschaften sind bereits im geographischen Abschnitt §. 30 in Betracht gezogen worden. Die Alamannen bildeten nicht ein unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt vereinigt Volk. Vielmehr bestand das alamannische Land in einer Reihe kleinerer Hauptlingsgebiete, deren Häupter oder Fürsten sich nur im Kampfe gegen die römischen Waffen oder gegen andere Völker zu einer compacten Masse vereinigen. Beral. d. Leo, *Des deutschen Volks und Reiches Ursprung und Erben* S. 245. Diese Hauptlinge werden reges, reguli, subreguli, principes genannt, stehen nicht unter einem Oberhaupt, sondern wollen neben einander mit gleichen Rechten, außer im Kriege, wo wahrscheinlich der Älteste und Bewährteste an die Spitze trat (*Ammian. Marcellin. XVI. 12. p. 151. 155. ed. Gronov.*). Ob ihr Herkommen noch den altgermanischen Gesetzschriften geordnet war, läßt sich nicht bestimmen angeben. Aus der großen Masse ihrer Kriegsmannschaften darf man viel folgern, daß, wenn es galt, jeder wehrfähige Mann die Waffen ergriß und an der Derschloß seines Häuptlings Theil nahm. Von den Römern wurden sie oft unvorbereitet überfallen, woraus sich folgern läßt, daß das Zusammenbringen eines großen Heeres bei ihnen nicht schnell genug von Statten ging. 82) Beral. Hufschberg a. a. O. S. 130 fg. 83) Beral. Hufschberg ebend. S. 137 fg. 142 fg. 84) Flav. Vopiscus c. 35. p. 590. *Ser. hist. Aug. Vol. II. (Lugd. Bat. 1671.)*: „His gentis ad Gallias profectus Vindelicos obsidione barbarica liberavit.“

85) Vopiscus Probus imperat. c. 13. p. 661: „Tanta autem illic proelia feliciter gessit, ut a barbaris sexaginta per Gallias nobilissimas reciperet civitates.“ 86) Zosimus l. c. 67. Beral. Hufschberg a. a. O. S. 147 fg. 87) Vopiscus. *Vit. Probi* c. 13. 14. p. 661 seq. (*Script. hist. Aug. Vol. II. [Lugd. Bat. 1671.]*). 88) Vopiscus l. c. Jedenfalls nur innerhalb der römischen Limes; s. oben Abth. I. §. 41. 89) Vopiscus ibid. c. 14. p. 663: „nec cessavit est unquam pugnari, quam quotidie ad eum Barbarorum capita deferrentur.“ 90) Vopiscus ibid. c. 14. 15. p. 664 seq. 91) Vopiscus ibid. c. 14. p. 663. 92) Vopiscus ibid. 93) Beral. Hufschberg, Geschichte der Alamannen und Franken S. 151 fg. K. Beth. Zu Deutschen und die Reichsarmee, erwähnt *Aegylas* aus aus Boninus, wo sie wahrscheinlich von den Eugeni, Eugeni identisch sind.

dem Tode des Probus waren die Alamannen abermals über den Rhein verdrängt und so erstreckte sich um diese Zeit Alamannia von der Rheinbrücke bei Mainz bis zur Donaubrücke bei Günz⁹⁴⁾.

§. 34. Eine abenteuerliche That vollführte um diese Zeit eine an das schwarze Meer versetzte Schar gefangener Franken. Sie bemächtigten sich nämlich an der Meeresküste mehrerer Schiffe, segelten durch den Bosporus in das mittelländische Meer, überfielen die Küsten von Griechenland und Kleinasien, raubten, was sie konnten, richteten sogar in Syrakus ein Blutbad an, wurden dagegen von der afrikanischen Küste zurückgetrieben, segelten dann durch die Meerenge bei Gadir und gelangten endlich wohlbehalten an den vaterländischen Küsten an⁹⁵⁾. Dies geschah im J. 277. Unter der Regierung der Kaiser Marc. Aurelius Carus und Diocletianus fanden große Bewegungen der Alamannen und Franken gegen das römische Reich nicht statt, doch traten während der Regierung des Letzteren in Germanien die schon genannten Burgundionen, die Heruler und Chaibonen, drei streitbare Stämme auf den Schauplatz. Der Kaiser Maximianus überschritt mit einem Heere den Rhein. Die Alamannen und Franken stellten sich ihm entgegen. Allein er wagte erst dann dieselben anzugreifen, nachdem er vernommen, daß Hungernoth und verheerende Krankheiten unter ihnen wütheten. Er besiegte die Alamannen und Burgundionen, und bald darauf auch die Chaibonen und Heruler⁹⁶⁾. Auch die Franken wurden bedrängt und Genoaß, einer ihrer Könige oder Hauptlinge, bezog sich in das römische Lager und bat um Frieden, welcher ihm ohne härte Bedingungen gewährt wurde⁹⁷⁾. Daß die Franken von ihren Wohnsitzen an den Rheinmündungen aus auch Gerauberei trieben, beweist derselbe Marcellinus, aus welchem wir diese Nachrichten schöpfen. Auch von dieser Seite wurden sie von Diocletianus und Maximianus bewältigt⁹⁸⁾. Allein im J. 287, als sich Maximianus grade zu Trient besand,

überschritten Germanen, jedenfalls Alamannen und Franken, abermals den Rhein. Er zog aus, trieb sie rasch zurück, jedoch ohne Nachhalt; denn bald erschienen sie von Neuem. Die fortwährende Bedrängnis der römischen Grenzen berog nun die beiden Kaiser im J. 292, sich zwei Regierungsgeschäften unter dem Titel Cäsar anzunehmen. Diocletian erkor sich den G. Galerius, Maximianus den Flavius Constantius Chlorus. Für die Sicherung der Grenzen und Provinzen war diese Einrichtung auf mehr Jahre von Wirksamkeit. Constantius Chlorus operirte nun im Norden Galliens gegen die mit Carausius verbundenen Franken, Chaibonen und Heruler und nahm ihnen an der Nordküste die Stadt Gesoriacum (Boulogne) wiederum ab, machte den Hafen dieser Stadt unzugänglich und zerstörte dadurch das von hier aus getriebene Piratenwesen. Er drang dann nach Batavia vor und besiegte hier verschiedene Völkerschaften des Frankenbundes, auch die Chomaden und Friesen, welche sich den Franken angeschlossen hatten⁹⁹⁾. Mit dem Carausius, welcher Britannien occupirt hatte, wurde Frieden geschlossen, da er als erfahrener Krieger und Seemann jeden Angriff von Seiten der Römer erfolglos machte¹⁰⁰⁾. Von den Lobrednern aus dieser Zeit wird besonders hervorgehoben, wie ganze Scharen gefangener Germanen in den verödeten Theilen Galliens angehebelt, den Landbau wieder zur Blüthe gebracht und rußig liegende Gebirgen in fruchtbare Auen umgeschaffen haben¹⁰¹⁾. Ein wunderbares Geschick, daß die Söhne und Enkel derer, welche Gallien oft verunstaltet hatten, daselbe wieder fruchtbar und blühend machten¹⁰²⁾.

§. 35. Nachdem im J. 296 Britannien durch Constantius wieder erobert worden, wobei viele mit Carausius und seinem Nachfolger Allectus in Verbindung stehende Franken zu Grunde gegangen waren, fanden die Alamannen abermals gerufen an den römischen Grenzlinien und gingen noch in demselben Jahre mit zwei Heeressmassen an zwei verschiedenen Stellen über den Rhein. Der eine Theil drang in Helvetien ein, der andere Theil ging unterhalb Argentoratum über den Fluß und nahm seine Richtung auf die von den Römern besetzte Stadt Langres. Allein beide Heerabtheilungen wurden von Constantius geschlagen und mußten sich in ihre Wohnsitze zurückziehen. Im J. 297 eroberten die germanischen Völkerschaften des Unterh Rheins Batavia abermals, mußten sich aber, da der angeschwollene Rhein das Eis, worüber sie gegangen, zertrümmert hatte und sie nun abgescnitten waren, endlich auf einen Vertrag mit der römischen Rheinflotte einlassen und Geiseln stellen¹⁰³⁾. Unter der Regierung Constantius' des Großen wurde Gallien abermals von den Alamannen und Fran-

94) Vergl. Zeug. a. a. D. S. 309. Vopiscus, Vit. Proculi p. 761. Ser. hist. Aug. Vol. II. 1671. berichtet, daß auch der gallische Usurpator Proculus die Alamannen besiegt und aus Gallien zurückgetrieben habe.

95) Eumenius, Panegy. Constant. Caca. T. I. c. 18. Zosimus I. c. 71. Sie mochten zu den Franken an den Rheinmündungen gehören, welche sich, wie ein Theil der Sogden, als tüchtige Schiffahrer auszeichneten. 96) Im Betreff der bereits oben erwähnten Chaibonen bemerkt Zeug. S. 152: „Nur die letzten (Kopfsch) sind durch weitere Nachrichten bekannt, sind die Xerops des Strabon (VII. 291). Avianes des Tacitus (Germ. c. 40), die „Ofios des Petrus Patricius (Rhe. legg. ed. Bonn. p. 124), die sich zur Zeit des Marcomannenkrieges mit Longobarden in Pannonien zeigten, Chaviones, Chaibones des Marcellinus (Panegyrici vet. I. 3. II. 7), der von ihrem Einbruche in Gallien in Gesellschaft der Heruler spricht.“ Woher nun diese Verschiedenheit des Namens? Vielleicht daher, weil ihn der eine Autor von diesem, der andere von jenem Stamme hatte nennen hören und so die mündliche Uebersprache in die schriftliche übergang. Ueber die Burgundionen s. Anhang I. §. 29. 97) Marcellini Panegyrici. Maximiano Augusto dict. c. 7. p. 90 seq. ed. Chr. G. Schwab. (Ald. 1746.) 98) Marcellini ibid.: „et domibus oppressa Francie bella pluvicia Diocletianum votorum compescere reddiderunt.“ Freilich darf man die Worte eines Lobredners nicht zu hoch anschlagen.

99) Eumenius, Panegy. Constant. dict. c. 5. 8. Vergl. Dufschberg a. a. D. S. 171 sq. und Andr. Dederich, Besch. der Römern und Deutschen am Niederrhein, insbesondere am Lande der Chomadoer S. 155.

1) Eutropius IX. c. 14 (22). 2) Claud. Marcellini Panegy. gnosth. c. 15. p. 135 seq. ed. Schwarz 1746. 3) Vergl. Dufschberg a. a. D. S. 174 sq. 4) Eumenius, Panegy. Constant. dict. c. 6. Vergl. Dufschberg a. a. D. S. 163.

len heimgesucht. Die Franken mußten den ersten Stoß des ergrimnten Constantins aufnehmen, wurden geschlagen und zwei ihrer gefangenen Könige oder Häuptlinge mit schrecklichen Qualen (ultimis cruciatibus) zu Tode gemartert¹⁾. Er ging dann über den Rhein, überfiel plötzlich die Bructerer, ließ Alles mit Feuer und Schwert verderben und die männlichen Gefangenen auf der Arona zu Trier von wilden Thieren zerreißen²⁾. Auch die Alamannen wurden bald darauf geschlagen, auch ihrer Häuptlinge hatten dasselbe Schicksal und wurden den wilden Bestien Preis gegeben. Eine kleinere Brüde, welche bei Geln über den Rhein führen sollte, kam nicht zur Ausführung. Die Bewohner des rechten Rheinufer waren aber dadurch in Schrecken gesetzt worden und flohen³⁾. Während nun im Innern Deutschlands große Veränderungen vorgingen, standen die Bructerer, Chamaeren, Oserer, Tubanten und Ranzionen, d. h. die Völker des Frankenbundes, abermals unter den Waffen und waren bereit, den Rhein zu überschreiten. Constantinus wollte ihnen mit seiner ganzen Macht begegnen, wurde aber durch seinen hinterlistigen Schwiegersohn Maximilian, welcher die bereits niedergelagerte Kaiserkrone wieder zu erhalten strebte, davon abgebracht. Nachdem Maximilian zu Grunde gegangen, kehrte Constantinus schleunigst an den Rhein zurück und brachte hier durch einen Hinterhalt eine neue große Niederlage über die germanischen Völker, welche eben den Rhein überschritten hatten. Die Gefangenen wurden abermals reisenden Thieren zur Beute gegeben⁴⁾.

So wiederholt sich dieses grauenvolle Schauspiel stets auf dieselbe Weise. Römische Arglist, wohlberechnete Ueberfälle, strategische Kunst, schonungslose Grausamkeit mahnen wie satanische Würgengel unter den armen germanischen Völkern, welche niemals vernichtet werden können, sondern nach kurzen Zwischenräumen von Neuem desto todesmuthiger gegen die Römer auftreten, als sei es ihrer notwendige und letzte Aufgabe, Roms Macht endlich zu brechen. Nachdem Constantinus ein Freund des Christenthums geworden und unter dem Labarum, dem Sinnbilde desselben, den Maxentius besiegt und Italien erobert, standen im J. 320 die Franken abermals unter den Waffen. Sie hatten es diesmal mit dem Cäsar Crispus zu thun, welcher große Thaten nicht ausführen vermochte. Nach dessen Tode wurde der junge Constantinus, zweiter Sohn Constantins, als Cäsar nach Gallien geschickt, welchem es gelungen sein soll, die ger-

manischen Völker am Rheinufer gegen einander zu hegen⁵⁾. Im J. 341 zog der Kaiser Constantius gegen die Franken zu Felde, ohne Bedeutendes auszuführen, da mit abwechselndem Erfolge gekämpft wurde⁶⁾. Und obgleich Libanius Vieles über die Friedensliebe und Keigung zur Knechtschaft bei den Franken zu sagen weiß⁷⁾, so erhoben sie doch bald wieder woblgerüstet und kriegsmuthig ihr Haupt. Nachdem Constantius in Gallien erobert worden und Magnentius als Nachfolger aufgetreten war, schlossen sich ihm als Stammverwandte auch Franken und Sachsen an. Bei Mursa (dem heutigen Eszék) stießen im J. 351 die mächtigen Heere des Magnentius und des von Osten herangezogenen Constantius zusammen. Das Heer des Magnentius wurde geschlagen und die mit der Wuth der Verwerfung kämpfenden Franken und Sachsen größtentheils aufgerieben⁸⁾. Zugleich hatte Constantius die Alamannen bezwungen, in Gallien einzufallen, welche unter einem ihrer Fürsten Chnodomaren von Magnentius in Gallien zurückgelassenen Cäsar Decentius schlugen und das Land verwüsten durchzogen. So standen gegenwärtig die Alamannen abermals mächtig da und mit ihnen waren die Sachsen auf den Schauplatz getreten⁹⁾.

§. 36. Im J. 354 beschloß Constantius die Alamannen wiederum anzugreifen und in ihr altes Gebiet, d. h. hinter den Elbe zurückzubringen. Es kam diesmal jedoch zu einer friedlichen Ausgleichung, welche den Alamannen ihre Wohnsitze sicherte. Dennoch kam es schon 355 zwischen dem kaiserlichen Feldherrn Arbio und den Alamannen zu einer blutigen Schlacht, in welcher viele derselben zu Grunde gingen¹⁰⁾. Nachdem nun der Kaiser Constantius den jungen Julianus als Mitregenten angenommen, wurde diesem der Oberbefehl über das Heer in Gallien übertragen, welches Land natürlich durch die so oft wiederholten Einfälle der Alamannen und Franken in einen kläglichen Zustand versetzt worden war. Als Julianus sich noch zu Turin (Augusta Taurinorum) befand, erhielt er die Nachricht, daß Colonia Agrippinensis von den Franken erobert und verbrannt worden sei. Er eilte herbei und setzte sich in den Besitz dieser Stadt, nachdem er alle Heresabbrei-

festinali seque letalibus vulneribus et mortibus offerunt.“ Das wollte also der gefühllose Panegyriker doch, daß die Schmach den Germanen noch bitterer war als der Tod.

8) *Julian. Orat. I.* in laudem Constantii p. 12: „οι παρρη απορριψαντας εναντιον τω βασιλει παρος τοις ανδραγατοις κυριω τοις βασιλικοις, περὶ τὸν δὲ ἀντιπάλον καὶ ἀντιπάλον παρος ἀλλήλων.“ 10) *S. Hieronymi Chronicon ed. Scalig. Thesaur. temp. p. 182: „vario eventu adversus Francos a Constante pugnatur.“*

11) *Libanii Orat. basilicae sive Panegyri. Imperat. Constantio et Constanti dict. p. 38.* Vergl. *Hufschberg a. a. D. S. 217.* 12) *Juliani Orat. I.* p. 36: „οι βασιλικοι δι τῆς τεινομένης ἀνιπυκνότητος, et πάλαιον, η̄ παλαιὸν η̄ θνητὸν ἀντιπάλον δι τεινομένης τοῦ πολέμου ἔχον.“ 13) *Hufschberg, Geschichte der Alamannen und Franken S. 226 f. 14) Ammian. Marcellin. XV. c. 1. p. 82. ed. Gronov.* Entweder hiesauf oder auf die Zeit des Julianus während der Regierung des Constantius hat sich wahrscheinlich Zenostrichius in seiner Rede an den Constantius bezogen (V. p. 68. ed. Dind.). „Ἰουλιανὸν τὴν φύλιν ἀτάκτατα διαπύριοντα ἀπὸ βασιλέως.“

5) *Cumenius (l. c. 10)* hebt auch diese Schaulustigkeit als eine große That hervor und preißt hierbei die altrimische Strenge, nach welcher besiegte und im Triumphe aufgeführte Könige im Carcer ermordet wurden.

6) *Ibid. c. 12:* „Puhers qui in manus venerunt, quorum nec perfidia erat apta militum, nec ferocia servituti, ad poenas spectaculo danti, aevientes bestias multitudine sua fatigaverunt.“

7) *Emmetius l. c. 13.* *Hufschberg a. a. D. S. 193 ff.*

8) *Incerti panegyricus Constantino Augusti. dict. c. 23. p. 533. ed. H. J. Antonius:* „Tantum captivorum multitudinem lentis obierit, ut ingenti et perfidi von minus doloris ex ludibrio sui, quam ipsa morte patiantur. Inde est quod cum exitum differre liceat, perire

lungen zusammengezogen hatte¹⁵⁾. Bald darauf trafen die Fürsten der alamannischen Völker mit vereinter Macht auf und versammelten ihre Streikräfte bei Argentorat. Chnodomar, Vestralp, Ur, Urfein, Scerapio, Suomar und Hortar waren die Namen jener Häuptlinge. Besonders galt Chnodomar als tapferer Heerführer, da er bereits gegen den Cäsar Decentius, sowie gegen den Barbatio, einen Feldherrn des Kaisers, glücklich gekämpft hatte. Es erfolgte eine blutige Schlacht, in welcher die Tapferkeit der Alamannen an der römischen Taktik scheiterte. Sie wichen nach schwerem Verluste über den Rhein zurück, wobei Chnodomar in Gefangenschaft gerieth, bevor er über den Fluß gelangte. Der Sieger Julianus setzte hierauf über den Rhein, ohne jedoch hier Bedeutendes auszurichten¹⁶⁾. Es wurde zwischen ihm und den Alamannen ein zehnmonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen, nachdem er das einst von Trajanus auf alamannischem Boden errichtete Castell wiederhergestellt hatte¹⁷⁾. Während so Julianus mit den Alamannen beschäftigt war, hatten die Franken neue Einfälle in Gallien unternommen und die Gegend zwischen Mainz und Rheims verwüstet. Eine Schaar derselben wurde von den übrigen abgeschnitten und in zwei Alen an der Mosas gelegenen Castellen mehr Monate hindurch belagert, bis sie durch Hunger genöthigt sich ergaben, worauf Julian sich ins Winterquartier begab¹⁸⁾.

§. 37. Im J. 358 hatten die Juthungen, welche den Alamannen an der Donau hin allmählig nachgerückt und dann dem Alamannenbunde beigetreten waren, Einfälle in Rhätien unternommen und somit das römische Gebiet angegriffen. Sie wurden aber von dem Feldherrn Barbatio geschlagen und mit schwerem Verluste über die Donau zurückgetrieben¹⁹⁾. Julian aber richtete nun vor Allem seine Waffen gegen die in Batavia sesshaften salischen Franken und besonders gegen die Chamaver, um die geheimte Schiffsahrt wieder frei zu machen und den zwischen der Mosas und Schelde gelegenen Landstrich wieder zu erobern. Es kamen Gesandte in das römische Lager, welche, wie seit Cäsar's Zeit so oft geschehen, zurückschalten wurden, bis die Salier und Chamaver durch solches Vordringen übermüdet und dadurch leicht besiegt worden waren. Hiernach zog Julian wieder in die Gegend von Mainz und führte sein Heer über den Fluß in das Gebiet des Alamannenfürsten Suomar, welcher um Frieden bat, und dann in das Gebiet eines andern Fürsten, Hortar²⁰⁾. Nachdem ein Theil seines Landes verwüstet worden, ersuchte auch dieser den römischen Feldherrn um Frieden, welcher unter der Bedingung gewährt wurde, daß alle römischen Gefangenen ausgeliefert würden. Zugleich mußten beide

Häuptlinge Lebensmittel an die Arme Julian's liefern und Hortar außerdem Baumaterial, um die in Gallien zerstörten Städte wiederherzustellen. Julian begab sich hierauf abermals nach Parisii, um hier den Winter zuzubringen. So verging das Jahr 358. Im folgenden Jahre wurde abermals ein Feldzug gegen die Alamannen eröffnet, welcher das römische Heer bis an die Grenze der Burgundien führte und bewies, daß alle jene Fürsten oder Häuptlinge, welche bei Strassburg gegen die Römer gekämpft hatten, um Frieden baten. Derselbe wurde ihnen unter der Bedingung bewilligt, alle römischen Gefangenen herauszugeben. Außerdem wurden bis zum Jahre 360 nur noch die fränkischen Attuarier von Julianus angegriffen und genöthigt, um Frieden nachzusuchen, welcher ihnen gewährt wurde²¹⁾. Nachdem nun Julianus von der petulantischen Legion zum Kaiser ausgerufen und dadurch ein erklärter Feind des ohnehin als römischen Kaisers Constantius geworden war, ließ der Letztere durch geheime Briefe die Alamannen zum Einfall in Gallien aufreizen, wodurch den Römern eine Niederlage bereitet wurde. Allein Julian zögerte nicht, zog plötzlich über den Rhein, überraschte die Alamannen in ihrem Gebiete, verwüstete ihr Land und bewilligte ihnen den Frieden nur unter der Bedingung, fernerhin das römische Gebiet nicht mehr zu betreten²²⁾. Dies war der letzte Feldzug Julian's gegen die germanischen Völker. Unter Valentinian I. stand Alamannia im J. 366 abermals unter den Waffen und in mehreren Abtheilungen wurde Gallia durchzogen und geplündert. Das römische Heer unter Charictio und Severian wurde geschlagen. Jovinus übernahm hierauf den Oberbefehl und brachte den Alamannen drei Niederlagen bei²³⁾. Nachdem der Kaiser Valentinian den Bisithiop, den tapferen Sohn des Vadomar, eines der eben genannten Alamannenfürsten, durch hinterlistigen Mord hatte umbringen lassen, fiel er selbst mit einem großen Heere in das Land der Alamannen ein (368) und lieferte ihnen eine große Schlacht, in welcher er mit großem Verluste den Sieg behauptete²⁴⁾.

§. 38. Im J. 370 betraten die Sachsen vom Norden her den Kriegsschauplatz. Nachdem sie mit der römischen Flotte des Canals und des Unter Rheins seit Jahren verschiedene Kämpfe bestanden, versuchten sie endlich eine Landung in Gallien, lieferten dem Comes Nannienus mehrere Gefechte und rückten weit im Lande vor. Dem Nannienus wurde der Oberbefehlshaber Severus zu Hülfe geschickt, welcher die Sachsen ins Gedränge brachte und sie nöthigte, um Frieden nachzusuchen. Dieser wurde ihnen unter der Bedingung gewährt, eine

15) Ammian. Marcellin. XVI. c. 3. p. 122. ed. Gronov.

16) Ammian. Marcellin. XVI. c. 12. XVII. c. 1. 2. 17) Ammian. ibid.

18) Ibid. c. 2. p. 170. ed. Gronov. 19) Ammian. XVII. c. 6.

20) „Juthungi Alamannorum pars, Italica contramans tractibus, oblii pacis et foederum, quae adepti sunt obsecrando, Raetia turbulenta vastabant, adeo ut eorum oppidorum tentarent obadii praeter solitum.“

21) Ibid. XVII. c. 10.

22) E. Græf. I. Bd. n. 2. 2. Græf. Græf. LXI.

21) Bezel. Duschberg S. 301 ff. 22) Ammian. XVII. c. 1. p. 169. ed. Gron., wo aus den Worten extractae capituli domicilia cuncta curatius ritu Romano constructa flammis subditi exurebant heretogegit, daß diese Alamannen, welche zwischen dem Rheine und Rheine sesshaft waren, schon Bestandtheile römischer Cultur aufgenommen hatten.

23) Ammian. XXVII. c. 1. 2. 24) Ammian. XXVII. c. 10. p. 343. ed. Gron. Zu-

vor hatte allerdings der Alamannenfürst Rando Moguntium während einer christlichen Feiertage überfallen und Männer und Frauen mit reicher Beute hinweggeführt. Ammian. I. c. p. 542 seq.

Anzahl weissenfähriger Männer zum römischen Heere zu stellen, welche erfüllt wurde. Demnach wurde dem Sachsenherre aragisth Weise ein Hinterhalt gelegt und dadurch dasselbe fast vernichtet. Eine andere Abtheilung wurde von dem Kaiser selber bei Deufen (Deutsch) im Lande der Franken geschlagen²⁵⁾. Die Franken werden bei diesen Ereignissen nicht erwähnt und müssen damals mit den Römern in Frieden gelebt haben. Auch diente bereits eine große Anzahl fränkischer Männer im römischen Heere und selbst in hohen Ämtern standen angesehene Franken. Valentinian richtete indessen seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vernichtung der Alamannen und ihres Fürsten Marrianus. Denn dieses unverwundbare Volk stand schon wieder so mächtig und blühend da, als hätte es nie eine Niederlage erlitten, was diesem Kaiser schwere Sorgen verursachte. Um ihre Macht zu brechen, ergriff er nach den Grundsätzen altrömischer Politik die Burgundionen gegen dieselben auf, welche sich auch leicht dazu bewegen ließen, mit 20,000 Mann in das Gebiet der Alamannen einzufallen. Allein da Valentinian keine römische Kriegsmacht zu ihnen hatte, wie verabredet worden, stießen lassen, so kehrten sie, hierüber aufgebracht, in ihre Heimath zurück, nachdem sie alle auf ihrem Zuge gemachten Gefangenen getödtet hatten, um dieselben nicht bewachen zu müssen²⁶⁾. Der Feldherr Theodosius benutzte nun die durch die Zerstretheit der Burgundionen im Lande der Alamannen entstandene Verwirrung und brach von Bätien aus gegen dieselben auf, auf welchem Zuge er viele tödtete und viele gefangen nahm, welche als Colonisten nach Italien in die Gegend um den Po versetzt wurden²⁷⁾. Valentinian wollte nun auch den Alamannenfürsten Marrian vernichten und brach mit einem mächtigen Heere rasch und möglichst geheim in das Gebiet der alamannischen Buconobanten ein. Allein Marrian hatte noch zur rechten Zeit Kunde erhalten und eilte mit wenigen Begleitern. Der Kaiser verheerte nun das Land, setzte dann den Traumer als König dieser Völkerschaft ein, welcher jedoch bald zurückkehrte, weil das ganze Gebiet des Marrian verwest worden und die Buconobanten sich weit in das Innere des Landes zurückgezogen hatten²⁸⁾. Valentinian fand es endlich ratsam, sich mit Marrian zu versöhnen, wozu dieser auch bereit war. Es kam also zu einem Friedensvertrage, welcher bis zum Tode des Letzgenannten treu gehalten wurde. Marrian fand viele Jahre später seinen Untergang in einem Kampfe gegen

die Franken, wobei ihm der Frankenfürst Mellobaud einen Hinterhalt gelegt hatte²⁹⁾. Nach Valentinian's plötzlichem Tode (375) hatten die tingianischen Alamannen (Leontenses) einen schweren Kampf mit dem Cäsar Gratian zu bestehen. Nachdem sie über den Rhein gegangen, wurden sie bei Harburg geschlagen und hienauf nochmals in ihrem eignen Gebiete angegriffen, wo sie jedoch eine feste Stellung eingenommen hatten³⁰⁾. Als nun hier nichts Bedeutsames gegen dieselben ausgerichtet werden konnte, wurde endlich Friede geschlossen unter der Bedingung, daß die Alamannen eine Schar junger Männer zum römischen Heere zu stellen hatten³¹⁾. Ueber die Verwüstungen, welche durch die Alamannen gegen Ende des 4. Jahrh. über alle Rheingegenden, welche die Römer bis dahin noch behauptet hatten, gebracht worden waren, mögen hier die Worte Hr. Creuser's eine Stelle finden: „Seit dem Ende des 4. Jahrh. waren die Römer im Oriente und anderwärts so sehr beschäftigt, daß die Alamannen die römischen Provinzen theils verheerten, theils in Besitz nehmen konnten. Zwar suchten sich die Römer auch immer über und auch der Franken zu erheben, aber mit sichtbar nachlassenden Kräften. — Wie nun diese letzteren schon früher gegen die Römer und auch zuweilen gegen die Alamannen gekriegt, sowie alle Einzelheiten der folgenden Kriege bis zur entscheidenden Frankenherrschaft seit Chlodwig in Gallien übergehe ich und bemerke nur noch zwei Umstände: zuvörderst, wie sich in diesen Rheinländern von den besonders seit Ende des 4. Jahrh. immer furchtbaren Verheerungszügen der Alamannen an vielen Orten noch heutzutage die unmerkbarsten Spuren zeigen. Um nur einige Beispiele zu geben, so finden sich auf unserer Nordostgrenze im graßlich Erbschaftlichen Römerdenkmale verschiedener Art, sie geben aber nicht weiter als zu den Valentinianen herab, Beweises genug, daß von da an vordem der Landbesitz un- widerbringlich von den Römern an die Alamannen verloren war. Hiernach möchte man vermuthen, daß auch die an der erbschaftigen Grenze liegende Riesensäule mit dem daneben liegenden Postament und andern unvollendet gebliebenen Bau- oder Sculpturarbeiten in Folge jener Alamannenüberfälle von den fliehenden Römern um diese Zeit im jetzigen Zustande verlassen worden, und da wir nun nach den obigen Andeutungen des Symmachus in jener Rheinverste des Valentinian auch einen prächtigen Kaiserpalast anjehemmen berechtigt sind, so möchte wohl die natürlichste Folgerung diese sein, daß jene Säulen

25) Ammian. XXVIII. c. 5. p. 554 seq. Grun.: „Krupis Augustus ter Cosa. Saxatium multaturo et Oceanis difficultibus permatis Romanum limitum gradu petebat intentio, saepe nostrorum fuculibus pasta.“ Bergl. Libr. XXX. c. 7. p. 654. 26) Ammian. XXVIII. c. 6. p. 585. ed. Gronov. Daß auch die Burgundionen um diese Zeit mächtig geworden, geht aus folgenden Worten Ammian's hervor: „Sedique consilia alia post alia imperatori probant, Burgundiones in eorum exercitu parvissimi, bellicosos et pubis immensa viribus affluentes adeoque metuendos facillime universis.“ 27) Ammian. Marcellin. I. c. 28) Ibid. Bergl. Fußberg a. a. D. c. 348 fg. Ueber die anderweitigen Kämpfe des Valentinian mit germanischen Stämmen vergl. Zosimus IV. a. 9.

29) Bergl. Fußberg a. a. D. c. 351 fg. 30) Ammian. Marcellin. XXXI. c. 10. p. 640 seq. Grun.: „Etiam Leontenses Alamannicus populus, tractibus Raetiarum confinis, per fallacia discursus violato foedere duno conceptio, collisimam nostra tentabant, quae clades hinc exitiale primordium sumpit.“ Denn p. 660 nennt er sie veloces et rapidi, conferti in praedatorios globos. Die römischen Feldherren waren Ammianus und Mellobaudes, der König oder Fürst der Franken, welche Gratianus mit der Führung des Krieges beauftragt hatte. 31) Ammian. XXXI. c. 10. p. 661. Bergl. Fußberg a. a. D. c. 359 und L. Laguille, Hist. de la province d'Alsace Part. I. p. 30.

nicht sowohl bestimmt gewesen, nach Italien gebracht zu werden, sondern vielmehr in jener Stellung als ein reichendes Denkmal der Römerherrschaft über deutsche Länder haben aufgerichtet werden sollen. — Auf diese Weise lassen sich die Spuren alamannischer Verwüstungen von Römern im 3. und 4. Jahrh. durch das ganze bairische Land hindurch verfolgen, wenn man gleich nur hier und dort den Zeitpunkt und die Umstände dieser Ereignisse bestimmt nachweisen kann³²⁾.

§. 39. Nach dem Tode Gratian's, als der Usurpator Maximus aus Gallien nach Italien gezogen war, um das römische Reich in seine Gewalt zu bringen, hatten die Franken sich erhoben, waren über den Rhein gegangen und hier siegend und verwüstend weit vorgezogen, bis ihnen die römischen Feldherren Konstantin und Quintinus mit ihren Legionen entgegenrückten und dieselben über den Rhein zurückdrängten. Als die Legionen aber den Rhein überschritten und die Franken in ihren Wäldern aufsuchten, fanden sie noch blutigem Kampfe in den Sümpfen ihr Grab, sodaß nur wenige sich zu retten vermochten³³⁾. Nachdem Maximus von Theodosius erschlagen, gefangen genommen und hingerichtet worden war, gingen die Franken von Neuem über den Rhein und brandschagten in Gallien, worauf es wiederum zu einer Auszeichnung und zum Frieden kam, wozu der am Hofe des jungen Valentinian II. mächtige Feldherr Arbogast, ein abgeborner Franke, viel beitrug³⁴⁾. Allein nach dem Tode Valentinian's II. unternahm Arbogast selber einen Verwüstungszug in das Land der Franken, ohne daß ihm eine bedeutende Streitmacht entgegengetreten wäre. Er verwüstete aus Haß gegen die Frankenkönige Sunno und Marcomer die Länder der Bructer, Chamaver und Ampsivarier und kehrte ohne rühmliche Thaten über den Rhein zurück³⁵⁾. Dennoch führte er große Franken- und Alamannenscharen dem Theodosius entgegen, als dieser aus dem Osten heranzog, um den von Arbogast herbeigeführten Tod des Valentinian II. zu rächen. Nach zwei verlorenen Schlachten ging der sonst tapfere Arbogast mit dem von ihm erkorenen Kaiser Eugen zu Grunde. Als nach dem Tode des Theodosius (395) Arcadius und Honorius herrschten, und ihnen Rufinus, diesem Stilicho zur Seite standen, verhielten sich die Franken und Alamannen ruhig. Stilicho begab sich selbst und zwar ohne Heer an den Rhein und wußte die Freundschaft der Franken und Alamannen zu gewinnen. Auch standen bereits zahlreiche Cohorten aus Franken und Alamannen in römischen Diensten und waren in alle Provinzen hin vertheilt, wie wir im Verzeichnisse der römischen Legionen in der *Notitia dignitatum imperii* sehen. Die erste fränkische Reiterabtheilung befand sich in der Thebais in Aegypten und in Phönicien, und die achte (die flavische genannt) in Mesopotanien³⁶⁾. Die siebente Cohorte des fränki-

sehen und die eilfte des frankisch-chamavischen Fußvolkes befand sich in Aegypten; solische Franken standen ebenfalls in Aegypten, Alamannenhorden hatten ihre Lager theils am oberen Nil, theils unterhalb des Nubanon. Die erste alamannische Reitercohort und die fünfte alamannische Cohorte standen in Phönicien und die neunte Cohorte in Oberägypten³⁷⁾. Weisgauer Alamannen (die älteren und jüngeren) dienten in Italien und Hispanien. Ein sächsisches Reitergeschwader stand in Phönicien³⁸⁾. So wurden endlich die germanischen Völker immer mehr in die römische Politik und Kriegskunst eingeweiht und auch dadurch der endliche Untergang des weströmischen Reiches mit beschleunigt³⁹⁾. Mit dem abgehenden 5. Jahrh. erhalten überhaupt die entfernten Grenzlinien des römischen Reiches eine andere Gestalt durch die von Osten her anhebende Völkerströmung. Denn die Grenzmarken mußten oft entblößt werden, um den nach Italien vorgezogenen Feind zu bewältigen.

§. 40. Wir haben bisher die Geschichte der deutschen Stämme, welche seit der Mitte des 3. und im Verlaufe des 4. Jahrh. vorzüglich in der Geschichte der Alamannen und Franken aufging, im Westen, am Rheine und an der oberen Donau betrachtet, und wenden nun unseren Blick nach Osten, wo durch deutsche Stämme gewaltige Ereignisse vorbereitet werden, welche durch die unflutige und schwankende Politik des byzantinischen Hofes für das gesamte römische Reich immer verderblicher wurden. Im Osten hatten die Gothen bereits unter Alexander Severus dem römischen Reiche gegenüber eine solche Macht und Stellung gewonnen, daß sie der römische Hof durch wiederkehrende Gesandte, d. h. Jahrgelder zu gewinnen für rathsam hielt, am meisten wohl deshalb, um die römische Kriegsgewalt nicht noch durch Angriffe auf neue Feinde zu erschüttern, da am Rheine, an der Donau, im Oriente, in Afrika, in Hispania und Britannia die Legionen zur Sicherung der Grenzen bisher vollaus zu thun hatten⁴⁰⁾. Jene Geldspenden waren vorzugsweise den Ostgothen zu Theil geworden, nicht etwa den Westgothen oder Gepiden. Nun kamen aber bisweilen energische Männer zur Regierung, wie Aure-

37) *Notitia dignit. imperii* ed. Becking. Tom. I. p. 77. 85. 89. 38) *Ibid.* Tom. I. p. 76. 85. ed. Becking. Vergl. Hufschberg S. 398—400. 39) Daß der größere Theil des römischen Reichs zur Zeit des Valens, des Gratianus und des Valentinianus II., welches gegen die Gothen Kämpfe, aus trübsamen Kriegen bestand, sehr man wol aus ihrem Schicksalgehn folgern, welches kein anderes war, als das allgermanische, welches Tacit. Germ. c. 3. §. 2 mit dem Namen *barbari* bezeichnet. *Ammian. Marcellin.* XXXI. c. 7. p. 686. ed. Gronov.: „Et Romani quidem voce undique Martia continentes, a minore solita ad majorem protuli, quam gentilitate appellanti barbarum, viris validas erigebant. Die Gothen dagegen lassen wirkliche Schlachtlieber ertönen: „Barbari vero majorem laudes clamoribus stridentibus insonantibus.“ 40) Die ersten Erwähnungen der Gothen und ihrer Vertheilung mit den Römern finden man bei *Dion. Cass.* LXXI. c. 12. *Spartian.* Caracall. c. 10. *Get. c. 6.* Ueber Identität der Gothen und Gothen nach römischer Art vergl. A. Barth, *Urgeschichte Deutschlands*. I. Bd. S. 276 fg. 2. Aufl. §. oben *Uthm.* I. §. 24. Die späteren römischen Dichter, Prudentius und Claudianus, bezeichnen die römischen Kriege mit den Gothen noch als getische. Vergl. Barth a. a. O.

32) R. C. Geuzer, *Über Geschichte ältester Cultur am Niederrhein und Rhear* S. 41 fg. (Darmst. 1833). 33) Vergl. Hufschberg S. 373 fg. 34) *Ibid.* S. 376. 35) *Ibid.* S. 383 fg. 36) *Notitia dign. utriusque imperii*, in Gronov. *Thes.* Tom. VII. p. 1090. ed. Becking. Tom. I. p. 76. 85.

lianus und Probus, welche es dem römischen Reiche für schwachvoll hielten, gleichsam einen Tribut an Barbaren zu zahlen und dies auch nicht thaten; theils wurden auch bisweilen jene Geschenke durch die Verhältnisse, wie durch Unruhen im Inneren, z. B. zur Zeit der 30 Tyrannen, ver säumt. Die stürmischen Gothen aber waren stets bereit, die Waffen zu ergreifen, wenn die bedungenen Gelder ausblieben. Aurelianus trieb also die Gothen über die Donau zurück, mußte ihnen aber Dacia überlassen. Von Constantin wurden sie im J. 321 geschlagen. Die Ostgothen hatten unter Hermanrich oder Ermenrich (Ermenricus) ein großes Reich, welchem die Alanen, die Rugier und andere Stämme untergeordnet waren⁴¹⁾, als die Hunnen oder Hünen Europa überflutheten. Das Gothenreich konnte so gewaltigen Massen seinen nachhaltigen Widerstand leisten und mußte sich nach Hermanrich's und seines Nachfolgers Athimir's Tode unterwerfen. Die bisher den Gothen untergeordneten Stämme, wie die Alanen, hielten es sofort mit den Hunnen, und man hat es für wahrscheinlich gehalten, daß von diesen die Festgenannten herbeigerufen worden waren, um die mächtigen Ostgothen und ihre stolzen Herrscher zu demüthigen⁴²⁾. Bei den nicht minder mächtigen Westgothen (Visigothi) existirten zwei Parteien. An der Spitze der einen Partei stand Athanarich, an der Spitze der anderen Frithigern. Dieser schwächer als der Erstere, wandte sich gegen den Erstern an Roms, worauf Athanarich leicht geschlagen wurde. Darauf trat Frithigern mit seiner Partei zum Christenthume über. Athanarich dagegen soll hierauf alle diejenigen, welche unter seinen Anhängern Christen geworden, haben hingerichtet lassen. Nachdem nun auf Veranlassung der durch die Hunnen herbeigeführten Bedrängnisse die gotischen Greutungen und Thervingen (wie bereits oben Abschnitt I, §. 28 bemerkt, die Ost- und Westgothen), insbesondere durch die Treulosigkeit der byzantinischen Herrscher mit dem oströmischen Reiche in blutige Händel gerathen, das Heer des kaiserlichen Feldherrn Lupinus bei Marcianopolis fast aufgerieben, dann in Verbindung mit Hunnen und Alanen gegen ein neues größeres kaiserliches Heer unter den Feldherren Prosfurnus, Trajanus und Richomeris eine zweite furchtbare Schlacht geschlagen⁴³⁾, dann in Thracien raubend, mordend und fegend den tapferen Bazarmeres und sein kleines Heer vernichtet hatten⁴⁴⁾, brachte der kaiserliche Feldherr Frigeridus den Thaisalen, einem oben erwähnten Anzeiger der Gothen, eine Niederlage bei, worauf im J. 378 die grauenvolle Schlacht folgte, in welcher Valens selber mit den tapfersten seiner Feldherren und mit zwei Dritttheilen seines Heeres zu Grunde ging⁴⁵⁾. Frithigern war das Haupt der Gothen in allen diesen Schlachten ein ebenso schlauer als vorwegener Heerführer, welcher überall seinen Vortheil

wahrzunehmen verstand und sein ungeschümmtes Heer mit Klugheit leitete. Nach dem Tode der gotischen Kurfürsten Frithigern, Athanarich und Wüderich war Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balthen an die Spitze der Gothen getreten, welche während der Regierung des Theodosius foederati des oströmischen Reiches geworden. Die Gothen waren durch Theodosius, schon als er noch Mitregent des Gratianus war, durch Verträge beschwichtigt und in den niedrigen Donauggenden angesiedelt worden. Allein die Intriguen des Rufinus, welcher seit dem Tode des Theodosius (395) das Oestrich für Arbadius erwarbte und den mächtigen Stilicho an der Spitze des Westreichs unter Honorius zu schwächen beabsichtigte, ließen den unternehmungslustigen Alarich nicht lange ruhen. Rufinus ließ die vertragsmäßigen Zahlungen nicht mehr leisten, worauf Alarich plündernd und verwüstend im alten Maedonien und Thessalien umherzog. Stilicho erschien hierauf mit einem Heere in Griechenland, wurde aber von Rufinus aufgesodert, sich zurückzuziehen, jedoch einen Theil des Heeres und der von Theodosius überkommenen Schätze an Arbadius abzugeben. Nachdem dies geschehen, wurde Rufinus von den Goten foederati ermordet. Den nun vorrückenden Alarich warf Stilicho nach Ägypten zurück, wo jener einen neuen Vertrag mit Arbadius einging, um Ägypten gegen Stilicho zu behaupten.

§. 41. Im J. 402 brach endlich Alarich mit seinen Gothen und anderen verbündeten Völkern in Italien ein, während ihm ein anderes von Rhadagais oder Pradagais (auch *Podjagais*) befehligtes Heer folgte. Es mußten römischerseits alle Streitkräfte zusammengezogen werden, um einem solchen Feinde nachdrücklich entgegenzutreten. Durch die Besonnenheit und Tapferkeit des Stilicho, welcher einen großen Theil des in Gallien stehenden Heeres an sich gezogen hatte, wurde Alarich nach zwei Schlachten gegen Ende des Jahres 403 nach Pannonien zurückgedrängt, und im Jahre 405 auch Rhadagais mit seinem großen aus germanischen, namentlich gotischen, suevischen und fettischen Gebirgsvölkern bestehenden Heere in den süslavischen Gebirgen theils aufgerieben, theils nach geschehener Capitulation über die Alpen zurückgewiesen⁴⁶⁾. Nun folgten vom Jahre 406 ab die zunächst wol durch die anrückenden Hunnen veranlaßten Verwagungen der Vandalen und Alanen von Osten her, an welche sich Scythen, Sarmaten, Sceruler, Quaden und die Ueberreste der von Stilicho besiegten Scharen anschlossen⁴⁷⁾. Die Häupter der mächtigen Vandalen waren Godzigel und Gunderich, die der Alanen Respendial und Gear. Durch diese Strömung enttand auch in Germania eine Erschütterung der alten Verhältnisse und Völkermarken. Die Burgundionen, die östlichen Nachbarn der Alamannen, wurden aus ihren Wohnsitten mit fortgerissen oder erhoben sich freiwillig, um

41) Ammian. XXXI, 3. p. 674. ed. Gron.: „belliosissimi regis et per multa variegata fortiter facta vicinia nationibus formidati.“

42) Bregl. *Zosimus* V, 26. Das brutigere Volkst und die kriegerische Ursprung und Beren S. 362. 43) Ammian. XXXI, c. 7. p. 684 seq. 44) Ibid. c. 8. p. 688 seq. 45) Ibid. c. 12. p. 698. ed. Gronov.

46) Bregl. *Zosimus* V, 26. Alfabach, Geschichte der Westgothen S. 72–76. Dieser bezeichnet die Waffen des Rhadagais als Vandalen, Alanen, Scythen. 47) Procopius, De bello Vandal. liber. I. c. 3. p. 347 seq.

neue umfassendere Wohnsitze zu erwerben. Auch nahmen alamannische Völkerschaften an der Bewegung Theil. Die Sachsen waren im Norden längst aufgebrochen und erweiterten das in Besitz genommene Land südlich und westlich an der Elbe hin. Am letzten Tage des Jahres 406 überschritten die Vandalen und Alanen den Rhein und die alte römische Provinz Germania prima wurde die erste Beute dieser Scharen. Spier, Strassburg, Worms wurden genommen und verwüstet, ebenso Rheims, Amiens, Arras, Tournay, welche Städte verheert und ihrer Bewohner als Gefangene mit fortgeschleppt wurden. Den Franken waren natürlich die Bewegungen ebenso wenig willkommen als den Römern. Von Mainz rheinabwärts wurden also diese Massen von den Franken zurückgeschlagen und in einer Schlacht fiel der Vandalenkönig Godogisel und 20,000 seiner Krieger wurden vernichtet⁴⁹⁾. Respendial rettete mit seinem Alamannenheer den Rest der Vandalen. Nichtsdestoweniger wurde ganz Gallien, welches Stilicho durch das größtentheils an sich gezogene römische Heer von Truppen entblößt hatte, von den aufgebrochenen Völkerschaften durchzogen und verwüstet. Constantin, in Britannia zum Kaiser aufgerufen, war nach Gallien gekommen, hatte hier alle Reste des römischen Heeres aufsummegezogen und würde dieses bedrängte Land vielleicht noch einmal gerettet und von den fremden Scharen geküßert haben. Allein Stilicho, die einzige Stütze des Honorius, sandte den Gothenfürsten Sarus mit einem großen Heere nach Gallien, nicht um die eingebrochenen Völkerschaften zu vertreiben, sondern um den neuen Kaiser Constantin zu vernichten. Constantin's Feldherren, Justinian und Nebiogast, wurden geschlagen und getödtet. Die neuen Feldherren derselben, Eobinch oder Eobich und Gerontius, trieben jedoch endlich den Sarus zurück, welcher kaum durch die Gebirge zu entkommen vermochte. Als nun Alarich im J. 410 in Italien nach der Plünderung Roms an der Spitze eines ungeheuren Heeres mit Tode abgegangen war, ging Honorius zunächst nur auf die Vernichtung Constantin's und seines Sohnes Constans aus. Der Comes Constantius wurde mit einem Heere nach Gallien geschickt, welchem der Franko-Eobinch mit dem Heere Constantin's, welches wol größtentheils aus Franken bestand, entgegenrückte. Eobinch wurde geschlagen, und bald darauf wurde von Goar, einem Häuptlinge der Alanen, und von Gunthar oder Gunthar, dem Könige der Burgundionen zu Mainz in dem Iovinus ein neuer Gegenkaiser aufgestellt, während Constantin von dem Feldherren Constantius zu Arles belagert wurde. Iovinus zog nun mit einem aus Alanen, Burgundionen, Alamannen und Franken aufsummegefügten Heere, unterstützt von Goar und Gunthar mit den rheinischen Völkerschaften dem Constantin zu Hilfe, wie es den Anschein hatte. Allein Constantius nahm Arles schleunigst ein, und Constantin, obgleich er Priester zu werden verspro-

chen, wurde mit seinem zweiten Sohne Julianus auf des Honorius Befehl auf der Reise nach Narvema ermordet. Auch die Gothen zogen nun unter Ataulph aus Italien nach Gallien und die Verwirrung wurde hier durch die sich anhäufenden größtentheils germanischen Völkerschaften immer größer. Die mächtigen Franken behaupteten bereits seit der großen Völkerbewegung Germania secunda, während die Burgundionen im Besitze der Germania prima blieben. Iovinus und sein Bruder Sebastian, welchen er als Mitregent angenommen, wurden nach Eroberung der Städte Valence und Narbonne getödtet und somit ihre kurze Herrschaft vernichtet. Honorius sandte bald darauf ein neues Heer unter Führung des Constantius gegen den Gothenkönig Ataulph in Gallien, und dieser hielt es für ratsam, Gallien aufzugeben und sich neue Wohnsitze in Hispania zu verschaffen⁵⁰⁾.

§. 42. Die Wohnsitze der Alamannen hatten natürlich durch diese wechselvollen Ereignisse ebenso wie die der Franken und Burgundionen eine veränderte Gestalt gewonnen. Die Burgundionen hatten, wie bemerkt, vor der letzten Völkerschwärmung ihre Wohnsitze südlich und östlich von den Alamannen, und sie waren mit diesen oft in feindliche Berührung gerathen. Gegenwärtig hatten sie das westlich von den Alamannen belegene Land, die alte Germania prima, in Besitz genommen, und bildeten hier gleichsam die westliche Vorwand der Alamannen, welche ihr früheres Gebiet von dem Main ab bis nach Rhätien und Helvetien hin nicht aufzugeben, sondern nur erweitert, namentlich die Landstrecke nördlich vom Main, zwischen dem alten Rines, Main und Rhein (das heutige frankfurter Gebiet nebst dem nassauischen und einem Theil des hessischen) besetzt und die Burgundionen wie in einen Bogen umschlossen hatten⁵¹⁾. Die Franken waren am Unterrhein längs über den Fluß vorgedrückt und hatten, wie bemerkt, Germania secunda besetzt⁵²⁾. Die freien Franken am Niederrhein hatten sich um 420 den höher hinauf wohnenden Franken am diesseitigen Rheinufer (zwischen der Ruhr, der Lahn bis zum aldrimischen Rines und bis zur Thüringergränze an der Werra) angeschlossen und so ein vereinigtes großes Frankengebiet gebildet. Bald darauf scheinen sich auch die ripuarischen Franken zwischen dem Niederrhein und der Waas ihnen angeschlossen zu haben⁵³⁾. An eine Wiederherstellung der alten römi-

49) Gregorius Turonensis II. c. 9. p. 165: „Vandalis Francorum bello laborantibus, Godogiselo rege absumpto, acie viginti ferme milibus ferro percemptis etc.“

49) Bergh. Huchb. d. Geschichte der Alamannen und Franken S. 422–431 und Huchb. d. Geschichte der Westgothen S. 100–106. 50) Bergh. Leo, Des deutschen Volkes und Reiches Urfurung und Werden S. 268. 51) Auch bereits der Kaiser Maximian Germanen, und zwar Franken im alten Gebiete von Arre (Trever) angesiedelt, wo sie seit 290 als laeti Franz. alle als junc. und militärisch tüchtig erwähnt werden. Ebenso erscheinen um diese Zeit laeti Avari südlich von den Batavi im heutigen Nordhann. und in Flandern. Dorthin kamen hier auch Saren vor. Bergh. Leo S. 296. Daher finden wir in den römischen Regionen und Auxiliaren überall, sowohl in Britannia, als in Äthen und Afrika Franken, Sueven, Sachsen erwähnt. Bergh. die Notitia imperii ed. Boecking Tom. I. p. 78. 52) Bergh. Leo a. a. D. S. 291.

schon Grenzverhältnisse war nun nicht mehr zu denken, wie nachdrücklich auch der tapferste Feldherr Constantius die Macht des Kaisers Honorius und später Aetius die Macht Valentinian's III. in Gallien wieder aufzurichten gestrebt hatten. Selbst war auch das Verhältnis der altgallischen oder gallisch-römischen Bevölkerung geworden, welche die anhaltende Verwüstung des Landes noch übrig gelassen hatte. Dieselben waren jedenfalls zu der Ueberzeugung gekommen, daß die römische Herrschaft in Gallien ihrem Ende entgegenstehe und die Herrschaft der Franken bevorstehe. Einzelne Landstriche schüttelten daher das alte römische Joch und die römische Gesetzgebung von sich ab und kehrten freilich zu spät zu ihren alten Einrichtungen zurück⁶¹⁾. Im J. 419 wurde den Gothen das ganze zweite Aquitanien abgetreten⁶²⁾. Unter der Regierung des jungen Kaisers Valentinian III. wurden die Gothen jedoch durch den Verfall von dem belagerten Arles zurückgeschlagen, während die alamannischen Invasoren von Neuem in Rhätien eingedrungen und die Bistideler und Noriker ebenfalls im Aufstande begriffen waren⁶³⁾. Auch wurde um dieselbe Zeit Arier an der Röstel zum dritten Male von den Franken erkümt und vernichtet⁶⁴⁾. Ueber die Häupter und Heerführer der Franken mangelt seit dem Schlusse des 4. Jahrh. zuverlässige Nachrichten, nachdem bis gegen Ende dieses Jahrhunderts noch Gensobaud, Sunno und Marcomer genannt worden sind⁶⁵⁾. Jabelast sind die Nachrichten über die fränkischen Fürsten Priamus und Faramund⁶⁶⁾. Wahrscheinlich waren es Salier und Chamaerer, welche Arier zum dritten Male stürzten und ihr König und Heerführer vielleicht schon jetzt Chlodio (Chlogio, Clodio), welcher vom Jahre 428 ab als solcher bezeichnet wird⁶⁷⁾. Seinen Sitz soll er bei dem Castelle Disparum im Gebiete der Tugener gehabt haben. Diese Abtheilung der Franken war gegenwärtig gewiß im Besitze des ganzen Moselgebietes, während die größere aus Kenten, Angivariern, Chatten, Amphivaren und Blucterern bestehende Abtheilung bereits gegen Ende des 4. Jahrh. im Besitze der alten Colonia Agrippinensis war und somit das linke Rheinufer beherrschte. Daher auch diese Stadt in der Notitia dignitatum imperii nicht mehr erwähnt wird⁶⁸⁾. Der energische Feldherr Aetius kämpfte zwar im J. 429 mit Milt gegen die Franken, dann gegen die Gothen, gegen die Jutungen, Bistideler und Noriker, sowie er auch die Burgundionen im Saune hielt und ihr weiteres Vordringen hemmte. Allein alle diese Erfolge waren nicht von langer Dauer.

Im J. 435 standen die Burgundionen, Gothen und Franken abermals kampfgeliefert gegen die römische Macht, obgleich Aetius sich mit den Hunnen in Verbindung gesetzt hatte. Den Burgundionen wurden schwere Niederlagen beigebracht, doch standen sie bald wieder mit verjüngter Kraft in den Waffen⁶⁹⁾. Salvianus aus Massilia hat diese Zeit und Verhältnisse in Gallien mit schwarzen Farben ausgemalt⁷⁰⁾. Bei dem ebenso raschen als verderblichen Wechsel der Dinge kümmernten sich am Ende die Bewohner des Landes nicht mehr um den Andrang fremder Nationen, deren mächtiger Arm nicht mehr zu beugen war. Die Burgundionen zogen im J. 443 vom Oberrhein ab nach dem süblichen Helvetien und den Gebirgen Savoyens und dehnten so ihre Besitzungen aus bis zu dem Rhon gegenüberliegenden Ufer der Rhone. Die alten Bewohner mußten Grund und Boden mit ihnen theilen, wie der Kaiser Valentinian III. selbst verordnet hatte⁷¹⁾. In die von den Burgundionen aufgegebenen Wohnsitze scheinen Alamannen eingedrungen zu sein, da diese ebenfalls weiter westlich vorzudringen strebten⁷²⁾. Im Anfange des Jahres 445 rückte der Frankenkönig Chlodio mit Uebermacht in sübwärtslicher Richtung vor, um neue Landstriche zu gewinnen. Er schlug die Besatzung von Cameracum (Cambrai) und setzte sich in den Besitz dieser Stadt⁷³⁾. Dann lieferte ihm der römische Feldherr Julian Valerianus Majorian eine Schlacht, in welcher (nach Eidenius Apollinaris) der Sieg den Römern ausgefallen sein soll. Allein da Chlodio ungehindert weiter vordrang, so muß entweder der Sieg oder es kann wenigstens keine Niederlage auf der Seite der Franken gewesen sein. Der König Chlodio oder Chlogio hinterließ 448 zwei Söhne, welche wegen der Erfolge in Streit gerieten. Ueber das salisch-fränkische Reich herrschte aber seit dieser Zeit Merwig oder Meroväus, ein Blutsverwandter des Königs Chlodio. Von diesem Merwig haben die folgenden Könige den Namen Merowingere erhalten, welcher jedoch auch von der Gegend, die noch gegenwärtig Meruwe heißt (an der Moselmündung), abgeleitet werden kann⁷⁴⁾.

61) *Prosperi Aquitani Chronicon* I. 631. *Idatii Chronicon* I. 617. 62) Die gubernata. d. lib. VI. c. 12. 13. p. 130—136. ed. IV. (Peledont. 1742.) 63) *Prosperus Turonensis Chronicon* I. 628.

64) *Bergl. Huchberg Z. 518.* 65) *Gregor. Turonensis* II. c. 9. 66) *H. v. Leo*, Des deutschen Volkes und Reiches Urfprung u. S. 295 gibt folgende Darstellung: „Unter denen (den sal. Franken) nun ein byambelisches Fürstengeschlecht herortrat, von jenen Syambaren, die an der Moselmündung, in der Gegend, die auch noch heute die Meruwe heißt, angesiedelt waren.“

Es scheint, nach diesem seinem Vaterlande ward es das merwinische genannt. Das alte Land der Salauer und Syambaren in der Betuwe, im Uferflusse und in Holland hieß nun Zaltbrent und war in vier Stämme getheilt: der Merwig oder die Meruwe im westlichen Südbelgien, der Salau an der holländischen Mündung im östlichen Südbelgien, wo vielleicht der Stamm der Salier, als ihn die Sachsen von der geländischen Insel vertreiben hatten, endlich Eise fand; der Merwinian an der unteren Niederlande und der Betuwe oder der Betuwe (insula Batavorum) u. s. w.“ Ueber die merwinische Stammesage hat R. Müllenhoff in *Haupt's Zeitschrift für deutsch. Alterth.* d. Bd. 2. 130. gehandelt.

53) *Zosimus* VI. 5. „αὐτὸς δ' Ἀρράβητος ἄναξ καὶ Περσῶν Γαλακτὸν Ἰσχυρίαν Ἀρεσσοῦτος βασιλεὺς ἀνὰ τὸν ἑσπέρου ὁδοῦ ἔλθοντες ὁδοῦ, ἡσπέρησαν· αὐτὸς δὲ Περσῶν Ἀρεσσοῦτος, οὐκ ὄντι δ' αὐτῶν βασιλεὺς ἀνὰ τὸν ἑσπέρου ὁδοῦ.“ 54) *Prosperi Aquitani Chronicon* I. 629. 55) *Bergl. Sidonius Apollinaris Carm. VII.* Panegyric. Avito Augusto etc. 338. p. 684 (Patrologiae curs. compl. Tom. LVIII. [Par. 1847.]). 56) *Saliculus Masi.* De gubernatione d. lib. VI. ed. IV. p. 130. (Peledont. 1742. 4.) 57) *Bergl. Gregorius Turonensis* lib. II. c. 9. p. 50. ed. Paris. 1610. 58) *Bergl. Huchberg* a. a. D. S. 449 fg. 59) *Gregorius Turonensis* II. c. 9. p. 55. ed. Paris. 1610. 60) *Bergl. Huchberg Z. 449 fg.*

§. 43. Die Lage des weströmischen Reiches sowohl als die Verhältnisse der germanischen Völkerstämme am Rheine und in Gallien wurden wiederum andere, als im J. 451 Attila mit seinen Hunnen (*Noivros*, Chuni, *Ovovos*, Hunni, Huni, Hünen) gegen den Westen aufbrach, mit 500,000 Mann an den Rhein gelangte und in Gallien verheerend vordrang⁷¹⁾. Attilus brachte nun ein mächtiges, aus Römern, Westgothen, falschen und ripuarischen Franken, Burgundionen, Merovianern, Sarmaten, Alanen, Sachsen und mehreren andern Völkern bestehendes Heer zusammen. Als Attila die Stadt Orleans zu erklimmen im Begriffe stand, wurde er von Attilus und seinen Verbündeten angegriffen und erlitt, vielleicht grade dadurch, daß der Westgothenkönig gesalben war und nun die Gothen mit unbändiger Wuth sich auf den Feind stürzten, eine große Niederlage. Diese Schlacht fand auf der fatalaunischen Ebene (auch die mauricischen Felder, *campi Mauricii* genannt) statt. Eine Million kampfmüthiger Streiter mögen hier einander gegenüber gestanden und selbst dem Attila zum ersten Male das Herz geberbt haben⁷²⁾. Als kriegskundigem Rane konnte ihm die Gefahr nicht unbekannt bleiben, da Feldherrenkunst, Tapferkeit und Zahl der Kämpfer auf der feindlichen Seite nicht geringer waren als in seinem eigenen Heere. Attila's Macht wurde in dieser Völkerschlacht zum ersten Male als besiegbar erkannt⁷³⁾.

Nach diesen Ereignissen suchten die Franken, wie bereits angegeben, immer mehr ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Die Ripuarier mochten es vorzugsweise sein, welche in das alte Begermanien (Ger-

mania prima) einzogen, während die Salier in das zweite Belgien vordrangen und das Gebiet zwischen der Maas und Seine besetzten⁷⁴⁾. Die Alamannen dagegen hatten sich im heutigen Elsaß weiter ausgebreitet und das nördliche Helvetien war in ihrer Gewalt. Sie mochten sich theils als römische Bürger betrachten, theils glaubten sie als Sieger in ihrem vollen Rechte zu sein. So fand es im J. 453, als in Rom Petronius Maximus herrschte und Attila im beglückten Jahre aus der Welt geschieden war⁷⁵⁾. Auch die Sachsen hatten an der armoricanischen Küste feste Wohnsitze genommen und waren den alten Bewohnern keine unerwünschten Gäste. Eine andere Theilung Sachsen hatte die Küste von Bajour (Arägenus) im Lande der Bajocassen besetzt und werden in den fränkischen Annalen als die bajocassischen Sachsen bezeichnet⁷⁶⁾. Sie glücken in ihrer Tracht und Haartunten den Britannen. Im J. 456 drangen die Burgundionen weiter vor, gingen über die Rhone, besetzten einen Theil des bisher noch römischen Gebietes und theilten es mit gallischen Senatoren⁷⁷⁾. Im J. 457, als zu Rom Julius Valerianus Majorian zum Kaiser ernannt worden, vertreiben die Franken ihren König Chiltberich, Merwig's Sohn, besonders deshalb, weil er durch sein Gefeß nach den schönen Töchtern seines Volkes das Joch desselben sich zugezogen hatte⁷⁸⁾. Er wurde jedoch später durch Beistand seines zurückgelassenen Getreuen, Wiomad, wieder in seine Würde eingesetzt⁷⁹⁾. Indessen hatten sich einige Frankenzweige von der Hauptmasse getrennt, um im Gebiete der Noriker und Noriner kleine, für sich bestehende Staaten zu gründen. Als Chiltberich in sein Reich zurückkehrte, herrschte Livius Severus, 461 zu Ravenna zum Kaiser ernannt, im römischen Reiche. Im J. 463 wurden von dem römischen Feldherrn Aegidius und dem Könige Chiltberich die Westgothen unter Friedrich, dem Bruder ihres Königs Theoderich II, bei Orleans geschlagen, und bald darauf auch die Sachsen, welche den Gothen zu spät zu Hilfe gekommen waren. Unter dem Kaiser Anthemius wäre Gallien beinahe die Beute der Westgothen und Burgundionen geworden, allein die geheimen Vorbereitungen wurden noch zur rechten Zeit entdeckt und vereitelt⁸⁰⁾. Das Reich der Burgundionen oder Burgunden war nun in vier Theile getheilt worden; jeder der vier Söhne Gundobad's hatte einen Theil erhalten. Allein aus den eingetretenen Vertheilungen gingen Gundobad und Godegisel als alleinige Herrscher der Burgunden hervor⁸¹⁾, deren Reich jedoch bald von dem mächtigen Frankenkönige Chlotwig und seinen Söhnen bedroht und bedrängt werden sollte⁸²⁾. Im J. 470 rückte ein starkes Frankenheer unter dem Könige Chiltberich ins Feld,

70) Sidonius Apollinaris Carm. VII. Panegy. Avito Augusto dict. p. 684 seq. (Patrolog. cura. compl. Vol. LVIII. [Par. 1847.]). 71) Sidonius Apollinaris l. c. 72) Gregor. Turon. V. c. 28. p. 211. ed. Berg. 1610. 73) Marti Aventinensis Chronicon II, §. 12. Bergl. Hufschberg S. 555. 74) Gregor. Turonensis. Abt. II. c. 12. p. 58. ed. Berg. 1610. 75) Ibid. c. 12. p. 59. 76) Bergl. Hufschberg S. 509. 77) Bergl. Euben, Geschichte des deutschen Volkes. J. 20. S. 62 fg. 78) Bergl. Euben J. 20. S. 78 fg.

67) Jornandes, Bell. Goth. c. 35. p. 206, 209. Ueber den Namen vergl. Sac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache I. S. 474. H. Leo hat in seinem neuesten Werke (Des deutschen Volkes Ursprung und Werden) nur den Namen Lunden gebraucht. 68) Jornandes, De reb. Get. p. 120 seq. ed. Lindenbrog. 69) H. Leo a. a. O. S. 302 hat eine von der Darstellung des Jornandes abweichende Auslegung genommen: „Des Attilus Heer im Ganzen schloß im Nachteil gewesen zu sein. Doch war es nicht so geschlagen, daß es sich selbst hätte zurückziehen müssen, wie Attila mit seinen unglücklichen Reiterführern, in dem von den Hunnen schon verwüsteten Lande nicht lange aushalten konnte, ohne an Hunger und Heuratsmangel zu Grunde zu gehen, sah er sich trotz seiner Vertheile nach einigen Tagen zum Rückzuge genöthigt. Attilus jedoch sah sich auch außer Stande, ihn nachdrücklich zu verfolgen, da die Westgothen nun, nach dem Falle ihres Königs und der Verwundung des einen Sohnes desselben, ihre zunächst nicht mehr bedrohlichen Heimate juxta. Allein nach der Angabe des Jornandes (p. 122. ed. Lindenbrog) hatte Attilus dies selber bemerkt dadurch, daß er dem Theodimund vorstellte, er müsse nun nach Hause eilen, um sich der Nachfolge in seinem Reiche zu versichern. Zug konnte es wol Politik des Attilus sein, die Hunnen nicht weiter zu schwächen oder aufzureizen, da er sie noch brauchen konnte, um das römische Reich von allen Seiten bedrohenden germanischen Stämme in Schach zu halten, oder beide, die Hunnen und Germanen, sich gegenseitig vernichten, wenigstens für Rom unschädlich machen zu lassen. Attilus war der schlaueste Politiker seiner Zeit. Auch konnte Privatinteresse mitwirken, da dem römischen Hofe stets unentbehrlich zu sein und sich selbst an der Spitze der Reichsangelegenheiten zu behaupten. Das Heer des Attilus bestand aus den tapfersten Völkern jener Zeit, sodas schon deshalb ein Sieg des Attila nicht wahrscheinlich ist.

Jahren hindurch in der Schifffahrt große Fortschritte gemacht und als Freireuter an verschiedenen Küsten umhergeschwärmert waren, besetzten sie endlich den armericanischen Küstenstrich Galliens, wie bereits im geographischen Abschnitt erwähnt worden ist⁷⁸⁾. Wir müssen sie auch in vielfachem Verkehr mit den Briten gekannt haben⁷⁹⁾, und man darf wohl annehmen, daß sie auch von hier aus, vielleicht zugleich mit Stammgenossen aus Teutschland, in Britannien gelandet seien⁸⁰⁾, nachdem sie bereits früher diese Insel durch vielfache Streifzüge beunruhigt hatten⁸¹⁾. Eine alte Tradition meldet nun aber Folgendes: „Ein britischer König Vertigen (auch Vertigernus, Swertignus, Swertignus genannt), von den Picten und Ecten bedrängt, sah sich nach fremder Hilfe um und rief die Sachsen herbei⁸²⁾. Die erste Veranlassung gaben drei Fahrzeuge mit vertiechten Männern aus Teutschland unter Herfa und Hengist, welche von Vertigen aufgenommen wurden. Diese, dem Könige Hilfe gegen die Picten und Ecten versprechend, schickten dann Gesandte nach Teutschland, um eine größere Zahl ihrer Stammgenossen herbeizurufen. So kamen dann Sachsen, Angeln und Jüten auf 17, dann wieder auf 40 Schiffen. Diese zunächst als Hilfgesellen auftretend, wurden bald die schlimm-

sten Feinde der Briten und brachten Zerstörung und Verderben über das Land, wie Gildas, ein alter britischer Schriftsteller von römischer Cultur mit bitterem Klagen berichtet hat⁸³⁾).

Wir sind bei Betrachtung der Schifffahrt treibenden Sachsen der Geschichte der übrigen einige Jahrhunderte vorausgeritten und kehren nun zur Hauptmasse der Sachsen auf der kimmerischen Halbinsel zurück. Nachdem die (nach Leo's Ansicht von den Dänen stammende) dänische Bevölkerung immer stärker geworden, drängte sie jedenfalls die Sachsen von Norden her vorwärts⁸⁴⁾. Diese wahrscheinlich ohnehin nicht gelassen, stieß auf seiner Halbinsel zu verharren, rückten endlich nach Teutschland vor, wo seit den Kämpfen mit den Römern mehr einknifft mächtige Stämme in Verfall gekommen waren. Sie stießen zunächst auf die einknifft blühenden großen und kleinen Chatten, welche ihre frühere Stärke längst verloren haben mochten. Entweder wichen diese dem drohenden Stürme freiwillig aus oder wurden mit Gewalt vorwärts getrieben. Was nicht fortrückte, mußte sich unterwerfen. Wahrscheinlich waren es aber nur die principes und nobiles mit ihren Gefolgen, welche bei anderen Stämmen Schutz suchten, während die große Masse zurückließ und sich den Sachsen unterwarf⁸⁵⁾. Die Zeit dieses Ereignisses läßt sich zwar nicht genau bestimmen, doch ist es wahrscheinlich, daß es um das Jahr 162 n. Chr. geschah, als während des marcomannischen Krieges ein Drängen der germanischen Völker nach der Rheingegens hin begonnen hatte, welches bis in den äußersten Norden fortdauerte, sowie umgekehrt auch vom Norden her diese Bewegung begünstigt wurde⁸⁶⁾. Die Sachsen hatten dann

cernere putes archipileas, ita simul omnes imperant, parent, docent, discunt introcari. — Improvius aggreditur, praevius elabatur, spernit objectos, sterilit incutos, si sequatur, intercepti, si fugiat, evadit. Ad hoc exercitum illos naufragis, non terrent. Kit eis quaedam cum discerimibus pelagi non notitia solum, sed familiaritas.“ Nach dieser Beschreibung hat es niemals geschickter Seetrübner gegeben als die Sachsen waren.

88) A. Müllenhoff in den Vorarbeiten zum *Walden* I. Bd. S. 116 bemerkt: „Hätten wir eine bessere Geschichte des nieder-sächsischen Stammes als wir haben, sie müßte uns das ganze großartige Treiben schildern: über die See geht der Weg der Wanderungen unserer sächsischen Vorfahren. — Kein feurigeres Volk des inneren Nordens hätte diese Vögelner gewählt: es müssen Angeln und Barnen Seetrübner gewesen sein.“ Vergl. S. 119 ff. 57) Vergl. *Jan. Car. Spreng.* Notitia Germaniae antiquae. P. II. libr. 3. p. 39 seq. 58) Nach der Darstellung von H. Leo (*Die deutschen Völker und Reiches Ursprung und Werden* S. 223. 234) war ein Theil der Sachsen aus Teutschland, nachdem sie bereits eine große Macht erlangt hatten, nach Britannia gegangen, und es folgte hierauf die Schwächung der Macht der Sachsen, welche den Franken nicht mehr gewachsen gewesen seien. Allerdings darf man annehmen, daß sich thätigste Männer, etwa Krieger, mit ihren Gefolgen aus dem Seeland nach Teutschland nach Britannia begeben; allein es bleibt doch wahrscheinlich, daß der erste Zug und vielleicht die Hauptmasse von dem armericanischen Küstenstrich Galliens aus sich nach Britannia gemeldet habe. Denn von hier aus war die Unternehmung leicht und die Wasserstraße kurz, den Teutschland aus Schwier. 89) Die dem Römisch zugeschriebene, vielfach corrumptur historia Britonum in barbarischem Latein (herausgegeben von W. Gunt [Leid. 1819.]) gibt eine andere Darstellung. p. 61 seq. 90) Nach der Darstellung des Römisch I. c. kamen zuerst drei Schiffe mit vertiechten Männern aus Teutschland unter Herfa und Hengist (interna tres coele a germanis in exitum expulsi britanniam advenere. In quibus dominabantur horis et horrentes etc.). Der König schickte ihnen zunächst eine Besatzung als Besatzung (im 3. 447). Der König bereite sie zum König zu gestalten, nach mehrerer seiner Stammgenossen aus Teutschland kommen zu lassen. Dies geschah und ihre Zahl wurde immer größer und größer etc. (p. 66 seq.).

91) In der dem Römisch zugeschriebenen historia Britonum ed. Gron. p. 61 seq. 72 seq. werden diese Nachrichten mit wunderbaren Ereignissen vermischt. Es läßt, wie schon bemerkt, nicht Ereignissen erst mit dem Jahre 417 anheften. Ammianus Marcellinus (XXVI. c. 4. p. 495. ed. Gron.) läßt Britannia schon 364 von den Picten, Ecten, Saren und Metellen vertrieben. Gildas gibt ein schreckliches Bild von dem Verderben, welches die Saxones über Britannia gebracht haben: *Gildas* Sapiens de excidio Britanniae liber querculus Part. I. c. 23. p. 345. 346 (Patrologiae curs. complet. Vol. LXIX. [Par. 1818.]), ut foreissimi illi nefandi nominis Saxones, Deo domibuscus invia, quasi in caulas lupi. In insulam ad retinendos aequilones gentes innotuissent. Quoniam quique nulli ei usquam periculis, nihil amarus fecit etc. — Tum erumpens grex catulorum de cubili laevarum barbariarum tribus (ut lingua ejus exprimitur) cyllia, nostra lingua longis naribus etc. c. 25. p. 346: „Itaque nonnulli miserarum reliquiarum in montibus deprehendunt acerratis jugulabantur: alii fame confecti accedentes manus hostibus dabant in auxilium servituri: si tamen non continuo trucidarentur etc.“ Nach der Beschreibung des Gildas müssen es die Saxones sich zur Aufgabe gemacht haben, die älteren Bewohner völlig auszuwischen. 92) Vergl. *Gregor. Turonens.* libr. III. c. 3.

93) Leo S. 221 bemerkt: „Das Land der großen Chatten an der Westküste zwischen Elbe und Weser ist Wigmodi (wie es scheint: Kriegländ, terra bello desolata) geworden und gehört den Sachsen.“ Vergl. S. 226: „Ein Theil der Chatten hatte seine Richtung nach Belgien hin genommen, wo sie jedoch von dem Dithmarschen zurückgebeugt wurden.“ *Act. Spartan.* VII. Dithmarschen c. 1. p. 573. *Sax. hist.* Aug. 1671. 94) Vergl. H. Leo, *Die deutschen Völker und Reiches Ursprung* etc. S. 224 ff.

ihre Ausbreitung zunächst westwärts von der nördlichen Elbe bewirkt. Doch geriethen durch diese Ereignisse auch die Langobarden an der mittlern Elbe hin in Bewegung und rückten südlich vorwärts. Im Südböden mögen dann die Sachsen noch Angeln zu Nachbarn gehabt haben, welche schon früher dorthin vorgeschoben worden waren. Gegen Ende des 5. Jahrh. traten nun durch die allgemeine Völkerverbewegung auch für die Sachsen neue Verhältnisse ein, da das Drängen der Völker nach Westen ihnen jedenfalls größere Ausbreitung gestattete. Sie hatten die südlichen Gricungau in Besitz genommen, waren gegen die Franken weiter vorgedrungen, hatten einen Theil des Samalandes (des alten Schamavergebietes), das ganze Bructererland (Borotha), das Lubantenland (das jetzige Twente) abgenommen und in die Betuwe (das alte Bataverland) vorzudringen gesucht, was Alles genau nachgewiesen werden kann. Die nördlichen Theile des Chattenlandes, ebenso die nördlichen Theile des hermundurischen, später thüringischen Landes (Nordhurengau, Deringau) bis zur Unstrut hin, waren an die Sachsen gekommen. Die früheren Wohnsitz der Langobarden an der Elbe hin hatten sie ebenfalls in Besitz genommen. Nach allen Seiten hin hatte ihr Gebiet eine große Ausdehnung erhalten⁹⁵⁾. Auch an der Elbe hinaus hatten sie ihr Gebiet erweitert und behaupteten dasselbe bis zur Zeit Karls des Großen, welcher gewaltige und wiederholte Anstrengungen machen mußte, um das nun mächtige Volk zu bezwängen und ihnen mit Gewalt die Christenlehre beizubringen⁹⁶⁾.

Ganz anders stand es mit den Sachsen in Gallien, welche mit den Römern bald in vielfache Verührung kamen. Im J. 350 waren viele Sachsen in die Dienste des neuen Kaisers Magnentius getreten, welcher von Geburt ein Teufcher war⁹⁷⁾. Auch Valentinianus I. hatte mit den Sachsen zu kämpfen⁹⁸⁾. Mit dem großen gegen Attila zusammengeführten römischen Heere unter Aetius waren auch Sachsen vereinigt, jedenfalls aus

dem armoricanischen Landstrich⁹⁹⁾. Im J. 463 stand Odoaker (nicht der Herruler) als Oberhaupt der Sachsen in Gallien mit einem Heere an der untern Loire, jedesfalls um den Westgothen gegen das römisch-fränkische Heer unter Aegidius und Chlidertich beizukämpfen. Allein er langte zu spät bei Orleans an, nachdem der Sieg über die Westgothen entschieden worden war¹⁰⁰⁾. So finden wir also in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. Sachsen in Gallien, in Britannia und in Teutschland. Auch zog später ein Theil der teutschen Sachsen mit den Langobarden nach Italien. Da ihnen aber hier ihre freien Einrichtungen von den Langobarden nicht gestattet wurden, sie vielmehr denselben unterthänig sein sollten, so trennten sie sich von ihnen, zogen nach Gallien zum Könige Sigibert und wurden von diesem wieder in ihre Heimath nach Teutschland befördert. Allein da ihre früheren Wohnsitz von anderen Stämmen, namentlich den Surven oecupirt worden waren, so geriethen sie mit diesen in Krieg und wurden größtentheils vernichtet¹⁰¹⁾. In Britannien behaupteten die Sachsen ihre Macht im Vereine mit den Angeln und bildeten fortan einen überwiegenden Theil der Bevölkerung, nachdem sie viele blutige Kämpfe bestritten hatten. Auch die Sachsen in Gallien waren größtentheils nach Britannia gezogen und der Rest scheint von dem neu aufstehenden fränkischen Reiche völlig absorbirt worden zu sein. Die Sachsen in Teutschland waren zwar immer noch kühne und streitbare Kriegsmänner, allein ihre Gesamtmacht war durch die Ausströmung einzelner Theile nach Gallien, Britannien und Italien nicht so compact und stark geblieben als früher, während im 6. Jahrh. die Vereinigung aller fränkischen Stämme zu einem einzigen großen Reiche vor sich gegangen war¹⁰²⁾. Gegen dieses Reich nun vermochten sie nicht vordringen sich zu verhalten, sondern es war sogar nicht mehr leicht für sie, ihre Grenzen zu behaupten. Hätten sie aber, statt den Franken gegen die Thüringer beizukämpfen und so zur Auflösung des thüringischen Reiches viel beizutragen¹⁰³⁾, sich mit den Thüringern gegen die Franken vereinigt, so würden ganz andere Verhältnisse entstanden sein. Dennoch blieben die Sachsen der mächtige Volksstamm in der Mitte Teutschlands und behaupteten sich sowohl gegen die von Osten her eindringenden Slaven als gegen die Franken und vermochten noch einige Jahrhunderte später dem kühnen fränkischen Eroberer eine lange Reihe von Jahren den hartnäckigsten Widerstand zu leisten¹⁰⁴⁾. Die

95) Bregl. Les. S. 222 fg. 232 fg. Hier wird noch bemerkt: „Diese sächsischen Eroberungen brachten in die zuerst occupirten langlebendich-kaukischen Gegenden, welche mit den nachher gegen die hermunduren oder Thüringer eroberten Landschaften das nachherige Ostfalen bildeten, einen neuen Stamm edler und freier Männer — aber ein großer Theil der alten Einwohner blieb als Leuten sitzen. In Angeln mögen vielleicht nur neue Hauptlingsfamilien mit ihren Gefolgen eingewandert sein und die dochhiesigen oder Grischelichte dieser Völker, die nun unter dem angrianischen oder englischen Namen vereinigt waren, übernommen haben, mögen deren Principes geworden sein, wie wir später sehen werden, daß, als die Burgunder durch Attila's Willen ihre nobiliores verloren hatten, sie einen westgothischen Osten mit seiner Familie beileien, um an ihre Obige zu treten.“ 96) Bregl. Schumann, Geschichte des niederländischen Volkes S. 11—16. 97) Bregl. Maistre VI. 37. S. 235. 98) Ammian. Marcellin. XXX. c. 7. p. 634. ed. Gronov.: „Inter haec tamen caute gesta, jam convulsos ad moriendum rabiem Saxones, semper quolibet inexplorato ruentis delatanteque turpe ad terrestres tractus, quorum spolia praene deriderant laqueis, maleficio quidem sed ulli commento perempti, propea raptibus vi fractis excaesai.“ Also waren sie durch einen ihnen eingelegten Hinterhalt ins Verderben gerathen (maleficio commento).

99) Bregl. Fuhsberg, Gesch. der Alamannen und Franken S. 537.

1) Bregl. Gregor. Turon. Hist. II. p. 6. ed. IV. (Par. 1610.) 2) So Paulus Diaconus, De gest. Langobard. III. c. 3—7. Müllenhoff (in den Nordalbingischen Studien. I. Bd. S. 149) bemerkt: „Also daß die Sachsen, die alten Freunde der Langobarden — die mit Alboin Italien eroberten, zweifelsohne nicht andern waren, als ein Theil der Bewegung und am wahrhaftigsten ihre Nachbarn, die Quaden, wie wir vermuthen, beizukämpfen, sich u. s. m.“ wozu er sich auf ein Geheiß aus der ersten Hälfte des 6. Jahrh. bezieht. 3) Bregl. S. Müllenhoff in den Nordalbingischen Studien. I. Bd. S. 116 fg. 4) Bregl. Studien I. Bd. S. 130 fg. 5) Bregl. Schumann, Ge-

weitere Geschichte der Sachsen liegt außer dem Bereiche dieser Darstellung. Ueber die mit den Sachsen in Verbindung stehenden Angeln und Werinen haben wir bereits oben Nachricht gegeben *).

§. 45. Die Geschichte der Thüringer hebt unter diesem Namen erst mit dem 4. Jahrh. an; denn es kommt derselbe erst am Ende des 4. Jahrh. zum Vorschein *). Im geographischen Abschnitte (§. 35) ist bereits über die Hermannsburen und die nach den neuesten Untersuchungen aus ihnen hervorgegangenen Thüringer in geographischer Beziehung gehandelt worden, wobei zugleich einige geschichtliche Angaben eingeschoben werden mußten. Hier haben wir also nur noch die Geschichte dieses Volkes während der Blüthe ihres Reiches im 5. Jahrh. in Betracht zu ziehen. Mit glücklichen Erfolgen hatten sie ihre Macht erweitert und ein großes Reich im Herzen Deutschlands gegründet, welches später in Nord- und Südhüringen abgetheilt wurde *), und in welches jedenfalls mehr benachbarte kleinere Völkerschaften aufgenommen worden waren, die früher nicht zu den Thüringern gehört hatten. Als solche kennen wir die Angeln und Werinen *). Man hat auch die Kariser und Herull als solche betrachtet. So würde man in den Thüringern fast ebenso wie in den Alamannen und Franken einen compacten Völkerverein zu erkennen haben. — Als Atilia mit seinem Hunnenheere gegen den Rhein hinzog, haben sich ihm auch Thüringer angeschlossen, wie schon früher die Gothen, Gepiden, Vanabalen, die Quaden, Marcomannen und Sueren. Wahrscheinlich sahen sie keinen anderen Ausweg, dem Verderben zu entrichten, als sich dem mächtigen Heerführer zu fügen und Hülfsscharen zu ihm stellen zu lassen. Welches Schicksal diese gehabt haben, wissen wir nicht. Ueber die Fürsten der

schichte des niedersächsischen Volkes §. 18 fg. und §. 200 a. a. D. §. 234 fg. §. 235 bemerkt derselbe: „In dem deutschen Sachsenlande aber herrschte nun, da die Hosiage und Gerichtshöfe in dessen ganzem Bereiche an schischische nobiles (oder, wie sie hier genannt werden, edelingen) gekommen waren, dasselbe Recht und dieselbe Gerechtigkeit. — Unter zwölf Hosiage oder oberste Gerichtshöfe war das ganze Sachsenland getheilt: 12 Principes, welche Reich austragen nennt, König Helteke aber mit dem Worte ealdormen bezeichnet, fanden den 12 Gerichtspräsidenten und den zu ihnen gehörigen Gehörten vor.“

h) Abschnitt I. §. 24. i) Ueber trefflichen Kasse ehmt Vegetius, De art. veteri, IV. 6. *Exercito Romanorum c. 3*: „Thuringi equis utuntur eximii.“ Auch werden die Thuringi von Claudius Ptolemaeus erwähnt, welcher Carm. VII, 311. p. 687: *Patrologiae cur. complet. Vol. LVIII. den Torinus zwischen dem Bastarna und Bructerus nennt. Von Procopius, *Serman-des, Gregorius von Tours* werden die Thuringi ohne weitere Entwicklung ihrer Abkunft aufgeführt. h) Die Linstrut scheint Nord- und Südhüringen getheilt zu haben, und vielleicht ist der Name der Stadt Schiedungen an der Linstrut dafür abguleiten. Vergl. Beckow, *De sedibus Cheruscor.* p. 31. g) h. §. 200 a. a. D. §. 244: „Wenn nun diese ganz, in ein Reich mit den Hermannsburen vereinigte Reiche von Stämmen: der Kariker, Angli, Barini, Herull, mit einem Gesamtamen in Gemeinschaft mit den Hermannsburen bezeichnet werden soll, ist die ganz richtige Bezeichnung: Thüringer, Dacinger — die zu den Dacern gehörigen. Das Thüringische Reich dehnte sich noch, wie sonst das Hermannsburische Gebiet, aus den Donauumgegend bis in das bairische Land und von der Berra weit gegen Osten aus.“*

Thüringer im 5. Jahrh. haben wir verschiedene Nachrichten. Um die Mitte des 5. Jahrh. mußte der Frankenkönig Childeric entsinken, weil er wegen seiner Ungeschicktheit dem Volke verhaßt geworden. Er wandte sich nach Thüringen zum Könige Bisinus, dessen Gemahlin Basina war. Hier lebte er bis zu seiner Rückkehr in sein Reich mit der Königin Basina in großer Vertraulichkeit, und dieselbe solate ihm später nach, als ihn die Franken zurückgerufen hatten *). Nach dem Bisinus herrschten über die Thüringer drei Brüder, Balderich, Hermenefred und Berthar, als Söhne des genannten Königs bezeichnet *). Alle Wahrscheinlichkeit nach stammten dieselben nicht von der Basina ab, sondern von einer früheren oder späteren Gemahlin des Bisinus, wenn sie überhaupt dessen Söhne und nicht etwa bloß Verwandte waren, worüber ein hinreichendes Zeugniß nicht aufzubringen ist *).

Um dieselbe Zeit wurden die Thüringer wegen der wachsenden Macht der Franken besorgt und schlossen ein Bündniß mit Theoderich, dem mächtigen Könige der Ostgothen in Italien, welcher der Herrschaft des Odoaker ein Ende gemacht hatte. Die Folge dieses Bündnisses war, daß Theoderich seine Nichte Amalaberga dem Hermenefred zur Gemahlin gab *). Hermenefred wurde bald alleiniger Herrscher von Thüringen, nachdem Berthar, ungewiß ob auf dessen Anstiften, zu Grunde gegangen und Walderich von ihm mit Hilfe des fränkischen Königs Theoderich geschlagen und vernichtet worden war. Da nun aber Theoderich die verheißene Belohnung, nämlich einen Theil von Thüringen nicht erhielt, so entstand hieraus jene Feindschaft, welche endlich dem thüringischen Reiche Verderben brachte. Theoderich (auch Thaderich und Theoderich genannt) zog mit großer Macht gegen den König der Thüringer und rief außerdem auch noch die stets kampflustigen Sachsen zu Hilfe. Hermenefred wurde besiegt und ging zu Grunde. Die Franken dehnten nun ihre Herrschaft bis in die Mitte Deutschlands aus; auch die Sachsen rückten weiter in die Mitte desselben vor, und der Name Thüringen behauptete sich nur noch in einigen Theilen des zertrümmerten Reiches, im Norden und im Süden des Harzes, sowie im heutigen Thüringen. Das thüringische Reich war also bis zu diesen Ereignissen das größte und stärkste im Centrum Deutschlands gewesen *). Ueber die weiteren

10) *Gregor. Turonensis. Hist. II. c. 12.* 11) *Ibid. lib. III. c. 41.* „Baldericus, Hermenefredus atque Bertharius.“ 12) *Vergl. Eud. d. 2. Bd. c. 446. 3. Bd. c. 115 fg.* 13) *Procopius, De bell. Gothor. I. c. 12.* 14) Ueber die Ereignisse von Nordthüringen, auch über die Verhältnisse der Schichten und Feldzüge der Franken gegen die Thüringer hat *Leop. v. Zezauer, Nordthüringen u. c. 6 fg.* sehr richtig gehandelt. Auf den dreitägigen wüthenden Kampf auf dem Runneberge bei Leuzingen im Kreise Gekatzberga oder auf dem Runneberge bei Langst im Kreise Durtwisch folgte ein Stellungskampf in und um Burgscheidungen, das alte Schillinge, welcher mehr Tage unentschieden blieb, ein schiefer Beweis, daß die letzten Stämme damals ihre festen Plätze, namentlich Bergstätten, hatten. Solche Plätze waren zur Zeit Karl's des Großen z. B. die Sachsenburg, Hallschhausen mit dem Schichtmahl und Sachsengraben u. a. m.

Schicksale Thüringens im Verlaufe des 6. Jahrh. wird in d. Art. Thüringen u. Teutschland Bericht erstattet¹³⁾.

§. 46. Merkwürdig ist die Unkunde, welche noch über die Völkerverhältnisse in den östlichen und nordöstlichen Gebieten Teutschlands im Verlaufe des 3., 4. und 5. Jahrh. obwaltete. Gewiss ist soviel, daß im Verlaufe des 1. und 2. Jahrh. n. Chr. in den Wohnsitzen der Ostseewölker Veränderungen stattgefunden hatten, welche auf die östlichen Regionen Teutschlands ihren Einfluß ausübten. Die Völkerschaften, welche Tacitus an den östlichen Ufern der Elbe und weiter nach Osten und Nordosten hin bis an die Ostsee, wo er die Suionen und Sitonen (Schweden), die Fenni (Finnen), die Aesther (die Esten) und die Venedi (Wenden) kennt, sind bereits eben im geographischen Abschnitte §. 24—26 im Betracht gezogen worden. So lange die Langobarden und Semnonen in den Elbgebieten ihre Wohnsitze behaupteten und hier eine bedeutende Macht hatten, vermochte Feind der östlichen und nordöstlichen Völker weiter westlich zu rücken. Die Keudigini, die Aviones, die Angli, die Varini, Eudoses, Suardones und Nulthones werden von Tacitus als die Völkerschaften aufgeführt, welche östlich und nordöstlich von der Elbe ab ihre Wohnsitze gehabt haben sollen (Abschnitt I, §. 22). Ueber alle diese Völkernamen sind noch Combinationen gestaltet, auf welche wir uns hier nicht einzulassen können¹⁴⁾. Ptolemäus kennt noch viele andere Völker von den östlichen Ufern der Elbe ab, z. B. Banadagimoi, Batrinioi, Kerkonfioi, Lugioi und Buren, von welchen uns nur die beiden letztgenannten (die Lygii und Buri) auch bei anderen Autoren und bei Tacitus erwähnt werden¹⁵⁾. Für die Geschichte Teutschlands haben diese Völker nur untergeordnete Bedeutung. An den beiden Ufern der Oder bis nach dem heutigen Schlesien hinauf, westlich von den gotthischen Völkerschaften hat Tacitus, wie bereits bemerkt, als togische (oder vandalsche) Völkerschaften die Ariet oder Hariet, die Helveticonen oder Hiveticonen, die Manimi, Helisii und Nabarvaoi angeführt, von welchen nur die beiden erstgenannten die Merckwürdigkeit berühren möchten¹⁶⁾. Ptolemäus setzt in die südöstlichen Küstenländer, in das Reich der Wenden und Sarmaten, die Gothonen, Phinnen, die Bulonen, Burgundionien und Wariner. Auch haben bei ihm die Baguntos einen bedeutenden Theil des Landes im nördlichen Germanien bis zur Weichsel hin inne¹⁷⁾. Wahrscheinlich haben sich mehr dieser kleinen Völker den größten, wie den Langobarden, Vandalen, Gerulern, Gothen, Gepiden u. s. w. bei ihren späteren Wanderungen angeschlossen, oder sie waren in wiederholten Kämpfen ausgerieben worden, weshalb ihre Namen im 5. Jahrh. verschwunden. Im Südosten riß die Völkerwanderung alle frö-

heren Verhältnisse aus einander, unterwarf, was nicht ausweichen konnte oder zog es mit sich fort. Was in den Gegenden zwischen der Oder und Weichsel im 3. und 4. Jahrh. vorgegangen ist, wissen wir am wenigsten. Von der Weichsel nördlich und östlich hausten natürlich Slawen und Wenden. Wie die mächtigsten Stämme der Teutschen dem Westen zu drängten, so strebten auch die Slawen und Wenden nach Westen hin. Der ungleiche Kampf der Thüringer gegen die Sachsen und Franken mochte ihnen dazu Thür und Thor öffnen. In der ersten Hälfte des 6. Jahrh. (532) besetzte ein slawischer Stamm, die Sorben, sogar die heutige Lausitz sowie das meiste Land und dehnte sich 562 bis zur Saale aus, welche nun die Grenze zwischen ihm und Thüringen bildete. Aus diesen Regionen wurden sie später wol von den Sachsen zurückgedrängt, doch blieben auch da, wo die Slawen sich behaupteten, Reste germanischer Bevölkerung sitzen, welche mit jenen ein Abkommen getroffen hatten. So im heutigen Pommern und Schlesien. Daher die Bevölkerung dieser Landstriche größtentheils wieder germanisirt wurde, was schon der Gebrauch der teutschen Sprache darthut¹⁸⁾.

§. 47. Wir haben nun noch einiger großen Völkstämme zu gedenken, welche in den östlichen Theilen Teutschlands von Norden nach Süden ziehend, theils in andere Länder verschlagen werden, theils zerstückelt in größeren Stämmen aufgehen. Diese sind namentlich die Vandalen und Heruler. Zu den großen Gothenstämmen gehörten auch die Vandalen, welche von Plinius als eins der fünf germanischen Hauptvölker aufgeführt werden. Er nennt dieselben jedoch nicht Vandalis, sondern Vindili¹⁹⁾. Tacitus erwähnt die Vandalen nur einmal im Vorübergehen und zwar unter denjenigen germanischen Völkernamen, welche nach dem Stöben des Mannus ihren Namen erhalten haben sollen²⁰⁾. Da er selber aber nur drei Stöbe des Mannus angenommen hat, so find die Vandalen in seiner Schrift nicht weiter zur Sprache gekommen und weder ihre Wohnsitze, noch ihre Wanderungen erwähnt worden. Wir haben bereits im ersten Abschnitte §. 27 erwähnt, daß Dion Cassius die Quellen der Elbe in die vandalschen Gebirge setzt hat, woraus hervorgeht, daß sie einst auf dem nördlichen Theile des Riesengebirges und in der Lausitz gehaust haben²¹⁾. Daß dieselben ebenso wie alle übrigen gothischen Stämme aus dem fernem Norden nach den östlichen Theilen Teutschlands und bis an die Donau gekommen waren, läßt sich wol nicht bezweifeln. Nach Derrippos brauchten sie ein ganzes Jahr, um von der Ostsee nach den Donaueggen zu gelangen²²⁾. Procopius läßt sie am mädionischen See wohnen, sich mit den Alanen vereinigen und dann von hier aus gegen die Germanen, d. h. gegen die Franken am Rheine aufbrechen. Von hier aus zogen sie unter ihrem

13) Beugl. Luden 3. Bd. S. 117 fs. 16) Beugl. z. B. A. Willenhoff in den Norddeutschen Studien. Bd. I, 1. S. 117, 118, wo er über die Avionen eine neue Erklärung gibt. 17) Protem. II, c. 11, §. 20. 18) Tacit. Germ. c. 43. Beugl. Als das, Geschichte der Sachsen und Heruler im Reich für Geschichte und Literatur von Schaeffer und Bericht VI, 2. S. 156. 19) Protem. II, 11, §. 15.

20) Beugl. P. 1. c. 2, Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden S. 199 fs. 21) Ann. II. N. IV, 28. 22) German. c. 2. 23) Beugl. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 3. Bd. S. 347. 24) Bei Jordanes, De reb. Getica c. 22.

Fürsten und Herrscher Godegisel (*ἡγεμὼν αὐτοῦ ἡγεμῶν*) nach Hispania, wo sie sich festsetzten, nachdem Godegisel mit dem Kaiser Honorius einen Vertrag geschlossen hatte²⁵). Aus Hispania wurden die Vandalen von dem römischen Feldherrn Bonifacius während der Regierung der Placidia, bei welcher dieser Feldherr durch die Ränke des Aëtius verdächtigt worden war, nach Afrika gerufen, um mit ihnen die römische Provinz als selbstständiges Land gemeinschaftlich zu beherrschen und gemeinschaftliche Freunde und Feinde zu haben²⁶). Nachdem nun die Vandalen unter Gericich in Afrika gelandet, wurden die Intriguen des Aëtius dem Bonifacius bekannt und es gereute ihn, dieses mächtige Volk herbeigelockt zu haben. Nachdem er durch alle Vorstellungen und Verhörungen dasselbe nicht wieder zu entfernen vermochte, griff er zu den Waffen, wurde aber gänzlich geschlagen. Er behauptete sich nun in dem festen Orte Hippone-regio, bis aus Byzanz und Rom Hilfsheeren anlangten. Es wurde eine neue Schlacht gewagt, in welcher aber die Römer eine völlige Niederlage erlitten. Afrika gehörte nun den Vandalen unter Gericich, welcher hier seine Macht befestigte und mit dem jungen römischen Kaiser Valentinianus III. einen Vertrag abschloß, kraft dessen er einen jährlichen Tribut an Rom zahlte und seinen Sohn Honoricus als Untertan der Truhe übergab²⁷). Die weitere Geschichte der Vandalen gehört nicht hierher²⁸).

§. 48. Bisher ist ein Volk noch nicht in Betracht gezogen worden, welches in der germanischen Völkerwanderung nicht ohne Bedeutung war, dessen Scharen allermächts aufstachen, bald für bald gegen die Römer kämpften, am schwarzen Meere, an der Donau, am Rheine, in Britannia, in Gallien, Italien, Hispanien, in Afrika, ja selbst in Asien in den Kriegen der Römer gegen die Perser vorkommen. Dieses Volk sind die Heruler (auch Eruli, Eluri, Aeluri genannt), ein aus dem äußersten Norden stammendes, wildes, flüchtiges Kriegsvolk, über welches wir erst in der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. zuverlässige Nachrichten erhalten. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Erilen oder Syren und die Rugier, welche im 1. Jahrh. u. Chr. an der Ostsee, nicht fern von der Weichselmündung zum Vorscheine kommen, ihre Stammgenossen, da sie fast überall in Verbindung mit ihnen erscheinen²⁹). Jedenfalls waren sie benachbarte Stämme, welche im Verkehr mit einander standen und deshalb von alten Schriftstellern bloßweisend mit einander verwechselt worden sind. Die Syren erwähnt zuerst Plinius, die Rugier Tacitus³⁰). In der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. treten die

Heruler in Verbindung mit verschiedenen Völkern in verschiedenen Gegenden auf, am schwarzen Meere mit gothischen und sarmatischen Völkerstämmen³¹), in Gallien mit den Aetruen, deren Wohnsitz Tacitus an die Rhesse zwischen der Eider und Elbe ansetzt³²). Noch später sind die Turilingi ihrer Kaufmannsreisen, und Doaker oder Doacher heißt König der Heruler und Turilinger³³). Byzantinische Schriftsteller schreiben den Herulern theils allein, theils vorzugsweise Seerfahrten und kriegerische Thaten zu, welche von römischen Autoren den Gothen gemeinschaftlich beigelegt werden. Es kann dies wol zum Beweise dienen, daß die Heruler von den letzteren für einen Zweig der Gothen gehalten wurden³⁴). Am nördlichen See hatten sie lange ihre besondern Wohnsitze; daher auch wol die im 3. Jahrh. erwähnten Wäosiden keine anderen sein mögen als die Heruler. Sie hatten eigene Könige, welche sich bei großen Heerzügen mit denen der Gothen vereinigen, sonst aber von ihnen unabhängig waren, wenigstens bis zur Mitte des 3. Jahrh. Der Grund, daß man zu gleicher Zeit Heruler bei verschiedenen Kriegsheeren und bei verschiedenen Heerzügen findet, mochte wol in der eigenthümlichen Art ihres Kriegswesens liegen. Sie waren nämlich stets leicht bewaffnet und zugleich als die schnellsten Krieger bekannt, wie Jornandes berichtet³⁵). Da nun jedes Heer auch leichtbewaffneten bedarf, so konnte es leicht kommen, daß man bei jeder Kriegerstellung sowohl von Seiten der Römer als von Seiten der Gothen eine Abtheilung Heruler zu gewinnen suchte. Durch ihre Schnelligkeit leisteten sie

usque fluvium a Sarmatia. Venedis, Seiris, Hiris tradunt.“ Wilhelm, Germanien S. 207 hielt die Syren für Heruler. Bergl. Eschschach, Geschichte der Heruler im Archiv für Geschichte und Literatur von Schlessler und Bercht. 6. Bd. 2. Abth. S. 153; f. Tacit. German. c. 43: „Protinus deinde ab oceano Rugil et Lemovici.“ Eluter (German. ant. p. 283) hat die Venedi des Tacitus für die Heruler gehalten. Eschschach (a. a. O.) ist aber geneigt, unter den Venedi des Tacitus (German. c. 43) die Heruler zu erkennen. Leo (S. 243) hält die Heruler für einen scandinavischen Stamm.

31) Gregor. Synecell. Chronograph. p. 717. T. I. ed. Diad.: „Τότε καὶ Ἀλφειοὶ μετὰ πολλοῦ καὶ τῆς Μαυροῦς ἡπείρου καὶ τοῦ νότου βαλκανίου καὶ τοῦ βορρῆος καὶ ὧν οὐνοῦ καὶ οὐρανοῦ.“ Dies schon unter der Regierung des Valerianus und Gallienus. 32) Tacit. German. c. 40. Bergl. K. Müllenhoff, Die teutschen Völker an Nord- und Ostsee in ältester Zeit S. 118 (Nordatlantische Studien. 1. Bd. Heft 1). 33) Bergl. Eschschach a. a. O. S. 160 und Jo. Gottl. Stritter, Memoriae populorum olim ad Danubium incolentium Tom. I. p. 416. Er führt auf den byzantinischen Autoren eine Reihe ihrer Fürsten und Könige in chronologischer Reihenfolge auf (von 267—554 nach Chr.). 34) Zu den mehreren Autoren gehören namentlich Jornandes und Jornandes, zu den letzteren Zosimus, Pollio, Sulpicius, Jornandes u. a. Bergl. Eschschach a. a. O. S. 160 sq. Außerdem werden die Heruler auch noch von Procopius, Agathias, Georgius Syncellus, Anastasius, Theophrastus und Cedrenus vielfach erwähnt, deren Angaben betrafen 3. S. Stritter, Memoriae populorum olim ad Danubium incolentium Tom. I. p. 417 und anderwärts erörtert hat. Jedenfalls hatten die byzantinischen Schriftsteller eine richtigere Kenntnis von den Herulern, als die römischen, da dieses Volk mit dem oströmischen Reich häufiger in Verbindung gekommen war, als mit dem weströmischen. 35) De rebus Geticis c. 23.

25) Procopius, De bello Vandalico l. c. 3. p. 319. ed. Diadorf. 26) Procopius ibid. p. 323 seq. 27) Procopius ibid. l. 3. c. p. 322—328. ed. Diadorf. 28) f. die oben Anm. 1. §. 27 angeführten Werke. 29) Leo, Des teutschen Volkes Ursprung S. 298 bemerkt: „Die Rugier, früher in Scandinavia als Ulmerugi, d. h. Holmerugi (Her-Rugier) auf den Inseln des nördlichen Boreals und als Her-Rugier auf dem Festlande, reisen nun den Herulern bei, wahrscheinlich weil sie Heruler im Norden der Donau bis gegen Wien hin.“ 30) Plinius, H. N. 17, 2: „Quidam haec habuisti ad Vistulam

namentlich bei Hinterhalten die besten Dienste. Schwärmen, wie Panzer, Schild und Helm, trugen sie nicht. Nur die Freien oder Freien hatten das Recht in der Schlacht einen Schild zu tragen, der König auch einen Helm³⁶⁾). Unter Diocletian's Regierung war eine Masse Heruler und Cavien oder Chaibonen (welche die Caviones des Tacitus) in Gallien eingefallen, welche nach dem Berichte des Claudius Mamertinus durch Maximianus ausgerufen wurden³⁷⁾). Diese in Gallien eingefallenen Heruler waren nicht die von Palus Mactis, sondern ein an der Ostsee zurückgebliebener Theil derselben, und wahrscheinlich waren dieselben nicht anders als die Sachsen zu Schiffe nach Gallien gekommen. Die Heruler, welche am schwarzen Meere hausten, waren frühzeitig von den Römern bezogen worden, Scharen zum römischen Kriegsdienste zu senden. So soll schon Naulobatus, ein Fürst und Herrscher der Heruler, zur Zeit des Gallienus in römischen Kriegsdienst getreten sein und deshalb die Consulwürde erlangt haben³⁸⁾). Seit dieser Zeit findet man stets Heruler in der römischen Krieg. In der Notitia dignitatum imperii werden unter den *naxilla Palatina* auch *Heruli seniores* aufgeführt³⁹⁾). Mehrmals erscheinen sie zugleich mit den Batavern. Als die Eoten und Pieten Britannien beunruhigten, wurde von Julianus der Feldherr Lupicinus mit Herulern (Herulern) und Batavern als krieglichen Truppen und mit einigen missischen Heerführern nach Britannia abgeschickt⁴⁰⁾). Unter dem mächtigen Gothenkönig Hermanrich hatten auch die Heruler ihre Unabhängigkeit verloren, ja er hatte einen großen Theil derselben vernichtet⁴¹⁾, und als durch die heranrückenden Hunnen alle Völkerverhältnisse im Osten sich änderten, mußten sich auch die Heruler unter ihren Secreten beugen. Von dieser Zeit an werden sie lange Zeit nicht mehr erwähnt, bis Attila's Tod die Lage der Dinge abermals änderte. Die Heruler suchten tapfer gegen Attila's Söhne, und als die Hunnen nach Osten zurückgedrängt waren, behaupteten sie sich noch lange gegen die Gothen, Gepiden, Alanen und Sueven⁴²⁾). In den blutigen Schlachten der gotthischen Stämme in den Ebenen Daciens und Pannoniens tauchen der Heruler Stammesgenossen, die Serven und Rugier, öfter auf als die Heruler. Endlich den übermächtigen Gothen nach vielen Niederlagen wachsend gegen sich die Ueberreste der Heruler, Rugier, Serven in Ver-

bindung mit sarmatischen Stämmen westlich an der Donau hinaus, vereinigten sich theils mit thüringischen Kriegsscharen, theils wurden sie gegen das Ende des 5. Jahrh. unter dem gemeinschaftlichen Namen Bajuwaren zusammengefaßt⁴³⁾). Nachdem Odoaker der römischen Kaiserregierung ein Ende gemacht hatte, stand er in Italien an der Spitze der germanischen Hilfstruppen, unter welchen die Heruler immer noch eine starke Macht bilden mochten. Als aber Odoaker durch den Gothenkönig Theoderich geschlagen und vernichtet worden, rettete sich, was noch übrig war von den Herulern, Rugiern und Serven unter Odoaker's Bruder Bulf bis zur Donau und vereinigte sich mit den alten Stammesgenossen, den Bajuwaren (Baloaren, Baiobari, Bajorarii u. f. w.), welche als ein Stammvolk der Baiern zu betrachten sind und ihnen den Namen gegeben haben, wie bereits bemerkt worden ist⁴⁴⁾). Allein ein anderer Zweig der Heruler hauste noch um dieselbe Zeit, als Odoaker in Italien herrschte, im Norden Europa's, in Scandinavia. Als sie nun von den Dänen vertrieben wurden, wichen sie als geübte Seefahrer über die Ostsee zurück. Auch hatten sich bereits früher Heruler an der Ueberwindung niedergelassen. Diese vereinigten Heruler traten abermals als ein beträchtliches Volk unter den Teutischen auf, als Odoaker zu Grunde gegangen war und seine Heruler theils unter dem Namen der Bajuwaren verschwanden, theils sich mit den Thüringern vereinigt hatten. Als nun aber die Massen slavischer Stämme von Norden und Nordosten her drängten, mußten auch die Heruler an der Ueberwindung weichen und wandten sich an der Ober aufwärts nach der Donau hin, wo sie im heutigen Ungarn ihre Wohnstätte aufschlugen und bald darauf die Langobarden zu Nachbarn erhielten. In einen Krieg mit diesen verwickelt, erlitten sie eine gänzliche Niederlage, von welcher sie sich nie wieder zu erholen vermochten. Ihr Reich löste sich im zweiten Decennium des 6. Jahrh. auf, worauf wol die Reste mit anderen Völkern verschmolzen wurden⁴⁵⁾). Daß sich ein beträchtlicher Theil der Heruler den Thüringern angeschlossen hatte, läßt sich aus einem Schriftchen des Hagothekensönig Theoderich folgern, welches beginnt: *Heralorum, Guarunorum, Thuringorum regibus*. Diese reges waren die oben erwähnten drei Brüder des thüringischen Fürstengeschlechts⁴⁶⁾).

Ueber die Gepiden haben wir bereits in einem Specialartikel gehandelt (s. Gepiden) und ihre Wanderungen, Schicksale und Kämpfe mit den Herulern und Lan-

36) Vergl. Wschbach a. a. D. S. 163. 37) *Invid. Mamertini. Panegy. geneal. Maximianus dict. c. 7*: „tūdem hic gēne Caviōnum Krulorumque dēlecta, transalpina victoria etc.“ Statt Caviones hat man auch den Namen Chaibones gebracht. Derselbe Mamertinus l. c. c. 5: „Ila cuncti Chaibōnes (Caviones) Brilique cuncti tanta interuencione caesi interfecisse sunt, ut exstiteret res relicta domi conjugibus ac matribus non profugis aliq̃uis a proelio sed victorie tunc gloria cūcioret.“ 38) *Syncretus. Chronographia p. 382. D. p. 717. ed. Niebuhr*. Vergl. Wschbach a. a. D. S. 165. 39) *Not. dign. et administr. ed. Ed. Boecking, fasc. IV. p. 24. 40) Ammian. Marcellin. XX. c. 1. 41) S. Willenhoff in den Verhandl. Studien I. Bd. S. 123 (sagt sogar, er habe sie ausgerottet, was gewiß nicht der Fall war. 42) Vergl. Wschbach a. a. D. S. 163—170.*

43) *Jordanes. De rob. Geticis c. 54. 55. Wschbach a. a. D. S. 170. Ueber die Baloaren s. oben Abschnitt I. S. 18. Anmerk. 44) Vergl. *Jordanes. De rob. Geticis c. 54. Enodii Panegy. c. 19. Wschbach a. a. D. S. 174 f. S. f. Witter. Die teutischen Stämme und ihre Führer. I. 23. S. 390 f. f. oben Abschnitt I. S. 18. Anmerk. 45) Vergl. Wschbach a. a. D. S. 180—186. 46) *Cassiodori Variarum. Hl. Nr. Kapit. 3. p. 576. Patrologiae curs. complet. Vol. LXIX. (Par. 1848.) Vergl. S. Leo, Der deutsche Volks- und Reiches Ursprung und Werden S. 243. Er hat überhaupt angenommen, daß nach Odoaker's Falle die Hauptmasse der Heruler sich dem thüringischen Reiche angeschlossen habe.***

gebarden entwickelt. Nach Attila's Tode hatten sie den ersten Angriff gegen dessen Sohn gemacht und dadurch den Grund zur Auflösung des großen Hunnenreiches gelegt. Dafür hatten sie auch von dem bisher den Hunnen zugehörigen DACIEN Besitz ergriffen und ihr Gebiet von ihren subalpiniſchen Wohnſitzen auf Siebenbürgen, die Moldau und Balaghi bis an die Donau ausgedehnt, während die Anfangs ihnen untergeordneten Langobarden Schlefien und Mähren bis an die Donau behaupteten und so die Heruler mit den Rugiern, Seyren und Aurelingen (oder Thuringen) gleichſam mit einem Halbkreiſe umgeben wurden⁴⁷⁾. Die Oſtgothen dagegen, wieder unter die Oberhoheit des öſtrömiſchen Reiches zurückgetreten, behaupteten nun auf dem rechten Donauufer alles Land von Belgrad bis Wien. In dieſen drei umfaſſenden Völkerguppen treten dann noch Sarmaten, welche früher wie die Gothen dem Attila dienſtbar geworden waren. Die Gothen und Sarmaten ſollten die Grenzſchützer des öſtrömiſchen Reiches an der Donau hin ſein. Bald darauf occupirten die Gepiden das Gebiet, welches bisher die Heruler, Seyren und Aurelingen inne gehabt, und nur die Rugier hatten ihre Wohnſitze im ſüdöſtlichen Mähren und im weſtlichen Ungarn noch behalten⁴⁸⁾. Die Scythen, Seyren und Aurelingen wurden von ihren mächtigeren Nachbarn vorwärts gedrängt und zwar gegen Weſten hin in die oberrömiſchen Gegenden⁴⁹⁾. Der energiſche Kaiſer des Weſtreiches, Valerian, trieb ſie zwar wieder zurück. Allein da Valerian 461 von ſeinem eignen Heere umgebracht worden war, bedrohten jene Stämme Italien von Neuem, bis Odoaker oder Othaker dem weſtrömiſchen Reiche das Ende brachte. Etwa 90 Jahre ſpäter ging auch das Gepidenreich völlig zu Grunde und der Reſt deſſelben verſchwand theils unter ihren Siegern, den Langobarden, theils unter den Hunnen, wie Paulus Diaconus berichtet⁵⁰⁾.

§. 49. Nachdem wir alle wichtigeren Stämme und Völkergaſten der alten Germanen von den älteſten Zeiten bis zum Untergange des weſtrömiſchen und bis zum Aufgange des großen Frankenreiches in ihrer Entwidlung geographiſch und geſchichtlich in Betracht gezogen, verſuchen wir zum Schluſſe noch eine kurze Uebersicht der Stellung und gegenſeitigen Verhältniſſe der Hauptmaſſen gegen Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrh. zu geben. Von den Wohnſitzen der Marcomannen bis zu denen der Alamannen, d. h. von der mittleren Donau bis zum Oberrhein war der Einfluß der römiſchen Cultur vom Schluſſe des 2. bis zum Schluſſe des 5. Jahrh. mächtig hervorgetreten. Vorzüglich hatte dieſe Cultur auf die Burgundionen eingewirkt. Auch die Hermunduren waren deſſelben nicht ganz fern geblieben und haben mit den Römern zu Augusta Vindelicorum einen weiſſen Handel getrieben, wie bereits bemerkt worden iſt⁵¹⁾. Dennoch war wol die bedeutendſte neue

Geltaltung des ſüdweſtlichen Teutſchlands von den Alamannen ausgegangen⁵²⁾. Die Alamannen hatten nun auch das bisher burgundiſche Gebiet beſetzt, hatten alſo nun Elſaß und Sublothringen, das Land zwiſchen der Moſel und dem Rheine, und auf der dieſſeitigen Seite alles Land von der Reuß und den gräubündnen Alpen im Weſten des Reichs und des alten römischen Rheins bis zur Lahn herab inne. Auch durchſtrichen die mit den Juthungen verbundenen Alamannen Abhätten und dringen ſelbſt auf Streifzügen in Italien ein⁵³⁾. Nachdem die Alamannen von Chlodwig beſiegt und unterworfen worden, riß der Sieger große Strecken ihrer Ländereien an ſich, vertheilte andere an ſeine Edlen und Hecrführer, ließ jedoch den Einwohnern, wie es ſcheint, ihr Eigenthum und ihre perſönliche Freiheit, nur daß ſie Tribut zahlen mußten⁵⁴⁾. Vor dieſen Ereigniſſen waren die nördlichen Nachbarn der Alamannen die ripuariſchen Franken, auf der Nordſeite des Rheins zwiſchen der Werra und dem Rheine, von der Lahn und dem Weſterwalde abwärts auf dem rechten Rheinufer hin in einem nicht eben breiten Gebiete, dann von der Moſel abwärts zwiſchen der Waas und dem Rheine bis zum alten Batavia und den Niederlanden hin. Die ſäliſchen Franken waren in Beſitz von Belgien zwiſchen der Waas und dem Meere und griffen immer tiefer in das galliſche Land ein, obgleich ihnen Agidius, der Statthalter der noch römiſch gebliebenen Provinz in Gallien wider einen Theil ihres Gebietes zu entziehen und mit der römiſchen Provinz zu vereinigen vermocht hatte, wozu die Vertreibung des Frankenkönigs Chloderich die Veranlaſſung dardot. Nach Chloderich's Tode war die fränkiſche Königsgewalt offenbar als Weiterwirkung römiſcher Amtsgewalt gegründet. Denn Chlodwig eroberte Gallien nicht als ein fremder ſiegreicher Herrſcher, ſondern gleichſam als ein römiſcher Fürſt und Feldherr gegen den anderen⁵⁵⁾, ſodas Alles leichter im Schine geſchicklicher Weiſe ſeinen Fortgang hatte. Ein ähnliches Verhältniß fand in Beziehung auf die Burgunden ſtatt. Die Burgunden in Südgaſlien beharren noch in ihrer Freundschaft mit dem weſtrömiſchen Reiche und ihr König iſt ein Magister militum. Ihr Land bewahrt alſo noch jenen matten Schein, als gehöre es noch zum alten römiſchen Reiche. Im 3. 473 ſtirbt ihr König Gundobad und hinterläßt vier Söhne: Gundobad, Godegiſel, Chl-

239 ſp. Ueber die verſchiedenen, auf die teutſchen Völker einwirkenden römiſchen Culturelemente hat vorzüglich Heint. K. Müllert, Culturgeſchichte des teutſchen Volkes in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthume in das Chriſtentum I. Th. S. 6 ſp., gehandelt. Für den römiſchen Handel mit den Teutſchen können wol die überall in Teutſchland aufgefundenen römiſchen Münzen Zeugniß ablegen, welche ſelbſt da gefunden worden ſind, wo Römer niemals hingekommen. Vergl. Müllert a. a. D. I. Th. S. 7 ſp.

52) Vergl. Leo a. a. D. S. 245 ſp. 249 ſp. 53) Vergl. K. v. Spruner und G. Hänel, Tabellen zur Geſchichte des teutſchen Staates Taf. VII. 54) v. Spruner und Hänel ebendaſ. Taf. VIII. Vergl. Joh. Meikel, De republica Alamanorum a. 5. p. 6 ſeq. 55) Vergl. Heint. v. Sybel, Entſtehung des teutſchen Königthums. 1844. und K. Leo a. a. D. S. 334.

47) Vergl. K. Leo, Des teutſchen Volkes und Reiches Urſprung und Werden S. 205. 48) Leo ebendaſ. S. 323.

49) Leo ebendaſ. S. 316. 50) De geſt. Langobard. l. c. 27. 51) ſ. oben Abſchnitt I. §. 23. Vergl. Leo a. a. D. S. 218.

perich II. und Godomar. Diese haben ihre Siege zu Lyon, Arlesançon, Orléans und Vienne⁵⁵⁾. Der Kaiser Majorianus hatte ihnen einen schmalen Streifen Landes längs der Westgrenze ihres Gebietes (längs der Rhone und weiter nördlich längs der Loire) weggenommen, welchen später Anthemius, der von ihnen anerkannter Kaiser, ihnen zurückgab⁵⁶⁾. Unter den genannten vier Brüdern war Gundobad gleichsam das Haupt, welcher 486 den Chilperich und Godomar ums Leben bringt. Auf Anstiften der Chlotilde, Tochter Chilperich's und Gledobig's Gemahlin wird circa 494 das burgundische Land von den Franken verwüstet, worauf 496 Gledobig's Kampf gegen die Alamannen folgt⁵⁷⁾. Im J. 507 befiel Gledobig bei Poitiers auch die Westgothen unter Alarich und erliegt diesen, wie es heißt, mit eigener Hand⁵⁸⁾. So erliegen alle noch feindlichen Mächte dem aufstrebenden Frankeneiche. Wir wenden uns zu den Thüringern. Der Bund der Thüringer mit den Ostgothen unter Theoderich dem Großen und die Vermählung seiner Nichte Amalaberga mit dem Thüringerfürsten Herminefrid war ein wichtiges Ereignis, welches namentlich die Gessulte der Franken einige Zeit im Zaume halten konnte. Erfolgreicher würde es aber gewesen sein, wenn ein Bund mit den mächtigen Sachsen geschlossen und mit diesen stets Freundschaft bewahrt worden wäre. Herminefrid wüthete gegen die eigenen Brüder mit Hilfe der Franken, welchen er dann die versprochene Belohnung nicht gewährte, wie berichtet worden ist (s. oben Abschnitt II, §. 45). Der Krieg brach aus (530). Theoderich (oder Theobert) vereinigte sich mit Chlotar und die Thüringer werden nach der ersten verlorenen Schlacht bis an die Oese (Unstrut) zurückgedrängt. Hierauf werden sie in einer dreitägigen Schlacht bei Runiberg völlig besiegt. Herminefrid entkommt und vertheidigt sich in der Burg Scheidingi (Scheidungen). Die Franken, sehr geschwächt, rufen nun die Sachsen zu Hilfe, allein der erste Sturm wird abgeschlagen. Während Herminefrid nun mit Theobert unterhandelt, übertumpeln und erschürmen die Sachsen des Nachts die Burg. Herminefrid entflieht zu den Franken, welche ihm Sicherheit versichern, wird aber bald darauf von Theobert getödtet. Thüringen wird getheilt. Den südlichen größeren Theil erhalten die Franken, den kleineren nördlichen die Sachsen⁵⁹⁾. Die Angelsachsen in Britannia geben uns hier wenig an. Die Sachsen in Britanien hatten vom 3. bis zum Schlusse des 5. Jahrh. den Norden vom Rheine bis zur Elbe neuerschaltet, und was von den früheren größeren Völkern, wie den Friesen, Chauken, Angriovariern, in ihren alten Wohnsitzen zurückgeblieben, war ihnen unterthan geworden und endlich mit

ihnen verschmolzen, in ihnen aufgegangen. Die Friesen sollen jedoch noch lange selbständige Fürsten gehabt haben⁶⁰⁾. Die West- und Ostgothen sowie die Vandalen haben bereits im 5. Jahrh. ihren Schauplatz fern von Deutschland und liegen somit außerhalb unseres Kreises. Die Langobarden stehen um die Mitte des 6. Jahrh. in Pannonien und im unteren Noricum, ziehen um 568 nach Italien und gründen hier das lombardische Königreich. Zuvor waren von ihnen unter Alboin die Gepiden besiegt und deren Reich völlig aufgelöst worden.

Im Süden Deutschlands, diesseits und jenseits der Donau waren seit den großen Völkerbewegungen mannichfache Veränderungen vorgegangen. Die Sueven, einst das Hauptvolk des Marcomannentreiches, waren größtentheils in den Alamannen aufgegangen. Die noch übrigen Reste derselben scheinen sich mit den Bajuwaren in Bindeleiten und dem heutigen Baiern vereinigt zu haben, wo seit langer Zeit durch römische Colonien und vielfachen Verkehr mit den Römern eine größere Cultur als in den übrigen Regionen Deutschlands heimisch war. Bei den wechselvollen Kriegen der Ostfrömer und Gothen in Italien während des 6. Jahrh. tauchen bisweilen bald für diese bald für jene Partei wieder Heruler, Gepiden, Alamannen und Franken auf, jedoch nur als herbeigerufene Hülfsscharen. Die Gothen erliegen endlich den gewaltigen Anstrengungen der Ostfrömer unter Belisarius und Narces. Von der unteren Donau herauf zeigt sich nun ein bisher nicht genanntes Volk, die Avaren, mit deren Hilfe Alboin, der Langobardenkönig bereits die Gepiden besiegt haben soll. Als Alboin nach Italien zieht, überläßt er ganz Pannonien den Avaren. Diese fallen sogar in Thüringen ein, besiegen den thüringer Fürsten Siegbert (568) und schlücken dann mit ihnen Frieden auf Lebenszeit. Die Avaren behaupten sich dann bekanntlich in den Donaugebirgen, obgleich oft besiegt und aus Baiern zurückgejagt, bis sie von Karl dem Großen beseitigt werden⁶¹⁾.

Im Osten Deutschlands beginnen im 6. Jahrh. bereits die slavischen Stämme ihre Macht zu entfalten. Früher hatten ihnen die mächtigen Reiche der Gothen, der Hunnen, der Thüringer, der Langobarden Schranken gesetzt. Nachdem die Reiche der drei ersten Völker zertrümmert und die Langobarden nach Italien gezogen, konnten nun der alten Wiege der slavischen Stämme, dem heutigen Polen und dem angrenzenden Rußland, ungehört Völkermassen entströmen und sich auf die westlichen und südlichen Theile der angrenzenden Völker hinwerfen. Wir haben bereits bemerkt, daß slavische Stämme bis zur Elbe und noch weiter vordrangen, ohne jedoch hier zu einer dauernden Herrschaft zu gelangen. Ein anderer Slawenstamm, die Gerdn, hatten sich nach Böhmenum gewendet und erbiethen endlich hier den Namen Böhmen. Dieselben wurden aber bald von den

55) Bzgl. v. Spruner und Hants, Tabellen Taf. VII. Ueber die Könige der Burgunder überhaupt, über ihr Siegelbuch, Sage und Heiligsprechung vgl. G. Heyck, Gaupp. Die germanischen Ansiedelungen und Landtheilungen in den Provinzen des Röm. Reiches S. 279 ff., 283 ff. und A. Gmeiner, Die Verfassung d. Germanen u. d. fränk. Königtums S. 121. 57) Bzgl. v. Dec a. a. O. S. 316, 317. 58) Bzgl. Spruner a. a. O. Taf. VII. 59) Grendel, Taf. VIII. 60) Grendel, Taf. VII, §. 45.

61) Bzgl. v. Spruner und Hants, Tabellen Taf. VIII. 62) Grendel, Taf. VIII—X.

So vermischen wir namentlich die betreffenden Bücher in dem großen Geschichtswerke des Livius¹⁾, die Kriegsgeschichte des Aufseius Bassus²⁾ und besonders auch des älteren Plinius Werk in 20 Büchern über die deutschen Kriege³⁾. Unter den erhaltenen griechischen und römischen Quellen sind am wichtigsten die Werke des Strabo⁴⁾, des Ptolemäus⁵⁾, des Dio Cassius, Caesar, Velleius, Plutarch, Plinius (an verschiedenen Stellen seiner Hist. Nat.), des Hieron, die Scriptores Historiae Augustanae, Ammianus Marcellinus, die Notitia dignitatum, Priscus und Procopius⁶⁾. Den höchsten Werth aber haben für uns die Nachrichten, welche Tacitus theils seinen anderen Geschichtswerken einverleibt, theils in einem besondern Schriftchen „Über Herkunft, Leben und Land der Germanen“ zusammengestellt hat, da er seine ebenso besonnene als vorurtheillose Darstellung auf die sorgfältigsten Nachrichten gegründet und mit seltener Unparteilichkeit ausgeführt hat⁷⁾. Läßt sich aber

aus allen diesen gleichzeitigen fremdländischen Quellen beizumessen kein vollständiges Bild des alten Germaniens und seiner Bewohner herstellen, gewähren sie nur Bruchstücke und höchstens Umrisse einzelner Gruppen, so bieten die späteren einheimischen Quellen eine noch viel mehr verbunkelte und verklärte Auskunft. Denn da sie überwiegend der christlichen Zeit angehören, die der vorangehenden heidnischen vielfach feindlich gegenüberstand, so haben sie auch natürlich ungerne nur solches herausgehoben und erhalten, was sich entweder trotz dem Christenthume, oder in christlicher Verkleidung aus der heidnischen Vergangenheit bis in die Zustände ihrer Gegenwart gerettet hatte. Die Quellen dieser zweiten Gattung sind entweder geschriebene oder ungeschriebene. Zu den schriftlichen gehören die Chroniken, die Heiligenleben und Legenden, die Concilienbeschlüsse, die Aufzeichnungen der alten Völkerrichte und die Gedichte, besonders die auf alter Götter- und Helden Sage beruhenden epischen; zu den ungeschriebenen die Sagen, Märchen, Sitten, Gebräuche, Formen des Aberglaubens, Symbole und Formeln des Rechtes, ferner die in alten Gräbern und auf sonstige Weise erhaltenen Geräte und anderweiten Denkmäler; und beiden Gebieten zugleich gehört endlich eine sehr fruchtbare Hauptquelle an, die deutsche Sprache nach ihrem ganzen Umfang in Zeit und Raum. Unablässig treten dann noch hinzu die Quellen jener germanischen Völker, bei denen das Christenthum erst später oder in minder gewaltsamer Weise eingeführt wurde, wie namentlich diejenigen der Skandinaviern und der Angelsachsen, und endlich auch läßt sich noch Manches gewinnen aus der Vergleichung mit entsprechenden Kulturzuständen anderer und besonders slawenwandter Völker. — Schon aus dieser bloßen und noch nicht einmal vollständigen Aufzählung ergibt sich, daß die Ausbeutung der Quellen dieser zweiten Gattung außerordentliche Schwierigkeiten darbietet. Denn theils ist Zahl und Umfang derselben so ungeheuer, daß sie fast der Bewältigung spotten, theils liegt das für die germanische Kulturgeschichte nughbare Material so verstreut und verzerren und von einer so überwiegenden Fülle des Fremdbartigen umhüllt, daß ein bedeutender Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit und sehr durchgeübte Methoden erforderlich sind, wenn die Forschung zu erheblichen und verlässigen Ergebnissen gelangen soll; ähnlich wie das edle Metall theils durch mechanische, theils durch chemische Prozesse auf einem oft langwierigen und mühsamen Wege aus der Erde gefördert, von der Masse des tauben Geklins gesondert und endlich in glänzender Reinheit ausgehoben wird.

Das Land und seine Erzeugnisse. — Erst seitdem Caesar in unmittelbarer Berührung mit Völkern eine Schilderung des germanischen Landes und Volkes, von tiefst ethischer und politischer Bedeutung, entworfen in dem schmerzlichen Bewußtsein, daß von dort her dem Vaterlande, dem polen Reich, die größte Gefahr, wo nicht der Untergang drohe. Zu dem 6. Jahrh. (seit Cassiodor) war auch diese Schrift fast gänzlich verloren, sie endlich kurz vor 1600 Einod von Hecoli eine alte, aber seitdem leider ebenfalls wieder verloren gegangene Handschrift derselben in Teutichland auffand, aus welcher sämtliche (18) gegenwärtig bekannte Handschriften herkommen.

1) *Liv. Epit. CIV.* „Prima pars libri situm Germaniae moerque continet.“ *Berol. Epit. CXXXVII. CXXXIX. CXL.* 2) *Sener. Sueton. VI. Quintilian. Instit. or. X. l. 1. 103.* 3) „Bellorum Germaniae vincti: quibus omnia quae cum Germania gemina bella collegit. Ichnovius, cum in Germania militaret, somno motus: aditit ei quiescenti Drusi Necronis effigies, qui Germaniae latissime victor ibi perit, commendabit memoriam suam orabatque ut se ab injuria oblivionis adereret.“ *Plin. Ep. III. 5.* — „Als die Römer im Abendlande aufkamen, seit dem 6. Jahrh., waren schon viele Bücher der früheren Zeit verloren. Obgleich es vorher viele und große Bibliotheken der heidnischen Literatur gab, so war doch schon zu Sommaschus Zeit, im Ende des 4. Jahrh., das Werk des Plinius über die Kriege in Deutschland schon verloren. Die römischen Kaiser Valentinian¹⁾ am Oberrhein erweckten die Nachsage: ohne dieses praktische Bedürfnis hätte man sich um das Werk des Plinius wenig bekümmert.“ *Symmachus ep. IV. 18* in einer Stelle über Gallien: „revolve Patavii scriptoria externa (Plinius war damals noch ganz verbunden); culis; si fors totum juvet, etiam Plinii Secundi bella Germanica conquire“ (Sommaschus zweifelte also selbst, ob er dieses Werk aufsuchen könne). *Wene, Lat. und griech. Rassen aus dem 2—6. Jahrh. (Frankf. 1850. 4.) S. 157.* 4) *Ferd. Aug. Demmerich, Die Nachrichten Strabos über die zum jetzigen deutschen Lande gehörenden Länder, kritisch entziffert, vollständig erläutert und systematisch geordnet. (Karlsruhe 1848.)* 5) *Andr. Wagner, Ueber die Einwohner Deutschlands im 2. Jahrh. der christl. Zeitrechnung, namentlich über Sachsen und Bayern, nach Claudius Ptolemäus. Eine historisch-ethnographische. Zeitschrift sind als Documente: 1) *Kl. Topograph. Equarum, Paria etc.* Mit einer deutschen Uebersetzung und topographischen Erklärung. 2) *Bergschmid von Völkern und Sprachen etc.* (München 1838. 4.) 6) Eine Aufzählung vieler Nachrichten der Byzantiner gibt *Jr. Gotth. Strittler, Memoriae populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum etc. et inde magis ad Septentriones incolentium, e scriptoribus historiae Byzantinae erutae. 4 Bde. (Petrop. 1771—1779. 4.)* 7) Germania des C. Cornelius Tacitus. Mit den Varianten sämtlicher Handschriften und gelehrlichen Untersuchungen über diese und das Buch selbst. Von G. F. Wasmann. (Leutlich u. Leipzig 1847.) *Dr. W. W. Wasmann, Ausführliche Erklärung der zehn ersten Capitel der Schrift des Tacitus über Deutschland. (Berlin 1821.)* *Tacitus Germania, Übersetzt und erläutert von Dr. F. W. Wasmann. (Bielefeld 1837.)* — Die Germania des Tacitus ist unter seinen bekanntesten und erhaltenen Schriften der Zeitfolge nach die dritte, und von ihm herausgegeben wol bald nach ihrer Abfassung, höchstwahrscheinlich im J. 98 n. Chr., als er etwa im 44. Jahre seines Alters stand. Es ist eine meisterhafte geborne*

schaften gekommen war, die entweder noch östlich vom Rheine wohnten, oder diesen Strom kurz zuvor überschritten hatten, begannen die Römer bestimmter zu unterscheiden zwischen Keltien und Germanen und bezeichneten fortan mit dem Namen Germanen ungefähr das Gebiet des heutigen Teutschlands, indem sie als natürliche Grenzen desselben im Süden, Westen und Norden die Donau (oder auch die Alpen), den Rhein und das Meer annahmen, die Ostgrenze aber jenseits der Elbe und der Oder unbestimmt ließen⁸⁾. Donau und Rhein waren überhaupt die einzigen beiden Ströme Teutschlands, von denen man die dahin einige Kunde besessen hatte und außerdem war die Nachricht von einem großen Waldgebirge schon sehr früh nach Griechenland gebrungen. Bereits Aristoteles⁹⁾ hatte die *Agriaea* *des* genannt; wenn aber die Römer sogar in späterer Zeit zu keiner festen Bestimmung über die geographische Lage des hercynischen Waldes gelangen konnten, so lag die Schuld theils in der Unbestimmtheit des Namens selbst, welcher keltischen Ursprungs ist, und eben nur die ganz allgemeine Bedeutung „Höhe“ hat¹⁰⁾, theils darin, daß die Römer nur einige Theile Teutschlands aus eigener Anschauung genauer kennen lernten und über die geographischen Verhältnisse der übrigen mehr oder minder in Ungewissheit blieben. Auch in Beziehung auf die physikalische Beschaffenheit des Landes (die uns hier allein beschäftigt) sind ihre Angaben und Schilderungen mit Vorzicht anzunehmen und bedürfen der kritischen Sichtung. Mühte ihnen ja doch gerade in dieser Beziehung unbefangene Beobachtung und Aufzeichnung besonders schwer fallen; denn sie waren aufgewachsen unter der südlichen Sonne des gesegneten Italiens, welches überdies noch in üppiger Fülle der höchsten damaligen Cultur stand, gegen nach Teutschland nur, weil politische Nothwendigkeit sie zwang, trafen hier so viel des Ungeordneten und Neuen, lebten fast in beständigem Kampfe mit einer noch ungezügelter Natur und einer feindseligen Bevölkerung und verweilten endlich vorzugsweise in jenen nordwestlichen landschaftlichen Niederdeutschlands, deren eigenthümliche Beschaffenheit gerade einem feindseligen Heere besonders lästig

8) „Germania omnis a Gallia Raetisque et Pannoniis Rheno et Danubio fluminibus, a Sarmatis Danubio mutuo metu et motibus separatur. cetera omnes ambat...“ Tac. Germ. I. Die obwiegenden Grenzbestimmungen, welche sich bei andern griechischen und römischen Schriftstellern finden, sind bequemer zusammengefaßt in Ullert's Germania nach den Ansichten der Griechen und Römer (Weimar 1843). S. 80 fg. 9) Met. I, 13. 10) „...subst. cwn. (altitudo, summitas), verb. *evay* (aurgere), *erechyma* (elevare, exaltare), *erechynad* (elevatio) ... Jam apud veteres est etiam cwn. in nominibus. *Agriaea* *des* Aristot., *Hercynia* *silva* Caes. ...“ Zeuss, Grammatica celtica (Lips. 1853). p. 109: „Forma primitiva [particulae intensiva] -ro- statuenda est tam ex vetusto nomine Hercyniae sylvae, pro Hercynia, quam ex hodiernis compositis *erechyma* (elevare), *erechynad* (elevatio; subst. cwn. altitudo) ob aspirationem sequentem tenuem.“ Ibid. p. 267. cf. p. 56. 829. — Wackernagel's Deileitung des Namens Hercynia silva aus dem gotischen *airgawal*, Berg, ist zwar sehr schwärmsig und verkehrt, aber doch kaum grammatisch zulässig, wie Schweizer in *Juhn's* Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung I, 156 dargestellt hat.

werden mußte. Auch beziehen sich ihre Aufzeichnungen vorwiegend eben auf diese nordwestlichen Gegenden, denn jenen milderen und schon ziemlich kultivierten Landstrich im Südwesten zwischen Frankfurt, Regensburg, Rhein und Donau, den sie vollkommen unter ihre Beträgbarkeit brachten und am längsten behaupteten, betrachteten sie mehr als eine Provinz ihres Reiches (Tac. Germ. 29), und pflanzten ihn eben deshalb auch flüßigstehend auszusprechen, wenn sie von Germanen überhaupt sprachen. Unter solchen Verhältnissen war es nun ganz natürlich, daß Gewohnheit des Südens, Wißmuth und Unkenntnis die Römer zu übertriebenen Schilderungen von der Kauhheit und Unangenehmheit des Landes hinriß, in welchem nur der Eingeborne sich wohl fühlen konnte¹¹⁾.

Den frühesten und mächtigsten Eindruck auf die Fremden schienen die Wälder der Germanien gemacht zu haben, ähnlich der Wirkung, welche noch heute die Urwälder Amerika's auf die Bewohner von Culturländern üben, wie am deutlichsten aus der phantastischen Schilderung des Plinius zu ersuchen ist¹²⁾. Dann, nach den Wäldern, erlangten besonders die Sümpfe einen fast sprüchewörtlichen Ruf und zuleblich und aufgedacht genug müssen sie freilich wohl gewesen sein, schon in Folge des Unwaßers und der noch unregelmäßigen Strombetten; aber die gar üblen und schwerlich mit Recht auf ganz

11) „Quis... Asia aut Africa aut Italia relictis Germaniam petere informem terram, asperam coelo, tristem cultu aspectoque, nisi si patria sit? Tac. Germ. c. 2. 12) „Alid et silvis miraculum: totum reliquam Germaniam replent, adduntque frigori umbras, altissimas tamen habet procul supra dictis Chaucis circa duos praecipue lacus. Litora ipsi optinent quercus maxuma aviditudo nascenti, absummeque fluctibus aut propulsae statibus vastas complexu radicum silvas secum auferunt atque ita libratas stantes navigant ingentium ramorum ornamentis, saepe terribis classibus nostris, cum velut industria fluctibus agerentur in prorsus stantium metu inopesque remedi illi proelium navale adversus arbores lairent. In eadem septentrionali plaga Hercyniae silvae roborum vastitas intacta sevis et congesta mundo prope immortalis sorte miranda excedit. Ut alia omittamus hae cariora, constat attolli collis occursumque inter se radicum repercutu aut, ubi secuta tellus non sit, arcus ad ramos usque et ipsos inter se rixantis curvari portarum potentium modo, ut turnas equitum transmittant.“ Pin. Hist. Nat. XVI, 2. Ullert, Germania II, S. 107 zieht sehr paßlich den hiesigen Satz in Betracht: „Wie Germanien sonst zum Theil beschaffen sein mochte, zeigt uns wol die Beschreibung eines Urwaldes, der noch in Lithauen ist, der Herzog von Bielowieza: — *Mémoire descriptif sur la forêt impériale de Bielowieza en Lithuanie*, par le Baron de Brincone. (Varsovie 1826.); vrgl. Hertha 1829. April 30. — Er ist bei der Stadt Orsa, ist 7 geogr. Meilen lang, 6 Meilen breit und hat 25 Meilen im Umfang. Der Flächeninhalt beträgt 22 geogr. Meilen. Das Dorf Bielowieza liegt fast in der Mitte des Waldes und um ihn herum 24 Dörfer oder Weiler. Die Häuser bestehen aus Holzen und sind mit Brettern oder Schindeln gedeckt. Zelten begreift man Jemandem auf den Wegen, und nicht einmal die Art des Holzhauses ist in das Innere des Waldes eingebrungen; ja, ein Fünftel von 15,000 Weizen, oder brünne einer halben Meile, wird den Ruten Nieszenow, d. h. »die unbekannte Gegend«, weil die Menge der dort über- und durcheinander gestürzten Stämme ihn durchaus unzugänglich macht. Eine Fülle der mannigfaltigsten Wildarten belebt diese Urwaldungen, namentlich aus Auerochsen, Elchhirsche, Säuen, Rehe, Biber, Bären, Luchse und Wölfe.“

Teutschland¹³⁾ ausgebreiteten Vorstellungen der Römer dürfen doch zum großen Theile als ein Ergebniß der schlimmen Erfahrungen betrachtet werden, die sie auf ihren Feldzügen in Westfalen und den friesischen und handoverischen Küstenländern gemacht hatten, wo Marschen sich weit hin ausbreiteten und im rasch ausgeweichten Kielesoden die grundlosen Wege noch heute in Ermangelung von Steinen durch Knäupeldämme gangbar gemacht werden; zudem auch pflanzten die Germanen das feindliche Heer absichtlich in Wald- und Moerland zu locken, um die Dürftigkeit möglichst für den eigenen Vortheil auszunutzen¹⁴⁾. Eine ziemliche Anzahl von Gebirgen, Wäldern und heiligen Hainen, auch einige Sümpfe werden von den alten Schriftstellern namentlich aufgeführt, doch läßt sich nur von wenigen derselben die geographische Lage mit einiger Sicherheit ausmitteln¹⁵⁾. Uebrigens verhält es sich mit den Flüssen. Nur über Rhein und Donau finden sich reichlicher Nachrichten, städtische und mangelhafte dagegen über die in den nördlichen Ocean mündenden Ströme, und der Nebenflüsse wird meist nur gelegentlich gedacht¹⁶⁾. Wasserreicher als gegenwärtig sind sie wol sämtlich nicht gewesen, wie sich aus den Resten römischer Brücken schließen läßt, die in der Regel der jetzigen Strombreite und Wasserhöhe entsprechen; aber ihre winterliche Eisecke und ihre noch völlig ungebändigten, ebenso heftigen als häufigen Ueberschwemmungen in Folge von schmelzendem Schnee und von Regengüssen wurden den Römern sehr lästig. Noch schrecklicher erschien ihnen der nördliche Ocean mit seinen Stürmen und seiner mächtigen Ebbe und Fluth.

Nur nun bei gewaltigen tiefschattigen Wäldern, bei ausgebreiteten Sümpfen, Moor- und Bruchlande und bei zahllosen Wildbächen die Oberfläche des germanischen Bodens unerschrocken feuchter als heututage, so mögen auch Dunst und Nebel, zumal im Nordwesten, wol ebenfalls häufiger gewesen sein; daß aber auch die Regenmenge größer, der Winter härter und länger und das Klima überhaupt ererblich rauher gewesen sei, wäre doch eine Annahme, die sich wissenschaftlich durchaus nicht begründen läßt. Römer und Griechen freilich überboten sich in büssen Schilderungen des unfreundlichen Klima's; der wasserreiche Boden¹⁷⁾ ward nach ihren Berichten

erst im Krebszeichen von der Sonne getroffen¹⁸⁾ und sogar im Sommer sendete der schwererwölkte Himmel Sturm und Regen¹⁹⁾; dem kurzen Sommer aber folgte zeitiger Winter²⁰⁾ mit gefrorenen Strömen, über welche ganze Heere ziehen konnten und aus denen Eisflüsse mit Weilen gebauen und gleich Steinen ohne Hülfe eines Gefäßes fortgetragen wurden²¹⁾; ja in den Alpen froh der Wein sogar im Jasse²²⁾. In dergleichen Schilderungen vermischen sich wirkliche und für den vornehmten Südländer besonders empfindliche Wahrnehmungen mit traditionellem Vorurtheil und rhetorischem Uebertreibung zu einer unklaren, durch die Phantasie noch weiter ausgemalten Gesamtaufschauung, die dann ihrerseits wieder die unbefangene Beobachtung soweit beeinträchtigte, daß man selbst Erscheinungen zu sehen glaubte, die in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden waren²³⁾.

Was die Berichte der Alten über die Erzeugnisse des Landes und der Gewässer anlangt, so sind zwar einzelne Angaben so augenscheinlich fabelhaft, daß über ihre rein fabelhafte Entstehung und Bedeutung gar kein Streit obwalten kann und einige andere so allgemein gehalten, daß sie keine bestimmte Beziehung erlauben, aber alle übrigen namentlich aufgeführten und genauer bezeichneten Produkte sind solche, die noch heute in Teutschland selbst oder doch hart an seinen Grenzen sich nachweisen lassen. Wie also das Klima Teutschlands seit mindestens zwei Jahrtausenden im Wesentlichen unverändert geblieben ist, so gilt auch von den Produkten der Soil, daß fast alle jene Naturerzeugnisse, die gegenwärtig in oder unmittelbar neben Teutschland ohne künstliche Pflege gedeihen, auch zu römischer Zeit daseihs vorhanden waren; und wenn sie beirreitem nicht alle in den Verzeichnissen der alten Schriftsteller erscheinen, so liegt der Grund einfach darin, daß jene Schriftsteller Vollständigkeit weder erzielen konnten noch wollten. Von Metallen ward nach Plinius und Tacitus damals gefunden Kupfer und Galmel, wenig Eisen, noch weniger Silber und gar kein Gold²⁴⁾. Salz gewann man an mehreren Orten, indem man Soole aus brennendes Holz und glühende Kohlen goß; und man schätzte den Fleiß von Salzquellen so hoch, daß man ihre wegen blutige Kämpfe führte²⁵⁾. Auch Heilquellen kannten und be-

13) „Terra, etsi aliquanto specie differt, in universon tamen aut silvis horrida aut paludibus foeda, humidior qua Galliae, ventosior qua Noricum ac Pannoniam aspicit.“ Tac. Germ. c. 5. 14) „Fundi Germanos acia et iustale loca, Juvani silvis paludibus, brevi aestate et praematura hieme.“ Tac. Ann. II, 5. 15) „Arminius colligi suos et propinquare silvis montos vertit repente; mox signum prorumpendi dedit illi quos per solita occultaverat. Tunc nova acie turbatus eque; misaeque subsidariae cohortes et fugientium agmina impulsus auxerant consternationem, tradebanturque in paludem gnarum vincitulum, iniquam nascam, in Caesar productas legiones instruxisset.“ Ann. I, 63. 16) Eine forasame Zusammenstellung und geographische Prüfung der überlieferten Namen findet sich in Ulfers Germania S. 108 ff. 17) Zusammenstellung bei Ulfers, in dessen Germania S. 137 ff. 18) „Relicta paludibus pene terra non est. Ita penitus aqua imbuta permittit.“ Eumen. Panegy. Constant. dictus VIII.

18) Manili Astron. III, 633 seq. 19) „Tremulantia caeli praestat Germania.“ Tac. Ann. II, 24. „Omne dehinc caelum et mare omne in austrum coeuit, qui tumida Germaniae terrae, profundis amnibus immenso nubium tractu validus at rigore vicini septentrionis horridior rapidi disiectaque naves.“ Ibid. c. 23. „At contra constat Germaniam Galliamque at proximae ab his Italia abundare rivis et fluminibus, quia coelo humido utuntur, et ne aestas quidem imbribus caret.“ Seneca, Nat. Quaest. III, 6. 20) „Juvani [Germanos] brevi aestate et praematura hieme.“ Tac. Ann. II, 5. 21) „ut apud quos plurimum hieme occupat.“ Tac. Germ. c. 22. 22) Herodian. VI, 7. 23) Pto. Hist. Nat. XIV, 27. 24) „Ut quis ex longinquo reverent, miracula narrabant: vim turbinum et insaudita volucres, monstra maris, ambigua huminum et beluarum formas, visa sive ex metu credita.“ 25) Pto. H. N. XXXIV, 1. 2. Tac. Germ. S. 6. Ann. II, 20. 26) Pto. H. N. XXXI, 39. Tac. Ann. XIII, 57. Ammian.

gebraucht, da sie aus teutscher Sprache sich nicht will erklären lassen. Dagegen aber scheint sie eine Deutung aus teutscher Sprache zu erlauben, und eine solche ist neuerdings in doppelter Weise versucht worden. Tac. Grimm⁴³⁾ leitet den Namen Germani vom teutschen *gairm*, *garm*, *Ruf*, *Ausruf*, und erklärt ihn als *Schreier*, *Rufer*, erinnernd an das *garm* der *garm* der *garm*. Solcher Name sei um so mehr geeignet gewesen für den Deutschen, als diesem *harditus* oder *fremius* ausdrücklich zugeschrieben werde, und Germani bedeute demnach Nichts als ungeschüme, tosende Krieger, eine Bedeutung, die den Gallien wol *garm* einfließen konnte. Auch Leo hatte schon etwas früher auf dieselbe Ableitung hingewiesen⁴⁴⁾. Reuß jedoch⁴⁵⁾ erhebt dagegen den grammatischen Einwand, aus *garm*, *garm* könne nur eine Form *german*, *germanus* entstehen, und will deshalb das Wort zurückführen auf *teutisch* *ger*, *gair*. Nachbar, Nachbarschaft, jedoch der Name Germani nichts Anderes bedeute als Nachbarn. Romer und Griechen legten sich den Namen auf ihre Weise zurecht, indem sie ihn mit dem lateinischen *germanus*, teilschlicher Bruder, zusammenbildeten⁴⁶⁾. Wie dem auch sein möge, jedenfalls war der Name sowohl zu Cäsar's als in spätrömischer Zeit zumeist am Niederrhein gangbar⁴⁷⁾, und seine Uebertragung auf das Gesamtvolk entspricht der gewöhnlichen historischen Erscheinung, daß der Name desjenigen Stammes oder Volkstheiles, mit welchem Nachbarn oder Fremde zunächst in Verührung kamen, von diesem zum Gesamtamen für alle Stämme jenes Volkes erhoben ward. So heißen den Franzosen und den Spaniern alle Teutschen Alemannen (Alemanni, Alemanni), den Türken dagegen aus byzantinischer Uebersetzung Franken. Den Teutschen selbst aber gebrach ein einheimischer gemeinlicher Gesamtname noch durch Jahrhunderte, und er entwickelte sich in der Folge so, daß ein *Adjectiv* von ursprünglich weiterer Bedeutung auf diesen bestimmten Sinn beschränkt ward. Aus dem Substantiv, *goth*, *thiuda*, *althoth*, *diot*, *Wolk*, war nämlich ein *Adjectiv*, *goth*, *thiudisks*, *althoth*, *diutisk*, *entfrungen*, dessen Bedeutung ungefähr dem lateinischen *gentilis*, *vulgaris* entsprach. Es findet sich in den ältesten schriftlichen Denkmälern nicht grade häufig und wird dann zumeist von der Sprache gebraucht, so daß *diutisca* die teutsche Volkssprache im Gegensatz zu dem *Latin* der Gelehrten und später im Gegensatz zum *Nachlatein*, zum *Romanischen*, bezeichnet. Glosseur der Zeit der Ausdruck seit der Mitte des 9. Jahrh., seit die teutsche lebenden und im eigentlichen Teutschland verharrenden Stämme sich auch staatlich von den Romanen sonderten. Allgemein üblich und zum Gesamtamen des Volkes ward aber die Benennung *diutisk*, *teutsch*, erst im 12. Jahrh., und zwar wiederum vom

Niederrhein ausgehend, als dort neben der angrenzenden den französischen, und von dieser angeregt, eine teutsche Nationalliteratur sich bildete⁴⁸⁾. Der alte Volkename der Teutonen war zwar wesentlich aus derselben Wurzel entfrungen, doch behielt das *Adjectiv* *teutonicus* in römischer Literatur beschränkt, nur auf diesen Volksstamm bezügliche Bedeutung, und ward höchstens hier und da von einzelnen Dichtern in weiterem Sinne, gleichbedeutend mit *germanicus*, gebraucht. Erst seit dem 10. Jahrh. geschah es häufiger, daß lateinischschreibende teutsche Schriftsteller *teutonicus* ganz in gleichem Sinne mit *theotiscus* verwendeten, wahrscheinlich weil es leichter klang und lateinischer ausfiel als *theotiscus*, welches seinen barbarischen Ursprung so deutlich an der *Zeichn* trug⁴⁹⁾. Aus dieser sprachgeschichtlichen Erklärung ergibt sich zugleich auch beiläufig, daß, wie die aus gleicher Wurzel entfrungenen Wörter *Teutrich*, *Teuton*, *Teutisch* u., so auch, denselben durchgreifenden Gesetze des Lautwandels folgend, *teutsch* mit *alant* aus der *Media* geschriebe werden muß, daß in neuhochdeutscher Orthographie die Schreibung *Teutsch* allein berechtigt, die Schreibung *Teutsch* dagegen unbedingt als fehlerhaft zu verwerfen ist.

Wenngleich nun die Germanen eines einheimischen Gesamtamens entbehrten, wenngleich sie durch kein äußerliches Band zu einem Ganzen vereinigt waren, so gebrach ihnen doch nicht überhaupt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Im Gegenteil hielten sie wol das Gemeinsame der Sprache, des Rechts, des Glaubens und der Sitten, und hatten dafür auch einen Ausdruck in einer Abstammungssage. Ein erdgeborener Teut⁵⁰⁾ habe aus sich selbst einen Sohn Mannus erzeugt und dieser wieder drei Söhne gehabt, von deren Namen die drei Hauptabtheilungen des Volkes innerhalb des eigentlichen Teutschlands ihre Benennungen ableiteten, die zunächst am Ocean wohnenden Angelenen, dann in der Mitte des Landes wohnende die Hermionen und endlich die übrigen, die Nördleonen⁵¹⁾. Welche

43) Grimm, Gramm. I, 10—20. „Ursprung über Germanisch und Deutsch.“ Geschichte der deutschen Sprache S. 789. Badernagel, Geschichte der deutschen Literatur (Bastl 1848.) S. 28 u. 45. S. 55 u. 123. 46) Grimm, Gramm. I, 16.

47) „Celebrant carnibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annuum genus, Teutonen deum Iercu edunt et filium Mannum originem gentis conditoribus. Manne tri filios assignant, e quorum nominibus proxima oceano Ingaveones, media Hermiones, ceteri Istavae vocantur.“ Tac. Germ. c. 2. — Teuto ist die hantchriftlich allein sichere Form des Namens, hinter welcher die andere ungenügend begründete Lesart Teuto nach den einfachen Regeln der Kritik zurückzuführen muß. Vgl. Müllenhoff in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum IX, 259 ff.

48) Auch in Istavae steht das t hantchriftlich fest, sowohl bei Tacitus I. c. als bei Plinius, H. N. IV, 28. Winder geüht ist die Endung — aeones, denn die Romanen bei Plinius I. c. (Ingaveones, Ingaveones, Ingaveones, Istavae, Istavae, Istavae, Istavae, Istavae) führen in Verbindung mit grammatischer Erwägung vielmehr auf die Vermuthung, daß die richtigen Formen Istavae und Ingaveones gedeutet haben mögen. Und wiederum grammatische Gründe entscheiden für die Wichtigkeit der Form Istavae, welche bei Tacitus hantchriftlich feststeht, während bei Plinius

40) Geschichte der deutschen Sprache S. 787. 41) Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum V, 514. 42) Grammatica celtica II, 735. 43) „γερμανοί γὰρ οὐ Νιγαροὶ καὶ τῆς Παλαιᾶς ἱστορίας.“ Strab. p. 290; vgl. Plut. Marci c. 24. Vellei. II, 67. 44) Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 788. Gramm. I, 12.

einzelne teutsche Völkerschaften jeder dieser drei Hauptstämme unter sich begriffen habe, ist noch nicht genügend ermittelt; eine genaue kritische Untersuchung dieser Frage dürfen wir in dem oben (S. 329) erwähnten Nüldenheftischen Werke zu finden erwarten. Uebrigens bestand selbst schon zu Tacitus' Zeiten neben jener Abtheilung von drei Stammheroen auch noch eine andere, indem mehrere einzelne Völkerschaften, wie die Marsen, Gambriores, Sueven, Vandilior, ihre Herkunft aus unmittelbar auf einen Heros oder Gott zurückführten⁴⁰). Und von eben jener Dreizahl ausgeschlossen, erscheinen bei Tacitus wie bei Plinius die Gothen, welche damals den nördlichen Stämmen näher gestanden zu haben scheinen und später außerhalb der teutschen Grenzen unterlagen; desgleichen die nördlichen oder skandinavischen Stämme, von Plinius Hilleviones genannt⁴¹), über welche wir weitere Nachrichten aus jener Zeit gebühren. Auch andere Züge werden hier und da erwähnt, welche auf ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zurückdeuten; wie z. B. wenn die Jüngster den Agrippinensern entlaufen lassen redisse vos in corpus nomenque Germaniae communibus deis et praecepit deorum Marti grates agimus, vobisque gratulamur quod tandem liberi iuter liberos estis⁴²); oder wenn Tacitus (Germ. 28) von dem Stolze der Erverer, Neriore und Ubbri auf ihre germanische Abstammung berichtet: „Treveri et Nervii circa affectationem germaniae origines ultro ambulosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur. . . . Ne Ubbi quidem, quanquam romana colonia esse meruerint ac libentius Agrippinensibus conditoris sui nomine vocentur, origine erubescunt.“ In engerer Verbindung jedoch pflegten immer nur wenige Völkerschaften zu stehen, und diese war dann von längerer Dauer, wenn sie durch ein religiöses Band um den Mittelpunkt einer gemeinsamen Kulturstätte zusammengehalten wurde⁴³), von kürzerer, wenn sie politischen Zwecken oder einzelnen Heroszügen galt⁴⁴).

Schon sehr weit war die Zerspitterung der Germanen geblieben, als sie mit den Römern in Berührung kamen. Ganze Reichen von Volksnamen sind uns in den Schriften der Alten überliefert, aber durchaus nicht

in gleicher Bedeutung: bald Hauptstämme bezeichnend, bald größere oder kleinere Abtheilungen oder Unterabtheilungen von Stämmen; und die einzelnen genannten Völkerschaften und Völken historisch und geographisch zu bestimmen und zu verfolgen, fällt bei den spärlichen Nachrichten um so schwerer, weil sie in vielfachen Kämpfen und Wanderungen durch mehr Jahrhunderte die mannichfaltigsten Veränderungen des Umfangs und der Wohnsitze erfuhren. Nach dem Ende der sogenannten Völkerwanderung sind die meisten jener Namen verschwunden und ihre Träger haben sich in größere Völkerschaften gruppiert, welche theils außerhalb Teutschlands Grenzen neue Reiche von verschiedener Dauer gründeten, wie die Gothen, Vandalen, Langobarden, Angelsachsen, theils innerhalb Teutschlands sich in allmählig besetzten Eichen unter verminderten Schwankungen behaupteten, wie die Franken, Baiern, Thüringer, Sachsen, Friesen. Wie aber in jener großen Zerspitterung doch die Zusammengehörigkeit sowohl von den Germanen selbst gefühlt als von den Römern erkannt wurde, so muß ihr nothwendig eine geringere Zersplitterung, und dieser wieder eine ursprüngliche Einheit vorangegangen sein. Das faßte auch schon Tacitus mit voller Entschiedenheit, aber nach damaliger Vorstellungswelt, welche Einwanderung sich nur durch Colonisation über das Meer und zwar über das mittelländische Meer hin zu denken pflegte, mußte er sich nur durch die Hypothese zu helfen, daß die Germanen indigenae, Ueberwoner ihres Landes seien, unvermischt mit irgend welchem andern Volke und höchstens besucht von einem wandernden Herkules und Ulixes⁴⁵). Wie weit zurück in die Vergangenheit einer solchen noch einfacheren Evidenz, und wie weit hinaus über Teutschlands Grenzen die sagenhafte Ueberlieferung der dem Tacitus gleichzeitigen Germanen reicht, haben wir nicht; denn später auftauchende Sagen, wie diejenigen von der Einwanderung der Langobarden⁴⁶) und der Gothen aus Skandinavien nach Teutschland, oder von der trojanischen Abstammung der Franken⁴⁷), oder von der Ableitung der Sachsen aus Alexander's Heere, oder die Erzählung der Ingalingasaga, wie Odin mit den Seinen vom Kanals nach Skandinavien gekommen sei; alle diese späteren Sagen erlauben wegen

nus (I. c.) und Reis (III, 3) die Handschriften Hermiones darbrachten. Bergl. Mittenheff in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum IX, 240 ff.

40) „Quidam, ut in licentia vetustatis, pluris deo ortos pluresque gentis appellationes Naros, Gambriores, Seneos, Vandilios affirmant, eoque vera et antiqua nomina.“ Tac. Germ. c. 2. 50) Plin. H. N. IV, 27. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 751. 51) Tac. Hist. IV, 64. Bergl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 792 ff. 52) Solche gemeinsame Kultusstätten waren z. B. der Hain der Ermonen, in welchem „omnes ejusdem sanguinis populi“ zu bestimmten Zeiten Abgesandte zu gemeinsamen Festen trafen (Tac. Germ. 30), und jener Hain auf einer Insel des Ocean, in welchem Rindgötter, Aviones, Auli, Varini, Kudones, Suardones und Vitones (?) „in commune Nerthum, id est Terram malorum“ verehrten (Tac. Germ. 40). 53) Beispiele politischer Verbindungen geben die Unternehmungen Armin's und Marob's; Scharen aus verschiedenen Stämmen hatte zu einem Heroszuge Ariovst vereint.

54) „Ipso Germanos indigenae crediderim minimeque terra gentium adventibus et hospitibus mixtos; quia nec tunc olim sed classibus advehebantur, qui mutare sedes quaerebant, et immixtum ultra utque sic dixerim adversus oceanum raris ab orbe nostro navibus seditur. quia porro praeter periculum horridi et ignoti maris Asia est Africa aut Italia relicta Germaniam peteret informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque, nisi al patriis alit.“ Tac. Germ. 2. „Fuisse apud eos et Herculeum memorant Ceterum et Ulixem quidam opinantur longo illo et fabuloso errore in hunc oceanum delatum adesse Germaniae terras Ipsi eorum opiniones accedo, qui Germaniae populos nullis aliis Germani nationum comibus infectos propriam et sinceram et tantum aut similes gentem exatillio arbitrantur.“ Tac. Germ. 3. 4. 55) Bethmann, Die Geschichtsschreibung der Langobarden, im Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 10. Bd. (Hanser 1851.) 56) Die Kosmogonie des Hriecr Vitafils, herausgegeben von Heinr. Wuttke. (Leipzig 1853.) S. LV ff.

ihres bedenklichen Charakters keinen verlässigen Rückschluß auf so frühe Verhältnisse“).

Wo aber alle historischen Aufzeichnungen uns verlassen, wo selbst die Sage zu versinken scheint, da tritt ein anderes Hilfsmittel der Erkenntnis ein, dem jedoch erst die neueste Zeit ein Licht zu entlocken gewußt hat, welches einen Strahl bis tief in die Urzeit des Volkes zurücksendet: die Sprache. Die im Laufe dieses Jahrhunderts entstandene historische und vergleichende Sprachforschung hat nicht nur des germanischen Volkes Urheimath aufgedeckt, sondern die mit ihr zugleich erwachsene deutsche Philologie hat weiter noch dargelegt, daß auch die Wurzeln von Glaube, Recht, Sitte und Dichtung sich bis in jene fernste Urzeit verfolgen lassen. Im Lande des Drus und Zarates (Sibon und Sison oder Amu und Syr), von den Nordabhängen des Himalaya nach dem indischen Meer hin, in jenen Forschungen zufolge, mit höchster Wahrscheinlichkeit die Urheimath eines Volkes anzuerkennen, aus dessen allmählich sich absondernden Gliederungen diejenigen Völker entsprangen, welche zusammen die sogenannte indogermanische Familie bilden. Die eine Stremung wandte sich südwärts und spaltete sich darnach in zwei Glieder, das iranische und das indische; die andere aber ergoß sich nach dem Westen, nach Europa hin und ihr gehören an die am weitesten vorgeschobenen und also wol auch am frühesten abgelösten Kisten, dann die sogenannte pelasgische Familie, welche Europa's südöstliche Halbinseln in Besitz nahm, die nachmaligen Griechen und Latiner oder Römer, ferner die Germanen und endlich die Slaven mit den Letzten. Wann diese Scheidung ergangen sei, darüber läßt sich freilich auch nicht einmal eine annähernde Zeitbestimmung gewinnen, da jene Vorgänge über die Anfänge der historischen Zeitrechnung hinausstiegen; aber soviel läßt sich deutlich erkennen, daß bereits vor der Absonderung der Kisten ein gewisser Bildungsgrad erreicht, daß selbst schon die Anfänge des Ackerbaues vorhanden waren. Ferner lehrt eine auf das Besondere gerichtete grammatische und lexikalische Untersuchung der einzelnen indogermanischen Sprachen, daß diese in einem verschiednen abgelösten Verwandtschaftsverhältnisse zu einander stehen und zwar der Art, daß die Völkertrennung nicht auf die eine Thatfache der Absonderung aus Urvölke beschränkt gewesen sein kann, sondern ein fortwährender Entwicklungsgang gewesen sein muß. Große Hauptgruppen müssen sich in verschiednen Zeiträumen und Richtungen von der Urheimath entfernt und dann, hinreichend angewachsen, sich weiter gespalten haben, die schließlich unter dem Einflusse mannichfacher geographischer, klimatischer und physischer Verhältnisse die entstehende und noch jetzt bestehende Völkerveränderung in die bereits genannten Familien sich vollendete. So sind die Germanen am nächsten verwandt den Slaven, woraus sich eine längere Gemeinschaft beider und eine erst später eingetretene vollständige

Absonderung schließen läßt; während wiederum andererseits mehrere Erscheinungen in der slavischen Sprache auf eine längere Verbindung des slavischen mit dem iranischen Stamme zurückzuleiten scheinen“).

Welche Schicksale aber die Germanen erfahren und wie ihre Culturzustände sich fortgebildet haben in den langen Jahrhunderten seit ihrem Hervorgehen aus dem Urvölke bis zu ihrer Niederlassung in Europa, darüber lassen Geschichte und Sage uns vollkommen im Dunkeln. Den Schleier zu lüften ist zwar wiederholt versucht, und neuerdings namentlich die Meinung aufgestellt und mit ebenso umfassender Gelehrsamkeit als seitdem Scharfsinn verteidigt worden, daß die Gothen, Dänen und Sachsen den Geten, Daken und Saken der alten Historiker entsprechen“); doch hat diese Ansicht, so sehr sie sich auch in mancher Hinsicht empfiehlt, noch nicht allgemeine Zustimmung gefunden. Aus der Sprache läßt sich für diesen Zeitraum nur sehr Geringes erfahren, da aus seinem Bereiche von allen in Betracht fallenden Völkern Sprach- und Literaturdenkmäler fast vollständig gekehrt. Die deutlich erkennbaren fremden Bestandtheile in der gothischen Sprache gehören theils nachweislich, theils vermutlich europäischen Ländern an. Es sind finnländische und slavische, ferner im Unterdonaulande aufgenommene griechische und römische, endlich solche, deren Herkunft bis jetzt noch unermittelt geblieben ist. Daß von den Hunnen die Gothen wenigstens Eigennamen entlehnten, bezeugt Jordanes ausdrücklich“). Und eben nur lexikalisch blieb der fremdländische Einfluß überhaup; die Grammatik, Wortabundung und Wortfügung, ward von ihm entweder gar nicht, oder höchstens in ganz unbedeutenden Einzelheiten“)

58) Eine ausführlicheörterung der indogermanischen Gliederung genöthigt die treffliche Abhandlung von Pott: „Indogermanischer Sprachstamm“, im 18. Theile zweiter Section dieser Enkyclopädie. Eine kurze voranschaulichende Uebersicht gibt ein Auszug von H. Schleichers in der Allgemeinen Monatschrift für Wissenschaft und Literatur. (Braunschweig 1853.) September S. 788. Die Einzelne gedruckte sprachgeschichtliche Darstellung nebst reichlichen etymologischen Bemerkungen ist weiter ergoß in der 8. Abtheilung seines Völkertafeln Atlas. (Weitz 1852. 80.) Ueber den Zusammenhang des Slawischen mit dem Germanischen vergl. Kuhn in Weber's Anstehen Studien. (Berlin 1854.) I. 324. Koe hat, in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie (Göttingen 1853.) I, 51 fa. und in seinen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs (Halle 1854.) I, 6 fa., die Ansicht aufgestellt und zu begründen versucht, daß die Abtrennung der germanischen Stämme von den indischen Arien in der späteren Zeit der Völkentrennung stattgefunden habe, und daß die Umbildung des indischen Lebens, welche durch das Entstehen der Kisten hervorgerufen wurde, und die damit verbundenen inneren Kämpfe ein Hauptgrund gewesen seien, der einen Theil der arischen Stämme wieder zum Urvölkertum der neuweltlichen Grenzgebirge, zur Kaukasusregion überleitete und so dem ganzen Daken des germanischen Lebens die Wurzel gegeben habe; dagegen aber hat Kuhn gewichtigen Einspruch erhoben in seiner Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung (Berlin 1854.) III, 332 fa. 59) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. (Leipzig 1848.) 2. 60) Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs. (Halle 1854.) 60) cap. 9: „Gothi pierumque mutuantur (nomina) Hunnorum.“ 61) Bachnagel, Geschichte der deutschen Literatur. §. 9. 2. 21.

57) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 520. 523. 643. 684. 727 fa.

schon damals die noch jetzt den Deutschen eigenthümliche Neigung zur Aufnahme von Fremdwörtern durchbricht⁶²). Auch in die skandinavischen Sprachen, und vereinzelt bis herab ins Niederländische drangen finnische Wörter⁶³); sowie sich auch umgekehrt wieder uralte Wirkung des Skandinavischen auf das Lapplische nachweisen läßt⁶⁴). In der trutischen Sprache finden sich außer slawischen auch keltische Bestandtheile, wenigstens nicht in so ausgedehntem Umfange wie einzelne Forscher behauptet haben.

Selbst über die Ankunft und Festigung der Germanen in Teutschland mangelt jegliche Kunde. Doch schon lange vor Christi Geburt müssen sie dort sich niedergelassen haben, wenn zu Tacitus' Zeit die Erinnerung an ihren Einzug bereits so vollständig erloschen war, daß dieser so wohl unterrichtete Forscher ke nur als ein von jeher in denselben Landstrichen wohnendes Urvolk zu bezeichnen wußte⁶⁵). Auch waren sie nicht nur in vielen Stämmen über einen weiten Raum verbreitet, sondern auch schon zu einer sehr beträchtlichen Volkszahl angewachsen. Denn vermögen wir auch das Verhältniß der damaligen Bevölkerung zur Bodenschätze nicht genau abzuschätzen, so dürfen wir doch schon aus gelegentlich vorkommenden Ausseerungen und Zahlangaben schließen, daß es so gar niedrig nicht gewesen sein kann⁶⁶). Schon in allgemeiner Angabe nennt Tacitus Teutschlands Bevölkerung eine ansehnliche⁶⁷), und bemerkt von den Gauen ausdrücklich, daß sie ein sehr weites Gebiet nicht nur inne haben, sondern auch ausfüllen⁶⁸). Cäsar schätzte die mit Belgen verbündeten Germanen auf 40,000 Mann⁶⁹), die von Ariovist über den Rhein nach Gal-

lien geführte Mannschaft auf 120,000 Mann⁷⁰), die ausgewanderten Hephætes und Teuchtris auf 430,000 Mann⁷¹) und erzählt, daß allein von den Sueven jährlich 100,000 Mann⁷²) ausgezogen seien⁷³). Bei Vertreibung der Bructerer durch die Chamarer und Angrivarier sollen über 60,000 Menschen gefallen sein⁷⁴) und Tiberius soll 40,000 Engländer nach Gallien verpflanzt haben⁷⁵). Das Heer Marob's bestand nach Velleius⁷⁶) aus 70,000 Fußgängern und 4000 Reitern und ihm mußten mindestens gleichgekommen sein die Massen, welche Arminius gegen die Römer aufbot. Wie ungenau aber auch diese einzelnen Zahlangaben sein mögen, sie zeigen wenigstens, wie hoch die Bevölkerung Teutschlands von den Römern veranschlagt ward, und finden eine thatsächliche Bestätigung in den sehr zahlreichen bis 60,000, ja bis über 80,000 Mann ansehnenden Heeren, welche die Römer zur Grenzbesetzung und zu Streifzügen ins Innere zusammenbrachten.

Vermuthlich erschien schon dem Tacitus (Germ. 4.) bei so zahlreicher Bevölkerung die große Uebereinstimmung in der körperlichen Beschaffenheit. Es hatte sich allmählig ein Nationaltypus gebildet, der zwar dem slawischen wie dem keltischen verwandt, aber doch auch wieder von diesen beiden verschieden war, und seine eigenthümlichen sehr scharf ausgeprägten Züge hatte. Er fiel Griechen und Römern um so mehr auf, je weiter er von der Gestalt der Südländer abwich. Deshalb erzählen auch fast alle alten Schriftsteller, welche überhaupt der Germanen gedenken, von ihrer Schönheit, ihrem hohen, ebenmäßigen Wuchs, ihrer weissen Haut, ihren blauen, trocknen, scharflich bildenden Augen und ihren langen blonden oder röthlichen Haaren⁷⁷).

Volkscharakter und Familienverhältnisse. Nicht minder eigenthümlich und entschieden ausgebildet, und den Römern nicht minder auffällig als der körperliche Typus, war auch der Nationalcharakter der Germanen, wie er in all ihrem Denken und Handeln, in Religion, Dichtung, Recht, im öffentlichen und Privatleben sich aussprach, und in seinen Hauptgrundlagen bis auf diesen Tag besteht⁷⁸). Unbefragte Grabschind und

62) Beispiele finnischer, slawischer, griechischer, lateinischer und anderer in die gothische Sprache aufgenommenen Wörter geben von der Gabelung und Liebe in ihrer Ausgabe des *Bulnia* 2, 1. IX u. 2, 2. 4. Finnischer gedenkt Jacob Grimm in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache (Berlin 1845.) 1, 19. Eine reiche Aufzählung gothischer Wörter, die lateinischen, griechischen, slawischen und finnischen entsprechen, gibt ebenfalls Jac. Grimm in seiner Vorrede zu Schulze's Gothischem Glossar (Wageningen 1847.) S. XIV, doch ohne die entlehnten von den unvernünftigen abzugeben. Ein frisches Beispiel der wirklich entlehnten Wörter giebt noch; ebenso auch eine Durchmusterung des gothischen Verbschatzes in cultur-historischer Beziehung, welche die verschiedensten Ausdrücke für Fleischnahrung, Bekleidung, Rechtsbegriffe u. s. w. zusammenstellt und ordnen müßte, und einen nicht geringen Aufschluß über den Culturstand des gothischen Volkes um die Zeit der Völkerveränderung gewähren würde. 63) So geht iständ. polk, schwed. pojke, Knabe; hwed. piga, bän. pige, Mädchen, zurück auf finn. poika, pinnä; altn. ræf, schwed. räf, bän. räf ist finnisch repo. Auch; finnisch moukar wäre zu dänisch mokker, niederl. moker, Hammer. Grimm in Höfer's Zeitschrift f. d. Wiss. d. Spr. 1, 19. 64) Dietrich in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum VII, 177—192. 65) Germ. 2, 4. 66) Auf solche Erwägungen gestützt, vermuthet G. Meib. (in Schmidt's Zeitschrift für Vergleichende Sprachwissenschaft, [Berlin 1845.] III, 244), daß je nach der Beschaffenheit des Landes, 800 bis 1000 Menschen auf der □Meile geküßt haben. 67) „Habitus corporum, quumquum in tanto hominum numero, idem.“ Germ. 4. „Pauca-sima in tam numerosa gente adultera.“ Germ. 19. 68) „Tam immensum terrarum spatium non tenent tantum Chauci, aed et implent.“ Germ. 35. 69) B. G. II, 4.

K. Gargyl. d. W. u. R. Gist. Section. LXL

Offenheit"), einsichtige Verstandigkeit"), sprecher trögiger Freiheitsinn"), Lust zu kühnen und gefährlichen Unternehmungen"), empfindliches Gefühl und eine stolze Schätzung des eigenen persönlichen Werthes")

terbüßes hervorgerufen, so mußten dessen Züge in gedankteter Zusammenfassung erscheinen, wie sie oben im Jerte versucht wurde. Sie im Einzelnen ausdehnend zu erläutern und zu begründen, wäre überhaupt nur möglich bei weiter gestreckten Grenzen; denn nicht alle ergeben sich unmittelbar aus bestimmten Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller: manche müssen aus ihren Wärdungen abgeleitet, können aber dann auch aus diesen mit voller Sicherheit erkannt werden. Dabei hier in den Anmerkungen nur das Wichtigste, und zwar unter vorwiegend Berücksichtigung der Quellenkritiker, beizubringen wollen wir.

79) „Gens aut astuta nec callida . . . deliberant dum fugere ovescunt.“ Tac. Germ. 22. Vergl. Ann. 82. 79) Kräfte und gewordene Denkfähigkeit zeichnet als gemeinsame Eigenschaft alle indogermanischen Völker aus; sie ist eben sehr Grund als Folge ihrer hochentwickelten Verstand. Bei den Germanen gestaltete sie sich eigentümlich in sofern, als weder der nüchtern berechnende Verstand (wie bei den Römern), noch die Phantasie (wie bei den Kelten) die Oberhand erhielt, sondern die Vernunft immer ihre Rechte behauptete und jene beiden begrenzten und zügelte. Die Kräfte sind von je, von ihnen diesen mythologischen Schöpfungen ab bis herunter auf die Gegenwart, ein hinwandelndes Bild gewesen; so es darf sogar in gewisser Hinsicht von dem ganzen Volk gelten, was der größte deutsche Dichter des 13. Jahrh., Walther von der Vogelweide, so schön und treffend von sich selber sagte (41, 35):

liezen nach gedanke vri,
son wist ich nîht und uogechen.

80) Dies erstreckte sich sogar bis auf das Verhalten gegen die eigene Volksgemeinschaft. Obgleich der einzelne freie Mann ihr selbst als Mitglied angehörte, die Theilnahme an derselben mehr als Berechtigung denn als Verpflichtung aufwies, so ihren Verhältnissen mitwirkte und sich ihnen dann auch wirklich unterwarf, wollte er ihr gegenüber dennoch soviel als möglich unabhängig sein oder doch so fern, wie sich aus der Rechtsanschauung ergeben ist, und schon aus des Tacitus Worten hervorleuchtet (Germ. 11): „Illi ex libertate vitium, quod nos simul nec ut iussi conveniant, sed et alter et tertius illis enumerationes conveniunt assumunt.“ — Dazu hätte man noch die folgenden Stellen des Tacitus: „... auctore Verrito et Malorige, qui nationem eam [Frisios] regebat, in quantum Germani regatur.“ Annal. 111, 54. „Gothinos gallos, Osa pannoica lingua coarctant non exae Germanos, et quod tributa patiuntur . . . Trans Lygion Gothosque regnator, paulo jam adductus quam cretore Germanorum gentes, nosdum tamen supra libertatem.“ Germ. 43. 81) „Nec arare terram aut expectare annum tam facile persequitur, quam vocare locos et vulgus mori. pigrum quo imo et iners videtur sudore acquirere, quod possit angulo parare.“ Tac. Germ. 14. 82) Wie die Angehörigen der freien im Theater des Kompius zu Rom einige Wärdner in ausländischer Tracht auf den Sätzen der Senatoren bemerkten und ihnen gesagt wurde, daß solche Ober den Gefandten derjenigen Völker zuwarten sei, die sich durch Tapferkeit und Hürntigkeit gegen Rom ausgezeichnet, diesen sie nullus mortalium armia aut fide ante Germanos esse, Rügen binab und setzten sich unter die Senatoren. Tac. Ann. 111, 54. Vergl. Tac. Ann. 11, 25 (und Octavian. 41). — Wölfa behält das Versteck, in seinem inneren Buche über das Staatsrecht der Germanen (Jah. 1842) diese Eigenschaften des germanischen Volkscharakters, besonders den empfindlichen, leidenschaftlichen und trotigen Stolz und die zum großen Theile auf eben diesen Stolz beruhende Einsicht, zuerst nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigt und ihre durchgreifende Wirkung auf die Gestaltung des germanischen Rechtswesens dargelegt zu haben. Hier genüge die

bilden die eine Seite dieses Charakters; — gewiß an sich nur edle und vortreffliche Eigenschaften, die aber in ihrer Gesamtheit doch einen gefährlichen Verrath darstellen, der gar leicht zu reher Zügellosigkeit und engherziger Selbstsucht hätte führen können, wäre ihm nicht ein mächtiges Gegengewicht gehalten worden durch des Charakters andere Seite: Gutherzigkeit"), Genügsamkeit"), Keuschheit"), Schätzung des Weibes"), Treue"),

verläßliche Bemerkung, daß schon die ältesten germanischen Kräfte solche Bindungen, bei deren Zerbruch oder Schwächung der Volksgemeinschaft herabgesetzt, beschränkt, und daß ihre Gesamtheit, die nicht offen verwirrt war und von dem Thier selbst nicht offen bekannt wurde, nicht nur für Straßläufig, sondern auch für ehrenwürdig galt. (Welch mächtigen Einfluß diese Anschauungsweise geübt hat auf die spätere Entwicklung des kirchlichen Institutes der Reichte [mhd. bitho = bitho, begilt, von bitho = bitho, id. bitho] und Reute, ist bereits angedeutet worden unter dem Worte „Geißel“, 1. Sect. 56. Th. 2. 213).

83) „Tantum hospitibus boni milesque supplicibus.“ Melu 111, 3. 2. Raub und höchst leidenschaftlich waren die Germanen und schwere Gewaltthatigkeiten wurden noch viel später häufig genug verübt, aber Grausamkeit hat im Volkscharakter doch nie gelegen. Mit welchem Rechte sagt Wölfa (Strafzeit 2. 138): „Fremd aber war den Germanen eine Kaltblütigkeit, eine grausame, eine in der Reiche berechnete Wache, daß der Volksthrone trübsen sie an den Verfall in seine Hände Geleiteten verfallen möge. Wer seinem Organ auf dem Hofe Reine und Reine abgab, wer ihn kassierte, wer ihn verurteilte u. s. w., brach nach germanischen Begriffen, wie dieses fast durch alle nordischen Quellen bezeugt wird, eine Schandthat (nidingsverk), es mochte dieses an einem Schuldlosen oder zur Wache gehalten sein.“ 32, da Gutmüthigkeit und Reiche einander keineswegs ausschließen, wäre selbst dann, wenn jedes anderweitige Reueig gebrähe, die Annahme gestattet, daß die den bestigen treuften Charakter auszeichnende Gutmüthigkeit auch schon neben der Reiche der Urzeit gewohnt habe. 84) Von den Volcan Teotocagos berichtet César (H. G. VI, 24): „unc quoque in eadem inopia egenate patientia qua Germani permanent.“ und Tacitus den von Germanen überhaupt (Germ. 5): „possessione et usu [sati et argenti] baud perinde efficiuntur.“ — Aber mußten die Germanen, wie sich aus Vergleichung der verschiedenen Nachrichten klar ergibt, den Reichtum, den Besitz an Vieh und bald auch an Geld, sehr wohl zu schätzen, dennoch aber erscheinen sie im Allgemeinen weder habgierig, noch gnußgierig. 85) „Severa illic matrimonia, nec ullam morum partem magis laudaverit.“ — Publicae pudicitiae nulla venia. Tac. Germ. 18. 19. Vergl. Germ. 20. Caez. B. G. VI, 21. Diese Keuschheit bewährten die Germanen auch später unter besserem Himmelslichte und neben dem schlechten Beispiele der Römer. „Inter pudicos barbaros impudici sumus.“ Plus adhuc dico, offenduntur barbari ipsi impudicitibus nostris. Eine unter Gothis von Aetius promittirte Gothis, soll inter os praedictis nationalis se nominis promittit impuri esse Romani . . . Impudiciorum os diligimus. Gothi aecurantur; puritatem nos fugimus, illi amant; fornicatio apud illos crima atque discrimen est, apud nos decus.“ Sulpicius. De gubern. der VII, 222. „Remota quippe est ab illis [Wandalis] omnis carnis impuritas.“ Ibid. 253. 86) „Inaeque quia aulam sanctum aliquid et providum putant, ex aut consilia eorum aspernatur, aut responsa negligunt.“ Tac. Germ. 8. 87) „Iusane lo omnem vitam ex probrosum, superstitum principi suo ex acie recessisse.“ Tac. Germ. 14. Diese Aetor erproben auch die römischen Kaiser an ihrer germanischen Leidenhaft: „Item Germanorum cohortem, o caecaribus olim ad custodiam corpora institutum, multique experientis fidelissimum, dissolvit.“ Suet. Galba 22. Wie sehr sich die im Erst niederlegte, hat u. a. Bismarck gesagt: Deutsche Hürntigkeit im Feld. (Zarber 1845. 4.) S. 57. — Im Kriege gegen

die man damals einer Hausfrau zuwirthete, und darunter nahm die Verarbeitung des Flachses eine so hohe Stelle ein, daß, wie das Schwert Symbol des Mannes, so die Spindel, oder die Kunkel (der Spinnrocken, althochd. *cuncla*, ital. *conoscchia*, franz. *quenouille*, mittellat. *conucula*, von *colus*) Symbol der Frau ward, und man bis ins späte Mittelalter die männlichen und die weiblichen Seitenverwandten durch die Benennungen swertmäge oder germäge (von *ger* Spieß) und spillmäge oder kunkelmäge unterschied. Starb der Vater, so trat der nächste selbständige swertmäge sofort in dessen Stelle als nächster geborner Vormund, femol über die hinterlassenen unverehelichten Töchter als auch über die noch unmündigen Söhne. War dann der älteste hinterlassene Sohn noch nicht fähig, die Vormundschaft der unmündigen Geschwister zu übernehmen, so pflegte solche dem Bruder des Vaters anheim zu fallen, doch bildeten sich auch hierüber in den verschiedenen Ländern allmählig abweichende Bräuche.

Als Zeitraum der vollsten Lebenskraft bezeichnen die Vollsrechte durchschnitlich für den Mann die Jahre vom 20. bis zum 50., für das Weib diejenigen vom 15. bis zum 40.; und in noch älterer Zeit kann für den Eintritt der Volljährigkeit des Weibes wenigstens kein früheres Jahr gegolten haben, weil Gölar und Tacitus einstimmig berichten, daß beide Geschlechter sich erst in reiferem Alter verheiratheten⁹⁸). Auch scheint die Sitte spätes, bis gegen das 10. Jahr hinausgeschobenen Heirathens sich weit ins Mittelalter hinein erhalten zu haben, obgleich es auch hier nicht an Ausnahmen gebricht, die theils unreife Jugend, theils widerliches Mißverhältniß im Lebensalter der beiden Vermählten aufweisen. Die legitime Form, welche nicht verletzt werden durfte, wenn die Ehe vollständige rechtliche Geltung haben sollte, war wesentlich ein Kauf, und das Recht, ihn mit dem Bewerber abzuschließen, stand dem Vormunde der Braut zu. Unfreie Leute bedurften zu ihrer Vermählung natürlich der Genehmigung ihres Herrn und Vormundes, dem sie dafür in der Regel eine Steuer zahlen mußten. Dies übertrug sich dann auch auf die im Rechtsverhältnisse stehenden Freien; noch später ward die Befugnis, Ehen zu gestalten oder gar anzuführen, von den unbeschränkt gewordenen souveränen Landesherren, als ein Ausfluß ihrer obervormundschastlichen Gewalt, mit voller Willkür, nicht nur gegen Heirathen und Willkür, sondern auch gegen beliebige Unterthanen geübt, und als letzter Rest jenes vormundschastlichen Bewilligungsrechts hat sich sogar bis auf diesen Tag der Heirathseconsens der Beamten erhalten. Ursprünglich scheint der Vormund ein fast unumschränktes Recht der Verfügung über

die Hand der mannbaren Jungfrau besessen zu haben, und nur allmählig gelangte auch ihr eigener Willkür zu einiger rechtlicher Geltung, was sich zuerst bei vornehmen, zumal bei fürstlichen Frauen zeigte und später auch durch die Kirche unterstützt ward, die überhaupt dem Brautkauf abgeneigt war. Doch blieb das Selbstverlebensrecht der Jungfrau immer nur ein bedingtes; es äußerte sich passiv durch Einholung ihrer Zustimmung, oder activ in gewissen Fällen, wie z. B. dann wenn kein naher Verwandter, kein geborener Vormund vorhanden war; aber selbst dann verlangte noch im 13. Jahrh. die Sitte wenigstens die Einwilligung der Verwandten⁹⁹).

Der Brautkauf war ursprünglich ein wirkliches Erkaufen der Person und wenn er sich auch schon im Anfange der uns historisch bekannten Zeit zum Ausdruck für die Erwerbung derjenigen Rechte umgestaltet hatte, welche sich an den Uebertritt der Braut aus der Familie und Mundschafft des Vaters in die Familie und Mundschafft des Bräutigams knüpften, so wichen die Folgen der ursprünglichen Auffassungsweise doch noch sehr lange, noch durch Jahrhunderte nach; ja die letzten verbliebenen Schatten derselben reichen wiederum bis in die Gegenwart herab¹⁰⁰). Aus dieser Natur des Brautkaufes erklärt sich, warum grade auf ihm die geistliche Gültigkeit der Ehe beruhte, und so ward die Verabredung über die zu zahlende Summe (*mahalscaz*, *muntscas*, *bräutmetz*, *wittemo*), oder das öffentlich zu geladenen Zugen aus der bederseitigen Verwandtschaft ausgesprochene Gelöbniß des Bräutigams, einen gewissen Mundschaff zu erlegen und das Gegengelöbniß des Vormundes, dafür die Braut auszuantworten, unter den verschiedenen bei Schließung einer Ehe üblichen Handlungen die vornehmste und die eigentlich verbindende. Von dem Heirathsmahaljan, goth. *mapljan*, sprechen, welches besonders von gerichtlichen Verhandlungen gebraucht wurde und von dem auch die Gerichtsversammlung und die Gerichtsstätte den Namen nahen, mal (*Wahlstätte*, im Latein des salischen Gesetzes *mallus* oder *mallum*) erhielt, nannte man die Handlung des Verlobens *mahalon* und bis ins 13. Jahrh. bezeichnete der gemahel und diu gemahelo mehr die Verlobten, als die wirklich Verheiratheten¹⁰¹), erst neuhochdeutscher Sprachgebrauch unterscheidet seit zwischen Verlobung in der Be-

98) Ulrich von Eichenstein sagt im *Vrouwen buech* 626, 7 fg. eine Jungfrau soll sein

ir vater ir muoter untetan,
die wyl si nitht hat einen man,
ob si nitht vater noch muoter hat,
so volge ir nahuten fründe rät.
wyl si sich selb zu manne geben,
si mac wel schämliche leben.

100) Der Ausdruck ein wip koufen letzte noch im 13. Jahrh. (*Gute frau* v. 2415, in *Saup's* Zeitsch. für deutsch. Alterth. II, 463), und ein fälschlicher Keit ist in England noch zum Theil im neubornen Brauch, die Frau an einem Stricke auf dem öffentlichen Marktplatz zu hängen und frei zu bieten.

101) Diu *Hechenrouwe Herrät* noch des gesundes pläc,
den *Hechen* swester tohter, an der vil yngende lac,
diu *gemahelo Dietriches*. Nib. 1321.

99) „Qui diutissime impubesce permanserunt maximam inter suos ferunt locum: hoc est statum, alii hoc vires nervosque confirmari putant. Intra annum vero viceimum feminae notitiam habuisse in turpissimis habent rebus.“ *Cass. B. G. VI, 31.* „Sera iuvenum venus coque iuxta hausa pubertas. Nec virgines festinantur, eadem juvenia, similis proceritati parces validiores miscetur ac robora parentum liberi referunt.“ *Tac. Germania*. 20.

deutung vorgängiger Verebung, und Vermählung in der Verebung des wirklichen Abflusses der Ehe¹⁰²⁾. Demgemäß blieb auch die Verlobung hauptsächlich durch das ganze Mittelalter, und obschon bereits im 8. Jahrh. Staats- und Kirchengewalt übertrugelkommen waren, die Rechtsgültigkeit der Ehe fortan abhängig zu machen von der Mitwissenschaft und dem Segen der Geistlichen, ward es doch erst im 15. Jahrh. vollständig durchgesetzt, daß der Schluß der Ehe als eines Sacramentes gänzlich und allein den Händen der Geistlichkeit anheimfiel¹⁰³⁾.

Der Muntshag ward gezahlt in Rindern, Pferden, Waffen und anderer werthvoller fahrender, vielleicht auch liegender Habe, späterhin auch in Geld und fiel ursprünglich dem Vornunde zu; doch nahmen allmählig auch andere Verwandte Theil und zuletzt ging er theilweise oder gänzlich auf die Frau selbst über. Seine je nach Zeit und Ort sehr verschiedene Höhe erscheint in den Sagen der Volkrechte zuweilen sehr beträchtlich. So zahlte man bei den Alamannen bis auf 400 Schillinge (560 Guden oder 320 Thaler reines Silber), bei den Sachsen bis auf 300 Schillinge, während ein Schilling (= 1 fl. 24 Kr. oder 22 Sgr.) nach sächsischer Schätzung den Werth eines Oshen von 16 Monaten darstellte¹⁰⁴⁾. Unter dem Einflusse einer veränderten Anschauungsweise und unter Mitwirkung der Kirche sank jedoch der Muntshag allmählig zu einem bloßen Schenkungsact herab, so daß er schon zu Chlodwig's Zeit und bei dessen rigorer Verlobung nur einen Solidus und einen Denar betrug¹⁰⁵⁾, bis er nicht lange darauf gänzlich erlosch und nur im Norden und bei den Friesen, wo die alten Familienbände sich am längsten fest erhielten, ein längeres Dasein fristete.

Als Gegenleistung bedurfte der Muntshag ursprünglich nichts Anderes als die Uebergabe der Braut selbst; doch schon sehr früh gestellte sich dazu unter verschiedenen Namen noch die Mitgift, eine Ausstattung an fahrender Habe, welche der Braut mitgegeben wurde und ihr Eigenthum blieb, nicht in das Eigenthum, sondern nur in den Nießbrauch des Mannes überging. Deshalb verlangte der Mann auch kein Verfügungsrecht über die Mitgift, vielmehr stand dieselbe stets mit der Familie der Frau in bleibendem Zusammenhange. — Erst nach dem Betrag und Bedeutung des Muntshages geklunten, dagegen jene der Mitgift gefolgten waren, entsprang eine von Seiten des Mannes der Mitgift gegenübergestellte Gegenleistung, die Widerlage, welche unter verschiedenen Namen erscheint, und sich besonders im Norden ausbildet. Grener kam dazu die nach der ersten Nacht der Frau vom Manne überantwortete Morgengabe, ein Geschenk als Zeichen der Liebe (in signum amoris) für die Uebergabe der vollen Schönheit (in honore pulchritudinis) und der Jungfräulichkeit (pretium virginitalis), sowie verschiedene andere untergeordnete Leistungen, für

deren jede sich besondere Rechtsübungen ausbildeten. Die Anfänge der Gütergemeinschaft zeigen sich zuerst in einzelnen nordischen Rechten.

Wie alle rechtsverbindlichen Handlungen der Germanen, so war auch die Verlobung von bestimmten Feierlichkeiten, Formeln und Symbolen begleitet, unter denen der Ring schon sehr früh erscheint. Wieder andere feierliche Bräute knüpften sich an die wirkliche Schließung der Ehe (vor welcher geschlechtlicher Umgang nicht gestattet war), d. h. an die gewöhnlich innerhalb Jahresfrist nach der Verlobung erfolgende Uebergabe in die Mitgift des Mannes, die auch der religiösen Weih nicht entbehrte; namentlich ward dabei der Hammer des Donar oder Thor in den Schoos der Braut gelegt, und auch Fro und Frauwa (Frenz und Freysja), sowie Loki, scheinen zugleich ihrer Verehrung und Anrufung gefunden zu haben. Ueber die einzelnen Bräuche ältester Zeit fehlen freilich Nachrichten, aber in der kunden Mannichfaltigkeit, zu denen die Hochzeitsfeierlichkeiten in den verschiedenen Gegenden sich umgibt und fortentwickelt haben, ist doch hier und da mancher Zug uralten Charakters bis auf die Gegenwart erhalten worden.

Volle Rechtsgültigkeit der germanischen Ehe war also bedingt durch vorgängige Erfüllung der angegebenen Verbindlichkeiten, und das drückt schon ihr Name aus, der, vom goth. aivs (lat. aevum, griech. αἰών) herkommend (althochd. ēwa, ēaz; mittelhochd. ēwe, ē), ursprünglich in weiterer Bedeutung eine unverdenkliche Zeit, ein uraltes Gewohnheitsrecht, dann Bund oder Band, endlich im Besonderen den nach Gewohnheitsrecht geschlossenen Ehebund bezeichnete. Gleichwohl gab es Ehen, die sich über jene Formen und namentlich über die in rechtlicher Beziehung wichtigste, die Verlobung, hinwegsetzten: ja die zahlreichen und immer wiederkehrenden Bestimmungen der Rechtsbücher zeigen sogar, daß dergleichen Formverletzung bis tief ins Mittelalter ziemlich häufig muß vorgekommen sein. Als gewöhnlichste Ausweichung aber erscheint der Frauenraub, und zwar sowohl der wirkliche Raub einer widerstrebenden, als die Entführung einer zustimmenden Jungfrau. Doch ging, wie Wilsa¹⁰⁶⁾ mit Recht bemerkt, „der Frauenraub nicht sowohl aus sinnlicher Lust verbunden mit roher Brutalität hervor, als aus trotzigem Stolz und Eigenmacht. Es war die Absicht des Räubers keine für das Frauenzimmer entehrende, da er sie als Ehefrau, die ihm rechtmäßige Geben zeugen sollte, behalten, ihr die als solcher gebührenden Rechte einräumen, nur nicht die Zustimmung ihrer Freunde erbitten, diese nicht durch Erfüllung von ihnen gesetzter Bedingungen ehren wollte.“ Auch findet sich in den Rechtsbüchern nicht die Voraussetzung angedeutet, daß der Mann außer offener Gewalt oder Verabredung noch anderweitig unrechtliche Mittel, als Betrug u. dgl., angewendet habe¹⁰⁷⁾. Deshalb fand die öffentliche Meinung an solchen Ehen umseitigsthaft

102) Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer S. 433, 746. 103) Wodanagel, Verlobnis und Trauung, in Haupt's Zeitsch. für deutsches Alterth. II, 348—555. 104) Wodanagel in Schreiber's Taschenrechner v. V, 269. 105) Weinhold, Die deutschen Frauen S. 211.

106) Straßburg der Germanen S. 630. a. a. D. S. 845.

107) Wilsa

keinen Wafel, nur eben die Familie der Braut und bei gewaltsamem Raube freilich auch die Braut selbst, waren in ihrem Rechte gekränkt und darum zur Förderung einer Genußzuhung befugt. Ein altes berühmtes Beispiel eines solchen Verhältnisses bietet die Geschichte Armin's, der die einem Anderen verleihte Thunseda entführt hatte¹⁰⁹⁾, wodurch deren Vater Siegfried, weil ihm die eigene Macht zur Erlangung einer gleitenden Genußzuhung nicht ausreichte, sich bis zum Bürgerkriege und Vaterlandsverrathe hinarbeiten ließ.

Schwind er nisse, aus nahen Verwandtschaftsgründen abgeteilt, waren bei den Germanen vor Einführung des Christenthums wol sicher unbekannt¹¹⁰⁾, ebiso fand der Wiedererzehrung getrennter Ehegatten kein rechtliches Bedenken im Wege, ebiso Sitte und Herkommen sie auch sichtlich begünstigte. — Streng verpönt dagegen waren Mißheirathen, oder Verbindungen Freier mit Unfreien, denn unter Freien selbst konnte es keine Mißheirathen geben, weil wenigstens in dieser Beziehung alle Vollfreien als ebenbürtig galten; eine Ansicht, die sich in grundsätzlicher Anerkennung durch lange Jahrhunderte erhielt, ebiso sie im praktischen Leben bereits frühzeitig durchbrochen wurde, da schon die Fürsten, deren Cäsar und Tacitus gedenken, in der Regel mit Fürstentöchtern vermählt erschienen. Auf einer Mißheirath stand ursprünglich wahrscheinlich Todesstrafe, später ward dem freien Theile die Wahl zwischen Tod und Unfreiheit gelassen und daraus ging dann der Rechtslag hervor, daß der freie Gatte sammt den erzeugten Kindern unfrei werde, oder wie die Rechtsprache das ausdrückt, der ärgeren Saud folge. — Auch Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Stämme waren nicht immer und nicht überall erlaubt und seit Einführung des Christenthums endlich auch die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses als hemmende Schranke aufgetreten.

Durch Mordlauf und Heirath war die Frau gewissermaßen Eigenthum des Mannes geworden. Er durfte sie also tödten, durfte sie wie eine Sache verkaufen, verschenken, verkaufen, durfte sie skafen und verpönt züchtigen. Und letzteres gab sogar noch der seinen gebildeten Gesellschaft des 13. Jahrh. keinen Anstoß, wie wir z. B. aus dem Mibelungenliede recht augenscheinlich sehen, wo die Königsfinder Siegfried und Kriemhild durch die köstlichste Liebe verbunden erscheinen und den-

noch, als Kriemhild durch verräthige Reden Zwist in die Familie bringt, sagt Siegfried nicht bloß, man solle Frauen so züchten, daß sie unmüßes Geschwätz vermeiden¹¹¹⁾, sondern Kriemhild selbst bestätigt nachher die erhaltene handgreifliche Zurechtweisung¹¹²⁾. Ferner war wol die Frau dem Manne zu ehelicher Treue verpflichtet und ein Bruch derselben ward an ihr auf das Härteste bestraft — sie durfte von dem Manne auf freier Zucht erschlagen werden, oder wenn er ihr Leben schonte, so verlor sie doch ihr Vermögen an ihn, ward in Gegenwart der Verwandten schimpflich aus dem Hause gestossen, des Absehens der Freien, des langen Haarhansmudes, beraubt und unter Schlägen durch das Dorf gejagt¹¹³⁾ — oder dem Manne lag eine rechtliche Verpflichtung der Treue gegen die Frau nicht ob. Einer Rechtsüberzeugung machte er ihr gegenüber sich nicht schuldig, wenn er neben ihr noch eine oder mehrere andere Frauen oder Kneben hatte, oder Handlungen beging, welche erst das Christenthum unter einem rein sittlichen Gesichtspunkte entschieden als Freischesvergehen auffaßte und demgemäß als sündlich verwarf¹¹⁴⁾.

Sonach wäre die rechtliche Stellung der germanischen Frauen eine sehr niedrige und traurige gewesen, allein in der Wirklichkeit gestaltete sich ihre Lage doch um Vieles günstiger und ehrenvoller, und in der That, wenn von irgend einem Verhältnisse des germanischen Alterthums, so gilt von diesem das Tacitus Wort, welches er auch gerade der Schilderung der germanischen Ehe einflüßt: „der guten gute Sitten mehr als anderrwärts gute Gesetze¹¹⁵⁾.“ In selbst schon in rechtlicher Hinsicht war das Weib nicht ganz so übel berathen als nach dem bisher Gesagten scheinen möchte. Vielweiberei, ebiso rechtlich gestattet, kam doch nur bei einzelnen östlichen und nördlichen Stämmen etwas häufiger vor.

110) „Man sol so vrowen ziehen,“ sprach Sifert der degen,
„daz si äppece spräche“ lāzen unuwegen.
„verbiut ez dinem wibe,“ der minen tuon ich sam.“
Nib. 805.

111) „Daz hāt mich al gerouwen,“ sprach daz edel wip,
„ouch hāt er sō zerblouwen“ dar umbe minen lip:
„daz ich ir gerēite,“ daz beswarte im den muot:
„daz hāt vil wol errechen“ der degen küne unde guot.“
Nib. 837.

112) „Paucaissima in tam numerosa gente adulteria, quorum poena praesens et maritalis permixta. abscisus erubescens nudum coram propinquis expellit modo maritus ac per omnem vicum verbero agit.“ Tac. Germ. 19. 113) Etzgelichen war aber eben nur der eigigen Frau gegenüber keine Beschuldigung, die Rechte Dritter, welche dadurch betroffen wurden (der beiratheten Frauen oder Jungfrauen selbst und deren Schwämer, Bräutinnen und Aghern), schädigte es wol, und deshalb fand auch zur Vergeltung für den Geschädigten eine Buße auf jedem auferlegten Diebstege, deren nur sich prädischende nachabende Tönnern als vermuths- und rechtlich verständig gingen. Ubrigens finden sich schon in germanischer vorchristlicher Zeit die Anfänge einer nicht bloß rechtlichen, sondern auch sittlichen Auffassung solcher Verhältnisse. Wergl. Anmerk. 120. 114) „Plusque bi boni mores valent quam alibi bonae leges.“ Tac. Germ. 19.

108) „Segratus, quomodo consensu gentis in bellum tractus, discors manebat, aucta privata odia, quod Arminius filium ejus alii pactum raperat.“ Tac. Ann. I. 55. 109) Nur eben unter den ärmsten Hutsfreunden, unter Letztern und Kindern, sowie unter Geschwimern, war in historischer Zeit die Ehe unzulässig (Wilda a. a. D. S. 855). An einem späteren Theile der älteren Edda (Vergleiche die 36 me Sam. 65*) wird sehr dem Norden vor, daß er mit der elgen Schwärze den Frey erzeugt habe, und die Ynglingasaga cap. 4 berichtet, als Njörðr nach bei den Bann war, habe er seine Schwester zur Frau gehabt, aber bei den Bann sei es verboten gewesen, so daß in der Verwandtschaft zu heirathen. Daraus möchte man schließen, daß in vorchristlicher Zeit, oder bei einzelnen Stämmen auch die Ehe unter Geschwimern keinen Anstoß gegeben habe. Wergl. Wilda S. 855. Weinhold S. 243. Grimm Myth. 7, 199.

figer vor¹¹⁹), im eigentlichen Teutschland erschien sie nur sehr ausnahmsweise und dann durch besondere, namentlich politische Rücksichten veranlaßt¹²⁰), so Tacitus rechnete es ausdrücklich den Germanen zum Lobe, daß sie fast allein unter allen Barbaren sich mit je einer Frau begnügen¹²¹). Keßen (d. h. nicht durch Mundlauf und Vermählung verbundene Frauen, die deshalb auch weder Rechte noch Rang der Ehefrauen hatten und deren Kindern die Ansprüche ehelicher Nachkommen abgingen) galten durch ganz Europa bis tief in das Mittelalter hinein nicht für unzüchtig¹²²). Ward doch selbst von der Kirche bis ins 5. Jahrh. der Concubinat, der mit der rechten Ehe das gemein hat, daß er eine Vereinigung zu dauernder Lebensgemeinschaft war, gebuldet, sobald der Mann seine wirkliche Ehefrau besaß und sich auf eine Keße beschränkte¹²³). Andererseits aber galt geschlechtlicher Umgang, wenn Mann und Weib nicht durch echte Ehe oder wenigstens durch die ihr ähnliche Genossenschaft des Concubinates verbunden waren, schon den Germanen sowohl für eine unzüchtige als strafwürdige Handlung und die Hurerei hat diesen Charakter keineswegs erst durch das canonische Recht erhalten¹²⁴). — Einmalig war der Mundlauf ein Verbrechen, bei dessen Wilschlag der Normund der Jungfrau doch immerhin erwehrt, in dessen Hände er sie übergab und die Frau trat durch denselben auch in rechtlicher Hinsicht schon deshalb nicht gänzlich außer Beziehung mit ihrer Familie, weil letztere einen Anspruch auf deren eigenes nun in den Mißbrauch des Mannes übergehendes Vermögen behielt, welches nach dem kinderlosen Tode des Mannes zugleich mit der Frau wieder an ihre Familie zurückkehrte.

Einen tiefgreifenden Einfluß wird allen jenen Rechtsformen zwar Niemand absprechen wollen, aber sie waren doch nur theils Ueberreste eines früheren und roheren Zeitalters, theils ein noch unvollkommener Ausdruck für die neueren Zustände der fortschreitenden Entwicklung, darum kommt es (wie ja überhaupt bei allen Formen) rechtlich darauf an, mit welchem Inhalte man sie erfüllt, d. h. welche Vorstellungen man von dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen und insonderheit von der Bestimmung der Ehefrau hegte und im praktischen Leben geltend machte. Letzteres namentlich ist der eigentliche Schwerpunkt der Frage; denn noch nicht in der Theorie, sondern nur im praktischen Leben konnte sich damals germanische Denkweise offenbaren. Lassen wir aber alle uns überlieferten Äußerungen dieses Lebens

zusammen, so erkennen wir auch diesmal wiederum mit Verwunderung, wie sicher und schärf der große römische Geschichtsschreiber den germanischen Charakter zu erfassen gewußt hat. Er sagt: „Die Heirathsgabe bietet nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe dar. Zugewogen sind die Aeltern und die Verwandten und prüfen die Geschenke. Geschenke nicht zu weiblicher Erziehung ausgefucht, noch zum Schmuck der Neuvermählten, sondern Kinder und ein gezäumtes Ross und ein Schild mit Grammea und Schwerer. Auf diese Geschenke hin wird die Frau erhalten und ihrerseits bringt sie selbst dem Manne etwas an Waffen. Das halten sie für das stärkste Band, für die höchsten Weihen, für die Güter der Ehe. Damit das Weib sich nicht ausgeschloffen glaube von den Gedanken an tapfere Thaten und von den Wechselfällen des Krieges, wird sie schon auf der Schwelle der beginnenden Ehe daran gemacht, daß sie eintrete als Genossin der Mühen und Gefahren, um Gleiches im Frieden, Gleiches in der Schlacht zu erfahren und zu wagen. Dies finden die gelochten Kinder, dies das gezäumte Pferd, dies die empfangenen Waffen. So misse sie leben, so sterben. Sie empfangen, was sie unentwöhnt und in Ehren ihren Kindern überliefern, was wiederum ihre Schwiegerältern empfangen, was auf ihre Enkel gebracht werden solle“¹²⁵). Möge auch Tacitus sich hier in etwas geirrt haben, möge die genannte Heirathsgabe des Mannes immerhin dem Mundschlage entsprechen, dem solche Auslegung eigentlich nicht gebührt¹²⁶); so ist dennoch die Deutung sicherlich nicht seine willkürliche Erfindung. Es werden wol bei Verlöbniß und Vermählung Symbole angewendet worden sein, denen man einen ähnlichen Sinn unterlegte und die nachliegende Vermengung dieser Symbole mit dem eigentlichen Mißschlage mag dann den sehr verzeihlichen Irrthum des Historikers veranlaßt haben. Denn die germanische Hausfrau war wirklich, was Tacitus berichtet, des Mannes Genossin in Freude und Leid und ferner auch, was ihr eigener Name besagt, die Frau, d. h. die Herrin¹²⁷) des Hauswesens; Mythus, Sage und Lied geben davon reichlich Zeugniß und Beweis. Die Frauen neben Jungfrauen, bis zur Königin und Königstochter hinauf, in der Halle beim fröhlichen Gelage den Becher oder das Trinkhorn umherreichen¹²⁸), so folgten sie dem Manne auch in das Getümmel der Schlacht, feuerten seine Tapferkeit an, trugen ihm Rührung zu, und verbanden seine Wunden¹²⁹). Nicht also eine Sklavin, nicht ein Werk-

115) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 188.
116) So hatte Ariovist zwei Frauen, die zweite aber erst in Gallien geheirathet. „Duas solummodo Ariovisti uxores, una Sueva natione, quam ab duce secum educauit; altera Norica, regis Vologesia aeor, quam in Gallia duxerat a fratre missam.“ Caes. B. G. I, 33. 117) „Nam prope soli barbarorum singulis uxoris contenti sunt, exceptis, admodum paucis, qui non libidine sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambulant.“ Tac. Germ. 18.
118) Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 189. 119) Hilba a. a. D. S. 307. 120) Hilba a. a. D. S. 309.

121) Tac. Germ. c. 18. 122) Grimm, Rechtsalterth. S. 427. 123) Frau, althochd. frauwa, goth. wahrscheinlich frauja, ist das femininum zu dem masculinum goth. frauja, althochd. frō, der Herr, von welchem in neuhochdeutscher Sprache nur das erleuchtete frōn in Trostbedeutung, d. i. Leiden des Herrn, und die Ableitungen frehen (Berendtsch), frehen (Berendtsch) leiten und frechen übrig sind. Der Frau sind würdevoll verwandt das goth. frjōn (lieben) und die noch jetzt lebendigen Wörter freuen, freuen, erheben und freunden. Vgl. Grimm, Mythol., I, 100. 124) Reinhold, Die deutschen Reuen S. 346. 125) Wadernagel in Schröder's Taschenbuch S. 298. 126) „Quodque praecipuum fortitudinis incitamentum est, non casus, nec fortuita conglobatio turmam aut cuneum facit, sed

zeug seiner Lust, nicht eine Magd seiner Tugend, hatte der Mann durch den Nabalshag erkaufte, sondern nach einem durch uralte Ueberlieferung geheiligten Brauche hatte er eine treue Lebensgefährtin erworben; und von den ältesten erhaltenen Dichtungen ob glänzt auch in Sage und Lied, oft hart neben erschreckender Heuchel, manch beredlicher Zug einer bald rubenden, bald erhabenen bis über den Tod hin getreuen Liebe¹²¹⁾, einer Liebe, deren tiefinnerlichen Charakter die althochdeutsche Sprache am reinsten ausgedrückt hat in dem Worte minna, Minne, welches ursprünglich das Denken, das Andenken, die Erinnerung bedeutet¹²²⁾.

War aber die germanische Ehe eine solche Genossenschaft, so folgt daraus noch ein anderes und Tacitus, bei dem jedes Wort gewichtig ist, hat das auch schon in der eben angezogenen Stelle ausgesprochen; es folgt, daß Liebe und Achtung nicht allein der Ehefrau, sondern auch der Mutter und der Jungfrau in hohem Grade geachtet wurde, daß das ganze Geschlecht in Ehren stand. Je weniger es der Zursache liebt, mit seinen Gefühlen an die Öffentlichkeit zu treten¹²³⁾, um so weniger wird man freilich auch Schilderungen der zwischen Sohn und Mutter waltenden Liebe zu finden erwarten, für welche überdies die alten Epen nur geringe Gelegenheit boten; dennoch bricht zuweilen eine solche Aeußerung, wie ein halbverhohlener Lichtstrahl hervor und ebenso wahr als

schön sagt Jac. Grimm¹²⁴⁾: „Teutsche Frauenverehrung hat schon Tacitus eingesehen und die Geschichte zeugt davon auch im Mittelalter: auf Frau Ute fällt in den Liedern größter Nachdruck als auf der Helden Mohnater, wie Brunhilt noch über Siegfried hinausragt. Der schönen Schilderung mütterlicher Liebe in der Vita Mahthildis (Pertz VI, 298) an die Seite stellen kann man den Zug aus Rudolch I, 52: „ast per cancellos post hunc pascibat ocellos mater“, als ihr Sohn fortzog. So oft in dem trocknen Friedrich ich IV, 32 lese: „wir sin gibot ouh wirken intz bi unsa muoter thenken“, bewegt es mich zur Wehmuth, ich weiß nicht, ob er die Kirche meinte, oder die ihn geborene Mutter, ich denke an meine liebe Mutter“¹²⁵⁾. Für die Schätzung der Jungfrau kann uns hier als vollbeweisendes Zeugniß schon allein die Nachricht des Tacitus ausreichen, daß als feste Bürgschaft des Friedens zweier Stämme oder Völker vornehmste Jungfrauen als Geiseln gegeben wurden, eine Sitte, die uns auch durch die alten Epen bestätigt wird, denn auf solche Weise war u. a. Hiltgunt, die burgundische Königstochter, an Attila's Hof gekommen¹²⁶⁾.

Diese allgemeine im Volksscharakter und im Familienleben wurzelnde Achtung des weiblichen Geschlechts wurde noch erhöht und in einzelnen Fällen bis zu schauerlicher Ehrfurcht gesteigert, in Folge einer besonderen Wirksamkeit der germanischen Frauen, welche einerseits auf den dem Weibe eigenthümlichen Eigenschaften des Gemüthes und Geistes, andererseits auf dem Besitze gewisser Kenntnisse beruhte. Es war vorzugsweise das geheimnißvolle Gebiet der Ahnung, auf welchem diese Thätigkeit sich äußerte, und dem sinnenden Zuge des teutschen Charakters entsprechend, fand sie bei dem damaligen Bildungszustande eine ebenso umfassende Anwendung als bereitwillige Anerkennung. Hierdurch griffen die Frauen zuweilen weit über den engen Kreis des Hauswesens und durch die Schranke der Vernunftschätzung hinaus und solche, deren prophetische Wahr sich durch große Erfolge besonders zu bewähren schien, wie die uns namentlich bekannten Helede, Alfrunna, Ganna¹²⁷⁾, erlangten ein so hohes Ansehen, daß man ihnen willig die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten, die Geschicke der Völker überließ. Da man aber auf Vorzeichen jeder Art sorgfältig achtete¹²⁸⁾ und vor jeder wichtigeren Unter-

familiae et propinquitates: et in proximo pignora, unde seminarum ululatus audiri, unde vagitus infansum. Hi cuiusque ancilium testem, hi maximi laudatores. ad matrem, ad conjugem vulnere ferunt; nec illas numerare aut exigere plagas pavent, cibosque et hortamina pugnantis gestant. Memoriae proditor, quadam acies incutiant jam et labantes a semina resiliunt constantia precum et objectu pectorum et monstrata cominus ospitate, quam longe impatientius seminarum suarum nomine timent, adeo ut efficacius obligentur animi civitatum, quibus inter obides puellae quoque nobiles imperantur.“ Tac. Germ. 7. 8. Ganz in derselben Weise erscheint auch noch die Hiltgunt im Waltharius. Lateinische Uebersicht des X. u. XI. Jh., herausgeg. von J. Grimm und H. Schmeller. (Göttingen 1838.) S. 77.

126) Vergl. Reinhold, Frauen S. 150, der mit Recht in dieser Beziehung die in der Edda erhaltenen Gedächtnisse hervorhebt.

127) Es ist bezeichnend, daß von dem bei heidnischen Opfern und Schlagen zu Ehren der Götter geleiteten Weiber grade auch der Eudrud minna, also minni, gebraucht wurde. Man trant besonders die Minne Edin's, Thor's, Frey's und Freya's, und die Sitte erhielt sich tief in christliche Zeit hinein, indem an Frey's und Freya's Stelle der Engelstheil Johannes und die heil. Gertrud trat, sodas man nun Johannes- und Gertrudenminne trant. In einem Gedichte des 12. Jh. (von dem gelouben v. 1002) heißt es sogar von der Ehelicheit des Abendmahls, dessen Kelch den Geistlichen aus ein Gedächtnisstrank sein sollte: „den esof nom er mit dem wine, unde segente dar inne ein vil guote minne.“ In dem bilderschmückten Dorke Oberbergen wird noch jetzt jährlich am 27. Dec. ein Kelch mit Wein vom Priester gereicht und als Johanniskegel dem in der Kirche versammelten Volke zum Absinken gereicht. Grimm, Mythol., 52 fg. Vergl. Müll. d. d. Culturwesen im Mittelalter. (Berlin 1831.) S. 8.

128) Tacitus versetzt auch dies nicht argumens, zu nächst freilich in Beziehung auf die Teutonen: „Lamenta ac lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt. Feminis lugere honestum est, viris meminisse.“ Germ. 27.

129) Mythol., XLII. 130) Das ganze Capitel Drifric's verdient nachgesehen zu werden, worin er im trocknen Holz schnittvoll, aber mit zührender Einsicht schildert, wie Christus vom Kreuze herab seine Mutter dem Johannes anbefohl, und wo er zum Schluß, offenbar selbst vom Gegenstande überwältigt, in die oben angeführten Worte ausbricht. 131) Vergl. Ann. 125. Es wirkt darin derselbe Pessimismus, aus welchem die Germanen die eigene Schwachheit weniger fürchteten, als die ihrer Feinde, v. 2. ihrer Weiber, Mütter, Schwestern und Töchter. — Ueber die Achtung und Ehrung, mit welcher selbst die Frauen des heidnischen Alterthums behandelt wurden, vergl. Reinhold, Frauen S. 133. 132) Tac. Hist. IV, 61. 65. V, 22 fg. Germ. S. Cunnio Dio LXVII, 5. Vergl. Grimm, Mythol., 84 fg. 374. 133) Auspicia sortesque ut qui maxime observant.“ Tac. Germ. 10.

nehmung den Willen der Götter zu erforschen suchte¹²⁴⁾, muß die Mitwirkung von Frauen und Jungfrauen¹²⁵⁾, sehr gern gesehen und häufig in Anspruch genommen worden sein. Und wenn man ferner die Schicksalsbefragung gern an gewisse Gegenstände knüpfte, wenn man, wie die Frauen der Kimbern, aus dem Blute geschlachteter Gefangener¹²⁶⁾, oder, wie diejenigen bei Ariovist¹²⁷⁾, aus dem Weiden der Ströme, oder wenn man aus dem Loosen mit Runen weissagte, so sehr das bestimmte Kenntnisse überlieferter Formeln und Bräuche voraus, was unmittelbar einerseits an das Priesterthum und andererseits an die Zauberei grenzt, und beiderlei verwandte Thätigkeit ist von den germanischen Frauen ebenfalls geübt worden. Daß es nicht nur im Norden, sondern auch bei den Gothen vielfältig Priesterinnen gab, ist ausdrücklich bezeugt¹²⁸⁾ und wenn auch das eigentliche Priesterthum weit überwiegend den Männern zufiel, so schrieben die Frauen doch fast überall thätigen Antheil an Ausübung der gottesdienstlichen Handlungen genommen zu haben, wodurch sie höher gestellt waren, als später unter Herrschaft der christlichen Kirche, welche sie grundsätzlich und vollständig davon ausschloß. Zauberei fand wie natürlich wiederum in engster Verbindung mit der Heilkunde und beide Künste gaben den „weisen Frauen“ ein um so höheres Ansehen, als sie eng mit dem Götterglauben zusammenhingen. Heilkunde ward nach den reichlichen Zeugnissen der Gedichte und Sagen noch durch das ganze Mittelalter von den Frauen gern und erfolgreich geübt; die Zauberei aber war mit dem alten Heidenthume längst erstorben, als gegen Ende des Mittelalters die Erinnerung an dieselbe in den Köpfen müßiger Kegerichter wieder aufwachte und zu den schweißlichen, gleich einer Seuche unter Katholiken wie Protestanten sich verbreitenden Hexenverfolgungen führte, die im grauen Widerspiegle zu dem so tief verachteten und verhöhn- ten Heidenthume unter dem schamhässlichen Vorwande der Ehre Gottes eine namenlose Summe von Schmach und Elend auf das weibliche Geschlecht häuften.

Da der Mensch seine Götter nach seinem eigenen Bilde schaffte, so mußten die Vorstellungen und Ideen, welche der Germane von den Frauen hegte, sich auch in seiner Mythologie abgespiegelt haben; und in der That leuchten und selbst noch aus den verstreuten Trümmern des alten Götterhimmels wieder dieselben Grundzüge entgegen, welche die geschichtliche Forschung und eben in den Verhältnissen des wirklichen Lebens aufgedeckt hatte. Erschienen die großen Götter in frägg und bestimmt ausgearbeitet, wesentlich von einander ver-

schiedenen Gestalten, so ist es grade für die netten ihnen waltenden höchsten Götterinnen sehr bezeichnend, daß sie nicht ebenfalls, gleich den griechischen, durch hervor-
stehende Charakterunterschiede auseinandergehalten werden, sondern daß vielmehr grade im Gegentheil ihre Gestal-
tungen und Namen mannigfach in einander verfließen.
Gernahmen sie schon dadurch an die deutschen Hausfrauen,
deren lebendige Gegenwart man überall gleichmäßig spürt,
während ihre Persönlichkeit sich doch nirgend geltend zu
machen strebt, so noch vielmehr durch die Art ihrer Wirk-
samkeit selbst, welche Jac. Grimm folgendermaßen zu-
sammenfaßt¹⁰⁾: „Sie find hauptsächlich gedacht als
umwiegende, einziehende Göttermütter, von denen das
menschliche Geschlecht die Bewußtheit und Künste des Haus-
halts, wie des Ackerbaus erlernt: spinnen, weben, säen
und ernten. Diese Arbeiten führen Ruhe und Frieden
im Lande mit sich und das Andenken daran hocket in
lieblichen Uebersieferungen noch fester als an Kriegen
und Schlächten, deren die meisten Götterinnen gleich den Frauen
sich entschlagen.“ Für sorgliche Pflege ist ihre Haupt-
thätigkeit, die sie, begleitet und unterstützt von den El-
ben (in denen die still wirkenden Naturkräfte personifizirt
sind), draußen in der freien Natur üben, die Jahres-
zeiten regeln und die Fruchtbarkeit fördernd und mit
der sie sogar in die Häuser der Menschen einziehen. Fer-
ner hüten andere Götterinnen das Schicksal der Menschen,
und damit auch der Lust des Mannes, dem Kampfe,
sein Recht nicht schenken, geleiten ihn vom Schlachtengott
entfandene Walküren ins Kriegsgewimmel und führen ihn,
wenn er rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden
hat, in Odin's Walhalla.

Am höchsten also, sowohl in der Idee wie in der Wirklichkeit, stand das germanische Weib als Hausfrau und es war Hausfrau, so lange der Gatte lebte. Ein Brauch der Urgzeit, den die Germanen mit den Indern, Ägyptern, Seten und Griechen teilten, hatte verlangt, daß die Frau dem Manne auch in den Tod folge. Doch schon zu Tacitus' Zeit muß diese Idee erloschen gewesen sein, da er sie sonst nicht verwirklichen hätte. Nur von den Germanen und den Skandinaviern ist sie noch aus historischer Zeit gemeldet und wo die Sagen ihrer noch gedenken, erscheint sie bereits in poetischer und fiktiver Verklärung, als eine freiwillige Tat getreuer Liebe. So, als nach Sigurd's Ermordung Brühnild den Scherterhausen gerufen hatte, auf dem sie mit ihm verbrannt werden wollte und dann das Schwert gegen das eigene Herz kehrte, sprach sie: „Nun fällt ihm die schwere Thür der Unterwelt nicht auf die Ferse, wenn ich ihm dahin nachfolge.“ — Dafür war es nun Rechtsbrauch geworden, daß die Frau nach des Mannes Tode von der Stelle zurücktrat, die sie bisher an seiner Seite eingenommen hatte und zum Zeichen dessen ihre Schüssel auf den Leichnam niederlegte“). War die Ehe funderles

134) „... quod apud Germanos ea consuetudo esset, ut
matres familie eorum sortibus et ratiocinationibus declararent,
utrum proculum committit ex eis esset nec ne.“ *Cara*, B. G. I, 540.
Daß man auch in Privatangelegenheiten die Lose befragte, sagt
Tacitus ausdrücklich Germ. 10. 135) Reichthümer Frauen
nennt Gell in der oben angeführten Stelle. Dagegen waren
Reich und Genuß Lustgeboten die letztere bezieht Tac. Hist.
2, 100 auf die römischen Frauen. 136) *apud* = „bei“.
137) *apud* = „bei“.
138) *Excerpt*. c. 46.

139) Rhykol. ? S. 229. 140) Brynildar-Qu. II, 61.
Bergl. Grimm, Rechtsalterth. S. 451. Geschichte der deutschen
Sprache S. 139. 141) Wadernagel in Schreiber's
Taschenbuch S. 310. Die in Grimm's Rechtsalterthümern S.
176. 453 angeführten Belegstellen sind zwar verhältnissmässig jung.

geblieben, so zog sie ihr eigenes Vermögen aus dem Gute des Mannes und lebte wieder in ihre Familie zurück; waren Kinder vorhanden, so blieb sie bei diesen und gelangte mit ihnen unter die Mundschaff von deren nachstern selbständigem Schwertmag, hinter dessen Hausfrau sie nun zurückbleiben mußte. — Wiederverheirathung der Witwe, oder wie der alte Ausdruck lautete, Verückung des Witwenkubels, blieb lange anstößig¹⁴³⁾; nichtdestoweniger kam sie schon frühzeitig vor und nahm immer mehr überhand, obgleich außer der Sitte ihr auch die Kirche nicht günstig war. Es entsprangen daraus verschiedene verwickelte Rechtsverhältnisse in Beziehung auf Mundschaff und Vermögen, die auch schon in den alten Volksrechten berücksichtigt sind, aber hier nicht im Einzelnen verfolgt werden können¹⁴⁴⁾.

Ueber die Kinder hatte der Vater ursprünglich eine ebenso ausgedehnte Gewalt beßien als über die Frau, und noch in historischer Zeit durfte er jene wie diese zuhauen, verkaufen, tödten; doch brachte er das ihm grundbäufig immer noch zukommende Recht über Freiheit und Leben der Kinder sehr nur selten in Ausübung, und beschränkte es in der Regel auf jene wenigen Fälle, die ihn nach damaligen Begriffen dazu entweder nöthigten oder sogar verpflichteten. — Bald nach der Geburt ward das Kind auf die Erde gelegt, bis sich der Vater erklärte, ob er es leben lassen wolle oder nicht. Entschied er sich für jenes, so ward es von ihm oder von einem anderen aufgehoben¹⁴⁵⁾, und war dies einmal geschehen, so mußte er ihm auch ferner das Leben in der Familie gönnen. Entschied er sich aber für dieses, so ward es ausgelegt. Von der Kinderauslegung berichten nun zwar zahlreiche teutsche, römische, griechische und morgenländische Sagen, aber sie laufen doch fast alle darauf hinaus, daß dennoch durch irgendwelche Schidung das Leben des Kindes gerettet wurde, und so mag überhaupt die Ueberlieferung an den Zufall, als die mildere Form der Entschidung, anstatt unbedingt Tödtung gewählt worden sein. Bei den Germanen beschränkte sich die Auslegung schon sehr früh auf gewisse Stämme und auf bestimmte Verhältnisse. Abgesehen von vereinzelt Fällen der Leidenchaft, erfolgte sie namentlich bei sehr großer Kermuth der Keltten, oder in Zeiten der Hetrung und Hungersnoth, worüber in Island besonderer Gesetze entstanden, oder sie betraf schwächliche und krüppelhafte Kinder und zwar Mädchen häufiger als Knaben, wie sich denn auch in den Volksbräuchen überhaupt weit weniger Freude über die Geburt von Mädchen als über

die von Knaben bekundet¹⁴⁶⁾. Im Allgemeinen müssen wir die Nachricht des Tacitus, daß die Zahl der Kinder zu beschränken, oder irgend einen von den Nachgebornen (ex agnatis) zu tödten, den Germanen als eine Schandthat gegolten habe¹⁴⁷⁾, als durchaus richtig und verlässig anerkennen und solches um so mehr, als grade der Besiz einer zahlreichen Familie den Germanen reuenschwerer erschien und die Macht ihres Hauptes erhöhte¹⁴⁸⁾. — In sogar die Auslegung selbst wurde unmöglich, sobald dem Kinde auch nur die geringste Nahrung zu Theil worden war; hatte auch nur ein Tropfen Milch oder Honig seine Zunge berührt, so mußte es der Vater aufheben und großziehen lassen¹⁴⁹⁾. Freilich durfte er es später noch in die Sklaverei verkaufen, doch auch dies nur im Falle äußerster Noth, wie einst die Griechen, nachdem sie Alles erschöpft hatten, um einen römischen Zins auszubringen, endlich Weib und Kind in römische Knechtschaft dahingaben¹⁵⁰⁾.

Hatte der Vater durch Aufheben des Kindes sich für dessen Erziehung entschieden, so ward es vor geladenen Zeugen in kaltes Wasser getaucht, oder mit Wasser begossen¹⁵¹⁾ und dabei zugleich von dem Angeesehenen unter den Anwesenden mit einem Namen belegt, wozu man besonders gern den Namen von dem Bruder der Mutter¹⁵²⁾, oder dem Großvater wählte, und wor den Namen gab, fugte auch ein Geschenk an liegender oder fahrender Habe hinzu¹⁵³⁾. Ebenso pflegte man auch den ersten Zahn mit einer Gabe zu begießen. Die Namen aber waren nicht, wie die Mehrzahl der jetzt bei uns üblichen, bedeutungsloser oder unverständlich, vielmehr hatten sie durchgehend einen sehr ausgezeichneten Inhalt, in welchem sich, unter entschiedenem Vorherrschn einer kriegerischen, freihetliebenden, steten und edlen Gesinnung, fast Alles wiederfand, was Geist und Herz des Germanen bewegte, und ihre Form zeichnete sich aus durch eine oft

143) Grimm, Rechtsalterth. S. 403. 146) Tac. Germ. c. 19. 147) Das hat ebenfalls schon Tacitus eingesehen. Germ. 20. 1. 148) Grimm, Rechtsalterth. S. 403. Am längsten erhielt sich der Gebrauch des Auslegens in Skandinavien, wurde aber auch dort durch das Christenthum nach und nach ganz böslich ausgerottet. 149) Tac. Annal. IV. 72. „Nec um das S. 1300 (so lange unanständig blieb dieser Rechtsatz in der Ansicht der Völke) konnte Geiler von Kaisersberg sagen, der berühmte strobursische Prediger, in seiner Schrift: Was ein Kaufmann sein soll (Bl. 92)“: „Der Vater, in Durngeroth mag er den Sohn verkaufen; die Mutter mag den Sohn nicht verkaufen, sie leide Hunger oder nicht.“ Rätisch, die Mutter war selbst gekauft, selber unfrei: sie hatte an den Sohn ihres Leibes kein Eigenthumrecht.“ Wadernagel in Schreiber's Taschenreue S. 278. 150) Zuvor hatte schon Cullen gehört, und Neuhöfisch scheint Aristoteles von den Keltten zu berichten. Kaiser Julian mochte eine vernommene Nachrede mitverhanden haben, wenn er von den Keltten erzählt, ihre Kinder würden zur Probe der Weisheit in den Rhein geworfen, der die unweihen verschlinge, während die echten sich schwimmend erhielten und darauf den gerechtfertigten Vätern zurückgegeben würden. Andere hoben ihn das wieder nachgeschrieben. Die Belegstellen sind zerstreut und abgedruckt in Barth's Urgeschichte IV. 100 ff. 151) Bergl. Ann. 136. 152) Wadernagel in Schreiber's Taschenreue S. 301. Weinhold, Frauen S. 78. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 153.

oder die symbolische Handlung selbst wird doch wol ziemlich so alten Ursprungs sein als der Gebrauch der Schlägel in Zeughaus überhand.

142) Tac. Germ. c. 19. 143) Bergl. Weinhold, Frauen S. 304, wo sich auch die weiteren Nachweisungen finden. 144) Daher scheint der Name „Gerbanne“ zu kommen. Grimm, Rechtsalterth. S. 455. Anne bedeutet die Gemahlin überhaupt, und wird deshalb in der älteren Sprache, und noch jetzt in einigen oberdeutschen Dialecten, auch von der Mutter gebraucht. Ueber die etymologische Verwandtschaft der Beziehe vergl. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 371 ff.

hochpoetische Personification des Unbekannten und Abstrakten¹⁵³⁾.

Der ersten Jugendjahre Verlauf läßt sich nicht kürzer schildern als mit des Tacitus Worten: „In jugendlichem Hause wachsen die Kinder nackt und schmutzig zu ihren Eltern und Vätern heran, die wir anlaunen. Ein jedes nährt seine Mutter an ihrer eigenen Brust und nicht werden sie Wägen oder Ammen überwießen¹⁵⁴⁾. Herrn und Knecht kann man an feinstetler Versorgung in der Erziehung unterscheiden. Unter demselben Vieh, auf demselben Boden leben sie mit einander, bis das heranreifende Alter die Freigebornen auswendet, Tapferkeit sie kenntlich macht¹⁵⁵⁾.“ Ungefähr bis zum sechsten Jahre lebten in solcher Weise die Kinder beiderlei Geschlechts unter Obhut der Mutter; von da ab pflegte man sie wol auch in das Haus eines Freundes, oder eines Verwandten und zwar besonders gern zum Bruder der Mutter zu geben¹⁵⁶⁾. Wuchs die Tochter heran, so mochte sie wol der Mutter in der Verwaltung des Hauswesens beistand zur Seite stehen und auch erhöhten persönlichen Einfluß und Geltung gewinnen, aber ihre rechtliche Stellung erhielt doch erst dann eine wesentliche Veränderung, wenn sie durch Verheirathung aus der Mundschafft des Vaters oder des gebornen Vermundes in die des Mannes übertrat. Der Sohn wendete sich frühzeitig zu körperlichen Übungen, lernte die Waffen führen, reiten, schwimmen, jagen, und sobald er hierin weit genug geübt war, und hinreichende Proben seines Muthes abgelegt hatte, ward er wehrhaft gemacht, d. h. von dem Vater, oder einem Verwandten, oder einem Gaufürsten mit Schild und Franca ausgerüstet, mit dem ersten eigenen Waffen geschmückt, die ihn von da ab durch sein ganzes Leben und bis ins Grab begleiteten. Das war für ihn ein sehr wichtiges Ereigniß, weil

er dadurch zum Mitgliede der Gemeinde wurde¹⁵⁷⁾. Die Gemeinfreien haben diese Freiheit zwar schon im frühen Mittelalter wider aufgegeben, aber bei denen, welche aus der Waffenföhrung einen Lebensberuf machten und sich dem zufolge allmählig zu einem eigenen Stande, dem Ritterstande, zusammenschlossen, hat sie sich durch das ganze Mittelalter in der Gestalt der schwertelnde, ober des Ritterschlags, erhalten. Gegen das 15. Lebensjahr pflegte die Wehrbarmachung zu erfolgen und verlieh dem Jünglinge bereits einen gewissen Grad von Freiheit und Unabhängigkeit; doch trat er durch sie noch nicht unbedeutend aus der Mundschafft des Vaters heraus. Dies geschah erst, wenn er gegen das 21. Jahr hin mit der wirklichen vollen Mündigkeit die rechtliche Verpflichtung gewann, sich fortan in jeder Hinsicht selbst zu vertreten, mochte er sich nun verheirathen und einen eigenen Haushalt gründen, oder unverheirathet entweder noch im älteren Hause verbleiben, oder in die Schar eines Föhrers eintreten, oder auf irgend andere beliebige Weise seinen Unterhalt zu gewinnen suchen.

Mit der beginnenden Volkseile war der Jüngling der Mundschafft entbunden worden, mit der schwindenden sank der Kreis gewissermaßen wieder unter dieselbe zurück. Als Wendepunkt für diesen zweiten Wechsel betrachtete die spätere Zeit ungefähr das 60. Lebensjahr; der älteren galten sinnlichere Kennzeichen, die jedoch ebenfalls bis über das Mittelalter hinaus Rechtsgültigkeit behielten. So lange der Mann „ungehast und ungestast“ (ohne Föhrer und Stod), mit wohlbedachtem Muth, freiem Willen und guter Vernunft zur Volksversammlung gehen, so lange er ohne Hilfe das Ross besteigen und die Waffen führen konnte, so lange waltete er auch als unbeschränkter Herr des Hauses und des Vermögens¹⁵⁸⁾. War aber seine harte Manneskraft geschwunden, so rückte der Sohn als Hausherr in des Vaters Stelle, und der Kreis half wiederum den Frauenzimmern, Kindern und Knechten bei Besorgung der Haus-, Vieh- und Feldwirtschaft¹⁵⁹⁾. Weil jedoch geachtetes Alter an sich verhaft war und überdies der Glaube herrschte, daß der im Siebente Gekörnte nicht zu Woban und den Kampfgenossen nach Walhalla komme, gaben sich lebenslängliche Alte zuweilen selbst den Tod, oder wurden auch getödtet. Lebhafte Sitte, die auch in römischer Vorzeit und bei verschiedenen anderen Völkern in Übung war, scheint bei den Germanen in historischer Zeit fast schon erloschen: Procop berichtet sie noch von den Perulern¹⁶⁰⁾, und auf Island ward in einer Hungersnoth zwar noch einmal befolgt, die Geiste und die Siedelung aufzugeben, die Ausführung des Beschlusses aber

153) Wackernagel, „Die germanischen Personennamen,“ im Schweizerischen Museum für die historischen Wissenschaften. (Stuttg. 1837). Ueber die deutschen Personennamen. (Berlin 1855). Pott, Die deutschen Personennamen. (Leipzig 1853). Förster, Althausische Namenbuch. 1. Bd. Personennamen. (Nordhausen 1854. 4). Eine bewundernswürdige Anzahl von Personennamen hat Weinhold beiseite in seinem Buche über die deutschen Frauen E. 7 f. 154) Ammen finden sich schon ziemlich häufig während des 6. Jahrhunderts in reichen angelsächsischen Häusern; im 15. Jahrhundert sind sie unter den Vornehmen allgemein üblich. Weinhold, Frauen E. 80. 155) Tac. Germ. 20. 156) Diese Sitte, außerhalb des häuslichen Hauses die Erziehung fortsetzen zu lassen, war nach ausdrücklichen Zeugnissen in Elbendarien sehr üblich. In Deutschland begegnet sie bestimmt während der Mittelzeit; und daß sie auch schon viel früher hier bestanden habe, läßt sich aus den Epen schließen. So will im Hildebrandsliede König Hags seinen einzigen Sohn grade den Brüdern seiner Frau mit ihm an den Rhein geben, damit sie ihn zu einem schwebenden Rame ausbilden lassen (Nib. 1851—1854). Besondere Auszeichnung des mütterlichen Ehrzins, die auch bei der Namensgebung hervortrat (vergl. Ann. 151), bestand bereits zu Tacitus' Zeit: „Sororum filia idem apud avunculum, qui ad patrem honor. Quodam sanctorem arctoremque hunc nunc sanguinis arbitratum et in accipiendo obediens magis exigit, tanquam et animus firmus et domum talia tenent.“ (Germ. 20); so ihre Wurzeln scheinen in noch ferneres Alterthum hinaufzuweichen. Vergl. Schneider in Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung III, 351.

157) Tac. Germ. c. 13. 158) Grimm, Rechtsalterth. E. 96. 159) Tac. Germ. c. 15. 160) Procop. De bello goth. II, 14. Bemerkenswerth ist, daß nach seiner ausdrücklichen Meldung die Perularen zwar die Tödtung veranstalteten, aber nicht selbst vollziehen durften, sondern daß ein Unterwandler (ἐκδοκός) den Tödtstoß ausführen mußte: „ἐννοητὴ γὰρ ἀνὴρ οὐ ποιεῖ σφας οὐδὲ φέρε.“

durch den Einfluß des eben eindringenden Christenthumes wieder hintertrieben¹⁶¹⁾).

Die Frau, die minderjährigen Kinder, die alten Väter, die Schwestern und die übrigen etwa in seinem Hause lebenden Verwandten standen zwar sämtlich unter der Mündschaft des Hausherrn; sie wurden in politischen und rechtlichen Angelegenheiten durch ihn vertreten und hingen in ihrem Handeln mehr oder weniger von seinem Willen oder doch von seiner Zustimmung ab; aber sie waren dadurch doch eben nur unfreiwillig, nicht unfrei; vielmehr besaßen sie bestimmte, aus der persönlichen Freiheit entspringende Rechte und auch die Unselbstständigkeit hörte, wenigstens für die männlichen Familienglieder, auf, sobald sie zur Volljährigkeit erwachsen. Außer diesen durch Geburt oder Adoption¹⁶²⁾ zur eigentlichen Familie gehörenden Personen gab es jedoch noch andere Genossen des Hausstandes, die als wirklich Unfreie in dauernden und minder günstigen Verhältnissen der Abhängigkeit standen¹⁶³⁾. — Wann Unfreiheit unter den Germanen begonnen habe, wissen wir nicht; zur Zeit des Tacitus bestand sie bereits bei allen germanischen Stämmen in ziemlicher Ausdehnung und in verschiedenen Abstufungen. Ihre älteste und hauptsächlichste Ursache war Krieg und Eroberung. Gewaltthätigen Menschenraub zum Zweck des Verkaufes kennen zwar die Volkrechte, doch gab es richtige Sklavenmärkte nur im Norden und Nordosten. Weib und Kind, und sogar sich selbst in Knechtschaft zu geben, konnte Mancher gezwungen werden durch Noth¹⁶⁴⁾, durch Verlust der Freiheit im Spiele¹⁶⁵⁾, später auch durch unerschwingliche Gerichtsbusen, durch Schulden¹⁶⁶⁾ und durch Vergehen, auf welche Freiheitsstrafen gesetzt wurden; auch Verheirathung mit Unfreien zog Verlust der Freiheit nach sich. Sowol Umfang als Druck der Unfreiheit ward während des Mittelalters bedeutend gesteigert durch Mißbrauch, indem viele arme und zurückgekommene Freie sich allerlei Kasten aufliegen ließen, und gewaltsame Herren allmählig Rechte durchsetzten, die ihnen ursprünglich nicht gebührten.

Die Unfreien der germanischen Zeit waren von allen politischen Rechten ausgeschlossen, und wurden auch vor Gericht nur durch ihren Herrn vertreten, unter dessen Mündschaft sie standen und von dessen Willen sie unbedingt abhingen. Selbst zum Eigenthume des Herrn gehörig, durften sie weder über ihre Habe, noch über ihre Weiber und Kinder verfügen, auf welche letztere viel-

mehr die Unfreiheit forterbte, und der Herr durfte sie züchtigen, verschleppen, verkaufen, tödten. Doch bemerkt Tacitus ausdrücklich¹⁶⁷⁾: „Einen Knecht zu schlagen und durch Fesseln und Zwangsarbeit zu züchtigen, geschieht selten; zu tödten pflegen sie für wol, aber nicht aus Gründen der Hucht und Strenge, sondern aus Leidenschaft und Zorn, wie einen Feind, nur daß es ungefragt geschieht.“ Wirklich aus war das Loos der germanischen Unfreien überhaupt milder als jenes der griechischen und römischen Sklaven, wie schon daraus hervorgeht, daß ihre Kinder unterschiedslos mit denen des Herrn aufwuchsen. Diefelbe Unfreiheitslosigkeit zeigt sich ferner in den Eigennamen. In den Urkunden des 7., 8., 9. Jahrh. kommen zahlreiche Unfreie vor mit Eigennamen, welche ihrer Worthedeutung nach ursprünglich nur Freien und Edlen gebühren konnten; ja es gibt sogar nicht einmal altteutsche Eigennamen mit entschiedenem Knechtsstamme¹⁶⁸⁾. — Innerhalb der Unfreiheit selbst aber bestanden Abstufungen, die sich in zwei große Classen sondern lassen: eine härtere, die Leibeigenschaft, und eine mildere, die Hörigkeit. Die Leibeigernen dienten im Hause selbst, mit ihrer Person und mit Aß und Trank, was sie thaten und erwarben; die Hörigen dagegen saßen auf einem Grundstücke des Herrn und stellten diesem von dem Ertrage der Landwirtschaft und den Erzeugnissen ihrer Handarbeit¹⁶⁹⁾. In die Classe der Hörigen ward ein großer Theil der in den eroberten Ländern vorgefundenen Einwohner herabgedrückt. Zwischen Hörige und Freie traten sehr bald die Letzen, Liten, Lajzen oder Adlienen, wie sie in den Denkmälern verschiedener Stämme genannt werden. Diese besaßen ihren Grundbesitz ebenfalls nicht als freies, sondern als ein mit Abgaben und Diensten belastetes Eigen, standen persönlich zwar auch in der Schutzwalt, aber nicht in dem Eigenthume eines Herrn, genoßen ein Wehrgeld,

161) Grimm, Rechtsalt. S. 486.

162) Grimm, Rechtsalt. S. 341.

163) Wenn Tacitus Germ. 23 sagt: „Ceteris servis (h. b. solche, die sie behalten, nicht gleich den im Spiel gewonnenen verkaufen) non in nostrum morem descriptis pro familiis ministeriis utuntur: suam quisque sedem, suos penitus regit. Fragmentum domus aut pecoris ut rebus ut colono iungunt, et aervus hincenus parat; cetera domus officia uxor ac liberi exequuntur.“ so spricht er damit eben den Gegensatz der germanischen Regel gegen die römische aus. Die römische Regel bildete Scharen von Sklaven mit dem entscheidenden Charakter der Leibeigenschaft, die nach dem Principe einer sehr weit getriebenen Arbeitstheilung für die höchst mannigfaltigen Bedürfnisse ihrer übercultivirten Herren in der Art zu sorgen hatten, daß einem jeden ein bestimmtes Geschäft oblag. Die germanische Regel dagegen bildete Hörige, die in römischen Sinne sich mehr colono als servus vergleichen ließen, und denen gegenüber sogar noch in späterer Zeit die Zahl der Leibeigernen nur sehr gering blieb. Bei einer vergleichenden Gegenüberstellung römischer und germanischer Zustände durften diese verhältnismäßig wenigen Leibeigernen um so eher übergegangen werden, als ihre Arbeitspflicht und Beschäftigung jener der Hörigen immer noch näher stand als jener der römischen Sklaven. Daß sie jedoch auch schon zu Tacitus Zeit wirklich vorhanden waren, läßt sich beweisen selbst ohne die unsichere Stelle des Seneca ep. 47: „Varianus clude quoniam multos syndecolatus natos, senatorum praesidium suspicientes gradum, fortuna depressit: alium ex illis pastorem, alium custodem casae fecit.“

164) Grimm, Rechtsalt. S. 486. Haupt's Reichsrecht für Preußen, I. 72.

165) Die Adoption erfolgte unter symbolischen Handlungen, welche die Unterwerfung unter einen fremden Willen anzeigten: es wurden dem Aufzunehmenden Haar oder Bart beschnitten, oder er trat in den Schuh des Adoptivvaters. Grimm, Rechtsalt. S. 146, 155.

166) Bzgl. den Abchnitt „der Knecht“, in Grimm's Rechtsalt. S. 300 — 304.

167) Bzgl. Ann. 149. 165) Bzgl. Ann. 93.

168) Als relanzte Leibeigene pflegte der Germaner wider zu verkaufen. „Servos conditionis huius per commercia tradunt, ut se quoque pudore victorie exsolvant.“ Tac. Germ. 24. 169) Doch war die germanische Schuldbefreiung von der härteren römischen wesentlich verschieden. Grimm, Rechtsalt. S. 613 fg.

gewöhnlich das halbe des Freien, und bildeten einen besondern, als Glied der Gemeinde anerkannten Stand, der sein eigenthümliches Recht hatte, wenngleich ein geringeres als die Freien; ihre politische Berechtigung konnte bei dem Mangel des freien Grundeigenthums nur eine sehr unbedeutende sein, falls sie ja überhaupt vorhanden war¹⁷⁰⁾. — Leibeigene und Hörige konnten unter Anwendung bestimmter symbolischer Formen freigelassen werden, und erlangten dadurch eine der politischen Berechtigung zunächst noch entbehrende Stellung, die sich ungefähr mit jener der Liten vergleichen läßt. Nur da, wo Königsherrschaft bestand, blieb schon zu Tacitus' Zeit die Freigelassener zuweilen über die Freigebornen und selbst über die edlen Geschlechter empor¹⁷¹⁾.

Ueber all den bisher genannten stand als allein vollfreier und vollberechtigter Herr der Hausvater, der sein Haus, Hof und Acker als reines Eigenthum besaß. Im stolzen Gefühl der Unabhängigkeit, die seine Lage ihm gewährte und die er eifersüchtig bewachte, waltete er, im Umfange seiner Hofwehr keinem fremden Willen unterthan, selbständig über Weib, Kind und Gefinde. Nur derjenigen Obrigkeit gehörte er, die er selbst mit und in der Volksgemeinde ernannt hatte, und nur dem Urtheilsprüche fügte er sich, den seine gleichfreien Genossen nach Herkommen und Recht in öffentlicher Versammlung gefunden hatten. Das war seine Freiheit: und das Zeichen derselben die Waffe, welche ihn deshalb aus zu allen wichtigsten Handlungen und Festlichkeiten begleitete¹⁷²⁾. — Von ihm, als dem Haupte des Hauses und der zugehörigen Familie, gingen alle Befehle aus, auf ihn alle Dienstleistungen zurück, und dieser bevorrechteten Stellung entsprach auch seine Lebensweise. Er den Bequemlichkeit sich erfreuend, pflegte die freien Männer bis in den Tag hinein zu schlafen, dann nach Mitte der Nacht in ein warmes Bad zu nehmen, darauf Haar und Bart, die beide als Zeichen der Männlichkeit und Freiheit galten, sorglich und künstlich zu kämmen und zu waschen und hierauf, jeder an seinem besondern Fische, zu speisen. War so dem Bedürfnisse des Leibes vollständig Genüge geschehen, dann erst gingen sie an die Geschäfte des Tages, aber nur an solche, die des freien Mannes würdig schienen: zur Volksversammlung, oder zur Jagd, oder zur Ackerbestellung, oder zur Fertigung von Waffen, Zimmerarbeit und Geräthen. Alles andere, die Versorgung des Viehes, ein großer Theil der Feldbestellung und fast die ganze eigentliche Hauswirthschaft fiel den übrigen Familiengliedern zu. Ja, diejenigen Männer, welche vor-

zugeweiht dem Kriege lebten, zumal die Mitglieder der Gefolgsschaften, gaben der Trägheit und dem Ueberdruß an beschwerlichen und zugleich ungesüßlichen Beschäftigungen noch weiteren Raum; sie verbrachten, am beglücklichen Herdfeuer hingestreckt, lange Tage in gänzlicher Untätigkeit, während sie doch wiederum, wo es galt, keine Entbehrung, Mühe und Anstrengung scheuten¹⁷³⁾. Namentlich aber liebten sie alle ein frohliches Gelage, und keinem gereichte es zum Verwurfe, Tag und Nacht hindurch zu zechen. Und Veranlassung dazu bot sich häufig genug, theils bei öffentlichen Gelegenheiten, theils im häuslichen Kreise. So bei den großen Opferfesten, wo alle versammelte Volk die Opferthiere und die von jedem Einzelnen dazu mitgebrachten Speisen und Getränke gemeinschaftlich verzehrte¹⁷⁴⁾; so auch dadurch bei Ausübung der Gastfreundschaft, die den bekannten wie den unbekannten Ankommen reichlich bewirthete und begabte, und nach Erschöpfung des eigenen Vorraths unangemeldet zum Nachbar führte, wo er gleiche Aufnahme fand¹⁷⁵⁾; ferner bei den Familienfesten, der Taufe und Namensgebung, der Verheirathung und der Verbeirathung, und endlich selbst bei dem Begräbniß.

Von dem Begräbniß (um dessen gleich hier näher zu gedenken) handelt Tacitus in wenigen, aber gehaltenen, die wichtigsten Hauptpunkte einschließenden Zeilen¹⁷⁶⁾: „Mit Leichenbegängnissen treiben sie kein Gepränge. Nur das wird beobachtet, daß die Leichname ausgezierter Männer mit bestimmten Holzarten verbrannt werden. Den Scheiterhaufen beladen sie weder mit Decken, noch mit Holzgeräthen: je dem werden seine Waffen, einigen auch das Ross ins Feuer mitgegeben. Als Grabmal erhebt sich ein Rasenhügel: der Denkmäler hochgeachtet, mühevoll Ebe verschmähen sie als den Abgeschwundenen drückend. Beklagen und Thränen lassen sie bald, Schmerz und Trauer spät aufhören. Frauen ziemt Ausrufung der Trauer, Männern Erinnerung.“ — Bekattung der Todten überhaupt ward als eine so hohe Pflicht erachtet, daß selbst der Wanderer sie dem fremden, unterwegs gefundenen Leichname, der Sieger dem erschlagenen Feinde erweisen mußte; sie mochte nothwendig erscheinen für die Ruhe der geschiedenen Seele. Daß aber ihre gewöhnlichste, schon aus der asiatischen Urheimath mitgebrachte Form eine Verbrennung war, und daß man wirklich bestimmte Holzarten, namentlich gewisse Dornsträucher, dazu verwendete, hat aus erhaltenen Spuren in den Sprachen und Literaturen nicht allein der teutschen, sondern auch anderer indogermanischer Völker Tac. Grimm überzeugend nachgewiesen, in seiner akademischen Abhandlung: „Ueber das Verbrennen der Leichen“¹⁷⁷⁾. Am Meeressrande wohnende Stämme überlieferten ihre Todten auch

170) Ueber die sehr beschränkten Verhältnisse der Liten vergl. Bald, Deutsche Verfassungsgeschichte (Kiel 1844.) I. 179 fg. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte (Bonn 1853.) §. 78. 392–396.
171) „Liberti non nullum supra servos aut, raro aliquod momentum in domo, nunquam in civitate, exceptis duntaxat iis gentibus, quas regnavit, ibi enim et super ingenuos et super nobiles ascendunt apud ceteros impares liberti libertatis argumentum audent.“ Tac. Germ. c. 25. 172) Wie Rist dieser Satz hat sich noch bis jetzt der Degen in der Hoftracht erhalten.

173) Tac. Germ. c. 15. 17. 22. Das in cap. 15 gesagt ist, gilt, wie der Zusammenhang lehrt, zunächst von den Gefolgsschaften.
174) Badenagel in Schröder's Taschenbuch S. 209. 175) da, Oldermannen S. 8. 174) Tac. Germ. II. 175) Germ. 27. 176) Berlin 1850. 4. Auch in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften.

dem Elemente des Wassers, oder beiden Elementen, dem Wasser und dem Feuer zugleich, indem sie die Leiche auf Feuerlesem, zuweilen auf brennendem Schiffe ins Meer hinaustreiben ließen. Dieser Brauch mochte zusammenhängen mit einer uraltcn, bei den verschiedenen indogermanischen Völkern unter mannichfachen Umwandlungen vorkommenden mythologischen Vorstellung von einem jenseits des Meeres oder eines Flusses gelegenen Totenreiche¹⁷⁷⁾. Doch auch ohne Verbrennung hat man schon in germanischer Zeit Leichen begraben, wie geöffnete Leichenhügel beweisen; wann aber diese Sitte eingebrungen und wie weit sie zur Geltung gelangt sei, wissen wir nicht; herrschend ward sie erst nach Einführung des Christenthums, welches das Begraben aus dem Judenthume ererbt hatte, und noch sind Zeugnisse in der Literatur vorhanden, welche bezeugen, wie düster den Griechen und Sassen der Uebergang von dem schönen Verbrennen zu dem schaurigen Begraben erschienen ist¹⁷⁸⁾. In jedes Element, ins Feuer, ins Wasser und in die Erde, ward dem Toten mitgegeben, was ihm im Leben besonders lieb gewesen war, und was er auch drüben wieder brauchen sollte: dem Kinde sein Spielzeug, der Frau ihr Schmuck, dem Manne seine Waffen, dem Reichen überdies sein Vieh, auch wol Diener und Dienerinnen¹⁷⁹⁾, und dem Armen wenigstens feste Schuhe für die Wanderung nach dem Totenreiche¹⁸⁰⁾. Ueber dem unverbrennten Leichname, oder über der oft noch mit andern Gefäßen verseeften Leichurne erbaute man häufig eine geräumige Grabkammer aus großen Steinplatten und schüttete darüber einen Erdbügel, gern auf weithin sichtbaren Höhen, oder an der Küste auf Landzungen, bald einsam, bald neben andern Gräbern.

War dies oft mehrere Tage erfordernde Geschäft vollendet, so kehrte man heim zum Leichenmahle, bei welchem auch das münzi der Götter und des Verstorbenen getrunken, ein Horn oder Becher zu ihrem Gedächtnisse und ihrer Ehre geleert¹⁸¹⁾ und die Angelegenheit der Erbschaft erledigt wurde¹⁸²⁾. Die Verhältnisse der letzteren waren sehr einfach, denn Erben und Nachfolger waren, wie Tacitus berichtet, einem jeden seine eigenen Kinder, und leibswillige Versägungen kannte man gar nicht, oder wenigstens nicht für den Fall, daß überhaupt erberechtigete Verwandte vorhanden waren. Hingegen Jemand keine Kinder, so traten als Verwandte des nächsten Grades in Besitz die Brüder, über die Vater- und Mutterbrüder¹⁸³⁾. Die weiblichen Familienglieder blieben durch lange Zeit vom Grundbesitze ausgeschlossen, weil Verpflichtungen auf diesem lasteten, die nur der Mann zu erfüllen im Stande war. Eine ausschließende Bevorzugung der Erstgeburt unter den Söh-

nen gelt wenigstens nicht als Regel. Wahrscheinlich erbten alle zu gleichen Theilen, und der älteste hatte nur in sofern ein Vorrecht, als er, wenn der Brüder zwei waren, die Erbschaft theilte, worauf dann der jüngere wählte, und weiter soweit in diesem Falle, als bei einer Theilung unter mehrere Brüder, das Schwert des Vaters vorausnahm, weil er nun als Haupt und Vermund der Familie in des Vaters Stelle getreten war¹⁸⁴⁾. Erst im Mittelalter gestaltete sich allmählig ein durchgreifenderes Vorrecht der Erstgeburt und ein erweitertes Anrecht der weiblichen Verwandten.

Was weiter über die Familienverhältnisse zu berichten ist, betreffend die Theilnahme der einzelnen Glieder an Blutrache, Buße, Vergelt u. dgl., greift schon über den Kreis des Hausstandes hinaus und findet deshalb eine angemessenere Stelle unter der Beschreibung des Rechtszustandes. Die Gestaltung des täglichen Lebens aber soll im Zusammenhang mit ihren bedingenden Grundzügen zugleich im nächstfolgenden Abschnitte betrachtet werden.

Besitz, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung, Verkehr. Alles, was unter diese Begriffe fällt, läßt sich zusammenschließen in der Doppelfrage: welche Producte benutzten die Germanen und wie benutzten sie dieselben? Doch wird damit eben nur die Einheit des Gesichtspunktes gewonnen, denn in so allgemeiner Aufstellung läßt sich die Frage nicht ersprießlich beantworten; vielmehr muß sie, um zu brauchbaren Ergebnissen zu führen, wiederum in diejenigen Gruppen zerlegt werden, in welche sich sowohl die Producte selbst als deren Verwerthung nach natürlichen Verhältnissen ferderten. In beiderlei Hinsicht aber stehen nach Alter, Umfang und Bedeutung obenan die Viehzucht und der Ackerbau, welche mithin zuerst in Betracht gezogen werden müssen.

Die Viehzucht, d. h. die Hegung von Heerden gezähmter nutzbarer Thiere, fällt in ihren ersten Anfängen weit über die Grenzen jeder historischen Kunde hinaus und erstreckte sich schon in der Urgzeit der indogermanischen Völker auf fast alle unsere gewöhnlichen Hausthiere. Den einfachsten Beweis davon hat die Sprachwissenschaft geliefert, indem sie darthut, daß sowohl für den Gattungsbegriff Vieh selbst¹⁸⁵⁾, als für die einzelnen Arten: Stier, Ochse, Kuh, Pferd, Schaf, Schwein, Ziege, sich durch alle indogermanischen Sprachen dieselben Benennungen ziehen. Auch der treulle Begleiter des Menschen, der Hund, erscheint schon in dieser ältesten Gesellschaft; dagegen noch nicht die Katze, während gerade der Name der Maus ebenso durch alle jene Sprachen geht, wie dies Thier selbst dem Menschen überall hin gefolgt ist. Gans und Ente waren gleichfalls sicher schon dabei, von Taube, Fuh-

177) Grimm, Mythologie S. 790 ff.

178) Grimm,

Ueber d. Verbr. d. Leichen S. 81.

179) Des uralten

Witwerbrenns der Witwe ist bereits oben gedacht worden; vergl. Ann. 140.

Aus dem Witwerbrennen des Pferdes kam die vom Mittelalter auf uns vererbte Sitte, das Ritterpferd der Leiche im Zuge folgen zu lassen. Grimm, Ueber d. Verbr. d. Leichen S. 47.

180) Grimm, Mythol. S. 793.

181) Beryl.

Ann. 127.

182) Wilsa, Götternamen S. 6 ff. 11 ff.

183) Tac. Germ. c. 20.

184) Beryl. Baeknagel in Haupt's Zeitschr. für deutsches Alterth. II, 542 ff. Eine geringe Abweichung berichtet Tacitus Germ. II, 32 von den Teutonen, wo statt des älteren der tüchtigste und kriegerischste Sohn bevorzugt wurde. 185) Sanskr. paçu, Zend. paçu, lat. pecu, peccu, griech. mōv, goth. saibu u. f. m.

und Hahn aber läßt sich so alte Bähmung aus der Sprache nicht so bestimmt erweisen, obgleich sie aus anderen Gründen wahrscheinlich genug erscheint ⁽¹⁸⁴⁾ — Vieh bildete in der Urzeit die vornehmste Habe und zugleich das älteste Tauschmittel, daher bedeuten auch die Wörter lat. pecu (nia) ⁽¹⁸⁵⁾, gotth. faihū, althocht. fihu, asl. fooh folwol ⁽¹⁸⁶⁾, „Vieh“ als „Geld“ ⁽¹⁸⁷⁾ griech. κτήν, lat. peculium fowel „Vieh“ als „Vermögen“ überhaupt; und wenn der Gotthe so katts (das neubesteuerte „Schaf“) nur noch für „Geld“ oder „Geldstück“ brauchte, so zeigt dagegen das slavische skot nur allein die Bedeutung „Vieh“ und das friesisch skeet wiederum beide, fowel „Vieh“ als „Geld“ ⁽¹⁸⁸⁾. Bei den germanischen Völkern war die Viehzucht noch in historischer Zeit von so hoher Bedeutung, daß der Römer ⁽¹⁸⁹⁾ Herden ihren einzigen und liebsten Reichtum nennen konnte; in fernern nicht mit Unrecht, als gegen diesen Vieß alle übrige fahrende Habe weit in den Hintergrund trat, und als man auch vor Allem auf Erhaltung und Vermehrung des Vießstandes bedacht war ⁽¹⁹⁰⁾, während die liegende Habe, das Privateigentum an Grundbesitz, sich unter den damaligen Verhältnissen notwendig noch in beschränkteren Grenzen halten mußte. Trefflich Gelegenheit zur Viehzucht gaben die reichen Weiden, deren Güte selbst da gepriesen ward, wo über Sandböden nur eine dünne Schicht von Kalkerde lag ⁽¹⁹¹⁾. Die römischen Schriftsteller nennen nur die beiden Hauptarten des Weidewiechs, Rinder und Pferde, und gedenken des Kleinviehs höchstens mit einem andeutenden Worte ⁽¹⁹²⁾. Wenn nicht der Zahl so doch dem Range nach behaupteten darunter die erste Stelle die dem Krieger unentbehrlichen

Pferde ⁽¹⁹³⁾, in deren Zucht sich namentlich die Chaulen und Seneriter und wel auch die Treviter auszeichneten ⁽¹⁹⁴⁾. Sie werden zwar als klein und unscheinlich geschildert, aber als ausdauernd und trefflich zugritten, jedoch wenigstens zu Cäsar's Zeit die Germanen den Ankauf der schöneren galischen Pferde verschmähten ⁽¹⁹⁵⁾. Auch ihr Fleisch wurde gegessen, wie sich daraus ergibt, daß der Papst den neubestehenden Bäumern durch Bonifacius das Pferdefleischessen ausdrücklich verboten ließ. — Ähnlich verhielt es sich mit den Rindern und wof aus gleicher Ursache des rauhen Klima's und der mangelhaften Pflege. Auch sie waren unscheinlich und hatten kleine Hörner ⁽¹⁹⁶⁾. Man brauchte sie auch als Zugthiere ⁽¹⁹⁷⁾ und nutzte ihr Fleisch und ihr Fell ⁽¹⁹⁸⁾; ferner von ihnen, wie von den Schafen und Ziegen die Milch, aus der man auch Käse und Butter zu bereiten wußte, und den Talg, den man u. a. zur Anfertigung von Seife verwendete. Die in der heutigen teutischen Schriftsprache allein üblichen Benennungen „Käse“ und „Butter“ (caseus und butyrum, d. i. *Butter*, Kuhkäse) haben unsere Vorfahren freilich schon in früher Zeit von den Römern entlehnt, aber diesmal nicht zugleich mit der Sage selbst, sondern etwa nur zugleich mit der Anleitung zu einer vollkommenern Bereitung, denn die alten einheimischen Namen haften noch in den Volksdialekten ⁽¹⁹⁹⁾. Den Käse zählt schon Cäsar ausdrücklich unter den Hauptnahrungsmitteln der Germanen auf ⁽²⁰⁰⁾ und die Bereitung der Butter (auf welche übrigens die Nordländer in Ermangelung des Reis schon von Natur angewiesen waren) schildert Plinius bereits so, wie wir sie noch heute kennen, indem er sagt: „Aus der Milch wird auch Butter, eine bei den Barbarenvölkern hochgepriesene Speise, durch welche sich auch die Reichen von dem großen Haufen unterscheiden. Die meiste bereitet man aus Kuhmilch und daher hat sie auch ihren Namen, die fetteste aber kommt von den Schafen. Man macht sie auch von Ziegenmilch. Im Winter aber pflegt

(186) Die weitere Ausführung und Begründung gibt Grimm, *Gesch. der deutschen Sprache* S. 30 f. und Kühn „Zur ältesten Geschichte des indogermanischen Volkes“ in *Weber's Indischen Studien* (Berlin 1850.) I, 339 ff. Die Abweichungen in den Wortformen der einzelnen Benennungen sind nur solche, die aus den besondern Gesetzen der einzelnen Sprachen folgen, z. B. skr. sākara, griech. σκῆ, lat. aus, althocht. ad, neubocht. sau, nebst dem erweiterten gotth. sveln, neubocht. schwell, slav. svini; skr. vyan, zend. vpa, griech. vov, lat. canis, ital. can, lith. aus, lit. suona, litisch hūva, slav. p'm, russ. pes, vöhm. pes, poln. pies, serb. pas (wobei es für es sich an die zendische stem lehnen); merkwürdig sich zugleich ergibt, daß die Namen nicht etwa durch Entlehnung aus der einen in die andere Sprache übergegangen, sondern wirklich unverändert sind. — Im Allgemeinen ist über die Hausthiere zu vergleichen Vint, Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde. Zweite Ausgabe. (Berlin 1834.) I, 369 — 399.

(187) Daß im Lateinischen von pecus, Vieh, sich pecunia, Geld, sprachlich abzwigt, macht natürlich keinen wesentlichen Unterschied in der Sache.

(188) Grimm, *Gesch. der deutschen Sprache* S. 28. 139. „Eaeque solas et gratissimas opes sunt.“ Tac. Germ. 3.

(189) „Magne pecoris numero, cuius sunt cupidissimi barbari, possunt.“ Cae. B. G. IV, 25. „Numero gaudent.“ Tac. Germ. 5.

(190) „Nec luxuriosa pabula pinguis soli semper indiduum habent. Nam quid laudatius Germaniae pabulis? et statim abundat harum tenuissimo coarctum corio.“ Pim. H. N. XVII, 3. 192) „Terra . . . pecuniam fecunda.“ Tac. Germ. 5. „Equeorum pecuniarum numero convitiis militantur.“ Ibid. c. 12. Zur Reptischkeit merkt ausdrücklich, daß Kaiser Probus einmal, wahrscheinlich alemannischen Stämmen einen Tribut an Kühen und Schafen aufgelegt habe. *Vopisc. Prob. c. 14.*

(193) Eeculi equi werden den Kaufleuten von den benachbarten Völkernfalls als Geschenk gesendet. Tac. Germ. 13. Die Reiter der Goten erwarteten von der Reichthümlichkeit ihrer Völkern illum bellatorem equum. Ibid. 14. Ein equus frenatus gehört unter die Reichtümer des Rundschatzes. Ibid. 18. 194) Tac. Germ. 32. 35. Cae. B. G. II, 24. 195) „Quia etiam iumentis, quibus maxime Gallia delectatur quoque impenso parant pretio, Germani importatis his non utuntur: sed quae sunt apud eos nata, prava atque deformia, haec quotidiana exercitatione assuat ut aint laboris efficiunt.“ Cae. B. G. IV, 2. *Bergl. Tac. Germ. 6.* 196) Tac. Germ. 5. 197) Juneti boves nennt und deutet Tacitus Germ. 18 unter den Weiden des Rundschatzes. 198) Den Taurien hatten die Römer einen Zins an Rinderhäuten (serga taurorum) aufgelegt. Tac. Ann. IV, 72. 199) Wie z. B. das alemannische Ante, althocht. anto aber auch (Butter), welches auf hant, antoch, salter, zurückgeht, wie slav. maslo auf hant, moloch, soven. *Bergl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache* S. 1000 f., wo die alten Benennungen gesammelt und erläutert sind. Über Käse, althocht. chani, und Quark, althocht. tware, slav. tvarog, griech. τυρός, f. Grimm in *Haupt's Zeitschr. für deutsch. Alterth.* VII, 468 ff. 200) „[Germani] agriculturam non student, majoreque pars victus eorum in lacte, caseo, carne consistit.“ B. G. VI, 22.

fern gemein hatten. Der eine, mehr bei den hochteut-
schen Stämmen übliche Name, althocht. gersta, mittel-
hoch. neuhocht. gerste, niederl. gerst, angl. gerst,
engl. grist, stimmt zu lat. hordeum, griech. *κριθι*;
der andere bei den niederdeutschen Stämmen verbreitete,
goth. baris, angl. bere, engl. barley, altn. barr,
der von bairan, tragen, stammt und demgemäß ursprüng-
lich ganz allgemein „Frucht“ bedeutete, entspricht genau
dem ebenso von dem unmittelbar verwandten ferre (tra-
gen) abgeleiteten lateinischen *far*“²¹¹⁾ — Das *frumentum*
in der eben (Anm. 209) angezogenen Stelle des
Tacitus ist sehr verschied. erklärt, bald auf Roggen,
bald auf Weizen, bald auf Dinkel, bald auf Hafer be-
zogen worden. Kann es aber in einem für Römer von
einem Römer geschriebenen Buche natürlich nur das be-
deuten, was eben die Römer damals unter *frumentum*
verstanden, so ist die allein richtige Erklärung bestimmt
genug vorgezeichnet. *Frumentum* bedeutete den Römern
damals im weiteren Sinne Getreide überhaupt²¹²⁾, im
engeren Sinne aber den Weizen, der ihnen schon
längst an der Stelle des ursprünglich dafür gebrauchten
Dinkels²¹³⁾ zur Hauptbrodfrucht geworden war. Ist
nun im Satze *frumentum* durch et oder aut dem hor-
deum nebeugeordnet, so kann es nur im engeren Sinne
gemeint sein, nur gleich dem hordeum eine besondere
Getreideart, also nur den Weizen bedeuten²¹⁴⁾. Und
mit dieser Erklärung steht auch die truische Benennung
des Weizens und deren ältestes Vorkommen durchaus
im Einklange. *Wulsia* übersezt nämlich (Job. 12, 24)
grade das griechische *σῖτος* (in der Vulgata *frumentum*)
durch *hwaiteis*, und goth. *hwaiteis*, althocht. *hweiz*,
alth. *hweiz*, angl. *hwæte*, altn. *hveiti*, mittelhocht.
weize, neuhocht. waizen, anl. weit, engl. wheat, dän.
hvede, ist entweder ein rein teutisch, von dem Adjektive
goth. *hweits*, althocht. *hulzi*, neuhocht. weiss abgelei-
tetes Wort, oder es geht mit dem litth. *kwėtyas* (und
vielleicht selbst mit griech. *σῖτος*, slav. *shito*) zurück auf
Sansk. *crveta*, weisz.

Witkin wurden also zu Tacitus' Zeit drei Getreide-
arten, Hafer, Gerste und Weizen angebaut bei den nord-
westlichen Völkern Germaniens; denn zunächst von die-
sen Landstrichen gilt immer, was Plinius oder Tacitus

über Teutischland berichten. Eben deshalb ist aber auch
aus ihrem Schweigen kein Schluss auf den Spelzbau
zulässig. Und hebt man hervor, „dass noch heut zu
Tage in Teutischland nur das Dinkel in Menge gebaut
werde, wo die Römer seine Niederlassungen hatten“²¹⁵⁾,
so darf man doch diese Erscheinung nicht lediglich als
eine Folge der römischen Herrschaft hinstellen, weil sie
zusammensfällt mit der rein natürlichen Ursache, dass der
Dinkel „gewisse Bodenverhältnisse verlangt, die sich nur
in Mittel- und Südwestdeutschland finden“²¹⁶⁾. Es ist
also, wie Langthol (S. 27) mit Recht bemerkt, an sich
sehr wohl möglich, dass Dinkel schon zu Tacitus' Zeit in
Südteutschland gebaut worden sei, zumal er eben da-
mals auch in Gallien heimisch war. Und grade in Be-
ziehung auf die von Plinius besonders hervorgehobene
gallische Speltart, welche dort *brace* hieß²¹⁷⁾, ist Grimm
auf etymologischem Wege zu dem Ergebnisse gelangt:
„Den Galliern war *brace* entweder mit den Germanen
urgemein, oder sie hatten es von diesen übernommen“²¹⁸⁾.
Da nun auch die Benennungen Spelt und Dinkel selbst
einheimisch scheinen und nicht aus dem Lateinischen
entlehnt sind, so bleibt es wenigstens sehr fraglich, ob
die Teutschen den Anbau dieser Getreideart erst von den
Römern übernommen und erlernt haben. — Dagegen
lässt sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dass der
Roggen den Römern wie den Germanen unbekannt
war. Die letzteren erbielten ihn wahrscheinlich durch
nachrückende Slaven, noch vor dem 6. Jahrh. Denn
wie die geographische Verbreitung des Roggens als Brod-
frucht von Holland über Nordteutschland bis hinein nach
Sibirien reicht, so findet sich auch sein Name bei allen
in diesem nördlichen Striche wohnenden Völkern althocht.
rocco, angl. ryge, welsch rhyg, altn. rugr, litth.
ruggol, lett. rudsi, russ. rosh', böhm. rez, poln. rez,
ung. rozz, finn. ruus, mordwinisch ros, sibirienisch
rsha, rasha, vogulisch orosh, osjakisch arush, tschu-
waschisch irasch, samojedisch arish, tatarisch aresh,
orosh²¹⁹⁾.

Ferner besaßen die Germanen an Feldgewächsen den
Hanf, wie sich aus seinem Namen, altn. hanpr, althocht.
hanf, ergibt, welcher lautverschieben, also nicht
aus dem Griechischen oder Lateinischen entlehnt, sondern
mit lat. *cannabis*, griech. *κάνναβις* urverwandt ist;
desgleichen den Wein, der allgemein angebaut und zu
Gewürden verarbeitet wurde²²⁰⁾. — Hülsenfrüchte

211) Grimm, *Gesch. d. d. Spr.* S. 63. *Kuhn, Zeitschr.* IV, 9.
Z. 1 f. Uweil S. 406. — Der altmordische Name der Gerste, bygg,
schwed. bygg, dän. bygg, kommt von *byggja*, bauen, und bedeutet
ebenfalls ganz allgemein „geerntete Frucht“. 212) Plinius un-
terscheidet, ganz wie wir, Gerste (*frumenta* oder *frumentum*)
und Hülsenfrüchte (*legumina*): „Et quoniam praeparatus est
ager, nunc indicabitur natura frugum. Sunt autem duo prima
eorum genera: frumenta, ut triticum, hordeum, et legumina,
ut faba, cicer; differentia notior quam ut indicari deceat.
Frumenta ipsius totidem genera per tempora stata divisa: hi-
berna ... ut triticum, far, hordeum; aestiva ... ut milium,
panicum, avena, farinulum, irio ...“ *Plin. H. N.* XVIII,
9. 10. 213) „Har, quod adorem veteres appellaverunt.“
Plin. H. N. XVIII, 19, also far = Dinkel. Den ursprüng-
lichen Gebrauch des Dinkels als Hauptbrodfrucht beweisen schon
allein Ausdrücke wie *farina*, *consecratio* u. dgl. 214) Ebenso
Plin. H. N. XVI, 10: „Frumentum et hordeum vicissim et
quidquid in stipula est, in caecum unum solum habet.“

215) Weiz, *Beiträge z. Kulturgesch.* S. 145. 216) Lang-
thol, *Gesch. der deutsch. Landw.* S. 27. 217) „Galliae quod
suum genus faris dedere quod illic braccem vocant, apud
nos sandlam, nitidissimam gran.“ *Plin. H. N.* XVIII, 11.
218) Grimm, *Deutsches Wörterbuch* (Leipzig 1854) II, 322 a. v.
brauen. Es geht nämlich das teutische „brauen“, welches ur-
sprünglich seihen und sieden insgemein bedeutete, mit jenem *brace*,
mittelalt. *bracium*, und dem mittelalt. *braxare*, frang. *brasser*
(brauen), etymologisch zurück auf ein altes *brigrawan*, das dem
latein. *frigere* und *servare*, dem griech. *φύσσειν* entspricht.
219) Grimm, *Geschichte der deutschen Sprache* S. 64. *Bergl.*
Langthol S. 26. 47. 220) *Tagl. Germ.* 17. *Plin. H. N.*
XIX, 2: „Galliae universae viti texant, jam quidem et trans-
rhodani hautes, nec pulchriorem aliam vestem eorum femine

werden gar nicht erwähnt; Erbsen, Bitter, Linse mögen auch wohl durch die Römer nach Teutschland gekommen sein, nur der Name der Bohne ist alt und eigenthümlich¹²¹⁾. — Von Hasfrüchten nennt Plinius (wie oben bereits bemerkt wurde) gelegentlich eine geringe Spargelart¹²²⁾, eine Wurzel sisser, die zu Weibula am Rheine so reichlich gezogen wurde, daß Kaiser Liberius sich jährlich davon nach Rom kommen ließ¹²³⁾ und ausnehmend große Rettige¹²⁴⁾. — Obst gab es nur wenig und unverbessert¹²⁵⁾, darum tragen auch die meisten Obstfrüchte unserer Namen, doch waren diese zu Karl's des Großen Zeit schon seit Jahrhunderten allgemein gütlich¹²⁶⁾.

Nachdem erörtert ist, welche Erzeugnisse der Ackerbau den Germanen lieferte, bleibt zu erwägen, wie dieselben benutzte und auf welche Weise sie gewonnen wurden. Nach den Berichten der alten Schriftsteller sollen die Germanen ihre Nahrung überwiegend dem Thierreiche entnommen haben. Tacitus gedenkt des Getreides gar nicht unter den Speisen, er nennt nur wilde Baumfrüchte, frisches Wildpret und geronnene Milch¹²⁷⁾. Cäsar sagt wiederholt: Die Germanen essen nur wenig Getreide, sondern hauptsächlich Milch, Käse und Fleisch¹²⁸⁾. Plinius spricht nur von Hasferbri¹²⁹⁾. Des Bedes geschweigen Alle.

Dennoch muß der Getreideverbrauch theilweisem umfangreicher gewesen sein, als diese Nachrichten angeben. Das läßt sich schließen theils aus dem hohen Alter des Ackerbaues, theils aus seiner damaligen Ausdehnung, theils aus der Dichtigkeit der Bevölkerung, theils aus der politischen Bedeutung des urbanen Grundeigenthums. — Ueber das Alter des Ackerbaues und der Getreidebenutzung belehrt wiederum die Sprachvergleichung. Die etymologischen Untersuchungen Kuhn's und Grimm's¹³⁰⁾, welche hier freilich nicht ins Einzelne verfolgt werden können, haben zu dem verlässigen Ergebnisse geführt, daß nicht nur der Ackerbau bereits vor der Trennung der indogermanischen Völker begonnen hatte, sondern daß selbst die Anfänge des mit dem Ackerbaue zusammenhängenden schäpften Lebens bis in jene Zeit hinaufreichen. Doch war die Entwicklung des Ackerbaues vor der Aus-

wanderung, wie natürlich, noch nicht soweit gediehen als jene der Viehzucht. Allein sie wuchs während der langsam fortwährenden Wanderung, sobald keltische, lateinische, griechische, teutsche, slavische und litthauische Sprache bald mehr, bald minder übereinkommen, nicht nur in Getreidenamen, sondern auch in den Ausdrücken für Ackerland, Pflug, pflügen, Furche und namentlich auch für mahlen und Mühle, welche letzteren sogar wieder bis ins Sanskrit hinaufreichen. Wegen also die Germanen auch durch Jahrhunderte der Wanderung vorwiegend Hirten gewesen sein, reine Nomaden waren sie unbedingt nicht, als sie den Boden Teutschlands betraten. Und so fanden denn auch die Römer überall in Teutschland eine schäpste ackerbaureichende Bevölkerung, den Ackerbau treibend nicht als Lebensfache, sondern als notwendiges Erdobereis zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes. So wanderten z. B. Ulfspetr und Tentheterer über den Rhein nach Gallien aus, weil sie seit einigen Jahren von den Sueven befrigt und am Ackerbaue gehindert wurden¹³¹⁾. Ein Theil der Sueven zog jährlich aus auf Kriegszugentzernungen, die Dahinkiehlenden aber ernährten sich mit jene und so ward weder die Kriegszugentzernung noch der Ackerbau unterbrochen¹³²⁾. Griechen nahmen einen leeren, für römische Soldaten vorbehaltenen Landstrich in Besitz und bauten ihn sofort mit Häusern und besäten ihn mit Getreide, wie sie daheim zu thun gewohnt waren¹³³⁾. Ja die Erschöpftheit war so charakteristisch für die Germanen, daß Tacitus geneigt ist, die Veneti deshalb zu den Germanen zu rechnen, weil sie feste Häuser bauen und nicht, gleich den Sarmaten, ein Nomadenleben auf Ross und Wagen führen¹³⁴⁾. — Wo hätte auch eine Bevölkerung von der oben (S. 337) nachgewiesenen Dichtigkeit den Raum zu nomadischem Umherziehen gefunden? Vielmehr wohnte Stetium an Stetium in geordneten Staats- und Gemeinwesen; und wir müssen mit Langethat¹³⁵⁾ annehmen, daß in dem, nach des Tacitus Zeugnisse im Allgemeinen für Ackerbau wohl geeigneten und erziehbigen Lande¹³⁶⁾ die meisten fruchtbaeren Ebenen und Thäler bereits bebaut und bevölkert waren. Auch muß der Ertrag des Acker's von wesentlicher Bedeutung für die Bevölkerung gewesen sein, denn die Römer versumten nie, bei ihren Streichzügen außer den Gebäuden auch die Saaten zu zerstören. Das that schon Cäsar regelmäßig und vergift nicht, es in seinen Denkwürdigkeiten

novere." Vergl. Weinfeld, Krauss S. 113 fg. Wacker-nagel in Haupt's Beitr. f. d. Altth. IX, 335 fg.

221) Grimm, Wörterb. II, 224 hat bohuo mit laba und xépos in etymologischer Zusammenhang zu bringen versucht. Die angeblich auf den inasale Kabariae der Kretser wildwachsenden Bohnen des Plinius (H. N. XVIII, 30, vergl. IV, 77) sind sehr bedenklich. Einl, Urspr. S. 418, deutet sie nur vermuthungsweise als pisum maritimum. 222) H. N. XIX, 42. 223) H. N. XIX, 28. 224)

"Agrestia poma." Tac. Germ. 31. 225) Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 22. 226) Cili simpliciter: agrestia poma, recens fera aut lac concretum." Germ. 227) "Neque multum frumento, cetero maxum partem lacte atque pecore vivunt, multumque sunt in venationibus." B. G. IV, 1. "Agriculae non student, majorque pars victus eorum in lacte, caseo, carne consistit." B. G. VI, 22. 228) Vergl. Ann. 208. 229) Kuhn, Der älteste Gesch. der indogermanischen Völker in Weber's Jahrbuch. Studien. I. Bd. S. 231 fg. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 53—70.

230) "Causa transcendit fuit, quod ab Suevis complures annos exagitati bello premebantur et agricultura prohibebantur." Caes. B. G. IV, 1. 231) "Reliqui qui domi manserint ac atque illos alunt. . . Sic neque agricultura, nec ratio atque usus belli intermititur." Caes. B. G. IV, 1. 232) "agrosque vacuos et militum usum aspositos invadere. . . Jamque fixerat domos, semina arvis intulerant utique patrum solum exercebant. . ." Tac. Ana. XIII, 54. 233) "Hi tamen inter Germanos potius referuntur, quia et domos fingunt et soute gestant et pedum usu ac pernicitate gaudent: quae omnia diversa Sarmatis sunt in plaustris equoque vivitibus." Tac. Germ. 46. 234) Geschichte der deutschen Landwirtschaft I, 4 fg. 235) "Terra . . . satis ferax." Tac. Germ. 5.

ausdrücklich zu erwähnen²³⁶⁾, wie auch Tacitus die Verherrlichung des offenen Landes gedenkt²³⁷⁾. Endlich wird die Wichtigkeit und der allgemeine ausgedehnte Betrieb des Ackerbaues bekräftigt durch die schon oben (S. 349 fg.) hervorgehobene Verbindung des echten freien Eigentums an urbarem Boden mit dem Vollbesitze der bürgerlichen und politischen Rechte.

Die durch den Ackerbau gewonnenen Früchte werden zur Nahrung für Menschen und Vieh über Winter aufbewahrt. Hierzu hätten für die Körnerfrüchte Schuppen genügt, deren auch schon Pytheas (bei Strab. IV, 5. p. 201) gedenkt. Aber um die übrigen Früchte gegen die Kälte zu schützen und zugleich die gesammelten Vorräthe vor herumstreifenden Feinden zu verbergen, grub man auch Höhlen in die Erde, die man oberhalb dicht mit Dung bedeckte und außerdem auch zur Winterwohnung und zu Werkstätten benutzte²³⁸⁾. Nichtsdestoweniger behält die Nachricht des Plinius ihren vollen Werth. Denn nicht nur war es das älteste und einfachste Verfahren, das auf der Handmühle gefrorene Getreide in Breiform genießbar zu machen, sondern es blieb auch in der That noch bis mindestens zum 13. Jahrh. Haffbrei die gewöhnliche Nahrung der ärmeren Leute und Brei überhaupt eine so allgemein beliebte Speise, daß man den Ausdruck sprachwörtlich brauchte,

wie heut zu Tage das Wort Brod zur Bezeichnung von Essen oder Nahrung überhaupt, wie z. B. wenn Greifant sagt: ist dem Thoren Brei zur Hand, was summt ihn das Vaterland, oder: der Thor sorgt ängstlich alle Tage, wie er genug des Brods erlange²³⁹⁾. Aber auch der nächste Schritt war damals schon gethan, man hatte bereits gelernt, diebreien Brei in Kuchenform zu bringen und zu rösten, ihn in Brod zu verwandeln. Des vergewissert uns wiederum die Sprachvergleichung, indem sie zeigt, daß von den beiden altsächsischen teutischen Benennungen des Brodes die eine allen teutischen Völkern gemein ist, die andere sogar noch bis ins Slawische, Finnische und Lapische hinübergeht, beide mithin schon lange vor dem Zeitalter des Cäsar und Tacitus entstanden sind²⁴⁰⁾. Und wenn man die schwerere Kunst verstand, aus der Gerste und dem Weizen oder Dinkel, die man neben dem Hafer baute, ein Getränk zu brauen, in welchem nach der Beschreibung des Tacitus das Bier nicht zu erkennen ist²⁴¹⁾, so wird man doch gewiß auch die leichtere Kunst auf sie angewendet, sie zum Brodboden nicht verschmäht haben. Damit aber scheinen in der That die Formen erschöpft gewesen zu sein, unter denen man das Getreide als Nahrungsmittel verwendete, und folglich muß animalische Kost einen bedeutenden und bei den Reicherem wol den überwiegenden Theil der einfachen²⁴²⁾ Nahrung ausgemacht haben, so daß auch die Nachricht Cäsar's ihr Recht behält²⁴³⁾. Wo die gewöhnlichen Getränke des Ackerbaues, der Viehzucht und der Jagd gebracht, wie bei den Chauken unmittelbar an der Nordseeufer (die sogar an gutem Trinkwasser und an Holz Mangel litten und sich mit Eisternenwasser und Torf begnügen mußten), dienten Fische als Hauptnahrungsmittel²⁴⁴⁾; im Binnenlande ward über-

236) „Itaque vastatis omnibus eorum [Moriuorum Menapiorumque] agris, vicis adificiisque incensis Caesar exercitum reduxit.“ B. G. III, 78. „A. Titurius et L. Cotta legati, qui in Menapiorum fines legiones duxerant, omnibus eorum agris vastatis, frumentis succis, adificiis incensis... so ad Caesarem receperunt.“ B. G. IV, 38. „Caesar paucos dies in eorum [Siganthorum] finibus moratus, omnibus vicis adificiisque incensis frumentisque accensis, so in fines Ulteriorum recepit.“ B. G. IV, 19. 237) „Caesar [Germanicus] Inceoso Mattio aperta populata vertit ad Rhenum.“ Annal. I, 56.

238) „Solent et subterraneos specus aperire eosque multe insuper lima onerant, suffugium hiemi et receptaculum frugibus: quin rigorem frigoris ejusmodi mollunt, et si quando hostis advenit, aperta populatur, abdita autem et deserta aut ignorantur, aut eo ipso fallunt, quod quaerenda sunt.“ Tac. Germ. 16. Die Benutzung dieser Grubenbauten zu Werkstätten erhielt man aus den Worten des Plinius (H. N. X, 2): „In Germania vespae atque sub terra id opus agunt.“ Wobersich gebandelt hat über die Wackernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsch. Alterth. VII, 128—133. Ihre einfachste Form lautet im altsächsischen (wahrscheinlich fem.), welches, wie sich aus dem gleichbedeutenden altn. dyngja ergibt, durch Verdrängung des Auslauts aus tungja entstanden, und mithin von tung abgeleitet ist. Tung aber (wahrscheinlich masc.) bedeutet denjenigen Stoff, der zur tungung, zur Dämpfung des Aders, verwendet wird; während das jetzt auch in diesem weiteren Sinne allgemein übliche Wort mit, gotth. malhatu, zufolge seiner etymologischen Verwandtschaft mit agf. malan, lat. meliore, mingere, die Grundbedeutung des Trepfenden, des Rüttelns enthält, also eigentlich den Stroh bezeichnet. — Trichterförmige Gruben, in England pommies, in Frankreich mardelles genannt, die man noch jetzt auf felsigem wie germanischem Boden juncien findet, hat man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit für Überbleibsel solcher alten Tunge gehalten. — Die Benennung Dunk wird noch jetzt zuweilen in Oberdeutschland für Werkstätten gebraucht, und zur Aufzeichnung von Früchten und Gemäßen sind dergleichen mit Thüren versehene bedeckte Gruben, welche an die spanischen Alcos erinnern, in Schlesien noch allgemein üblich.

239) Weinhold, Frauen C. 315.

240) Gotth. hlaisf, althocht. leib, neuhocht. laib, agf. hlaf, engl. loaf, altn. hlaisf, slaw. chlejb', poln. bism. chleib, finn. leipä, lapp. leipe. — Althocht. prot., mittelhocht. brôt, alts. brôd, nld. brood, agf. bread, engl. bread, frist. brât, altn. brâd, schwed. dän. brôd: nach 3. Grimm abgeleitet von den agf. breotan, altn. briota, althocht. priotan, breden. Grimm, Deutsches Wörterb. II, 399 v. v. Eine gewisse Ausbildung muß die Zierde wenigstens erreicht haben, indem man für besondere sehr eigenthümliche Formen buk, Gestalten von Weibern, heiligen Thieren u. dgl., wovon sich noch Spuren bis auf unsere Festbäcker beobachtet haben. Ueber die Geschichte des Brodbekens in Aufständ. vergl. Weinhold, Frauen C. 315 fg.

241) Ueber die Namen und die Geschichte des Bieres vergl. Weinhold, Frauen C. 316 fg. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsch. Alt. VI, 261 fg. Grimm, Deutsches Wörterb. I, 1821 ff. II, 392 v. v. Bier und Brauen.

242) „Cibi simplices... Sine apparatu, sine blandimentis expellunt famem.“ Tac. Germ. 23.

243) Daß Brei und Brod auch am Ufer der Reichen nicht fehlte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst, und liegt auch in der Rücksicht des Tacitus, daß den Chauken, die ein Fische zu unterhalten hatten, Vieh und Früchte gekostet wurden. (Tac. Germ. 15) „Mos est civitatibus ultra eo virtutem conserere principibus vel armorum vel frugum, quod pro honore acceptum etiam necessitatibus subvenit.“ Die Gefolgskinder erhielten von ihnen eine zwar einfache, aber reichliche Verpflegung. (Tac. Germ. 14: „nam epulae et quamquam incompti largi tantum apparatus pro stipendio cedunt.“) 244) „Vasto ibi meatu dies dierum nocturnaque singularum intervalla effusus in immen-

gens ebenfalls Fischefang betrieben. — Neben dem aus Getreide gewonnenen Biere brauchte und liebte man schon seit alter Zeit auch noch ein anderes Getränk, den aus Honig bereiteten Metb²⁴³⁾ und bald kam auch durch römische Vermittelung der Wein hinzu. Sueton und Macrobius erlauben zu Caesar's Zeit die Weineinfuhr nicht²⁴⁴⁾, aber Tacitus berichtet, daß die am Rheine wohnenden Völker solchen kauften²⁴⁵⁾ und minderbekannt seit Kaiser Probus' Zeit ward der Weinbau in Teutschland selbst heimisch²⁴⁶⁾, wodurch das Weintrinken immer allgemeiner wurde und sich immer weiter nach Norden und Osten verbreitete, doch herrschte selbst unter den Reicheren bis tief ins Mittelalter das Bier noch heimlichem vor.

Selbst unter den angegebenen Beschränkungen muß der Getreideverbrauch immerhin bedeutend genug gewesen sein, so daß es keineswegs gleichgültig bleiben konnte, ob die Ernte reichlich oder spärlich ausfiel, oder ob gar völliger Miswachs eintrat. Um so gewichtiger erscheint deshalb das Uebelth eines Sachlundigen, welches Langelthol dahin abgibt: „Spärliche Ernten oder Winterkenten wären aber zumal beim Gerstenbau zu erwarten gewesen, sobald man damals in wilder Wirthschaft und ganz nach Belieben die Aecker beackte hätte, denn die Gerste ist unter allem Getreide am unsichersten, schlägt entschieden fehl, wenn ihr Anbau ohne Umsicht, ohne Sorgfalt betrieben wird. Jede Gerstenart verlangt ein klar und rein vorbereitetes Land, das weder naßsatt noch sauer, weder abgetragen noch verunkrautet ist. Wür-

sum agitur oceanus, operiens aeternam rerum controversiam diuinaque terrae situm an partem maris. Illic misera gens tumultus optinet altos aut tribunalis instructa manibus ad experientia altissimi aetuis, caelis ita impositis, navigantibus similes cum integritate aquae circumdata. naufragi vero cum recessant, fugientisque cum mari placida circa turpia veniunt. Non precandem his habere, non lacum illi finitima, ne cum sevis quidem dimicare contingit, immo procul abacto fructu. Ultra et palustri iunco funis necant ad praetextenda piscibus retia captumque manibus lutum ventis magis quam sole siccantes terra cibos et rigentia septentrione viscera sua urunt; potus non nisi ex limbre arcto acrobolus in vestibulo domus.“ *Pin. H. N. XVI, 1.* Diese traurige Schilderung des Plinius paßt noch jetzt auf einen Theil der Bewohner jener Küsten und Inseln. Bergl. Ukert, Germania S. 375.

243) Schon Pothae hatte von dem Gebrauche des Metb in diesen nördlichen Gegenden erzählt. *Sirob. IV, 3. p. 201.* *Sic. V, 26.* Noch höheres Alter bezeugt ihm sein Name, der bis ins Sanskrit hinaufreicht: *santib, madhu, me, potus inaebrans, griech. μέθυ, vinum, lith. medus, dhenig, slav. med, hemis, poln. miod, dhenig und Metb, althochd. metu, mēcht, mēte oder met, ahl. meda, moodu, altn. mīdr.* — Ein anderer alter, durch gothisch, nordisch, hoch- und niedertruische Sprache gehender Getränksname, mit welchem Baltha das griech. *cinqua* vertheilt, goth. *leipus*, althochd. *lūd* (woher die noch jetzt in Obertruischland üblichen Ausdrücke *Leihaus, Leigabe, Leihkauf*, für Schenke, Riech und Gelübnißtrunk beim Abschlusse eines Handels kommen), scheint eigentlich Döhwein zu bedeuten. *Bergl. Waternagel, „Metu, bier, wia, lit. literuane“ in Haupt's Beitr. f. d. Lit. VI, 261—280. Weinlieb, Frauen S. 319. 244) Caes. Bell. Gall. II, 15. IV, 2. 245) Proximi ripae et vinum merentur.“ *Germ. 33. 246) Vopisc. Prob. 18.* Daher kräufte die Sprache des Weinbaus auch fast durchweg auf dem Lateinischen.*

den nun unsere Vorfahren ihr Land nicht mit Düngung verbessert haben, so hätten sie nur im guten Neubruche, oder nach langer Brache eine gute Gerstenerte erwarten können. Alljährlich Neubruch zu machen, wäre mit großen Schwierigkeiten und großem Aufwande von Zeit verbunden gewesen, lange Brachen zu halten, hätte aber eine sehr bedeutende Anzahl von Ländereien erfordert.“²⁴⁷⁾ Da man nun den Dünger zur Bedeckung der unterirdischen Gemäcker benutzte und da vereint selbst künstlichere und mühsamere Weisen der Bodenverbesserung im Gange waren, wie z. B. bei den Uibern das Ragolen, zugleich, wie es scheint, in Verbindung mit der Anwendung eines mineralischen Düngers, des Kergels²⁴⁸⁾, so ergibt sich fast mit Nothwendigkeit der Schluß, daß man den Dünger auch, seinem Namen entsprechend²⁴⁹⁾, verwerthet und soweit die Vorräthe eben reichten, auf die Aecker geführt habe. Erhöhte man aber die Tragsähigkeit des Bodens durch Düngung, so konnte und übte man auch sicherlich das einfachere Verfahren der Brache, so daß sich eine gewisse Folge der Früchte, ein Fruchtwechsel ergab, über welche sich Langethol vom Standpunkte des sachverständigen Landwirthes folgendermaßen ausspricht: „Bei einem Viehstande, der nicht mit der Größe des Ackerlandes in günstigem Verhältnisse stand, bei so viel Weiden und so umfangreichen Weiden, welche das Vieh den größeren Theil des Jahres ernähren konnten, läßt sich kein anderer Betrieb als die alte Körnerwirthschaft denken: Brache wechselte mit Getreide, entweder so, daß man düngte und zwei Körnerfrüchte nach einander erzielte, oder so daß man ohne zu düngen, je nach der Güte des Bodens, eine oder mehrere Brachen auf Hafer oder Einkorn²⁵⁰⁾ folgen ließ. Den Wein brachte man in einen passenden Theil des Gerstenfeldes.“²⁵¹⁾

Mit den auf solchem Wege gewonnenen Ergebnissen vertragen sich auch im Wesentlichen die freilich nur spärlichen Nachrichten der alten Schriftsteller über den Ackerbau der Germanen. Doch kommen von ihnen eigentlich nur Caesar und Tacitus in Betracht, da die übrigen fast nur entweder ganz unbedeutendes, oder ermißlichtes Falsches melden, und bei jenen beiden wiederum ergibt sich noch der große Uebelstand, daß das Verständniß ihrer Angaben, ganz abgesehen von deren größerer oder geringerer Richtigkeit, schon durch die kurze Fassung ungemein erschwert wird. Auch ist bei Erwägung ihrer Angaben immer streng zu unterscheiden zwischen der eigentlichen Nachricht und der fast jedesmal angehängten Erklärung. Die Nachricht bewählet sich stets als eine ziemlich unbesangene Wiedergabe derjenigen, bald genaueren, bald oberflächlicheren Kunde, die sie eben über den Sachverhalt vernommen hatten, die angehängte Er-

249) *Ges. d. deutschen Landwirthschaft I, 36 ff. 250) „Ubiu gentium solos norimus qui fertilissimum agrum colentes quacumque terra infra pedes tris effosan et pedali crassitudine injecta lactucis, ad ex non diutius annis X prodest.“ *Pin. H. N. XVII, VIII, 4. 251) Bergl. Mann. 238. 252) d. i. frumentum, nach dem oben Gesagten Weizen oder Spelt. 253) *Ges. d. deutschen Landwirthschaft S. 38.***

Klärung dagegen erweist sich ebenso durchgängig als ein Versuch, sich über die Gründe der fremdbartigen Erscheinung vom damaligen römischen Standpunkte aus Rechenschaft zu geben. Letzteres gilt sogar dort, wo Cäsar Gründe angibt, die er aus dem Munde von Germanen selbst vernommen haben will²⁴⁾; denn diese vermeinten Gründe verrathen sich deutlich genug als Antworten, Gehalt und Werth der Antwort hängt aber wesentlich ab von der Beschaffenheit der Frage, und das Cäsar's Fragen einigermaßen schief gewesen sein müssen, ergibt sich schon aus dem Umstände, daß er von dem Sachverhalte offenbar eine minder deutliche genaue und richtige Vorstellung hatte als Tacitus. Weiter ist zu beachten, daß Tacitus von diesen Verhältnissen in dem allgemeinen, dem auf das ganze Germanien bezüglichen Theile seines Werkes handelt, folglich diejenigen ihm etwa noch bekannten Besonderheiten übergibt, die entweder bei allen oder bei einzelnen germanischen Stämmen neben der herrschenden Regel hertiefen. Endlich müssen, da beide Schriftsteller den Ackerbau in Verbindung mit der Niederlassung besprechen, auch Wohnung, Dorf, Flurvertheilung und Ackerbau zusammen in Betracht gezogen werden.

In jüngster Zeit hat sich die gelehrte Forschung wiederholt mit den Zuständen jenes altgermanischen Ackerbaues und Grundbesitzes beschäftigt, die aufs Engste mit dem ganzen Staats- und Rechtsleben verflochten waren und gleichfalls ihre Nachwirkungen bis auf die Gegenwart herab erstrecken. Durch die Arbeiten von Duffen, Hanßen, Guérard, Grimm, Weiß, Hartmann, Jacobi, Langenthal, Struve, Kries, von Bethmann-Hollweg, Walster, von Maurer, Landau, Gmeinr u. A., ist denn auch die Kenntniß und das Verständnis jener Verhältnisse so wesentlich gefördert worden, daß nicht nur von ihrer Grundbeschaffenheit eine ausreichend klare und sichere Vorstellung gewonnen, sondern auch über ihre weitere Entwicklung und Umbildung ein reichliches Licht verbreitet worden ist. Hier freilich können wiederum nur die hauptsächlichsten Grundzüge hervorgehoben und muß für das Einzelne und die weitere Begründung auf die in der Anmerkung verzeichneten Schriften verwiesen werden²⁵⁾.

244. „Kjus rei multas afferunt causas“. B. G. VI, 22. 255) *Uitafan*, Bidrag til Oplysning om Danmarks indvortes Forfatning i de ældre Tider, in: Det Kongelige Danske Videnskabs Selskabs phil. og hist. Afhandlinger. Deel I. Hanßen, Ansichten über das Agrarwesen der Bergzeit, in: *Festschrift zum Reichstagsjubiläum* 1848. 2. B. B. *Benj. Guérard*, Polyptyque de l'abbé Irminon (Paris 1844.); Polyptyque de l'abbaye de St. Remi de Reims. (Paris 1853.) (Bergl. *Verfassungsgeschichte*, 2 Bde. (Juli 1844—1847).) Ueber die altfranzösische Pacht im 6. Bde. der *Abhandl. der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften* zu Göttingen (auch besonders abgedruckt Göttingen 1854. Bergl. derselben *Abhandl. zur deutschen Verfassungsgeschichte in der Allgemeinen Monatschrift für Wissenschaft u. Literatur*, [Braunschweig 1854.] Rebeur und Wipf). Hartmann, Ueber die

Die Hauptstellen des Cäsar lauten folgendermaßen: „Die Sueven stellen hundert Gaur haben, aus denen sie jährlich je tausend Bewaffnete zur Kriegsführung über ihre Grenzen entsenden. Die übrigen, die daheim bleiben, ernähren sich und jene. Diese wiederum sind abwechselnd (in vicem) das folgende Jahr unter den Waffen und dann bleiben jene zu Haus. So wird weder der Ackerbau noch die Kenntniß und Uebung des Krieges unterbrochen. Aber es gibt bei ihnen keinen gesonderten und in Privatbesitz befindlichen Acker, auch dürfen sie nicht länger als ein Jahr an einem Orte bleiben, um dort zu wohnen. Auch leben sie nicht viel von Getreide, sondern meistens von Milch und den Thieren der Herde und sind viel auf der Jagd u. s. w.“). Ferner: „Die Germanen betreiben den Ackerbau nicht mit Eifer und ihre Nahrung besteht größtentheils aus Milch, Käse und Fleisch; auch hat Niemand ein bestimmtes Maß an Ackerland, oder eigenen Grundbesitz, sondern die Dörfertheile und die Vorsteher vertheilen immer auf ein Jahr den Geschlechtern und Verwandtschaften, die sich zusammengethan haben, so viel Acker als und an dem Orte, wo es ihnen gut scheint und nöthigen sie im folgenden Jahre anderswohin zu gehen. Dafür geben sie viele Gründe an: damit sie nicht, verführt durch lange Gewohnheit, den Kriegseifer mit dem Ackerbaue vertauschen; damit sie nicht ausgedehnte Ländereien zu erwerben streben und nicht die Mächtigeren die Kleineren aus ihrem Besitze vertreiben, damit sie nicht sorgfältiger bauen, zum Schutze gegen Kälte und Hitze, damit nicht eine Eucht nach Vermögen entstehe, woraus Parteiungen und Spaltungen hervorgehen, damit sie das Volk in gleichmüthiger Stimmung erhalten, wenn jeder seine Mittel denen der Mächtigen gleichgestellt sieht. Für die Staa-

Uebersetzung in den *Rürkenbüchern* Faberborn und Geveke. (Berlin 1828.) Jacobi, Forschungen über das Agrarwesen des Altgermanischen Reichthums. (Leipzig 1845.) Langenthal, Geschichte der deutschen Landwirthschaft. 1. Bde. (Jena 1847.) Guérard, Wesen und Verfassung der Landgemeinden und des ländlichen Grundbesitzes in Niederfranken und Westphalen. (Jena 1851.) Kries, Die politische Oekonomie vom Stammpunkte der geschichtlichen Methode. (Braunschweig 1853.) v. Bethmann-Hollweg, Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung. (Jena 1851.) Walster, Deutsche Rechtschichte. (Jena 1853.) G. v. v. Maurer, Einleitung zur Geschichte der Markt-, Dorf-, Flur-, Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt. (München 1854.) Landau, Die Agrarverhältnisse in Bezug auf ihre Bildung und ihre Entwicklung. (Hamburg und Berlin 1854.) G. Gmeinr, Die Verfassung der Germanen und des frühlichen Königthums. (München 1855.)

256) B. G. IV, 1. Für das genauere Verständnis ist es unerlässlich, den Grundtext vor Augen zu haben; der deshalb, zumal sämtliche Stellen nur kurz sind, hier Nach finden mag: „Hi centum pagos habere dicuntur, ex quibus quatuordecim singula milia armorum bellandi causa ex haibus educunt. Reliqui, qui domi manerunt, se atque illos alunt. Hi rursus in vicem anno post in armis aut; illi domi remanent. Si neque agricultura nec ratio atque usus belli intermitterit. Sed privati ac separati apud eos nihil est; neque longius anno remanere, in loco incolendi causa licet. Neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt multumque sunt in venationibus.“

ten ist es das größte Lob, ringsum an den verheerten Grenzen recht breite Einöden zu haben. Das halten sie für einen Beweis der eigenen Tapferkeit, wenn die von ihren Feinden vertriebenen Nachbarn zurückweichen und Niemand in ihrer Nähe zu bleiben wagt, zugleich halten sie sich dadurch für besser geschützt, da die Furcht vor einem plötzlichen Einfälle befähigt ist²⁵⁷⁾. Tacitus berichtet zuerst von den eigentlichen Niederlassungen, von den Wohnsitz: „Daß von den Völkern der Germanen keine Städte bewohnt werden, ist hinreichend bekannt, sie bauen nicht einmal mit einander verbundene Wohnsitz. Abgesondert und getrennt bauen sie sich an, wie eine Dürle, ein Feld, ein Gehölz ihnen eben gefiel. Der Feind legen sie nicht nach unserer Weise an, daß die Gebäude zusammenstößen und an einander hängen, sondern jeder umgibt sein Haus mit einem Raume, sei es zum Schutze wider Feuersgefahr, oder aus Mangel an Bauverständigkeit²⁵⁸⁾. Weiterhin sagt er von den Länder:

257) „Agriculturae non student, majore pars victus eorum in lacte caseo carne consistit: neque quicquam agri modum certum aut sine habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibus hominum qui una colorit quantum et quo loco vium est agri attribuant atque anno post alio transire cogunt. Rursus multas assurant causas; ne assidue consuetudine capiti studium belli gerendi agricultura commutent; ne latis sine parare student potestateque humiliores possessionibus expellant; no securitatis ab frigora atque aestus vitandas aedificant; ne qua oritur pecuniae cupiditas, qua ex re facientes dissensionemque nascuntur; ut animi aequitate plerumque continent, quam aus quoque opes cum potentissimis aequari videat. Viri talibus maxima laus est quam latissimas circum so vastitas finibus solitudines habere. Hoc proprium virtutis existimant, expulso agris finitimos eedere, neque quoniam prope adhaere consistere: simul hoc se fore tutiores arbitrantur, repentinae incuriosis timore sublato.“ B. G. VI, 22. 23. Es ist wol zu beachten, daß diese aus dem sechsten Buche ausgehobene Schilderung nicht wiederum (wie die vorige, dem vierten Buche entnommen) von dem besondern Volke der Sueven, sondern von den Germanen überhaupt gelten soll, deren Eigenthümlichkeit im Cap. 21—24 vor in Cap. 11—20 behandelten Eigenthümlichkeit der Gallier gegenübergestellt wird, welche Abicht zu Anfang des 11. Capitels ausdrücklich angegeben wurde, mit den Worten: „Quoniam ad hunc locum pervenimus est, non alium esse videtur, de Galliae Germaniaeque moribus, et quo differant bene nationes inter sese proponere.“ Unter dem angeblichen Gründen der jährlichen Landvertheilung ist von besonderer Wichtigkeit die Stelle: „quoniam aus quoque opes cum potentissimis aequari videat.“ weil daraus ziemlich deutlich hervorleuchtet, daß Götter nicht bloß von jährlicher Landvertheilung überhaup, sondern von einer Vertheilung in gleich große Theile (Zertheilung oder Furchen) erfahren hatte. Der Anfang des 20. Capitels: „Caesar, postquam per Ubios exploratores comperit, Suevos esse in silvas receptiss, inopiam frumenti veritus, quod, ut supra demonstravimus minime omnes Germani agriculturae student, constituit, non progredi longius,“ weicht von dem Anfang des 22. Buchs das einzigste omnes ab, welches sonst als Vertheilung, wie alle Beschränkung gefast werden kann. 258) „Nullas Germanorum populi urbes habitari satis notum est; ne par quidem inter se junctas aedes. colunt discreti so diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant, non in nostrum morem connatis et cohaerentibus aedificiis: suam quoque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium. sive insidia aedificandi.“ Germ. 16. Die unmittelbar dahinter fol-

rien: „Die Feinde werden nach der Zahl der Behauer von allen ... in Besitz genommen und alsdab theilen sie dieselben nach der Schätzung unter sich. Leichtgläubigkeit der Theilung gewährt die Geräumigkeit der Feldflächen. Die Saatsfelder wechseln sie jährlich und es ist Acker übrig. Denn sie vertiefen nicht in der Anfertigung mit der Fruchtbarkeit und Ausdehnung des Bodens, daß sie Obstplantagen anlegten und Wäsen ausschleiden und Gärten bewässerten, nur Saat allein wird der Erde zugewidmet.“ Vergleichen wir nun ganz unbefangenen die Angaben des Caesar mit denen des Tacitus, so finden wir (nach Abzug des einen eigenthümlich suevischen und deshalb aus dem Vergleiche herausfallenden jährlichen Wechsels zwischen Kriegsfahrt und Landbau), daß beide im Wesentlichen übereinstimmen, ja einander gegenseitig ergänzen und nur in einem, aber allerdings einem bedauerlichen Punkte auseinandergehen.

Tacitus sagt ausdrücklich: die Germanen haben keine urbes, keine Städte im römischen Sinne, und das ist so wahr, daß wir es selbst ohne seine bestimmte Nachricht ebenfalls behaupten müßten, aus dem sehr einfachen Grunde, weil ihnen damals noch alle Vorbedingungen zu städtischem Leben durchaus abgingen. Caesar widerspricht dem keineswegs, denn die von ihm genannten oppida Ubiorum auf der rechten Seite des Rheines (B. G. VI, 10), sowie die oppida Suevorum (IV, 19),

geben Nachricht über die Beschaffenheit des Wohnhauses selbst und weiter unten Beschäftigung finden.

259) „Agri pro numero cultorum ab universis in vicos occupantur, quos mos inter ac secundum digitationem partiuntur. facilitatem partiendi camporum spatia praestant, arva per annos mutant, et superius ager. Nec enim cum ubertate et amplitudine soli labore contentum, ut ponsaria conserant et prata separat et hortos gerant: sola terrae aegres imperant.“ Germ. 26. In dieser vielbeschrodnen Stelle bietet der Text mehr als eine Schwierigkeit. Erstens ist die bandtschneidende Ueberlieferung der Textart in vicos an sich nicht völlig sicher, und fensol die Varianten als die vorgeschlagenen Emendationen in vicum, in vicia, in vicos, per vicos, per vicos etc. erscheinen förmlich ungenügend. Doch läßt sich aus Vergleichung mit Caesar. B. G. VI, 22 ziemlich bestimmt erfahren, was gemeint ist: die universi entsprechen Götter, qui una colorit, folglich muß das zu universi gehörige Substantiv, welches höchstwahrscheinlich im Originalen an Stelle des in vicos gefommen hat, dem gentibus cognationibusque des Götter entsprechen haben. Ubrigens wäre es wol möglich, daß das in vicos oder in vicum hier mit dem in vicum bei Caesar. B. G. IV, 1 in Zusammenhang stünde. Zweitens: digitationem erlaubt eine doppelte Bedeutung, fensol auf die Weiden, als auf den Boden. Entweder erklären einzelne, zu höheren Ansprüchen berechtigte cultores größer Stöße, oder die Ackerstücke erhalten umgleichen Umfang in umgelichteten Verhältnisse zu der Güte des Bodens. Drittens: et superius ager kann heißen: es ist Ackerland genug vorhanden, nämlich um solchen Wechsel vorzunehmen, wie Germ. c. 6 no ferrum quidem superius (soll nicht das et Bedenken geben selbst), aber auch: und Ackerland bleibt übrig, nämlich Braue, wie Hist. II, 37: la enim in locum Caesariense superius. Daß endlich weitere die Worte arva per annos mutant eine sehr merkwürdige Auslegung lassen oder gefunden haben: die Einzelnen wechseln ihre eigenen Felder, die Einzelnen wechseln ihre Felder unter einander, die universi wechseln die Felder entweder unter einander oder mit andern universi, daß deshalb weniger auf sich, weil arva nicht Felder schlechthin, sondern Saatsfelder bedeutet. Bregl. Ann. 278.

konnen schon deshalb keine urbes sein, weil nach seiner eigenen Vorstellung die Germanen jährlich ihre Leiden, nicht einmal gegen die Unbilden der Witterung ausreichend schützenden Häuser an einem anderen Orte neu aufbauten (VI, 22). Ebenso spricht auch Tacitus, der doch die urbes grade entziehen trugnet, von einem oppidum Ubiorum (Ann. I, 36. XII, 27) und von oppidis Batavorum (Hist. V, 19). Wihin waren die oppida wahrscheinlich Nichts weiter als ansehnlichere Dörfer, oder Hauptorte²⁶⁰⁾, oder vielleicht auch solche Plätze, in denen einzelne Geföste, oder wol gar das Ganze mit einigen Befestigungen versehen war. Denn Befestigungen, wenigstens nur untergeordneter Art, wußten die Germanen wohl anzulegen, wie z. B. diejenige, in welcher Segst belagert wurde (Tac. Ann. I, 57) und die castella des Vannius (Ann. XII, 29), auch besaßen sie dafür ein eigenes Wort, Burg, von dem sogar der Volksname Burgunden abgeleitet scheint²⁶¹⁾. Die eigentlichen römischen urbes wurden ihnen schon frühzeitig dadurch verhaßt, daß sich an dieselben der Gedanke an die römischen Unterdrückungsbestrebungen knüpfte²⁶²⁾ und dieser Widerwille erhielt sich sehr lange²⁶³⁾. Auch haben sich Städte nach römischer Art nur am Rheine und in den decumatischen Feldern, nie im eigentlichen freien Germanien erhoben, sodaß die sogenannten Städte, welche Ptolemäus namentlich aufführt, nur vicie oder castella und dgl. sein können.

Dann aber fügt Tacitus ergänzend hinzu, in welcher Weise die vicie, die Dörfer, gebaut worden seien, und seine Beschreibung hat sich bis in die kleinsten Züge vor der historischen Kritik als Ganzes bewährt. Es gibt nämlich in Teutschland zwei Arten der ländlichen Niederlassungen: Einzelhöfe, die besonders in Westfalen und den Rarischländern vorkommen, und geschlossene Dörfer, die im ganzen übrigen Teutschland die Regel bilden. Beide finden sich neben einander seit ältester Zeit und man hat sich lange vergeblich bemüht, die eine Form aus der anderen abzuleiten, oder beide zugleich auf die Weise in der Beschreibung des Tacitus (cap. 16) unterzubringen, daß man die Worte colunt discreti ac diversi auf die Einzelhöfe, dagegen das vicos locant auf die geschlossenen Dörfer bezog. Letzteres kann

bis auf einen gewissen Grad richtig sein, aber es bedarf dessen nicht, seit die neueste (bald näher zu berührende) Foeßung dargezogen hat²⁶⁴⁾, daß die Einzelhöfe, entstanden unter Einflüssen der Nationalität und noch mehr der Dertlichkeit, ursprünglich nur in einer der drei wesentlichen Eigenschaften (der Feldbewirtschaftung) von den geschlossenen Dörfern abweichen und eine so geringe Kinderzahl bildeten, daß Tacitus sie nicht besonders zu berücksichtigen brauchte.

Auch in dem Tadel der Lässigkeit stimmen Cäsar und Tacitus zusammen²⁶⁵⁾ und meinen damit beide, daß die Germanen (um einen jetzt üblichen Lieblingsausdruck zu brauchen) den Ackerbau weit weniger intensiv und rationell als die Römer betrieben.

Endlich erzählen beide von der Verteilung und dem jährlichen Wechsel der Acker, und Cäsar gibt dazu die höchst schätzenswerthe, vollkommen richtige Ergänzung, die Verteilung sei erfolgt an die Geschlechter und die Verwandtschaften (die gentes und cognationes). Damit ist aber die Uebereinstimmung zu Ende; nun beginnt die Verschiedenheit. Tacitus läßt die Acker von der Gesamtheit in Besitz nehmen (agri ab universis oecupantur); Cäsar läßt sie von den Obrigkeiten nach römisch-bureaucratischer Weise vertheilen (magistratus ac principes quantum et quo loco rimum est agri attribuant atque anno post alio transire cogunt) und noch bureaucratistischer sind die dafür angegebenen Beweggründe. Das ist gradezu unmöglich, denn selbst noch zu Tacitus' Zeit ließen sich die Germanen nur so viel befehlen, wie sich eben Germanen befehlen lassen²⁶⁶⁾. Ferner: Cäsar scheint gleich²⁶⁷⁾, Tacitus ungleich²⁶⁸⁾ Theile anzunehmen. Endlich und das ist der wesentliche Unterschied: Tacitus scheidet die Besitzergreifung oder Niederlassung, auf welche sofort (mox) eine Theilung erfolgt, von dem jährlichen und nur auf die Saatzfelder beschränkten Wechsel, Cäsar läßt sowohl Niederlassung als Ackerverteilung sich jährlich an einem andern Orte wiederholen. Also sind die Germanen nach der Vorstellung Cäsar's ein in jähelichen Zwischenräumen wanderndes Hirtenvolk, mit geringem Ackerbaue, nach der Vorstellung des Tacitus auffassige Ackerbauer mit Wechselwirtschaft und noch sehr bedeutender Viehzucht.

Für diesen Widerspruch gibt es eine richtige Erklärung:

1) Die Schilderung Cäsar's gelte eigentlich nicht von den Germanen überhaupt, sondern nur von den Sueven. Aber Cäsar kam ja außer den Sueven auch

260) Wie etwa Mattium, der Hauptort (caput) der Chatten, Tac. Annal. I, 56, und der Königshof der Marcomannen, neben welchem noch ein besonderes castellum lag. Tac. Annal. II, 62. 261) Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 700. Baltha bringt das geistliche, weil mit dem griechischen *κωμης* vergleichbare baden zur Uebersetzung von *vicus*, Stadt, und von *vicus*, Festung. An sich kann letzteres, als von baden, bergen, abkommen, freilich jeßen bezogenden, schützenden Ort bedeuten, und Teutoburgum = altsächsisch. Diotrupa mithin vielleicht durch *vicus populorum* übersetzt werden. Allein die Bedeutung der Befestigung muß in Teutschland doch wohl bestimmter vorgezählt haben, da die Römer das Wort in diesem Sinne aufnahmen, wie schon Vegetius IV, 10: „castellum parvulum, quod burgum vocant.“ 262) Daher die Forderung der Aenderer an die Agripinenser: „marco coloniae, monumenta servitii, detrahatis: etiam fera animalia, si clausa tenent. virtutis obviscentur.“ Tac. Hist. IV, 64. 263) So bemerkt noch Ammian XVI, 2: „ipsa oppida ut circumdata retia hauri declinant.“

264) v. Maurer, Ackerbauverfassung S. 10 fg. See, Beschreibungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches (Halle 1854) I, 147 erklärt die Einzelhöfe als Reste älterer keltischer Landwirthschaft, welche die Germanen beibehielten, dazu aber ihre Germanenvereinigungen fügten. 265) B. G. VI, 22. 26. Germ. 46. Hist. Germ. 46 von den Ackerern: „Frumenta ceteroque fructus patientia quam pro solita Germanorum inertia laborant.“ 266) „... qui nationem eam regunt.“ Tac. Annal. XIII, 64. 267) Vergl. Ann. 257. 268) secundum dignationem parviorum. Vergl. Ann. 259. Doch hierin beide Recht haben können, wird sich foglich zeigen.

andere germanische Völkern und stellte, wie schon in Anm. 257 hervorgehoben wurde, hier grade ausdrücklich nicht die Sueven, sondern die Germanen überhaupt den Galliern gegenüber.

2) Die Germanen seien in den anderthalb zwischen Cäsar und Tacitus liegenden Jahrhunderten aus dem Zustande ackerbauender Nomaden in den Zustand anfassiger Ackerbauer mit großer Viehwirtschaft übergegangen. Diese Annahme würde mehr für sich haben, wenn Cäsar nur schlichthin gesagt hätte, die Germanen seien nach Erschöpfung des jeweiligen Ackerlandes weitergezogen, aber sie reicht nicht aus zur Erklärung des so stark betonten natürlichen Wechsel, für den auch Cäsar selbst keinen natürlichen Grund beigebracht hat, während das oben unter Anm. 249 vom landwirtschaftlichen Standpunkte aus Bemerkte um so stärker dagegen spricht. Die Behauptung aber, die Germanen seien zu Cäsar's Zeit noch leichter genügt gewesen, ihre Wohnsitze zu verändern, als 150 Jahre später, ist weder bewiesen worden, noch läßt sie sich beweisen. Lesen wir doch auch noch bei Tacitus: Immer hat dieselbe Ursache die Germanen nach Gallien getrieben, Begehrlichkeit, Habguth und „die Neigung, ihren Wohnsitz zu verändern“²⁵⁹).

3) Cäsar sei über den Sachverhalt minder genau unterrichtet gewesen als Tacitus — eine ebenso natürliche als wahrscheinliche Annahme. Er hatte ja weder die Gelegenheit noch die Veranlassung, so umfassende und gründliche Kunde einzusammeln. Daraus erklärt es sich auch am einfachsten, daß er der Dürftigkeit eine so falsche Stellung bei der Landvertheilung zuwies und eben daraus entsprang auch die Unrichtigkeit dessen, was er kurz zuvor (cap. 21) über die teuflischen Götter im Widerspruch mit Tacitus berichtet, ein Widerspruch, der sich gar nicht durch Berufung auf den Zeitunterschied beseitigen läßt, da in anderthalb historischen Jahrhunderten weder neue Götter jenes Charakters gebildet, noch ältere so umgeschaffen werden können, wie es bei der Abweichung der beiden Geschichtsschreiber solche Berufung voraussetzen müßte.

Demnach sind die beiden Schilderungen des Cäsar und des Tacitus, soweit sie übereinstimmen und einander ergänzen, als ein gemeinschaftliches und einheitliches Zeugniß anzusehen; die eine wesentliche Abweichung in dem Berichte Cäsar's aber ist als ein aus mangelhafter Kunde entsprungener Irrthum bei Seite zu lassen. Doch selbst aus den verschmolzenen Berichten ergibt sich noch keine genügende Vorstellung von dem eigentlichen Wesen der damaligen Dorfgemeinden. Um zu dieser zu gelangen, mußte die Forschung einen ganz entgegengekehrten Weg einschlagen. Geht auf die Wahrnehmung, daß dergleichen Verhältnisse sich mit ungläublicher Zähigkeit durch die größten Stürme vieler Jahrhunderte erhalten, mußte sie von der Gegenwart aufsteigend zu den Urkunden und Rechtsbüchern des Mittelalters und von diesen

bis zu den ältesten römischen Berichten vordringen. Das hat am folgerichtigsten und umfassendsten Landau in dem oben (Anm. 255) genannten Buche getan und deshalb ist er auch zu den reichhaltigsten und richtigsten Ergebnissen gelangt, welche dann namentlich durch die Untersuchungen von v. Maurer und Wälschleits einfache Bestätigung, theils weitere Ausführung, theils hier und da Berichtigung gefunden haben. Das Gesammtergebnis dieser und der anderen oben erwähnten Arbeiten läßt sich in den Hauptzügen ungefähr folgendermaßen kurz zusammenfassen:

In der Regel waren es Familien von theils näherer, theils entfernterer Blutsverwandtschaft, die sich zur Gründung einer neuen Niederlassung zusammenkneten²⁶⁰). Streng legitime Gelegenheit zur friedlichen An siedlung fanden sie nach germanischen Begriffen überall da, wo sich ein eben unbewohnt liegender Landtrich darbietet²⁶¹). Das ganze von dieser Genossenschaft in Besitz genommene Gebiet²⁶²) hieß (so hoch hinaus wir überhaupt den Namen verfolgen können) die Mark im weiteren Sinne des Wortes, und konnte von vier verschiedener, oft mehrere Meilen betragender Ausdehnung sein. Aus der gesammten Mark schied man nun zunächst zwei Grundflächen aus, die eine für die Wohnungen, die andere für die Acker, und theilte dann weiter diese beiden Grundflächen an die einzelnen Familienhäupter²⁶³). Der unberührt gelassene Rest, welcher die ausgegebenen Stücke an Umfang beirreimt übersteigen konnte, und Wald, Weide, Wiese, Wasser und Umland befaßte, hieß die Mark im engeren Sinne, oder die gemeine Mark, und blieb ungetheilt der gemeinsamen Benutzung vorbehalten. Nichts erhielt jede Familie drittel: ein Grundstück für das Wohnhaus und dessen Zubehör, ein bestimmtes Loos von der Ackerflur, und einen ideellen Antheil an der gemeinen Mark. Die Ackerlose waren ursprünglich höchstwahrscheinlich vollkommen gleich, so daß von der Feldflur der Gemeinde keine Familie mehr bekam als die andere²⁶⁴); dagegen konnten die Grundstücke für die Hofstätte wohl ziemlich verschieden ausfallen²⁶⁵), wenigstens finden sich bei den ältesten Urkunden neben den gewöhnlichen Bauerhöfen, die einen gewissen mäßigen Durchschnitt des Umfangs einzuhalten pflegen, in vielen Dörfern und Städten, bald in einfacher, bald in mehrfacher Zahl, oder ganz vereinzelt gelagert, auch andere Höfe, die mehr oder minder und zumweilen sehr beträchtlich über jenen Durchschnitt hinausgehen.

270) „... gentibus cognationibusque hominum qui una coeunt.“ Caes. B. G. VI, 22. Die Bedeutung dieser Verwandtschaften wird sich unten im letzten Abschnitt noch eingehender herausstellen. 271) „Sicut caelum deus, ita terras generi mortalium datus; quare vacuae, eas publicas esse.“ Tac. Ann. XIII, 55. 272) „Agri ab universis occupantur.“ Tac. Germ. 26. 273) „Agri pro numero cultorum occupantur, quos mox inter se partiuntur.“ Tac. Germ. 26. 274) Dies scheint schon aus dem Berichte Cäsar's hervorzuliefern (vergl. Anm. 257), der überhaupt nur von dem Acker redet. 275) Hieraus mag sich das secundum dignationem partiuntur des Tacitus (Germ. 26) beziehen.

260) „Kadem semper causa Germania transcendendi in Gallias, livido atque avaritia et mutandae sedis amor, ut relicta paludibus et solitudinibus suis fecundissimum hoc solum vosque ipsos possiderent.“ Hist. IV, 73.

Unter den zahlreichen, für diese Verhältnisse üblichen teutschen Benennungen ist eine der ältesten und verbreitetsten das nach seiner Abstammung und Grundbedeutung noch nicht hinreichend aufgeklärte Wort *Hufe*, althochd. *huoba*. Es bezeichnete zunächst im engeren Sinne das *Ackerloos*, ward aber auch im weiteren Sinne gebraucht für den Antheil jener eben genannten drei Stücke (*Hof*, *Ackerloos*, *Nießbrauch* der gemeinen *Mark*) nebst den daran haftenden Rechten, die jede zum *vicus* gehörende Familie in diesem *vicus* besaß. Die *Hufe* im engeren Sinne, oder das *Ackerloos*, besaßte so viel als „mit einem Pfluge bestellt werden kann und demnach der Arbeitskraft einer Familie entspricht“⁷⁷⁵). Ihr durchschnittliches Maß betrug gewöhnlich 30, zuweilen nur 20 oder auch 10 Morgen, und ein Morgen wiederum war so viel Land als an einem Morgen oder einem Tage mit einem Pfluge oder Joch beackert werden konnte⁷⁷⁶). Wobin konnte die räumliche Größe des Morgens und folglich auch der *Hufe* je nach den verschiedenen Gegenden oder Bodengattungen etwas verschieden ausfallen. Sehr selten aber und in ältester Zeit wohl niemals wurde die *Hufe* des geschlossenen Dorfes durch ein zusammenhängendes Ackerfeld gebildet, in der Regel bestand sie aus einer bald größeren, bald geringeren Anzahl von Stücken verschiedener Ausdehnung, die durch die ganze Ackerflur verstreut lagen, doch so daß alle *Hufen* an Zahl und Größe der Theile einander gleich kamen. Die Herstellung dieser Anordnung hat man sich ungefähr folgendermaßen zu denken. Sobald der Raum für die Gehöfte des anzulegenden Dorfes ausgetheilt und festgesetzt war, ging man an die Ausmittelung der Ackerflur, deren Größe und Lage von der Zahl und Lage der Gehöfte bedingt war. Das gesammte Land nun, welches zur Beackerung bestimmt wurde, theilte man nach der Beschaffenheit seiner Bodengattungen dergestalt in *Wiercke*, daß jedes *Wierck* einen möglichst gleichmäßig gearbeteten Ackergrund umschloß. Und endlich verschnitt man wiederum jedes dieser *Wiercke* (die in Mittel- und Südteutschland *Gewende*, in Niederdeutschland *Wande* oder *Wanne* oder *Kampe* genannt wurden) in so viel Ackerstreifen, als das Dorf Gehöfte enthielt. Waren also z. B. der Gehöfte 20 und der *Gewende* 15, so bestand jede der 20 *Hufen* aus 15 Streifen, von denen je einer in jedes *Gewende* fiel und nach Lage und Größe gleich bei der ersten Wierckfassung und Vertheilung ein für alle Mal bestimmt worden war. Wobin besaß jeder Hefigentümer seine *Hufe*, einen gleichen und für immer festen Antheil an der Ackerflur des Dorfes, der aber aus so viel verstreut liegenden Stücken bestand, als es eben *Gewende* gab. — Hierzu kam dann noch ein zweites, die Verwerthungsweise. Soweit nämlich unsere urkundliche Kenntniß reicht und höchstwahrscheinlich schon zu *Caesar's* Zeit bestand die sogenannte Dreifelderwirtschaft, d. h. die gesammte Ackerflur des Dorfes zer-

fiel in drei große Theile, in Südteutschland und der Schweiz *Zeigen*, in Nordteutschland fortwährend *Felder* genannt, von denen in regelmäßigem fortwährendem Wechsel jedes Jahr der eine mit *Winter**, der andere mit Sommerfrucht bestellt wurde, der dritte aber brach liegen blieb und zu gemeinschaftlicher Weideweise benützt wurde⁷⁷⁷). — Aus dieser eigenthümlichen Vertheilung und Verwerthung folgte natürlich eine wesentliche Beschränkung des Benutzungsrechtes, festen der Einzelne in der Zeit des Pflügens, Särens und Erntens, in der Wahl des Sommer-, Winter- oder Brachfeldes und der Fruchtgattung durchaus von der Gesamtheit abhängig. Wenn nun *Caesar* diese großen, von allen Dorfbewohnern zugleich und mit derselben Frucht bestellten Ackerfluren oder *Zeigen* sah, so mußte er unwillkürlich zu der Ansicht kommen, daß es bei den Germanen kein Privat- und Sondereigen an Ackerlande, sondern nur einen ihm durchaus unerklärlichen Communismus gebe, und erst Tacitus, dem genauere Nachrichten vorlagen, konnte zu richtigerer Auffassung durchdringen. Ob und wie weit bei dieser sogenannten Feldgemeinschaft ursprünglich ein Sondereigen bestanden habe, kann billig ganz dahingestellt bleiben; denn jedenfalls wurde die *Hufe* sehr bald ein Sondereigen, nur daß dies immer den angegebenen Beschränkungen unterworfen und in sofern in einem Abhängigkeitsverhältnisse blieb.

Ganz anders erhielt es sich mit demjenigen Theile der gesammten *Mark*, welcher zu Hofsstätten ausgetheilt worden war. Hiervon erhielt jedes vollstete Familienhaupt sein Stück zu ehemal erb- und eigenthümlichem Besitze überwiehen. Auf diesem schaltete der Besitzer ganz unbeschränkt, legte nach Belieben sein Wohnhaus, seine Ställe, Schauern und übrigen Wirtschaftsgebäude an und umgab das Ganze mit einem Zaune oder einer Umwallung. Innerhalb dieses unbeschränkten Raumes herrschte der Hausfriede; wer gewaltsam in denselben eindrang, war eine Gewaltthat daran begangen, machte sich eines schweren Friedensbruches schuldig. Ja sogar „dem missethätigen Manne (*homo faldosus*) gewahrte der Hausfriede eine gewisse Sicherheit, indem weder in der eigenen Behausung, noch in einer fremden, gegen den Willen des Hausherrn, Hand an ihn gelegt

775) Zeige gehört mit Ziel, Zahl u. zu einem sehr weit verzeigten Stamme, dessen Grundwurzel und Stammwort kein zweifels hinreichend ermittelt ist. Grimm, Gram. II, 54. Nr. 562. Im unmittelbar zugehörigen Verbum zeigen liegt sehr augenscheinlich die Bedeutung des *Grünens* der Frucht, und die einstige allgemeine Bedeutung des Wortes in diesem Sinne wird bewiesen durch sein Vorkommen in Oberdeutschland und England. Im Englischen heißt noch heute zu tilh pflügen, Wägen der Ackerbau, tilth Feldbestellung, und ebenso in Oberdeutschland zeigen das Pflügen und besonders das Brachfeld besäen, zeig die Feldbestellung oder das besäete Feld, und nur in selten die Dreifelderwirtschaft eben Regel war, auch der dritte Theil der Ackerflur überhaupt. Demnach lassen sich die oben Ann. 259 angeführten Worte des Tacitus (Germ. 26): *arva per annos mutant, et superest ager*, sehr einfach übersetzen: sie wechseln jährlich die Zeigen und das Brachfeld bleibt liegen. Landau S. 54. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch (Stuttgart und Tübingen 1837.) IV. 255.

776) Landau S. 4. 777) Landau S. 44. Walz, Hufe S. 28.

werden durfte²⁷⁹⁾; obgleich es natürlich auch Festsetzungen gab, nach denen der Ueberräuber gleichwohl zur Rechtschaffigkeit gezogen werden konnte. Am lebendigsten hat diese Heiligkeit des Hauses sich befalls in England erhalten. — Auf dem zur Hofstätte gehörigen Grunde und Boden konnte der Besizer auch Acker- und Gartenwirtschaft treiben, oder Hühner gegen Zins ansiedeln.

Der dritte Theil des Dorfgebietes, die gemeine Mark, fiel der gemeinsamen Benützung, zur Jagd, Weide, Fischerrei und Befriedigung des Holzbedarfes anheim, was Alles sich allmählig in bestimmte Formen regelte.

Auch vergrößern konnte der Einzelne seinen Besitz, wenn er, ohne Einspruch zu erfahren, ein Stück des zur gemeinen oder auch zu einer anderen Mark gehörigen Bodens in einen bislang verwandten, d. h. mit einem Zaune umfing und urbar machte. So gewonnene Ländereien waren gleichfalls unabhängig, weil sie, als nicht zur Ackerfur der Gemeinde gehörig, nicht unter die der Hufe anstoßenden Beschränkungen fielen.

Ganz unabhängige Einzelhöfe hat es ursprünglich nicht gegeben; denn wenigstens standen immer mehr benachbarte, wenn auch nicht in Feld, so doch in Mark-Genossenschaft, hatten Wälder und Weiden gemein. Im Uebrigen waren sie eingerichtet wie die Höfe der geschlossenen Dörfer, nur daß ihre Acker nicht in einzelnen Stücken unter Stücken anderer Besitzer verstreut, sondern in der Nähe der Hofstätte vereinigt lagen.

Mehrte sich die Bevölkerung eines Dorfes, so wurde nicht selten innerhalb der alten Gesamtmark ein neues Dorf ganz wieder in derselben Weise gegründet, sodas die gemeine Mark zunächst beiden Dörfern gemeinschaftlich blieb, dann aber unter beide getheilt wurde, und dies Verfahren konnte sich, soweit eben der Raum ausreichte, noch ein oder mehrere Male wiederholen.

Jedoch die Zustände und Verhältnisse der Viehzucht und des Ackerbaues, wegen ihrer tiefen und folgenreichen Bedeutung und wegen der schwierigen Beschaffenheit der Quellen und Methoden, durch welche ihre Kenntniß vermittelt wird, eine etwas ausführlichere Darstellung, so erlauben die übrigen Seiten des germanischen Privatlebens eine knappere Zusammenfassung.

Die Jagd wurde fleißig geübt, theils aus Bedurfnis, wegen des Fleisches und der Felle, theils zur Lust. Hobes Alter der Falkenjagd bei Germanen und Slaven hat Jacob Grimm vermuthet²⁸⁰⁾. Wanderliche Fische muß damals gemundet haben, was jetzt verfehmt wird; denn außer dem Pferde- und Hasenfleische verbot Papst Zacharias durch Bonifacius den Leuten aus das Fische von Bibern, Hähnen, Raben und Störchen. Kraniche, Störche, Schwäne, Rebhühner und Krähen liehe man selbst noch auf vornehmen Tafeln des Mittelalters²⁸¹⁾. — Fischerrei, an der Küste als Hauptfache getrieben²⁸²⁾, ward auch im Binnenlande nicht verach-

tet. Schon Plinius hat mancherlei Bemerkungen über verschiedene Fischearten des Rheines, des Maines und der Donau und die ostgothischen Könige erlitten Fische aus der Donau und dem Rheine²⁸³⁾.

Viehucht, Ackerbau und Jagd lieferten dem Germanen auch die nöthigen Stoffe, aus denen er seine Kleidung bereitete²⁸⁴⁾. Nur Felle allein, die noch dazu einen großen Theil des Körpers unbedeckt ließen, nennt Caesar's kurze Nachricht²⁸⁵⁾; aber schon Plinius kennt die Leinwand in Teutschland²⁸⁶⁾; und aus dem von Tacitus und Anderen gebrauchten Ausdrucke sagum ist auch auf die Anfertigung und Benützung weicher Stoffe²⁸⁷⁾ zu schließen. Im Allgemeinen berichtet Tacitus, auf dessen Angaben wir auch hier wieder fast allein beschränkt sind: „Als Bedeckung haben alle einen Leinwand (sagum), der mit einer Hostie, oder wenn diese mangelt, mit einem Dorne zusammengehalten wird, übrigens unbedeckt bringen sie ganze Tage neben dem Herde und Feuer hin. Die Wohlhabendsten unterscheiden sich durch ein Gewand, welches nicht, wie bei den Sarmaten und Partnern, hierauf wackelt, sondern am anschlief und jedes Glied herortreten läßt. Sie tragen auch Felle von wilden Thieren, die dem Rührer zunächst Wohnenden ohne Sargfelle, die Entfernteren auswechseln, weil sie so durch den Verkehr keinerlei Fug erhalten. Sie wählen dazu besonders Wild und verbräunen die abgezogenen Bälge mit den gefleckten Fellen wilder Thiere, welche der äußerste Ocean und ein unbekanntes Meer erzeugt. Und nicht anders als der Männer ist auch der Frauen Tracht, nur daß diese häufiger sich in Leinwandgewand hüllen und solches mit Purpurstreifen zieren, und den oberen Theil der Kleidung lassen die Frauen nicht in Ermel auslaufen, sondern Dorn- und Unterarm bleibt nackt, oder auch der nächste Theil der Brust ist unbedeckt²⁸⁸⁾“. Aus dieser kurzen, am Schluß auf die entgegengelegte römische Sitte anspielenden Beschreibung ersieht man, daß, neben ansehnlichem Einflusse der Fremde

283) Weinhold, Frauen S. 322. 284) Am eingehendsten hat über die Kleidung gehandelt Weinhold, Frauen S. 404 ff. Vergl. Gerike, Tacitus Germania II. 117 — 122. Barth, Teutschlands Urgeschichte IV, 25 — 49. Wadernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum IX, 335 — 337. 285) „Atque in eam se conuertunt adducunt, ut loca frigidissima neque vestitus praeter pelles habeant quidquam, quarum propter exiguitatem magna est corporis pars aperta, et laeviter in humilibus“. B. G. IV, 1. „Cujus rei nulla est occultatio, quod et promiscue in humilibus prelorentur et pelibus aut pavis rhennorum tegimenta uluntur. magna corpora parte nuda.“ B. G. VI, 21. Ueber die eigentliche Bedeutung des Wortes rheino sind mancherlei Vermuthungen aufgestellt worden. Mehrere haben es als Kenntnißwort gedeutet; aber es gebührt der Beweis, daß das Kenntniß in Teutschland heimisch gewesen ist. Barro (L. I. IV, 35) nennt das Wort ein gallisches. 286) Vergl. Ann. 120. 287) „Nur dieses Stoffes und der Riemen wegen konnten die Römer und Griechen die sonst nicht eben passenden Leinen sagum und zulaus gebrauchen: Pomp. Meia III, 3. Tac. Germ. 17. Siden. Apoll. ep. IV, 20; Hieronimus IV, 7; sagulum Germ. 6.“ Wadernagel in Haupt's Zeitschrift IX, 335. — Sagum oder sagulum hieß bei den Römern ein mottener, Rücken und Schultern bedeckender Überwurf, der von Soldaten und geringen Leuten getragen wurde. 288) Germ. c. 17.

279) Wilda, Sprachsch. S. 342.

280) Gesch. der deut-

schen Sprache S. 32.

281) Weinhold, Frauen S. 322.

282) Vergl. Ann. 244.

bei den Grenzbewohnern, bereits eine gewisse einheimische Kunstfertigkeit vorhanden war, welche sich äußerte in der Kenntnis und Anwendung einer beständigen roten Farbe und in der Verzierung des einheimischen geringen Schmuckes durch ein- und angesehten Einde von fremden, aus fernem Norden bezogenen Rauchwerk. Die Ergänzungen letzterer Art mögen ziemlich genug ausgefallen und wahrscheinlich den künstlichen Arbeiten der Indianer sehr ähnlich gewesen sein. Ueberrassend galten Pelze noch sehr lange als eigentümliche Kleidung der Germanen, namentlich werden Gothen und Franken von den Schriftstellern der nächsten Jahrhunderte bepelte Männer genannt. In sogar bei den Römern fand diese Tracht endlich solchen Beifall, daß sie ihnen von Staatswegen durch eigene Gesetze verboten wurde²⁹¹). Unter den eng anschließenden Kleidern der Reichen können Röcke oder Mäntel und Hosen gemeint sein; ausdrücklich genannt werden Hosen, wie es scheint, zuerst von Lucan, der die weiten Beinkleider der Vangionen als eine Nachahmung der farnatischen bezeichnet²⁹²). Weitere Nachrichten über die Kleidung der ältesten Zeit gebühren fast gänzlich, auch aus den folgenden Jahrhunderten sind sie nicht häufig und zeigen wachsenden Einfluß der Fremde. — Auch über das erste Bedürfnis der Kleidung hinaus, waren schon Gegenstände des Schmuckes vorhanden, unter denen die durch alle Völkersippen verlagerten hängenden, oder die gerundeten Arm- und Halsringe, die vornehmste Stelle einnahmen. Tacitus gedenkt ihrer unter den Weibern, welche den Gauverführern von den bewährten Völkerschaften dargebracht wurden²⁹³) und Florus führt sie auf unter der von Drusus gemachten Beute²⁹⁴). Sie waren, wie die Hängel oder Spangen (fibulae, Tac. Germ. 17) von Bronze oder von Gold.

Nicht minder ward auch dem natürlichen Schmuck des Körpers, dem Haare, sorgsame Pflege zu Theil, die sich auf beides, auf seine Länge und seine rötlich blonde Farbe erstreckte, was eben durch den Gegensatz dem kurz geschnittenen dunkelfarbenen Römer um so mehr auffiel und deshalb auch in den Schriften der Alten ziemlich häufig berührt und besprochen werden ist²⁹⁵). Langes und helles Haar galt dem Germanen als Kennzeichen des freien Mannes; Königsstolzer, zumal das der Merovingen, nährten es deshalb am sorgsamsten, während es Knechten abgeschnitten und seine Pflege ihnen streng verboten wurde, wie auch ein geschnittenes Merovingen für unfähig zur Herrschaft galt. Die Art, es zu tragen, war bei den einzelnen Stämmen verschieden; die meisten,

wie die Gothen, Franken, Alamannen, Burgunden, Friesen, Sachsen, Nordländer, ließen es lang herabhängen, die Sueven dagegen sammelten es seitwärts zurück und banden es in einen Knoten²⁹⁶). Aus der dem blonden Haare beizugelegten Bedeutung entsprang das Vermögen, etwaigen Mangel in dieser Hinsicht durch künstliche Färbung nach- und abzuheben und dies führte zur Erfindung der aus Talg und Buchenasthe bereiteten Färbeseife, die eben deshalb von den Männern häufiger gebraucht wurde als von den Frauen und ihren teuren Urfprung schon durch ihren Namen bekundet²⁹⁷). Den Römern gefiel das germanische goldfarbige Haar so sehr, daß Frauen wie Männer nicht nur das fremde Färbungsmittel annahmen, sondern künstlichen, ganz von echten Germanenhaaren verfertigten Küssen noch höheren Werth zugeschieden²⁹⁸).

So einfach als die Kleidung war auch die Wohnung. „Es findet sich bei den Germanen,“ sagt Tacitus, „nicht einmal der Bruchstein oder der Ziegeln Gebrauch, sie verwenden zu Allem unarbeitetes Holz, ohne Schönheit und Anmuth. Einige Stellen bestreichen sie sorgfältiger mit einer so reinen und glänzenden Erde, daß es wie Marmor und Farbenzeichnung aussieht.“²⁹⁹) Das Holz der Germanen ältestes und für lange Zeit einziges Baumaterial gewesen ist, ergibt sich auch aus der Sprache; denn die ältesten Hauptausdrücke für Ban und bauen, goth. timbr, timjan, althoch. zimpar, zimharjan, zimbarön, neuboch. zimyer, zimmern, entsprechen dem griech. *diobos* und *diön* (Bau, bauen), dem slav. dab, *diče*³⁰⁰); ja Ban und bauen selbst, zurückreichend auf eine ältere Form bagvan, sind unmittelbar verwandt mit Baum, goth. bagms³⁰¹). Noch im 13. Jahrh. war Holzbau so vorherrschend, daß die Häuser dem Sachsenpiegel als fahrende Habe gelten³⁰²). Und ebenso bil-

²⁹⁰) Claudius in Rufinum v. 78—85. Codex Theodosius de habit. l. 2. 4. Vergl. Barb, Teutlands Geschichte IV, 35. ²⁹¹) „Et qui te laxis indantur, Sarmata, braccis Vangiones.“ Plin. I, 136. Vergl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 822. ²⁹²) „Mittuntur elicti equi, magna arma, phaleris, torquesque.“ Germ. 13. ²⁹³) „Victor namque Brutus equos, nequos, torques ipsorum praedam divitiis et vendidit.“ Plin. IV, 25. ²⁹⁴) Vergl. Grimm, Deutsch. Wörterbuch I, 239—241. 263—268. Gesch. der deutschen Sprache S. 822. Weinhold, Frauen S. 458 ff. Gerlach, Tacitus II, 57. 181. 223. Barb, Teutlands Geschichte IV, 12 ff.

²⁹⁴) Tac. Germ. 38. Die in Germ. c. 31 erwähnte Sitte der Chatten, Haar und Bart unverändert wachsen zu lassen bis zur Erlegung eines Feindes, ist erklärt von Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache S. 570 ff. ²⁹⁵) „Prodest et sopo; Gallorum hoc inventum rutilandis capillis; fit ex sebo et cinere, optunus e sagino et carpineo. duobus modis, apud ac liquidus, uterque apud Germanos majore in usum visum quam feminis.“ Plin. H. N. XXVIII, 31. Vergl. Diel. V, 28. — Die trübseligen dunklen des Haares weißt sagt Tac. Germ. in Haupt's Bericht, für deutsch. Alterth. VII, 460. Aus der im Anl. nachweisbaren Bazel sigen. sp., mit der Bedeutung tiefen, welche auf hochdeutsches alban, aelf, alban (schließen) list, Ramml althoch. aelfa, aelfar, mittelhochl. aelfen, neuhochl. aelfer, Schaum, Geißel, sowie die im Mittelhochl. und Neuhochl. vorkommende Benennung aife, Zeifen, für Bäder und kleiner schäumende Flüsse. Vergl. Zezer, Gramm. Alt. p. 183. ²⁹⁶) Orid. Am. I, 14, 45. A. a. III, 163. Martial. VIII, 32. XIV, 24. 25. Herodian. IV, 7. ²⁹⁷) Tac. Germ. c. 16. Die Häuser hatten Stiele, und die Häuser waren von Stroh oder Rohr; „Principatus in his tenebatur harundines belli pascuque experimenta necessarias atque etiam delicias gratas. Vagulo eorum domus suas septentrionales populi operiant durante aere tecta alta.“ Plin. H. N. XXXVI, 61. ²⁹⁸) Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 335 ff. Vergl. sanfr, dann, geist. *Se-ppe*, lat. domus. ²⁹⁹) Tac. Germ. über Disposition nach megerfallenen Consonanten S. 191. Vergl. Grimm, Deutsches Wörterbuch, s. v. bauen I, 1170. ³⁰⁰) S. I, 20; 7; II, 46.

dete noch bis ins Mittelalter das Innere des Wohnhauses einen einzigen ungegliederten Raum, ein langes von den Seitenwänden begrenztes Rieck, über dem sich unmittelbar das Dach erhob. Dieser Raum diente für sämtliche Familienglieder als Wohn-, Ess-, Arbeits- und Schlafstätte und enthielt zugleich den Herd, dessen Rauch sich belästigend ausweg suchen konnte. Deckungen für den Zugang des Lichtes müssen natürlich gleichfalls vorhanden gewesen sein, auch gedient es dafür nicht an alten einheimischen Benennungen, goth. *augadaurd*, althocht. *augatōra*, ags. *cagdura* (Augenthür), altn. *vindauga* (Windauge), glugger, liori, die erst allmählig durch das fremde fenestra verdrängt wurden. Verschläge an den Seitenwänden, welche Schlafkammern und Vorrathsräume ab schnitten, ergaben sich freilich bald, doch immer nur in sehr beschränktem Maße und nur für das allernächste Bedürfnis. Die übrigen Wirtschaftsräume, als Ökuvren, Ställe u. dgl. baute man, je nach Sitte der Gegend, entweder in derselben Fluchtlinie und unter demselben Dache mit dem Wohnhause fertelauend, oder abgeleitet. — Schrad aber der Außenwand nicht der Farnschmuck, so wird auch ein anderer Zierath nicht gemangelt haben, den die Germanen seit ältesten Zeiten liebten und überall, wo er irgend möglich war, anzubringen pflegten: das Schnitzwerk. Schon vor der Abfassungsgzeit der ältesten einheimischen Schriftentwürde fand sich Schnitzwerk an den Enden des Schiffes, an den Giebeln und Wänden, den Säulen, den Ehrensitzen des Hauses, den Schreinen, zumal aber an den Schiden. Die ältesten dafür üblichen Ausdrücke (welche von *fritan*, *frat*, *freßen*, *nagen* sich herleiten), ags. *fratu*, altschl. *fratah* (woher auch das englische *freetwork*, erhabene Arbeit, kommt), gingen schon zeitig in die allgemeine Bedeutung Zierath und dann weiter in diejenige von fernischen und neßenden Einbildungen und Darstellungen, bis sie zur neuhocht. Frage herabsanken, die, dem Ursprunge des Wortes gemäß, noch heut „geschnitten“ wird³⁰¹⁾.

Von eigentlicher, über den Hausbedarf hinausreichender Gewerthätigkeit³⁰²⁾ kann wenig die Rede sein bei so einfacher, kaum über die Befriedigung der vortheilhaftesten Bedürfnisse sich erhebender Lebensweise, bei dem vertheilten Wohnen und bei einer Stitteneinfalt, die silbernes Geräth nicht höher als thönerne schätzte³⁰³⁾. Nur etwa im römischen Germanien mögen einige Gewerbe, namentlich die Zofferei, wirklich als solche, und immer auch nur in geringfügiger Weise betrieben worden sein. Was also die Haushaltung irgend bedurfte, das mußten die Familienglieder selbst schaffen. Alle schweren und unsauberen Geschäfte und langwierige Hand-

arbeit blieb in verschiedener Aufstufung denen überlassen, die in der Mundschafft des Hausherrn standen. Den Frauen fiel zu das Kochen, Brauen, Baden, Seife bereiten, Waschen, Spinnen, Weben und die Verfertigung der Kleider, worin sie von den Mägden unterstützt wurden; den Knechten die Viehzucht, der größte Theil der Ackerbestellung, und allerlei Handarbeit, wie ja auch schon dem auf gesundem Lande stehenden Förmigen ein Kleiderzins aufgelegt war³⁰⁴⁾. Doch gab es auch Arbeiter, die größere Kraft, Übung und Geschicklichkeit verlangten und in höherer Achtung standen, so daß sie auch für den Hausherrn anständig erschienen. Das waren namentlich alle diejenigen, welche der Romer unter der Thätigkeit des *faber* zusammenfaßte, die in Metallen und mit Metallen auszuführenden Arbeiten der Schmiede, Gieß-, Zimmer-, Wagner-, Schnitzkunst u. dgl. Es fielen darunter die Acker- und Hausgeräthe, sowie die Häuser selbst, die Trinkbörner und Schalen³⁰⁵⁾, die Waffen für Jagd und Krieg, der Schild mit seiner Malerei³⁰⁶⁾, die hölzernen Tempel und was es sonst an Schmuck und Geräth aus Metall, Stein und Holz gab. Die Ahtung der Kunst weckte Schwerm und Lause schuf, war unaussprechlich, und sprach sich auch lebendig aus in Mythos und Sage, sofern göttliche und halbgöttliche Wesen und Helden, wie Wotan (der Vulkan und Dävalus der Germanen), Wöte, Siegfried und alle Zwerges als kunstreiche Schmiede und Erzgießer dargestellt wurden. Selbst Unfreie konnten durch hervorragende Leistungen dieser Art zu Ehre und Ansehen gelangen und den Freien veruntheilt es nicht, wenn er die Schmiedekunst und was ihr verwandt war über das eigene Bedürfnis hinaus übte, auch auf Bestellung und Kauf arbeitete. Dagegen find die meisten übrigen Handwerke allmählig aus der Mitte der Hörigen erwachsen, und haben die Spuren der alten Unfreiheit noch lange hin in den mannigfaltigen dem Kunstwesen anhaftenden Beschränkungen nachweisen lassen.

Da Gewerbe und Handel in engerer notwendiger Wechselbeziehung stehen, konnte auch von letzterem sich nur wenig bei den Germanen finden. Eigentlichen Handels, Waarenumsatz um des Gewinns willen, kannte

301) „*Præsentium modum domibus aut pecoris aut vestis ut colono injungunt.*“ Tac. Germ. 25. 305) „*Amplitudo cornuum et figura et species multum a nostrorum bovm corubus differt.*“ Haec studioso conquisita ab labris argento circumcudent atque in amplissimis epulis pro poculis utuntur.“ Caes. B. G. VI, 28. „*Zum Trinken dienen den Römern Zierbecher, und in der Gestalt von Hörnern wurden Trinkgefäße geschnitten, wie die aus der kimbriichen Halbinsel (bei Antern) ausgegrabenen Goldhörner bezeugen (s. d. vergl. Ann. 307); von der Spitze des Horns hieß darum ein Trinkbecher goth. *aitila*, abds. *schihel*, altn. *aitkil* (apex, Hornspitze), wofür sich das latth. *aitilae*, *it. *aitila*, *aitilum*, schiedl. *aitilum* und *aitilum* haben, wie der Name zeigt, ihre Trankhörner von Deutschen nachahmten.*“ Grimm, *Wörterb.* der deutschen Sprache S. 822 f. — „*Das man wirklich alle die Schilde erschlammern angestrichen künde zu Trinkschalen umgekehrt, hat Grimm geistig geföh, der deutsch. Spr. S. 143 f. 306) „Nulla culcus factatio, acuta tantum lectissima coloribus distinguunt.*“ Tac. Germ. 6; cf. e. 42. Ann. II, 14.*

53; III, 76, 2. Vergl. Homeyer, *Ueber das Hantgemäl* (Berlin 1852). S. 21. 302) Dietrich in Haupt's *Zeitschr.* für deutsch. Alterth. X, 213—222. 303) Bodernagel, *Gewerbe, Handel und Schatzerei der Germanen* in Haupt's *Zeitschr.* für deutsch. Alterth. IX, 330—378. Die nachstehende Darstellung folgt wesentlich dieser vortrefflichen Abhandlung. 304) „*Est videre apud illos argentea vasa, legatis et principibus eorum muneri data, nec in alla villitate quam quae humo finguntur.*“ Tac. Germ. 5.

man fast nur im Verkehr mit Fremden; unter Einheimischen beschränkte man sich wesentlich auf Kauf, auf Ueuterwerb zum Zwecke des Besizes und des unmittelbaren Gebrauchs. Wann Kauf und Verkauf liegenden Güter, im Privatrechte befindlichen Grundes und Bodens begonnen habe, wissen wir nicht; die ältesten Rechtsaufzeichnungen aber kennen ihn bereits, begleitet von uralter Rechtsymbolik. Weiter kaufte man Waffen, Vieh, Knechte und Knechte; die Zahlung des Muntshabes für die Frau oder mochte man wol schon nicht mehr als bloßen Kauf ansehen. Den Mangel des Geldes vertraten Vieh und andere Tauschmittel, namentlich auch die bouge, die ehernen oder goldenen Hals- und Arminge, von denen man, wie es scheint, sogar Stücke abhielb, um mit diesen, wie mit einer Scheidemünze, geringere Forderungen auszulösen. Ueberhaupt pflegte man geschätzte Metalle nicht in rohem Zustande aufzubewahren und anzufammeln, sondern nur in verarbeiteten, in Form von Ringen, Hörnern und dergl.³⁰⁷). — Der Handel mit dem Auslande begann wol zuerst im Westen und war Anfangs ein einseitiger, indem die Fremden allein, gallische Kaufleute, Waaren brachten und holten. Die Nervier vertrieben ihnen zwar, nach Caesar's Berichte, den Zugang, um nicht durch Wein und andere Gegenstände der Leppigkeit verweichlicht zu werden, und die Sueven verschmähten gleichfalls gallischen Wein und gallische Pferde³⁰⁸); dagegen erlaubten die Aler, die freilich auch den gallischen Sitten schon viel näher standen, um so lebhafteren Verkehr³⁰⁹), und auch die übrigen Germanen gestatteten ihn, da sie Abnehmer für überflüssige Kriegsbeute brauchten und der Zufuhr an Gold, Silber, Erz, Eisen und Farben bedurften; denn der eigene Bergbau war kaum noch vorhanden, und was man etwa selbst an Metallen gewann blieb ganz unzulänglich. Lebhafter gestaltete sich der Verkehr mit den Römern in den Kaiserzeiten; als Gegenstände der Einfuhr werden genannt Wein und allerlei Waaren von untergeordnetem Werthe³¹⁰); ausgeführt wurden Zuckerrüben, Käse, Seiden, Leinwand und germanische Haare. Doch beschränkte sich der Handel meistens auf die Ufer des Rheines und der Donau, und befand sich auch hier hauptsächlich in den Händen römischer Kaufleute, die sich zur Zeit ziemlich tief nach Teutschland hineinwagten, ja sogar sich dort im innern Lande, wie z. B. in Wardeb's Residenz, ansiedelten³¹¹). Unter den germanischen Stämmen werden die Hermunduren namentlich hervorgehoben, als solche, die in gutem Vernehmen mit den Römern standen und des Handels wegen bis nach Augsburg kamen³¹²). Da aber Gallier

und Römer schon längst nur geprägtes Geld als allgemeines Zahlungsmittel brauchten, so mußten auch die Germanen sich dessen in diesem Grenzverkehre bedienen; sie beschränkten sich aber dabei auf gewisse, ihnen besonders geläufige und für den Kleinhandel geeignete Sorten, auf römische Silberdenare mit gezahntem Rande und dem Gepräge eines Zweigkranzes³¹³). Uebrigens waren schon damals sehr beträchtliche Summen gallischen und römischen Geldes ins innere Teutschland gelangt, die theils erbeutet sein mochten, theils aber auch freiwillig als Geld, als Hülfsgelder, als Geschenke (zum Zwecke der Bescheidung) und wol auch bereits zur Erlaufung des Friedens gezahlt worden waren³¹⁴); und noch größere Massen kamen dahin in den nachfolgenden Jahrhunderten, namentlich durch die marcomannischen Kriege³¹⁵). Eigenes Geld prägten die Germanen verhältnismäßig spät; zuerst wol ließen die fränkischen Könige Goldmünzen mit ihrem Bilde schlagen. — Da aber der Handel für den Germanen nichts Aufregendes hatte, ja von Unfrieden nicht einmal betrieben werden konnte, weil diesen kein echtes Eigenthumsrecht zustand, so mußten auch im inneren Germanien schon frühzeitig freie Männer sich mit dem Vertriebe solcher Gegenstände befaßt haben, nach denen sich ein Bedürfniß kundgab, welches nicht aus der nächsten Heimath selbst befriedigt werden konnte. Gelegenheit zu einem solchen marktlartigen Verkehre boten die großen Versammlungen und Opferfeste, und als Hauptgegenstände desselben lassen sich bezeichnen Pferde, Knechte, Pelze und Bernstein. Letzterer, von den Germanen glesim oder glasum genannt³¹⁶), war den Griechen und Römern schon sehr früh bekannt worden, und hatte bei ihnen so hohe

313) „Proximi ob usum commerciorum aurum et argentum in pretio habent, formasque quadam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt: interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur. Pecuniam probant veterem et diu usatam, serratos bigatosque. Argentum quoque magis quam aurum sequuntur, nulla affectione animi, sed quia numerus argenteorum facilius ulla est promiscua ac villa merantibus.“ Tac. Germ. 3. Wen dieser serrati erhielt sich der dem lat. serratus entsprechende Ausdruck sagte als Münzname bei den Alamannen und Baiern noch bis zur Abfassung der Volkstheorie. Grimm, Stamm. I, 103. — Ueber die serrati und bigati vergl. Lebel, Doctrina numorum vet. I, 4. V. 19. 94. 314) „Treviri vero atque Indutiomarus totius huius nullum tempus intermiserunt, quin trans Rhenum legatos mitterent, civitates sollicitarent, pecunias pollicerentur.“ Caes. B. G. V, 55. „Iam et pecuniam accipere docuimus.“ Tac. Germ. 15. „Sed via ac potentia regibus [Marcomannorum Quadorunq]ue est auro-rilate romana. Raro armis nostris, aereis pecunia iurant; nec minus valent.“ Ibid. c. 42. „Nam Germanos... cuncta ex libidine agere, pecuniamque ac dona, quae solis corruptantur, majore apud Romanos.“ Hist. IV, 70. „Inter quae unus hostium, Latinae linguae sciens, acio ad vallum eque voce magna conjuga et agros et stipendi in dies, donec bellaretur, octertorio centeno, si quis transgisset, Arminii somnia pollicetur.“ Ann. II, 13. 315) So werden z. B. im Urtractate in Thüringen ziemlich häufig römische Münzen gefunden, aber fast nur solche aus den Zeiten der Antonine. 316) Tac. Germ. 45. Plin. H. N. XXXVII, 11, 3; ogl. glere, nahe verwandt mit gla. Grimm, Stamm. I, 58. Gsch. der deutschen Sprache S. 718.

307) Die teuberschen Goldheire waren nicht anders als ein Goldes zu einem Kunstwerke verarbeitetes Kapital. Aber als Kunstwerk sollten sie ein Paar Jagdhörner verstellen. „Kellen-böck“, aus Muenchshere, in der Allgemeinen Monatschrift für Wissenschaft und Literatur. (Halle und Braunschw. 1852.) S. 174 (6). 308) Caes. B. G. II, 15. IV, 2. 309) Caes. B. G. IV, 3. 310) „Proximi ripas et vinum mercantur.“ Tac. Germ. 23. „Promiscua ac vilia.“ Ibid. 5, dergl. Ann. 313. 311) Tac. Ann. II, 63. 312) Tac. Germ. 41.

Schätzung gefunden, daß sie ihn auf gewagten Reisen aufsuchten, denen wir die älteste Kunde über Germanien verdanken³¹⁷⁾. Auch bei allen germanischen Völkern selbst stand er, wie häufige Gräberfunde zeigen, in hoher Achtung. Dadurch wurde er zum geschätztesten Gegenstande eines durch ganz Germanien hin und weit über dessen Grenzen ausgebreiteten Handels, der sich sogar drei eigene Straßen schuf, von denen die eine subarctisch lief, bei Cornuntum die Donau überschritt und sich dem adriatischen Meere zuwendete, die andere südwestlich an der Äuße hin, oder über die fimbrierte Halbinsel, dann durch das germanische und gallische Festland nach den Mündungen der Rhone ging, die dritte endlich in südöstlicher Richtung dem Vorpommern an das schwarze Meer folgte. Auf diesen Straßen zogen germanische wie fremde Kaufleute, und namentlich lassen sich die Spuren der römischen von Italien ab durch Schlefien bis an die preussische Küste verfolgen³¹⁸⁾.

Eine Begleitung, aber nicht eine Folge des Fernreisewandels an der Ostsee war die Schifffahrt, welche dort namentlich die Sueonen in ausgebreiteter Weise und mit selbstem Gesetze betrieben, daß sich Tacitus veranlaßt sah, ihre Reichtümer besonders hervorzuheben³¹⁹⁾. Schon die ältesten geschichtlichen und sagenhaften Nachrichten hegen Kunde und Uebung der Schifffahrt und des Schiffbaues bei den Germanen voraus, und seitdem ist beides ununterbrochen so eifrig und erfolgreich von ihnen geübt worden, daß ein sehr bedeutender Theil der Seemannssprache des gesamten europäischen Abendlandes der germanischer Quelle entstammt³²⁰⁾. Zu Tacitus' Zeit waren die Schiffe freilich noch sehr kunstlos: die Seeschiffe ohne Segel, und so gebaut, daß jedes der beiden Enden als Vordertheil gelten und zum Anlanden diente, die Ruder aber je nach Umständen auch auf der rechten oder der linken Seite allein gebraucht werden konnten³²¹⁾: die Flussschiffe gar nur roh ausgehöhlte Baumstämme, besonders eichene, die bis an 30 und 40 Menschen zu tragen vermochten³²²⁾. Mit so mangelhaften Fahrzeugen stellten sich die Germanen gleichwohl den rö-

mischen Flotten entgegen, wie z. B. die Bractere auf der Ems³²³⁾, und wagten Raubzüge über das Meer hin³²⁴⁾, die in den nächsten Jahrhunderten immer häufiger wurden, zuletzt in wirkliche Kriegs- und Eroberungszüge sich ausbildeten und die kühnen Heldenmannen bis ins Mittelmeer, ja schon im 9. Jahrh. über den Ocean nach Amerika führten.

Von den Bedingungen und Verhältnissen des äußeren Lebens wendet sich nun die Betrachtung auf die geistigen Zustände: zuerst deren allgemeinen Ausdruck, die Sprache, und was damit zusammenhängt, kurz erwähnend; dann fortschreitend zu denjenigen Erscheinungen des bürgerlichen Lebens, welche wesentlich von der erreichten Stufe der geistigen Bildung abhängen; und endlich schließend mit einem Blick auf das, was die Verbindung und Erhebung der Eingelen zu einer höheren vernünftigen Einheit vollendete, auf Religion, Rechts-, Staats- und Verfassungsverfassung.

Sprache, Schrift, Poesie, Zeitrechnung, geistige Bildung überhaupt. — Aus der eigentlich germanischen Periode, aus der Zeit vor der Völkerwanderung und der Einführung des Christenthums, sind einheimische Sprachdenkmäler nicht erhalten. Kenntniß von der Sprache jenes Zeitalters können wir also nur gewinnen theils mittelbar, durch sprachvergleichende Rückschlüsse, theils unmittelbar, aus den von griechischen und römischen Schriftstellern überlieferten personlichen und geographischen römischen Namen. Und hierbei kommt uns der durch die strengste wissenschaftliche Prüfung erhärtete Umstand wesentlich zu Ratte, daß die römischen Geographen und Geschichtsschreiber alle römischen Laute mit sehr feinem Ohre aufgefasset und mit sorgfältiger Treue wiedergegeben haben, was den Griechen weit weniger gelinnte ist. Schon aus diesem verhältnismäßig doch sehr beschränkten überlieferten Stoffe ergiebt sich, daß die Sprache der Germanen nicht nur im Allgemeinen zu dem großen indogermanischen Stamme gehörte, sondern bereits ein selbständiges, von der griechischen, römischen, keltischen oder galischen³²⁵⁾ Sprache verschiedenes und in lebendiger Entwicklung weit fortgeschrittenes Glied war. Als auszeichnende Eigenthümlichkeit derselben ergaben sich aber vornehmlich vier durchgreifende Erscheinungen: der Ablaut, die Lautveränderung, das schwache Verbum und das schwache Nomen³²⁶⁾. Der Ablaut³²⁷⁾ ist ein Wechsel des Vowelsgesetzes, der

317) In dem Reiseberichte des Ptolemäus von Babilonia, zu Anfang des 2. Jahrh. vor Christi. Beryl. Foh. De Psych. Magalhens. (Darmst. 1835.) Element. Ptolemäus die Geographie seiner Zeit. Herausgegeben von J. F. Strauss. Uebersetzt von S. F. Hoffmann. (Erlang. 1838.) S. 36 ff. 318) In Schlefien wurden römische Gräberstätten gefunden, mit römischen Kumpen und Urnen, auf denen selbst lateinische Inschriften bezeugten. Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumskunde. (Dresden 1836.) S. 142; römische Münzen in Preußen und den Küstenländern der Ostsee. Festschen zur nordischen Alterthumskunde S. 84. Borslaae, Dänemärks Boreit, überseht von Westrellen. (Kopenhagen 1844.) S. 52. 319) „Suoionum hinc civitates, hinc in oceanum, praeter viros armatos classicae valent... Et apud illos et opibus, honore.“ Germ. c. 44. 320) Eine Anzahl von teutschen Wörterbüchern der Schifffahrt sind gesammelt und erläutert in Grimm's Grammatik III, 434—440. 321) Tac. Germ. c. 44. 322) „Germaniae praedones singulis arboribus cavatae navigant, quarum quaedam et triginta homines ferunt.“ Pto. H. N. XVI. 7b. Beryl. Tac. Hist. V. 23. Wen der Götze heist das Schiff selbst alter, askr, agf. sac.

323) „Elei δὲ περὰ καὶ ἑλλοι ποταμοὶ κλορεῖ, ἀπὸ τοῦ Ἀνατολῆς Ἀπὸ τοῦ ἑσπέρου καὶ ἀπὸ τοῦ ἡλίου.“ Strab. VII. 1. p. 200. 324) „Et peractis Gaules de galliis den Küstenländer. Tac. Ann. XI, 18. 325) „Dāc an de cūm uter Unterschied zwischen gallischer und germanischer Sprache besteht, ist und zum Ueberflusse Elfar nachdrücklich argu.“ Communesimum istum est C. Valerius Proculus... et propter linguam gallicam scieniam, quā multa sunt Aristoteli consingula consuetudine utatur. ad eum mittitur.“ B. G. 1. 47. 326) Ebenso bestimmt unterscheidet Tacitus (Germ. c. 43): „Gothion gallica, Quoniam panonica lingua conuulgit non esse Germanos.“ Beryl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 723. 327) Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 1031. 328) Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 842—882. 3a.

war auch in anderen verwandten Sprachen begegnet, wie z. B. im Griechischen *qđđđđ qđđđđ* *qđđđđ* *qđđđđ*, oder im Lateinischen *pello populi, cano cecini*, aber nur im Teutischen eine dynamische, die ältere Conjugation beherrschende und die ganze Sprache in Declination, Conjugation und Wortbildung durchdringende, streng nach den drei Grundvocalen a i u geregelte Anwendung und Ausbildung gefunden hat, die am anschaulichsten und reinsten (noch frei von den vielen späteren Trübungen und Störungen) vorliegt in den fünf Abänderungen der gothischen starken Conjugation: *hılpa hılpa hılpa* (helfe half helfen geholfen), *gıba gab gebım gibans* (gebe gab haben gegeben), *fara for forum farans* (fähre fuhr führen gefahren), *steiga steig stigım stigans* (steige stieg steigen gestiegen), *gıta gaut gutım gutans* (gieße goß gessen gegossen). — Die Lautverschiebung³³⁰⁾ ist ein regelmäßiges Fortrücken der stummen Consonanten auf die nächste Stufe, so daß die stummen Consonanten des Sanskrit, des Griechischen und des Lateinischen (welche drei Sprachen zusammen in dieser Beziehung auf der ersten und ursprünglichen Stufe stehen) im Gothischen stets um einen Grad gehiebert erscheinen, ursprünglicher Media gothische Tenues, ursprünglicher Tenues gothische Aspirata, ursprünglicher Aspirata gothische Media entspricht; wie z. B. sanskr. *brāhtri*, griech. *πορις*, lat. *frater*, goth. *brōthar*; sanskr. *dakṣhiṇa*, griech. *διξις*, lat. *dextra*, goth. *lathsvō*. Ja es hat sich sogar innerhalb der teutschen Sprache dieselbe Steigerung noch einmal wiederholt, indem die südlichen und westlichen Stämme die stummen Consonanten von der zweiten auf die dritte Stufe rücken ließen, aus goth. *brōthar* ein althocht. *pruodar*, aus goth. *lathsvō* ein althocht. *zēsawā* bildeten. Und wie das Geseh dieser Lautverschiebung, so hat Jac. Grimm auch die Zeit ihres Eintretens ermittelt, über die er sich folgendermaßen ausspricht: „Immerhin glaube ich schon jetzt den Satz verantworten zu können, der bei fortgeschrittener Prüfung kaum wieder fallen wird, daß unter den ostteutschen Stämmen Lautverschiebung ungefähr in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts einzureisen begann und sich im zweiten und dritten festgesetzt hatte. Westlich Vorgezungenen könnte sie aber schon früher eingetreten sein, und darum reiste sie dort zu einer neuen Stufe heran, deren Beginn schwerer zu bestimmen fällt; im siebenten Jahrhundert scheint auch diese eingefallen, also etwa in der Zeit, wo sich die romanische Aenderung der Keillaute zugetragen hatte“³³¹⁾. Wiederum Jacob Grimm hat, nach dem Grunde der Erscheinung forschend, diesen wol mit Recht in dem rüstigen Umgestirne der Germanen gefunden, der Volk wie Sprache, die gewaltigen Schranken sprengend, unaufhaltsam vorwärts trieb. Wenn der Sturm

der Wanderung, mit stärkerem Rucke aufsteigend, das Volk aus seinen Fugen hob, was Wunder, daß auch der Sprache ein Gleiches geschah! Wie aber die germanischen Völker bei neuer Niederbesetzung alsbald wieder die alte Ordnung der Ansiedlung, des Ackerbaues und aller Lebensverhältnisse herstellten, so blieben auch in der Sprache die Laute wieder stehen in fester, der früheren Ordnung genau entsprechender Fügung³³²⁾. Was uns nun von teutschen Eigennamen bei Caes., Plinius, Tacitus überliefert worden ist, hält in der Regel den gothischen Consonantismus nach der ersten Lautverschiebung fest; und auf dieser Stufe verharteten dann auch (außer den bald untergehenden Goten selbst) alle nordischen Stämme bis auf diesen Tag, so daß das heutige Nieder- teutsche, Friesische, Niederländische, Englische, Dänische und Schwedische noch genau denselben Consonantenstand zeigt. Das Durchdringen der zweiten Lautverschiebung aber bei den südteutschen Stämmen ergab den dialektischen Hauptunterschied, welcher alle germanische Sprachen in zwei große Klassen scheidet: hochteutsche mit zweimaliger und niedersteutsche mit einmaliger Lautverschiebung; und dieselbe kräftige Rührigkeit, welche bei den hochteutschen Stämmen den Laut zum zweiten Male verschob, bewirkte auch im eigentlichen Teutschland den endlichen Einzug der hochteutschen Sprache über die niedersteutsche in der Literatur und im Gebrauche des öffentlichen Lebens. Zur Zeit des Tacitus war eine tiefere und breitere Sonderung verschiedener teutscher Mundarten schwerlich schon vorhanden, aber Anfangs dialektischer Abweichungen lassen sich allerdings selbst schon in den überlieferten Namen erkennen³³³⁾, und noch erheblicher schließen aus einer Vergleichung der althochteutschen Sprache mit der gothischen³³⁴⁾, sofern jene nicht aus dem gothischen, sondern aus einem anderen, vom gothischen verschiedenen Sprachstamme hervorgegangen ist. — Das schwache Verbum³³⁵⁾ und das schwache Nomen³³⁶⁾ sind jüngere Conjugations- und Declinationsformen, von denen wiederum in den verwandten Sprachen Spuren und Beispiele in bald größerer, bald geringerer Zahl vorkommen: aber nur in der teutschen Sprache haben, gleich dem Ablaute, diese Bildungsweisen eine so sorgerechte Entwicklung gefunden, daß sie selbständige Reichen mit bestimmter syntactischer Geltung bilden, und namentlich ist es charakteristisch für die teutsche Sprache, daß dem Adjective beide Formen, die starke wie die schwache, aber mit verschiedenem syntactischem Werthe zusehen. So hat z. B. das starke Verbum goth. *liga lag lēgım ligans* (althocht. *liege lag lagın gelegen*) die intransitive Bedeutung „liegen“, dagegen das schwache Ver-

330), Beiträge zur deutschen Grammatik. (Berlin 1843.) S. 1—106. Folzmann, Ueber den Ablaut. (Karlsruhe 1844.)

331), Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 392—434. H. v. Haumer, Die Aspiration und die Lautverschiebung. (Leipzig 1837.) 332), Gesch. der deutschen Sprache S. 437. 453.

333), Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 437 f. 334), Wackernagel, Gesch. der deutschen Literatur. S. 2. S. 7. Müllenhoff in Haupt's Zeitschrift für deutsch. Alterth. VII. 528. 335), Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 455. 336), Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 477—491. Jacob, Beiträge zur deutschen Grammatik S. 179—196. 334), Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 939—965. Ursprung und Geschichte der schwachen Flexion nach ihrer Form und Bedeutung zu entwickeln, würden weit über die hier gesteckten Ziele und Grenzen hinausführen.

bum goth. lagja lagida lagidedum (S. l. lagi-ded-um wir thaten legen) lagjiss (althochd. lege legte legten gelegt) die transitive Bedeutung „legen.“ — Nach der um die Mitte des 4. Jahrh., also hart an der Grenze des germanischen Zeitraumes abgefaßten gothischen Bibelübersetzung Wulfila's zu urtheilen, war die Sprache jener Zeit reich an vollen, aber festen und durchsichtigen Formen, mit reinen Vocalen und Consonanten, und wol befähigt zu einem ebenso freien als leichten Satzbau, und ihr Wortvorrath genügte fast durchaus, um alle die vielen in der Bibel vorkommenden abstracten und sittlichen Vorstellungen und Begriffe auszuweisen widerzugeben, was einen sehr günstigen Rückschluß auf die allgemeine geistige Befähigung des Volkes und auf die Beschaffenheit seines Bildungszustandes erlaubt ³³⁵). — Die wissenschaftliche Betrachtung, Durchforschung und Erkenntnis der deutschen Sprache ist jungen Ursprungs, zählt kaum ein halbes Jahrhundert. Sie ist begonnen und geschaffen worden durch Jacob Grimm, und hat, auf alle Zeiträume und Stämme sich erstreckend, unter seinen Händen sich bald eine so hohe Ausbildung erreicht, daß nicht nur der ganze Bau der Grammatik in allen Haupttheilen klar und sicher ausgeführt dastand, sondern auch die Benützung und Verwertung der Sprache als einer ebenso reichhaltigen wie verlässigen Hauptquelle für alle Zweige der deutschen Alterthumsforschung und weit darüber hinaus ermöglicht worden ist ³³⁶).

Im 19. Capitel der Germania sagt Tacitus: „literarum secreta vix pariter ac seminae ignorant.“ Diese Stelle hat sehr verschiedene und zum Theil wunderliche Uebersetzungen und Auslegungen erfahren und ist namentlich auf Liebesbriefe gedeutet worden. Nach dem Zusammenhange, in welchem sie steht, mitten in einer tieferen Schilderung der Sittenreinheit der germanischen Familien- und besonders der Eheverhältnisse, mag der Geschichtsfreiber dabei auch allerdings an den vielfachen Mißbrauch der Schrift gedacht haben, zu welchem die Auflösung der alten Sitte und Lucht bei den Römern seiner Zeit geführt hatte. Aber die Worte selbst, ganz unbenutzt betrachtet, erlauben doch keine andere Uebersetzung, als: „Das Geheimnis der Schrift (d. h. die Kunst des Schreibens) ist den Männern ebenso

wie den Frauen unbekannt“ und sprechen mithin die Schreibkunst den Germanen ab. Das ist auch in sofern richtig, als für alle gewöhnlichen Verhältnisse des täglichen Lebens zusammenhängende schriftliche Aufzeichnung wol nie, oder nur in höchst seltenen Ausnahmefällen stattfand. Aber eine Schrift, oder wenigstens Schriftzeichen besaßen die Germanen allerdings, in den sogenannten Runen ³³⁷). Die Gestalt dieser Runen verräth unverkennbar, daß sie aus dem griechisch-römischen Alphabete stammen; zu welcher Zeit aber und auf welchem Wege sie zu den Germanen gelangt sein mögen, liegt noch im Dunkeln ³³⁸). Historische Schriftverzeichnung ergibt, daß rün oder rüna nicht eigentlich ein Schriftzeichen schlechthin, sondern ein geheimnisvolles Zeichen bedeutete ³³⁹), und dem entspricht auch der älteste bekannte Gebrauch der Runen, welcher immer mit irgendwelchen religiösen Elementen im Zusammenhange stand ³⁴⁰). Namentlich wurden sie verwendet bei Loosung und Weissagung, sowie bei Segens- und Verwünschungsformeln. Zu der bei den Germanen sehr beliebten und sehr häufig geübten Loosung und Weissagung schnitt man Stäbchen aus den Zweigen von fruchttragendem Hartholze, beson-

337) Auch das wissenschaftliche Verständniß der Runenschrift knüpft sich an den Namen Grimm. Es beginnt mit dem Buche: Ueber deutsche Runen. Von Wilm. Karl Grimm. (Göttingen 1821.), wozu als Nachtrag gehört: Zur Literatur der Runen. Von H. Grimm. Aus dem 4. Bde. der Wiener Jahrbücher der Literatur. (Wien 1828). Die älteren skandinavischen Werke haben nur noch Werth wegen die in ihnen gesammelten Materialien. Die für Theorie und Geschichte der Runen brauchbaren Ergebnisse derselben sind zusammengefaßt in Wagners'schen's Periculum Runologiae (Kopenhagen 1823.), wozu Liljenzin in seiner Runalära (Stockholm 1832) Ergänzungen und Nachträge bietet. Seitdem ward die Runenforschung gefördert durch mehr in den Jahren 1836–1848 erschienene Arbeiten des gelehrten Herrn Rasmusen, des Engländers Kemble, des Dänen Worsaae, der skandinavischen Gelehrten Brechtkeff und Wundt, und in Deutschland während der letzten Jahre durch folgende Abhandlungen: R. v. Liliencron und K. Müllenhoff, Zur Runenforschung. Drei Abhandlungen. (Abtheil. aus der Allgem. Monatsschrift für Wissenschaft u. Literatur.) (Halle 1852). Kirchhoff, Das gothische Runenalphabet. (Berlin 1851. 2. Aufl. 1854.) Säger, Das gothische Alphabet Wulfila's und das Runenalphabet. (Leipzig 1855.) 338) Wagnersnagel nimmt mit Mümmlin eine etwa im 5. Jahrh. vor Chr. erfolgte Verknüpfung des deutsch-sächsischen Alphabets mit den Germanen an. Bregl. Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum IX., 370. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 156 ff. — Das Runen zur Zeit des Tacitus wirklich schon vorhanden und im Gebrauche waren, wird u. a. bewiesen durch den Eigennamen Albrunus im 8. Cap. der Germania, welcher aus dem Aurimius oder Albrimius der Handschriften allerdings nur durch Conjectur, aber durch eine vollkommen sichere und beweisbare herorgeht. Bregl. Müllenhoff, Zur Runenforschung S. 31 ff., wo auch über die zahlreichen anderen, mit rün oder rüna zusammengefügten Fraumenamen gehandelt ist. 339) Grimm, Mythol. S. 1174. Müllenhoff, Zur Runenl. S. 31. 340) v. Liliencron, Zur Runenl. S. 17. Daher ist Kenntniß der Runen vorauszusetzen bei den Priestern, den mit Weissagung sich befassenden Frauen und den loosenden Hausvater. Wagnersnagel, Geschichte der deutschen Literatur. §. 4. S. 13. — Das Runenl. ist Kenntniß der Runen nur dem oberen Stande, den Freien, bei, die auch allein die Sprache der Bögel verstehen, das Feuer besprechen können u. Grimm, Ueber deutsche Runen S. 49.

335) Uebersicht der gothischen Sprache bei Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 455 ff. Wagnersnagel, Gesch. der deutschen Literatur. §. 9. S. 30 ff. v. d. Gabelens und Säger, Grammatik der gothischen Sprache. (Leipzig 1846.) S. 9 ff. Bregl. v. Raumer, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. (Stuttg. 1845.) 336) Deutsche Grammatik von Jacob Grimm. 1. Ab. 1. Ausg. Göttingen 1819. 2. Ausg. 1822. 3. Ausg. 1840. 2. Ab. 1826. (Neuer Ueberd. v. Th. [2. Ausg.] u. d. 1853.) 2b. 3. u. d. 1831–1837. Geschichte der deutschen Sprache von Jacob Grimm. (Leipzig 1848. 2. Ausg. 1853.) Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausgegeben von H. Haupt. 10 Bde. (Leipzig 1841–1854.) Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, herausgegeben von Th. Aufrecht und W. H. Kuhn. 4 Bde. (Berlin 1852–1855.) Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der einschlägigen Literatur bis zum Jahre 1836 gibt Heinr. Hoffmann, Die deutsche Philologie im Grundriß. (Dresden 1836.)

ders von der Buche³⁴¹⁾, rihte in jedes Stäbchen eine Runne und versuchte dann aus dem oder den auf gerathewol herausgegriffenen Runenstäbchen eine Deutung zu gewinnen³⁴²⁾. Unter dem Vorzeichen von Segens- oder Verwünschungsformeln versch man auch mit Runen, was man stärken oder schüzen wollte, das Schwert, den Schild, den Schiffsnabel, den Ruder u. dgl. Für das Einschneiden oder Einritzen der Runen galt als fedniskir Ausdruck das altn. rista (reizen), aus welchem die einheimische Benennung des Schreibens hervorging, althochd. rizan, altn. und ogf. rístan, altn. rista, die sich im englischen wrire erhalten hat, während sie in Teufelsdruck bei Einführung des fremden Alphabets durch das fremdländische, lateinische scriban (scribere) verdrängt wurde, das sogar ganz gegen die Regel nicht schwachformig ward, sondern die Aklauten des verdrängten rizan annahm (scribu, scrib. scribumus, scribamus). Aus der allgemein üblichen Anwendung der Buchenstäbchen aber entstand der Ausdruck Buchstab (althochd. buoh-stab, ogf. bödestaf, altn. bókstaf) in der Bedeutung „Lautezeichen“, der dann auch für die Lautezeichen des fremden lateinischen Alphabets beibehalten wurde, und ebenso ging aus dem Namen des Baumes „die Buche“ der Name des Schriftwerkes „das Buch“ hervor³⁴³⁾. — Die Anzahl der Runenzeichen belief sich ursprünglich höchstwahrscheinlich auf 18, jedoch vertreten waren die fünf einfachen Vocale a e i o u, die palatale Spirans j, die Sibilans s, die vier Liquiden l m n r, eine (ungefähr dem lateinischen q entsprechende) Gutturallverbindung hv oder ev und endlich aus den drei Klassen der Wurzeln je zwei Laute t th k h b f. Da nun die lautliche Geltung der Runen feststand und da jedes Runenzeichen, welches der Form nach einem Zeichen des griechisch-phonetischen Alphabets entsprach, auch grade immer für denselben Laut galt wie das entsprechende griechisch-phonetische Zeichen, so war es allerdings möglich, von vorn herein die Runen auch für zusammenhängende Schrift

zu verwenden und der von Tacitus erwähnte angebliche Altar des Odhissus am Niederrhein, welcher dessen und des Laertes Namen zeigte, sowie die mit griechischen Buchstaben versehenen Denkmäler an der Grenze Germaniens und Rhaëns können Steine mit Runeninschriften gewesen sein³⁴⁴⁾, doch haben wir darüber keine Gewißheit, da diese Nachricht viel zu unsicher und unbestimmt ist und von Denkmälern aus jener Zeit sich auch nicht die geringste Spur erhalten hat. Römische Schrift war den Germanen sehr bald bekannt worden. Schon Cäsar schrieb an den von den Eburonen und Nervern hart bebrängten D. Cicero griechisch, damit die Feinde den Brief nicht lesen könnten, wenn er in ihre Hände fiel³⁴⁵⁾; Marobd schrieb an Tiberius und ein Brief des keltischen Fürsten Adgandestrix ward im Senate verlesen³⁴⁶⁾. Geseht also, die Germanen hätten wirklich ihre Runenzeichen ursprünglich nicht zu eigentlichem Schreiben, zu alphabetischer Aufzeichnung von Worten verwendet³⁴⁷⁾, so müssen sie notwendig darauf verfallen sein, sobald sie die lateinische Schrift kennen lernten. Jedenfalls ist schon vor dem 4. Jahrh. nach Chr. Geb. buchstabierende Runenschrift in Uebung gekommen, weil in dieser Zeit das Runenalphabet eine Erweiterung von sieben Zeichen erfuhr, für den langen Vocal oder Diphthongen iu, für die Consonanten d g p v, für eine zweite Gutturallverbindung (hv oder ev) und für die Nasallig. Besonders die Nasallig verbiirgt den wirklichen Schriftgebrauch der Runen, da sie nie zu Anfangen, sondern nur in der Mitte oder am Ende eines Wortes vorkommen kann. Die Erweiterung wurde so bewerkstelligt, daß man, um Zeichen für neu entstandene (oder auch für bisher unbezeichnet gebliebene) Laute zu gewinnen, theils die frei gewordenen Zeichen verwandter untergegangener Laute benutzte, theils an den Runen verwandter Laute kleine Veränderungen in der Anzahl und Lage der einzelnen Theile vornahm, aus denen das alte Runenzeichen bestand, theils das alte Zeichen in so fernerlicher Weise ver Doppelte, daß das neu entstehende Zeichen wieder ein selbständiges geschlossenes Ganzes bildete. Solche Sprossenbildung blieb aber beschränkt auf dasjenige Runenalphabet, dessen sich die Gothen und nach ihnen die Angelsachsen bedienten, welche letzteren nach der Eroberung Englands die Erweiterung zur Bezeichnung ihrer seitdem entstandenen Laute soweit fortsetzten, daß das

341) Nach ihrem kandinavischen Namen, altn. reynir, schwed. rön, dän. rønne, und nach ihrer mythologischen Bedeutung möchte man meinen, daß auch die Eberische (arbus aucuparia) dazu verwendet worden sei. Grimm, Wtb. S. 1165. 342) Eine Art der germanischen Fesselung beschreibt Tacitus, Germ. 10, welche Stelle Willenhoff, Zur Runenk. S. 27 fg. sehr eingehend erläutert hat; vergl. v. Eilkenen, Zur Runenk. S. 17 fg. Woternagel, Gesch. der deutschen Lit. §. 4. S. 12. — Die ganze Urt und die Wälsen des Vordrucks erzählt meisterhaft: Domesday, Ueber das germanische Völkern. (Aus den Monatsberichten der Berliner Akademie.) (Berlin 1854.) 343) Neben buchstab kommt auch vor die Benennung althochd. ginstab, ogf. rúnastaf, altn. rúnastaf, und beide Benennungen bezeugen auch in der Bedeutung „Schrift“. Auch das altn. starr allein bezeichnet zwischen den Buchstaben, und Wälsen verwendet stabs zur Unterbrechung des abstrakten exortio, elementum: Gal. 4. 3. 9. Col. 2. 20. — Im Griechischen hat das Reminutiv boka im Singular die Bedeutung Buchstab, im Plural dagegen die Bedeutung: Schriften, Buch, Brief, Wärschriften. Im Docteurischen Bedeutung das Geschlecht, und so entstand das Neutrum das buch, das Buch. Vergl. Willenhoff, Zur Runenk. S. 22. Grimm, Deutsche Wörterbuch s. v. buch und buche 1, 406 fg. 479 fg.

R. Gargl, I. W. u. R. Erste Section. LXI.

344) „Ceterum et Ulitem quidam opinantur longo illo et fabuloso errore in hunc oceanum delatum adiacere Germanias terras, Aachburgumque, quod in ripa Rhevi situm hodieque incolitur, ab illo constitutum nominatumque: aram quae etiam Ulxi consecratam adjecto Laertae patris nomina eodem loco olim repertam, monumentisque et tumulis quadamque classis litterarum inscriptis in confinio Germaniae Ratiarumque adhuc extare. Quae neque confirmare argumenta neque refellere in animo est: ex ingenio suo qualesque domat vel addidit fides.“ Tac. Germ. 3. Vergl. Grimm, Ueber teufels Runen S. 33. 345) „Hanc [epistolam] graecis conscriptam literis mittit, ne intercepta epistola nostra ab hostibus consilia cognoscatur.“ Cicero, B. G. V. 48. 346) Tac. Ann. II, 63. 88. 347) Diese Annahme sucht v. Eilkenen zu begründen. Zur Runenk. S. 17 fg. 23 fg.

vollständigste angelsächsische Runenalphabet aus 33 Zeichen bestand, die aber sammt alle zugleich neben einander gebraucht worden sind. Das nordische, bei den Dänen, Norwegern und Schweden übliche Runenalphabet stimmt mit dem gotisch-angelsächsischen überein in der Reihenfolge und in den Benennungen der Zeichen, bietet aber einige Abweichungen in den Formen derselben und umfaßte nur 15 oder 16 Runen, die keine Vermehrung durch Sprechformen erfordern, sondern erst ziemlich spät durch beigesezte einzelne Punkte zur Unterscheidung verwandter Laute, i. B. des g vom k, des u vom y, des h vom p, befähigt wurden; auch erhielten diese sogenannten gestrichenen oder punktierten Runen keine eigenenthümlichen Namen, während solche bei den spätesten angelsächsischen Sprechformen zu Theil wurden³⁴⁹. — Das älteste bis jetzt bekannte Runendental ist eine kleine, nach den Sprachformen ins 4. Jahrh. zu setzende Inschrift, auf einem bei Lunden in Schleswig gefundenen goldenen Horne³⁵⁰, welche nebst zwei anderen kleinen Inschriften dem mittleren gotisch-angelsächsischen Alphabet von 25 Zeichen angehört und der Unterlegung einen festen Ausgangspunkt gegeben hat. Alle übrigen angelsächsischen und sämtliche nordische Runendentaler sind bedeutend jünger, größtentheils erst nach Einführung des Christenthums entstanden. Aus einer Vermittlung des Runenalphabets mit dem griechischen Schuf Wulfila die gotische Schrift, während die übrigen germanischen Stämme mit der Bezeichnung zugleich auch das lateinische Alphabet annahmen und nur von den Angelsachsen einzelne Runenzeichen beibehalten wurden für solche Laute, die im lateinischen Alphabet keine genügende Vertretung fanden.

Die Poesie³⁵¹ der Germanen kennen wir zwar nicht aus unmittelbarer Anschauung, doch vermögen wir aus einzelnen verkürzten Nachrichten und aus einer Reihe von Combinationen und Schüssen eine leidliche Vorstellung zu gewinnen, sowohl von ihrem Inhalte als von ihrer Form. Zunächst ergibt sich, daß die Germanen reich waren an Liedern religiös-mythischen und sagenhaft-epischen Inhalts, welche ihrer Fassung nach wesentlich der epischen Gattung angehörten und nur hier und da lyrische oder dialektische Färbung trugen. Ihr Vortrag und ihre Fortpflanzung geschah lediglich durch den Gesang und eigentliche Prosa gab es neben ihnen noch nicht³⁵². Kein mythologischer Inhalts müssen die Lieder gewesen sein, deren Tacitus in der Germania gedenkt, die von Hercules erzählt (worunter vielleicht

der hammertragende Donnergott zu verstehen ist) und von Luistio und Mannus und dessen Söhnen, oder von den Ahnherren des Menschengeschlechts und der germanischen Stämme³⁵³; auch geschichtliche Lieder kannte derselbe auf Arminius, den Befreier Germaniens³⁵⁴. Anlaß zum Gesange gab es überall, wo Menschen versammelt waren zu einem Beginnen, welches das Gefühl erregte und erbot, namentlich bei Gottesdiensten und Kampf. Gesang erfüllte die Nächte vor dem Kampfe³⁵⁵ und begleitete den Beginn der Schlacht³⁵⁶. Greisliche Lieder wurden unmittelbar vor der Schlacht in der Weise gesungen, daß man den Schild vor den Mund hielt, um den Ton rauher und brausender zu machen und von dem Ausfalle dieser die Entlassung des Muthes bezeichnenden Vortragsweise (relatus), welche harditus hieß, schloß man auf den Erfolg des Kampfes³⁵⁷. Noch häufiger bot der Gottesdienst Veranlassung zum Gesange bei den Opfern und den feierlichen Umzügen³⁵⁸, und wie von den Bräuten so auch von den Liedern dieser Art haben sich vereinzelt, aber fröhlich sehr veräummerte Trümmer durch lange Jahrhunderte erhalten. Den eigentlich gottesdienstlichen Gesängen schlossen durch vermauteten mythologischen Inhalt sich die kürzeren Zauber- und Segenssprüche. Von solchen sind uns in einer merseburger Handschrift des 10. Jahrh. zwei errettet worden, und zwar in einer ziemlich unversehrten etwa dem 7. Jahrh. angehörigen Fassung³⁵⁹. Das eine ist ein Zauberlich zur Heilung eines erkrankten Pferdes, das andere ein Heflied, bezüglich auf die Erlebigung eines Gesanges aus seinen Fesseln, beide durchaus episch gehalten und in der gewöhnlichen Versform der ältesten hochdeutschen Dichtungen. Dergleichen erhaltenen Lieder bei den Volksepoemsammlungen, bei den öffentlichen Gelagen, und auch bei Veranlassungen des Familienlebens, bei der Hochzeit- und namentlich bei der Begräbnißfeier. Besonders die Lieder der letzteren Art scheinen sehr zahlreich gewesen zu sein und sehr festgehalten zu haben, da sich die Kirchengewalt noch durch mehrere Jahrhunderte zu wiederholten Verboten derselben veranlaßt sah. Auch spottender Beschimpfung wird uns aus so früher Zeit be-

352) Tac. Germ. 2. 3. 353) „Cantique adhuc barbaras apud gentes.“ Tac. Ann. II, 58. 354) „Nox per diversa iniqua, cum barbari festis epulis, laeto cantu aut truci sonore subjecta vallum et resultantis solitus concupere.“ Tac. Ann. I, 65. „Nox apud barbaros cantu aut clamore...“ Tac. Hist. V, 15. 355) „Herculem... ituri in proelia canunt.“ Tac. Germ. 3. „... adversus temerem subventum cohortes Germanorum, cantu truci, et more patrio nudis corporibus, super humeros acuta quærentium.“ Hist. II, 22. „Ut virorem cantu seminarum ululatu sonitu acies nequas paræ legionibus cohortibus reddiderit clamor.“ Hist. IV, 18. 356) Tac. Germ. 3, wegen Ritterscher Anmerkung S. 47 fs. zu vergleichen. Harditus ist die handschriftlich allein bezeugte Lesart. Sie wird zusammengefaßt mit dem ältesten Namen des Schildes, bardis (von berj, polare, ferre). Vergl. Müllenhoff, De ant. Germ. poesi p. 19 seq. Wattenagel, Deutsche Literaturgesch. S. 9. Grimm, Deutsch. Wörterbuch a. v. bar I. 1121. 357) Darüber handelt besonders Müllenhoff in der eben genannten Schrift. 358) Grimm, Ueber zwei entzifferte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. (Aus den Abhandl. der Berliner Akademie.) (Berlin 1842. 4.) Vergl. Grimm, Mythol. S. 1110 fs.

349) P. A. Munch, Körtfattet Frematilling af den ældre Nordiske Runekrift. (Christiania 1843.) Eine vergleichende Uebersicht der verschiedenen Runenformen und Namen findet sich auf der Schrifttafel zu S. 66. Das gotische Alphabet. 349) M und, Ueber die Inschrift auf dem bei Gallehus unweit Lunden im J. 1734 gefundenen goldenen Horne, in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1848. Vergl. Müllenhoff, Zur Runenkunde S. 4 fs. 350) Müllenhoff, De antiquissima Germanorum poesi chorica particula. (Kilae 1847.) Wattenagel, Ueber die deutschen Lit. 3. S. 2. 8 fs. 351) „Celebrant carminibus antiquæ, quæ unum apud illos memorie et annuum genus, Tuistponen etc.“ Tac. Germ. 2.

zeugt, und Räthslieder müssen, wegen ihrer Verbreitung bei allen trausthigen Stämmen, ebenso hoch hinaufreichen³⁵⁹⁾. Dramen konnte es freilich noch nicht geben, aber doch war der erste rohe Keim derselben bereits vorhanden, ein Dargestand naderer Zunglinge zwischen bloßen Schwertern³⁶⁰⁾. Und dieser Tanz wiederum sehr musikalische Begleitung voraus, möge diese nun in bloßem Gesänge oder in Instrumentalmusik bestanden haben. Ueber die Musik der Germanen wissen wir freilich gar wenig; Kriegshörner scheint es gegeben zu haben und Pauken; und Benianius Fortunatus wie Jordanes nennen die Harfe als dasjenige Instrument, mit welchem die Germanen ihre Lieder begleiteten. Dagegen läßt sich über die Form der alten Lieder durch verlässliche Schlüsse ein ziemlich sicheres Urtheil gewinnen. Da sich zahlreiche unzweideutige Beispiele von dem Vorherrschen der Alliteration in den Namen blutsverwandter Personen finden (wie z. B. Angimierus und Arminius, Dheim und Nefse, Thunelba und Thumelcis, Mutter und Sohn, Segimirus und Segesle, Brüder u. s. w.), da die nach des Tacitus ausdrücklichem Zeugnisse in alten Liedern enthaltenen Namen der göttlichen Vögherren der Ingävonen, Istävonen und Irminonen alliteriren, da auch andere zusammengehörige uralte mythologische und sagenhafte Namen (wie Wodan, Risi und Ve, Asl und Embla, Esylb und Seraf u. dgl.) dieselbe Erscheinung zeigen, so muß die Alliteration schon in der ältesten Poesie gebräuchlich gewesen sein. Und von dies der Fall, so war auch nothwendig der Vers zweitheilig, und der zweitheilige Vers wiederum führte fast unwillkürlich zu den durch die ganze teutsche Poesie bis an das Ende des Mittelalters herrschenden vier Hebungen³⁶¹⁾. — Die Dichter und Sänger jener Zeit gehörten keinem bestimmten Stande an und bildeten ebenso wenig eine Genossenschaft, Randesmäßig abgeschlossene Varden gab es nur bei den Galliern, nie bei den Germanen. Aber die Dichtkunst selbst galt auch den Germanen als „ein heiliges, zu den Göttern unmittelbar in Bezug stehendes, mit Weissagung und Zauber zusammenhängendes Geschäft“³⁶²⁾. Reich ausgebildete Mythen erzählen, wie sie von den Göttern, ja von dem höchsten Gotte Wotan selbst ausgegangen sei, und andere stellen sie unter die besondere Ddub eines Gottes, des uns freilich nur aus altnordischer Poesie bekannten Bragi, oder einer Göttin, Saga, der Gemahlin oder Tochter Wotans, wie auch den Griechen die Muse des Zeus Tochter war³⁶³⁾. Und die Wirkung des Gesanges wird noch im 13. Jahrhund. so geschildert, daß die Thiere im Walde, die Würmer im Grase, die Fische im Strome ihres Weges vergessend ihm lauschen³⁶⁴⁾. Von den Göt-

tern ward die Gabe der Dichtkunst als ein Gnadengeschenk verliehen und wer sie empfang, den bezeichnte eine der ältesten Benennungen des Dichters, althöft. soðh, altsächsl. und ags. soðp, selbst als einen Schöpfer³⁶⁵⁾. So mögen denn auch Einzelne, welche jene Gabe und die Kunst des Gesanges in hervorragender Weise besaßen, sie schon frühzeitig fast wie einen Beruf angesehen, wovon sich Kunst und Gaden erwerben haben; wenigstens schildern schon die ältesten Sagen den Sänger als willkommen in des Häuptlings Halle, als geheret und reich beschenkt und zuweilen auch als vielgenannten Mann. Doch trat der Dichter damals noch nie aus der Gesamtheit des Volkes heraus, bildete nie aus eigener Erfindung und nach persönlichem Belieben, sondern wie jeder im Volke sang und zu singen wußte, so war auch die Dichtung selbst ein Eigenthum des ganzen Volkes, nach Inhalt wie Form im ganzen Volke lebend, und der Einzelne griff eben nur diesen oder jenen Theil heraus, und bildete und sang ihn so, daß er nur sich selber und gewandter wiederzugeben schien, was jeder gleichsam als sein eigenes Denken und Empfinden wiedererkennen vermehrte. Unersichtlich aber war die im Volke lebende dichterische Sagenfülle, denn bis in diese Zeit, ja zum Theil bis über die Einwanderung, sogar bis in die asiatische Urheimath hinaus reichen die Siegfrieds- und die Thierfage und jener noch im Drenkel des 12. Jahrhunderts haftende Mythos von Ifo und Ifa, den sich erfahrenden Göttern, zu welchem auch der Dhyffus des Tacitus (Gern. 3.) gehört haben mag; und um die Vorgeschichte jedes einzelnen Stammes rankte ein blühendes Sagengeflecht, am reichsten wol bei den Goten und den Langobarden³⁶⁶⁾. Auch die nach dem Berichte des Jordanes³⁶⁷⁾ angeblich zur Zeit des Tiberius niedergeschriebenen gotischen bilagewineis werden wol als Sittenfprüche in das Gebiet der Poesie zu ziehen sein³⁶⁸⁾. — Der größte Theil dieser alten Poesie ging mit den Sagen selbst unter in den Stürmen der Völkerwanderung, aus welcher sich dagegen in neuer ruhender Fülle die eigentliche Heldensage entwickelte, die, wiederum aber fast alle germanische Stämme reichend, bis an das Ende des Mittelalters eine große Anzahl von Dichtungen entworfen ließ, unter ihnen die Krone der gesammten teutschen Volkspoesie, das Nibelungenlied.

359) Auson. Mosella p. 165 seq. Beryl. Badernagel, Deutsche Literaturgeschichte. §. 3. Ann. 13. 14. S. 9. Grimm, Myth. 3. 862. 360) Tac. Germ. c. 24. 361) Badernagel, Gesch. der deutschen Literatur. §. 3. S. 10 f. Rühlenshoff in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterth. VII. 527. 362) Beryl. den Abschnitt „Dichtkunst“ in Grimm's Myth. 3. S. 852—861. 363) Grimm, Frau Wotens Tochter in Drenkel's Zeits. (Berlin 1842. 4.) 364) Gudrun 388. 389.

365) Badernagel, Deutsche Literaturgeschichte. §. 3. S. 11. §. 22. S. 41. Grimm, Myth. 3. 832. Herkunft und Bedeutung der in altnordischer Sprache gewöhnlichen Benennung des Dichters, alts. soðh, ist in seiner Bedeutung für vergleichende Sprachforschung III. 428. 366) Eine Uebersicht der Stammsagen gibt Göttschall, Handbuch der deutschen Literaturgeschichte (Leipzig 1847). S. 17—36. 367) Jordanes, De rob. get. in Hist. Augustae script. ed. Gruter. (Hannoviae 1611. fol.) c. 11. p. 1094. 368) v. d. Hartzung und Löb, Grammatik der gotischen Sprache (Leipzig 1846. 4.) S. 6.

In der Zeitrechnung der Germanen fiel dem Tacitus auf, daß dem Mondwechsel und der Nacht eine vorwiegende Bedeutung zugesprochen war, und in der That waren dies zwei Anknüpfungspunkte, deren Hervorhebung wiederum die Schärfe und Sicherheit seines Blickes bekräftigte. „Sie kommen zusammen,“ sagt er, „falls nicht etwas Zufälliges und Pöthliches vorgefallen ist, entweder zur Zeit des Neumondes oder des Vollmondes. Denn das halten sie für den günstigen Anfang zu Verhandlungen. Und sie rechnen auch nicht, wie wir, nach der Zahl der Tage, sondern nach der der Nächte. So setzen sie Fristen an, so sagen sie auf solche zu. Die Nacht scheint den Tag zu führen.“³⁷⁰) Nach Jordanes (cap. 11) kennt *lunae commoda incommodaque*, d. h. entschiedenen Einfluß des Mondes auf bedeutende Unternehmungen. „Aber alle Arbeiten und Verrichtungen waren durch Tag und Sennzeit bedingt, sowohl der Krieger als der Knechte, vorzüglich auch der Gerichte. Sollte hingegen Neues und Wichtiges gepflogen werden, so richtete man sich nach dem Monde; das hat nicht den Sinn, daß die Beratung bei Nacht gehalten, die Handlung bei Nacht begonnen wurde, sondern es geschah an Tagen, deren Nächte günstiges Mondlicht hatten.“³⁷¹) In wissen nun grade Neu- oder Vollmond für dies oder jenes förderlich oder hinderlich erachtet worden sei, vermögen wir bei dem Abgange näherer Nachrichten freilich nicht zu erkennen, zumal die im Aberglauben verbliebenen Reste von Beachtung des Mondwechsels sich meist in den engeren Schranken des Ackerbaues und der Viehzucht halten; doch scheint im Allgemeinen Neumond als günstig gegolten zu haben für Geschäfte, welche ein Anheben, Wachsen, Zunehmen bezweckten, Vollmond für solche, die auf Trennung, Aufhebung, Zerstörung abzielten. Cäsar berichtet³⁷²), wie Frauen in Ariovists Lager hätten den Anspruch gethan, die Germanen würden nicht siegen, falls sie vor dem Neumonde kämpften: es mag also wol das wachsende Licht als eine Vorbedeutung aufsteigender Nacht gegolten haben. — Die Rechnung nach Nächten kann zum Theil auf dieser Schätzung des Mondwechsels beruhen; zum andern Theil aber mag sie noch tieferen mythologischen Grund haben. Denn grade die heiligen Feste waren entweder in die Nacht verlegt, oder wurden bis in die Nacht ausgedehnt; so die mit Oster- und Walpurgis begangenen Frühjahrsfeste, und so namentlich auch die beiden Hauptfeste der sommerlichen und der winterlichen Sonnenwendefeste.³⁷³) Die unserer Christnacht entsprechende Nacht der Winter Sonnenwende, welche von den Angels „die Nacht der Mutter“³⁷⁴) genannt und

bei allen germanischen Stämmen mit höchster Feiertagsfeier begangen wurde, galt als der Anfang des Jahres. Für letzteres läuft durch alle germanische Sprachen dieselbe Benennung, goth. jār, althocht. jār, ags. gear, altn. ár, welche dem griechischen *ἀρχή* entspricht³⁷⁵). Es zerfiel naturgemäß zunächst in zwei Theile, Sommer und Winter; und wie die Nacht dem Tage, so ging auch der Winter dem Sommer in der Rechnung voraus, so daß man gewöhnlich allein nach Wintern, zuweilen auch, wie noch im Filderbrandbilde, nach beiderlei Halbjahren zählte und Fristen bestimmte. Daneben aber gab es schon zu Tacitus' Zeit³⁷⁶) eine Dreitheilung, in drei Jahreszeiten, wie auch den Indern und den Griechen das Jahr einst in drei Theile zerfallen war. Die Benennungen dieser drei, Lenz, Sommer und Winter, finden auch Verwandtschaft theils in lettischer, theils in slavischer Sprache, theils noch weiter reichende, während der etymologisch dunkle Name des Herbstes solcher zu entdecken scheint und dies Wort wol in der That erst nach Einführung des Oht- und Weinbaues von der vierten Jahreszeit gebraucht wurde³⁷⁷). — Nach dem Sonnenlaufe ward die größte Zeittheilung, das Jahr, bestimmt, nach dem Mondumlaufe die kleinere, und diese auch von dem Namen des Mondes (goth. mēna, althocht. māno) mit echt teutischem Worte Monat (goth. mēnōds, althocht. mānōds) benannt. Nach Bedas' Berichte³⁷⁸) gleichen die Angels den Widertrost zwischen dem Sonnen- und dem Mondjahre durch zeitweilige Einschaltung eines dreizehnten, dem Sommer angehängten Monats aus. Alle zwölf Monate hatten echt teutische Benennungen, die aber je nach Ort und Zeit sehr verschieden waren und uns beizutheilen nicht vollständig überliefert sind. Einige derselben tragen uraltes Gepräge, mehrere sind etymologisch noch vollkommen dunkel, und Verwandtschaft mit den in anderen Sprachen üblichen Namen zeigt sich nur vereinzelt und in geringem Maße; soweit sich aber eine Deutung ergeben hat, weist diese größtentheils auf Volkssage oder auf Naturanschauungen, oder auf beides zugleich zurück³⁷⁹). Feste müssen in ziemlicher Anzahl und

camur, ceremoniarum, quas in ea pervigiles agebant.“ Beda. De temporum ratione cap. 13. Das Verhältniß der geheimnißvollen „Nacht der Mutter“ hat sich der Forschung noch nicht erschlossen. Grimm denkt an ein Rest der wunderbaren Geburt Heimhalls, dem die Eltern neun Mütter geben. Grimm, Mythol. I, 714. Gsch. der deutschen Sprache S. 79.

374) Auhn, Beitr. zur vergl. Sprachk. II, 208. Im Gothischen findet sich daneben ein etymologisch noch unauflösliches *aps* oder *atapn*, welches außerdem nur noch in einigen gothischen Eigennamen, wie Athanasius, Athanasius, vorkommen scheint. 375) Nachdem Tacitus von Ackerbau gehandelt und Viehzucht den Germanen abgesprochen hat, fährt er fort: „Unde annuum quoque ipsum non in totidem digerunt species. Hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent; autumnum perinde nomen ac bona ignorantur.“ Tac. Germ. 26. 376) Ueber die Jahreszeiten und deren Benennungen vergl. Grimm, Gsch. der deutschen Sprache S. 72 fg. 316, 798. 377) De temporum ratione c. 13. Abgetruht bei Grimm, Gsch. der deutschen Sprache S. 79. 378) Ausführlich handelt über die teutischen Monatsnamen Grimm in der Geschichte der deutschen Sprache S. 75—113.

369) Tac. Germ. 11. 370) Grimm, Mythol. I, 671. 371) B. G. I, 50. 372) Grimm, Mythol. I, 714. — Eine Anzahl Stellen aus den Volkstümeln und Capitulatio, welche die Fortdauer der Rechnung nach Nächten im Gerichtsbau bezeugen, hat Barth gesammelt, Zeitschrift für Vergleichende Sprachk. IV, 160. 373) „Incipiebant autem annum ab octavo calendario Januariarum die, ubi nunc natale domini celebramus, et ipsum noctem nunc nobis sacrosanctam tunc gentili vocabulo Nocturne, id est matrum noctem appellabant, ob causam, ut auspici-

welches als eine Provinz des römischen Reiches behandelt wurde³⁹⁾, war vollkommen romanisirt und von römischer Cultur durchdrungen, deren Uebergang auf die Germanen noch erleichtert wurde durch die herrschende Elite der Legionseisenden in den Grenzländern, sich mit dort eingebrachten Frauen zu verheirathen⁴⁰⁾. So drang unter unmittelbarem römischen und lateinischem Einflusse eine über alle Verbältnisse sich erstreckende Cultur zunächst in die obertheutschen Landstriche, und — durch die Stürme der Völlerwanderung zwar gestört, aber nicht aufgehört — von da allmählig weiter nach dem Norden, bis auch hier das Christenthum und die fränkische Herrschaft den Sieg derselben vollendeten⁴¹⁾.

Religion und Mythologie: — Die Mythologie ist der dunkelste und schwierigste Theil der germanischen Alterthumskunde. Davon liegt die eine Ursache in der Beschaffenheit der germanischen Religion selbst, sofern diese als eine heidnische, polytheistische, nicht aus Dogmen oder Glaubenssätzen bestehend, sondern wesentlich aus Mythen, aus Erzählungen, bei deren Entstehung schon der kühnsten Phantasie ein weiter Spielraum eingeräumt war, und die im Verlaufe, gleich aller Volksepik, sich in beständigen Flüssen befanden, den mannichfachen Wandlungen, Uebergängen und Störungen anheimfielen. Die andere Ursache liegt in der Reichthum der Quellen, von denen die ältesten ungenügend spärlich und fast nie in ungetrübter Reinheit flossen, die jüngeren, in gewaltiger Bepflüsterung über die verschiedensten Fächer verstreut, zwar reicheren, aber doch breiter nicht vollständigen und oft bis zur Unkenntlichkeit entstellten und verderbten Stoff darbieten. Dazu kommt endlich drittens der weite und überdeutlich auch weder innerlich, noch äußerlich durch feste Linien scharf und sicher gegliederte und begrenzte Umfang des Gebietes. Unter solchen Bedingungen den Aufbau der

teutschen Mythologie zu versuchen, war eine der kühnsten und schwersten Wagnisse, was nur einem Jacob Grimm gelingen konnte, in welchem sich die ausgezeichnete gründlichste Gelehrsamkeit, mit lebendiger Phantasie, gesundem Urtheile, ebenso scharf als seinem Gefühle und edler Schlichtheit des Sinnes vereinigten.

Die älteste Quelle der germanischen Mythologie ist den wiederum die kuren, aber unschätzbaren Nachrichten des Tacitus, hinter denen die übrigen gelegentlichen Bemerkungen der alten Schriftsteller, des Caesar, Procopius, Agathias, Ammianus u. s. w. weit zurückstehen. Von einheimischen unmittelbaren schriftlichen Quellen ist Nichts erhalten als die beiden bereits genannten merseburger Zauberprüche; mittelbare beginnen mit den ältesten in Teutschland und von Teutschen verfaßten schriftlichen Aufzeichnungen überhaupt, zunächst und zumeist in lateinischer Sprache und erstrecken sich über alle Gebiete der Literatur. Besonders findet sich mythologisch zu verwerthendes Material in den Concilienbeschüssen, den Legenden und den zur Heiden Sage gehörenden Epen, auch in den Rechtsaufzeichnungen und Chroniken. Dazu kommt dann der Ertrag der bis auf die Gegenwart herab lebendigen Uebersetzung in Reiksgaen, Njárdagur, Aberglaube, Wesenwörter- und Segensformeln, Sitten und Gebräuche; ferner, als reiche Fundgrube, die Sprache, und endlich die Vergleichung der Mythologien verwandter Völker. Am alternäcsten verwandt ist der teutschen Mythologie die nordische, der eine minder gestörte Entwicklung und eine längere Dauer vergönnt war, woraus der Vortheil entspringt, daß ein ziemlich umfassender und verhältnißmäßig reiner Quellenbestand durch Aufzeichnung in den beiden Edden getreue worden konnte, zu dem sich der freilich schon sehr entstellte Sagengehalt der ersten acht Bücher von des Saxo Grammaticus dänischer Geschichte gleichsam als Anhang gesellt. Aus der nordischen Mythologie also ist die hauptsächlichste Ergänzung und Vervollständigung der teutschen zu entnehmen, nur freilich mit großer Vorsicht, da der Entwicklungsgang der Mythen sich doch in den beiden Ländern abweichend gestaltet hat, so daß sie zu einander in einem ähnlichen Verhältnisse stehen wie die teutsche Sprache zur nordischen. Nachst der skandinavischen Mythologie aber kommt die indische in Betracht; denn wie die Sprachvergleichung im Sanskrit die ältesten und ursprünglichsten unter den überhaupt vorhandenen Formen aufzudecken und damit die Erklärung verdunkelter Erscheinungen zu gewinnen pflegt, so findet auch die Mythenvergleichung in der indischen, besonders in der vedischen Mythologie gewöhnlich ältere und reinere Fassungen, welche den ursprünglichen Sinn des betreffenden Mythos klarer und sicherer erkennen lassen.

Da selbst die gebräuchteste Uebersicht der ganzen teutschen Mythologie eine Anzahl von Bogen erfordern würde, kann hier nur das Wichtigste herausgehoben und muß für eingehende Auskunft auf die unten in der Anmerkung verzeichneten Hilfsmittel verwiesen werden⁴²⁾.

³⁹⁾ Vellei. II, 118. In römischer Dienste hatten Plautus und Terentius geschanden. Tac. Ann. II, 2. Vellei. II, 118. Reize sprachen auch lateinisch, Tac. Ann. II, 10, und Armin war römischer Ritter, Vellei. II, 118.

⁴⁰⁾ Non numeraverim Inter Germaniarum populos, quantum trans Rhenum Danubiumque conserderint, eos qui decumales agros exerceant: levissimum quique Gallorum et inopia auxil dubiae possessionis solum occupare. Mox similes cito promouit praesidiis alius Imperii et pars provinciae habentur. Tac. Germ. 20. ³⁹⁷⁾ Tac. Hist. II, 80. ³⁹⁸⁾ Wie geschätzte Schüler die Germanen waren, kann unter Anderem das Beispiel zeigen, daß alle romanischen Sprachen ihre gewöhnlichsten Benennungen des Gartens nicht aus dem lateinischen hortus, sondern unmittelbar aus dem teutschen gar, garto gebildet haben: lat. giardino, span. jardín, portug. jardim, pres. und franz. jardin; nur das neapolitanische garden scheint aus dem Slavischen zu stammen. Diej. Etymologia. Wörterb. der roman. Sprachen S. 173. Reichliche und verlässliche, tief ins Einzelne gehende Behandlung über die Wirkungen der römischen und gallischen Cultur auf die Germanen bieten: Boiz, Beiträge zur Culturgeschichte. (Pöppig 1852.) Langenbat, Geschichte der deutschen Landwirthschaft. I. Bd. (Jena 1847.) Meene, Urgeschichte des badischen Landes bis zu Ende des neunten Jahrhunderts. 2. Bde. (Karlsruhe 1845.) Stälin, Württembergische Geschichte. I. Th. Schwaben und Südranken von der Urgen bis 1080. (Stuttgart u. Tübingen 1841.)

⁴²⁾ Grundlage und Hauptwerk ist Jac. Grimm, Deutsche

Entwickelungsstufe. Aus vielen vereinzelten Zügen aber, die sich sowohl in der schriftlichen, wie in der noch lebendigen mundlichen Ueberlieferung erhalten haben, ergibt sich deutlich, daß, wie vor der Henerischen Dichtung eine andere Gestalt der griechischen, so vor unseren ältesten Quellen eine andere Gestalt der germanischen Mythologie lag, in welcher die Natursymbolik herrschte, und innerhalb dieser wiederum, ähnlich wie in der vedischen Mythologie, die Lichtsymbolik überwog²⁹⁾.

Den bedeutendsten kosmogonischen Mythos ergaben die skandinavischen Quellen. Ihm zufolge lag niedlich von der gähnenden Tiefe des Chaos die kalte dunkle Noctwelt Niflheim, südlich derselben die Feuerwelt Muspelheim. Der Noctwelt entsprossen zwölf Flüsse, deren Eis durch die von Muspelheim ausgehende milde Luft schmolz und dem Urieisn Ymir die Entstehung gab. Diesem wuchsen im Schlafe unter seinen Händen Mann und Frau, und seine Füße zeugten mit einander einen Sohn; daher stammen die Geschlechter der Riesen. Aus dem wasser triefenden Eise aber entstand ferner die Kuh Audhumla, welche mit ihrer Milch den Riesen Ymir nährte und aus dem salzigen Eise einen Mann leckte, Bui genannt, dessen Sohn Borr mit einer Riesentochter die drei Götter Odhinn, Vili und Ve erzeugte. Diese drei Götter töteten den Riesen Ymir und schufen aus seinem Blute die See; aus seinem Fleische die Erde, aus den Knochen die Berge, aus den Säulen die Felsen, aus den Haaren die Bäume, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Gehirne die Wölken, aus den Bruen eine Burg zum Schutze gegen die an den äußersten Rand der Erde verbannten Riesen. Im Blute Ymir's waren alle Riesen ertrunken, bis auf einen, welcher wiederum der Stammvater eines neuen Riesengeschlechts wurde; im Fleische Ymir's aber erwachten, gleich Waden, die Zwerge. Zuletzt wuchsen durch die drei Götter Odhinn, Vili und Ve (odder Odhinn, Hoenir und Lodde oder Lofi) aus Eise und Gele die Menschen erschaffen. — Wie weit dieser Schöpfungsmythos auch in Teutland ausgebildet und verbreitet gewesen sein möge, wissen wir nicht: vorhanden mochte er wol sein, wenn auch in abweichender Gestalt, da einzelne Züge desselben auch in teutscher Ueberlieferung vorkommen, ja selbst über die germanische Mythologie hinausreichen³⁰⁾.

300) Es würde eine große Ausschäuferei erweisen, wenn man jede Bemerkung der germanischen Mythologie in die Zeit zwischen Caesar und Tacitus setzen wollte, weil Caesar B. G. VI, 11 sagt: „Drocur numero de solis ducunt, quo cernunt, et quorum aperto opibus iurantur, Solem et Vulcanum et Lunam reliquos ne fama quidem acciperunt.“ Vielmehr läßt sich streng erwiesen, daß Grimm durchaus Recht hat, wenn er sagt: „Ich kann Caesar's Worte für Nichts als eine halb wahre, allgemein geübte Ansicht nehmen, die gegen Tacitus' bestimmtere Aussage weder andere Götter verdächtigen, noch viel weniger einen bloßen Elementardienst unter den Germanen darthun mag.“ (Mythol., § 23 f.) — Die (auch im jenseitigen Glauben vorherrschende) Lichtsymbolik der Riesen ist ebenso klar als treffend charakterisiert in einer Abhandlung von Meiß „Zur Geschichte der Religionen“ in Zeller's Theologischen Jahrb. 1846. V. 351 f. 361) Vgl. Bodernogel in Haupt's Zeitschr. f. d. Alt. VI, 17.

Neben diesem kosmogonischen Mythos gab es einen uralten antroponomischen, dessen Tacitus leider nur allzu kurz gedrückt³¹⁾, indem er bloß berichtet, daß alle germanische Riesen von einem rückgebornen Gotte Tuisto erzählen, der einen Sohn Mannus hatte und daß nach dem Tode der drei Söhne des Mannus die Ingävonen, Herminonen und Istaevonen benannt seien. Die von Zahlworte zwei abgeleitete Benennung Tuisto (Tuisto zeigt wiederum eine patetische Witterung auf der Spitze der Genealogie³²⁾ und der Name Mannus (= Mannus, man-vant, von der Wurzel man, denken), der Denke, dient Inbarn wie Germanen gleichzeitige sowohl zur Bezeichnung des Stammvaters, als des von ihm entsprossenen Geschlechts (Mann, Mensch). Mythologisch entspricht der germanische Mannus dem indischen Manu, Manu, dem einzigen frommen, aus der großen Sündfluth erretteten Manne und dem griechischen Deukalios, einem Ueberlebender der Sittung und Götterverehrung; und hätte Tacitus und auch die zu seiner Zeit unter den Germanen gangbaren Vorstellungen über die Abstammung der Eiken und Zwerge berichtet, so würden wie höchst wahrscheinlich finden, daß auch diese von Mannus begelitet wurden. Bis hierher ist der Mythos antroponomisch und allgemein indogermanisch; erst mit den Söhnen des Mannus tritt er in die besondere germanische Nationalgeschichte über³³⁾.

Dreierlei höhere Wesen also dachten sich die Germanen über und neben den Menschen: die Riesen oder die gewaltigsten Naturmächte und rohen Mächte, dann die Elbe und Zwerge nebst einigen anderen Geistern geringeren Ranges, oder die stiller wachenden, im Raume beschränkteren und mehr an die Denslichkeit gebundenen elementarischen Kräfte, endlich die eigentlichen Götter, oder die edelnden und erhaltenden Mächte der körperlichen wie der sittlichen Welt. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese drei Classen nicht überall streng gesondert waren, namentlich zwischen den Riesen und Göttern mancherlei Uebergänge statfinden konnten. Auch wurden die verschiedenen einzelnen Götterwesen von den verschiedenen Volkstämmen in verschiedener Weise fortgebildet: einzelne sanken hras und wurden zu Heiden, wie die Gestalten unserer Heldensage, Siegfried, Hagen u. f. w., andere verschwanden gänzlich und neue Bildungen trüben an ihre Stelle und vier traut diese, trotz jener Gestalt als Hauptgott an die Spitze eines Stammes. Immer aber müssen die Götter zuletzt ihrer Grundidee beständigen Kampf gegen die Riesen führen und dabei die Unterdrückung der Elbe und Zwerge finden. Die Riesen überwiegen nach dem Götterglauben die alle chaotische Verwirrung wieder herzustellen und das gelingt ihnen zu

392) Germ. I. 393) Müllenhoff in Haupt's Zeitschr. für deutsche Alterthum IX, 250 f. 394) Treffliche Untersuchungen über Riesen Tuisto enthalten die Abhandlungen von Bodernogel, Die Antropogenie der Germanen in Haupt's Zeitschr. für deutsche Alterthum VI, 11—20, und von Kuhn, Die Sprachvergleichung und die Ursprünge der indogermanischen Völker. Oester. Anstalt, in seiner Zeitschr. für vergl. Sprachf. IV. 81—124.

legt wirklich; in einem gewaltigen Kampfe aller Elemente gegen Sonne, Gestirne, Erde, Menschen und Götter unter, aber wenn der Kampf und der Weltbrand ausgetobt haben, entsteht eine neue Sonne, eine neue schönere Erde mit einem glücklicheren Menschengeschlechte, über welche die schuldblosen Nachkommen der jetzt regierenden, durch Gewaltthat der Schuld und dem Untergange verfallenen Götter herrschen werden. In völliger Ausbildung kennen wir diesen Mythos von der Götternacht (ragnarök) freilich nur aus standinavischer Mythologie, doch bekräftigen einzelne in teuffischen Quellen erhaltene Züge und Anspielungen die Vermuthung, daß er auch in Teutschland Geltung gehabt habe.

Die aus den standinavischen Quellen bekannten Hauptgottheiten lassen sich größtentheils auch in Teutschland wiederfinden. Unter ihnen stehen obenan Wuotan, Ziu, Donar und Frö. Wuotan, nordisch Odhinn, von den Römern gewöhnlich Mercurius genannt, seines Ursprungs vielleicht eine Lustgottheit, ward bei vielen germanischen Stämmen als oberste, und wahrscheinlich bei allen als eine sehr hohe und mächtige Gottheit verehrt, und hat unter allen germanischen Göttergestalten die höchste Ausbildung erfahren, sobald er, gleichsam zum Mittelpunkte des ganzen Kreises geworden, alle die Eigenschaften vereinigt in sich trug, welche in den übrigen Göttern mehr vereinzelt zur Erscheinung kamen. Er war nicht nur Naturgott und der Ober der Erntegötter, sondern überhaupt der Spender alles Guten und Wunschverwirklichter, „der Wunsch“ selbst, wie die alte Sprache ihn nannte. Alles durchbrang er und wußte Alles, und durch den Verein dieser Eigenschaften ward er zum Staatsgötze erhoben, sobald alle politischen Einrichtungen und öffentlichen Handlungen, Gerichte, Friedensschlüsse, Eide u. dgl. unter seinem Schutze standen, und daß Könige ihr Geschick und folglich auch ihre Macht von ihm ableiteten. Zu ihm, dem Allvater, gingen auch die Zäpferen, die in der Schlacht gefallen waren und freuten sich des Wahles in seiner Halle (Walhalla). — Ziu oder Zio, nordisch Tyr, angelsäch. Tio (= sonstfr. djaus, griech. Ζεύς, lat. Jupiter, d. i. Jus pater), auch Eor oder Ear (d. i. Pfeil oder Straß), goth. arhrus, engl. arrow, von der sonstfr. Wurzel ark, strahlen, und von den römischen Schriftstellern Mars genannt, war ursprünglich eine Personifikation des Himmels, und scheint erst allmählig im Range hinter Wuotan zurückgetreten zu sein. Er hatte sich namentlich nach der kriegerischen Seite hin und zwar zum ungeheuren Schlachtengötze entwickelt, während dem Wuotan mehr die Lenkung des Krieges zukam. — Donar, nordisch Thór, eine Personifikation des Gewitters, und vorzugsweise im rastlosen Kampfe mit den Riesen gedacht, hatte doch ebenfalls seine ethische Fortbildung zu einem Beschützer des Ackerbaues und Hauswesens gefunden³⁹⁵). — Frö, nord. Freyr, wol ursprünglich eine in Luft und Wasser wohnende Liebesgottheit, war von

Haus aus milder gefaßt, und ohne der persönlichen Zäpferkeit zu entbehren, besaß er doch mehr den Charakter eines segnenden Friedensgötzes. — Welcher Gott unter dem von Tacitus wiederholt genannten Hércules³⁹⁶) zu verstehen sei, ist freitig. Daß bei den keroischen Ahanarvalen verehrte Brüderpaar der Alesis entspricht nach des Tacitus eigener Erklärung den Dioskuren³⁹⁷), also den indischen Zwänen, und wir dürfen in ihnen wol den Polstar oder Pol (nord. Baldr) mit einem Bruder wiedererkennen. — Die Gestalten der Göttingen, deren allgemeiner Charakter schon oben S. 345 besprochen worden ist, sind in der Uebersetzung größtentheils weit mehr verschwommen und erloschen. Erhalten haben sich u. a. Zeugnisse von Fria, nord. Frigg, der Gemahlin des Wuotan, in welcher man vielleicht die Tamjana des Tacitus³⁹⁸) vermuthen darf, von Frowa, nordisch Freja, der Gemahlin des Frö, welche auf die Nerthus des Tacitus³⁹⁹) zurückzuführt, und von einer ebenfalls bei den Sueven verehrten Iza, die den Tacitus an die ägyptische Isis erinnerte⁴⁰⁰); alle drei wollten über Fruchtbarkeit und Hauswesen, und erscheinen im späteren Volks glauben in einander vereinigend unter den Namen Holda, Bertha u. dgl. Sehr hohe Geltung muß auch die etymologisch der indischen Ushas oder Morgenröthe entsprechende Lichtgöttin Däara beissen haben, da ihr Name sogar an einem christlichen Hauptfeste haften blieb, während alle anderen Völker für dasselbe die fremde Benennung Pascha aufnahmen. Auch einige der geringeren Göttingen haben sich zu ethischer Geltung erhoben, wie die den griechischen Parzen vergleichbaren Nornen und die Wälfürin oder Schlachtengöttingen.

Die Riesen (althocht. risi oder riso, altsäch. wriso, und deshalb nicht mit Sicherheit abzuleiten von dem gotischen reisan, sich erheben), die zahlreichen Nachkommen Ymir's („des Kausenden, Losenden“, einer Personifikation der gährenden Elemente und Naturkräfte), werden durch verschiedene Ausdrücke bezeichnet: Jöten (althocht. iotunn, Plur. iotnar, angelsäch. eoten oder eten, von goth. iutan, althocht. ezzan, essen), d. i. die Gefräßigen; Tursen (althocht. thurs, Plur. thursar, angelsäch. thyrs, althocht. turs, vom goth. þairrajan, durften), d. i. die Durstigen; in angelsäch. Sprache auch ent (Plur. entas), woson uns noch der teutsche Ausdruck „enterisch“ für ungebürlich, wunderlich, geliebte ist, und in niederdeutscher Sprache Hünte, letztere beide Benennungen etymologisch noch dunkel. Als Wohnung war den Riesen Jötunheim oder Utgard, der Rüksturzand der runden, vom Weltmeere umgebenen Erde angewiesen, doch hausten sie auch auf Bergen und Felsen. Sie leben bald im Kampfe mit den Göttern, bald auch in friedlichen Verkehr, und während die Götter stets in reiner Menschengestalt gedacht werden⁴⁰¹), zeigen sich

³⁹⁵) Germ. 2. 9. 34. Ann. II, 12. ³⁹⁷) Germ. 43. 398) Ann. I, 51. ³⁹⁹) Germ. 40. ⁴⁰⁰) Germ. 9. Brgl. Bachr., Das gotische Alphabet S. 85. Mannhardt in der Zeitschrift für deutsche Mythologie II, 316 ff. ⁴⁰¹) Mittheilungen der Bismarckgesellschaft hat die germanische Mythologie den Göttern mit angeeignet. Wol aber zeigt sich jenseits Mangel

³⁹⁵) Uhlband, Sagenforschungen. I. Der Mythos von Thór. (Zürthart und Augsburg 1836.)

H. Gaeff. d. W. u. z. Götter Götter. LXI.

die Riesen nicht bloß durch Größe, sondern zuweilen auch durch Mehrzahl von Gliedern, durch mehr Köpfe, Arme, Hände, ausgezeichnet. Nach der geistigen Seite aber werden sie in der Regel als frevelhaft, übermüthig, gierig, jorrig und dumm dargestellt, selten mit derjenigen Kunde und Weisheit ausgerüstet, die ihnen als den ältesten Wesen eigentlich zukommt. Da die Riesen fast nie als Naturmächte erscheinen, bleiben sie auch nach Einführung des Christenthums fester als die Götter im Volksglauben haften, der ihnen häufig den Ursprung von Felsen, Bergen, Höhlen, Inseln und mächtigen Bauwerken zuschrieb, an ihre Stelle aber auch gern den Teufel setzte, der dann in der Regel als dummer Teufel auftrat. Auch in die Heldensage haben einzelne Riesen-gehallen Eingang gefunden, wie Eigenöf, Ede und Hafot, die dem Dietrich ebenso gegenüberstehen und unterliegen, wie die Reif-, Eis- und Sturmriesen des Winters dem Donar, der durch das Gewitter den Winter in die Nacht schlägt und dem Lenze und Sommer die Dahn frei macht.

Die Zwerge und Elbe sind schon in der ältesten indischen Mythologie vorhanden unter verschiedenen Namen, als Maruts, Ribhus, Rudras u. s. w., und dort gewinnen wir zugleich einen tieferen Einblick in ihre ursprüngliche Bedeutung. Der Name der indischen Maruts leitet sich nämlich ab von der Wurzel *mrī* (lat. *morī*) sterben, und bezieht sich mitin die Geister der Verstorbenen, die *Maras* (lat. *patres*), Väter, Stammväter, denen die römischen *manes* sich verglichen, und so werden auch in der noch lebendigen teutschen Volksüberlieferung die Zwerge häufig älteren, älteren, Olken, aulken, alken, ölken, d. i. die Alten, die Eltern genannt. Diese Auffassung gründet sich auf den Glauben der ältesten Zeit, daß die Götter des Lichts sich gegen die Dämonen der Finsternis nicht ohne die Hilfe der Menschen zu behaupten vermochten, wie auch andererseits die Menschen dem Beistande der Götter ihren Reichtum an Heerden und Früchten verdanken, und daß diejenigen Menschen, welche zuerst mit den Göttern gegen jene Dämonen gekämpft, ihnen Stärkung und Rathung durch Opfer gebracht, und dadurch zur Befestigung ihrer Herrschaft geholfen hätten, zum Danke dafür in die Götterwelt der Götter aufgenommen, und der Unsterblichkeit theilhaftig worden seien. Die Ribhus, deren Benennung etymologisch genau dem teutschen *Alb* entspricht, sind nach der Grundbedeutung ihres Namens die Leuchtenden und Höheren. Und wie in allen indo-

germanischen Sprachen der Geist häufig als ein Hauch aufgefaßt wird, so erscheinen auch die Geister der Vorfäter, die Maruts, in indischer Mythologie zumal als Windgötter, welche den Indra, den Gott des blauen Himmels, in seinem Kampfe gegen die finsternen verbüllenden Völkern unterstützen. Auch in germanischer Mythologie steht Elben und Zwergen solche Thätigkeit zu; ja gerade die Namen der vier Hauptwinde, Ost, West, Nord und Süd, sind Zwergenamen, oder, wie die jüngere Edda erzählt, die Götter setzten unter die vier Gegenpunkte des aus der Hirschkale des Riesen Ymir gebildeten Himmels vier Zwerge: Austri, Vestri, Nordhri, Sudhri. Werden in germanischer Mythologie Elbe und Zwerg unterschieden, so gelten jene als Licht- und Luftgeister (in der Edda *Licteibe* genannt) und gewöhnlich als hell und schön, diese dagegen als Erdgeister (in der Edda auch *Schwartzelbe* oder *Dunkelbe* genannt) und meist als schwarz und häßlich gedacht, doch gibt es auch Uebergänge in Farbe, Gehalt und Wesenshaltigkeit. Wenn der kosmogonische Mythos die Zwerge vor der Schöpfung des Menschen gleich Waden in Ymirs Fleische entstehen läßt, so soll dadurch der Gedanke ausgedrückt werden: die aus dem Leibe des Urriess hervorgegangene Welt war noch ungeordnet, die Erde unfruchtbar und für Menschen noch unbewohnbar, bevor die stämmwärtigen Naturkräfte ihre Thätigkeit begannen und den Göttern ihren Beistand zur Wandlung und Ordnung der Welt liehen. Diese physische elementare Thätigkeit der Zwerge faßt der Mythos symbolisch als ein Schmieden; sie schmieden die göttlichen Attribute, dasjenige Gerath, dessen die Götter zur Ausübung ihrer weltverordnenden und erhaltenden Thätigkeit bedürfen; dem Wuotan seinen siegesverleihenden Speer, dem Donar (zu dem sie überhaupt in engerer Beziehung stehen) seinen Hammer (den Donnerkeil), dem Fro und Freyr sein Wolkenklopp, das sich wie ein Tuch zusammenfalten läßt, der ihres Haarschmucks beraubten Erdgöttin Eif neues goldenes Haar (Gras, Blätter, Blumen und wallende Saaten) u. s. w. In friedlicher Geschäftigkeit führen die „Wichter“ oder „Wichtel“ (vom althoch. *wilhan*, machen, schaffen, wilht, Geschöpf, Ding), oder „die guten Helden“, „das stille Volk“, ein glückliches, durch Spiel und Tanz erleichtertes Leben, ausgerüstet mit der überlegenen Erfahrung der Vorväter, mit geheimer Kunde von den verborgenen Kräften der Steine und Pflanzen, und den Menschen freundlich gesinnt, denen sie für schwierigeren Werke gern mit Rath und That zur Hand gehen, auch Werkzeug und Gerath um billigen Lohn leihen, Schmiedearbeit für geringes Entgelt fertigen und mancherlei anderer Handreichung in den Geschäften des täglichen Lebens gewähren. Sie streben unter eigenen Königen und wohnen im Innern der Erde, in Höhlen und Klüften, wo sie prächtige, mit metallischen Schätzen und Kunstwerken ausgestattete Gemächer anlegen, wunderbare Waffen schmieden u. dgl.; mancher Sterbliche wird zu ihnen entführt, mancher auch leicht reichbegabt auf ihren Königsthronen wieder auf die Oberwelt zurück. Auch in Feld und Wald, im Geseßen der Heerden und Ge-

eines Gliebes, der dann symbolische Bedeutung hat und durch einen besondern Mythos gerechtfertigt wird. So ist Wuotan einmalig, und mußte sein Auge zu Grunde setzen um einen Krant aus Ymirs Weisheitsaue, was auf die Sonne und deren Spiegelbild im Wasser gedeutet wird, wie auch *Maerob*. Sat. I, 21 die Sonne das Auge Jupiters heist. Wer ist einhändig, weil ihm der Wolf Renne eine Hand abgeklaffen hatte, was vielleicht auf die Verküpfung des selben Tages durch die nächtliche Finsternis deuten werden kann. — Ebenso konnten die Götter der germanischen Mythologie wol freiwillig und vorübergehend Thiergestalt annehmen, wie aber ganz Thiergestalt als wesentliche und beständige Form ihrer Erscheinung.

wächse ist ihr Walten zu spüren, und das Echo heist dvergmal, Zwergensprache. Noch deutlicher ist diese Beziehung aus den Fruchtstegen ausgesprochen, wenn die Zwerge im Gefolge der großen Göttin, der Gemahlin Wotan's erscheinen, wenn sie als huldresfolk oder huldresfolk die Hölse durch Wald und Feld begleiten, oder als „Hrimdren“ auf Brächta's Gehirg die Filder und Fluren der Menschen bewässern, während Berchta selbst unter der Erde mit ihrem Pfluge adert. Diese stille und heimliche Thätigkeit ist der innere Grund, weshalb sie unsichtbar gedacht werden; der Mythus aber knüpft die Unsichtbarkeit natürlich wieder an ein äußerliches Geräth, an die Larnkappe, einen unsichtbar machenden Mantel oder Hut. Wer also einem Zwerge die Larnkappe abgewinnt, erwirbt dadurch die Herrschaft über ihn, und durch Anlegung der Larnkappe Unsichtbarkeit und erhöhte Stärke, wie Siegfried in der teutischen Heldensage. Aus der Macht zu nützen folgt aber auch die entsprechende Macht zu schaden, durch Berührung, Anhauchen oder Blick, Krankheiten, ja selbst den Tod zu bringen, Wechselbälge statt der Kinder einzulegen u. dgl. Doch sind die Zwerge im Allgemeinen weder diebisch noch bödsartig, sondern wohlthätig in ihrem Verkehr mit den Menschen, deren Hilfe sie auch zuweilen in Anspruch nehmen und reichlich belohnen. Wegen dieser engen, wirksamen und freundlichen Doppelbeziehung zur Natur und den Menschen hat der Volksglaube an den Zwergen mit besonderer Vorliebe festgehalten und weiß zahlreiche Sagen von ihnen zu erzählen. Nebenläufig gilt von den übrigen mit den Elben und Zwergen verwandten Wesen, von den Erd- und Hausgeistern oder den Kobolden, von den Wassergeistern oder den Nixen und Schwanjungfrauen, von den Schicksalsjungfrauen oder den Nornen, und von den Schlachtmädchen oder den Valküren⁴⁰²⁾.

Nornen und Valküren waren die eine mythologische Form, unter welcher die Germanen ihren Glauben an Schicksal, Vergeltung und Unsterblichkeit aussprachen. Derselbe Glaube durchdringt aber ihre ganze Mythologie, fast jeder der größeren Götter wird von ihm berührt, und namentlich fand der Gedanke der Unsterblichkeit eine reichere mythologische Ausbildung. Wenn aber gerade die Vorstellungen von dem Zustande und dem Aufenthaltsorte der Seelen nach dem Tode mannichfach schwanken und sich durchkreuzen, so liegt der Grund darin, daß eben hier der Phantasie kein bestimmter Weg vorgezeichnet war, auf welchem sie dem Gräbels des sinnenden Geistes über die geheimnißvollen Fragen folgen sollte, daß die Anschauungswissen verschiedener Stämme neben und durch einander liefen, und die Mythologie überhaupt zu keinem abgeschlossenen Systeme gedieh. Als allgemeine Todesgöttin galt Selja oder Selja (goth. Halja, altnord. Hel), ein halb schwarz, halb menschenfarbig gedachter Wesen, das aber weder selbst todbringend, noch überhaupt böse war, sondern

eben nur die Seelen der Abgeschiedenen in seiner tief im Erdbunkel gelegenen Wohnung in Empfang nahm und festhielt. Erst allmählig ging der Name von der Person der Göttin auf ihren Aufenthaltsort, auf den Raum über und blieb in dieser Bedeutung dann auch im Christenthum (als Hölle) haften. Neben ihr aber hatten noch andere Götter Theil an den Seelen: Rán nahm die Ertrunkenen zu sich, Gefion die Jungfrauen, Freyja die Hälfte der in der Schlacht Getöbten, Donar die Knechte und Wuotan endlich die Fürsten und die mit Ehren auf der Wahlstatt gefallenen Helden, welche dann in seiner Halle die gewohnten Freuden des Lebens, Mahl und Gelas und Kampf, fortsetzten.

Bei aller Nothheit zeigt die germanische Mythologie doch im Allgemeinen einen Ernst und eine Tiefe, wodurch sie sogar der griechischen in mehreren bedeutsamen Punkten überlegen war; so sehr sie auch in anderer Beziehung hinter dieselbe zurückstand. Allen indogermanischen Völkern war Lust und Freude am Kampfe von Haus aus eingeboren⁴⁰³⁾, aber keines derselben hat seine Mythologie so entschieden nach der kriegerischen Seite hin ausgebildet. Der ungestüme, ungebogene Kampfeswuth, mit dem er seine Götter ausgestattet hatte, ward dem Germanen wiederum Ideal seines Handelns; und daneben gab ihm der Glaube an das Schicksal und an den kräftigen Schuß seiner Götter, sowie die Zuversicht der Unsterblichkeit, einer allen seinen Wünschen entsprechenden persönlichen Fortdauer — sie gaben ihm jenen ruhigen, tiefen, jeder Gefahr, jedem Schmerz und selbst dem Tode trotzen Willenshinn, jene unwiderstehliche Kraft, vor welcher alle Reiche des Abendlandes zusammenbrachen und durch welche sie wiederum verjüngt auferstanden.

Ueber den Cultus der Germanen, oder über die Beschaffenheit ihres Gottesdienstes sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet. Man verehrte die Götter durch Gebete, Gesänge, Festzüge und Opfer. Zu Opfern taugten Früchte und gewisse Thiere, deren Fleisch von der opfernden Gemeinde verzehrt, die Häupter aber bei der Opferstätte an Stangen aufgehängt wurden. Bei besonders wichtigen Gelegenheiten, wie bei den Witt- und Dankfesten vor und nach einer Schlacht, oder an den regelmäßig wiederkehrenden Hauptfesten brachte man zur Zeit des Tacitus den Göttern auch noch Menschenopfer dar, wozu man schwere Verbrecher, gefangene Feinde oder gekaufte Knechte nahm. Feste gab es in verschiedener Abtheilung, und bald von einzelnen, bald

402) Brauer, Die Mythologie der Nordmanisch-germanischen Götter- und Heldensage. (Weimar 1846.)

403) Althoch. winnan, kämpfen, neuhoch. künfte, künfte, lat. Venus, venustus, griech. ymnos, Klang, Schönheit, Heiterkeit, sind wurzelnhaft verwandt; und aus derselben Wurzel van stammt auch der Name der Banen, mit welchem ein Theil der germanischen Götter bezeichnet wurde, zu denen namentlich Fro, Freyja, Nidder, Nerthus und höchstwahrscheinlich auch Iso und Iaa nebst ihren Göttern gehören. Vergl. Kuhn in seiner Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung II, 400 fg. — Welcher Unterschied und welches Verhältniß zwischen dem Namen und den Thätigkeiten unter dem Namen Aßen zusammengehörigen Göttern bezeichnen, das läßt sich aus den mangelhaften Quellen nicht genügend erkennen.

von mehreren verwandten Stämmen gefeiert. Sie schlossen sich größtentheils an den Wechsel der Jahreszeiten und trugen überwiegend einen heiteren Charakter. Die bedeutendsten derselben knüpften sich an die Zeit der Winter- und der Sommerferien und an den Eintritt des Frühlings, und von ihren Bräuten haben sich mancherlei Reste bis auf die Gegenwart herab erhalten. Tempel und Götterbilder waren zur Zeit des Tacitus entweder noch gar nicht, oder kaum in den ersten Anfängen vorhanden. Aus späteren Jahrhunderten werden solche zwar hier und da erwähnt, aber es bleibt fraglich, ob sie aus nationaler Fortentwicklung der einheimischen Religion hervorgegangen waren, oder der Berührung mit Nachbarvölkern ihre Entstehung verdanken. Jedenfalls sind sie zu seiner Zeit fastlich gewesen; und da man überdies die christlichen Kirchen abständig grade auf die Stellen ehemals heidnischer Kultusstätten zu bauen pflegte, und der Eifer der Völker sich besonders gegen dergleichen greifbare Zeugnisse des Heidenthums richten mußte: so erklärt es sich vollkommen, daß in Teutichland bis jetzt weder ein Rest eines Tempels, noch eines Altars, noch irgend ein Gebilde gefunden worden ist, welches mit Sicherheit auf irgend eine germanische Gottheit zurückgeführt werden konnte. Die bedeutendsten Kultusstätten der Germanen waren heilige Haine, in denen man Symbole der Götter und darunter auch Thierbilder bewahrte, welche man bei Kriegszügen herausholte und gleichsam als Heilzeichen mit in die Schlacht trug⁴⁰⁴). Und es ist, wie Grimm mit vollem Rechte bemerkt⁴⁰⁵), gewiß nicht rhetorisierende Phrasen, sondern das erste Ausfluchen des reussien protestantischen Geistes, wenn Tacitus sagt⁴⁰⁶): „Uebrigens halten sie es für unverträglich mit der Größe der himmlischen Wesen, die Götter in Wälder einzuschließen, oder sie in irgend welcher Nachbildung der Menschengestalt darzustellen. Haine und Wälder weihen sie ihnen und benennen mit den Namen der Götter jenes Geheimnisses, was sie nur in der Ehrfurcht schauen.“

Die Priester bildeten keine abgesonderte bedorrechte Classe, und hatten ebenso wenig alleinige Befugniß zur Ausübung der heiligen Handlungen. Ihre Thätigkeit trat überall dort ein, wo das Volk als Landsgemeinde zu einem bestimmten Zwecke, zu Festen, Gericht oder Krieg, versammelt erschien. Da fiel ihnen die Verrichtung der gottesdienstlichen Haupthandlungen und die Vabrug des Gottesfriedens zu; und damit überliefen sie zugleich eine ausgedehnte Amtsgewalt, welche aber höchstwahrscheinlich eben nur so lange währte, als der unmittelbar vorliegende Zweck verlangte⁴⁰⁷). Im Kreise seiner Familie besorgte jeder Hausvater selbst, was der

Gottesdienst erforderte, und ebenso achtete ein jeder auf die Vorzeichen, aus denen man die Zukunft und den Willen der Götter zu entnehmen vermeinte. Denn bei dem Glauben an das beständige Eingreifen der Götter in die menschlichen Verhältnisse wurden für alle Angelegenheiten des Privat- wie des öffentlichen Lebens dergleichen Andeutungen so wichtig, daß man nicht nur keine sich darbietende Gelegenheit, sie zu erhalten, verabsäumte, sondern sie auch künstlich hervorrief. Man benutzte dazu den Vogelflug, die Begegnung verschiedener Thiere (den sogenannten Anfang), den Wasserstrudel der Flüsse, das Wittern heiliger Schimmel, dem Beginn des Krieges auch den Zweikampf eines Gefangenen mit einem Krieger des eigenen Volkes, und endlich die Weissagung aus Loos und Runen.

Rechts-, Staats- und Kriegswesen. — Die Quellen der germanischen Staats- und Rechtsgeschichte sind im Allgemeinen dieselben, aus denen die Kenntniß der germanischen Zustände überhaupt geschöpft werden muß, und leiden mithin an dem gleichen Gebrechen der Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit. Doch öffnet sich der Rechtsgeschichte noch ein besonderes, weites und reiches Quellengebiet in den vielen Rechtsaufzeichnungen, welche mit den lateinisch geschriebenen Sammlungen der ältesten Volkrechte im 3. Jahrh. beginnen, und bei den verschiedenen germanischen Stämmen und Völkern unter mancherlei Formen und Namen, und mit häufigen Unterbrechungen, über bald kürzere, bald längere Zeiträume, zum Theil bis über das Mittelalter herab, sich erstrecken⁴⁰⁸). Allen diese Aufzeichnungen stehen sämmtlich unter dem unmittelbaren Einflusse des Christenthums, und selbst die ältesten gehören schon einem Zeiträume an, in welchem die Zustände des Rechts- und Staatslebens die bedeutende, vielfach umgestaltete Erschütterung der Völkerwanderung erfahren hatten; sie haben also gleichfalls nur einen mittelbaren Werth für die Erkenntniß der älteren Zustände, und bedürfen zu diesem Zwecke einer gelehrten Behandlung nach aus-

407) Die Literatur der Quellen und Hilfsmittel für diesen Abschnitt der germanischen Culturgeschichte auch nur in dürftiger Auswahl anzugeben, ist bei ihrer großen Ausdehnung durchaus unmöglich. Sie findet sich in fast erscheidender Vollständigkeit verzeichnet in dem leider noch unvollendeten Werke von Genzler „Deutsche Rechtsgeschichte im Grundriss“ (Göttingen 1849). 1850 bis jetzt 3 Bde., die eine bis zum Interregnum reichen. Zu Leges Barbarorum oder der Volkrechte, die Capitularien, die Formeln und die übrigen älteren Rechtsquellen nebst ihrer Literatur sind daselbst aufgeführt und besprochen von S. 109—273. Vollständigste Hausausgabe dieser gesammelten Rechtsquellen: Walter, Corpus Juris Germanici antiqui (Berol. 1824.) 3 Bde.; kritisch: Ausgabe: Perts, Monumenta Germaniae historica. Legum T. 1. 2. (Hanov. 1835 seq. Fol.) Charakteristik dieser Rechtsquellen in: Hilde, Das Strafrecht der Germanen (Halle 1812.) S. 7—115. — Literatur der allgemeinen deutschen Rechtswissenschaft des 13—15. Jahrh., oder der Spiegel und ihrer Quellen: Hoyer, Verzeichniß deutscher Rechtsbücher des Mittelalters und ihrer Handschristen. (Berlin 1836.) — Sammlung der „Rechtsbücher“ (oder der seit dem 13. Jahrh. vorhandenen, von Gemeinden, Gesellschaften oder Schichtengängen veranlaßten urkundl. Erklärungen über bestehendes Recht, namentlich einzelner Orte) nach Jac. Grimm. 3 Bde. (Göttingen 1840—1842.)

404) „Effigiesque et signa quaedam detracta lucis in proelium ferunt.“ Tac. Germ. 7. „Hinc veteranorum cohortium signa, inde desumptae aliis lucisque ferarum imagines, ut cuiusque gentis inter proelium mos est.“ Tac. Hist. IV. 72. — Selbst das im Ger abgemildete numen der Ketupis (Germ. 40) bringt kein simulacrum, kein wirkliches Bild, sondern nur ein Symbol gewesen zu sein.

405) Meyl. 1. XLIII. 406) Germ. 9. 407) Meyl. Ann. 425.

gebildeter kriegerischer Methode. Hierin liegt der Grund, weshalb die Studien auf diesem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte erst so spät zu befriedigenden Ergebnissen gelangt sind. Die ersten mit dem 16. Jahrh. beginnenden Arbeiten von Eichard, Herold, Tilius, Holbach, Lindenbrog, Cencing u. A. bieten wenig mehr als eine Aufzählung von rohem, ungeschliffenen Materiale. Dann im 18. Jahrh. arbeiten fleißig und größtentheils auch mit Sorgfalt und Scharfsinn Heinecius, Gruben, v. Sendenber, Fischer, Dreper, Pütter, Winer u. A.; aber auch sie konnten das Dunkel der Urzeit kaum hier und da mit einem schwachen Strahle erhellen, denn noch gedachten ihnen die beiden Hauptleuchten: die historische Kritik und die teutsche Philologie. Jene entzündete Eichhorn durch seine „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte“⁴⁰⁹), diese Grimm neben seinen anderen Werken, insbesondere für die Erkenntnis des Rechts, durch seine „Deutschen Rechtsalterthümer“⁴¹⁰). Auf den von Eichhorn und Grimm geschaffenen Grundlagen und mit den neuermorbenen Hilfsmitteln und Methoden ward seitdem rüstig fortgearbeitet, und dadurch dieser ganze Theil der germanischen Alterthumskunde so vollständig umgestaltet, daß auch der betreffende Abschnitt in Eichorns Meisterwerke sich bald als unzureichend erwies. Er ward ersetzt durch die den germanischen und den merovingischen Zeitraum umschließende „Deutsche Verfassungsgeschichte“ von Georg Meiß⁴¹¹), und endlich setzte den Gesamtentwurf der neuesten Forschung zwar kurz, aber mit feinem Gespür und einsichtigem Urtheile zusammen Ferd. Walter in seiner „Deutschen Rechtsgeschichte“⁴¹²). Doch ist des Dunkeln, Unsichern und Lückenhaften noch gar viel im Rückstande, als Aufgabe fortzulegender Forschung.

Des Staats- und Rechtslebens Wurzel ist die Familie. In demjenigen Zeitraum, welchem unsere ältesten Quellen angehören, besteht sie bei den Germanen noch in voller, frischer Kraft, hat sie noch ein eigenenthümliches Leben, bildet sie noch eine Macht. Aber sie ist deinceit nicht mehr die einzige Erscheinungsform des gesellschaftlichen Lebens, denn längst schon hat sich über ihr die höhere Einheit des Stammes, ja zuweilen die noch höhere des Volkes erhoben, und zwischen ihr und diesen liegen noch andere vermittelnde Einungen. Jede über der Familie stehende Einheit setzt aber als Gewähr ihrer Dauer einen Rechtszustand voraus: und wiederum bedingt uns die Sprachforschung, daß solch ein Rechtszustand bereits in der Urheimath vorhanden war. Die umfassendste und verbreitetste teutsche Benennung

der blutsverwandten Familie lautet nämlich Sippe; oder dieses Wort selbst und seine Ableitungen zeigen auch die Bedeutungen der Geselligkeit, des Friedens, des Bündnisses, der Eintracht, des Verzehrs⁴¹³); und grade denselben Entwicklungsgang der Bedeutungen gewahren wir auch an dem entprechenden sanskritischen Worte sabhā und dessen Ableitungen. Wisthin mußten die Rechtsverhältnisse bereits zu einer gewissen Ausbildung gelangt sein, ehe Germanen und Indier sich trennten; und zwar werden „diese Rechtsverhältnisse etwa so zu denken sein, daß das Haupt einer gens (sabhā, sippe) die Stelle des Königs der späteren Zeit einnahm, die ihm zur Seite stehenden sabhya's in alter Zeit entweder bloß aus den Familienhäuptern der Seitenwägen oder der ganzen männlichen Sippe, die das Jünglingsalter erreicht hatte (yuvā sabheyah), bestanden, endlich daß das in diesem Kreise lebende Gemeinheitsrecht sabhya, sibja das ihm entgegengesetzte asabhya, unsibja war. Zusammentritt mehrer sabhā's zu größeren Stämmen führte dann wol die Erweiterung des Begriffs zu pax, foedus, consensus, commercium herbei.“ Und ziemlich auf dasselbe Ergebnis läuft es hinaus, wenn auch die lateinische Benennung des Rechts, ius (altlat. ious), sich schon im sanftern vorfindet, möge letzteres nun „Verbindung durch Uebereinkunft“ oder „Abwehr des Unrechts“ bedeuten“).

Vorhanden also waren bereits vor der Auswanderung aus der Urheimath die beiden natürlichen Endpunkte gesellschaftlicher Einigung, die Familie und der Stamm und beide aufeinanderhaltend durch ein Rechtsverhältniß. Während der Wanderung kam dann noch ein drittes mittleres und nicht mehr rein natürliches Glied hinzu, die Hundertschaft. Der wandernde Stamm aber konnte nur durch Waffengewalt so weit vordringen, und mithin war das wandernde Volk zugleich Herr, die Hundertschaft also ursprünglich eine Abtheilung des Heeres, die aus hundert Kämpfern oder vielleicht auch aus hundert Familien bestand. Verwüthete dann der Stamm unter

412) Goth. sibja's friedlich, einig, unsibja's äronos, dasßig, ungerichtig, verkehrschick, sibja's verwandtschaft, unsibja's äronia's Ungehorsamkeit, gæsbjōn's dællærbodas'sich versöhnen; anslisch. sibb pacificus, greibb cognatus, propinquus, gæsbjōne pacificus, sibb consanguinitas, pax, consensus, sibb dissensio, sibbjā pacificare; altnord. aitt cognatus, amicis, asittar (pl.) cognatus, affinitas, commercium; altschw. sibbia consanguinitas, propinquitas; althoch. sibbia, sibbia affinitas, consortium, foedus, pax, unsippe seditio, sibbi affinis, socius, proximus etc. — Senfr. sabhā 1) Haus, Hütte, 2) Versammlung, Saal, 3) die das Haus (gens) eines Einzelnen bildende Anzahl von Personen (der Stamm), 4) Kuchenzimmer des Königs, 5) Gerichtshof; sabhya's die erwachsenen, wahrscheinlich nur die männlichen zu Verstand gelangten Mitglieder des Stammes; sabhyah's die den König bei der Urtheilssprechung umgebenden Richter; in seiner not belonging to an assembly; vulgar, low. A. u. a. 413) A. u. a. Zeitchrift für vergl. Sprachforschung IV, 370 ff. 414) A. u. a. D. S. 374 ff. — Eine Anzahl germanischer Rechtsbräuche, welche eine merkwürdige Uebereinkimmung mit den Rechtsbräuchen anderer verwandter Völker zeigen und auf eine Urgemeinschaft zurückzuführen, hat Grimm aufgeführt in seinen Rechtsalterthümern S. XIII. XIV.

409) Göttingen 1808 fg. 3. Ausg. 4 Bde. Dalstift 1843 — 1844. 410) Göttingen 1828. 411) 2 Bde. (Kiel 1844 — 1847).

412) Meiß hat in seiner Verfassungsgeschichte die ältesten Verhältnisse merkwürdig dargestellt und uralte Verhältnisse richtig erkannt. Sein größtes Verdienst ist, daß er zuerst die flüchtigen Einzelnheiten der alten Germanen in ihrem Zusammenhang geordnet und gezeigt hat, daß es sich hier allerdings um Staaten, um wohlgeordnete Staaten, nicht um Banbenschilde handelte. Roth, Geschichte des Benedictinismus. (Erlangen 1850.) S. V. 413) Roth 1853. Dort finden sich auch jedesmal die betreffenden Nothwendigkeiten verglichen, deren Angabe die bemessene Kürze der hier gegebenen Uebersicht nicht gestattet.

friedlichen Verhältnissen, gründete er Niederlassungen, so blieb er dennoch in Waffen und Waffenbereitschaft, das Volk blieb Heer in sefern, als alle wehrfähigen Glieder desselben das Heer bildeten, und in jedem Augenblicke handels als solches auftreten konnten. Demnach waren alle Einkünfte des Heeres zugleich Einkünfte des Volkes. Und weil ferner die politische wie die richterliche Macht nur in der Gesamtheit des Volkes, in der versammelten Volksgemeinde beruhte, so mußten die Einkünfte des Heeres sich ebenso wie in den Niederlassungen wie in den politischen und gerichtlichen Verhältnissen wiederfinden. Und so zeigt es sich auch in der That bei allen germanischen Völkern, so weit unsere Quellen Nachrichten hinaufreichen; nur freilich, daß die Mehrdeutigkeit der dort vorkommenden Ausdrücke, und das Schwanzen der Schriftsteller im Gebrauche derselben ein Hinderniß wird, welches der Forschung nicht überall erlaubt, zu der gewünschten vollen Klarheit und Sicherheit der Erkenntnis zu gelangen.

Dasjenige politische Ganze, welches sich durch einen eigenen Namen, durch gemeinsame Abstammung, und durch selbständige Verwaltung seiner politischen, militärischen und religiösen Angelegenheiten als ein geschlossenes Gemeinwesen erkannte und behauptete, hieß dem Tacitus *civitas*. Kleinere Volkstämme, wie die Ubiern und die Hermunduren, bestanden nur aus einer *civitas*; größere dagegen, wie die Lugier, die Suelonen und Sueoen, umfaßten mehrere solche, aber stets durchaus selbständige, und besonderte Namen tragende *civitates*, die dann in einem sehr lockeren und nur unter gewissen Bedingungen sich enger zusammenschließenden Verbande standen⁴¹¹⁾. Dieser *civitas*, oder der Volks- und Landsgemeinde stand als kleinstes Verbindungsglied gegenüber der *vicus*, oder das Dorf, die Ortsgemeinde, und zwischen beiden gab es ein Mittelglied, welches von Tacitus *pagus* genannt wird. Welche treusche Benennungen für *civitas* und *pagus* damals gegolten haben mögen, wissen wir nicht; gegenwärtig braucht man am gewöhnlichsten das Wort *Gau*⁴¹²⁾, und zwar für beides, sowohl für die *civitas* als für den *pagus* des Tacitus, wie auch die meisten übrigen lateinischen Quellen Schriftsteller die Benennung *pagus* in beiderlei Sinne verwenden. Ja sogar in der Wirklichkeit konnten durch das Umwach-

sen der Bevölkerung, oder durch feindselige Störungen des Zusammenhanges, einzelne *pagi* von der bis dahin bestehenden Gemeinschaft sich abspalten, und sich zu selbstständigen neuen *civitates* ausbilden.

Wie im Heere die Mitglieder der Sippe neben einander standen, die unterste Heeresabtheilung eine ziemlich reine Verbindung von Blutsverwandten war⁴¹³⁾, so blieben sie auch bei der Niederlassung zusammen, bauten ein Dorf, und gründeten so die Einheit der Ortsgemeinde, oder richtiger der Markgenossenschaft⁴¹⁴⁾, denn diese blieb als Einheit auch dann bestehen, wenn nachträglich neue Dörfer innerhalb der Mark entstanden⁴¹⁵⁾. Ueber die Verfassung dieser Markgenossenschaften gebrechen uns zwar unmittelbare alte Nachrichten, doch liegt es schon in der Natur der Sache, daß sie bald eine bedeutende und zumist auf Verwandtschaftsverhältnissen beruhende Ausbildung finden mußte, oder nur auf die Wahrnehmung und Regelung ihrer eigenen engeren Angelegenheiten beschränkt blieb. Eine Bestätigung dieser Voraussetzung, und zugleich einen Einblick in die Beschaffenheit der älteren Zustände gewähren uns die unmittelbar aus jenen Dorf- und Markverbänden hervorgegangenen späteren Gemeindeverfassungen der Städte und Dörfer. Darnach hatte die Markgemeinde keine eigentliche Gerichtbarkeit, sondern nur eine Art schiedsrichterlicher Befugnis, und eine gewisse polizeiliche Gewalt und Strafberechtigung in Marksachen. Angelegenheiten dagegen, die eine wirklich gerichtliche Entscheidung verlangten, oder irgendwie mit dem Staatsleben im Zusammenhange standen, gehörten mindestens vor die niedrigste staatliche Genossenschaft, vor die versammelte Gemeinde des *pagus*. Wol aber lagen den Markgenossen mehrere bedeutende Pflichten ob: gegenseitige Unterstützung und Hilfsleistung, wozu auch die Pflicht des gerichtlichen Zeugnisses und der Eideshilfe gehörte, und andererseits in gewissen Fällen gemeinsame Hestung für den Erfsah verursachten Schadens, sowie die Betsähigung der Gastsfreundschaft. Und wie der politischen Genossenschaft die Erhaltung des geordneten Rechtszustandes oder des Friedens oblag, wie sie zugleich auch eine religiöse Verbindung war, so mußte auch in der Mark der Markfriede herrschen und gewahrt werden, und auf die religiöse, auf die gottesdienstliche Einheit der Markgenossenschaft dürfen wir schon aus der einen Erscheinung zurückzuführen, daß später der Hauptort einer Mark eine christliche Mutterkirche zu erhalten pflegte, an welche sich die Kirchen und Kapellen der übrigen in der Mark belegenden Ortschaften als Filiale angeschlossen⁴¹⁶⁾. Durch die Verpflichtung der Markgenossen zur Hestung aber wird noch weiter bestätigt, daß nur der Hof- und Grundbesitzende freie Mann wirkliches Glied der Markgenossen-

411) „Hermundurorum civitas.“ Tac. Germ. 41. „Ublorum civitas.“ Ann. 1. 37. XIII. 57. „Continuum montium jugum, ultra quod plurimae gentes agunt: ex quibus latissime patet Lygiorum nomen, in plures civitates diffusum valentissimas nominasse sufficit, Harios, Helveconas, Manimos etc.“ Germ. 43. „Nulorum hinc civitates... valent.“ Germ. 44. „Nunc de Suevis dicendum est, quorum non una ut Chaltorum Tenetorumve gens.“ Germ. 38. „Centum pagi li habitantur.“ Germ. 38. 415) Geth. gavi, altheth. kowui, mittelheth. gäwwe, gäu, und in den lebenden oberdeutschen Dialecten gäu, sämmtlich südlichen Ursprungs, sind die Formen eines der angelsächsischen und den nordlichen Sprachen geborenen Wortes von zweifelhafter Herkunft, welches im Althochdeutschen Gegend, Land, namentlich das platte Land im Gegensatz zu Stadt und Elend, bedeutet, im Besonderen aber eine Landchaft als politischen Bezirk und deren Einwohner als politische Genossenschaft. Vergl. Schmeller, Bayersches Wörterbuch II, 2.

416) „Quodque praecipuum fortitudinis incitamentum est, non casus nec fortuita conglabatio turmas aut eunum facit, sed familiaris et propinquitas: et in proximo pignora, unde foederum solutio videtur, unde vagitus infansum.“ Tac. Germ. 7. 417) Vergl. Ann. 370. 418) Bregl. S. 362. 419) Bregl., Einleitung zur Geschichte der Mark u. Verfassung S. 161 fg.

schaft sein konnte, da nur er das zur Haftung erforderliche Vermögen besaß.

Die niedrigste wirklich politische Genossenschaft, der mehrer Marken umfassende *pagus* des Tacitus, scheint der Hundertschaft zu entsprechen. Denn in den alten einheimischen Quellen finden wir, daß bei den Teutonen, wie bei den Angelsachsen und den Skandinaviern das Land wirklich in Hundertschaften getheilt war, welche stets als Theile eines größeren politischen Ganzen, des *Gaues* im weiteren Sinne, erscheinen, und zu Latein bald *pagi*, bald *pagelli*, zuweilen auch *centenae* oder *marcae* genannt werden. So ist in den alamannischen Denkmalen *hundertari* ein District kleiner als der *Gau*, in den angelsächsischen hundrede eine Unterabtheilung der *shire* oder der Grafschaft, und dieselbe Bedeutung hat, nach Snorrius Zeugniß, das nordische *herad*, welches dem dänischen *herred*, dem teutschen *harde* entspricht⁴²⁰). Wochten nun auch die *pagi* bei der ursprünglichen Niederlassung 100 Gehöfte und Familien umfaßt haben, sobald die Ansiedlung erfolgt war, hießte der Name am Gebiete und an der innerhalb desselben wohnenden Genossenschaft, aber die Zahl mußte sich durch die Vermehrung der Bevölkerung sofort vergrößern. Witzig ging die Zahlbeziehung gänzlich verloren, und der zurückbleibende Name erhielt eben nur die allgemeine Bedeutung eines zwischen *Wald* und *Gau* stehenden Landbezirks und seiner Gemeinde⁴²¹).

Wie mehrere Marken den *pagus* oder die Hundertschaft, so bildeten mehrere *pagi* die *civitas* oder den *Gau*; und wie alle vollfreien Grundbesitzer der Hundertschaft sich zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten (*Waldstätten*) zur Verwaltung ihrer öffentlichen Angelegenheiten versammelten, so auch die ganze freie Stamm- oder Landsgemeinde des *Gaues*. In der Hand dieser Versammlungen lag die eigentlich politische Macht, nebst der gesetzgebenden, richtenden und vollziehenden Gewalt. Sie waren wesentlich Gericht, aber nach der älteren Bedeutung des Wortes, welche Grimm folgendermaßen bezeichneth⁴²²): „Unter Gericht denken wir und heutzutage vorzugsweise Entscheidung der Rechtsstreite oder Verurtheilung der Verbrecher. Ursprünglich aber war die Vorstellung von Volksversammlung (*concilium*), in welcher alle öffentlichen Angelegenheiten der Mark, des

Gaues und der Landschaft zur Sprache kamen, alle Streitigkeiten des unstrittigen Rechts (was wir freiwillige Gerichtsbarkeit nennen) vorgenommen, endlich auch Zwistigkeiten beurtheilt und Bußen erkannt wurden. Heute bilden die Richter, damals bildeten die zusammentommenden Freien den Kern des Gerichtes; es konnten sogar Streitigkeiten ohne Einmischung der Richter auf dem Gerichtstische bloß unter den Parteien oder durch Schlichter vertragen werden.“

Zwischen den Gerichten dieser beiden Versammlungen muß freilich ein Unterschied stattgefunden haben, Angelegenheiten von höherer und weiterreichender Bedeutung werden in den Gauversammlungen, geringere in der Hundertschaftsgemeinde verhandelt worden sein, und ebenso wird die kleinere Genossenschaft sich häufiger versammelt haben als die Landsgemeinde; aber weiter ins Einzelne können wir das gegenseitige Verhältnis nicht mit Sicherheit verfolgen. Wissen wir doch selbst aus späterer Zeit nicht genau anzugeben, was dem Centenar und was dem Gauen zuzukommen, welche beide ungefähr an die Stellen der Vorsteher der Hundertschaft und des *Gaues* getreten waren. Tacitus scheint bei seiner Beschreibung fast nur die große Gauversammlung im Auge gehabt zu haben⁴²³), und wiederum müssen wir den scharfen sicheren Blick bewundern, mit welchem er gerade die entscheidenden Hauptzüge herauszufinden gemußt hat. Ueber geringere Angelegenheiten, erzählt er, berathen die Fürsten (d. h. die Vorsteher der *pagi*), über wichtigere alle insgesammt, doch so, daß auch dasjenige, worüber dem Volke die Entscheidung zusteht, zuvor von den Fürsten in Ueberlegung gezogen wird. Falls nicht unerwartet etwas Besonderes vorfällt (wodurch eine außerordentliche Versammlung veranlaßt wird, eine solche, die man später ein gebotenes Ding nannte), kommen sie regelmäßig an bestimmten Tagen zur Zeit des Neumonds oder des Vollmonds zusammen. Aber nicht alle treffen zu gleicher Zeit ein, sobald über dieser Säumnigkeit wol zwei bis drei Tage verloren gehen⁴²⁴). Haben alle mit den Freien in der Hand nach Belieben Platz genommen, so gebietet der Priester des *Gaues* Stillschweigen, und verurtheilt den Gerichtsbann, den Dingfrieden. Denn überall wo das Volk zu gemeinschaftlichem Handeln versammelt war, zu Opfer, zu Verathung und Gericht, oder zum Kriege, schien ihm gleichsam die Gottheit näher. Dann wurde der Priester zum Horte des Dingfriedens und erhielt die Strafgewalt über den Störer desselben⁴²⁵). Darnach befragte der Priester das Loos, und nur wenn es zukünftig ausfiel und auch die übrigen Vorseichen sich günstig ergaben, begann die Verhandlung⁴²⁶). Zeit

420) Grimm, Rechtsalterthümer S. 538 fg. Walz, Verfassungsgeschichte I, 33 fg. 421) So muß es schon zur Zeit des Tacitus gewesen sein. Denn wenn er (Germ. 6) von den ausgemählten, an der Spitze der Schlichterordnung stehenden Jünglingen sagt: „Definitur et numerus; centum et singulis pagis aut, idque ipsum inter eos vocatur; et quod primo numerum fuit jam nomen et honor est.“ so hat er offenbar ein analoges Verhältnis vor Augen, wo man auch sonst die allerdings nicht leicht aufgeführte Mühe erklären und verstehen mag. Walz wird im Wesentlichen Recht haben, wenn er (Verfassungsgeschichte I, 33) erklärt: „Diese Schonen heißen centum (nautisch gab es ein kretisches Wort *hento*), und nach Anfangs dies Zahlwort war, ist nun ein kühnliches und zugleich ehrenvoller Name geworden.“ S. Gmeiner (Die Verfassung der Germanen (Münch. 1855.) S. 78) hält diese Centen für das bald nachher zu besprechende *centum* des griechischen, oder für die unentzerrte Hälfte desselben. 422) Rechtsalterth. S. 745.

423) Germ. c. 11—13. Er braucht dafür stets den Ausdruck *concilium*, wodurch zu vergleichen Walz, Verfassungsgeschichte I, 34 u. 114. 424) Bergl. Nam. 90. 425) „Silenium per sacerdotes, quibus tum et concordia jus est, imperatur.“ Tac. Germ. 11. „Ceterum neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem, nisi sacerdotibus permisso: non quasi in pecunia, nec ducia juvant, sed velut quo imperante, quem adeo hellenitico credunt.“ Germ. 6. Bergl. Wilsa, Strafrecht S. 233 fg. 330. 426) Germ. 7.

wird der König oder ein Fürst je nach seinem Alter, seinem Adel, seinem Kriegsrühme, seiner Veredelmheit angehört; doch haben seine Worte mehr das Gewicht eines Rathes als die Macht eines Befehls. Nichts seine Meinung, so verwerfen sie dieselbe durch lautes Murren; gefiel sie, dann schlagen sie mit den Fäusten (einem Wurfgeschosse, ihrer Hauptwaffe) aufammen; denn Wurfgeschloß gilt als die ehrenvollste Beifallbezeugung. Es darf auch bei der Gauversammlung Anträge erhoben und Todesstrafe beantragt werden. Die Strafen sind verschieden nach dem Vergehen. Verräther und Ueberläufer hängen sie an Bäumen auf; kriechflüchtige Feiglinge und die ihren Körper schändlicher Völlust Preis gegeben haben, versenken sie in Koth und Sumpf und werfen noch Dornegestrüch darüber⁴²⁷). Die Verschiedenheit der Todesstrafen hat den Sinn, daß man Verbrechen gleichsam aufdecken müsse durch die Strafe, Schandthaten verbergen. Aber auch leichtere Vergehen finden ihre angemessene Strafe: wer überführt wurde, muß eine Anzahl Pferde oder Kleinvieh als Buße geben, und ein Theil der Buße fällt dem Könige oder der Gaugemeinde, der andere dem Geschädigten selbst oder seinen Verwandten zu. In denselben Versammlungen werden auch die Fürsten erwählt, welche die Rechtspflege in den Hundertschaften und Dörfern verwalten, und endlich geschah ebenfalls die Wehrbestimmung der Jünglinge⁴²⁸).

Befäße der Gau einen ganzen Stamm, so war natürlich die Gauversammlung auch die höchste, welche es überhaupt für die Stammesangehörigen gab. Bildete er dagegen nur einen Theil eines großen in mehr oder viele Gauen gesonderten Stammes, so kam zur Hundertschafts- und zur Gauversammlung noch als dritte die Hauptversammlung des Stammes hinzu. Bei dieser aber konnten, schon wegen der weiten Entfernung, und wegen der Größe der Volkszahl, nicht mehr alle vollreifen Grundbesitzer erscheinen, sondern sie wurde nur durch Abgeordnete aus den einzelnen Gauen besetzt. So erzählt schon Tacitus⁴²⁹), daß alle suevischen Gauen zu bestimmter Zeit Abgeordnete in einen heiligen Hain des suevischen Hauptstammes, der Emonnen, entsenden, zunächst freilich zum Zwecke gemeinschaftlicher Opferhandlung, doch waren andere Zwecke dadurch nicht ausgeschlossen. Und ebenso kamen dann auch Abgeordnete aus allen Gauen der Sachsen jährlich zur großen Landesversammlung nach Marklo⁴³⁰). Dieselbe, oder eine ganz ähnliche Einrichtung finden wir auch bei den Angeln und im Norden, und im Zusammenhange mit ihr steht die spätere Volksversammlung des fränkischen Staates⁴³¹).

Immer und überall aber waren es die vollreifen Grundbesitzer oder deren Abgeordnete allein, welche die Versammlung bildeten, und durch diese alle politischen und richterlichen Befugnisse ausübten. Zwar gab es bei

den meisten, wo nicht bei allen Stämmen auch einen Adel⁴³²), der auch allerdings als ein bevorzugter Stand aufgeführt werden darf; aber politische Vorrechte besaß er nicht. Auch die Anzahl der edlen Geschlechter scheint bei keinem Volke beträchtlich gewesen zu sein. Sie führten ihren Ursprung in die mythische Urzeit zurück, leiteten wol auch gar von Helden und Göttern ihre Herkunft ab, und darauf, daß sie das in gutem Glauben thaten, und das ganze Volk diesen Glauben theilte, beruhete wesentlich die hohe Achtung und die Vorzüge, welche sie genossen. Die edlen Jünglinge zeichnen sich besonders durch Kriegs- und Thatenlust aus, insofern sie, wenn daheim Friede herrschte, zu andern Stämmen zogen, die sich eben im Kriege befanden⁴³³). Gern nahm man auch Adelige, und edle Jungfrauen als Weib⁴³⁴). Wahrscheinlich besaßen diese Geschlechter im Allgemeinen auch größern Reichtum. Namentlich aber ward da, wo überhaupt Königthum bestand, der König jedesmal aus demjenigen Adelsgeschlechte gewählt, welches für das vornehmste galt, und erst nach dem Aussterben dieses Geschlechtes wählte man dann weiter aus einem andern, dem die öffentliche Meinung die zweite Stelle einräumte hatte⁴³⁵). Sogar wenn in historischer Zeit ein Fürst zuerst das Königthum eingingeführt hatte, gewählte das Volk alsbald seinem Geschlechte die Geltung und die Rechte eines königlichen, wie z. B. den Nachkommen Marobods bei den Markomannen geschah⁴³⁶).

Aber eben nur für die Könige ward adeliche Abkunft verlangt, nicht für die Fürsten (principes) der ohne Königs Herrschaft in demokratisch-republikanischer Verfassung lebenden Stämme. Diese Fürsten, welche in den Gauversammlungen, wie es scheint, auf Lebenszeit erwählt wurden, waren die Vorsteher, die Obrigkeit der Hundertschaften. Demnach waren sie mit der Verwaltung der wichtigsten Geschäfte betraut. Geringere Angelegenheiten erledigten sie selbst; wichtigere unterzogen sie einer Vorberatung und legten sie dann der Gauversammlung zur Entscheidung vor, wobei sie, wie in den andern Staaten der Könige, als diejenigen genannt

432) A. Maurer, Ueber das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stämme. (München 1841.) 433) Tac. Germ. 14.

434) Germ. 8. Hist. IV, 28. 435) So war bei den Gothen das Geschlecht der Amaler das vornehmste, und schließlich das königliche. Am Range zunächst folgte ihm das Geschlecht der Balthen, und als das Volk sich in Dr- und Weßthagen spaltete, ward dies das vornehmste und schließlich das königliche Geschlecht der Weßthagen. Jornd. c. 20. Die Sitte, bei der Königsanabl an demselben Geschlechte festzuhalten, ist ja auch später noch im Westlichen und mit geringen Abweichungen lebendig geblieben, so lange das deutsche Kaiserthum in Blüthe stand. Selbst bei denjenigen Stämmen, die keine Könige hatten, werden gewisse Geschlechter als königliche bezeichnet und dann aus ihnen die Könige gewählt, sobald diese Stämme zum Königthum übergingen. Dieser Grund allen verfassung z. B. dem Julius die königliche Herrschaft über die Cheruser, nach der ausdrücklichen Angabe des Tacitus: „Kodem anno Cheruscorum gens regem Romae petiit, amicus per interna bella nobilissim, et uno reliquo stirpis regiar, qui apud urbem habebatur, nomine Italico etc.“ Ann. XI, 16. 17. 436) Marcomanni Quaduque usque ad nostram memoriam reges nancuerunt ex gente ipsorum, nobile Marobodu et Tudri genu.“ Tac. Germ. 42.

427) Vergl. Grimm, Rechtsalterth. S. 691 ff. Müllers, Strafrecht S. 153 ff. 495 ff. 428) Vergl. oben S. 347. 429) Germ. 39. 430) Huchaldi vita S. Leobaldi, bei Peris, Monumenta II, 361. 431) Weiz, Verfassungsgeschichte I, 60 ff.

werden, die zuerst das Wort führten. Sie durften Jünglinge wehrhaft machen, erschienen wie die Könige thätig bei religiösen Gebräuchen, führten den Vorhitz bei Versammlungen und Gerichtsverhandlungen, und hatten das Recht, ein Gefolge zu halten, dessen Mitglieder noch näher gedacht werden soll⁴³⁷). Ob es außer diesen Vorherren der Hundertschaften auch noch andere besondere Gauvorsteher gegeben, ob jeder Stamm ein als princeps civitatis an seiner Spitze stehendes Oberhaupt besessen habe, ist ungewisshaft. Caesar scheint es zu leugnen, wenn er sagt: in Friedenszeiten gibt es keine gemeinschaftliche Obrigkeit⁴³⁸), und aus den Nachrichten des Tacitus läßt sich ein strenger Beweis nicht führen⁴³⁹). Jeder vollstetige Grundbesitzer war an sich fähig, zum princeps ernählt zu werden, mithin konnte die Wahl ebenso wol auf einen solchen Gemeinfreien als auf einen Unfreien fallen. Sogar der Besitz eines bedeutenderen Vermögens wird nicht als notwendige Bedingung vorausgesetzt werden dürfen, da die principes ein durch frömmige Beistueren aufgebrachtcs Amtseinkommen besaßen⁴⁴⁰), dessen sie zur Unterhaltung des Gefolges bedurften, und nicht selten auch Geschenke von benachbarten Völkern empfielen⁴⁴¹).

Das Gefolge war eine höchst merkwürdige in der sittlichen Tiefe des germanischen Charakters wurzelnde Einrichtung. Es bestand aus einer frömmigen Vereinigung erprobter Männer und eifrigeren Jünglinge um einen Fürsten zu bewahren, wenn gleich nicht unlöslicher Lebensgemeinschaft, die nicht auf einem rechtlichen, sondern auf dem sittlichen Grunde gegenseitiger Treue beruhte. Die Aufsicht über das Gefolge hing ab von dem freien Ermessen des Fürsten, der auch jedem Einzelnen seine Rangstufe innerhalb des Kreises zuwies; und selbst die Jünglinge der angesehensten Adelsgeschlechter vermieden den Eintritt nicht, und strebten im Wettstreit mit den Genossen die höchste Stufe zu verdienen. Evident verbunden, mit dem Fürsten und für ihn zu kämpfen, umgaben die Gefolgskleute ihren Führer in der Schlacht; und wenn jener für den Sieg stritt und für den Ruhm der höchsten Tapferkeit, so strebten sie es ihm gleichguthun und seinen Preis zu eröbden. Sie theilten mit ihm jedes Schicksal, Sieg, Gefangenschaft oder Tod; ohne ihn aus der Schlacht zurückzuführen war ein unaufschieblicher Vorwurf. An den friedlichen

Amtsgeschäften des princeps scheint das Gefolge als solches nicht theilhaftig gewesen zu sein⁴⁴²); wol aber erhob die Anzahl der Gefolgskleute und der Ruf ihrer Tapferkeit auch in Friedenszeiten das Ansehen des Fürsten so sehr, daß oft sein bloßer Name hinreichte, einen Krieg zu dämpfen. Der Fürst seinerseits genährte dagegen den Gefolgskleuten die Unterstützung für den Krieg, Antheil an der Beute und den Geschenken, und speiste sie in seiner Halle. Vermochte er in Friedenszeiten eine bedeutendere Anzahl von Gefolgskleuten nicht zu unterhalten, oder miefen den edeln Jünglingen dadurch die Ruhe, so zogen sie auch wol zu andern Fürsten, die eben ein Krieg beschäftigte.

Wie aber der Fürst als Beamter der Gemeinde in allen seinen öffentlichen Handlungen von dem Willen und Beschlüssen der Gesamtheit abhing, so stand auch das Gefolge nicht außerhalb des Volksoberhauptes, sondern bildete einen wesentlichen Theil desselben, und der Fürst durfte nicht nach eigenem Belieben Kriege oder Streifzüge mit ihm unternehmen⁴⁴³). Vielmehr ward in der Volksversammlung der Krieg beraten und beschlossen, und wie das gesammte Volk in seiner friedlichen Thätigkeit das Land baute und der Heerden warthe, nur daß seine eigentlichen Vertreter, die Familienhäupter an dieser nach ihren Begriffen untergeordneten Arbeit möglich geringen Antheil nahmen; wie ferner das gesammte Volk die Verwaltung und Gerichtsbarkeit handhabte, aber nur durch die seine Vertreter, denen solche höhere Thätigkeit allein gebührte: so bildete auch wiederum das gesammte Volk bei Kriegerkriegen das Herr, woran jeder nach Verhältniß Theil nahm, aber die Hauptarbeit wiederum jenen Vertretern und, dem kriegerischen Volksoberhaupt entsprechend, auch der herangewachsenen männlichen Jugend zufiel. Für solchen in der Versammlung beratenen und beschlossenen Krieg ward ein gemeinschaftlicher Oberanführer, ein Herzog (dux), erwählt, und dabei nicht auf Geschlecht, sondern nur auf Kriegstüchtigkeit geachtet⁴⁴⁴). Nach alter Sitte ward die ge-

437) *Waig, Verfassungsgeschichte* I, 86 fg. 438) „In pace nullus erat communis magistratus, sed principes regionum atque pagorum inter suos ius dicunt controversiarumque minuunt.“ *Caes. B. G.* VI, 22. 439) *Waig, Verfassungsgeschichte* I, 106 fg. vertheilt das Waig, das es auch principes der Gauen, der civitates, gegeben habe. 440) „Mos erat civitatibus ultro ac viris conferre principibus vel armorum vel frugum, quod pro honore acceptum etiam necessitatibus subvenit.“ *Tac. Germ.* 15. 441) „Gaudent praecipue finitimarum gentium donis, quae non modo a singulis sed et publico mittuntur, electi quique, magna arma, phaleris torqueant.“ *Germ.* 15. Er grüßte der Ruf und das Gefolge eines princeps war, desto bedeutender pflegten auch diese Geschenke auszufallen. *Germ.* 13.

442) Die Stelle des Tacitus *Germ.* 12: „Centeni singulae ex plebe comites consilium alius et auctoritas adiungunt.“ darf wegen des bloßen gleichlautenden Ausdruckes keineswegs nicht ohne Weiteres auf die Gefolgskreise bezogen werden. Schon der Begriff *ex plebe* spricht dagegen, und führt zu der Annahme, daß diese comites durch Wahl oder nach irgend einer bestimmten Regel aus den freien Grundbesitzern der Hundertschaften herbeigingen. Und wenn als Zweck derselben ein Doppeltes angegeben wird, *consilium et auctoritas*, so werden sie wol den principes nicht nur bei Föndung des Urtheils, sondern auch bei der Ausführung der Beschlüsse unterstützen haben. So ist auch *Waig, Verfassungsgeschichte* I, 99 fg. 112 das Verhältniß auf, während *W. Gmeiner* (*Die Verfassung der Germanen* (München 1855.) S. 79) sowohl diese centeni als jene im 6. Cap. der Germania auf das Gefolge bezieht. 443) Ueber das Gefolgsoberhaupt hat am eingehendsten gehandelt *Meib* in seiner *Geschichte des Beneficialwesens* (Erlangen 1850.) S. 1—42. Ueber den Rangh der Verhältnisse in den epischen Gedichten vergl. *Wilmr.* *Deutsche Völkertümer im Hildand* (Marburg 1845.) 444) „Quoniam bellum civitas aut illatum defendit aut infert, magistratus, qui ei bello praesint, ut vitae necisque habeant potentatem, deligunt.“

schene Erwählung des Herzogs sogleich durch Erhebung desselben auf den Schild bekräftigt⁴⁴³). Seine Macht aber, die so lange währie als der Krieg selbst, gründete sich wesentlich auf sein persönliches Ansehen⁴⁴⁴), und war noch äußerlich eingeschränkt durch die Amtsgewalt des Priesters, dem die Wahrung des Herrfriedens zustand⁴⁴⁵). Doch gab es außer den Volkstribunen auch andere kriegerische Unternehmungen, die jedoch gleichfalls in den Volksversammlungen wenn nicht beschloffen so doch gebilligt wurden: wenn ein Führer auslief, einen Streifzug vorzuschlag und zahlreiche Männer und Jünglinge sich ihm freiwillig anschloffen. Ein Unternehmen dieser Art war der Zug des Ariovist nach Gallien, und solche Scharen sind von den regelmäßigen Gefolgschaften der principes durchaus zu unterscheiden.

Die Verfassung und Bekleidung der Kämpfer war größtentheils dürftig. Aus Mangel an Eisen waren größere Schwerter und Langen selten, Panzer noch seltener und Helme nur bei Einzelnen zu finden. Das Haupt blieb meist unbedeckt, den Körper schützte ein Schild aus Rindengestrich oder buntbemalten Brettern. Hauptwaffe war die Framea, ein Stab mit einem schmalen, kurzen und scharfen Eisen, gleich geeignet zu Stich, Stoß und Wurf; Andere führten lange Speere, Viele aber auch nur angebrannte Knüttel und Schleuderspeine. Doch mögen grade in den Waffen früh Verbesserungen den Römern abgelernt worden sein, wie durch die Kämpfe mit diesen sich auch die Taktik, in der besonders die Gallen hervorragten, sehr bald bedeutend hob. Als Reiter auf bugellosen, ungefattelten Pferden zeichneten besonders die Leuchterer sich aus, und auch die Gefolgsleute waren beritten; aber die Hauptstärke beruhte auf dem Fußvolke, welches nicht selten untermischt mit der Reiterei angriff. Nachdem der Will der Götter durch Loos und Vorzeichen erforscht war, ging es unter Vortragung der den heiligen Hainen entnommenen Thiersymbole und Feldzeichen zur Schlacht, die mit Hörnerschall, Schildgerassel und Kampfliedern begann, wozu noch das Geheul der unmittelbar im Rücken der Kampfbenden verwilderten Weiber und Kinder kam. Fürchtbar war der erste Anprall, minder bedärflich die Ausdauer. Die ersten Pläge der Römer wurden größtentheils durch Sturm erobert, denn Belagerungsmaschinen und größere eigene Festen zu bauen lernten die Germanen erst allmählig.

Durch alle die geschilderten Gliederungen des öffentlichen Lebens der Germanen, von der Dorf- bis zur Volksgemeinde, erkennen wir denselben eckdrückenden, aus dem Wesen der germanischen Familie entspringenden Grundzug, wonach die Gemeinde erscheint als eine Ver-

bindung zur Erhaltung des Friedens und zu gegenseitigem Beistand und gegenseitiger Hilfe in allen ziemlichen Dingen. Sonach war jedem Einzelnen zwar das höchste mögliche Maß von Freiheit und Rechten, oder von Selbstbestimmung gewährt, aber doch auch das Bewußtsein lebendig, daß jeder Einzelne einem höher berechtigten Ganzen angehört, dem er beides schulde, thätiges Mitwirken zum gemeinen Besten und Beschränkung der eigenen Willkür. Mitbin war die Gestaltung und Verwaltung des Staates und des von ihm unzertrennlichen Rechtes⁴⁴⁶) durchaus demokratisch, und ward von allen freien Grundeigentümern gemeinschaftlich besorgt. Und die Rechtsbegriffe und die Rechtspflege wurden außer diesem Vorworte der persönlichen Freiheit noch besonders bedingt durch die hervorkehrenden Eigenschaften des Nationalcharakters, Offenheit, Stolz und ein empfindliches Ehrgefühl, sowie durch die noch sehr lebendige Kraft und Selbstständigkeit des Familienlebens. Es fiel demnach von dem Privatrechte nur soviel unter den Bereich der Volksversammlung, als über den Familienkreis hinausgriff, und selbst das Strafrecht erstreckte sich eigentlich nur soweit, als gegen die ganze Volksgemeinde gefrevelt worden war, oder ein Einschreiten aus Gründen des Gemeinwohls notwendig schien. Da die Gemeinde nur bestehen konnte, wenn innerhalb derselben ein geordneter Rechtszustand, oder, wie die alten Rechtswissenschaften sich ausdrücken, wenn Frieden herrschte, so war jede erheblichere absichtliche Verletzung des Rechtes ein Friedensbruch, und folgerichtig ward, wer selbst den Frieden störte, auch nicht mehr würdig geachtet an ihm Theil zu haben, ward friblos geigt, aus dem Frieden der Gemeinde hinausgestoßen und zum wargus gemacht, zum Wosse, dem von Allen verfolgten friblosen Thiere, den Jeder ein Recht hatte zu erschlagen, wo er ihn fand, und dem Keiner irgendwelchen Beistand leisten durfte. Doch schon zu Tacitus' Zeit war diese ursprüngliche scharfe Auffassung in Teutschland gemildert, während sie im Norden länger wirksam blieb. Es wurden nun Grade der Verbrechen und der Strafen unterschieden; es wurde die Verbannung aus der menschlichen Gesellschaft in Landesverweisung umgewandelt, mit einer Möglichkeit der Rückkehr, es wurden Mittel zur Sühne dargeboten und deren Anwendung sogar zwangsweise gefordert. Auf Verbrechen gegen das Volk, welche das Wesen der Gemeindevorbindung angriffen, und auf solche, die zugleich als entehrende Schandthaten galten, folgten Todesstrafen verschiedener Art. Bei Verbrechen aber, welche gegen Leib, Leben, Ehre und Gut eines Einzelnen gerichtet waren, schritt zwar die Gemeinde gleichfalls ein, und solches um ihrer selbst willen, aber sie erkannte nicht auf den Tod; das Leben zu fordern blieb dem Geschädigten überlassen, aus Rache, nicht aus Recht. Das Recht suchte vielmehr die Rache abzumenden und bestimmte ein Sühngeld, oder eine Buße, welche ihrer

zur." Cae. B. G. VI, 32. "Reges ex nobilitate. duces ex virtute sumunt." Tac. Germ. 7.

443) Tac. Hist. IV, 15. 446) "Ducos exemplo pethu quam imperio, si prompti, si consuevit, si ante aciem agant, admiratione praecunt." Tac. Germ. 7. 447) Tac. Germ. 7. Beryl. Wm. 425.

445) Müllers, Das Strafrecht der Germanen. (Halle 1842.) 2. Aufl., Verfassungsgeschichte I, 178—224.

Grundbedeutung nach ein Wiedergutmachen bezeichnete. Ein Theil dieser Sühne, das Friedensgeld, fiel als Genugthuung für die Friedensstörung der Gemeinde oder deren Haupte zu; der andere aber, oder die Buße im engeren Sinne, und das Wergeld, kam als Genugthuung für die Verletzung und den Schaden dem Verletzten oder dessen Hinterbliebenen und seiner Familie zu. Wergelt (abgeleitet von wër, goth. vair, lat. vir, Mann) hieß die für den Todschlag zu zahlende Buße, und war je nach dem Stande des Erschlagenen in verschiedenen, aber nicht willkürlichen, sondern festbestimmten Sätzen bemessen, wie auch für die Bußen aller anderen Vergehen und Friedensbrüche bestimmte Summen festgesetzt waren, die das Maß des Schutzes ausdrückten, der einem Gegenstande gewährt war. Allmählig brachte es die Gesetzgebung dahin, daß weder dem Verleider noch dem Verletzten Zustand, zwischen Raube und richterlicher Entscheidung zu wählen, vielmehr Einer wie der Andere friedlos gelegt wurde, wenn er verschmähte, sich dem Gerichte zu fügen. Und hier griff wieder die Familie ein. Wie sie Theil hatte am Vermögen und den Nachlaß erbte, so theilte und erbte sie nach alter Sitte auch die Raube oder die Blutschuld, oder hafterte nach dem Rechte für die Zahlung des Wergeldes und der Buße, und theilte es im entgegengesetzten Falle unter sich. Ueberhaupt war es Pflicht der Sippe, ihre Mitglieder gegen die Gemeinde wie gegen den Einzelnen zu vertreten, und namentlich auch die Eidseßer zu stellen, welche es vor Gericht beschworen, daß der Angeklagte ein edlicher, glaubwürdiger Mann sei. Von anderen Familienangelegenheiten kamen nur solche vor die Volkversammlung, die ins Gemeindelieben eingriffen und öffentlicher Beurlaubung bedurften, als z. B. Wehrhaftmachung von Jünglingen, oder Verankerung von Grundstücken an Männer aus anderen Familien, wegen der an den Grundbesitz geknüpften politischen Rechte.

Abgehalten wurde die Gerichtsversammlung unter freiem Himmel, und das Urtheil gefunden von den versammelten freien Männern. Während das römische Recht vorzugsweise fortgebildet wurde durch die Freiheit der Juristen und nach dem Grundsatze strenger Consequenz, erhielt das deutsche seine Fortbildung durch das Volk und unter beständiger Berücksichtigung der Billigkeit. Namentlich stand, nach dem edlen Grundzuge des deutschen Charakters, der Glaube an die Ehrenhaftigkeit des Mannes obenan und gab der Person ein Uebergewicht über die Sache. Demnach war die Eigenthumsklage überall da beschränkt, wo der Erwerb in gutem Glauben geschehen war; und bei der einfachen, mehr nach dem Gefühle als nach den Forderungen des Verstandes gerichteten Beweissführung galt vor allem Andern der Eid des unbescholtenen freien Mannes über das, was er selbst am besten wissen konnte, also namentlich über das, was er selbst gethan oder nicht gethan haben sollte. Hinter ihm stand die Aussage der Jengen zurück, und auch die aus der Sippe oder der Ortsgemeinde genommenen Eidseßer beschworen nicht die Sache, sondern

nur ihre Ueberszeugung, daß derjenige, dem sie beistanden, eines falschen Eides nicht fähig sei. Neben der unbefangenen Offenheit charakterisirt das germanische Rechtsleben ferner noch die sinnliche Frische, und bei aller Robheit doch die Abwesenheit jeglicher Grausamkeit. Auch in der Gesetzgebung zeigt sich keine Spur der Mosaikischen Vergeltungstheorie; dagegen werden alle Rechts-handlungen von Symbolen begleitet, welche oft einen tiefpoetischen Sinn haben und sich theilweise bis in sehr späte Zeit erhalten, wie auch selbst die Gerichtssprache bis in die christlichen Jahrhunderte hinein einen solchen Charakter trägt.

Im Allgemeinen besaßen die Germanen vor der Völkerwanderung ein besser eingerichtetes Gemeinwesen als alle alten und neuen Völker auf derselben Stufe der Cultur. Sie hatten weder eine bevorrechtete Adelsklasse, noch eine zugellose Pöbelherdschaft, noch ein Soldatenregiment, noch gar eine Despotie, wie wir dergleichen in den italischen, griechischen und asiatischen Staaten des Alterthums begegnen, sondern ihre freien Männer waren sämtlich gleichberechtigt; ihr Adel war hochangesehen, aber ohne politische Vorzüge, ihre Hörigen in einer theils durch Recht, theils durch Sitte geschnitten, verhältnismäßig milden Abhängigkeit, und ihre Obrigkeit von der Gemeinde gewählt und dieser verantwortlich, wirkte nur bei gemeinsamen Handeln, in Krieg, Rechtspflege und Volkssammlung. Durch alle Kreise, von dem kleinsten der Hausgenossenschaft bis hinauf zur Landesgemeinde, herrschte das Princip der Selbstregierung, und der gemeinsame Mittelpunkt bildete vielgliedrige Gestalt, die aus allen Theilen gebildet Volkssammlung, in deren Hand die Leitung des Ganzen lag, war so zusammengesetzt, daß ein Mißbrauch zum Schaden der gemeinen Freiheit nicht erwachsen konnte. Indem war ihr Geschäftsgang weise, sofern ohne lange Debatten aus den vorher reichlich überlegten Vorschlägen der Obrigkeit Annahme oder Verwerfung von Seiten der Gemeinde erfolgte. — Aber diese Scheu vor bindendem, den Willen und die Zwecke des Einzelnen beschränkendem Staatsleben, dies stolze Festhalten an der persönlichen Unabhängigkeit und die noch überwiegende Macht der natürlichen Verhältnisse des Sippenverbandes und des Grundbesitzes hatten auch ihre Nachtheile. Alle die verschiedenen Genossenschaften mit ihren besonderen Mittelpunkten, des Hauses, der Sippe, der Mark, der Gefolgschaft, der Hundertschaft, des Gaues, berührten und durchkreuzten sich vielfach, je nach ihren Zwecken und Befugnissen, so daß die staatliche Vereinigung ungemein erschwert, ihre Macht nach allen Seiten begrenzt und gehemmt wurde, während innerhalb derselben sich die mannichfaltigsten Verhältnisse jedes nach seiner eignen Weise und mit seinem eigenthümlichen Leben entwickelten. Die Folgen dieser dem germanischen Wesen so eigenthümlichen Zersplitterung mußten besonders empfindlich hervortreten in Zeiten innerer Parteilämpfe oder äußerer Bedrängnis durch länger dauernde Vertheiligungskriege und zumal durch Eroberungskriege, welche die volle

Machtentwicklung des gesammten Staatsverbandes und demgemäß auch eine einheitliche Leitung desselben herausforderten. Sie waren es denn auch vorzugsweise, welche zu einer neuen Staatsform, dem Königthume, führten.

Nur bei einigen östlichen und nördlichen Stämmen bestand das Königthum⁴⁴⁹⁾ bereits zu Tacitus' Zeit; bei einigen derselben ist sein Anfang historisch nachzuweisen, und Tacitus selbst hat ihn gekannt und berichtet; bei anderen aber, wie namentlich bei den Goten und den Scandinaviern, reicht er hinaus über den Anfang historischer Kenntniß, und grade dort basirte auch das Königthum vorzugsweise an jenen hochgeachteten Adelsgeschlechtern, die ihren Ursprung in mythischer Zeit bis auf die Götter selbst zurückführten. Wie das vorhistorische Königthum entstanden sei, können wir nicht wissen; in historischer Zeit entwickelte es sich überall mit einer gewissen Nothwendigkeit von Innen heraus; nicht durch blutige Umrwälzung, auch nicht durch Annahmung oder List, sondern indem durch freie Wahl des Volkes die bisherige demokratisch-republikanische Regierungsform in ein Königthum verandelt wurde, dessen fürstliche Gewalt zunächst noch eine obrigkeitliche war, bis dann allmählig sich die vollständige Monarchie ausbildete. Die besonderen Verhältnisse, unter denen diese Veränderung geschah, waren sehr verschiedene und lassen sich nirgends vollständig aufzählen. Fast überall aber gewahren wir, daß sie dann eintrat, wenn die alte Stammes- und Gauverfassung der Entwicklung weiterer Verhältnisse zudrangte, wenn mehrere Völkerschaften sich vereinigten, oder größere Kämpfe und Wanderungen die bisherigen Lebensverhältnisse veränderten. Dann ward der König gewählt zu erblicher Gewalt, nicht nach strengem Erbganze, sondern so, daß die Wahl des Nachfolgers nur an die bevorzugte edle Familie gebunden blieb. Seine Person war geheiligt und hatte priesterliche Rechte, zugleich auch die höchste Gewalt in Krieg und Frieden. Als beständige Thätigkeit diente er die Gemeindeversammlung, in der er den Vorstoß führt, und er, nicht mehr die Gemeinde, ernennet jetzt die Richter der Gerichte und die Vorsteher der Bezirke, aus denen seiglich königliche Beamte wurden. Da seine Herrschaft sich meistens über ein größeres Gebiet erstreckte, entspricht der Ausdehnung desselben auch sein Reichthum an Grundbesitz, zumal in erobertem Lande. Dadurch aber wird er weit über die anderen freien Männer erhoben und in den Stand gesetzt, ein großes glänzendes Gefolge zu halten, während andererseits der Eintritt in das Gefolge gesucht wird, weil Königsdienst lohnend ist. Als Haupt- und Mittelpunkt des Staates wird er aber auch der natürliche Schutzherr derer, die des Familien- und Gemeindefchutzes entbehren, der Witwen, Waisen, Besessenen, Freigelassenen und Fremden. Aber in keinem Staate ist seine Macht unbeschränkt, machtlos sogar in den Ver-

hältnissen des Hauses und der Familie. Größere Gewalt gewinnt das Königthum erst in der spätern Umgestaltung unter römischen und keltischen Einflüssen, die das Güterrecht angreifen, die Vertheilung des Grundbesitzes umändern und auf Unterdrückung des Standes der Freien hinwirken, sodas zuletzt eine zügellose, freche Aristokratie erwacht, die ebenso meuterisch verfährt gegen ihre Vorgesetzten, wie brutal gegen ihre Untergebenen. Wenn England verhältnismäßig freier und glücklicher blieb, so liegt der Grund nicht sowohl in seiner insularen Lage, als in der Verdrängung des keltischen und romanischen Elements. Trat diese Umlüftung des Königthumes zumist bei den ausgewanderten Franken zu Tage, so blieben ihm mehr der in den alten Sagen vorherrschenden Stämme, wie namentlich die Sachsen, gänzlich fern, und bei den anderen Stämmen entwickelte sich Umfang und Stärke der königlichen Herrschaft in sehr verschiedener Weise, wie überhaupt bei den einzelnen germanischen Völkerschaften die mannichfaltigen und reichsten besonderen Verhältnisse des staatlichen Lebens empor sprossen, ein Zeugnis ihrer frischen, unerschöpflich gestaltenden Kraft, aber auch des verderblichen Triebes zu Zersplitterung und Vereinzelung. Aber nicht diese schwankenden Staatsformen waren es, die den Germanen die Zukunft gaben, sondern die Tugenden ihres Charakters, der Freisinn, der Mannemuth, die Tapferkeit, die Treue und die echte und tief religiöse Gesinnung. (J. Zacher.)

GERMANII (*Γερμανίαι*), sind bereits von Herodot (I, 125) als ein persischer Volksstamm aufgeführt worden, und zwar als einer derjenigen Stämme, welche sich mit Ackerbau beschäftigten, wozu er außer diesen die *Harδάλαιοι* und die *Στρογονίται* gerechnet hat. Diese Nachricht des Herodot ist zu vielfachen Combinationen über die Verwandtschaft der alten Teutschen und der Perser benutzt worden. Allein da die alten Teutschen sich nicht selber mit dem Namen Germani benannten, sondern von den Kelten, Gallen und Römern so genannt wurden (s. d. Art. Germanen, Germanen, Abschn. II. §. 1. Anmerk.), und dieser Name nicht aus dem Persischen, sondern von dem keltischen Gairm, Gairmeann abzuleiten läßt, so löst sich aus dem *Γερμανίαι* des Herodot eine Verwandtschaft beider Völker nicht erweisen. Weit mehr Verdienste für die Verwandtschaft beider Völker liegt in der Sprache, in der Ähnlichkeit des Charakters, der Sitte und Art und des Cultus beider Völker nach den Nachrichten der Alten, sowie auch von den neuesten Sprachforschern und Historikern die Germanen von den arischen Stämmen abgetrennt worden sind (s. Germanen, Germanen, Abschn. II. §. 1. 2.). — Aus Herodot lassen sich die Wohnsitz der persischen *Γερμανίαι* nicht näher bestimmen. Mehrere neuere Gelehrte haben dieselben für die Bewohner der zum persischen Reiche gehörigen Provinz Karmania an der Spitze des persischen und indischen Meeres betrachtet (vergl. G. G. Richard, Germanen unter den Römern S. 3), während doch das Persienland und das Perser-

449) Sybel, Entstehung des deutschen Königthums. (Frankfurt 1844.) Wilmann, Das altgermanische Königthum. (Münch. 1864.) Haig, Verfassungsgeschichte I. 155—177.

voll im engeren Sinne, in welchem es Herodot betrach-
tet, von Karmania und den Karmanien ganz verschie-
den sind. Ueber die einzelnen *Sinai* des alten Perser-
landes überhaupt vergl. *Ptolem.* VI. c. 16—21 und
Flatke im Artikel Perser 3. Sect. 17. Th. Dazu
Bobrik, Geographie des Herodot §. 75. S. 173 fg.

(Krause.)

GERMANIKIA (*Γερμανία*), eine Stadt in Kom-
magine Euphratenfl. welche auf Münzen auch *Κασι-
στία Γερμανική* genannt wird. Vergl. *Ptolem.* V, 15.
§. 10 und das Itinerarium Antonini 184. 186. 188.
p. 81—83. ed. *Parthey* n. *Pinder.* Sie lag an den
Grenzen Kappadokië's nicht fern vom *Sauos*. Vergl.
Stephanus Byzant. v. p. 136. Tom. I. ed. *Holt.* (νό-
τιος Εὐφρατινός. Κορδακίος δὲ τῆς ἡμέρας ἡμε-
ρῶν αὐτῆς ἔχει). *Theodoret.* Haeret. fab. IV, 2
u. 12, wo sie als Geburtsort des Nestorius genannt
wird. Nach *Reichard* ist sie das heutige Chadsch,
nach *Kiepert* Marasch, nach *Erskini* Germanigh. Vergl.
die Herausgeber des Itinerar. Antonini I. c. und im
Index. (Krause.)

Germanisches Recht, f. Teutsches Recht.

Germanisches Volksthum, f. Teutsches Volks-
thum.

Germanisten, f. Teutsches Recht.

GERMANO (Hieronymus oder Girolamo), von
den Teutschen *Germanus* und von den Franzosen *Ger-
main* geheissen, ein frommer, gelehrter Jesuit von äusserst
keuschem und züchtigem Ase, war 1568 zu Palermo
auf Sicilien geboren. Er widmete sich dem geistlichen
Stand und trat frühzeitig (1586) in den Jesuitenorden
seiner Vaterstadt, der ihn späterhin dort zum Lehrer der
altclassischen Literatur beförderte. Nachdem er in die-
sem Fache acht Jahre gewirkt hatte, liess er sich, von
eigener unwiderrücklicher Neigung getrieben, von seinen
Oberen als Missionar auf die Insel Ohibo schicken, wo
er 22 Jahre lang mit angestrengter Thätigkeit unter
Verleuchtung eines erbaulichen und musterhaften Lebens-
wandels für die katholische Kirche wirkte. Im J. 1605
wurde er zum Coadjutor spiritualis dasselbst ernannt;
als sich in der Folge seine Gesundheit dergestalt ge-
schwächt zeigte, dass ihn seine Oberen nach Palermo zu-
rückrufen mussten, konnte dieselbe gleichwohl auch hier nicht
wieder gestärkt werden, sondern blieb völlig errüthet, und
er starb bald nach seiner Rückkunft dasselbst am 27. Dec.
1632 in großer Achtung. Als Frucht seiner wissen-
schaftlichen Studien in der Levante ist sein italienisch-
neugriechisches Wörterbuch anzusehen, das zu Rom unter
dem Titel: *Vocabulario Italiano e Graeco-volgare*
1622 im Druck erschien. Außerdem hinterliess Germano
in Handschrift de Josephi historia dialogus Montere-
gali habitus, ferner Ecloga pastoralis in obitum
P. Francis Statti Messanensis Societatis Jesu und
Poemata de Annunciatione et Assumptione Mariae
Virginis*). (B. Röse.)

GERMANO (Leonardo), ein gelehrter Sicilianer
in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., war in einem Städt-
chen des bischöflichen Sprengels Siragosa geboren, stu-
dirte Theologie und die Rechtswissenschaften, promovierte
in letzteren und wurde nicht bloss Priester, sondern auch,
von ausgezeichneten humanistischen Kenntnissen unter-
stützt, zum Professor der altclassischen Literatur, vermuth-
lich zu Palermo, befördert. Bekannt ist er, und wird
auch von Peter Angelus Eptra deshalb gerühmt, durch
seine *Germania Praxis grammaticae super disceptill-
mone obscurorum Auctorum locos* (Palermo 1627),
welches Werk seinen Ruf als Grammatiker in seinem
Vaterlande begründete und später von Spacynth Epipha-
nio überarbeitet und vermehrt zu Neapel 1664 abermals
und noch öfters andernwärts wieder aufgelegt erschien*).

(B. Röse.)

GERMANO (Richard von San-), ein Chronist
der ersten Hälfte des 13. Jahrh., stammte aus dem
Neapolitanischen, war ein gewissenhafter und für seine
Zeit kenntnisreicher, gebildeter Mann und bekleidete das
Amt eines Notars (nicht Secretaires, wie Gave irrig
behauptet) zu San Germano, von welcher Stadt, als
seinem Wohnorte, er auch, der damaligen Zeitfolge zu-
folge, seinen Geschlechtsnamen führte. Sein Geburts-
und Sterbjahr ist nicht bekannt; doch fällt letzteres
wahrscheinlich erst nach 1243 und frühestens vor 1189.
Von seinen Lebensumständen wissen wir nur, was er
selbst in seiner Chronik von sich erzählt, und das ist freilich
sehr wenig. Denn er verweidet darin fernerseits die
Erwähnung jeder persönlichen Theilnahme an öffentlichen
Geschäften, an Ereignissen und Thatfachen seiner Zeit
auf das Sorgfältigste, und nur ein Mal verräth er,
an den Constitutionen Kaiser Friedrich's II. für Neapel
und Sicilien, welche 1232 zu San Germano publicirt
wurden, Antheil gehabt zu haben. Mitbin war er doch
in die Staatsgeschäfte dieses Monarchen gezogen
worden und lebte sonst in Verhältnissen, die ihm den Zu-
gang zu wichtigen Documenten und glaubwürdigen Nach-
richten gutunterrichteter Personen für seine Chronik er-
öffnen konnten. Gleichwohl erfährt man aus derselben
nicht, ob er etwa zuweilen in des Kaisers Umgebung
gelebt habe oder nicht, obson er eingeliebt, dass er
Alles, was in dieselbe aufgenommen worden sei, ent-
weder selbst gesehen und miterlebt, oder von andern
glaubwürdigen Leuten erfahren habe. Wenn ihn aber
illegell der zu großen Parteilichkeit für jenen Monar-
chen, von welchem, als dem Landesheerrn, er in seinen
amtlichen Verhältnissen allerdings abhing, beschuldigt
und deshalb an seiner Wahrheitsliebe zweifelt, so lässt
sich dieser Tadel doch bloss auf den Umstand zurückfüh-
ren, dass Germano in seinem Zeitbuche sich weder für
den Papst und die Geistesfreiheit, noch gegen sie aus-
spricht, und verräth er, wie bei der zweiten Vannung

Jesu p. 185 und *Ant. Mongitore*, *Bibliotheca viciu* I, 277 mit
Moreri, *Dict. hist.* IV, 94.

*) *Ant. Mongitore*, *Bibliotheca viciu* II, 13.

*) Vergl. *Ph. Alogambe*, *Bibliotheca scriptorum societatis*

des Kaisers 1239, einen Widerwillen gegen den heiligen Stuhl, so folgt er darin lebhaft dem wörtlichen Urtheile Friedrich's; erzählt aber gern und pünktlich die von diesem ergriffenen strengen Maßregeln gegen die widerstrebendsten Mönchsorden. Seine von Verstand und Gewissenhaftigkeit geleitete politische Haltung, die ihn jede aus purer Parteilichkeit herrührende Kränkung und Einseitigkeit sorgfältig vermeiden heißt, gibt seinem Zeitbuche einen großen Vorzug vor den Klosterchroniken. Es ist überdies ohne Schmutz und Mystik in nüchtern, reiner und verständlicher lateinischer Prosa geschrieben, welche zuweilen, nach Beispielen, in gereimte Verse alsdann übergeht, wenn der Verfasser für die Sache Enthusiasmus verrathen oder irgend etwas mit Zierlichkeit oder Witz hervorheben will. Die letzten Sätze von Versen jedoch entsteht er meistens aus dem Munde seiner Zeitgenossen, unter welchen sie sprichwörtlich in Umlauf gekommen waren. Die Chronik beginnt übrigens mit dem Tode König Wilhelm's II. von Apulien und Sicilien, dem er mit Begeisterung noch ein großes Lob nachsendet, im November 1189, und schließt mit dem Ende des Jahres 1243, d. i. mit dem Einzuge des neuen Papstes Innocenz IV. zu Rom. Sie ist für diesen Zeitraum der Geschichte des Königreichs beider Sicilien, zum Theil auch Oberitaliens, des Kirchenstaates und anderer Gebiete, namentlich aber für die Friedrich's II. von Wichtigkeit. Sie ist, so scheint es, nur in einem handschriftlichen Exemplare, welches die Bibliothek des Klosters Monte Cassino bei San Germano verwahrt, auf unsere Zeiten gekommen und wurde dort von Ragnald zu seinen *Annalibus ecclesiasticis*, wie hier zum Jahre 1193 Nr. 70 erzählt wird, zuerst benutzt. Nachher gab sie der Abt Ughele 1647 im dritten Theile seiner *Italia sacra*, jedoch von Fehlern sehr entsetzt, zu Rom heraus; diese verbesserte Muratori, nur konnte er nicht alle Textstellen ausfüllen, von ihm wurde die Schrift 1725 in der 7. Bd. seiner *Scriptores rer. Italic.* aufgenommen. (B. Röss.)

GERMANO, San (Casinum), in der neapolitanischen Landschaft Terra di Lavoro, nordwestlich von Capua am Flusse Rapido und am Fuße des Monte Cassino gleichsam am Eingange der herrlichsten Gärten gelegen, mit 5000 Einwohnern. Ursprünglich eine Stadt der Samniten, kam es unter römischer Oberherrschaft und wurde später von den Gothen zerstört. Im J. 806 erbaute Bertario, Abt von Monte Cassino, die neue Stadt, und so oft sie auch von den Sarazenen litt, wurde sie doch von den Abten immer wieder hergestellt. Die Benedictinerabtei Monte Cassino liegt 3/4 Meilen den Berg aufwärts und gewährt prächtige Aussichten. Die Mönche sind gastfrei, ohne strenge Regel. Der heilige Benedict soll die Ruinen eines Apollotempels zu einer Einsiedelung benutzt haben (im J. 529) und damit den Grund zu dem jetzigen großen, mit seinen Mauern und Thürmen einer Festung gleichenden Gebäude gelegt haben. Die Kathedrale mit Bronze-thüren aus Constantinopel vom J. 1066, mit einer silbernen Inschrift, welche

die Besitzungen der Abtei, und darüber eine lateinische Inschrift, welche geschichtliche Notizen über sie enthält, nämlich daß sie 529 an der Stelle des Apollotempels gegründet, 589 vom Langobardenkönige Totone zerstört, daß sich die Mönche nach Rom geflüchtet, daß Gregor II. das Kloster hergestellt, daß es 884 die Sarazenen aufs Neue zerstört, daß es der Abt Desiderius erweitert, Papst Urban V. nach dem Erdbenen von 1349 wieder ausgebeßert und daß es von Grund aus ausgebaut worden unter Benedict XIII. im J. 1649. Die Kirche hat drei Schiffe, ein Querschiff, eine hohe Kuppel und ist reich mit Säulen, Marmor und Gelfsteinen geschmückt. Schöne Gemälde von Luca Giordano, Lorenzo Maroppi, Fr. de Mura, das Grabmal des Pietro Medici und des Fido Jeramio, eine unterirdische Kirche (das Tugurio und il Cunicolo), eine Bibliothek von 795 Bänden, einschließlich 500 Manuscripten auf Pergament. Antikes Straßenpflaster mit Mosaiksteinen, Ruinen eines Theaters von 150 Palmen Durchmesser, mit nebstförmigen Mauern (opus reticulatum). In der Nähe ein Mausoleum (vermutlich des Barro, der in der Gegend eine Villa hatte), ein zerfallendes Amphitheater von 1000 Palmen Umfang, 70 Palmen Höhe, mit sechs Eingängen, im Innern ganz zerstört. Ueber der Stadt ein mittelaltliches Castell. In der Nähe wurde am 15. und 16. März 1815 der König Murat von den Deserteuren geschlagen. (H. K. Hössler.)

GERMANTOWN, in Pennsylvanien in Nordamerika, in der Nähe von Philadelphia, im J. 1684 von einigen schwedischen Familien angelegt, jetzt fast vier englische Meilen lang, mit 5000 meist deutschen Einwohnern, zwei Kirchen, einer Gesellschaft zur Förderung des Manufakturwesens, Leinwand-, Strumpf-, Leder-, Kutschensfabriken und in der Nähe mit Pulver-, Papier-, Säge- und Leinmühlen. (H. K. Hössler.)

GERMANTOWN (Gefecht von). Der amerikanisch-englische Krieg ward einerseits durch die Freiheitsbestrebungen der Colonien in America gegen das Mutterland England, andererseits durch die Parteilungen, besonders im englischen Parlaamente, die die gegenseitige Stellung des Mutterlandes zu den Colonien sehr erschwerten, hervorgerufen.

England wollte von seinen Colonien durch Besteuerungen eine größere Staatsinnahme erzielen und führte hier zu diesem Zwecke 1765 die Stempel-, 1773 die Theetare ein, ohne Rücksicht auf die herkömmlichen Formen. Im Handel traten Beschränkungen zu Gunsten der ostindischen Compagnie ein. Die Erweiterung der Americaner, die sich nicht als gleichberechtigte Unterthanen Englands betrachten konnten, auch kein Stimmrecht im Parlaamente erlangt hatten, machte sich endlich, trotz mehrer Modificationen von Seiten Englands, im J. 1770 durch einen Aufstand in Boston Luft, der zunächst nur gegen englische Zollbeamte gerichtet war. — England kam jetzt in die Lage, die bewaffnete Macht zum Schutze seiner Beamten nach den Colonien zu senden,

die Häfen zu sperren und die Wasserausfuhr von England nach Amerika zu verbieten. Das amerikanische Volk verweigerte dem Militär jede Hilfe; es kam zu bewaffneten Volksversammlungen, endlich zu ernsthaften Waffenangriffen. Das Fort Mifflin in New-Hampshire wurde von den Aufständischen genommen und lieferte diesen Geschütze, Waffen und Vorräthe. Am 18. April 1775 kam es zu dem ersten Gefechte bei Lexington. An eine friedliche Ausgleichung war jetzt nicht mehr zu denken; die Rechtsfrage musste durch Waffenengewalt entschieden werden. Viele Stimmen im englischen Parlamente erhoben sich gegen den Krieg und sprachen die Unmöglichkeit aus, Amerika zu erobern; aber die Minister wollten nicht davon absehen, und das Parlament entschloss sich endlich, fremde Truppen in Sold zu nehmen. Braunschwieg und Hessen-Cassel überließen 16,000 Mann dem englischen Soldbienen, welche einer geringen Zahl englischer Truppen angereiht wurden.

Die Schwierigkeiten, welche dieser Krieg für die Amerikaner bot, lagen einerseits in der Natur dieses Freiheitskampfes, der geringen Disciplin der Verfechter dieser Freiheit, dem Misstrauen gegen jede Dictatur; andererseits fehlte es an einer inneren Einheit. Verschiedenheit der Nationalitäten, der Religion verzerren die politische Lage der Amerikaner. Hätten diese nicht das Glück gehabt, in Washington einen Führer zu besitzen, der sich schon im französischen Kriege als ein tüchtiger Krieger gezeigt hatte, der durch seine Beharrlichkeit das fehlende Geld, Kriegszucht, Waffen und Zahl der Truppen zu ersetzen, die anspruchsvolle Unwissenheit des Congresses zu ertragen und durch glückliche Unternehmungen seine Officiere und Milizen im Kriege zu üben wusste: der Ausgang des Krieges würde jedenfalls ein anderer gewesen sein. Nicht ihm schuldet die amerikanische Sache Lafayette und Lee den größten Dank.

Das durch zahlreiche Flüsse, Seen und Sümpfe durchschnittene Terrain kam der der amerikanischen Bevölkerung eigenthümlichen Befähigung für den kleinen Krieg, gegenüber der englischen Lineartaktik, sehr zu statten. Diese Lineartaktik, welche durch den siebenjährigen Krieg Friedrich's des Großen von Preußen ihre höchste Entwicklung erlangt hatte, konnte für den amerikanischen Boden nicht zur Anwendung gelangen und das in dieser ausgebildete englische Heer nicht die Erfolge haben, die ihm in einem anderen Falle, einem schlecht disciplinirten, schlecht verpflegten und numerisch bedeutend schwächeren Heere gegenüber, sicher gewesen wären. Die amerikanische Kriegsführung mit ihrem Zirkel- und Schützen-systeme bildete den Uebergang aus der Lineartaktik zu der neueren Taktik. Die amerikanische Armee erhielt ihre Ausbildung erst im Verlaufe des Krieges. Wie groß die Uebermacht des englischen Heeres war, ergibt sich aus folgenden Zahlenverhältnissen:

1776.

Britische Truppen.

Amerikanische Truppen.

December

27,700

3300

1777.

Britische Truppen.

Amerikanische Truppen.

Juni

30,000

8000.

Nach diesen eintretenden Bemerkungen gehen wir zur eigentlichen Schilderung des Gefechtes von Germantown über.

Der englische Befehlshaber, General Sir William Howe, hatte am 23. Sept. 1777 den Schuykillflusß passiert; am 26. d. M. gelangte er nach Germantown; am folgenden Tage nahm Lord Cornwallis Befehl von Philadelphia, durch das die Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen eröffnet und, wenn man erst den Delaware frei gemacht, die Verbindung der Landarmee mit der Flotte hergestellt wurde. Die Amerikaner waren gleichfalls von der Wichtigkeit dieses Punktes in dem Maße überzeugt, daß sie früher beschlossen hatten, die Stadt in Asche zu legen, wenn diese in Gefahr wäre, in die Hände der Briten zu fallen. Außer Cornwallis war noch General Stirling mit drei Regimentern nach Chester beordert worden, um die Zufuhr der Lebensmittel zu decken.

Germantown besteht nur aus einer einzigen zwei (engl.) Meilen langen Straße; es liegt nördlich von Philadelphia, von dem es gegen acht Meilen entfernt ist. Die britische Armee durchschneidet dieses Dorf in einem rechten Winkel mit ihrem Centrum. Der Schuykill deckte den linken Flügel; die Front wurde durch die deutschen Jäger gedeckt; den rechten Flügel deckte ein Bataillon leichter Infanterie und Jäger. Am Eingange des Dorfes stand das 40. Regiment, ein Bataillon leichter Infanterie war $\frac{1}{4}$ Meile vorgezogen worden.

Der General Washington hatte damals sein Lager zu Skippack-Creek, östlich vom Schuykill und 17 Meilen von Germantown entfernt. Beträchtliche Verstärkungen, die er kurz zuvor an sich gezogen, und die Nachricht von starken Detachirungen der britischen Armee bewogen ihn, das Lager von Germantown zu überfallen und der britischen Armee hierbei einen Hauptschlag beizubringen. Seine ordres de bataille war folgende: Die Corps Sullivan und Wayne, unterstützt durch die Brigade Conway, sollten den rechten Theil des linken Flügels und das Centrum der Engländer angreifen, die Corps Green und Stephen mit der Brigade McDowell den linken Theil des rechten Flügels und dann gegen Germantown vorrücken. Endlich sollte der General Armstrong den Schuykill entlang marschiren, um den äußersten linken Flügel zu flankiren; dasselbe sollten die Milizen von Maryland und Jersey unter den Generalen Smallwood und Foreman auf dem rechten Flügel thun. Die Division des Lord Stirling und die Brigaden Raff und Maxwell bildeten die Reserve. Der Hauptangriff war somit gegen Germantown gerichtet, durch dessen Eroberung die beiden Flügel der Engländer getrennt und somit den Angriffen auf diese ein hegreicher Erfolg gesichert worden wäre. Am Abend des 3. Oct. 1777 verließ die amerikanische Armee das Lager und griff unter

dem Schuge eines starken Rebels mit Tagesanbruch das Dorf Germantown an. Die vor dem Eingange des Dorfes stehenden Truppen wurden nach lebhaftem Widerstande in das Dorf zurückgetrieben; ebenso mußte sich das 41. Regiment anfänglich zurückziehen. Bald gelang es jedoch dem Oberlieutenant Musgrave, fünf Compagnien dieses Regiments zusammenzubringen. Um ein weiteres Vordringen des Feindes zu hindern, warf er sich mit diesen Truppen in ein breites, steinernes Haus, das in der Front des Feindes lag. Es gelang ihm so, die Amerikaner in ihrem weiteren Vordringen aufzuhalten und somit eine Trennung des rechten und linken Flügels der britischen Truppen zu verhindern; auch erhielt der Rest derselben dadurch Zeit, unter die Waffen zu treten. Der General Green hatte indeß den rechten englischen Flügel angegriffen und zurückgedrängt und sich gegen Germantown gewandt, wurde hier jedoch durch zwei Regimenter des äußersten rechten Flügels, gegen die die Flügel von Maryland und Jersey nichts auszurichten vermochten hatten, im Rücken angegriffen und zum Weichen gebracht. Der General Armstrong hatte gegen den linken Flügel nichts auszurichten vermocht. Das oben erwähnte steinerne Haus ließ Washington durch die Brigade Conaway angreifen, die tapfere Besatzung aber widergerte sich, sich zu ergeben. Das heftige Feuer, welches sie von den Fenstern aus eröffneten, that den Amerikanern bedeutenden Abbruch. Es wurden jetzt von Seiten der letzteren vier Geschütze gegen das Haus vorgebracht; dennoch hielt Musgrave und seine tapfere Mannschaft so lange Stand, bis der englische Generalmajor Grey mit seiner Brigade ihm zu Hilfe kam und den Feind mit großem Verluste angriff. Durch das Hinzukommen der Brigade des Generalbrigadier Agnew und durch einen Flankenangriff vom rechten Flügel der Engländer aus wurden die Amerikaner zum Rückzuge genöthigt, der anfänglich mit großer Ueberrettung angetreten wurde. Später versuchten sie es, sich auf einer Anhöhe festzusetzen, und schienen sogar das Gefecht erneuern zu wollen. Es geschah dies aber nur zum Scheine, um den Rückzug zu decken. Diesen braverfüllte Washington mit seiner ganzen Artillerie, unter Begünstigung des Rebels, der es der britischen Armee erschwerte, die feindlichen Bewegungen richtig zu erkennen. Dieser Rebel, welcher den Amerikanern in gewisser Beziehung von großem Vortheile gewesen war, hatte dennoch den Nachtheil gehabt, daß er ein eingreifendes Zusammenwirken der verschiedenen Abtheilungen unmöglich machte.

Der Verlust der Engländer betrug 600 Mann Tode und Verwundete. Unter den ersten war der oben erwähnte Generalbrigadier Agnew. Auf Seiten der Amerikaner belief sich derselbe auf 2—300 Tode, 600 Verwundete und über 400 Gefangene. Unter den Getödteten befand sich eine große Zahl von Officieren.

Die Nachlässigkeit des Generals Howe bei dieser Affaire ist sehr getadelt worden; er hatte Kenntniß von einem solchen Unternehmen, und es wäre vielleicht nicht

unmöglich gewesen, die ganze amerikanische Armee bei dieser Gelegenheit zu vernichten. Das tapfere Benehmen des Oberlieutenant Musgrave gab der britischen Linie Zeit, unter die Waffen zu treten, und führte so die Rettung der Armee herbei. Auch hatten die Amerikaner den Fehler begangen, sich bei den vergänglichsten Anstrengungen, das oft erwähnte steinerne Haus zu nehmen, zu lange aufzuhalten, anstatt unmittelbar vorzurücken. (Vergl. Histoire de la guerre d'Amérique und Stebbins, Geschichte des amerikanischen Krieges, übersetzt von A. Kemmer.)

Es dürfte nicht uninteressant sein, die Rechtfertigung des Generals Howe über diesen Vorfall, die er in seinem „Campagnes militaires en Amérique“ niedergelegt hat, an dieser Stelle anzuführen.

Es heißt da: Man hat den Angriff, welcher am 4. Oct. (1777) auf die Armee des Königs zu Germantown gemacht wurde, hochachtungsvoll als eine Ueberrumpelung dargestellt, was natürlich einem Frieden auf die Wachsamkeit der Truppen und ganz besonders auf die des Generals werfen mußte.

Die Stellung von Germantown wurde von mir zur Deckung von Philadelphia genommen, während man die Operationen gegen New-Jersey weiter verfolgte. Diese Stellung wurde hierdurch ausgedehnt, als sie es sonst gewesen sein würde. Es ist indessen wahr, daß ich einen Angriff des Feindes nach der eben erlittenen Niederlage zu Brandwunde nicht erwarten zu dürfen glaubte.

Von dieser Idee ausgehend, ließ ich seine Schanzen ober vorgeschobenen Posten für die Sicherheit des Lagers errichten. Selbst die äußerste Zeit der Stellung suchte ich nicht auf diese Weise zu sichern, da sie an und für sich stark war und dergleichen Arbeiten stets zu dem Gedanken Veranlassung geben, daß man sich in einem Zustande der Schwäche befindet, und es mein Wunsch war, auf jede Weise die Idee der Ueberlegenheit der Truppen des Königs über den Feind aufrecht zu erhalten, was ich in diesem Falle nur um so wesentlich hielt, da man die Kraft nicht nach der Zahl schätzen konnte, durch die der Feind hätte überlegen sein müssen, da er in einem Falle der Noth die Kräfte des ganzen Landes auf seiner Seite hatte. Ich gestehe auch, daß diese oben angeführten Gründe mich bestimmten, meine Stellung auch nach Abwendung der vorerwähnten Detachements nicht zu ändern, da ich es vorzog, mich lieber auf die wohlbewehrte Wachsamkeit der leichten Infanterie und die Thätigkeit der Patrouillen zu verlassen (obwohl ich von der Möglichkeit eines Angriffs unterrichtet war), als der Armee durch allzu große Vortheilhaftigkeit unnütze Verluste zu verursachen.

Das Vertrauen, welches ich auf die Truppen setzte, ist nicht getäuscht worden: die Patrouillen entdeckten die Annäherung des Feindes, sobald ich noch rechtzeitig davon in Kenntniß gesetzt wurde. Die Armee wurde sofort unter die Waffen gerufen, und wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Vorposten und die leichte Infanterie anfänglich in die Vorposten zurückge-

worfen wurden, so muß man andererseits auch zugeben, daß diese später kräftig unterstützt und von der einzigen Stelle, wo sie einen Ehos gemacht hatten, zurückgeworfen wurden.

Bei der Erzählung dieser Ereignisse kann ich nicht umhin, dem Oberklientenamt Ausruhm ein Lob zu zollen, dessen mühsiges und umsichtiges Vordringen hinsichtlich eines Tages den Lohn erhalten wird, welchen dieser ausgezeichnete Officier verdient.

Ich führte diese Facta an, hauptsächlich, um zu zeigen, daß, wenn man auch die Richtigkeit meiner Ansichten verwerft, man doch nicht, ohne die Wahrheit zu verletzen, behaupten könne, daß die Armee schlecht bewacht und überrascht worden ist. (v. Woyne.)

GERMANUS. Er war der Neffe des byzantinischen Kaisers Justinian I., führte also wie dieser seine Abklimmung auf Inlassen des illyrischen Taurium (bei Deberiano) zurück. Die Romen seines Vaters — derselbe war, wie Kaiser Justinian, sein Bruder, ein Sohn des Sabatius und der Siglenia — und seiner Mutter er sind nicht bekannt¹⁾. Germanus hatte noch zwei ältere Brüder, den Boraidēs²⁾ und den Iustus³⁾. In welches Jahr seine Geburt fällt, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben; doch scheint er nicht lange nach dem Anfange des 6. Jahrh. geboren zu sein⁴⁾. Germanus, ohne Zweifel der talentvollste und liebenswürdigste Prinz des Kaiserhauses von Taurium, feierte seine ersten Triumphe bald nach dem Regierungsantritte seines Vaters. Als Kaiser Justinian im Frühlinge des Jahres 527 den byzantinischen Thron bestiegen hatte, übertrug er diesem seinem Neffen den militärischen Oberbefehl über ganz Thracien und damit die Verpflichtung, die Donaulinie gegen die Barbaren des Nordens zu vertheidigen. Als nun im folgenden Jahre 528 ein starkes Heer der An-

ten, eines Volkes slawischer Race, die Donau überschritt, um Thracien zu verheeren, ging Germanus ihnen mit seinen Truppen entgegen und schlug die Barbaren in blutiger Vertilgungsschlacht gänzlich. Dieser Sieg, wie er ihm dabem hohen Ruhm bereite, machte den Namen des jungen Helden auch bei den slawischen Stämmen weit und breit gefürchtet⁵⁾.

Älteren Ruhm aber, als durch diesen Sieg und seine späteren Kriegsthaten, erwarb Germanus durch die glänzenden Tugenden, die er in hohem Maße besaß. Derselbe Mann, der im Felde sich als ein geküßter und unternehmender Heerführer von großer persönlicher Energie und außerordentlicher Tapferkeit bewährte, mußte im Frieden und in geordneten Verhältnissen die Gesehe und die Staatsordnung unerschütterlich zu beobachten. Ein scharfsinniger und gerechter Richter, zeigte er im Palaste und im Verkehre mit dem Volke edlen Ernst: ein echter „*ἀνὴρ νομοταγὴς*“. Die hohe Strenge seiner Sitten ward durch schuldlosen Grobfinn gemildert. Seine Reichthümer verwandte er auf die würdige Weise. Hielt er zu Hause offene Tafel, bei welcher dann liebenswürdige Freierheit herrschte, so ließ er auf der anderen Seite jedm Bedürfnigen, oft bedeutende Summen und stets ohne Zinsen. Und wie er seinem kaiserlichen Dheime und dem verderbten Hofe gegenüber, wo man ihm (s. unten) keineswegs sehr freundlich gestimmt war, stets ein taktvolles Benehmen beobachtete, so zeigte er seine ehrenhaften Gesinnungen namentlich auch dadurch, daß er jeden Verkehre mit den Partien des Cirrus, und unzufriedenen Antrüganten vermied. „Sein ganzes Leben war ein Muster unbedingten Gehorsams“ gegen den Kaiser, seinen Herrn, so schwer ihm das auch oft gemacht wurde⁶⁾. Eine Seltsamkeit, sich öffentlich auszusprechen, ward ihm erst im J. 536 wieder geboten. Es ist bekannt, daß die durch Belisars Tapferkeit und Glück wiedergewonnene Provinz Afrika auch nach Beendigung des Krieges mit den Vandalen noch mehrere Jahre lang durch blutige Aufstände und Kriegen schwer zu leiden hatte. Seit dem Osterfeste des Jahres 536 wurde das Gebiet von Karthago und Numidien durch eine furchtbare Empörung der meisten byzantinischen Truppen, unter Anführung eines gewissen Stogias, verheert. Eine Niederlage, die Belisars, der in Eile von Syrien nach Afrika gekommen war, demselben bei Nembsa debrachte, entschied Nichts. Bald nach der Abreise des tapfern Feldherrn loberte die Empörung von Neuem auf und zu Ende des Sommers des Jahres 536 war Stogias in Numidien mächtiger denn zuvor. Unter diesen Umständen schickte Justinian den Germanus in Begleitung der Senatoren Synmachus

1) *Procop.* (ed. Bonn.) *De bell. Persic.* II, 6. *De bell. Vandal.* II, 16. 23. *De bell. Goth.* III, 12. 31. 37. 39. 40. *Hist. Arcan.* 3 (vergl. die Note. Alemani in *Hist. Arcan.* in derselben Ausgabe) *Tom.* III, p. 358 und 417. 418 seq.) u. *Jornand.* (Gothic. et Langob. rer. scriptor. edit. Lugdun. 1617.) *De reb. Gei.* c. 48. p. 141. c. 60. p. 178. *De Cange*, *Fam. Byzant.* p. 99 seq. 2) *Procop.* *De bell. Pers.* I, 25. *De bell. Goth.* III, 31. 32. 3) *Procop.* *De bell. Pers.* I, 25. II, 20. 24. 25. 28. *Theophan.* p. 186. 4) Wir haben nur wenige Anhaltspunkte, um die Geburtszeit des Germanus zu bestimmen. Seine Tochter Justina ist im Frühlinge des Jahres 545 (den 18. Jahr alt; *Procop.* *Hist. Arcan.* 5; cf. *De bell. Goth.* III, 11 c. 5a. 12. 11. und *Kangabier*, Uebersetzung des *Procop.* A. Ed. E. 51 (vergl. *Kranz*, Geschichte des Osthösischen Reiches S. 358. *Le Beau*, *Histoire du Bas-Empire*. T. X. p. 277 seq.), also wahrscheinlich im J. 527 geboren. Ob ihr Bruder Justinus (er erscheint im J. 548 *Procop.* *De bell. Goth.* III, 32 als Consular u. „*πατριάρχης πρὸς τὰς ἀρχαίας ἐκκλησίας*“) schon früher geboren war (so stellt es Alemani, l. c. p. 359 hin), ist nach dieser Stelle nicht bestimmt zu sagen. S. denfalls aber vertrat ihn Germanus in der Mitte der zwanzigsten Jahre des 6. Jahrh. Da nun am byzantinischen Hofe jener Zeit (vergl. *Procop.* *Hist. Arc.* 5) die Ehen nicht sehr spät geschlossen zu sein scheinen, so mag auch Germanus zu dieser Zeit in seinen zwanzigsten Jahren gestanden haben, nicht lange nach dem Beginne des 6. Jahrh. geboren sein.

5) *Gregor. I. H. v. A. Greg. Corian.* LXI.

6) *Procop.* *De bell. Goth.* III, 40; vgl. *Le Beau* l. c. T. IX, p. 32 seq. *Gibbon*, *Gesch. des Herz. des Röm. Reiches*, IX. *von Spörck*, S. 1450. *Sinzheim*, *Gesch. Reichth.* S. 666. *G. Finlay*, *Greece under the Romans* p. XVI. *Palmer*, *Reichth.* von *Werra*. I. 23. S. 155 fg. 6) *Procop.* *De bell. Goth.* III, 40; vergl. *De bell. Vandal.* II, 16. *ist. Jornand.* *De reb. Gei.* c. 60. p. 178. *De regn. succen.* p. 144. 145; f. die schon Darstellung bei *Le Beau* l. c. T. X. p. 372 seq.

und Domninus nach Afrika, um energische Rettungsmaßregeln zu ergreifen. Germanus, so scheint es, kam im Herbst 536¹⁾ nach Karthago. Da man ihm nur ein kleines Gefolge mitgegeben hatte, so sah er sich zu nächst fast allein auf sein Genie verwiesen. Bei seiner Ankunft in Karthago erfuhr er, daß von den byzantinischen Truppen in Afrika etwa zwei Drittheile auf Seiten des Stokas sich befanden. Außer Stande, diesen sofort zu bekämpfen, verbrachte Germanus den Herbst und Winter damit, das kaiserliche Heer wiederherzustellen. Er wußte bald durch sein liebenswürdiges Benehmen die Gemüther der treu gebliebenen Soldaten für sich zu gewinnen. Er äußerte gegen die letzteren, „der Kaiser habe ihn abgeschickt, die Ungerechtigkeiten und Leiden abzuschaffen, welche die Unzufriedenheit, dann den Abfall so vieler Krieger veranlaßt hatten; diejenigen sollten bestraft werden, welche sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen gegen den Soldaten hätten zu Schulden kommen lassen. Schnell trat das ein, was Germanus bezweckt hatte. Die in Karthago gebliebenen Truppen hatten unter den Empörern zahlreiche Verwandte und Zeitgenossen; zwischen beiden Theilen bestanden fortwährend Beziehungen. Bald vorbereitete sich die Kunde von dem Austritten des Germanus im Heere des Stokas und veranlaßte Viele von den Aufständischen, heimlich nach Karthago zurückzukehren. Wer nun in dieser Weise wieder erschien, den nahm Germanus mit Freundschaft auf, sicherte ihm Verzeihung zu und ließ ihm die Löhnung auch für die Zeit auszahlen, wo er gegen die kaiserlichen Behörden in Waffen gewesen war. Sobald das allgemein bekannt wurde, verließen die meuterischen Krieger den Stokas in großen Scharen und eilten wieder zu den Fahnen des Germanus, der nun Auskicht gewann, den kühnen Gegner mit Erfolg angreifen zu können. Unter diesen Umständen, in seinem Lager von Abfall, von Karthago aus mit dem Wasser bedroht, glaubte Stokas nur durch rasches und energisches Ergreifen der Offensiv sich halten zu können. Er brach darum (im J. 537) mit gesamter Macht in Eile von Numidien gegen Karthago auf, und schlug dann — nur noch 35 Stadien (1½ Stunden) von dieser Stadt entfernt — an der Meeresküste ein Lager auf. Sofort bot auch Germanus seine Truppen auf und zog dem Feinde entgegen. Man hatte er vernommen, daß Stokas darauf rechnete, die kaiserlichen Truppen würden doch wieder zu ihm abfallen, sobald sie ihm nur erst Mann gegen Mann gegenüberstünden. Um das zu verhindern, eventuell die Kreuze seiner Soldaten zu prüfen, versammelte Germanus das ganze Heer. Dann wandte er sich an seine Krieger, stellte ihnen mit beredten Worten vor, „welche Wohlthaten der Kaiser ihnen erwiesen habe; wie Viele von ihnen derselben mit Urthum vergolten, jetzt aber die schönste Gelegenheit hätten, ihren Abfall durch verdoppelte Treue wieder gut zu machen. Zum Schluß forderte

er Alle, die etwa dem Stokas heimlich geneigt wären, auf, sofort das Heer zu verlassen und sich in das feindselige Lager zu begeben.“ Diese Rede hatte zunächst die Folge, daß das ganze Heer mit lautem Geschrei und mit fürchtbaren Schwüren dem Feldherrn seine treue Ergebenheit gegen den Kaiser bezeugte. In der That desertirte Niemand zum Stokas; dadurch wurde dieser — mehr noch seine Truppen — entmutigt. Und nachdem beide Heere einige Zeit lang einander ohne Kampf beobachtet hatten, zogen sich die Meuterer nach Numidien zurück, wo ihre Weiber und ihre Schätze sich befanden. Rasch folgte ihnen Germanus, der sein Heer mit allem Nothwendigen aufs Beste versorgt hatte. Er erreichte die Feinde endlich in einer Gegend, die Procop „Kallaostrapas“ nennt²⁾. Und hier kam es zu einer blutigen Schlacht. Germanus ordnete sein Heer in folgender Weise. Das Centrum ward aus dem gesammelten Fußvolke unter Anführung des Domninus gebildet; den Rücken dieser Truppen deckten zahlreiche Wagen, die Germanus aus Karthago mitgenommen hatte. Auf den linken Flügel, den er selbst commandirte, nahm er den besten Theil der Reiter und die Truppen, die jüngst mit ihm aus Byzanz gekommen waren. Alle übrigen Soldaten standen auf dem rechten Flügel, in drei Abtheilungen unter den Generalen Ilbiger, Theodoros dem Kappadozier, und Johannes, des Pappus Bruder. Den kaiserlichen gegenüber ordnete auch Stokas seine Scharen, nicht aber in regelmäßiger Linie, sondern mehr nach Massen, nach Barbaren Art. Hinter ihnen hielten tausende von Maurusern unter ihren Fürsten Jabbas und Dtaias: eine sehr zweideutige Hülfe — denn sie hatten nur die Absicht, dem Sieger bei der Plünderung zu helfen. Auf Karth der in seinem Heere stehenden Heruler wandte Stokas, der den Angriff begann — während er den übrigen Theil der kaiserlichen Truppen nur beschäftigen ließ — sich mit seinen besten Truppen gegen die Abtheilung des Johannes, strengste sie aus einander und brachte auch einen Theil des Fußvolkes unter Domninus in Unordnung. Da zog Germanus sein Schwert, machte mit dem ganzen linken Flügel einen stürmischen Angriff, warf die ihm gegenüberstehenden Feinde mit Wacht nieder und stürmte nun auf Stokas selbst ein. Nun drangen auch Ilbiger und Theodoros kraftvoll vor; es entstand ein fürchtbares Handgemenge, wobei Germanus selbst in Lebensgefahr gerieth. Nach langem gräßlichem Gemetzel wurden die Scharen des Stokas geworfen; der Letztere selbst flüchtete mit wenigen Begleitern. Inzwischen gelang es dem Germanus, auch das Lager der Feinde, obwohl erst nach hartem Kampfe, zu erklimmen. Nun aber zerstreuten sich die meisten seiner Soldaten, um in wider Willigkeit die reichen, hier aufgehäuften Schätze zu plündern. Glücklicherweise hatten die Maurusier es jetzt für gut befunden, an dieser Münde-

1) Vergl. Kannigieser, Uebersetz. des Procop. I. B. 79.

2) Vergl. über diesen Namen Kannigieser a. a. D. S. 202 fg., der den Kampfplatz im südlichen Numidien (im Westen von Konstantine, in der Nähe von Gajoptola, bei „ad Cebatini“ bei den Quellflüssen des Bagradas) sucht.

zung eifrig Theil zu nehmen, während ein Theil ihrer Scharen die Geschlagenen verfolgte. So ward es dem Stobas unmöglich, mit ihrer Hilfe, auf die er gerechnet hatte, die zerstreuten byzantinischen Truppen erfolgreich von Neuem anzugreifen. Und als er endlich einen starken Haufen seiner kühnsten Krieger gesammelt hatte, da ward er vom Germanus (dem es endlich gelungen war, einen kleinen Theil seiner Soldaten zur Ordnung zu bringen, mit denen er den Eingang des eroberten Lagers hütete) und von den Maurusianern nachdrücklich zurückgeworfen. Da mußte der unermüdliche Rebellenführer, dessen Truppen, soweit sie dem Gemegel entronnen waren, nun fast Alle zum Germanus übergingen, endlich in Begleitung einiger Vandalen zu den fernen Mauritaniern flüchten.

Durch diesen glänzenden Sieg ward die äußere Ruhe in Afrika wiederhergestellt; inebien gab es, wie begreiflich, unter den erst leghin zur Pflicht zurückgeführten Truppen noch immer viele meuterisch Gesinnte und Unzufriedene. Nun befand sich unter den Stabs-officieren des Generals Theodoros ein gewisser Maximinus, ein ehrgeiziger Antriquant. Bezüglich der Rolle des Stobas zu spielen, setzte er sich heimlich mit den Misvergnügten in Verbindung und suchte, ehe er den Militäraufstand erneuert, noch mehr Anhänger zu gewinnen. Er war thöricht genug, auch den Theopiadès, den nächsten Vertrauten des Theodoros, verführen zu wollen. Die Folge war, daß Theopiadès dem Theodoros das Geheimniß sofort mittheilte, worauf dann der Letztere seinem Freunde den Rath gab, sich ohne Weiteres mit Germanus in Verbindung zu setzen. Ueberrascht, wie er war, beschloß Germanus, da die Verhältnisse der Provinz noch immer sehr schwankend und gespannt waren, die Sache in Eile beizulegen und den Maximin durch vermehrte Wohlthaten in der Treue zu erhalten. Er nahm darum denselben unter die Officiere seiner Leibwache auf, nachdem er ihn (wie das bei solchen Beförderungen im byzantinischen Heere stets geschah) durch einen schweren Eid zu neuer Treue gegen ihn (den Germanus) und den Kaiser verpflichtet hatte. Inebien sah Maximin seine neue Stellung nur als einen Posten an, von dem aus er seine Pläne mit noch besserem Erfolge denn zuvor betreiben konnte; um seinen Eid unbekümmert, agitierte er immer weiter. Als nun eines Tages in Karthago ein großes Fest gefeiert wurde, da vernahm Germanus, der eben mit seinen Freunden bei Tisch saß, daß sich zahlreiche Haufen meuterischer Soldaten vor dem Palaste versammelt hätten und sich laut beschwerten, daß man ihnen seit länger Zeit schon den Sold schuldig geblieben sei. Germanus, der mit Recht eine Verabredung derselben mit Maximin vermuthete, gab sofort seinen vertrautesten Officieren den Befehl, den Letzteren, der den Dienst im Kastell hatte, unbemerkt scharf zu überwachen. Inzwischen begaben sich die Meuterer unter Drohungen und wildem Geschrei nach dem Circus, wo noch viele andere ihrer Gefassen zu ihnen stießen. Aber ehe noch die Hauptmasse der Ver-

schwörer im Circus eingetroffen war, da erschienen bereits eine Menge zuverlässiger Truppen, die Germanus sofort zur Dämpfung der Meuterei abgeschickt hatte. Völlig überrascht, ohne Anführung, nicht so zahlreich versammelt, wie sie erwartet hatten — wurden die Empörer ohne Mühe überwunden. Viele wurden getödtet und gefangen, die anderen zerstreut. Nur die Gefangenen wurden befreit, gegen die Anderen, die keinen offenen Antheil an dem Aufstande genommen hatten, ließ Germanus keine weitere Untersuchung anstellen. Maximinus allein ward verhaftet und dann, weil er überwiesen wurde, daß er seinen Eid freventlich gebrochen hatte, in der Nähe der Stadtmauer aufgenüpft (wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 537). Seit dieser Zeit regierte Germanus Afrika in Frieden mit edler Gerechtigkeit, bis der Kaiser ihn und seine Begleiter Somnachus und Domnicus im J. 539 nach Constantinopel zurückberief).

Hier sollte er indessen vorläufig nicht lange verweilen. Im J. 540 nämlich brach ein gefährlicher Krieg mit Persien aus. Der König dieses Landes, der berühmte Cassandèr Chosroës I. (Koschru) Raskirwan, drang zu Anfange des Frühlings d. J. mit starker Macht vom untern Euphrat her siegreich über Sura (Dura?) gen Syrien vor. Als Justinian von dem Einbruche der Perser Kunde erhielt, schickte er in großer Eile den Germanus nach dem Morgenlande ab; er gab ihm nur 300 Mann mit, versprach ihm aber, sobald als möglich ein starkes Heer nachfolgen zu lassen. Germanus begab sich zunächst, in Begleitung seines Sohnes Iustinus, dem Consul des Jahres 540, nach der großen Stadt Antiochia am Orontes. Hier angekommen, beschäftigte er sogleich die Festungswerke. Ihr Zustand war im Ganzen zufriedenstellend. Aber auf der bergigen Ostseite, da wo die höheren Gebirge der Stadt sehr nahe traten, fand er — dem höchsten Punkte der Stadt, Drosafas genannt, gegenüber — einen hohen und breiten Felsen, von dem aus die Stadtmauer leicht erstiegen werden konnte. Er gebot daher, entweder diesen Felsen wegzusprengen und die Mauer hier mit einem tiefen Graben zu umziehen — oder auf demselben einen hohen Thurm aufzuführen und denselben mit der Stadtmauer zu verbinden. Aber die Ingenieure in Antiochia weigerten sich, dies zu thun. Sie glaubten, das Werk nicht vor dem Anmarsche der Perser vollenden zu können. Rämen aber die Feinde an und sehen dann die unvollendeten Arbeiten, so würden dieselben von Vorn herein erkennen, wo die schwächste Stelle der Stadt zu finden sei. Da nun auch Byzès (der bis zu der erwarteten Ankunft Belisar's aus Italien das höchste Commando in allen orientalischen Provinzen führte) mit seinen besten Truppen seine Stellung in Hierapolis selge verlassen hatte; da sich ferner keine

9) *Procop. De bell. Vandal. II, 16—19. cf. De bell. Goth. III, 39. Theoprop. p. 173. 174. Marcellin. Const. chron. (No. XIII in Vassout. Latinar. Script. chron. coll. Th. Momml. P. II. [Paris. 1787.]) p. 323 seq. Ind. XIV. XV. p. 327. Ind. II. Bergl. Le Beau l. c. T. IV. p. 504 seq.*

Aufsicht zeigte, daß das versprochene Heer von Konstantinopel antommen würde, so gerieth Germanus in große Besorgniß. Er fürchtete, Chosroes werde, sobald er erfahre, daß ein Heer des Kaisers sich in Antiochia befände, alle übrigen Unternehmungen bei Seite setzen und mit gesammter Macht vorrücken, um die wichtige Stadt und den Germanus in seine Gewalt zu bringen. Diefelben Umstände bewegen aber die Antiochener, durch den Bischof Megas von Verda mit Chosroes Unterhandlungen anzuknüpfen; sie wollten seinen Angriff mit Geld abkaufen. Diese Verhandlungen schienen auch vom Erfolg gekrönt zu werden; indessen erschienen die Perser, nachdem sie Hierapolis gebrandschatzt hatten, vor Verda (welches nur noch zwei Tagesreisen von Antiochia entfernt war), eroberten und verbrannten die Stadt und belagerten ihre Citadelle. Inzwischen waren in Antiochia zwei vornehme Byzantiner, Johannes, Rufinus' Sohn und Julianus, des Kaisers Geheimschreiber, angekommen, die als Gesandte zum Chosroes abgehen sollten. Julianus nun verbot auf das Bestimmteste, kaiserliche Städte vom Feinde mit Geld freizukaufen. Da auf diese Weise die Unterhandlungen des Megas vereitelt wurden; da ferner Julianus dem Germanus den Rath einflößte, als ginze Ephraïmos, der Erzbischof von Antiochia, damit um, die Stadt an die Perser zu verathen — so hielt es der Feldherr, der von seiner Anwesenheit in Antiochia keinen Nutzen mehr absehen konnte, im Gegentheile sich nur ohne Noth gefährdet sah, für angemessen, mit einem kleinen Gefolge nach Cilicien abzureisen. Von hier scheint er bald nachher nach Konstantinopel zurückgekehrt zu sein¹⁰⁾.

An dem weiteren Kriege mit Persien nahm Germanus keinen Theil. Ueberhaupt sehen wir ihn seit dieser Zeit mehrere Jahre nicht mehr öffentlich beschäfftigt. Der Grund dieser schmächtlichen Zurücksetzung eines edlen, hochgestellten und talentvollen Mannes war einfach — der daß der mächtigen Kaiserin Theodora. Dieses schlechte Weib verfolgte den trefflichen Keiser ihres Hatten unablässig mit ihrer Feindschaft. Abgesehen davon, daß sie ihm nach Möglichkeit die militärische Laufbahn verperrte, bereitete sie ihm auch vielfache persönliche Kränkungen. Germanus hatte sich (wahrscheinlich in der Mitte der zwanziger Jahre des 6. Jahrh.)¹¹⁾ mit der sonst nicht weiter bekannten Kaiserin vermählt¹²⁾, mit welcher er drei Kinder erzeugte, den Justinus, die Justina und den Justinian¹³⁾. Nun verfolgte die Kaiserin

diese Familie mit solcher Leidenschaft, daß Niemand es wagen mochte, mit dem Reffen des Justinian in engere verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. In der That blieben die Söhne bis nach Theodora's Tode unvernünft. Besser ging es der Justina. Dieselbe war zur 18jährigen Jungfrau herangewachst; da kehrte im Frühlinge des Jahres 545 ein Unterfeldherr des Belisar, Johannes, der Reffe des Vitalianus, von dem italienischen Kriegsschauplatz nach Konstantinopel zurück, um bei dem Kaiser bedeutende Verstärkungen für Belisar zu verlangen. Es ist bekannt, daß die Forderung des tapferen Oberfeldherrn nur spät und unvollkommen erfüllt wurde. Dagegen blieb Johannes geraume Zeit in Konstantinopel; von den Reigen und dem Reichthum der Justina gefesselt, ward er, um den Zorn der Theodora unbekümmert, um die Hand der Tochter des Germanus. Sie ward ihm nicht verkauft, obwohl dem Germanus der niedrigere Rang seines Schwiegereltern nicht grade genehm war. Von der bitter großen Kaiserin lebhaft verfolgt, begab sich Johannes im Herbst des Jahres 545 wieder nach dem Kriegsschauplatz¹⁴⁾. Einige Jahre nachher, wie es scheint in der ersten Zeit des Jahres 548, noch vor dem Tode der Theodora, starb des Germanus ältester Bruder Boradès (den anderen, Iustus, hatte zu Ende des Jahres 544 eine Krankheit dahingerafft, als er gegen die Perser kämpfte. *Procop. De bell. Pers. II, 28*). Boradès nun hatte dem Germanus und dessen Kindern den größten Theil seines Vermögens vermacht; seiner eigenen Tochter setzte er nur das sogenannte Pflichtheil aus. Da hatte sich denn, wol auf Theodora's Antrieb, Justinian eingemischt, das Testament cassirt und der Tochter des Verstorbenen ein besseres Erbtheil verschafft. Das hatte natürlich dem Germanus schwer beleidigt¹⁵⁾.

Auf diese Mißstimmung des Prinzen rechneten nun verschiedene Feinde Justinian's, die bald nachher mit einer Verschwörung gegen diesen Fürsten umgingen. Artabanes — ein armenischer Fürst aus dem sonstigen Geschlechte des Arsaces — der am byzantinischen Hofe lebte und dem Kaiser in den Jahren 546 und 547 in Afrika wesentliche Dienste geleistet hatte, war neuerdings schwer gekränkt worden. Von heftigem Ehrgeize besetzt, vom Volke in Konstantinopel bewundert, vom Kaiser selbst zum Chef der Cornissen von Byzanz und der sogenannten föderirten Truppen erhoben und mit consu-

trefflichen Eigenschaften ihres Vaters geerbt hatten, auf die besten Eigenschaften.

10) *Procop. De bell. Pers. II, 8. 7. Marcellin. l. c. p. 337. Ind. III. IV. Jornand. De regn. succ. p. 144. 11) Vgl. oben Anm. 4. 12) *Procop. De bell. Goth. III, 39. 13) In* *Sagen der Kinder des Germanus vgl. Alemann. l. c. p. 358 seq. 417 seq. Du Cange. Fam. Byzant. p. 100 seq. und oben Anm. 4. Wegen Justina s. nach Anm. 14 und wegen des Justinus: Marcellin. l. c. p. 337. Ind. III. Jornand. De regn. succ. p. 144. *Procop. De bell. Goth. III, 32. 39. 40. IV, 25. Agath. Hist. (ed. Bonn.) II, 18. III, 4. IV, 21. 22. cf. p. 404; wegen des Justinian, dessen Geburtszeit ich nicht zu bestimmen wage, s. *Procop. De bell. Goth. III, 32. 39. 40. IV, 25. Im Uebri-****

14) *Procop. Hist. Arc. 5. Nach dieser Stelle (cf. Alemann. l. c. p. 358) kann es scheinen, als sei damals Justina nur verlobt worden; indessen heißt es *De bell. Goth. III, 12: Johannes Iynps vov Ixpanov naiva; s. noch De bell. Goth. l. c. II a. fin. und 12; und Rannagier a. a. D. 4. Bd. S. 51. 55. Als Schwiegereltern des Germanus wird Johannes dann noch genannt *De bell. Goth. III, 39. 40. IV, 26. Im Betreff der schönen Behandlung des Germanus und seiner Familie von Seiten des Hofes vergl. noch *Procop. De bell. Goth. III, 32. 15) *Procop. De bell. Goth. III, 31. 32. cf. Le Beau T. X. p. 344.*****

larischen Ehren geschmückt, wünschte Artabanes dem Thronen näher zu treten. Er strebte nach der Hand der Nichte Justinian's, der schönen Priscilla, die seine Liebe erwiderte. Weil aber die armenische Frau, die er einst geheiratet hatte, sich an Theodora wandte und um Schutz ihrer Rechte klagte, so ward Artabanes genöthigt, diese seine Gemahlin wider anzunehmen, Priscilla aber anderweitig vermählt. Dadurch tief erbittert, nahm Artabanes nicht allein Gelegenheit, seine Gemahlin nach Theodora's Tode (11. Juni 548) sofort wieder zu verhaften, er dachte auch auf Mache an Justinian. Ein Verwandter des Artabanes, Arsaces mit Namen, der vor einiger Zeit wegen hochverräterischer Verbindungen mit Persien eine schimpfliche Strafe erlitten hatte, hegte seinerseits den Artabanes noch mehr auf und stellte ihm vor, daß es ebenso leicht als wünschenswerth sei, den Kaiser zu ermorden. „Bei einem solchen Unternehmen,“ meinte er, „könne man ganz besonders auf Germanus und seine Söhne rechnen, weil dieselben den Justinian so schweres Unrecht erlitten hätten.“ Als es dem Arsaces endlich gelungen war, den Artabanes für seine wilden Pläne zu gewinnen, zog er weiter einen jungen „Persarmenier,“ Chonaranges mit Namen, einen kühnen und schönen, aber leichtsinnigen Mann, in sein Vertrauen. Nun versuchte Arsaces weiter, zunächst den feurigen Justinus, Germanus' ältesten Sohn, zur Theilnahme an der Verschwörung zu bestimmen, ließ auch ahnen, daß man euentuell den Germanus auf den Thron erheben wolle. Dabei nahm er ihm das eidliche Versprechen ab, gegen Germanus, seinen Vater Germanus ausgenommen, von diesen Dingen Etwas verlauten zu lassen. Justinus aber erklärte rund heraus, „daß weder er selbst, noch sein Vater Germanus jemals auf solche Dinge eingehen würden.“

Justinus theilte das Geheime sofort seinem Vater mit. Dieser nun legte den Marcellus, den Beschäftigter der Palastgarden, davon in Kenntniß und berathschlagte mit demselben, ob es zweckmäßig sei, den Kaiser von dieser Verschwörung Etwas wissen zu lassen. Marcellus, ein Mann von der höchsten Sittenstrenge und hoher Uneigennützigkeit, dabei ebenso verschwigen wie besonnen, und ebenso wahrheitsliebend wie streng gerecht, rieth dem Germanus entschieden ab, schon jetzt mit Justinian von dieser Verschwörung zu reden. „Die Sache sei noch viel zu wenig erwiesen; erst dann dürfe man dem Kaiser Anzeige machen, wenn es gelungen sei, unabweisbare Beweise von der Schuld und den Plänen der Verschwörerinnen in die Hände zu bekommen.“ Um das zu erreichen, veranlaßte Germanus seinen Sohn Justinus, sich zum Scheine den Verschwörern wieder zu nähern. Dieser nun setzte sich auch mit Chonaranges in Verbindung; nach einer Berathung mit Artabanes eröffnete der junge Mensch in der That dem Justinus dasselbe, wie neulich Arsaces. Da nun Justinus ihm vorspiegelte, „er wolle nicht nur für seine Person sich der Verschwörung anschließen, sondern auch seinen Vater Germanus dafür gewinnen,“ so ließ sich Chonaranges

bereden, an einem bestimmten Tage, in des Germanus Haus zu kommen, um mit demselben persönlich zu verhandeln. In der That fand diese Unterredung statt; aber auf Veranlassung des Germanus hatte Marcellus einen seiner Vertrauten, den Leontius, einen zuverlässigen und wahrheitsliebenden Mann, in das Haus des Prinzen geschickt. Der nun hörte, hinter einem Vorhang verborgen, das ganze Gespräch zwischen Chonaranges, Justinus und Germanus mit an. Chonaranges entwickelte den ganzen Plan der Verschwörerinnen; wichtig war vor Allem Folgendes. Artabanes wußte, daß Belisar, der im September 548 (s. Gibbon a. a. D. S. 1497) nach Italien abgerufen war, sich auf dem Rückwege nach Constantinopel befand und bereits mitten in Alerien war. Er fürchtete, der tapfere und treue Feldherr werde, sobald man in Byzanz den Justinian stürze und den Germanus zum Kaiser ausrufe, in Syrien ein Heer sammeln und seinen Herrn blutig rächen. Um dem aus dem Wege zu gehen, wollten die Verschwörerinnen die Ankunft des Belisar erwarten, dann aber denselben — zugleich mit dem Kaiser und dem Marcellus — spät Abends in der Hofburg überfallen und alle Drei erlöden.

Trotz dieser bestimmten Angaben jauderte der vorsichtige Marcellus noch immer, diese Dinge dem Kaiser zu hinterbringen, um nicht doch etwa den Artabanes (der persönlich noch mit Niemandem als mit Arsaces und Chonaranges verkehrt hatte) ohne zweifellohe Ueberzeugung von seiner Schuld zu verurtheilen. Germanus aber, welcher fürchtete, länger Zögerung werde auf ihn selbst Verdacht werfen, theilte jetzt dem General Buzes und dem Constantianus, einem Beamten vom höchsten Range, Alles mit, was er wußte. Als nun bald nachher die Nachricht von Belisar's nahe bevorstehender Ankunft eintraf, berichtete Marcellus die ganze Sache dem Kaiser, der nun die Verschwörerinnen verhaften, die Untersuchung eröffnen ließ. Als die Schuld der Verschwörerinnen erwiesen, die Acten geschlossen waren, berief Justinian den gesammten Senat in die Hofburg, wo die Schlusserkennnisse über derartige Proceß gewöhnlich gefällt wurden. Hier warf man denn auch auf Germanus und Justinus den Verdacht der Theilnahme an diesen hochverräterischen Plänen; indessen auf das Zeugniß des Marcellus und Leontius, Constantianus und Buzes, sprachen die Herren vom Senate die beiden Prinzen von jeder Schuld frei. Justinian aber konnte es, trotz der von Germanus aufs Neue an den Tag gelegten treuen Gesinnung, demselben nicht verzeihen, daß die Misvergnügen auf ihn gerechnet hatten. Als daher der Senat nach Beendigung jener Sitzung sich in das Zimmer des Kaisers begeben hatte, da fuhr dieser mit heftigem Zorne auf seinen Ressen los und machte ihm die heftigsten Vorwürfe wegen der Saumseligkeit, mit der er sich benommen habe und wegen der verspäteten Anzeige. Drei vornehme Beamte im Senate waren gemein genug, auch auf den Germanus zu schmähen, und steigerten dadurch den Zorn des Kaisers. Die Uebrigen aber blieben stumm und verlegten sich und schienen durch ihr Stillschweigen die Schuldigung

gen des zernagten Jürken zu beschäftigen. In diesem kritischen Augenblicke erhob sich der wackerere Marcellus, nahm alle Schuld wegen Verzögerung der Anzüge allein auf sich und verschüttete den Germanus mit aller Energie. So gelang es dem Braven, den Zorn des Kaisers zu beschänken, dem Germanus unangenehme Folgen zu ersparen. Die Verschönerungen wurden ungemein milde behandelt. Artabanus verlor seine Kemter und ward dann mit den Uebrigen in der Hofburg in anständiger Haft gehalten (im Herbst 548).¹⁶⁾

Nach der Abberufung des Beisilf gestalteten sich die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatz in Italien im J. 549 immer bedenklicher für die Byzantiner; die Gothen plünderten selbst das wehrlose Sicilien nach allen Richtungen. Da entschloß sich Justinian endlich — weil es täglich nöthiger wurde, einen tüchtigen Oberbefehlshaber, der das Vertrauen der Soldaten genöthigt, nach Italien zu schicken — nach einigem Zögern,¹⁷⁾ nach Italien zum unbeschränkten obersten Befehlshaber gegen Totilas und die Gothen zu ernennen. Diese Nachricht hob den Muth der byzantinischen Truppen und der Anhänger des Kaisers in Italien ganz außerordentlich (vergl. *Procop. De bell. Goth. III, 37*). Germanus erhielt sogar aus dem gotthischen Lager die geheime Zusicherung, daß eine Schar römischer (byzantinischer) Deserteure bei seinem Erscheinen in Italien die Föhnen des Totilas verlassen würde. Die Gothen aber wurden durch einen andern Umstand in Verwirrung gebracht. Passara, die erste Gemahlin des Germanus¹⁸⁾, war, ungewiß wann, schon vor geraumer Zeit gestorben. Da vernahm sie denn Germanus jetzt¹⁹⁾, auf den Rath des Kaisers mit Placidia, der Witwe des gefangenen Gothenkönigs Vitiges²⁰⁾. Er wollte diese seine Gemahlin mit in den Feldzug nehmen, weil er — und nicht mit Unrecht — hoffte, die Gothen würden sich scheren, gegen den Gatten der edlen Amelungensfürstin, der Enkelin des großen Theodorich, zu stellen.

Von dem glühenden Bunsde erfüllt, den Ruhm seines Namens (vergl. *Procop. De bell. Vandal. II, 23*) glänzend zu erwarren, und jetzt Italien, wie einst Afrika dem byzantinischen Reiche zu erhalten, rüstete Germanus während des Winters 549—550 auf das Eifrigste. Justinian übergab ihm zwar nur ein kleines Heer; dem sollte sich dann der Befehlshaber der Decurrier, Placidius, mit seinen Scharen, und des Germanus Schwiegersohn Johannes (der zur Zeit die Truppen in Ägypten commandirte), anschließen. Dagegen wies der

Kaiser seinem Neffen bedeutende Geldsummen an, mit denen er in Äthiopien und Ägypten einen tüchtigen Heerhaufen werben sollte. Mit diesen Mitteln, die er aus seinem Privatvermögen noch bedeutend vermehrte, brachte Germanus — von seinen Söhnen Iulianus und Justinian eifrig unterstützt — binnen Kurzem in den genannten Provinzen eine tüchtige Truppenmacht zusammen. Sein Ruf und seine Beliebtheit veranlaßten auch viele wackerere Kriegskrieger aus andern Gegenden, namentlich aus der Hauptstadt, sich unter seinen Fahnen zu sammeln. Aus den Reiterregimenten, die in Äthiopien standen, wurden mit Erlaubniß des Kaisers einige Haufen ausrücken; dazu kamen, durch das Gold des Germanus gelockt, zahlreiche Barbaren aus den Donauländern und andern Gegenden und traten in sein Heer ein. Die Langobarden versprachen, ihm 1000 Schwerbewaffnete zu schicken. So kam der Frühling des Jahres 550 heran. Germanus sammelte zur Freude der byzantinischen Italiener, zum Schrecken der Gothen, seine Scharen in und bei der illyrischen Stadt Sardica und setzte Alles in Verriistung, um demnächst, aufs Beste vorbereitet, nach Äthien marschiren zu können. Da überschritt (im Mai d. J.) plötzlich ein Schwarm wilder slavischer Barbaren — so zahlreich, wie nie zuvor — die Donau und drang verheerend nach der Gegend von Rastus vor; man vernahm, daß es ihre Absicht war, diesmal Thessalonien und die benachbarten Städte anzugreifen. Da mußte denn Germanus auf Befehl des Kaisers vorläufig bei Sardica stehen bleiben, um den Ansturm der Slaven mit aller Macht abzuwehren. Indessen kam es hier nicht zum Kampfe. Die Slaven hatten durch Gesandene erfahren, daß der von ihnen seit Älters (s. oben) gefürchtete Germanus mit starker Macht ihrer warte. Sie wagten daher nicht, gen Süden vorzudringen, sondern wandten sich westlich nach Dalmatien. Auf diese Nachricht beschloß Germanus, sofort nach Italien abzumarschiren. Er befehligte seinen Truppen, sich zum Aufbruch bereit zu halten, zwei Tage später sollte der Marsch angetreten werden. Aber das Ende seiner Lage war nahe. Ehe er aufbrechen konnte, erkrankte er plötzlich und starb (wie es scheint zu Anfang des Sommers 550) mitten unter seinen glänzenden Hoffnungen, zum größten Schmerze des ganzen Reiches²¹⁾. (G. F. Hertzb.)

GERMANUS I. (St.)²²⁾, Patriarch von Constantinopel. Er war der Sohn des trefflichen Patriarchus Justinian, eines hochgestellten Mannes von sehr vornehmer Abkunft, in Constantinopel. (Möglicherweise stammte dieser Justinian von Justinian, dem zweiten Sohne des Germanus [Neffe des Kaisers Justinianus I.] und der Passara ab. Vergl. *Du Cange, Famil. Byzant. p. 100*.) Germanus nun wurde, so scheint es,

16) *Procop. De bell. Goth. III, 31, 32.* 17) *Procop. l. c. III, 37.* 18) Die Cosmiana, die Procop. c. 48 als Gemahlin eines Patricius Germanus nennt, ist wol schwerlich auf unsern Germanus zu beziehen; vergl. *Du Cange, Fam. Byzant. p. 101.* 19) Vergl. *Kannegieter a. a. D. c. 4. Bd. S. 182.* 20) Germanus hinterließ bei seinem Tode (s. unten) die Placidia schwanger; sie gebor dann später einen Sohn (posthumus), der auch Germanus genannt wurde. *Jornand. De regn. success. p. 148.* *De reb. Get. c. 48. p. 141. c. 60. p. 179.*

21) *Procop. De bell. Goth. III, 39. 40. Jornand. De regn. succ. p. 148.* *De reb. Get. c. 48. p. 141. c. 60. p. 179.*

22) „Einige Fährnisse dieses Namens sind unter dem Titel St. Germanus behandelt worden, andere übersehen wir, als nicht der bedeutend.“ (Weib.)

während der Regierung des Kaisers Theodosius im J. 436 geboren. Als er in der Blüthe seiner Kraft stand, traf ihn ein hartes Schicksal. Im Herbst des Jahres 468 war Kaiser Constant II. zu Syrakus, wo nicht ohne geheime Connivenz seiner vornehmen Umgebung, im Bade ermordet worden. Sein Sohn Constantin IV. Pogonatus erschien im Renze des J. 668 mit bedeutender Macht auf Sicilien, um den Tod des Vaters blutig zu rächen. Da ward denn auch der edle Justinian hingerichtet. Sein ganz unschuldiger Sohn, unser Germanus, sprach sich in seinem Schmerze über den unglücklichen Vater mit großer Bitterkeit über den neuen Kaiser aus. Da ließ ihn denn der Letztere zur Strafe — entmannen!

Lange nachher finden wir den Germanus in hohem Alter als ein angesehenes Mitglied der Kirche wieder, nämlich als Bischof (Metropolit) von Cyzikus. Als nun der Kaiser (Bardanes) Philippikus, ein eifriger Anhänger des Monothelismus, im J. 712 eine Synode nach Constantinopel berief, welche die Beschlüsse der sechsten allgemeinen Kirchenversammlung umstießen und ein neues Glaubenssymbol zu Gunsten des Monothelismus entwerfen mußte, da wagte auch Germanus nicht, sich dem Willen des Kaisers zu widersetzen. Er unterzeichnete die Formel; sei es, daß ihn das Interesse für den neuen Kaiser, der das Haus des Theodosius (von welchem Germanus so schwer gekränkt worden) geführt hatte, dazu bewog; sei es, daß er, wie nicht ganz unwahrscheinlich ist, eine Zeit lang dem Monothelismus rückwärts ergeben gewesen ist. Indessen muß er, falls dies der Fall war, später von dieser Richtung abgekommen sein. Denn als im J. 715, unter der Herrschaft des orthodoxen Anastasius II. der Patriarch von Constantinopel, Johannes, starb, da ward Germanus, damals schon durch seine hohe Bildung, noch mehr durch die Tugenden, die sein Greisenalter schmückten, berühmt¹⁾, unter allgemeiner Uebereinstimmung des Kaisers, der Geistlichkeit, des Senates und Volkes auf den Patriarchenstuhl der Hauptstadt berufen. In seiner neuen Stellung fand er bald Gelegenheit, thätig aufzutreten. Zu erst (zu Anfange des Jahres 716) hatten ihn die Anhänger des gegen Anastasius aufgestellten Theodosius III., nach der Einnahme der Hauptstadt, als Freund des Kaisers verhaftet. Dana ward er mit andern nach Nicäa geschickt, wo Anastasius noch stand, um diesen (gegen das Versprechen, daß er persönlich ungeschädelt bleiben sollte) zur Niederlegung seiner Würde zu bewegen; diese Sendung ward auch mit Erfolg gekrönt. Im folgenden Jahre, als der General Leo der Jaurier als Thronbesteiger gegen Theodosius zu Felde zog, schickte ihn der Letztere als Unterhändler nach Chrysopolis, wo Leo la-

rtc. Germanus erreichte auch, daß Leo dem Theodosius persönliche Sicherheit versprach, wenn er der Krone entsagen wolle. Dann krönte der Patriarch den kühnen Jaurier (25. März 717) in der Sophienkirche als Leo III., nachdem er dem Letzteren zuvor das eidlische Versprechen abgenommen hatte, den Gesetzen der Kirche nicht zu nahe treten zu wollen.

Aber gerade mit diesem Kaiser hatte Germanus die Kämpfe zu bestehen, die seinen Namen berühmt gemacht haben. Kaiser Leo nämlich begann bekanntlich im J. 726 seine Versuche, der allgemein verbreiteten Bilderverehrung entgegen zu wirken; zugleich von dem Bischof Constantinus von Naxos in Phrygien (im „Thema“ Opsikion) unterstützt, dem sich auch der Bischof Theodosius von Laubopolis in Paphlagonien (im Thema Bakkellarion) anschloß. Die Absichten des Kaisers fanden an Germanus einen entschlossenen Widersacher; nun erließ Leo im J. 726, wie bekannt, zuerst ein Edict, in dem er gegen das, was ihm als abgöttisch erschien, namentlich gegen das Bildertreten vor den Bildern, gegen die Adoration derselben sich erklärte, dieselbe als eine Art Sögenmonstern bezeichnete. Indessen darüber gerichtlich er bald mit den meisten seiner Geistlichen und dem Volke in Masse in Streit. Germanus aber setzte Alles in Bewegung, um die Absicht des Kaisers zu hindern. Es kam zwischen ihm und Leo zu lebhaften Verhandlungen²⁾, bei denen der Kaiser mit seinem theologisch so hoch gebildeten, in der Vertheidigung der, durch mannichfache Unterscheidungen gerechtfertigten, Bilderverehrung wohl geübten Patriarchen nicht leicht fertig zu werden vermochte. Die genannte Dialektik des Germanus widerlegte die aus dem Mosaischen Gehege gegen den Bilderdienst gezogenen Gründe des Kaisers. Aus der Menschwerdung Christi entnahm er (denn seine Theorie von den Bildern hing bei ihm mit der Anerkennung der Realität der Menschwerdung Gottes genau zusammen), in sehr geschickter, idealistisch-symbolischer Weise seine Motive für den von ihm gewünschten, geläuterten Bilderdienst. Er erklärte, „er wolle gern sein eigenes Leben hingeben für das Bild dessen, der sein Leben dahingegeben habe, um das gekreuzte Bild Gottes in der menschlichen Natur wiederherzustellen!“ Leo, der mit dem Patriarchen nur darin zusammentraf, daß seine Art abgöttischer Verehrung der Bilder stattdessen dürfe (während beide diesen Begriff verschieden ausdeuteten), erkannte, daß es zu einem Vergleich nicht kommen konnte. Daher gedachte er, den Germanus zu täuschen und ohne dessen Zustimmung die Ausführung seines Vorhabens allmählig voranzutreiben. Daher ward denn jenes Edict (nach 726) dahin interpretirt, „daß die Bilder an sich selbst nicht verunglimpft werden, sondern daß nur solche, welche ein Gegenstand besonderer Verehrung des Volkes wären, höher gestellt werden sollten, um sie den ihnen zur Beschimpfung gereichenden Berührungen der Menge zu ent-

1) Wie werden unten sehen, daß er auch als geistlicher Schriftsteller aufgetreten ist; seine Geistlichkeit wird klar hervorgehen aus seinen Reden zur Verkündigung der Maria, und aus seiner (übrigens verschleierten) Bemerkung, in seinem „*Artemidorios* oder *Artemidoros*“ den Geiz der Vögel von dem Dämonismus zu reinigen. *Reander, Allgem. Gesch. der christl. Kirche.* 2. Bd. 3. Abth. S. 1006. *Tom. 2.* 3. Bd. S. 294. *Tom. 1.* 2.

2) Wegen der englischen privaten Unterredung zwischen beiden s. *Reander* a. a. D. 3. Bd. S. 295.

ziehen!“ Indessen begannen in den Provinzen die mit dem Kaiser einverstandenen Bischöfe und andere seiner Anhänger lebhaft in Leo's Sinne zu arbeiten, auch gegen die Bilder selbst zu verfahren; dadurch entstand denn an vielen Orten Streit mit dem Volke und anderen, bilderfreundlichen Christlichen. So war namentlich Konstantin von Kafolia mit seinem Metropolit, Johannes von Synnada (im Thema Anatolikon), in Zwiß geraten. Auf Antrieß des Germanus kam er selbst nach Konstantinopel, betheuerte hier (im J. 727) dem Patriarchen, daß es ferne von ihm sei, Christus und die Heiligen in ihren Bildern beschimpfen zu wollen, daß seine Absicht nur gegen die dem göttlichen Geiste widerstrebende, abgöttische Anbetung der Bilder gerichtet sei. Damit stimmte auch Germanus überein, bald aber zeigte es sich, daß ihm abgöttische Anbetung mit Verehrung der Bilder nicht zusammensalle. Als Konstantin von Kafolia erkannte, daß alles Streiten zu seiner Ausgleichung führen würde, so lenkte er scheinbar ein, that als ob er Alles, was Germanus sagte, billigte und versprach, Alles vermeiden zu wollen, was dem Volke Anlaß zu Argerniß oder Unruhen werden könne. Bei seiner Rückreise nahm er einen Brief des Germanus mit, in welchem der Patriarch dem Metropolit Johannes von dem ersten Resultate dieser Verhandlungen Nachricht ertheilte. Aber Bischof Konstantin gab diesen Brief nicht ab und kummerte sich auch, wie es scheint, um das Besprochene nicht weiter. Ebenso wenig fruchtete ein Schreiben des Patriarchen an den Bischof von Gladiopolis, in welchem er die Bilder, die damals übliche Verehrung derselben und die zugehörigen Gebräuche verteidigte; (dabei hatte Germanus seine symbolischen Anschauungen auch durch Hinweisung auf die Wunder zu stützen versucht, die sich an mehr der angefeindeten Bilder knüpfen sollten). Auf der andern Seite sand Germanus an dem römischen Papste Gregor II. und dem geistreichen Johannes Ehrpforterhoes in Damaskus eifrige Bundesgenossen in Thaten und Schriften. Indessen wider diese geistliche Opposition, noch das Murren der Menge; wider die Bewegungen in Italien, noch der Aufruhr auf den Ksladen änderten den Sinn des Kaisers. Vielmehr erlief derselbe, nachdem er bisher mehr rathend als beschließend, immer mit Schonung gesprochen hatte, im J. 728 (f. 8. Chr. Schloffer, Gesch. d. byzantin. Kaiser. S. 171) ein Edict, durch welches alle Bilder von Engeln, Heiligen, Märtyrern bei Strafe verboten, den Behörden aber geboten wurde, dieselben überall herabzunehmen. Dies Edict ward inbeßten außer der Hauptstadt wenig befolgt; die Bischöfe mußten aber doch dazu schweigen, obwol Germanus dasselbe nicht unterzeichnet hatte und nicht bekannt machte. Der Widerstand des Letzteren machte die kaiserlichen Bestimmungen auch in Konstantinopel noch immer mehr oder minder illusorisch. Inzwischen glaubte Leo, der wohl erkannte, daß er nicht durchbringen würde, so lange Germanus an der Spitze der Bilderfreunde stehe, die relative Schonung aufgeben zu müssen, mit der er den mehr als 90-

jährigen würdigen Greis, dessen Ende doch sicher bald zu erwarten stand, bisher behandelt hatte. Da er oft vergeblich versucht hatte, den Patriarchen zu bewegen, seinen „ikonostasißchen“ Maßregeln zuzustimmen, so beschloß er jetzt, ihn dazu zu zwingen. Es ward daher Germanus Anfang Januar des Jahres 730 zu einer Privataudienz beim Kaiser beschieden. Als aber nach langem Andrängen, seine Widerständigkeit auszugeben, Germanus, wie er es schon vorher gethan hatte, erklärte, daß nur ein allgemeines Concil Veränderungen in der Kirche vornehmen dürfe, und den Kaiser an sein Versprechen bei der Krönung erinnerte, da ward er von Leo mit allen Zeichen der Ungnade und im höchsten Zorne aus der Hofburg entlassen. Gleich darauf berief der Kaiser auf den 7. Jan. d. J. ein Sileentium (eine Versammlung von Geistlichen und Senatoren), wobei aber immer die Anzahl der weltlichen Mitglieder stärker war, als die der geistlichen; entbot den Patriarchen und drang noch einmal in denselben, nachzugeben und das letzte Edict zu unterzeichnen. Als Germanus mit edler Standhaftigkeit sich weigerte, trugen die Mitglieder des Sileentium, lauter kluge Hofleute, auf die Absetzung des Patriarchen an. Als Germanus sah, daß auch sein Schüler und Vertrauter, Anastasius, sein „Spernell“ (Secretaire des Patriarchen; der erste Geistliche nach dem Letzteren in der Hauptstadt, ungefähr der Cardinal des Patriarchen“), dahin stimmte, so beschloß er, seiner Würde zu entsagen, die er nur mit Streit behaupten konnte. Er legte daher in Gegenwart des Kaisers vor der Versammlung die breite Binde (das *σιναιτικόν*, ein breites Stüd Zeug, welches erst um den Hals geschlungen war, dann aber um Rücken und Brust bis an die Schenkel herabreichte), welche die orientalischen Erzbischöfe statt des Palliums zu tragen pflegten, ab und zog sich in sein väterliches Haus zurück, nachdem er 14½ Jahr lang Patriarch gewesen war. Der Kaiser nahm die Abdankung an; dann ward (am 22. Jan. d. J.) Anastasius zum Patriarchen erwählt und in ziemlich unanständiger Weise inskallirt. Germanus soll ihm einst einen schmachtvollen Ausgang seiner unwürdigen Laufbahn gemüthlich haben. Der alte Patriarch verbrachte (nur die unzuverlässigen Legenden lassen ihn grausam hintertreiben) den Rest seiner Tage in Gebet und in stiller Zurückgezogenheit (er starb, wie es heißt, im J. 740). Die ikonostasißche Synode, die Kaiser Konstantin V. Kopronismus im J. 754 im Palaste Hierium bei Konstantinopel abhielt, belegte das Andenken des Germanus und anderer Bilderfreunde mit dem Anathema. Aber nachmals hat die griechische Kirche diesen Patriarchen unter ihre Heiligen und Märtyrer aufgenommen; sie fiert sein Andenken am 12. Mai³⁾. Vergl. De Cange, Faem. Byzant. p. 100. (Zeller's) Univers. Lexi-

3) Von der schriftstellerischen Thätigkeit des Germanus³⁾ hat sich Weniges erhalten. Wir nennen hier: einmal den Commentariolus ad actionem Dominiani; ein Fragmentum ex oratione contra haereticos ad Anthimum und De sex synodis etc. „*μερί τῶν ὁρίων ὁμοθυμαδὸν ἐνδοξῶς λέγοντες αὐτοῖς καὶ καὶ καὶ*

fon. 10. Bd. (Halle u. Leipzig 1735.) S. 1143 fg. *Le Beau*, Histoire du Bas-Empire. Tom. XIII. p. 85. 253 seq. 276 seq. 281—283. 289 seq. 327—357. 439. Gibbon, Gesch. des Verfall. des röm. Reichs, übers. von Sporschild S. 1723 fg. F. Chr. Schloffer, Gesch. der bildnerkündenden Kaiser S. 87. 128. 132. 137. 146. 161—177. 189. Reander, Allgem. Gesch. der christl. Religion und Kirche. 3. Bd. S. 274. 283—292. G. Finlay, History of the Byzant. Empire from 717 to 1057. p. 42—43. 69.

(G. F. Hertzb.)

GERMAN Y LLORENTE (Bernhard), ein berühmter spanischer Moler, geboren zu Sevilla 1685, gestorben ebenda. 1757, wo sich auch die berühmtesten seiner Gemälde befinden. Sein Vater und Christoph Lopez waren seine ersten Lehrer, die er jedoch bald übertrifft, denn schon im J. 1711 ließ Philipp V. ihn an den Hof kommen und übertrug ihm das Portrait des Infanten Don Philipp; er führte diesen Auftrag mit solcher Meisterhaft aus, daß ihm der König ein bedeutendes Geschenk machte und ihn zu seinem Hofmaler ernannte, eine Stelle, die er jedoch aus hässliche Weise und ohne zu verlegen ablehnte. Im J. 1735 wurde er Ehrenmitglied der St. Ferdinands-Akademie. Nach der Idee eines Capuciners, des P. Isidor von Sevilla, hat er oft die heilige Jungfrau als Schürerin dargestellt, umgeben von Schafen, welche die unter ihrem Schutze stehenden Gläubigen bezeichnen; diese Bilder waren mit feiner Feinheit und Zartheit gemalt, daß sie in ganz Spanien und Italien Viehhäber fanden, German davon den Weinamen eines Wälers der Schürerinnen erhielt, und man an ihnen etwas von der Manier Murillo's zu entdecken glaubte. Die Genauigkeit in der Zeichnung und die Schönheit in denstellungen sind die Hauptvorzüge

in den Werken dieses Meisters. (Nach der Biograph. Univers.) (H.)

GERMAR (Ernst Friedrich), königl. preussischer Oberberggrath und ordentlicher Professor der Mineralogie in Halle, wurde am 3. Nov. 1786 zu Glauchau in Sachsen geboren, wo sein Vater ein angesehener und vermögender Kaufmann war. Nach erlangter Vorbildung im väterlichen Hause besuchte er mit dem zwölften Lebensjahre das Gymnasium in Weiningen, dessen Director Schouabach als naher Verwandter väterlicherseits den Knaben in seine besondere Achtung nahm. Mit dem Jahre 1804 hatte Germar seine Gymnasialbildung vollendet und ging, von einer schon frühzeitig erwachten Liebe zu naturwissenschaftlichen Studien getrieben, auf die Bergakademie in Freiberg über. Die begeisterten Vorträge des hochgeachteten Werner nährten den jugendlichen Eifer Germar's und drei Jahre hindurch lag der selbe ganz dem Studium der Mineralogie und Geognosie ob, zugleich aber auch dem praktischen Dienste in den freiberger Gruben, da es seine Absicht war, sich zum praktischen Bergmann auszubilden. Er wandte sich nun im J. 1807 nach Leipzig, um hier die zur höheren Bergcarrière erforderlichen juristischen Universitätsvorlesungen zu besuchen. Indessen das schon auf dem Gymnasium in Weiningen gemeinschaftlich mit einem Altersgenossen von der Forstakademie des benachbarten Dreßigacker, Caroti, und durch die Bekanntschaft des damals in Weiningen lebenden schweizerischen Entomologen, Clairville, genährte Interesse für Entomologie, welches in Weiningen verstummt war, erwachte von Neuem, und Germar wandte sich während der Leipziger Universitätsjahre mit frischem Eifer dem Studium der Gliederthiere und der Zoologie überhaupt zu, bei welchem ihm zwei jugendliche Freunde, Kunze und Kaben, zur Seite standen. Schon im J. 1808 veranlaßten ihn Familienverhältnisse, öfter Halle zu besuchen, und in dem Hause des Papiersfabrikanten Kesterlein in Großwitz lernte er den berühmten Botaniker Curt Sprengel kennen, der ihn in die halle'sche naturforschende Gesellschaft einführte und nach Vollendung seiner Leipziger Universitätsstudien veranlaßte, nach Halle überzusiedeln. Hier erwarb er sich im October 1810 durch Vertreibung seiner Dissertation sistens bombycum species secundum oris partium diversitatem in nova genera distributas, Sectio I. die philosophische Doctorwürde, und faste zugleich den Entschluß, bei der Universität eine bleibende Stellung sich zu gründen. Zuvor begab er sich jedoch auf eine größere wissenschaftliche Reise nach Dalmatien, um dieses damals noch wenig durchforschte Land in mineralogischer und entomologischer Hinsicht zu untersuchen. Von dort zurückgekehrt, habilitirte er sich bei der philosophischen Facultät im J. 1812 als Privatdocent durch Vertreibung des zweiten Theiles seiner Dissertation über die Gattungen der Bombyces, und wurde nach dem bald darauf erfolgenden Abgange des Naturphilosophen Heinrich Steffens von der damaligen reichsfürstlichen Regierung zum Director des mineralogischen Museums ernannt. Die

καὶ διὰ τὴν ἐνδοξοσύνην.⁴ Zum Theil edit zuerst von Chr. Zuckelius. (Paris 1615.) Vollständig von Stephanus le Moyne Tom. I. Varior. Sacror. (Regenb. 1685. 1694. 4.) p. 68—80. S. Germani Occidentalis Patriarch. liber de sacris synodiis et quoniam quovis tempore Apostolicae praedicationis haereseos succereverint, sit in allen Ausgaben der Biblioth. Patr. anjunctes. — Ferner sind zu nennen: Tres Epistolae ad Joannem Synadenasem; ad Constantin. Nacol; ad Thom. Claudianopolit. Sie stehn in der Concil. can. VII. Nemes. A. 787. act. 4. ad. Betti. T. III. p. 577. Labbet T. VII. p. 289. Hardeus. T. IV. p. 240, neßß dem schon Rom. I. emendiren *synodicon* v. *synodicon* (vetal. Phot. cod. p. 233). — Dritter: *synomen* dieselben sind gleich beim Anfang des *Triodii Graecorum* (Vened. 1901.) gedruckt, dabei auch das unter den griechischen molen die höchste Bild des Germanus. Von Reden heßen wir: a) *εἰς τὴν ἁγίαν ναύαρον τῆς ὑπερλαγίας θεομαχίας ἡμῶν Ἀθανασίου καὶ ἀναμνηστῆρος Μηνάων*. (T. II. Auctur. Ducaen. Bibl. Patr. p. 458. [Paris. 1644. 1654].) b) *εὐχαριστία εἰς τὴν ἁγίαν θεομαχίαν*; mit andern Schriften des Joannes Chrysost. und des Joann. Damascen. edit von Paul. Pantinus. (Antwerpen 1601.) c) *εἰς τὸν ὑπερλαγίαν τῆς ὑπερλαγίας θεομαχίας*, ed. Combes. in Tom. I. Auctur. p. 1423. 1441. — Die Rede, *εἰς τὴν ἁγίαν τῆς ὑπερλαγίας θεομαχίας* ed. Combes. in Manu. orig. rerumque Constantinop. (Paris. 1664. 4.) p. 232—241) wird mit mehr Recht einem andern Germanus beigelegt. Ueber andere unechte Schriften und andere Ausgaben der echten s. Zedler a. a. D. S. 1144.

2. Gergel. v. W. u. A. Gergel. LXI.

Aufhebung der Universität im J. 1813, mit welcher die Lehrtätigkeit unterbrochen wurde, hemmte indessen die wissenschaftliche Thätigkeit Germar's nicht. Während dieser Zeit (1815) verheiratete er sich mit der Tochter des Kathemisters Kerslein, Wilhelmine, mit der er bis an seinen Tod in glücklicher, aber kinderloser Ehe lebte. Diese Verbindung wurde in sofern einflussreich, als er seine beiden Schwäger, den um die Geognosie Deutschlands hochverdienten Hofrath Christian Kerslein in Halle und den gründlichen Lepidopterologen Gerichts-rath Adolf Kerslein in Erfurt, zu dieser sehr folgenreichen wissenschaftlichen Thätigkeit anregte. Schon im J. 1817, ein Jahr nach Eröffnung seiner Vorlesungen, wurde ihm die außerordentliche Professur übertragen. Die Ernennung des sehr verdienten Karl v. Raumer zum ordentlichen Professor der Mineralogie im J. 1819 verzögerte zwar auf einige Zeit die Verbesserung seiner Stellung, indessen auf seine Lehrtätigkeit war dieselbe von um so geringerem Einflusse, als v. Raumer in seinen Vorlesungen sich auf eine flüchtigernde Betrachtung der Mineralien mit seinen Zuhörern beschränkte, und deren Nachdenken es allein überließ, die Eigentümlichkeiten eines jeden Minerals aufzufinden. Am 3. 1822 verließ v. Raumer Halle wieder und Gernar wurde darauf (1824) zum ordentlichen Professor der Mineralogie befördert. Er hielt halbjährig Vorlesungen über Ortozoognosie und Geognosie, Anfangs auch über Entomologie, später abwechselnd mit der Geognosie über Paläontologie und protische Demonstrationen über mineralogische Gegenstände überhaupt. Geognostische und entomologische Excursionen in die nähere und fernere Umgegend von Halle unterstützten die Vorlesungen. Durch seine immer einflussreichere wissenschaftliche Thätigkeit erwachte sich Gernar allmählig die Mitgliedschaft zahlreicher gelehrter Gesellschaften Deutschlands und einiger des Auslandes und wurde späterhin auch zum Correspondenten der Akademie in Stockholm ernannt. Bei der Universität erhielt er, während er 1834 bei der Einweihungsfeier des neuen Universitätsgebäudes als Prorector fungierte, von der medicinischen Facultät das Ehren Diplom eines Doctor medicinae und für seine Thätigkeit bei dem königlichen Oberbergamte in Halle im J. 1844 auch den Titel eines königlichen Oberbergrathes. Die kräftige körperliche Constitution, deren sich Gernar erfreute, ließen ihn die sich in späteren Jahren einkstellenden rheumatischen und gichtischen Anfälle wenig beachten, und es gelang ihm auch, dieselben durch den Besuch der Bäder von Teplitz, Warmbrunn und Marienbad zu besänftigen. Doch in den letzten Jahren seines Lebens stellten sich wiederholt Anfälle von Podagra ein, die einen jedesmal drohenden Charakter annahmen und ihn im Januar 1853 plötzlich auf ein sehr bedenkliches Krankenlager warfen. Der rüstige Körper schüttelte indessen das Ungemach wieder ab, Gernar begann seine Vorlesungen über Mineralogie im Sommersemester wieder und suchte auf einer Reise nach seiner Vaterstadt Glauchau während der Pfingstferien Erholung. Eine Erkältung aber rief hier das noch nicht ganz verschuete Leiden wieder wach, und nach acht-

wöchentlichem, sehr schmerzhaftem Krankenlager erfolgte am 8. Juli 1853 der Tod. — Gernar war ein gerader, offener und tieferer Charakter, ein heiterer und fröhlicher Gesellschafter, ein treuer Freund den Freunden. Von den Biderwärtigkeiten des Lebens nicht heimge-sucht, von glücklichen Vermögensverhältnissen begünstigt, unterstützte er freigiebig den Armen und übte gegen Freunde und wissenschaftliche Fachgenossen eine in unsern Zeiten immer seltener werdende Gastfreundschaft. Sein liebenswürdiges Wesen erwachte ihm in Rath und Fern zahlreiche Freunde, deren Kreis er durch den öftern Besuch der allgemeinen teutschen Naturforscherversammlungen, an deren Gründung durch Oken er mit dem Botaniker Kunze einigen Antheil hat, durch Reisen nach Kopenhagen, der Schweiz und in verschiedene Gegenden Deutschlands zu erweitern suchte. Es berief ihn zum Rektor vom Stuhl die Freimaurerloge in Halle, welche Stellung er 26 Jahre hindurch bis zu seinem Tode bekleidete und zum Mitgliede im Kirchencollegium der St. Marienkirche, womit ihm zugleich die Verwaltungen der Marienbibliothek übertragen wurde. Als Lehrer bei der Universität wirkte Gernar besonders anregend durch die Klarheit und Frische seines Vortrages, weniger durch Gedankentiefe und Fülle des Wissens, und ruhte im persönlichen Umgange den angeregten Eifer seiner Zuhörer zu nahren und zu fesseln. So erwachte er sich die Achtung einer großen Anzahl von Schülern und bewahrte sich in dem steten Umgange mit den Zuhörern eine jugendliche Frische. Das mineralogische Museum der Universität Halle, dem er 40 Jahre lang als Director vorstand, erweiterte er trotz der besonders anfangs sehr beschränkten Mittel zu dem gegenwärtigen, zumal in paläontologischer Hinsicht bedeutenden Umfange und machte es für den Unterricht und für die Wissenschaft nutzbar und allgemein zugänglich. — Die wissenschaftliche Thätigkeit Germar's beginnt mit seiner Uebersiedlung von Leipzig nach Halle im J. 1810. Er war Professor der Mineralogie, hat er doch in der Ortozoognosie und Geognosie nichts Randhaftes geleistet. Sein Lehrbuch der gesamten Mineralogie (Halle 1824. Zweite Auflage Halle 1837.) und sein Grundriß der Kryptallkunde (Halle 1830.), als Hilfsmittel für den Unterricht ihrer Zeit ganz vortrefflich, sind ohne höhere wissenschaftliche Bedeutung. Ernstlicher dagegen griff er die paläontologischen Untersuchungen an. Dafür spricht die in Gemeinschaft mit dem für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Professor Kaulfuß bearbeitete Abhandlung über merkwürdige Phänomenabdrücke aus der Steinchenformation in den Acten der kaiserlichen Akademie von 1831, kleinere Aufsätze in Oken's Isis und einigen andern Zeitschriften, besonders aber die erst in späteren Jahren begonnene Monographie: Die Steinmerkmale des Steinfelengebirges von Wettin und Löbejün (Halle 1844 — 1853. Fol. 8 Hefte), zu dessen schneller Vollendung er Dr. Andra's und des Unterzeichneten Theilnahme erhielt. Auch die Arbeiten über fossile Insekten in verschiedenen Zeitschriften (Nova acta acad. Leop. 1839. XIX.; Gr. Münst. Beiträge zur Petrefactenk. V.; geolo-

gische Zeitschr. 1819. I.) und in seiner Fauna insectorum Europae verdienen eine besondere Beachtung. Die Bearbeitung der Hemipteren im Verneke für Dr. Verneke in Danzig ist leider nicht erschienen. Von minderer Bedeutung sind die kleinen Aufsätze über mangelnde, oder verdrängte, euglenische Versteinerungen und die im lithographischen Schiefer. Das frühzeitig erwachte Interesse für Entomologie waltete auch in Germar's wissenschaftlichen Arbeiten vor. Noch während seines Aufenthalts in Leipzig kaufte er die durch Fabricius' Arbeiten berühmte Pübner'sche Sammlung für 400 Thlr. an, und war unausgesetzt bemüht, durch die ausgedehnten Correspondenzen mit Fachgenossen und anderweite Verbindungen seine entomologische Sammlung zu einer der bedeutendsten Privatsammlungen Deutschlands zu erheben. Eine Lieferte ihm das Material zur Charakteristik neuer Gattungen und zahlreicher neuer Arten, sowie zur sorgfältigen Revision bereits bekannter, und durch diese Thätigkeit erwarb sich Germar ein bleibendes Verdienst um die Entomologie. Von den zahlreichen entomologischen Arbeiten nennen wir hier nur die wichtigsten: Magazin der Entomologie. 1813—1822. 4 Bde.; Insectorum species novae aut minus cognitae descriptionibus illustratae. (Halle 1824.) 881 Arten und 42 neue Coleoptergattungen enthalten; Fauna insectorum Europae fasc. 3—24. 1817—1847 (die beiden ersten Hefte von Ahrens bearbeitet); Zeitschrift für Entomologie. (Leipzig 1839—1844.) 5 Bde. Einzelne Abhandlungen meist über Coleopteren und Hemipteren finden sich in den Schriften der halle'schen naturforschenden Gesellschaft (1810. 1811.), in den Annalen der wettin-aue'schen Gesellschaft (1819. IV.), im entomologischen Archiv von Zbon (1829. II.), in Silbermann's Revue entomologique (I—V.), in der stettiner entomologischen Zeitung (1842. 1845.), in der Linnaea entomologica (1848. III.), und in dieser Encyclopädie, wie unter Anderem die Artikel: Elater, Ectotylus, Eumorphus etc. (auch mineralogische und geognostische Artikel lieferte er für diese Encyclopädie). Die Resultate seiner dalmatischen Reise erschienen unter dem Titel: Reise nach Dalmatien und in das Gebiet von Ragusa. Mit neun illuminierten Kupfertafeln und zwei Karten (Leipzig 1817.), besonders reich an entomologischen Mittheilungen. (Giebel.)

GERMARA (Γερμαρα oder Γερμαρα), nach Stephanus Byzant. v. T. I. p. 136. ed. Holsten. (p. 205. ed. Meineke) der Name eines keltischen Volkes, welches am Tage nicht febe (Κελταὶς ἴθνος δὲ τὴν ἡμέραν οὐ φέβει, ὡς Ἀριστοτέλης περὶ θουαντιῶν κ. τ. λ.), also eines Volkes mit Nachtschwärmern, welche das Tageslicht nicht vertragen können. Diese isolirte und seltsame Angabe des Stephanus, angeblich aus Aristoteles' Παννυ. ἀκούειν. (in welcher Schrift dieselbe weder ich, noch irgend ein Anderer aufgefunden hat), ist schwer zu erklären, da die übrigen alten Geographen nichts Entsprechendes darbieten und überhaupt diesen Namen nicht aufzuweisen haben. Zunächst sollte man doch wohl vermuthen, daß in Germara die Endung aus α oder οι

verstümmelt sei, da Vokalfolgen auf α im Nom. plur. bei den Griechen wol nicht leicht vorkommen (Meineke bemerkt in seiner kritischen Note: Γερμαρα RV., an Γερμαρα?). Dann ist auch überhaupt möglich, daß dieser Name aus einem andern entstehend sei und seine echte Gestalt verloren habe. Die Herausgeber des Stephanus haben bisher die Quelle dieser Angabe nicht zu ermitteln vermocht. Vergl. Berkelii Annotatt. p. 546. Tom. III. ed. Holsten. In Thomae de Pinedo Annot. Tom. IV. ad hunc locum wird bemerkt: et genus et historia est prorsus fabulosa, etsi Apollonius ex Eudoxo id scribat, uterque falsus est. Berkelius bemerkt auch: His non dissimilia in hoc Onomastico geographo reperitur, ubi ab allegatis verbis id abest, quod potissimum ad rei probationem requiritur. Also hielt er die Stelle für lückenhaft, wodurch ein klarer Berkeidnis unmöglich wird. (Krause.)

GERMARIA, nannte Presl (Stranberg's Flora v. Borna. VIII. 188) zu Ehren des um die vorweltliche Flora verdienten Prof. Germar in Halle (f. d.) eine Gattung fossiler Stämme aus dem Steinoblenbergirge, die sich jedoch bei späterer Untersuchung als die Rhizome von Sphenopteris princeps zu erkennen gaben (f. d. Art. Sphenopteris). (Giebel.)

GERME, zu unterscheiden von Gerna in Galatien, wird im Itinerarium Antonini Augusti (335. p. 160. ed. Parthey ed. Pinder) als Stadt oder Ort in Mysien an der Straße von Pergamo nach Thyatira angegeben. Auch Ptolemäos (V. 2. §. 14) führt unter den mysischen Städten Ίερὰ Γέρμη auf. Stephan. Byz. v. T. I. p. 136. ed. Holst. bemerkt: Γέρμη, πόλις Ἑλλασπορίας, πλησίον Κουζίκου, ἢ Ἡρωδianoῦ Λοίας ὀνόματι. Vergl. dazu Holstenii Annot. p. 180. T. II. (Krause.)

GERMEN oder Ovarium, Fruchtknoten, wird an der Blüthe der phanerogamischen Pflanzen der untere, meist verdickte Theil des Stempelrings genannt, welcher in seinem Innern die Eichen oder Samenanlagen einschließt, während der mittlere, meist röhrenförmig verdickte und mehr oder weniger verlängerte Theil des Stempelrings der Staubweg oder Griffel heißt, an dessen Spitze sich die zur Aufnahme des besuchenden Blüthenstaubes bestimmte Narbe befindet. Zuweilen wird bei kryptogamischen Pflanzen mit dem Namen germen auch der die Mutterzellen der künftigen Sporen enthaltende Theil des Fruchtknotens (oder Fruchtknopf) bezeichnet, so namentlich bei Laub- und Lebermoosen und bei Charen. Der Fruchtknoten ist entweder frei (oder oberständig), wenn er oberhalb der Blüthenheile steht, oder anhängend (auch unterständig genannt), wenn die Kelche, Blumenkrone und Staubgefäße demselben aufgewachsen sind, wie bei allen Kernobstsorten, während der erste Fall bei allen Steinobstsorten stattfindet. Ist nur der untere Theil des Fruchtknotens mit den übrigen Blüthenzweigen der Blüthe verwachsen, so heißt derselbe halbunterständig oder halboberständig. In diesen Fällen der Verwachsung zeigt sich die Verschmelzung sämtlicher Blüthenheile schon sehr früh im Blüthenknopf, und dieser Umstand mag zu der in neuerer Zeit von einigen Schrift-

keinem ausgeklügelten Hypothese verleiht haben, daß der unterhängige Fruchtknoten, soweit die Verwachsung desselben mit den übrigen Blattkreisen der Blüthe reicht, nicht aus Blüthenorganen, sondern aus dem becher- oder röhrenförmigen Ende der Blüthenaxe gebildet werde, eine Ansicht, welche durch vielfältige Beobachtungen von monöstrischen Blüthen, in welchen die unterhängigen Fruchtknoten völlig in ihre gesonderten Blüthenorgane aufgelöst sind, widerlegt wird, und dasselbe gilt auch von dem oberständigen sogenannten Stengelstiftstül Scheiden's, welches aus einem oder mehreren flachen, blattartigen, aus dem Ende der Ase entwickelten Stengeln gebildet sein soll, aber gerade bei den als Pflanzstiele angeführten Familien der Leguminosen und Liliaceen gar nicht selten bei rückwärtiger Metamorphose in die deutlichste Blattbildung übergeht, was von einem wirklichen Azenorgane nicht denkbar wäre. Bei Leguminosen ist es sogar wahrscheinlich, daß selbst der bei vielen Arten vorhandene, nach der Blüthezeit oft bedeutend verlängerte Fruchtknotenstiel kein Azengebilde, sondern ein wirklicher Fruchtblattstiel ist. — Wie die Staubgefäße in vielen sogenannten weiblichen Blüthen in verkümmelter Form vorhanden sind, so kommt häufig auch ein verkümmelter Fruchtknoten oder vielmehr ein verkümmertes Pistill in sogenannten männlichen Blüthen vor, wo dasselbe bisweilen noch einem ausgebildeten Pistill ziemlich ähnlich sieht, oder doch noch deutlich seine morphologische Bedeutung erkennen läßt, zuweilen aber auch mehr wie das nackte Ende der Blüthenaxe aussehend oder nur noch ein kleines, oft von einer fleischigen Schuppe getragenes Wärzchen oder Epigäum darstellt und in allen Fällen als Pistillansatz beschrieben wird.

Der Fruchtknoten enthält in seinem Innern entweder nur ein Fach, oder deren mehrere. Der einfächerige Fruchtknoten entsteht entweder aus einem einzigen, in sich geschlossenem und mit seinen zusammenstoßenden Rändern verwachsenen Fruchtblatte, oder er wird von dem zwei- und mehrgliederigen Kreise der Karpelblätter, welche an ihren Seitenrändern verschmelzen, gebildet. In letzterem Falle erkennt man die ursprüngliche Zahl der Fruchtblätter leicht auf dem Durchschnitt, so wie an der entsprechenden Zahl der in der Regel frei bleibenden Griffel und Narben. Zwei- und mehrfächerig wird der Fruchtknoten dadurch, daß die Karpelblätter sich mit ihren Seitenrändern einrollen oder einschlagen, und indem sie in der Mitte zusammentreffen, die innere Höhlung des Fruchtknotens abtheilen. Die Scheidewände (dissepimenta), welche die Fächer trennen, sind also ihrer Entstehung nach stets doppelt, erscheinen jedoch häufig durchaus gleichförmig und, da sie nur von der inneren Schicht der Fruchtblätter gebildet werden, dünnhäutig. Zuweilen tritt auch hier die Bildung unechter Scheidewände durch jeiliche Auswüchse hinzu, z. B. bei den Labiaten und Boraginaceen, wo der echt zweifächerige Fruchtknoten durch solche unechte Scheidewände zum unecht vierfächerigen wird.

Den wesentlichen Inhalt der Fächer des Fruchtknotens bilden die Samenthesen oder Eichen. Der Theil

des Fruchtknotens, welchem sie unmittelbar anhängen und welcher durch die verdickten Ränder des Fruchtblattes gebildet wird, heißt Mutterkuchen oder gewöhnlich Samenträger oder Samenleiste (placenta sive spermophorum) genannt. Da jede Samenleiste aus der Vereinigung zweier Fruchtblätter entsteht, so find die Eichen häufig zweifach angeordnet. (Garcke.)

GERMERODE, Pfarrsiedel in der kurfürstlichen Provinz Niederbesse, Kreis Schwesig, am Weiskner, vom Bierbade durchflossen, besteht aus dem eigentlichen Dorfe, dem ehemaligen Kloster und der Klosterfreiheit. Von den Gebäuden des der Jungfrau Maria geweihten Prämonstratenser-Nonnenklosters, welches 1527 aufgehoben wurde, sind nur wenige Ueberbleibsel vorhanden. Das Dorf hat über 1100 Einwohner und gehört zu den Besitzungen des Landgrafen von Hessen-Rothemburg.

(H. E. Hässler.)

GERMERSHAUSEN (Christian Friedrich). Prediger zu Schmalach bei Treuenbriegen, geboren daselbst den 18. Febr. 1725, gestorben den 22. Mai 1810 im 85. Lebensjahre. Sein amtlicher Beruf, den er gewissenhaft erfüllte, gönnte ihm hinlängliche Ruhe, sich mit der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen bekannt zu machen. Er galt allgemein als ein kenntnißreicher und erfahrener Oekonom. Auch als Schriftsteller in diesem Fache zeichnete er sich aus. Fast ungetrübten Bisfall fand sein Werk: „Die Hausmutter in allen ihren Geschäften.“ (Leipzig 1777—1781, 5 Bde.) In den Jahren 1791—1795 erschien eine dritte, vermehrte Ausgabe dieses Werkes, die neueste, von F. K. G. Gerick besorgt, zu Hannover 1809 (in vier Octavbänden). An dies Werk schloß sich „Der Hausvater, in systematischer Ordnung.“ (Leipzig 1783—1786, 5 Bde.). Nach ältern und neuern Theorien und nach eigener Erfahrung stellte Germershausen „das Ganze der Schafzucht“ zusammen. (Leipzig 1789—1790, 2 Bde.) Die dritte Auflage dieses Werkes, von Fr. Pöhl neu bearbeitet, erschien zu Leipzig 1818. In alphabetischer Ordnung gab Germershausen auch ein „Oekonomisches Reallexikon“ heraus. (Leipzig 1795—1798, 4 Bde.) Von v. Wendtendorfs's Abhandlung „vom Düngen der Felder“ besorgte Germershausen eine neue und vermehrte Ausgabe. (Berlin 1790.) Mehrere ökonomische Aufsätze theilte er in Zeitschriften mit: „In wie weit Eichenfütterung dem Vieh überhaupt, und besonders den Schafen, gebrüchlich, und welche Vortheile dabei zu beobachten sei“ (in J. Klein's Auerleinscher Sammlung vermischter ökonomischer Schriften. 1792, 2. Bd. Liefer. 4. S. 15 fg.). „Ueber Industrieschulen auf dem platten Lande, besonders in Hinsicht der Baumzucht und vorzüglich des häufigen Anbaues der immer seltener werdenden Eichen“ (in den Annalen der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu

1) Ein Auszug aus diesem Werke erschien zu Leipzig 1782.

2) Der zweite Band ist nicht von Germershausen, sondern von F. E. Wagner bearbeitet. Er erschien auch unter dem besondern Titel: Die ökonomische Baumwissenschaft, zum Unterricht für den Landmann (Leipzig 1783.). [F. Meusel's Gel. Deutschl. 9. Bd. S. 418.]

Potsdam. 1792. 1. Bd. Heft 1). „Ueber die Benutzung der Häute von zahmen Schweinen“ (in den ökonomischen Heften. 1794. 3. Bd. Heft 2 u. 3. u. a. m. Seinen späteren Schriften hat man eine zu große Weitläufigkeit und die einschränkende Benutzung anderer ökonomischer Schriftsteller bei dem Mangel eigener Erfahrung nicht ohne Grund zum Vorwurfe gemacht. Er war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Vor dem 29. Bande der Krünich'schen Ökonomischen Encyclopädie befindet sich sein Bildniß“). (Heinrich Döring.)

GERMERSHEIM, am Rhein und an der Elbe, welche $\frac{1}{2}$ Meile SSW. von der Stadt in die Linke des Rheins mündet, liegt im Rheintreife des Königreichs Baiern unter $26^{\circ} 2' 15''$ d. L. von Ferro und $49^{\circ} 13' 16''$ nördl. Br. im Randeomissariate Gernersheim, $\frac{2}{3}$ Meilen östlich von Landau. Das bestseigte Städtchen zählt gegen 2500 Einwohner, welche Fischerei, Schifffahrt, Getreide-, Flachs- und Hansbau und Goldwäscherei im Rheine treiben. Von dem aus dem Rheinsande gewaschenen Golde sollen die rheinischen Goldgäulen ihre Benennung erhalten haben. Bemerkenswerth ist die Schloßruine Friedriessburg und das Kaiser Rudolf von Habsburg im J. 1291 in Gernersheim starb.

(H. E. Hüssler.)

GERMERUD oder GERMRUD, wird der District der Stadt Miana oder Mianich in Arabien'schen in Persien genannt. Es gehören zu ihm 100 Dörfer, die 12,000 Roman Abgaben zahlen. (H. E. Hüssler.)

GERMIANA (*Tegulara*), wird vom Ptolemäos (IV, 2. §. 34) als Stadt oder Ort in Mauritania Caesaria (*Mauretarla* u. *Kanagopolis*) erwähnt. (Krause.)

GERMIHERA, wird in der Tabula Peutingeriana (Sect. VIII. B. ed. Mannert) als Stadt oder Ort in Sarmatia erwähnt. (Krause.)

GERMINATIO, das Keimen, die Keimung, heißt bei den Pflanzen der Act, durch welchen der Keim des Samens, sowie die Spore ihre Entwicklung zur neuen Pflanze beginnen, bis dahin, wo sich die ersten Theile der jungen Pflanze deutlich entfaltet oder gebildet haben. Die Keimung findet aber bei einer Spore und bei einem Samenkeime oder, was dasselbe ist, bei einer kryptogamischen und phanerogamischen Pflanze in verschiedener Weise statt. Aus der Spore, als einziger Zelle, entsteht allmählig durch Sprossen oder durch Bildung neuer Zellen ein Organismus, der erst während des Keimungsactes eine dem Keime im Samen der Phanerogamen vergleichbare Entwicklungstufe erreicht. Die dabei vorgehenden inneren Prozesse scheinen dieselben zu sein, wie sie bei der Vermehrung der Zellen überhaupt stattfinden; doch ist hier, wie bei dem ganzen Vorgange der Keimung, noch Vieles dunkel. Besonders auffallend und schwer zu erklären ist es, daß sie so einfach gebaute

Spore oft sehr lange Zeit von der Auserung ihrer Lebensfähigkeit kann zurückgehalten werden und dabei nicht selten die bedeutendsten Temperaturveränderungen zu ertragen vermag, ohne ihre Keimungsfähigkeit einzubüßen. Man hat Sporen von Farra, nachdem sie 17 Jahre lang in einer Pflanzensammlung aufbewahrt worden, keimen sehen und die Sporen mancher Algen keimen noch in heißen Dämpfen, deren Temperatur den Siedepunkt erreicht. Auf der anderen Seite scheint es nach den neuesten Beobachtungen auch unter den Kryptogamen, wenigstens bei den Farrrakräutern, solche Arten zu geben, welche den Zustand der Ruhe, die nach der vollständigen Entwicklung und Trennung der Sporen von der Mutterpflanze eintritt, nicht ertragen können, vielmehr sogleich wieder in die für die Keimung nöthigen Bedingungen gebracht werden müssen, wenn sie ihre Keimungsfähigkeit nicht verlieren sollen. Bei den Phanerogamen oder bei der Keimung des Samens geht dagegen eine bloße Fortbildung des bereits als Samenkeim angelegten neuen Individuums vor sich, dessen Zellen, sowie überhaupt die Zellen des Samenkeims mit assimilirten Nahrungsstoffen erfüllt sind, um beim Austrocknen derselben ihr Zusammenfallen zu verhindern und so ihr späteres Wiederaufleben möglich zu machen. Auch bei dem Samen der Phanerogamen kann der nach der Reife im Lebensproceß eintretende Zustand der Ruhe, dessen Dauer bei den verschiedenen Pflanzen sehr verschieden ist, durch künstliche Mittel zum Theil ersaunlich verlängert werden. Es find Beispiele bekannt, daß von Luft und Feuchtigkeit abgeschlossene Samen viele Jahre, ja Jahrhunderte lang ihre Keimungsvermögen beibehalten und würden vielleicht eine unbestimmbare Zeit ausdauern, wenn sie vollkommen vor Sauerstoff, sowie vor dem Wechsel der Temperatur und der Feuchtigkeit geschützt würden. Wenn man die ältesten Waldungen fällt, so erwachsen an den Stellen eine Menge neuer Pflanzen, welche zuweilen in der Gegend selten sind und deren Samen notwendig lange Zeit eingehaust sein mußten, ohne zu keimen. Dasselbe beobachtet man bei manchen Erbarbeiten, durch welche neue Erbschichten der Luft ausgesetzt werden. DuRoiel sah die Natura Siraonium (den Storchapfel) nach 25 Jahren in einem Graben wieder erscheinen, den er hatte verschüttet und nachher wieder ausräumen lassen. Thouin sätete ein Samen von der Endra scandens, das unter den Wurzeln der ältesten Korkkastanie in Paris gefunden war. Es keimte und gedieh im Jardin des plantes. Gerardin berichtet, daß ein Saad mit Samen der Sumpfpflanze, der in den pariser Gärten vor mehr als 60 Jahren gebracht wurde, stets guten Samen gibt, wenn man genöthigt ist, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen. Er hat auch Bohnensamen aus Lournesfort's Herbarium keimen lassen, die über 100 Jahre alt sein mußten. Gome hat Getreidekörner nach nach 140 Jahren keimfähig gefunden. Nach den Versuchen des Grafen Sternberg sollen sogar die in den ägyptischen Mumienfärgen gefundenen Weizenkörner, welche demnach etwa 3000 Jahre im Zustande der Ruhe verharret hätten, keimfähig gewesen sein,

3) Braß, Meusel's Geol. Deutschlands. 2. Bd. S. 545 f. 9. Bd. S. 418. 11. Bd. S. 268. 13. Bd. S. 461. 16. Bd. S. 346. 17. Bd. S. 701. Brau's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 495.

doch ist die Richtigkeit dieser Versuche in neuester Zeit mit Recht in Zweifel gezogen.

Während die gegebenen Beispiele die lange Dauer der Lebensfähigkeit von Samen bezeugen, verlieren andere sehr bald ihre Keimkraft. So müssen die Samen der Laurinen, Myrtaceen und der meisten Rubiaceen bald nach ihrer Reife wieder ausgesät werden; dasselbe wird allgemein von der Kaffeebohne behauptet, was jedoch nicht immer der Fall ist, wie wir uns zu überezeugen Gelegenheit hatten. Dagegen verlieren die Eichen der nordamerikanischen Eichen gewöhnlich während der Ueberfahrt ihre Keimfähigkeit, weshalb man sie am Bord des Schiffes in Kästen ausfüllen muß.

Das Vermögen zu keimen erhält sich um so länger, je reifer die Samen, je weniger sie den Zufällen ausgesetzt sind, die sie verderben können und den Ursachen, die ihr Keimen bedingen könnten. Die Keimung der Samen tritt nämlich nur bei dem Zutritte von Wasser und Luft unter Einwirkung der Wärme ein. Sie beginnt durch endosmatische Aufnahme von Feuchtigkeit, welche theils durch die ganze Samenschale, theils, wo deren Structur zu dicht ist, durch den Nabel eindringt, besonders aber scheint auch der Keimmund ein geeigneter Weg für die Einsaugung zu sein, indem er als ein haarfeiner Kanal die Samenhüllen durchbohrt und direct zu dem Wurzelende des Keimlings führt. Darüber, daß das Wasser bald durch die ganze Oberfläche der Samenschale, bald bloß durch den Nabel eingefogen wird, sind directe Beobachtungen angestellt. So bemerkte Bohmer zuerst, daß die Aufsaugung in der Mehrzahl der Samen gewöhnlich durch die äußere Samenschale vor sich geht. Poncelet fand, daß es bei dem Weizen durch den Nabel und durchaus nicht durch den übrigen Theil der Oberfläche geschieht. Er überzeugte sich davon, indem er bald den Nabel, bald die ganze Oberfläche mit Ausnahme des Nabels mit weichem Wachs beklebte, welches die Berührung mit dem Wasser verhinderte. Die Keimung fand nun nicht statt, wenn der Nabel verdeckt war. De Candolle erhielt dieselben Resultate bei anderen Gräsern (Koggen, Mais, Hafer); dagegen sah er, daß bei Boben die Keimung ausbleibt, wenn bei freigelegtem Nabel die Samenschale mit Wachs bedeckt war.

In Folge der Einsaugung der Feuchtigkeit schwillt das Innere der Samen an und sprengt die Hüllen, worauf das Würzelchen als der zuerst sich entwickelnde Theil hervortritt und sich in den Boden senkt, während der obere Theil des Keimes sich aufrichtet und die Keimblätter entweder unter dem Boden und selbst in der Samenschale zurückbleiben oder von der aufstrebenden Ase mit emporgehoben werden, in welchem Falle sie sich meist zu grünen Blättern ausbilden. Sobald so die schlummernde Lebensfähigkeit geweckt worden, treten auch im Innern der Zellen die chemischen Proceß ein, wodurch die angehäuften Nahrungsstoffe in einen flüssigen zur Ernährung und Neubildung geeigneten Inhalt umgewandelt werden, indem namentlich ihr Kohlenstoff mit dem Sauerstoffe des Wassers und der Luft zu Koh-

lenensäure sich verbindet, welche in reichlicher Menge entsteht und bei deren Bildung, die in einem wirksamen Verbrennungsproceß besteht, die bedeutende Menge von Wärme entbunden wird, welche bei keimenden Samen wahrgenommen wird. Während so ein Theil der Ase, wie es scheint, im Ueberflusse im Samenkerne abgelagerten Nahrungsstoffe zerstört wird, geht eine Umbildung des übrigen Theiles in Zucker, Gummi und Pflanzenschleim vor sich und wird dadurch die Neubildung von Zellen und das fernere Wachsthum der jungen Pflanze eingeleitet.

Im weiteren Verlaufe der Keimung treten die bekannten Grundverschiedenheiten der Pflanzen in der Bildung des Keimlings bei dessen Entwicklung zum Keimlinge deutlich hervor. Die Monocotylen und Dicotylen sind in dieser Entwicklungsperiode sowohl durch die Zahl der Keimblätter, als auch andere Charaktere aufs Bestimmteste verschieden. So ist namentlich nur bei den Dicotylen das Würzelchen des Keimpflänzchens eine unmittelbare Verlängerung des unteren Stengelsendes oder der sogenannten Radicula des Keimlings; bei ihnen gehört also die Wurzel der primären Pflanzenaxe an, wenn nicht, wie bei den unterirdischen perennirenden die Hauptwurzel später abfällt. Bei den Monocotylen wächst dagegen die Radicula nie zu einer Hauptwurzel aus, höchstens verlängert sie sich wie beim Hafer zu einem bald absterbenden legerförmigen Vorwurzel. Die Würzelchen, durch welche das Keimpflänzchen sich ernährt, kommen seitlich aus dem ersten Stengelsnoten hervor, daher fehlt allen Monocotylen die Hauptwurzel.

Was die Zeit, welche von der Aussaat bis zum Hervortreten der jungen Pflanze über den Boden verstreicht, anlangt, so hängt diese einerseits von der Eigenthümlichkeit des Samens selbst, andererseits von den den keimenden Samen umgebenden günstigen oder ungünstigen Medien ab. Ramon de la Sagra hat derartige Beobachtungen in dem botanischen Garten zu Havanna bei einer Temperatur von + 45 bis 49° C. angestellt. Auch De Candolle hat im botanischen Garten zu Gené die Dauer einer großen Anzahl von Keimungsperioden beobachtet. Hiernach gingen von mehr als 800 Arten, die auf gleiche Weise gesät und befoffen wurden, bei einer Temperatur von 9,5 R. die Hälfte der Arten jeder der vornehmsten Familien in folgender Weise auf:

Amarantaceen	am 9. Tage
Cruciferae	10. "
Caryophyllen, Malvaceen	11. "
Compositen, Convolvulaceen	12. "
Polypogonen	13. "
Leguminosen, Valerianen	14. "
Gramineen, Labiaten, Solanaceen	15. "
Ranunculaceen	20. "
Onagreen	22. "
Umbelliferen	23. "

Die Samen der Corneliskirde, sowie die einiger Saccen, Annonaceen gehen erst im zweiten Jahre auf.

Eine Erhöhung von 10 — 11° in der Temperatur bezeugte, jedoch auf eine sehr unregelmäßige Weise, die Keimung derselben Arten. (Gorce.)

GERMIYAN, im mittleren Thalgebiete des kleinen Zolfluss in Kurdistan, wärmere Winterkation für die Seiden der wunderbarsten Kurdenstämme der Piran, Mesur und Blansich. (H. K. Höster.)

GERMON (Bartholomaeus), ein durch seine Archie- und Diplomstürmerie berühmter Jesuit, geb. zu Erford am 17. Juni 1663, gest. eben daselbst am 2. Oct. 1718. Er trat 1680 in den Jesuitenorden und widmete sich in demselben zu Paris der schönen Literatur und allgemein wissenschaftlichen, besonders aber historischen Studien, hauptsächlich um verschiedene Punkte der frühesten Geschichte seines Vaterlandes aufzuklären. Was er darin geleistet hat, sollte sein Werk de Gallorum origines darlegen; dasselbe ist aber nie im Drucke erschienen¹⁾. Dagegen veröffentlichte er eine Reihe von umfassenden Streitschriften über streng wissenschaftliche Gegenstände, zwar ohne gründliche Vorstudien und tiefe Einsicht, aber doch mit Talent, Geschmack und in den Grundzügen seines Erdens, dessen einiger Verteidiger er war; er erwarb sich durch diese Schriften einen fast unerbittlichen Ruhm und in der Literatur, namentlich in der Diplomatik, werden sie nur eine merkwürdige Erscheinung einer eigenartigen, die Sache auf die Spitze treibenden Parteilichkeit bleiben.

Als Jacob Hyacinth Serry im J. 1700 in seiner Historia Congregationum de Auxiliis die Axiomisten gegen die Jesuiten scharf in Schutz nahm, trat neben Anderen seiner Kollegen auch Germon gegen ihn in seinen Questions importantes à l'occasion de la nouvelle histoire du P. Hyac. Serry, Jacobin, des Congrét. de Aux. (Lüttich 1709.) muthig hervor und setzte den Streit, als Serry ihn in seiner Histoire des Congrégations de Auxiliis, justifiée contre l'auteur des Questions import. (Lüttich 1702.) zu widerlegen suchte, mit der Schrift Errata de l'histoire des Congrét. de Aux. (Lüttich 1702.) zwar fort, schwieg aber auf seines Gegners Erwiderung in dessen Correcteur corrigé, suite de la justification de la même histoire contre le Faux-Errata avec une lettre etc. (Lüttich 1704. in Fol.) und wurde für überwinden gehalten. Inzwischen hatte sich Germon mittlerweile in einen anderen weit wichtigeren, unter seinen Zeitgenossen größeres Aufsehen erwerbenden Kampf eingelassen, welcher seiner Eitelkeit mehr schmeichelte und in dem er auch eine Zeit lang das Feld behauptet zu haben schien).

Germon nämlich wagte sich, nach eigenem Gesandnisse, ausgesprochen durch sechsdeutige Vorstudien, wozu er jedoch weder Urkunden im Originale noch Archive benutzte, auf ein wissenschaftliches Feld, wo ihm der Mangel an gründlichen Kenntnissen von Eppistil und

Parteinahme ersetzt wurde, die nicht allein die alten Privilegien und Rechte der Kirchen und Klöster, hauptsächlich der vom Benedictinerorden, sondern überhaupt das ganze Alterthum bis zum 13. Jahrh. herein (wie eben falls noch zu Anfange dieses gegenwärtigen Jahrhunderts in Teutschland ein Versuch gemacht worden ist) als Erbsünde der Mönche über den Haufen werfen wollte. Ihm zur Seite standen hierin vornehmlich die vermögenden Jesuiten Menetrier und Hardouin, die Engländer G. Hides und Marham, nachdem zuvor schon de Louvois, Raubé, Papbroch u. A., wenigstens für die Angriffe auf alte geistliche Diplome, die Bahn dazu eröffnet hatten. Dieses Vorpiel und namentlich Papbroch's Propylaeum antiquarium zum 2. Bde. der Acta SS. mens. April. 1675, worin dieser Jesuit, der weder Urkunden im Originale gesehen, noch je ein Archiv betreten hatte, behauptete, in ganz Frankreich gebe es bis zur Zeit des zweiten Stammes der dassigen Könige nur sehr wenige und vor Dagobert I. gar keine echten Urkunden, reizten die Benedictiner, da deren materielle Vortheile dadurch am meisten bedroht schienen und überhaupt die alten geistlichen Urkunden von dem Jesuiten als unecht verdammt worden waren, mit aller Macht des kritischen Scharfsinns und gründlichen Fleißes sich auf das Urkundenstudium zu werfen. Unter ihnen ragte nun vor Allen der Schöpfer der Diplomatik, Johann Mabillon hervor und schlug in seinem unerbittlichen Werke de re diplomatica libri VI. (Paris 1681.) die leichtesten Schwäger, vornehmlich den Vater Papbroch dergestalt zu Boden, daß jene die Säge streichen und Leisterer sogar 1683 mit Widerruf auf Vergebung bitten mußte. Gleichwohl empfand Germon 20 Jahre nachher das Gefühl, jenes in ganz Europa anerkannte Werk zu Schanden zu machen.

Waple ist der Meinung, Germon sei bei diesem Unternehmen nicht sowohl vom wissenschaftlichen Interesse, als vielmehr von einer Rachsucht zu Gunsten Papbroch's geleitet worden; allein weder die, noch Leid, Eifersucht und Eigennuß, wie mehrfach behauptet worden ist, sondern vielmehr die allgemeine Ueberschätzung des Mabillon'schen Werkes, sowie Papbroch's und Hardouin's Grundfals: je älter, desto verdächtiger und geringschätziger sind die Urkunden! waren die Triebfedern seines hartnäckigen und kühn gewagten Kampfes. Allerdings konnte und sollte jenes Werk kein vollständiges System der Urkundenwissenschaft sein, war dafür auch von seinem Verfasser, der mit wenigen Ausnahmen nur Urkunden aus den ihm zugänglichen Archiven Frankreichs für das 5. bis 13. Jahrh. meistens in Originalen benutzt hatte, nicht ausgedacht worden. Gleichwohl erkannte Germon, neben Anderen, darin vorzueigen und einseitiger Weise das Ziel dieser von jenem Gelehrten aufgestellten Wissenschaft in der Prüfung der Echtheit der Diplome überhaupt und beschränkte sich bei seiner Urkundenkritik ausschließlich auf diesen engen Zeitraum. Er erhob daher einen Streit über die Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit derselben und suchte natürlich zugleich die aus ihnen hergeleiteten Grundsätze Mabillon's zur richtigen Re-

1) Das Werk blieb in Handschrift auf der Bibliothek des college Louis le Grand und ist bloß von Griffet zu seiner Ausgabe von G. Daniel's Histoire de France (Paris 1755.) Tom. I. p. XIII seq. im Auszuge benutzt worden. V. Quérard, La France littéraire IX, 33.

urtheilung echter und unechter Documente an, wobei denn auch die erprobte Lichtigkeit dieses Gelehrten für solche Aufgabe frecher Weise sehr in Zweifel gestellt wurde. Der daraus erwachsene Streit, unter dem Namen des diplomatischen Krieges in der Literatur bekannt, machte, da er das Interesse für die Urkundenforschung anregte, dieser Wissenschaft selbst aber keinen Vortheil leistete, durch ganz Europa in so fern großes Aufsehen unter den Zeitgenossen, als mit der Echtheit oder Unechtheit der fraglichen Documente zugleich nicht allein gewisse materielle Vortheile und Ansprüche der Stifter und Kirchen stehen oder fallen, sondern auch die Archive dieser Anstalten selbst in ihrem bisherigen Ansehen aufrecht gehalten oder gefährlich erschüttert werden mußten, weshalb die lauten Angriffe Hides' auf die Diplomatie (Mabilon's *) weiter nicht so großes Aufsehen erregt hatten. Germon leitete in diesem Verfahren folgende Grundsätze: 1) Aus so fernem Zeiten, wie der merovingischen und karolingischen, hat unmöglich ein Archiv-Stück bis auf unsere Zeiten herein erhalten werden können, weil sie nicht allein nur in einem Exemplare vorhanden, sondern auch auf höchst vergängliche Stoffe geschrieben und überhaupt vor Raub, Brand und anderen Zerstörungen nicht geschützt gewesen wären; anders verhalte es sich freilich mit Münzen und anderen Denkmälern von Metall und Stein, ingleichen mit den Handschriften geistlichen und weltlichen Inhalts, die durch mehrere Exemplare vervielfältigt an verschiedenen Orten zugleich verwahrt worden wären.

2) Zu allen Zeiten des Mittelalters (d. h. nach Germon vom 6. bis 11. und 12., nach Hardouin im 13. und 14. Jahrh.) habe es eine Menge Betrüger gegeben, welche Urkunden gefälscht hätten und es sei wenigstens wahrscheinlich, daß es falsche Diplome unter den angeblich echten in Menge gebe, daher man zur Beurtheilung beider Classen von Documenten keine Regeln aufstellen könne, sowie man bei den alten Diplomen ebendeshalb gänzlich außer Stande sei, echte von unechten zu unterscheiden. Ferner könne

3) die Schrift derselben nur als ein sehr unsicheres kritisches Merkmal für ihre Echtheit oder Unechtheit gelten, denn woher wolle man beweisen, daß die von Mabilon so benannte merovingische Schrift nicht grade das Werk eines Betrügers sei? Vielmehr sei es gewiß, daß die Franken Anfangs die römische Schrift gebrauchten, ungewiß aber, ob ihnen die merovingische bekannt gewesen, jedoch ausgemacht, daß Betrüger sich ihrer bedient hätten. Für die merovingische Schrift lassen sich keine Beweise führen, weil die Urkunden dazu zweifelhaft wären. Auf den Einwurf aber, wie die Verfälscher diese Schrift hätten nachmachen können, wenn sie keine Originale davon vor sich gehabt hätten, antwortet er, sie hätten diese Schrift erst selbst erfunden.

4) Ein sehr starkes Anzeichen ihrer Unechtheit sei die falsche (schlechte, verdorbene) Orthographie in den

von Mabilon mitgetheilten Urkunden, denn man habe gewiß nur sehr gelehrte Leute zu dem Verfassen der Urkunden gebraucht, auch sei ausgemacht, daß man damals gar wohl verstanden habe, was zur Orthographie der lateinischen Sprache gehöre und die Franken hätten sich gewiß derselben bedient. Sodann wären ja auch die Bücher derselben Zeit richtig geschrieben und überdies wäre ja in dieser so fehlerhaften Schreibart gar keine Uebereinstimmung, weder in den Urkunden eines und desselben Fürsten, noch in denen eines und desselben Notars, noch gar einer und derselben Urkunde. Ebenso rechnet Germon in seiner Verleumdung zu den Merkmalen der Unechtheit die auffallenden Fehler und Widersprüche in der Chronologie der Urkunden, die jedoch, was er freilich nicht gelernt hatte, nicht nur bis in die Zeiten der Karolinger und sächsischen Kaiser, sondern auch noch später vorkommen und zwar je älter die Documente, desto häufiger die Widersprüche dieser Art *). Auch findet er in den Siegeln der Karolinger und Merovingen nach antiken Gemmenstempeln, wie solche noch bis ins 13. Jahrh. herein üblich waren, einen Grund zur Verdächtigung.

5) Gleichfalls Merkmale des Verdachtes findet er in dem barbarischen Style der von Mabilon mitgetheilten Urkunden. Warum, fragt er, führen denselben nicht die gleichzeitigen Briefe der Päpste und anderen vornehmen Geistlichen, warum nicht andere bekannte Männer jener Zeiten? Warum nicht die afrikanischen, spanischen und gallischen Schriftsteller? Und ist auch ein Unterschied zwischen der Sprache der Gebildeten und der Bücher von der des gemeinen Lebens, wie dies Oregor von Tours bezeugt, so können doch, behauptet er ferner, die Notare und Referendare der Könige nicht die letztere Sprache geschrieben haben u. dgl. m. Es findet sich also in jenen Zeiten, schließt er daraus, gar keine Schrift, welche mit dem Style der fraglichen Urkunden übereinstimmt. Ferner

6) entkräftet er durch Vergleichung der vom anonymen Mönche zu S. Denis in den gewiss Dagoberti I. und der vom Vater Doublert benutzten Diplome mit den Mabilonschen, das Urtheil der Benedictinerabt zu S. Denis, aus welchem Mabilon die meisten der seinem Werke einverleibten Urkunden entnommen hatte und dessen Glaubwürdigkeit, freilich mit seichten Gründen und ohne alle Archivkenntniß, folgert aber gleichwohl daraus die Unechtheit der Urkunden dieser Anstalt, die Mabilon benutzt hat. Und endlich 7) verwirft er dessen Diplome aus dem Grunde, weil ihr Inhalt von anderen handschriftlichen Nachrichten der Zeitgenossen entweder verschwiegen, oder doch anders sei dargelegt worden.

Diese Ansichten legte Germon in seiner ersten Streitschrift de veteribus regum Francorum diplomatibus et arte secernendi antiqua diplomata vera a falsis disceptatio (Paris. 1703. 12.) öffentlich und ungeheuer dar

3) In seinem *Linguarum veterum septentrionalium thesaurus etc.* (Oxford 1705. Fol.)

4) Man lese nur Hoyer's vollständiges Urtheil darüber in der Zeitschrift für Archiv. I. 306 fg. und Eepsius in seiner Geschichte der Bischöfe von Raumburg I. 177.

und würde damit gewiß, wie er verdient hatte, gar kein Aufsehen erregt haben, wenn es in Rabillon's Gewissheit allein gestanden hätte. Dieser widerlegte nämlich alle seine Einwürfe in dem zur Vervollständigung seiner Diplomantik bereits ausgearbeiteten und hinterdrein erst zur Polemik eingerichteten *litroorum de re diplomatica supplementum* (Paris. 1704. fol.) auf das Bündigste, ohne nur je Germon's Namen dabei zu nennen und gab ihm dadurch zu verstehen, daß ein Gelehrter zwar verpflichtet sei, Zweifel und Einwürfe in wichtigen literarischen Angelegenheiten vor dem ganzen Publicum zu beantworten, nicht aber der Herausforderung eines Einzelnen zu beugen, weil jede individuelle Rücksicht der Natur solcher Erörterungen unvereinbar sei⁵⁾. Dieser Schonung ungeachtet hatte Rabillon hin und wieder doch gegen seinen abhichtlich verschwiegenen Gegner gleichwohl manche Bitterkeiten einfließen lassen, welche seine Schüler und Freunde, die für ihn das Wort ergreifen, weit dreister in die Fehde nahmen, so zuerst der Italiener Luflus Fontanini in seiner Apologie *Vindiciae antiquorum diplomatum* (Rom. 1705. 4.). Dieß schen Germon auch erwartet zu haben, oder er war vielmehr im Voraus auf dergleichen Widerlegung gefaßt, denn er antwortete rasch in einer *disceptatio secunda de veteribus regum etc.* (Paris. 1706. 12.), schon darin mit Verächtlichkeit auf besondere ausdrückliche Beantwortung die Angriffe Fontanini's bei Seite und griff ausschließlich nur das *Supplementum* Rabillon's an, mit einer umständlichen forschifischen, doch in einem ähnlichen Tone, wie die erstere eingeleiteten Darlegung, daß ihn derselbe im Grunde gar nicht widerlegte, sondern ohne allen Anlaß bitter getränkt habe, während er selbst die größte Schonung und Höflichkeit gegen den gelehrten und verdienstvollen Bediensteten in seiner ersten Streitschrift bewiesen hätte, seine Zweifelsucht aber in der zweiten viel weiter treibt, als es in der ersten geschehen war. Weil nun Germon neben diesen Ausfällen zugleich eine von Rabillon mitgetheilte, für die pariser Kirche wichtige Urkunde angegriffen hatte, so gab der gelehrte Dietrich Kuinart in seiner *Ecclesia Parisiensis vindicata adversus B. Germonii disceptationes duas* (Paris. 1706. 12.) dem bisher nur wissenschaftlich geführten Streite eine praktische Wendung, welche des kampfslustigen Germon's Urtheile als unsachkundig, Rast in Zweifel stellte, die dieser aber gleichwohl sofort um so kühner aufgriff, als er das Feld im Kampfe bisher behauptet zu haben glaubte und mit seiner Widerlegung in der *disceptatio tertia de veteribus etc.* (Paris. 1707. 12.), in eben der forschifischen und skeptischen Fassung, wie früher gleichfalls rasch hervortrat, wiewol er der Gediegenheit und grundlichen Grobheit Kuinart's nicht gewachsen war⁶⁾. Weit ausführlicher aber, zuverlässlicher

und dreister zog er in derselben Schrift gegen des italienischen Prälaten Fontanini Apologie zu Felde, wozu ihm dieser freilich Anlaß genug gegeben hatte.

Der Abt und Professor Fontanini zu Rom, vom Abte Possionei daselbst dringend veranlaßt, war eigentlich der erste, welcher den Angriffen Germon's auf Rabillon die gefährlichste Seite abgewonnen und sie der Welt offen dargelegt hatte. Denn er behauptete, Germon habe nicht allein dem Aberglauben und den Schriftstellern der spätern Zeit den Krieg angekündigt, sondern auch die Mönche zu S. Denis beschuldigt, sich mit falschen Urkunden in den Besitz fremden Gutes gebracht zu haben. Ja er ging in seiner Beschuldigung soweit, daß er die Vertheidigung der alten Urkunden von der Vertheidigung der uralten päpstlichen Autorität abhängig machte und vielleicht in der Absicht Germon ebenso, wie bald nachher dem Pater Gardeuin widerfuhr, den er wirklich, ohne ihn jedoch zu nennen, wie das Journal des Savants auch richtig bemerkt, nebenbei mit bekämpfte, den Proceß machen zu können, seine Apologie Rabillon's dem Papste Clemens XI. widmete. Allein Germon war schlau genug gewesen, sich gegen dergleichen Anklagen zu verwahren, indem er gleich vom Anfang her die Bemerkung aufstellte, nur die Urkunden, welche Rabillon als Muster und Belege zu seinem diplomatischen Lehrgebäude aus verdächtigen und unreinen Quellen, wenn er ausdrücklich die öffentlichen Archive ausgeschlossen wissen wollte, hervorgezogen hätte und das aus ihnen hergeleitete System habe er angreifen wollen, nicht die Rechte und Grundstücke der Kirchen und Klöster, welche gar keinen Grund hätten, sich deshalb auf falsche Documente zu stützen, mithin ganz ruhig sein könnten. Auch ging der Papst auf Fontanini's versteckte Insinuation nicht ein und um so zuverlässiger konnte sich nun Germon deshalb vor seinen Gegner laßig machen. Außerdem suchte derselbe gegen Germon noch zu beweisen, daß Kirchen und Klöster bereits seit dem 5. und 6. Jahrh. Archive gehabt hätten und daß dieselben durch Ctesar Ctesar, Ludwig's des Frommen und Karl's des Kahlen, sowie noch durch andere bestehende strenge Maßregeln vor Verfälschung der Urkunden und durch sorgfältige Verwahrung vor Unfällen geschützt gewesen wären, daß es also überhaupt gar keine unechten Diplome, aber wol eine Menge echter aus jenen Zeiten noch geben könne. Angenommen sei es eine sehr alte Sitte gewesen, Schenkungen an Kirchen und Klöster schriftlich, d. h. urkundlich zu machen, was Germon früher in Abrede gestellt hatte und nachmals nur theilweise zugestand. Endlich macht er ihm zum Vorwurfe, die Rabillon'schen Regeln zwar umstoßen zu wollen, dafür aber keine neuen aufgestellt zu haben. Das Alles schlug Germon in den Wind, zog sogar einzelne Beispiele, wie des Königs Geron von Coiffens zu Anfang des 12. Jahrh. Gewerbe, Urkunden um Lohn nachzumachen

5) Ueberdies äußert er dort noch sehr fein: „Si quis rixae et contentiones persequi et ingerere amet, nihil responsum a me expectet. Ut enim ab ejusmodi cavillationibus semper abhorreo animus meus; ita nunc maxime, his triels confici pueret reliquum hoc aetate meae se tempore, quod melioribus aliis occupari deceat.“

6) Kuinart antwortete ihm in seiner

nach Rabillon's Todh besagten neuen Ausgabe von dessen *De re diplomatica libri VI.* (Paris. 1709. fol.), worauf Germon schwing

8. Germon d. B. a. S. 6. Germon. LXI.

und des Papstes Alexander's III. Urtheil über die sehr schlecht gehaltenen Privatlegien seiner Vorfahren Zacharias und Leo in die allgemeine Kritik der Urkundenbeurtheilung und erleichterte sich theils mit geistreichen leichten Ausflüchten, theils mit der Behauptung den Kampf, daß Fontanini den Vater Mabillon ebenso wenig, als ihn begriffen habe, folglich seiner Aufgabe nicht gewachsen sei und von der ältesten französischen Geschichte keine Kenntniß habe. Auch sprach er seine Verwunderung aus, wie Mabillon einen solchen Verteidiger für sich habe suchen und annehmen können, was jedoch gar nicht erwiesen ist. Im Uebrigen kam ihm bei diesem Kampfe zu Statte, daß die Fontanini'sche Schrift unzusammenhängend war, langweilig Dinge behandelte, die nicht zur Sache gehören und obenin in einem Stile verfaßt war, den schwerlich Jemand, der nicht die Sprache des gemeinen Lebens zu Rom kennt, ganz begreifen kann, wiewohl ihm freilich Verstand überlegen war. Kürzer faßt sich derselbe — wie es auch das sehr Geschickliche Germon verdient — in einem Anbange zu dieser dritten Abhandlung bei Abfertigung der auf den Schutz Fontanini's berechneten leidenschaftlichen Ausfälle der beiden Italiener Kajjarini und Gatto gegen die pariser Journale, besonders die *Mémoires de Trévoux*, welche in Germon's Dienste Fontanini auf das Schändlichste angegriffen hatten. Der erste von ihnen hatte sich mit einer aufschneiderischen Vorrede von einem Ungenannten verfehene *Epistola ad Amicum Parisiensem* pro *vincitiis antiquorum diplomatum* J. Fontanini (Rom. 1706. 12.), der zweite auch eine mit geharnischter Vorrede eines Ungenannten verfehene *Epistola ad Jac. Bernardum* pro *indem vindiciis* (Amsterdam 1707. 16.) ausgehen lassen⁷⁾. Dennoch schmeig Kajjarini auf Germon's derbe Zurechtweisung nicht, sondern schrieb eine *Veleusio* in B. Germonium, welche Cajetan Lamberti 1708 zu Venedig herausgab und die 1744 eine neue Auflage in 4., mit einem Briefe Mabillon's an Kajjarini vermehrt, erlebte, woraus Germon jedoch nicht geantwortet hat, sei's, daß er durch Hardouin's Schicksal, der 1708 seine vorwegenen Grundzüge dieser Art abschneiden mußte und andere, besonders mündliche Warnungen davon abgelenkt worden war, oder freiwillig sich von diesem Felde abwandte, um seine volle Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu richten, den er mittlerweile ebenfalls abschließend auf den literarischen Kampfplatz geworfen hatte.

Nämlich in einem Anbange zu seiner zweiten Streitschrift gegen Mabillon, de *quibusdam veteribus Manuscriptis codicibus* S. Augustini überschrieben, hatte

er sich durch Mabillon's Vorwürfe veranlaßt gefunden, das Gebiet der Bücherhandschriften, besonders der Manuskripte der alten Kirchenväter mit ungünstigen Urtheilen über sie zu betreten und dadurch neue Anschuldigungen gegen sich hervorzuerufen, welche die diplomatischen Beziehungen der Seite schoben und dem Streite eine andere Wendung gaben. Unter andern hatte er in diesem Anbange, mit Berufung auf des Vaters du Molinet Aeusserungen in Simon's *lettres critiques*, den P. Mabillon, allerdings mit Recht, getadelt, das Alter zweier zweifelhaften Handschriften des berühmten Buches von der Nachfolge Christi, die dem 15. Jahrh. angehörten, in das 14. Jahrh. versetzt und dann verzüglich den Vater Goussant (Goustant) beschuldigt, in den Text seiner Ausgabe der Werke des heiligen Hilare (Paris 1693. Fol.) einige von Hilr v. Urgel und von Gottschalk verfälschte Stellen aufgenommen zu haben. Nicht genug, er verdächtigte zugleich auch mit Berufung auf Hinmar's Urtheil, die alten Keher hätten den Text der Kirchenväter zu ihren Gunsten verordnet, das Ansehen solcher Handschriften überhaupt und setzte ganz besonders die in der Abtei zu Corbie verwahrten Manuskripte des heiligen Augustin durch die Behauptung in schlechten Ruf, daß Natram und Gottschalk dieselben zur Rechtfertigung ihrer eigenen Meinungen verfälscht hätten. Darüber empört nahm Vater Goussant, der Benedictiner, das Wort und griff mit großer Belesenheit und seltenem kritischem Scharfsinne in seinen *Vindiciis manuscriptorum codicum* a B. Germon *impugnatorum* cum *appendice*, in quo S. Hilarii quidam loci ab anonymo obscurati et depravati illustrantur et explicantur (Paris. 1708.), zu seiner wie zu der alten Handschriften Verteidigung, indem er die Verfälschung derselben der Unwissenheit der Abschreiber im Mittelalter und nicht einer legerischen Bosheit schuld gab und zugleich Regeln nach einer vernünftigen und geläuterten Kritik aufstellte, durch welche man bei Herausgabe solcher Handschriften zu einer richtigen Beurtheilung geführt werden und sich gegen den fehlerhaften Text schützen könne. Gleichwohl wollte Germon in seiner Abhandlung de *veteribus Haereticis ecclesiasticorum codicum corruptioribus* (Paris. 1713.) seine einmal gefasste Meinung mit Entschiedenheit halten zu können, allein Goussant überließ ihn und folgte ihm in seiner Schrift *Vindiciis veterum codicum confirmatae*, in quibus plures Patrum et Conciliorum illustrantur loci, etc. (Paris. 1715.) siegreich aus dem Felde, indem er unter andern nehmals nachwies, daß der größte Theil der Keher, die Germon Verfälscher der Handschriften nennt, diesen heftigen Namen nicht verdienen und daß die Verfälschungen, die man ihnen zuschreibt, nicht selten auch von den Gelehrten ihrer Zeit bald entdeckt worden wären. Sedann legt er offen dar, daß Germon's Behauptungen aus Einfuhrung einer Breiselsucht abhingen, die nur zur Vermeidung der zuverlässigsten Denkmale der Vorzeit führen solle, wonach sich bereits der Jesuit Hardouin geübt und durch seine Fälschungen aus falschen Grundätzen sich in den Abgrund gestürzt habe. Diese

7) Wenn, wie Schünemann im I. Bande seiner *Versuch* eines voll. Systems der Diplomatik einer solchen Epistola des Abtes Kajjarini contra Germonii tractatum de veteribus Regum Francor. diplom. gedruckt, die in den *Notis literar.* Germon. mens. Octbr. 1707. p. 337 stehen soll, welche Briefchrift und leider nicht zur Hand ist, so müßten wir in Rücksicht des Stillschweigens der französischen Journale darüber zweifeln dagegen erheben, und vermuthen, daß dieselbe mit der obigen verwechselt worden sei.

Antwort brachte Germon zum völligen Schweigen, da er wol wußte, was seinem Erdengemeinlich für Demüthigungen auf Schrift seiner Oberen widerfahren waren⁸⁾. Ebenso hatte er auf die Angriffe des Sicilianers Scipio Maranta Nichts geantwortet, die gleichzeitig mit Goussant's erster Schrift in der Expositulatio in Barth. Germonium pro antiquis diplomaticis et codicibus M.-c. (Messina 1708? 1712.) ausgesprochen worden waren. Die gelehrten Italiener waren ihm überhaupt nicht so gefährlich, als die französischen Benedictiner; auch theilten sich bald ihre Ansichten, so daß nur Einige von ihnen auf Rabillon's Seite stehen blieben.

Im Ganzen standen während dieser diplomatischen Streitigkeiten, an welchen deutsche Gelehrte Anfangs keinen öffentlichen Theil nahmen, dem Vater Rabillon mehr gelehrt und des Gegenstandes kundige Männer zur Seite, als dem Jesuiten Germon. Indessen waren unter Jenen doch nur Nainart und Goussant die bedeutendsten. Die Vertreter des Letzteren waren der Sache ebenso wenig gewachsen, als Germon selbst, nämlich Aquet und Bernard, die ihm mit des Vaters Vitri Waffen zu Hilfe zogen. Der Abt (nicht Ludwig, sondern) Regid. Bern. Aquet that dies, angeblich im Auftrage seiner Ordensoberen, in seiner Histoire des contestations sur la diplomatique, avec l'analyse de cet ouvrage composé par K. P. Jean Mabillon (Paris 1708. 12. und Neapel 1767. 8.), worin der Verfasser dieser ganzen Streitigkeit zu Germon's Gunsten ein französisches Gewand gab und ihr durch die Form eines Dialogs eine Menge Leser verschaffte, die sie sonst nicht erhalten haben würde⁹⁾. Nebenher beabsichtigte er die Aufstellung eines ganz neuen Lehrgebäudes der Diplomatik auf ganz unhaltbaren Grundsätzen. Dieses Schriftchen erhielt nach langen Zeiten seiner ersten Erscheinung die unverdiente Aufmerksamkeit eines unbekannten deutschen Ordensgenossen, der sie ins Lateinische übersezte und mit dem Titel Historia disceptationum de arte diplomatione cum analysi hujus operis a K. P. J. Mabillonio editi nebst den drei oben angeführten Abhandlungen Germon's de veteribus regum Francor. diplomatis, von welchen bis zum Jahre 1729 alle Exemplare vergriffen und nicht mehr für Geld zu bekommen waren, zu Wien 1790 in 4. ohne Verrede, aber mit den nöthigen Literaturnotizen und einem Sachregister versehen, heraus. Der Kaniler v. Ludwig zu Magdeburg brachte, nachdem bereits Friedr. Hahn in seiner Abhandlung über die Stiftungsurkunde des Klosters Berge an der Elbe 1710 darauf aufmerksam gemacht hatte, ohne doch Nainart's Schrift zu kennen, 1720 die ganze Streitsache unter den Teutschen ausführlich zur Sprache und handelte sie in der Vor-

rede zum ersten Theile seiner Reliquiae manuscriptor. diplomatum p. 31 seq. zu Gunsten Rabillon's unter der Rubrik bellum diplomaticum in gemessener Umfange ab, welchen Abschnitt der Italiener Kaeser Beretti ins Italienische übersezte und unter dem Titel Historia della guerra diplomatica zu Mailand 1729 herausgab. Weil er aber seine Quelle nicht nannte, so hielten die Franzosen dieses Schriftchen für ein Originalwerk des Leserfegers und gaben ihm vor allen Andern über diesen Grenzstand den Vorzug. Außerdem waren Germon's Grundsätze und der über sie geführte Streit im Italienischen 1710 im 3. Theile des Giornale de' letterati d'Italia besprochen worden.

In Teutschland war man nach v. Ludwig's Vorgehen, welcher in dem Beginnen Germon's nur eine Verhöhnung der Jesuiten, als einer neuen Ordensclasse, gegen die alten privilegierten Mönchsorden erkannt wissen wollte, im Theile über Germon nach und nach weiter gegangen und man hatte ihn mit Harbwin in eine Classe geworfen, so daß behauptet wurde, beide hätten einen Entwurf geschmiecht, um die Schriftsteller und Denkmäler aller Jahrhunderte zu vernichten. In dessen hatten sich gleichwol die Gelehrten unter den Jesuiten, wie Robert und Kaffler, feierlich auch gegen Germon's Grundsätze erklärt, während die pariser Akademie der Wissenschaften, welche bereits 1708 das Werk Rabillon's gegen Germon nach vorangegangener Prüfung der Meinungen beider Parteien öffentlich in Schutz genommen hatte¹⁰⁾, abermals durch den gründlichen Gelehrtenforscher Brezet (in Tom. VIII. ihrer Memoires p. 263) dieselben verdammt und die Öffnung ausgesprochen lassen, daß es Niemandem mehr einfallen werde, ähnliche Zweiseltzucht zu nähren und sich alle diejenigen, die durch gemeinschaftliche Vortheile verbunden, zu einer günstigen Erklärung für Germon hingewiesen wären, gleichwol von ihm abwenden mußten. Ebenso verdammt finden der Abt Gottfried von Bessel zu Gottweil und Olivier Legipont die Grundsätze desselben. Alle tüchtigen Diplomatiker Teutschlands haben bis in die neueste Zeit herab, so auch Schünemann und Erhard dieselben verworfen, nachdem in Frankreich vor ihnen bereits die Verfasser (Benedictiner) des neuen diplomatischen Lehrgebäudes (nouveau traité de diplomatique 1750—1765) im ersten Bande dieses Werkes mit Scharfsinn und gründlicher Sachkenntniß denselben den Todes-Reich versezt hatten¹¹⁾.

10) Vergl. die Histoire de l'académie des inscriptions et belles lettres I. 443. 11) Selbst Joh. Gottfr. v. Meiern gibt in seinem Bericht zum 3. Theile der westfälischen Friedenshandlungen eine Beschreibung dieses diplomatischen Krieges, sowie Joh. Schwab ein besondres Buch darüber geschrieben, das zu Heidelberg 1785 erschienen sein soll, welches uns jedoch unbekannt ist; vielleicht sind folgende Schriften desselben Verfasser darunter zu verstehen: 1) Disquisitio, utrum Germon temeritatis insinuari lege possit, quod celebre opus Mabillonii de re diplom. ad examen revocaverit? (Heidelberg 1777. 4.) 2) Utrum Germon vetera instrumenta universim, aut quae potissimum in dubium revocaverit? (Erford. 1777. 4.)

8) Harbwin hatte J. B. 1708 seine vermengten und ungemessenen Ansichten von dem Alterthume öffentlich widerlegen müssen.

9) Die Schrift erschien anonym, und lange blieben die Franzosen, während die Teutschen dessen schon gewiß waren, in Zweifel über ihren wahren Verfasser. Nach Duclair a. a. O. VII. 439 hält es für unwahrscheinlich, daß Aquet sie geschrieben habe, vielmehr nennt er dafür den Jesuiten Vollemant. Barbier brüchigt es.

Uebershaupt hatte Germon nur zur Zeit des geführten Streits selbst einigen, wiewol sehr schwachen Beistand, den ihm außer den beiden schon erwähnten Franzosen Raquet und dem Journalisten Bernard noch die Rezensenten in dem Journal des Savants, sowie in den Mémoires de Trévoux leisteten, an welchem letzteren Journal Germon selbst Mitarbeiter, wenn nicht Mitredacteur war. Diese uns unbekannten Gelehrten waren, da sie Nichts von der Diplomatik verstanden, in der Regel bloße getreue Referenten der Ansichten, Beschuldigungen und Widerlegungen Germon's mit eingestreuten Lobeserhebungen desselben und mit Zusätzen von Klatschern, die in Paris über diesen Streit zum Nachtheile Germon's in Umlauf gekommen waren und niedergeschlagen werden sollten. Nur eine Ausnahme machten sie im J. 1706 bei der Anzeige der Fontaninischen Schrift, wenn nicht, wie sehr wahrscheinlich, Germon selbst ihr Verfasser ist. Hierin wurde in einem groben Tone dem italienischen Prälaten vorgeworfen, daß er etwas ganz Anderes vertheidigt und bewiesen, als er vertheidigen und beweisen sollte und sich sonach vom Hauptzwecke seiner Aufgabe völlig entfernt habe. Dieser Vorwurf und andere schimpfliche Ausfälle brachten den Abt Kazzarini so in Harnisch, daß er in dem bereits erwähnten Sendschreiben an einen pariser Freund seine Galle gegen dieses Journal ausgoß und von seinen Herausgebern die Aufnahme seines Briefes in dasselbe verlangte, was natürlich nicht geschah, sondern Germon übernahm es, denselben in dem Anhang zu seiner dritten Abhandlung, wie schon oben bemerkt worden ist, mit kurzen Abfertigungen in Randglossen abdrucken zu lassen und wies zugleich nach, daß der Brief nicht zu Rom, sondern in Paris selbst gedruckt, vielleicht auch dafelbst geschrieben worden sei. In einem ähnlichen Tone wird auch gegen Gatto's Sendschreiben an den Journalisten Bernard ebendasselbst verfahren. Derselbe hatte letzterem vorgeworfen, in einem seiner Journale, d. i. in seinen Nouvelles de la république des lettres, Briefe zum Nachtheile Fontanini's veröffentlicht zu haben, in welchen Kazzarini's Sendschreiben eine Satire auf das Journal von Trévoux genannt worden und des Verfassers Name bloß ein geborgter sei. Auch sei es entweder zu Paris oder in Italien gedruckt und nachher zur Verbreitung (wie auch jetzt noch angenommen wird) nach Amsterdam versandt worden. Endlich hatte er die Herausgeber des Journals von Trévoux beschuldigt, auf die Unterdrückung des Kazzarinskens Sendschreibens und auf Bestrafung des Buchbändlers Desailly, der es verkauft, bei dem pariser Magistrat angetragen zu haben. Der Rezensent gleichwie Germon selbst erklärten dies letztere für eine Lüge und gesehen das Uebrige meistens zu. Nicht minder bitter wird Gatto im Journal des Savants, das ihn ebenfalls persönlich beleidigt hatte, abgemessen.

Nach diesen vorausgeschickten Notizen verdient dieser Streit, der hauptsächlich auf eine Archäosturmerei abgelaufen war, noch folgende überschliche Beachtung. Germon suchte den Hauptfehler, den Mabillon in seiner

Diplomatik bezugnen haben sollte, in dem Umstande, daß der gelehrte Benedictiner sein Lehrgebäude nicht auf Urkunden des 12. und der folgenden Jahrhunderte der königlich französischen Archive, sondern auf viel frühere aus Klostern und Kirchenarchiven gestützt habe, welche, wenn nicht als falsche durchweg verwerflich, so doch höchst verdächtig waren. Denn er bezweifelt die Möglichkeit ihrer Erhaltung innerhalb 1100 und noch mehr Jahren, sowie das Bestehen der Archive in so frühen Zeiten. Er beweist ferner das hohe Interesse der Zeitgenossen und Nachkommen an diesen Documenten, weil sie Niemand verstanden, geschweige habe lesen können, sowie der verbreitete Vortheil darin ohnehin durch einen Mährigen Besitz hinlänglich gesichert worden wäre und die Vorleser seiner Ansichten guten Grund gehabt hätten, diese Diplome zu Grunde geben zu lassen, während Bischöfe und Äbte vorgezogen hätten, lieber ihre Reliquien als ihre Privilegien und Urkunden in feuerfeste Verwahrung zu nehmen. Dagegen sucht er sich gegen die öffentliche Anklage, als habe er G. Sides' Ansicht von der Babilonischen Diplomatik, welche nur auf einem Unterrichte der Mönche zur Vertheidigung ihrer falschen Urkunden abziele, erklären und verbreiten wollen. Sollte er zugleich auch, wegen seiner Einwendungen nicht gehört wurden, das ganze Alterthum bis zum 12. und 13. Jahrh. herab vernichten, so suchte er auch die historische Glaubwürdigkeit solcher Geschichtswerke in Zweifel zu ziehen, welche sich auf Urkunden der vorerwähnten Jahrhunderte stützten¹²⁾, während er in Abicht auf den Werth der Handschriften der alten Kirchenväter sich wirklich einbildete, ihr Schicksal werde vom Ersolge seines Streites abhängen, worin er sich jedoch sehr geirrt hat.

Es war überhaupt ein großer Leichtsinns von Seiten dieses Gelehrten, daß er ohne gründliches Urkundenstudium und ohne Kenntniß des Archivwesens, ausschließlich mit kritischen Mitteln der schönen Wissenschaften, die Diplomatik als unbrauchbar erklären und die Erschließungsfähigkeit sachkundiger Männer umstoßen wollte, die ängstliche Sorgfalt bei Verwahrung der alten Diplome, die bewährte Dauerhaftigkeit derselben und das dafür obwaltende Interesse in Zweifel stellte, während gerade die Klöster und Kirchen, im fast ausschließlichen Besitze der ältesten Documente, die größte Scharfständigkeit dabei beobachteten, die für Staatsarchive, wenigstens seit Ende des 15. Jahrh., weit weniger nachgewiesen werden kann. Ebenso unbesonnen ist, nicht zu erwägen, daß man frühzeitig an Stelle der Zerstörung dieser Documente Gedacht und Mittel eronnen hatte, den Inhalt derselben für spätere Zeiten in zuverlässigen Formen zu erhalten, auch Controle darüber zu führen. Und wenn es allerdings auch eine Menge von unechten Urkunden

12) Anderer Art war die unersetzte Zweifelsucht des obgedachten den A. S. Penzel (f. d. Art.) gegen die älteste Glaubwürdigkeit in seiner Abhandlung de arte historica (1782). Sie stütze sich auf den Despectismus und die Geheimstämmerlei der Priester, und weil sie in Kraut verbrannt wurde, erhielt sie mehr Gewicht, als sie verdiente.

gegeben hat und noch gibt, so ist nicht anzunehmen, daß sie, wie Germon annimmt, in Masse an einem Orte zusammen verwahrt und ihre Fälschung nur in gewissen früheren Perioden (sind doch deren noch aus den Zeiten Kaisers Friedrich II. nachzuweisen) willkürlich und auf das Gerathwohl geragt worden sei¹⁾. Es müßten vielmehr immer gewisse öffentliche Zustände, welche die Verfälschung begünstigten, dazu vorhanden sein, wie in Teutschland z. B. die sogenannten Interregna. Auch hat er zugeben müssen, daß Uebung und Erfahrung den Gelehrten zum gründlichen Kenner und Beurtheiler der echten und falschen Urkunden, sowie ihrer Schriftarten der verschiedenen Jahrhunderte machen könne. Ueberdies muß in Abicht auf Bestimmung der Echtheit von Urkunden die Grundfals gelten, daß jede von ihnen die Präsumtion der Glaubwürdigkeit zur sich habe, so lange nicht Umstände in ihr vorwalten, welche einen bestimmten Verdacht gegen sie begründen; nur bei dem wirklichen Vorhandensein eines solchen unabweislichen Verdachtes ist es Zeit, auf dem Wege der Kritik zu untersuchen, ob derselbe durch hinlängliche, aus der Urkunde selbst herfließende Anzeichen so unterstügt wird, um eine Verfälschung derselben anzunehmen, oder sie als ganz erdichtet zu verwerfen.

Germon's Schwächen auf diesem Gebiete der Literatur sind sonach leicht erkennbar und viele seiner Gründe verlieren sogleich ihre Kraft, sobald sie nur analysirt werden; mehr derselben, wie die von der Orthographie, den Siegeln und dem Stole der Urkunden hätte er zu seiner Zeit, bei den reichen Aufschüssen in diesem Fache, gar nicht äußern sollen. In Anderem ist er ganz Sophist und verlangt nicht selten, daß man ihm zum Behuf seiner Zweifelsgründe erst etwas einräumen solle, was eben so schlimm oder noch ärger ist, als die Voraussetzung, die er dem H. Mabillon schuld gibt. Dagegen ist er ein angenehmer Schwärmer, der seiner schwachen Gründe ungeachtet, doch den Leser nicht Zeit läßt, unwillig zu werden, weil er ihnen die sich aufdringenden Einwürfe oft aus dem Munde nimmt und wenn auch nicht befriedigt, doch damit immer selbst zufrieden scheint. Dennoch über überschreit er selbst bei aller Zuversichtlichkeit in seinen Behauptungen und bei den unglücklichsten Kränkungen seiner Gegner niemals die Grenzen des Anstandes und dieser Umstand wird durch die geschickte Anwendung des Stoffs, wie durch seine reine, leichte, lebhafte, geschmeidige und gefällige Sprache ungemein erhöht, sodaß die ihm bescheudeten Journale seine Streifschriften als Muster dafür anpreisen. Ueberdies blieb seine Zweifelsucht von den Franzosen und

Teutschen nicht ganz unbeachtet und gab zu manchen kleinen Streitigkeiten über einzelne Aelterthumsforschungen Anlaß. Auch trieb sie die französischen Benedictiner Teufelsäufte und Tassins zu jenes große diplomatische Werk, gleichsam als Commentar und Fortsetzung des Mabillon'schen zu unternehmen und auszuführen.

In Uebrigen ist Germon noch Verfasser eines *Traité théologique sur les Cent. une propositions énoncées dans la bulle Unigenitus*, 2 Bde. in 4., welches Werk gegen die Jansenisten, besonders gegen Duclunel gerichtet, vom Cardinalen von Bischof wohl aufgenommen und von demselben auch unter seinem Namen herausgegeben worden sein soll²⁾. Er starb, wie schon bemerkt, in seinem Geburtsorte, wohin er gerückt war, um seine Mutter zu besuchen. (B. Röse.)

GERMONIO (Anastasio), ein berühmter italienischer Kanonist, geb. zu Sala im Monat März 1551, gest. zu Madrid den 4. Aug. 1627. Er kamme aus einer alten adeligen Familie Piemonts. Er studirte zuerst an der Universität zu Turin unter Manucius und Panciroli, dann mehrere Jahre in Padua unter Viveschius; bei seiner Rückkehr nach Turin erhielt er die Doctorwürde aus den Händen von Panciroli. Er trat hier in den geistlichen Stand und erhielt darauf das Lehramt des kanonischen Rechts; seine Vorlesungen fanden viele Zuhörer und erwarben ihm manche schmeichelhafte Auszeichnungen. So z. B. nahm ihn der damalige Erzbischof von Turin nach seiner Erhebung zur Cardinalwürde zum Reisegefährten auf seiner Reise nach Rom mit; der Papst Innocenz IX. bewies sich sehr gnädig gegen ihn, verlieh ihm mehrere apostolische Aemter und ermächtigte ihn, die Sammlung der Decretalen fortzusetzen und die schwierigen Stellen derselben zu erklären. Der Herzog von Urbino ernannte ihn zu seinem Gesandten beim römischen Hofe; er besetzte diese Stelle mit so viel Klugheit, daß er sich die Achtung des Herzogs erwarb und doch Nichts in der Gunst des Papstes einbüßte. Einige Zeit darauf wurde er von dem Herzog Karl Emanuel nach Piemont zurückerufen und nach einigen andern Stellen im Jahr 1618 das Erzbisthum von Arentaise verliehen. Er wurde, nachdem er für seine Kirche und seine Diöcese große Thätigkeit bewiesen hatte, von seinem Landesherren als Gesandter nach Madrid an den König Philipp II. geschickt; daselbst starb er, wie gesagt, den 4. Aug. 1627 und wurde im Diözesanmittelpunkt beigesetzt.

1) Dergleichen grundlosen Verdachte pflegten die Franzosen sehr streng zu führen. So mußte der Benedictiner Michael Foussaint du Plessis, welcher in seiner *Histoire de l'Eglise de Meaux* die gewisse und unabweisliche Behauptung aufgestellt hatte, die Kunst, aus Farnagur Urkunden zu schmieden, wäre gegen das 11. Jahrh. ein fast allgemeines Kunst gewesen und hätte Krieger, Städte, Äbte und Kathedralen in Verführung geführt, auf des Abatemlers Lancelotti erste Zurechtweisung 1731 öffentlich widerrufen.

2) Beryl. *Dictionnaire universel, historique etc.* VII. 387 mit Bezaucan, I. 1241. Außerdem wurden noch bewußt Eugénie's praefatio zu seinen *Reliquiae manuscr. diplom.* Tom. I. Schlägemann's Bericht eines vollständigen Systems der allgemeinen, besonders älteren Diplomatik I. Bd. *Presti Bibliotheca benedictina*. Mauriana; Ph. Leers, *Bibliothèque historique et critique etc.*; Tassin's *Gelehrtengeographie der Congregation von St. Maur in der teutschen Beab.* 2 Bde.; das neue Lebergebäude der Diplomatik, teilsch von J. Chr. Adelung, I. Bd.; die Streitschriften Germon's in der Wiener Ausgabe mit Raquet's *Historia discept.* Die *Journal des Savants* und de *Trévoux* von 1704 — 1709.

Seine Schriften sind: 1) *Pomeridianae sessiones, in quibus latinae linguae dignitas defenditur*. (Turin 1580. 4.) Er behauptet hier den Vorzug des Lateinischen vor dem Italienischen. 2) *Animadversionum tam ex jure pontificio quam caesareo libri duo*. (Ib. 1586. fol.) 3) *Paratitla in libros quinque decretalium*. (Ib. 1586. fol.) 4) *De sacerdotum immunitatibus libri tres nec non de indultis apostolicis*. (Rom. 1587. fol.) 5) *Assertio libertatis immunitatisque ecclesiasticae*. (Ib. 1607. 4.) Der Verfasser verteidigt hier die Ansprüche der römischen Curie gegen die Republik Venedig und wurde zur Belohnung für diese Schrift vom Papste Paul V. zum Vicar bei der Kirche der St. Maria Maggiore ernannt. 6) *De legatis principum et popularum libri tres*. (Ib. 1627. 4.) 7) *Acta ecclesiae Tarentasientis*. (Rom. 1620. 4.) Es sind dies die Acten der von ihm den 5. März 1619 in Mödters gehaltenen Kirchenversammlung. 8) *Epistolarum pastoralium ad clericum et populum Tarentasientem libri tres*. (Rom. 1620. 4.) (Nach der Biogr. Univ.) (H.)

Germrud, f. Germrud.

GERMUNDERYD, ein kleiner Ort in der schwedischen Provinz Westgöthland, soll der Geburtsort der Kaiserin Katharina I. von Rußland sein. (Vergl. Annales de la petite Russie par J. B. Scheerer. (Paris 1788.) T. II. p. 188. Nach diesem Schriftsteller hieß die Kaiserin vor ihrer Bekanntschaft mit Peter I. Andering, nach Andern Kober. (H. K. Häußer.)

GERN (George), geb. 1760 zu Rentendorf bei Würzburg, widmete sich Anfangs der Theologie, mußte jedoch, da seine Aeltern zu unbemittelt waren, dieses Studium wieder aufgeben. Als Chorsänger bei der Kirchenmusik in Mannheim empfahl er sich durch seine schöne Bassstimme; er beschloß daher, sich dem Theater zu widmen; 1780 betrat er zum ersten Male die Bühne in der Kreuzer's Oper Rosamunde; der Erfolg war günstig; Gern ward Mitglied des Hestheaters in Mannheim, das damals unter der Leitung des Freiherrn v. Dalberg die höchste Blüthe erreichte. In dem Längsange mit Isidor, Weil, Böck u. a. ausgezeichneten Künstlern bildete Gern auch sein Darstellungskönnen. Nicht nur als Sänger, auch als Schauspieler, wenngleich seltener und mit geringeren Erfolge, trat er einige Male auf, meist in Nebenrollen, unter andern als Romelio in Schiller's Verschwörung des Fiesco in Genua¹⁾. Er verheirathete sich und ward Vater von fünf Kindern. Seine glücklichen Verhältnisse wurden durch die Kriegsunruhen im J. 1794 gestört. Er sah sich genöthigt, seine bisherige Stelle mit einem Engagement bei dem Hoftheater in München zu vertauschen. Als Sänger erntete er auch dort allgemeinen Beifall ein. Einige Gastrollen in Berlin verschafften ihm 1798 durch Pfand's Einfluss eine Anstellung bei der deutschen und italienischen Oper in der genannten Residenz. Eine Reihe von Jahren, 1800—1830, widmete Gern dem berliner Hoftheater eine

soft unausgesetzte rühmliche Thätigkeit. Ausgezeichnet waren seine Leistungen als Carastro, als Othello, als Wasserträger, als Abbe Lotoignant in Himmel's Oper Fanchon u. a. m. Wie allgemein er als Künstler und als Mensch wegen seines anspruchslosen, streng rechtlichen Charakters geschätzt und geliebt ward, bewies die allgemeine Theilnahme an der Feier seines Künstlerjubiläums im Januar 1830. Am Festmorgens übertrugte ihn eine Deputation seiner Kollegen, mit dem Generalintendanten Grafen von Redern an ihrer Spitze, die ihm im Namen des Königs die große goldene Verdienstmedaille überreichte. Durch ein Decret ward ihm zugleich sein voller Gehalt auf Lebenszeit zugesichert. Ein Nervenschlag endete sein Leben im März 1830. Sein Sohn Albert Gern, geboren 1789 in Mannheim, ist noch jetzt eine Stütze des berliner Hoftheaters und vorzüglich ausgezeichnet in komischen Rollen²⁾. (Heinrich Döring.)

GERNAUK oder GERNAUK, ein schöner Fluß, der obere Arm des Alfas, eines an der Nordseite zwischen Bayoged und dem Ararat sich hindurch ziehenden Stromes, der sich weiter abwärts mit dem Alfas vereinigt in den Aras (Araxes) ergießt; f. Ritter's Erdkunde. 10. Ab. E. 337. 338. 316. (H. E. Häußer.)

GERNER (Heinrich), dänischer Bischof, geb. in Kopenhagen 1629, gest. im J. 1700, hatte in Holland und England studirt und war nachher Pastor in Birkherod in Seeland, welches im J. 1657 während des schwedischen Krieges wiederholt geplündert wurde. Nachdem er damals aus seiner Pfarrei geflohen war, verarbeitete er sich mit dem verregenen und unternehmenden Stenwinkler, um den Schweden die Festung Cronenborg zu entreißen, die in ihre Hände gefallen war. Er wurde aber von den Schweden ergriffen und ins Gefängniß gesetzt, ihm an Händen und Füßen schwere Ketten angelegt (welche noch heute in der Kirche von Birkherod zu sehen sind) und er sogar während sechs Stunden auf die Folter gebracht, um ihm bedeutende Geldsummen zu entreißen. Das schwedische Gericht verurtheilte ihn zum Tode, doch hatte die zu seinen Gunsten vom Könige von Dänemark eingeleitete Verwendung die Folge, daß ihm die Schweden gegen ein erkleckliches Lösegeld freiließen. Nachdem 1660 Friede geschlossen war, trat Gerner wieder in sein Vaterland zurück; 1693 wurde er zum Bischof von Wiborg in Jütland ernannt. Er starb an Erschöpfung, indem er ein Stück Fleisch nicht herunterzuschlucken konnte. Er hinterließ mehrere Schriften, unter andern 1) eine metrische „Uebersetzung des Hesiod“ ins Dänische (Kopenhagen 1670.), 2) in dänischer Sprache eine *Orthographia Danica* zugleich mit einer Anweisung über die Aussprache des Englischen (ebendas. 1679.) und 3) ebenfalls in dänischer Sprache eine *Epitome philologiae Danicae* (ebendas. 1680.).

Ein Urenkel des Bischofs, Heinrich Gerner, geb. zu Kopenhagen 1742, war ausgezeichnet als Schiffbauemeister; er hatte sein Fach in Holland, England und

1) f. Hoffmeister's Kapelle zu Schiller's Werken. I. Bd. S. 236.

2) f. Allgemeines Theaterlexikon von Blum und Hertog. (sehn. 4. Bd. S. 42 fg.)

Frankreich erstreckt, diente zuerst in den niederen Stufen der Marine, bis er 1781 den Titel eines Commandeurs der Marine erhielt. Mehr als 100 Kriegsschiffe von verschiedener Größe sind nach seinen Zeichnungen erbaut. Außerdem hat er mehrere Maschinen für ökonomische Zwecke erfunden. Sein Tod kostete allgemeine Trauer und ein sehr feierliches Leichenbegängniß wurde ihm gehalten. (Biogr. Univ.)

GERNHARD (August Gotthilf), geb. am 4. März zu Raumburg an der Saale, ein jüngerer Bruder des zu Danzig 1831 verstorbenen Consistorialraths Dr. F. G. Gernhard, besuchte die Domschule seiner Vaterstadt, von seinem 17. Jahre an die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Von Algen, dem Recter der naumburger Domschule, brachte er nach Leipzig über keinen Fleiß, seine Kenntnisse und Sitten ein sehr günstiges Zeugniß mit, welches ihm bei den Professoren Bed und Hermann zur Empfehlung diente. Durch ihre Vorlesungen gewann er ein so entschiedenes Interesse an den Sprachstudien, daß sein eigentliches Berufsfach, die Theologie, bald in den Hintergrund trat. Sieben Jahre unermüdeter Thätigkeit und fast ausschließlich Beschäftigung mit den griechischen und römischen Classikern gaben ihm die erforderliche Weise zu einem Lehramte an dem Institute, das die Wiege seiner classischen Bildung gewesen war. Er übernahm 1800 die ihm angetragene Stelle eines Subconrectors an der Domschule zu Raumburg. Gleichzeitig mit ihm war Verneboer als Substitut des Rectors Lebed nach Raumburg berufen worden, so auch ein anderer tüchtiger Philolog, Traugott Ferdinand Hofmann. Mit diesen Männern vereinigte Gernhard seine Bemühungen, eine Anstalt wieder zu heben, die durch die Sorglosigkeit der Behörden, durch die Untauglichkeit einzelner Lehrer und durch anderweitige ungünstig einwirkende Umstände in tiefen Verfall geraten war.

Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich für Gernhard mit seiner Anstellung als Recter an der gelehrten Schule zu Freiberg im J. 1801. Durch seine Kenntnisse und seinen Lehrreifer, wie durch mehr philologische Arbeiten war er so vortheilhaft bekannt geworden, daß nach mehrjähriger gewissenhafter Verwaltung seines Lehramts in Freiberg ein Ruf aus Weimar an ihn erging. In der Stelle eines Gymnasialdirectors in der dortigen Residenz war er durch den Generalsuperintendenten Krause empfohlen worden, der früher als Domschulrektor und Schulinceptor in Naumburg ihn als einen tüchtigen Philologen und Schulmann kennen gelernt hatte. Im J. 1820 trat Gernhard sein Amt in Weimar an, das er seitdem bis zu seinem Tode, den 4. März 1845, mit rühmlichem Eifer und zu allgemeiner Zufriedenheit bekleidete. Ein unglücklicher Fall auf der mit Eis bedekten Straße hatte ihm ein Leiden zugezogen, von welchem er nach längerem Krankenlager nicht wieder genes.

Seine gründlichen philologischen Kenntnisse und sein Gehertalent beschäftigten ihn in seltenem Grade zu der Stelle, die er eine Reihe von Jahren bekleidete. Seine classische Bildung hatte Nichts gemein mit der leichtfertigen Oberflächlichkeit, die durch gelebte Phrasen den

Mangel eines gründlichen Wissens zu verdecken sucht. Davon zeugten auch seine späterhin zu erwahnenden Schriften. Ueber sein Lehrtalent äußerte sich eine öffentliche Stimme¹⁾ in Bezug auf seine Schüler mit den Worten: „Die seiner Leitung anvertraute Jugend lernte einsehen, daß sie unter diesem Lehrer nicht zu einem classisch gefärbten Dilettantismus und zu einer antiquarischen, kleinräumigen Vielwisserei, oder zu einem mit teuch-s-lateinischen Phrasen umkleideten modernen Realismus gebildet werden sollte, sondern aus den Alten mehr als die Hälfte zu lernen sei und daß die Leitung derselben zum Mittel dienen müsse, große, wahre, formige und aller echten Geistesbildung förderliche Gedanken aus ihnen zu schöpfen, zugleich aber auch an der vollendeten Form, in welcher sie von ihnen ausgesprochen waren, zu lernen, wie sie die eigenen Gedanken auszusprechen habe, wenn sie für Andere ansprechend werden sollen u. s. w.“

Wichtig und einflußreich ward aber auch für Gernhard der Theil seines Wirkens, der sich auf die Leitung seiner Anstalt und die Handhabung der Schuldisciplin erstreckte. Seinem Gesefte für Humanität widerstrebten die förderlichen Strafen. Er entfernte sofort nach seinem Amtsantritte die jahrelangen Stöcke aus den in allen Schulclassen befindlichen Schränken und semit die Ueberreste früherer Schulbarbarei. Mit gutem Gefühle ging er seinen Mitschreibern vooan in väterlicher, enstkr, doch stets würdiger Behandlung seiner Zöglinge. Er führte einen besessenen Geist unter ihnen ein. Gesach es auch mißrath, daß ihn bei einzelnen Vorfällen ein heftiger Unmuth ergriff, der ihn selbst zu Drehungen hinriß, so besaß er doch Selbstbeherrschung genug, um seinen Grundfäßen im Wesentlichen treu zu bleiben. Der Grundzug seines Charakters war eine Humanität, die durch eine oft nimmer gefällige Außenseite verhißt, nie aber aus seinem Innern verdrängt, oder auch nur geschwächt werden konnte. Aufrichtigkeit und Bieder, Dienstbereitschaft und zuvorkommend fanden ihn Alle, mit denen er in irgend einem Verkehre stand. Selbst seine Gegner gaben ihm das Zeugniß, daß er sie nie provocirt, wol aber oft mild und schonend behandelt hatte. Rühmliche, gleichrühmliche Zeugnisse gaben ihm mehr seiner ehemaligen Schüler in Bezug auf sein Lehrtalent und seine unermüdete Perustreue. Ihre Dankbarkeit sprach sich darüber in der weimarischen Zeitung mehrfach öffentlich aus. Achternbergt zeigte sich Gernhard auch in seinem Privatleben als Gatte und Vater.

Seine literarische Laufbahn eröffnete Gernhard mit seinen Observat. in Sophoclis Philoct. (Lips. 1802).²⁾ Später war es besonders Cicero, mit dem er sich fast ununterbrochen beschäftigte. Seinen Observat. in Cicerois quoddam locus (1803).³⁾ folgte eine Descriptio artis criticae in interpretat. vet. scriptor. scholast. tuendae. Acced. quid.

1) f. Rede zum Gedächtniß des M. A. G. Gernhard s. von Dr. J. R. Wdte. (Weimar 1845.) c. 10. 2) Cf. Beckii Comment. Societ. philolog. (Lips. 1802.) Vol. III. P. I. p. 63 seq. 3) In den oben angeführten Commentat. Vol. III. P. II. p. 229 seq.

loci libri I. de officis illustrati. (Lips. 1804.) M. T. Cicero-
nis de officiis libri tres. Recens. et scholia Jac. Facioli
aunque animadvertens. Inscr. (Lips. 1811.) M. T. Cicero-
nis Cato major seu de senectute Paradisa; recens. et scholia Jac. Fac-
cioli aique animadvertens. Inscr. (Lips. 1818.) M. T. Cicero-
nis Laeli-
us seu de amicitia dialogus, recens. et scholia Jac. Fac-
cioli. (Lips. 1825.) u. a. m. Außerdem schrieb Gernhard
eine Anzahl von Schulprogrammen, meistens während
seines Aufenthaltes in Freiberg, über lateinische Gram-
matik oder über Schulgegenstände¹⁾. Beiträge lieferte
er zu Seebode's Archiv für Philologie, dessen neuem
Archiv für Philosophie und Pädagogik, zu Eichstädt's
Novis Actis Societ. lat. Jenens. P. I. p. 239 seq. u. a.
Journalen. Sein Hauptwerk bleibt jedoch eine von ihm be-
sorgte kritische Ausgabe des Quinctilian²⁾. (H. Döring.)

GERNING (Johann Christian). berzogl. sachsen-
gothaischer Hofrath, Bankier und in der Folge Rentier
zu Frankfurt am Main, ein eifriger Naturforscher und
einer der thätigsten Entomologen. Ueber 40 Jahre be-
schäftigte er sich damit, Schmetterlinge und andere In-
sekten aus allen Weltgegenden zu sammeln. Er scheute
dabei keine Mühe, Zeit und Kosten. So kam er zu
dem Besitze eines der reichhaltigsten Naturhistorischen
Cabinets. Bei seinen Forschungen untersuchte ihn seine sehr be-
trübliche und besonders an naturhistorischen Werken
reiche Bibliothek. Zeitweilen befaßte er ein ungeschwäch-
tes Interesse an Gegenständen dieser Art. Als ein wohl-
habender Mann bearbeitete er ohne Honorar den Text
zu dem berühmten, von Gigot d'Orto zu Paris 1780
— 1793 herausgegebenen Werke: Papillons d'Europe.
Ein Theil seiner Schmetterlingsammlung ist in diesem
Werk abgedruckt. Gerning besaß auch ein schönes
Cabinet von alten und neuen Kupfersteinen, Zeichnungen
und antiquarischen Gegenständen der verschiedensten Art.
Er starb den 15. März 1802 im 58. Lebensjahre³⁾.

(Heinrich Döring.)

GERNING (Johann Isaak, Friedrich von), geb.
am 14. Nov. 1767 zu Frankfurt am Main, war ein
Sohn des berzogl. sachsen-gothaischen Hofraths Jo-
hann Christian Gerning, der sich als Entomolog einen
geachteten Namen erworben hatte. Er kamme aus einer
angesehenen Familie. Sein Großvater und Oheim mül-

terlicher Seite bekleideten in der freien Reichsstadt die
Stadtschultheißenwürde. Er bildete sich in dem Gym-
nasium seiner Vaterstadt und bezog hierauf die Universität
Jena. Dort widmete er sich vorzugsweise der Geschichte
und den Staatswissenschaften. Besondere Fortschritte
machte er auch in seinen schon zu Frankfurt begonnenen
philologischen Studien. In sieben Sprachen hatte er sich
nach und nach gründliche Kenntnisse erworben. Seines
Vaters entomologische Sammlungen hatten schon früh in
ihm den regen Sinn für Natur und Kunst geweckt.

Entschieden für den Gang seiner Bildung und
seines Lebens ward für ihn das Jahr 1791, wo die
Kaiserwahl Leopold's II. außer vielen andern Fürsten auch
den König und die Königin von Neapel nach Frankfurt
gerufen hatte. Beide wohnten in Gerning's älterlichem
Hause. Der vielseitig gebildete Jüngling, damals 23
Jahre alt, erregte durch seinen lebhaften Geist und seine
vielseitige Bildung das Interesse des italienischen Mon-
archen und seiner Gemahlin. Von beiden nach Italien
eingeladen, nahm Gerning den Weg über Weimar. Dazu
war er durch Goethe veranlaßt worden, dessen Freund-
schaft er erworben und durch eine anknüpfende Ver-
ehrung des Dichters erwiderte.

Schon früher hatte Gerning die Schweiz, Holland,
England und Frankreich durchwandert. Seinem Aufen-
thalte in Italien verdankte er eine vertraute Bekann-
schaft mit den klassischen Werken der bildenden Kunst.
In Neapel gewann Gerning bald das volle Vertrauen
des Königs. Besonders interessirte sich für ihn die Kö-
nigin, die mit Gerning in fortwährendem Briefwechsel stand.
Als er 1794 sich von ihr verabschiedete, äußerte sie sich über
ihn im Kreise ihrer Familie mit den herzlichsten Worten:
E come mio figlio. Auch Nealon war ihm gewogen.
Er ertheilte ihm das Lob: E pieno di spirito, pieno
di talenti. Lebhaft interessirte sich Gerning damals für
die politischen Verhältnisse. Sein Scharfblick gab ihm
hierin eine Art von Prophetengabe. Als die Erschütter-
ungen der französischen Revolution sich immer weiter
und auch über beide Sicilien verbreiteten, hatte Gerning
die Vermuthung, daß er so manche Ereignisse jenes Er-
eignisses vorausgesehen, wie denn unter anderen der
neapolitanische Friede 1796 zum Theil nach seinen An-
sichten geschlossen worden war. Von Neapel war Ger-
ning 1798 auf den Congress nach Konstanz gefandt wor-
den. Sein diplomatisches Talent konnte er dort nicht
geltend machen. Nach den Fortschritten, welche die Revo-
lution unterdessen gemacht, war zu eine Auslieferung der
politischen Interessen und Meinungen kaum mehr zu denken.

Gerning fand sich dadurch bewegen, aus der Of-
fentlichkeit sich ganz in die Stille des Privatlebens zu-
rückzuziehen, um sich ausschließlich mit Kunst und Wissen-
schaft zu beschäftigen. Er folgte einer Einladung nach
Weimar. Sein dortiger Aufenthalt bezeugte ihm so, daß
er bis 1802 jedesmal die Wintermonate in Weimar zu-
brachte. Dort schrieb Gerning, durch Goethe und Her-
der aufgefordert, seine Reise durch Oesterreich und Italien.
Den Antritt des neuen Jahrhunderts feierte er durch
sein classisches „Säculargedicht“ (Leipzig 1800.). Nach

4) Collocatio de collocatione vocabulorum poetica. (Fri-
bergae 1812. 4.) De illusionis in pulcrum artem operibus.
(ibid. 1813. 4.) Commentatio de periodo. (ibid. 1814. 4.)
Progr. qui Gymnasii Fribergensis sacra secularia d. 22. Sept.
A. 1815 indicit. (Queritur, quo loco sinus rerum potissimum
opera, qui studia, vires vitiumque in Gymnasii Fribergensis
cosmologia collocantur, constituit.) (ibid. 1815. 4.) Sacrorum
a Martino Luthero emendatorum solennis sacrorum. Calend.
Nov. 1817 in Gymn. Friberg. pie celebranda indicit. (Querit-
ur, in quibus scholasticis institutionibus paribus firmissimum sa-
crarum emendatorum praesidium cernatur.) (ibid. 1817. 4.) Progr.
Gimae das sächsische Gymnasium betreffende Nachrichten und
Büchlein. (Freiberg 1818.) Ueber die Reise studirender Jünglinge
für die Universität. (Ebenfalls. 1819.) u. a. m. 5) Bergr. S.
p. 18 bde 6 Reise zum Götterthum des M. v. G. Gernhard u. (Wei-
mar 1845.) den Kruen Krieges der Deutschen. Jahrg. XXIII.
I. Th. S. 191 fg. Meusel's Ge. Deutsch. I. Bd. 17. Bd.
S. 502 fg. 2. Bd. 2. Abth. S. 312.

7) J. Gothaische gel. Zeitung. 1802. S. 282 fg.

dem um diese Zeit (1802) erfolgten Tode seines Vaters wohnte Gerning meistens in Frankfurt, abwechselnd aber auch zu Homburg und Kreuzburg am Taunus. In besonderer Gunst stand er bei dem Landgrafen von Hessen-Homburg, der ihn 1804 zu seinem geheimen Rathe ernannte. Im J. 1809 ertheilte ihm der Großherzog von Hessen denselben Charakter. Schon vor dem Jahre 1818, wo ihm der eben genannte Fürst in den Freiherrenstand erhoben, hatte Gerning das Reichsadelndiplom erhalten. Im J. 1816 war er von dem Landgrafen von Hessen-Homburg zu seinem Bundesgesandten in Frankfurt ernannt worden. In London, wohin er sich 1818 als homburgischer Abgeordneter versetzt hatte, verließ ihm der König von England den Guelphenorden. Er starb als hessen-homburgischer geheimen Rath in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main den 21. Febr. 1837 im 70. Lebensjahre.

Durch sein Interesse an der Politik und seine Stellung als Diplomat war gleichwohl unter völlig heterogenen Beschäftigungen Gerning der Wissenschaft und Kunst nicht entfremdet worden. Er versuchte sich in mehreren Gattungen der Poesie, mit besonderem Glück in der didactisch-lyrisch-malerischen. Eine der ersten Stellen in dieser Gattung nimmt sein Gedicht: „Die Heilquellen am Taunus“ (Leipzig 1813. Mit Kupfern) ein, durch Fülle der Gedanken, Reiz der Darstellung und rhythmische Vollendung ausgezeichnet. Ueber „Eid's erotische Gedichte“, einer metrischen Uebersetzung der ars amandi des römischen Dichters, sprachen mehrere kritische Blätter ein beifälliges Urtheil aus. Von seinem Werke: „Die Rheingebenden“ (Bonden 1821., mit colorirten Kupfern nach Zeichnungen von Schüb) lieferte John Blake eine englische Uebersetzung. Ein mit diesem verwandtes Werk waren die „Lahn- und Maingebenden.“ (Wiebden 1821.). Beide Werke, in denen Gerning eine naturgetreue Schilderung der herrlichsten Gebirgslandschaften entwarf, erhielten zugleich einen reichen Schatz historischer Forschungen aus den Quellen. Eine Uebersetzung der Dnen des Horaz hinterließ Gerning im Manuscripte. Sein poetisches Talent war zuletzt durch Werke gewerd worden. Auch Herder hatte es nicht an Ermunterungen fehlen lassen. In der lyrischen und didactischen Gattung war Gerning am glücklichsten. Unter mehreren seiner Gelegenheitsgedichte sind hier noch zu nennen: Frankfurt's Erhaltung und Rettung. (Frankfurt 1795.) Siegeshymne. (Ebend. 1796.) Cantate zur Vermählungsfeier des Kronprinzen beider Sicilien und der Erzherzogin Clementine von Oesterreich. (Offenbach 1797.) Feste von Frankfurt am Main (Frankfurt 1800.) u. a. m.).

Ein beträchtliches Vermögen gönnte ihm, seine Lieblingsneigungen zu befriedigen. Jedem Gebildeten zugänglich und von Kennern einflussig geschätzt, waren seine sehr bedeutenden Sammlungen von Gemälden,

Handzeichnungen, Kupferstichen, Antiken, Münzen &c. Seiner Vaterstadt Frankfurt, zu deren politischer Wiederherstellung er 1813 kräftig mitwirkte, war Gerning ein treuer Bürger und seinen Freunden ein erprobter Freund. In manchen oft verschlungenen Lebensverhältnissen bewährte sich stets sein richtiger Blick, seine Erfahrung, sein redlicher Sinn und sein theilnehmendes Gemüth. (Heinrich Döring.)

GERNLER (Lucas), ein gelehrter Theologe zu Basel, wo er den 19. Aug. 1625 geboren wurde. Er studirte in seiner Vaterstadt mit rühmlichem Erfolge. Auf seinen Reisen nach Genf, dann durch Frankreich, England, die Niederlande und Teutschland knüpfte er viele Verbindungen an, daher sich im Kirchenarchiv zu Basel viele Briefe auswärtiger Gelehrten an ihn finden. Nach seiner Rückkehr erhielt er bald (1649) eine Predigerstelle zu Basel und wurde 1656 zum Antistes und zugleich zum Professor der Theologie erwählt. Seine gemeinnützige Thätigkeit wird gerühmt. Er gehörte der strengorthodoxen Partei an, und ist hier vorzüglich zu erwähnen, weil Gernler, Herbigger zu Zürich und Franz Zurettin zu Genf die Urheber der berühmten Formula Consensus waren (s. den Art. Helvetischer Consensus). Ein Verzeichniß seiner Dissertationen u. s. w. findet man im helvetischen Lexikon von Reu 8. Bd. S. 440. Es ist darunter zu bemerken die Rede, die er als Rector der Universität bei der Säcularfeier im J. 1660 hielt: Oratio secularis de Academiae Basiliensis ortu ac progressu. (1660. 4.) Er starb den 9. Febr. 1675. — Aus derselben Familie war Johann Heinrich, ein gelehrter Kenner des classischen Alterthums und der orientalischen Sprachen. Er wurde geboren zu Basel den 2. Febr. 1727 und blieb lange sehr schwächlich, was ihn aber nicht abhielt, sich mit eifernem Fleiße den Studien zu widmen. Er frühreife Jüngling erhielt schon im 14. Jahre das philosophische Baccalaureat und zwei Jahre später die Magistervürde. Im J. 1754 wurde er Professor der Geschichte an der Universität. Dieses Amt bekleidete er zehn Jahre mit großem Erfolge, starb aber schon den 11. Dec. 1764 an den Pocken. Man hat von ihm einige Dissertationen, unter andern *Bigae historicorum Graecorum, Herodoti atque Thucydidis*. 1742. *De difficultatibus studii linguae graecae levandis*. 1744. *Observationes historicae*. 1747. etc.).

GERNOT, a) sprachlich. Das *not* könnte mit dem *not* in Saxnot zusammengestellt werden, wenn dieses nicht niederdeutsch wäre und hochdeutsch Sachnot lauten würde; da Gernot aber die hochteutsche Form ist, so kann man es nicht durch Spießgenießer, Speergebraucher übertragen, sondern man muß das altchöteutsche Nöt, durch welches necessitas, fortuna, vis, violentia, exactio, tribulatio, angor, pressura, und nojan, durch welches cogere, urgere, exigere, tra-

1) Beiträge lieferte Gerning zu der Minerva von Weingarten, zu dem Genius der Zeit, zur Zeitung für die elegante Welt, zum Neuen deutschen Merkur u. Journalen.

2) Geyffl. v. W. u. A. 2. Gte. Zeilen. LXI.

3) Vergl. v. Horn's Beschreibung des Guelphenordens S. 329 fg. Ruckert's Ges. Deutschl. II. Bd., nebst Nachträgen in den folgenden Bänden; den Neuen Nekrolog der Deutschen.

here, auguriare¹⁾ gegeben wird, in Anspruch nehmen, und Gernot bedeutet demnach einen, der durch den Siegfried Gewalt anthut, Nöthiger (Sieger) durch den Siegfried. In der nach teutschen Liedern und Sagen verfaßten Wilkina- oder Niflunga-Saga kommt jedoch der Gernot des Nibelungenliedes als Gernoz vor, woraus zu schließen, daß der Verfasser des genannten Sagenwerkes eine hochteutsche Quelle benutzte, welche bei Gernot nicht an Nöt, sondern an Nöz dachte, und Gernot in der Bedeutung von Speißgenießer brauchte. Ueber Nöz s. den Art. Genossen S. 213. Im Liede vom hörnen Sigfrid kommt Gernot als Girnot vor, wobei der Umwandler also Ger in der Bedeutung von Gier nahm, so daß Girnot einen bedeuten soll, der aus Begierde Gewalt braucht, einen, der aus Begierde nöthigt. Der Eigenname Gernot kommt nicht bloß in der Heldensage, sondern auch in der Geschichte vor. So z. B. ein Abt von Nienburg, Gernotus, der gekrönt ward²⁾.

b) Teutsche Heldensage. 1) Gernot, Gibich's Sohn, hat in der Edda und der Wolsunga-Saga den Namen Gutthormur und nach besserer Lesart Guthormur (für Gudhormur). Wenn Gundobald in der Lex Burgundionum Tit. 3 sagt: „Si quis apud Regiae memoriae auctores nostros, id est Gibicum, Godomarcum, Gialaharcum, Gundaharcum, patrem quoque nostros et paternos liberos fuisse constituit etc.“ und man nach dem Griffe der Heldensage, welche berühmte Namen in engerem Zeitraum zusammenzieht, damit sie mit einander handeln können, im Nibelungenliede Gibich als Vater und Gunther, Gernot und Giselher als seine Söhne findet, so meint man³⁾, daß Gutthormur im Norden, wo Namen auf war nicht häufig sind, in den unverständlichen Gutthormur verdrängt worden. Verderbt ist aber eigentlich bloß das Gutt. Die bessere Form⁴⁾ dieses Namens ist nämlich Gudhormur, Godhormur, und diese ganz verständlich⁵⁾. Die Form Gudhormur, von godhr, gut, oder Godh, Gott, bedeutet gute oder göttliche Schlange, und der Name wird erklärt, wenn man die Schlangenvorstellung berücksichtigt; der Name soll also bedeuten einen Menschen, der weiß wie eine gute oder göttliche Schlange ist. Die Form Gudhormur ist von Gudhr, Kampf, Schlacht, Krieg, und Gudhr kommt auch als Eigenname einer Balthria vor. Gudhormur bedeutet also Kampf, Schlacht, und Kriegsschlange. Der Name Godhormur, Gudhormur und erstreckt Gutthormur kommt nicht bloß in der Heldensage, sondern auch in der Geschichte, und zwar sehr häufig⁶⁾, vor. Man kann also nicht sagen,

man habe den Namen Gunthorn in Gutthormur verdrängt, sondern man muß es so auffassen, man vertauschte im Norden Gunthorn mit dem allbekannten ähnlich klingenden Gudhormus. Man weiß nicht, findet man bemerkt, auf welchem Anlaß die teutsche Sage den Namen Gunthorn mit einem ähnlich lautenden Gernot vertauscht habe⁷⁾. Wir vermuthen, daß der nördliche Gudhormur die Veranlassung gegeben habe, und Gernot ursprünglich Gernatzo lautete, nämlich weil Gudhormur im Teutschen nicht allgemein verständlich war, ein Dichter dieses durch Spinnrath übertrug, indem er Ger bildlich für Krieg brauchte und Nattro aus Nattr (Natter) bildete. Da diese Beziehung auf das nördliche Gudhormur den Reikn unverständlich sein mußte, so war Gernatzo verdrängt und dafür das deutliche Gernot, einer, der mit dem Siegfried nöthigt, gebraucht. In den dänischen Heldenliedern ist Gernot mit Gerlof vertauscht, nämlich im dritten gesagt: Herr Ginter oder Herr Gerlof, und im ersten mit Germer vertauscht, nämlich: Herr Grimmer oder Herr Germer gebraucht⁸⁾. Bei Hans Sachs, Tragedia: Der hörnen Siefrid, heißen die Brüder der Reimhild Ginter, Gerner und Hagon, und in den französischen Heldenliedern der Gudhrun Brüder Gunnar, Hognar, Gujalar und Hjarnar, welches also für Gernot steht, und einmal, nämlich 156, 69, wird auch ihr Bruder Ormur erwähnt, und man weiß nicht, ob dieses, wie im ersten dänischen Liede für Ginter oder, wie man vermuthet, für Gudhormur stehen soll. In der Wilkina-Saga, wo Gernoz in der Sage von der Nibelungen-Reise auftritt, heißt es doch Cap. 151: der älteste Königssohn hieß Gunnar, der andere Gudzorm (wo Gudz Genitiv von Gudh ist, also Gotteschlange), der dritte Gernoz und der vierte Gisler. Weil aber Gudhormur und Gernoz eigentlich nur eine Person sind, so hatten sie nur eine Sage. Deshalb sah sich der Verfasser der Wilkina-Saga gezwungen, kurz darauf Gunnar, welcher von Dietrich von Bern zum Gastmahl geladen ist, sagen zu lassen: „Gudzorm aber würde dazumit bleiben, weil er sich wäre.“ So wie nach der teutschen Heldensage Gernot Gibich's Sohn ist, so ist nach den Eddaliedern, welche die Sigurds-Sage darstellen, und nach der nach ihnen verfaßten Wolsunga-Saga Gudhormur Gifli's Sohn. Nur in den Hyndli-ljóðh Str. 25 heißt es: „Gunnar und Hagnar, Gifli's Erben, und desglücklichen Gudhenn ihre Schwester. Nicht war Gutthormur des Geschicks Gifli's (Gifla aettar), doch war er Bruder der beiden derselben.“ In der echt nördlichen Heldensage⁹⁾ spielt Gudhormur eine weit wichtiger

dormur) der berühmte Herzog und Agent bei seines Vaters Harald's des Haarscheitens Unterwürigkeit und S. 292 der berühmte Dichter Gudthormur Biedel vorkommen.

1) Lachmann a. a. D. S. 331.

2) f. den Zusammenhang in dem Liede von der Frau Reimhild und ihren Weibern bei Balth. Grimm, Niflungische Lieder S. 4 u. 11. 3) Grap-pia-apl. Str. 5 (große Ausgabe der Edda Samueldar 2. H. S. 148); Sigurds-Runa. Fafnislaug III. Str. 19—21. S. 221—222; Brot af Brynhildar-Quitha II. Str. 4 (S. 247), welche davon handeln, wie sie Gudhormur durch Schlangen und

1) f. die Nachweisungen bei Grass, Althochdeutscher Sprachschatz. 2. H. S. 1032—1047. 2) f. Menckens Scriptores T. II. p. 232. 260. T. III. p. 358.

3) Ramentisch Lachmann, Kritik der Sage von den Nibelungen in dem Werke: Zu den Nibelungen S. 334. 4) Rinn Ragnassen bemerkt im Ind. Nominum propriorum zum 2. Theil. der großen Ausgabe der Edda Samueldar p. 875 Gudthorm (salus et rectus Gudhormur, Gudhormur).

5) Dretzke sagt dazu: Vid. Gl. sub VV. Gerner, Godh et Ormr. 6) f. G. B. Scherer, Statulus (on's Geschichte (Heimskringla), überaus von Herb. Wachtel. f. 28. S. 150 ff., wo Gudthormur (nach anderer Lesart God-

gere, aber kürzere Rolle, als in der teuffchen Er ist nämlich nach ersterer Sigurð's eigenhändiger Mörder und wird von dem tödtlich Verwundeten getödtet. Er hat nämlich, als ein junger Mensch, Sigurð's keinen Eid der Verbrüderung geschworen, ist auch noch unklug. Gunnar und Haugni bieten ihm deshalb Geld, lassen eine Schlange und Wolfsschleif zusammen fieden und geben es ihm zu essen. So machen sie ihn zum Mord lüster. Er durchbohrt den schlafenden Sigurð mit dem Schwerte. Der tödtlich Verwundete erwacht und wirft sein Schwert Gram so nach dem Mörder, daß es ihn mitten durchschneidet. Nach der teuffchen Heldensage ist Hagen Sigfrid's eigenhändiger Mörder. Gernot ist zwar bei der Berathung über Sigfrid's Ermordung. Denn es heißt im Nibelungenliede 3. 3473: „zuo der rede (die Hagen mit Brunhild'en hiet, der er gelobte, daß es Gernot's Mann entgengen sollte) chom do Ortwin und Gernot, da di helde rieten den Sivrides tot.“ Aber Gernot schwigt, während Ortwin von Weh zur Ermordung Sigfrid's ermahnt und Giselher abmahnt. Nachdem weiter unten erzählt ist, daß Gunther und seine Mannen in den Wald geritten sind, heißt es 3. 3720: „Gernot unde Giselher di waren da heime bestan.“ Noch weiter unten, wo man versucht, mit Gernot's Helden einen gütlichen Vergleich zu treffen, heißt es 3. 4452: „Do sprach von Burgonden der chunene Gernot: Trau, ir stogt zu lange Sigfrides Tod; auch wil der König richten, daß er ihn nicht erschlagen hat u. s. w.“ Gernot und Giselher holen den Nibelungenhort nach Worms. Als Hagen die Schlüssel an sich genommen, zümt Gernot's Bruder Gernot darüber. Er rath daher, den Hort nicht darum in den Rhein zu senken, um Gernot's Helden dadurch zu fränken, sondern er sagt: „e daz wir immer sin gemnot mit dem golde, wir solden' in den Rin allex heizen senken, daz waer' wol getan.“ Als Hagen warnt, Gernot's Helden an Giselher zu verpiraten, antwortet Gernot 3. 4537: „ez mag' also beliben unz an ir beider tot, daz wir geriten nimmer in Etzelen laut: wir suln ir sin getriuwe, daz ist ze eren uns gewant.“ Als aber Gernot's Helden später eine Einladung an ihre Brüder sendet, daß sie zu ihr nach Hünenland kommen sollen, und den Boten namentlich aufträgt 3. 5680: „Unde sagt och Gernot, dem edelen broder min, daz im zer walde holder niemen muoge sin; bittet, daz er mir bringe her in ditze laut unser besten vriuunde“ u. s. w., so rath er zur Reife 3. 5892: „Wir wellen niht geliben;“ sprach do Gernot, „sit daz uns min schwester so minnechlich eubot“ u. s. w. Um Gernot's Tod noch tragischer zu gestalten, heißt es

3. 6797 von Rüdiger: „Do gap er Gernote ein waffen guot genuowe, daz er sit in sturme vil herlichen truoch: der gabe im vil wol gonde des marchgraven wip, davon der guote Kuedger sit muose vliessen den lip.“ Nachdem Gernot nach 3. 8400 im Saale des Königs Giselher tödtlich gestritten und nach 3. 8518 die Herausgabe Hagen's als Geisel verweigert hat und mit Rüdiger'n kämpfen soll, will er es nach 3. 8833 sq. ihn genießen lassen, daß er seine Gäste so minniglich bewirthet und die „vil riebe gabe“ (das Schwert) gegeben hat. Aber Rüdiger muß kämpfen, und es heißt 3. 8982: „Do sluoch Gernoten Kuedger der degen durch helme vliusherten, daz nider vloz daz bluo: daz vergalt im schiere der ritter chunene und guot. Diu Kuedgeres gabe un hende er hohe wach, swie wunt er zem tode waere, er sluoch im einen slach durch den schilt vil guoten unz uf diu helmgaspan: davon so muos ersterben der schoenen Gotelinde man. Ja ne wart nie wies (schlechter) gelonet so rieber gabe mer. Do vilen beide erslagene, Gernot und Kuedger, gelich in dem sturme.“ Von dem tragischen Einbrüche, den das Nibelungenlied“) auf ihn machte, begriffert, verfaßte ein Anderer die Klage, und handelt natürlich auch 3. 1977—1986 davon, wie Gernot mit dem Schwerte, das ihm Rüdiger schenkte, erschlagen werden mußte. Als man die Leiche aufhebt, findet man es noch von Blute naß in Gernot's Hand. Hildebrand untersucht die Schnitte des Schwertes und findet weder eine Scharte, noch einen Fleden. Eine so gute Gabe hatte Gernot empfangen. In der Wilkina og Nillunga-Saga ist Gernot's Ende lange nicht so tragisch gestaltet, als im Nibelungenliede. Nach Cap. 341 erbt von Rüdiger Gernot einen neuen Schild und Giselher ein Schwert geschenkt. Nach Cap. 356 lehnt Gernot den Rücken an eine Mauer und weicht sich tapfer, baut nach Cap. 357, als er gehört, daß sein Bruder Gunnar gefangen ist, zu beiden Händen, und jedweden Helm, auf den er hieb, da schnitt sein Schwert hindurch und stand nicht eher still, als bis in der Erde. Nach Cap. 358 erlegt er Hildebrand in einem Zweikampfe und fällt endlich nach Cap. 363 im Kampfe mit Hildebrand, der ihm mit dem starken Logguf (Wolfsschleif) den Lohesstreich gibt. Auch Giselher fällt durch Hildebrand. Rüdiger's Geschenke sind also hier nicht tragisch benutzt worden. Daß nach dem Nibelungenliede Gernot und Rüdiger einander zu Löbtern werden, hat wol den Verfasser des Liedes vom Rosengarten zu Worms veranlaßt, Rüdiger'n und Gernot'n mit einander setzen zu lassen, in welchem Kampfe Gernot, da er ein rheinischer Held ist, von dem Pfirzer der Wölfsingen besiegt wird. Aber nur nach der einen Gestaltung der Gernotsage in den meisten Gestaltungen der Rosengartensage kämpft Gernot mit Rüdiger, nämlich in der Gestaltung der Sage vom Rosengarten zu Worms, welche in der frankfurter, dann

Wolfsschleif nach Weh begierig machten (eine andere Strophe findet sich über denselben Hergang in der Wolanska-Saga Cap. 30 in den Fornaldar Sögur Norðr-Landa 1. Bd. S. 199); über Gernot als Giselher's Sohn f. Cap. 25. S. 179; in der Quidda Gudhrönar Str. 6 (S. 296) wird Sigurð umschrieben durch Guthormu bani, Guthorm's Knecht. Über Gudhorm als Gernot's Mörder f. auch Snorri Sturluson, Skaldskaparmál in der Edda Snorra-Sumt. Legati Arnarnageneal T. I. p. 364.

10) Aus demselben ist noch Gernot's Aehnlichkeit an der Herrschaft gegen die Sachsen zu erwähnen, 3. 797 sq. u. 3. 857 anzuführen.

nach England verkauften Handschelt sich findet und von Wilhelm Grimm¹¹⁾ herausgegeben ist, und in der Gestaltung dieser Sage in der pfälzischen und Strassburger Handschrift, wie sie v. d. Hagen und Primisser herausgegeben haben¹²⁾. In der andern Gestaltung der Gernotssage dagegen, welche in dem Rosenzartentiede in der mündener und dresdener Handschrift und Docen's Bruchstücken, die v. d. Hagen erneuert herausgegeben hat, und in dem nach diesem Rosenzartentiede bearbeiteten Tiede in achtreimigen Strophen in den alten Drucken des Heldenbuchs und in dem Heldenbuche des Kaspar von der Roen sich findet, kämpft Gernot mit Helmschrot. Doch ist in jenen beiden Liedern die Gernotssage kürzer als bei dem Rehteren. Nach jenen beiden Liedern¹³⁾ ruft Gernot in dem Garten einen Gegner herbei. Auf Hildebrand's Geheiß stellt sich Gernot. Nach hartem Kampfe entsteht, den Tod suchend, Gernot, und Helmschrot erhält den Rosenkranz aufgesetzt und wird geküßt. Nach dem abweichend und hier ausführlicher ersählenden Kaspar von der Roen waffnet sich Gernot, grät in den Rosengarten und erwartet seinen Gegner. Da die Wälfungen dieses bemerken, stellt sich auf Hildebrand's Auforderung Helmschrot entgegen. Nachdem sie einander schon unabhägliche Streiche versetzt haben, schlägt Gernot seinem Gegner das Schwert aus der Hand. Als dieser sich darnach bückt, gibt ihm Gernot einen Schlag auf den Rücken, daß er niedersfällt. Der sich erhebende Helmschrot vergilt den empfangenen Schlag mit einem solchen, der Gernot'en schwer verwundet, so daß er niedersinkt und sich dem Sieger zu eigen gibt¹⁴⁾. Str. 109 heißt es: Hiltprant sprach: „ich her sagen von ein em, der heißt Gernot, der hat allein derschlagen wir hundert riter tot“ u. s. w. Der den rheimischen Helden gebäßig gehaltenen Sage zufolge heißt es Str. 110: „Er ist der kongein pruder derselbig riu Gernot.“ In dem Heldenliede Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Hunnen kämpft Gernot für Ermenrich. Deshalb wird er fleißig dargestellt, nämlich Str. 97 fg.: „Ganther von Rine, und Gernot der Bruder sine, die hochsten fursten uz erkorn, die heten in strit verlorn nuenzen tusent man. Vast raffen began der hohe konig Gernot: „war her niecht welle ligen tot, der hebe sich von hinnen: secht (seht), ob ir mocht entryanen.““ Nachdem Gernot dieses saure qui peut

gerufen, wird nicht mehr erwartet, und Ermenich beginnt zu fliehen. Auch in dem Tiede von der Schlacht vor Raben (Ravenna) kämpft Gernot auch für Ermenich, aber dem Zwecke des Sinnes der Sage gemäß auch unglücklich, nämlich Str. 723: „Den unverzagten Gernot den bestunt her Eckerhart; dez gelack da manig recko tot; dez sie verluht die vart, die sie in Romisch lant ie getaten: Ermenich de hette sie alle verraten.“ Auch im Bitterleif¹⁵⁾ kommt Gernot vor, und zwar turnierend. Nach Bone's Deutung der Heldenlage als uferfrängliche Göttersage scheint Gernot (Wudboeme) für den Hölzer zu stehen¹⁶⁾.

2) Gernot, ein Held Dietrich's von Bern, welcher im Tiede von Dietrich's Drachenkampfe 231. 232 unter dessen Helden vorkommt, ist wol eigentlich von dem obigen Gernot nicht verschieden, sondern von dem Dichter unter sie versetzt. Man findet bemerkt, daß das Auffallende, daß Gernot unter Dietrich's Helden sei, sich vielleicht aus der Einmischung der rheimischen Helden in das Gedicht von Dietrich's Flucht und der Schlacht vor Raben erkläre¹⁷⁾. (Ferdinand Wachter.)

GERNRODE, offenes Städtchen in Anhalt-Bernburg, zwei Stunden von Quedlinburg, in einer angenehmen Gegend am nördlichen Fuße des Unterharzes an dem Osterberge und dem Klatterberge und selbst noch an einem Abhange erbaud, daher die Straßen zum Theil enge, zum Theil bergig, im Ganzen gut gepflastert und reinlich. Gegen Süden und Westen ist die Stadt von Gebirge und Wäldungen eingeschlossen, nach Norden eröffnet sich mit Ausnahme des vorliegenden Hildesbreges eine freie Aussicht auf offene Landegend. Die beiden Kirchen der Stadt sind die merkwürdige alte Stiftskirche St. Cyriaci mit einem Doppelthurne, eine der ältesten Kirchen in Anhalt mit den Denkmälern mehrer darin beigesetzten Ketzissinnen und des Markgrafen Gero, der im J. 960 die reichsfürstliche Frauenabtei Gernode stiftete und dessen Grabchrift lautet:

Kaufst du erher Fuert was ich,
Trichst Wendstich derten lide' ich,
Trichst Gernode von eigner Hab,
Dastich man siht noch heut mein Grab.

Die zweite Kirche ist die ehemalige Stadtkirche zu St. Stephani. Die Stiftsgebäude, großentheils noch in ziemlich gutem Stande, mit einigen gut erhaltenen Kreuzgängen, zwisich über einander gesetzt, sind zur herrschaftlichen Domain benugt, im J. 1832 aber mit dem dazu gehörigen Vorwerke Haberfeld verkauft worden. Die Zahl der Bewohner beträgt 2200, die sich hauptsächlich von Ackerbau, Viehzucht und Holzbau nähren. Auch hat die Stadt eine vortreffliche Gewerhsabrik, ein Hospital und drei Wassermühlen, außerhalb der Stadt eine Fäbsterrei, drei Wassermühlen, eine Schneidemühle, eine Windmühle, Gyps- und Ziegelfrennerrei. (H. K. Hünler.)

11) Der Rosenzart (Göttingen 1836.) S. 36. 51: „Hie sehet der margrafe Rüdeger uz Gernot der künig den nunden kamp.“ Beigl. S. XL. XLX. 12) Der Helden Buch in der Urdrucke, als 2. Bd. der Deutschen Gedichte des Mittelalters: Der große Hefenmagin. Aus der heilichberger und Strassburger Handschrift S. 2. 18: „Hie stritet Gernot und Rüdeger von Besdor.“ 13) Der Helden Buch. 1. Bd. (Berlin 1811.) S. 4. 22. 55. 56. Das Heldenbuch. (Frankfurt 1590.) Bl. 149. S. 2. 161. S. 2. „Hie der Hild Helmschrot mit dem Jungen König Gernot streit, und ward Gernot slüchtig zu den Stramen.“ In der Uebersicht des Sagenkreises des Heldenbuchs heißt es Bl. 186: „König Gernot was auch sein (des Königs Ghib) Sohn.“ 14) Das Heldenbuch Kaspar's von der Roen bei v. d. Hagen und Primisser S. 212: „Hie niht Helmschrot mit Gernot, der was Krimhilt pruter, der kongeinn zu Burmick.“

15) Bei v. d. Hagen und Primisser a. a. D. S. 71. 87. 88. 81. 102. 16) Bone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 326. 17) Wilh. Grimm, Die deutsche Heldenlage S. 208. 411.

Die eine seiner zwei Kirchen, durch Doppeltürme sie auszeichnend, war die eines vormaligen unmittelbaren Jungfrauenstiftes, das Markgraf Gero, Herr der Lausitz im J. 960 gründete. Seine Schwiegertochter Hedwig ward nach dem Tode ihres Mannes erste Äbtissin darin. Es stand unmittelbar unter dem Kaiser und wählte seine Äbtissin selbst. Dieses Recht riß zwar der Papst, während der Stürme unter Kaiser Heinrich IV., an sich; Kaiser Karl IV. verschaffte es ihm aber zurück. Es behielt seine Reichsunmittelbarkeit auch, nachdem es protestantisch geworden. Als aber 1614 die Äbtissin Sophie Elisabeth, Tochter des Fürsten Johann Georg von Anhalt-Desau sich mit Georg Rudolf Herzog von Liegnitz-Brig vermählte, zogen es diese Fürsten, welche ihm schon längst die Reichsunmittelbarkeit freitig gemacht, ein, von denen es seit 1669 die hernburgische Linie besitz. Mit dem Dorfe Nieder bildet es ein Amt. Das Äußere der Stiftskirche zeigt Reizheit und Unbeholfenheit der Bauzeit; Eßfurcht aber erweckt ihr unverkennbar hohes Alter, die schlichte Einfachheit ihrer Formen, wie ihre Gediegenheit und Festigkeit. Reichhaltig und merkwürdig ist ihr Inneres. Denkt man sich hinzu, was später an Stühlen, Emporen und Tragebühnen hinzugefügt ward, so zeigt sich unverkennbar der Styl der alten Basiliken oder derjenigen Bauzeit, die aus antiken Elementen hervorgegangen, in der altchristlichen Kunst ihre eigenenthümliche Ausbildung erhielt, welche später in Teutschland häufig angewendet ward. Für den Baukünstler ist diese Kirche ein Baumerk, das in Hinsicht seines Altersbundes fast einzig für das Studium des Baustyls der frühesten Jahrhunderte deutscher Cultur dasthet und eine Epoche für die Geschichte der Baukunst des Mittelalters in Teutschland begründet. Denn da sie in ihren Haupttheilen unverletzt erhalten ist, so unterrichtet sie vollständig über die Form, in welcher zu Ende des 10. Jahrh. Kirchen erbaut wurden und über die Art der an denselben angebrachten Verzierungen. Aus so früher Zeit möchte wol kein einziges Baudenkmal in seiner ganzen Ausdehnung so ganz erhalten zu finden sein. — Am Altarplatz ist des Gero Grabmal aufgestellt, was jedoch erst 1519 geschah. Er wie seine Tochter liegen zwar in dieser Kirche beerdigt, an welcher Stelle aber, ist nicht zu erweisen, jenes Grabmal mithin nur als Denkstein an ihn zu betrachten, der aber ohne allen Kunstwerth ist. — Die Lage von Gernsbad ist überall reizend. Ueber dem Städtchen auf einem Berge ist ein öffentlicher Vergnügungsort: „der Stubenberg“, von welchem man die wunderschöne Landschaft überblickt. Gernsbad ganz nahe liegt das „Beringersbad“, dessen salzhaltige Quelle sehr besucht wird. — Putzrich, Denkmal der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, enthält Ausführliches über die Stiftskirche in Gernsbad nebst Grundrissen und Abbildern.

(F. Gottschalk.)

GERNSBACH oder GERNSPACH, unter 26° d. B. 48° 46' nördl. Br., 500' über dem Meere, Stadt im Mittelrheinkreise des Großherzogthums Baden, Bezirksamts Gernsbad, in der Grafschaft Eberstein,

welche 1660 an Baden fiel. Die Stadt, deren schon im J. 1219 Erwähnung geschieht, dehnt sich theils an beiden Ufern der Burg hin, theils steigt sie einen Hügel hinauf, auf dessen höchstem Punkte die katholische Pfarrkirche steht und hat zwei Vorstädte Zielesbad und Biele. Die Zahl der meist evangelischen Bewohner beträgt 2200, die hauptsächlichsten Gebäude sind das Rathhaus, das Kaufhaus, das Forsthaus, eine evangelische Kirche, die untere Kirche, neun von der Murg getriebene Sägmühlen. Gernsbad ist Sitz eines Forstamts mit Bezirksförsterei, eines katholischen Decanats, eines Pöpstzats und einer Posthalterei, eines Bezirksamts nebst Amtsrevisorat. Die Bewohner treiben Feldbau, Weinbau, Viehzucht, starken Obstbau und Handel mit jungen Obstbäumen, Gerste, Del und Holz. Für den Holzhandel besteht hier unter dem Namen Schiffersgesellschaft eine sehr alte Holzhändlergesellschaft. Unter den Handwerkern gibt es geschickte Büchsenmacher, Feilenhauer, Gürtler, Instrumentenbauer, Kupferschmiede u. s. w. Gernsbad soll seine städtischen Rechte unter Kaiser Friedrich II. erhalten haben und bezirk in einer Urkunde von 1272 als Stadt erscheinen. Vor 1676 war Gernsbad Condominat mit Speier; 1803 erlangte Baden die alleinige Herrschaft. (H. E. Hüssler.)

GERNSHEIM, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, am rechten Rheinufer am Einflusse des Winkelbaches, 4½ Stunden von Darmstadt, zwischen Worms und Oppenheim, mit 2900 meist katholischen Einwohnern. Gernsheim besteht aus der eigentlichen, mit Wällen und Gräben umgebenen Stadt und aus der Vorstadt, hat breite Straßen und zum Theil schöne Häuser. Hauptgebäude sind die im J. 1733 vollendete schöne katholische Pfarrkirche mit einem hohen, prächtigen Thurne, das im J. 1700 erbaute Rathhaus und die vormalige domkapitelliche Factorat. Auf dem Markte das in neuerer Zeit dem in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. hier gebornen, um die Buchdruckerkunst verdienten Schwiegersohne Kaufs, Peter Schöffer, errichtete Denkmal. Die Stadt ist Sitz eines Landgerichts, einer Districtssteuerannahme und einer Postexpedition, hat eine Elementarschule und eine obere und mittlere Knaben- und Mädchenschule. Nahrungszweige der Einwohner sind Landwirtschaft, Leinweberei, Schifffahrt und Fischei. In der Nähe gute Zorgräbereien. Rheinuferfahrt und wichtige Marktshifffahrt nach Mainz. Gernsheim wird jetzt 733 erwaht. Im J. 1356 erhielt der Fleden von Kaiser Karl IV. Stadtrechte und die Stadt später Marktprivilegien. Im J. 1802 wurde sie von Mainz an Hessen abgetreten. Sie war früher eine starke Festung mit abgeleiteter fester Burg, breiten Gräben u. s. w. (H. E. Hüssler.)

GERNSPRINZ (die) oder GERNSPRENZ, ein kleiner Fluß in der großherzoglichen Provinz Oberhessen. Sie entspringt im Odenwalde bei dem Dorfe Kleintempen, an der Gränze der mediatisirten Grafschaft Gernsbad, geht am Schlosse Lindenfels, Großtempen, an Reichelsheim, am Schlosse Reichenberg, bei Kirchderfurt, Pfaffenberfurt, Dbergernsprinz, Niedergernsprinz, Un-

terkrumbach, Umbach, Hosenrod, Bersau, Bibra, Heinsheim, Ueberau, Dierburg, Rünster, Uldorf, Bodenhausen und Garder vorbei durch das sumptige Terrain bei der Stadt in den Untermainkreis des Königreichs Baiern, wo sie in den Main fällt. (H. E. Häusler.)

GERO, männlicher Eigenname, sprachlich, lautet in härterer althochdeutscher oder sängallisch-schwäbischer Form Kero, wie Markgraf Gero der Große in den sängallischen Schriften genannt wird, und wie ein Mönch von St. Gallen, der sich durch seine Glossen zu der Regula S. Benedicti verdient gemacht hat, heißt, ist nach Schiller dasselbe, was Desiderius, wird als Gero von Joh. Georg Wachter unter Ger, cupidus et cupide, studiosus et diligenter gestellt, und durch studiosus, diligens, intentus erklärt, von Graff dagegen das Ger zu Gër, Spieß, gestellt, so daß also Gero ein Kämpfer mit dem Spieße wäre, oder auch Spieß bildlich für einen tapferen, kampfkraftigen Mann gebraucht wird. In biblischen Glossen wird durch Gero und Kero lingua maris erklärt *), nämlich bildlich von der spießförmigen Gestalt gebraucht. Die, welche Gero von gar ableiten, erklären es durch „ein ganzer Mann.“ (Ferd. Wachter.)

GERO, Markgraf von der Lausitz. 1) Gero I. der Große, wird von dem Fortsetzer des Regino zum J. 965 der beste und vorzüglichste Markgraf seiner Zeit, von Dithmar von Werzburg der Vorkämpfer des Vaterlandes genannt. Wenn Gero ferner als durch so viele Siege als Schlachten berühmt und der große und mächtige Mann von seinen Zeitgenossen genannt wird**), so muß damit verglichen werden, wie Witkind ihn auch insbesondere schildert. „Es waren“, sagt er, „viele gute Künste in Gero, Kriegserfahrung, in Givilsachen gute Rathschläge, ziemlich viel Verstand, viel Kenntniß und ein Verfahren, durch das er seine Klugheit mehr durch die That, als mit dem Munde zeigte, im Erwerben Thätigkeit, im Geben Freigebigkeit, und was das Beste war, zur Gottesverehrung (ad cultum divinum) guten Eifer.“ Wenn er von den Neuren Markgraf von der Lausitz genannt wird, so ist davon nur soviel mehr, daß er diese Mark begründet hat, indem er Lufig dem Reiche unterwarf, wie Dithmar sagt, und nach ihm der Annalista Saxo zum J. 963: „Gero, der Markgraf der Ostlichen (Orientalium marchio), brachte Lu-sizi und Schpuli, auch Misero'n mit den ihm Unterworfenen unter die kaiserliche Herrschaft.“ Da Gero nach dem Fortsetzer des Regino im J. 965 starb, so fällt also seine Thätigkeit in der Lausitz erst in den letzten Zeitraum seiner Heidenlaufbahn. In den sängallischen Angaben über die Bruderschaften wird er sängallischer Graf, Markgraf gegen die Slaven genannt. Graf läßt er sich zuerst im Jahre 937 nennen. In pago Nordthuringia heißt es in der Urkunde des K. Otto, nämlich erst in comitatu Thietmari in Magdeburg

cortem nostram etc., und weiter unten in comitatu Geronis in Bigera (Bieren) tres familias litonum et in comitatu Christiani in Grimersla etc.). Man kann vermuthen, daß Gero damals noch nicht Markgraf war, jedoch schon mit den Slaven zu kämpfen hatte. Nebst „Biere“ wird in der Urkunde vom J. 939 *) als in der im Gaus Nordthüringen gelegenen Grafschaft Gero's noch aufgeführt Unnesburg (Linsburg) und Sunnaburg (Schwanberg). In der Urkunde vom 25. Febr. 944 **), in welcher das Dorf Turdinge (Tartbune an der Bode) als in der Grafschaft des Markgrafen Gero im Gaus Nordthüringen aufgeführt wird, erscheint Gero als Markgraf. In der Urkunde vom 6. Juni 941 gibt K. Otto, bewegen durch die Bitten des ihm sehr werthen Markgrafen Gero **), dessen Sohn, welchen der König aus der Lausitz gehoben, die in der Grafschaft des genannten Vaters bisher von demselben lehnweise besessenen Drischast Osteregulum (Stadt Egin) und Westeregulum (Westeregeln). Hier erscheint also Gero zum ersten Male als Markgraf. Ueber Gero als Markgrafen in Beziehung auf sein Verhältniß zu dem Grafen Dithmar haben wir in dem diesem gewidmeten Artikel S. 184 gehandelt. Nach Dithmar von Werzburg und dem Annalista Saxo zum J. 938 ward die Legatio Sifridi comitis dem Markgrafen Gero übergeben. Ob, wie der Geschichtschreiber annimmt, Gero schon damals Markgraf war, muß zweifelhaft bleiben. Gewiß ist, daß Legatio Grafschaft bedeutet. Nach v. Zeussch ist aber hier etwas Anderes darunter zu verstehen *). Gero's Grafschaft im Gaus Nordthüringen finden wir im J. 946 durch die Grafschaft Dithmar's vermehrt, denn nach der Urkunde vom J. 940 lagen des Letzteren Grafschaft Magdeburg, Vrona (Grosze), Mantelsleben (Banzleben), Dudulon (Hohenbelsleben), Suldorf (Sulders) a. s. w., und nach der Urkunde vom J. 946 dieselben Orte, die als in der Grafschaft Dithmar's im J. 940 gelegen aufgeführt werden, die wir aber der Kürze halber nicht nennen, in der Grafschaft Gero's **). Die schwierige Stellung hatte dieser gegen die Slaven. Witkind sagt: „Die Barbaren aber, von unserer Arbeit (nämlich durch den Krieg, den die Empörung Thancmar's und Heinrich's gegen ihren Bruder, den K. Otto den Großen, veranlaßt hatte) heimlich gemacht, ruhten nirgends von Brand und Plünderung, und geduldeten Gero'n, den ihnen der König vorgefetzt hatte, durch List umzubringen. Er kam der List durch List zuvor, machte sie durch ein herrliches Gastmahl voll und brachte von den in

*) f. die Nachweisungen bei Graff, Althochdeutscher Sprachsch. 4. Ab. S. 236.

1) f. Ferd. Wachter, Geschichte Sachsen. 1. Bd. S. 159. 3. Bd. S. 307.

2) f. die Urkunde bei Leuchfeld, Antiq. Halberstadt p. 640. 3) Bei Gercken, Cod. Diplom. Brandenburg. T. VII. p. 3. 4) Bei Erdmann, Urtheilliche Historie. 3. Ab. 1. Bd. S. 167. 5) Dilectissimi Marchionis nostri Geronis, Urkunde bei Hoffmann, Rec. Lusit. Script. T. IV. p. 145, im Directorium Diplomaticum über die Geschichte Oberdeutschens 1. Bd. S. 60 wird Gero irrigerweise bloß Graf genannt. 6) f. das Räthel bei v. Zeussch, Markgraf Gero (Leipzig 1828.) S. 938. 7) Rgl. die Urkunde vom J. 941 bei Zeussch a. a. O. S. 640 fg. und vom J. 946 bei Leuber, Spach. Sax. a. 1593 und die in beiden vorkommenden Orten, aufgeführt von v. Zeussch in der Geographie bei Markgraf Gero S. 163.

Wein Begrabenen gegen dreißig Fürsten oder Vornehmste (principes) der Barbaren um. Da er aber nicht gegen alle Nationen der Barbaren, weil auch die Dacoten erblühten, und nachdem sie ein sächsisches Heer erschlugen und den Heerführer Hucca selbst verlistet hatten, hinreichte, so wurde das Heer von dem Könige oft selbst geführt und beschädigte sie.“ Dieses von Witichind Erzählte steht der Annalsa Saxo ins J. 940. In das Ende des J. 942 oder Folgendes, welches Witichind ebenfalls berichtet. „Zu derselben Zeit (nämlich zur Zeit der Unruhen in Thüringen) brannte auch gegen den Krieg der Barbaren (Slaven), und da die zu Handen Gero's zu Befehlungen conscribirt Kriegsleute (militos) durch häufige Heerfahrt verdünnt und durch donative oder (vel) tributarische Prämien weniger unterstützt werden konnten, weil die Tribute hie und da verzweigert wurden, so wurden sie durch aufrührerischen Haß gegen Gero'n erbittert. Da aber der König zu gemeinen Nützlichkeiten des Staates immer auf Seiten des Markgrafen stand, so wandten sie ihren Haß auch gegen den König selbst. Dieses benutzte Heinrich gegen seinen Bruder und wandte sich fast alle Kriegsmänner der sächsischen Gegenden zu, und listete eine Verschwörung, durch welche zum Osterfeste (943) der König umgebracht werden sollte. Doch wurde der Anschlag vereitelt.“ v. Zurlauben nennt in seiner sehr schätzenswerthen Schrift „Markgraf Gero“ diesen Nachfolger der Herzoge von Thüringen; denn wenn auch eigentlich zuerst Herzog Otto der Erlauchte, dann Heinrich I. und jetzt Otto I. als Herzoge von Sachsen und Thüringen betrachtet werden müssen, weil deren Stelle neuerdings und seit Heinrich's Königswahl nicht wieder besetzt worden, und Heinrich während seiner ganzen Regierung, Otto I. während der ersten Hälfte seines Königthums die herzogliche Gewalt mit der königlichen vereinigt haben, so habe doch Gero zuvörderst den größten Theil der sächsischen Mark, ferner den Oberbefehl über die Truppen, die Aufsicht über die noch nach eigenen Gesetzen lebenden slawischen Stämme, die Sorge für die Betreibung des Tributs, und dieses Alles, ohne unter einem andern als dem Könige zu stehen, gehabt; er habe mithin höher als der Markgraf in Deckerreich, der erst bei dem Herzoge von Baiern anfragen müssen, gefanden, er habe mit den übrigen Herzogen auf gleicher Linie gefanden, und die Ausdehnung seines Landes, dem nur die Provinz Thüringen, der pagus Sudthuringiae gescheit, um mit dem alten Herzogthume völlig gleich zu sein, habe ihm auch eine Macht, die von der der übrigen Herzoge wenig verschieden gewesen, gegeben, sobald König Otto ihm auch das Einzige, was ihm zum wirtlichen Herzoge gescheit, den Titel Dux, nicht vorerhalten habe. A. Otto I. sagt nämlich in der Urkunde über die Stiftung des Bisthums Brandenburg vom 1. Oct. 949“: „sedes episcopalis in Brandenburg in pago Hevelidun in marchia Geronis dilecti ducis et marchionis nostri.“ Nach v. Zurlauben läßt sich vielleicht als Vermuthung aufstellen, daß bei Gelegenheit

der Erhebung Zugumir's zum Herzoge auch Gero diesen Titel erhalten habe, weil zwischen ihm und Zugumir dasselbe Verhältnis stattgefunden zu haben scheint, in welchem sich 950 Herzog Heinrich von Baiern zu dem Herzoge von Böhmen gefunden habe. Von der Todeszeit des Herzogs Zugumir von Brandenburg ist zwar nur mit Sicherheit bekannt, daß er den 23. Mai gestorben ist. Am Betreff des Jahres kommen 947, 948 oder 949 in Frage. Da nun vor 949 Gero nicht als Dux vorkommt, so vermuthen wir, daß er die Herzogswürde erst nach Zugumir's Tode als dessen Nachfolger erhalten hat. Die angeführte Stiftungsurkunde ist von der größten Wichtigkeit, weil aus ihr hervorgeht, daß Gero wirklich Dux war, was man hat beweisen wollen, weil Ludewig“) bei der Stelle in der Urkunde vom J. 902: „consilio Popponis etc. atque Geronis Marchionis duas villas.“ hinter Marchionis noch Ducis eingeschoben hat. Wegen dieser Fälschung kann man jedoch, wie doch gesehen ist, nicht behaupten, Gero gehöre gar nicht in die brandenburgische Geschichte. Gribner“) sagt: „Gero ist Herzog genannt worden, als er die brandenburgische Mark noch nicht hatte, sondern den Kaufmann bloß verhand,“ und bezieht sich dabei auf das Chronicon Montis Sereni“), welches sagt: „Temporibus denique primi Ottonis Imperatoris duo fuerunt fratres Gero dux et Marchio et Sifridus Comes etc.“ und auf die Verse, welche aus der berühmten kurfürstlichen Bibliothek zu Wittenberg herpenet in die Annal. Gernrod. aufgenommen hat: „Zu Lausnitz erster Fürst was ich, drissig Wendischer Herren toedtet ich, stiftet Gernrode von eigener Hab, do selbst man sieht noch heut mein Grab.“ Die Verse aber verstehen unter Fürst aller Wahrscheinlichkeit nach Markgraf. Das lauterberger Reithuch kommt bei Gelegenheit der Stiftung des Klosters Rienburg auf die des Klosters Gernrode, handelt weiter von dem Markgrafen Dithmar und dem Erzbischofe Gero von Geln, sagt endlich von Dithmar's Sohne Gero (nämlich Gero II., von welchem wir unter 2. handeln): „Gero zeugte Dithmar'n; Dithmar Dbo'n, welcher ohne Kinbet starb, und in dem die Fortpflanzung der Nachkommenschaft aufhörte. Diese alle waren Markgrafen der Lausitz, die jetzt die Ostmark genannt wird.“ Will man bei dem weit oben (col. 191) stehenden Gero Dux et Marchio auch das Dux auf das weiter unten (col. 193) befindliche Hi omnes provinciae Lusitensis Marchionis fuerunt beziehen, so ist wenigstens der Schluss sehr unsicher, daß das Dux sich nicht auch auf die Mark Brandenburg erstrecke. Nach unserer Ansicht dachte man sich zur Zeit Gero's des Großen beide nachmalige besondere Marken noch nicht getrennt. Die herzogliche Würde Gero's scheint nur sehr beschränkt gewesen zu sein, nämlich sich bloß auf ihn als Zugumir's Nachfolger bezogen

9) Dissert. de Formula Ducatus Brandenburg. §. 4. not. e. 10) Programmata de Marchione Geronis ap. Hoffmann, Rer. Lusnat. Script. T. II. P. II. col. 275. 11) ap. Mencke. Script. T. II. col. 191.

8) Bei Werden, Brandenburgische Stiftsbibliothek G. 335.

zu haben, denn Dithmar von Merseburg kennt Gero'n nicht als Herzog; denn er sagt Lib. I. (Ausgabe von Wagner S. 27): „*Gero Orientalium Marchio Lusit et Selpuli, Misconem quoque cum sibi subiectis imperiali subsidio ditavit. Herimannus dux Seliburem et Mistai cum suis Imperatori tributarios fecit.*“ und weiter unten (col. 30): „*Gero quoque, defensor patriae etc.*“ und handelt nun von der Stiftung des Klosters Gerode, welche Stelle sich im lauterberger Zeitbuche benutzt findet. Man muß daher annehmen, daß aus der Urkunde über die Stiftung des Bisthums Brandenburg geschlossen, daß Gero dem 12. Jahre, als Dux bekannt war. In der Stelle des Witiwind's Buch III., da, wo er von der Unterredung Gero's mit Steinf handelt und bloß einfach sagt Gero Comes, und ihn weiter unten durch Praeses bezeichnet, hat der Annalista Saxo, der die Darstellung des genannten Geschichtschreibers zum J. 955 gibt, die Vermehrung Gero Comes, Dux et Marchio. Die geroder Grabschrift sagt illastr. Dux et Marchio Gero. Das Necrologium S. Gallense (bei Echard, Commentar. Rer. Franc. T. II. p. 920) sagt: „X. Kal. Aprilis. Commemoratio Huius ducis de Saxoniae.“ Als Ludolf von seinem Vater Otto dem Großen den ganzen Gau Semunt zu eigen erhalten hatte, erhielt in demselben Markgraf Gero drei Marken (Zürn) von Ludolf zu eigen, welches der König im Juli 952 bestätigte¹²⁾. Als Ludolf, der sich gegen seinen Vater empörte, im J. 954 in Regensburg belagert ward, versuchte er den das östliche Thor belagernden Gero, welcher, wie Witiwind bei dieser Gelegenheit sagt, durch so viele Siege als Schlachten berühmt war¹³⁾, mit den Waffen. Es wurde von der dritten bis zur neunten Stunde vor dem Thore der Feste scharf gekämpft. Arnulf fiel. Als Gero bereits durch viele ausgezeichnete Thaten berühmt geworden, so erhöhte er doch im J. 954 seinen Ruhm und seine Größe noch ungemein dadurch, daß er die Udern gefessenen Slaven besiegte und unterwarf. Er that dieses mit Hülfe des ihm vom Könige zum Kräftebande gesandten Konrad, Herzog der Franken. Aus dem Lande der von Gero mit großem Ruhme bezwungenen Udern wurde große Beute hinweggeführt. In Sachsen herrschte große Freude. Daß Gero der Herrfahrt Otto's des Großen gegen die Ungarn, welche für ihre Raubzüge in der berühmten Schlacht am Lech gezüglicht wurden, beigewohnt, erwähnt Witiwind nicht. Heppenroth sagt: „Nachdem der Sieg über die Udern gewonnen war, folgte Markgraf Gero dem Kaiser (damals nur noch König) Otto in den ungarischen Krieg, welcher zu Anfangs Augusts 955 fiel und eine drei Tage anhaltende Schlacht dauerte.“ Nach v. Leutsch scheint dieses, daß Gero während dieses ungarischen Feldzuges nicht in seinem Herzogthume, son-

dern in Baiern war, daraus zu erhellen, daß in den Markgrafen Graf Dietrich besetzte und Gero hier gar nicht verkomme. Als Otto der Große im J. 955 gegen die vereinigten Oebriten, Wäsen, Circipaner und Zolzenzer zu Felde zog, und wegen der Sumpfe nicht über die Tara (Oeffe), deren anderes Ufer die Feinde stark besetzt hatten, mit dem Heere lennte, das überdies an Krankheit und Hunger litt, wurde in dieser Verlegenheit, nachdem sie mehrere Tage gewährt, endlich Gero, dessen Tugenden und andere Gaben Witiwind bei dieser Veranlassung schildert, an Steinf, den Fürsten der Barbaren (Slaven), geschickt, daß er sich dem Imperator, wie Witiwind Otto den Großen hier nennt, ergeben sollte, er werde ihn dadurch zum Freunde und nicht zum Feinde erhalten. Der Präses, wie Witiwind Gero'n nennt, grüßte über den Sumpf und den an ihn liegenden Fluß hinüber. Der Slawe erwiderte es. Der Präses stellte ihm die Verwegenheit vor, gegen den König Krieg zu führen; wo habe er ein Heer dazu, und fuhr dann fort: „Habt ihr Tapferkeit, Kühnheit und Kunst zu kämpfen, geht uns eine Stelle, über den Fluß zu gehen, oder wir wollen euch herüber lassen, auf gleichseiner Dichtigkeit eure Tapferkeit zu erproben.“ Der Slawe knirschte mit den Zähnen, stieß viele Schmähungen aus und verhöhnte Gero'n und den Imperator und das ganze Heer. Gero, der von flammender Seele war, wurde hierdurch aufgebracht; der morgende Tag wird klar machen, ob du und dein Volk stark genug an Kräften seid oder nicht, denn wir werden ohne Zweifel morgen mit euch kämpfen. Gero berichtete dem Imperator, was er gehört hatte. Dieser erbot sich des Nachts, befehl, durch Pfeile und Maschinen den Feind zum Kampfe herauszufodern und so zu thun, als wenn er durch Gewalt den Uebergang über den Fluß erzwingen wollte. Die Slaven glaubten nach der gestrigen Drohung nichts Anderes, vereinigten sich zur Schlacht und verreckten den Zug aus allen Kräften; aber Gero ging mit den ihm befreundeten Ruenern (bei dem Annalista Rivianen) fast eine Meile von dem Lager hinweg und bante, ohne daß es der Feind wusste, schnell drei Brücken, sandte einen Boten an den Imperator und rief das ganze Heer dahin. Als die Slaven dieses sahen, bestrehten sie sich selbst, den Legionen zu begegnen. Während das slawische Fußvolk einen zu langen Weg lief, wurde es durch Müdigkeit erschöpft und konnte dann, als sie die Schlacht schlugen, nicht lange aushalten, und wider den Willkürs (teutschen Kriegsmännern zu Hof, den nachmaligen Ritters) schnell. Die Geschlagenen wollten sich durch die Flucht retten, wurden aber niedergeworfen. Steinf wartete auf einem höheren Punkte mit den Reitern den Ausgang der Schlacht ab, floh, als er die Genossen fliehen sah, auch, und ward von dem Kriegsmanne Hefel in einem Heine erschlagen. Zu so glänzenden Siegen führte Gero das Heer Otto's, das sich in so großer Verlegenheit befand hatte. Wigmann, der sich gegen den König empörte und mit den Slaven verbunden hatte, und gegen den das Heer zum dritten Male geführt wurde, erlangte,

12) f. die Urkunde bei Hopenroth. Annal. Gerod. und bei Hoffmann. l. c. p. 146. 13) Geroneum, tota victoria, quot proelia clarum. Witiwindi Corb. Annal. Lib. III. ap. Meibom. p. 658.

daß er in die Sicherheit (in fide) Gero's und seines Sohnes aufgenommen ward, und bei dem Kaiser (Imperator, der jedoch noch König war) erlangte, daß er das Vaterland und das Erbe seiner Frau mit kaiserlicher Gnade genoss. Als aber Wigmann, während Otto in Italien war, Ränke schmiedete, deshalb angeklagt und schuldig erkannt ward, gab Gero (nach dem Annalista Saxo 965), seines Vorgesetzten (nämlich der Sicherheit, die er ihm gegeben) eingedenk, ihn den Barbaren (Slawen), von denen er ihn aufgenommen hatte, zurück. Wigmann ward von ihnen gern aufgenommen und rief die ferner lebenden Slawen durch häufige Schlachten auf. Den König Mirca, unter dessen Gewalt die Slawen, welche Liebowitz hießen, überwand er zwei Mal, tötete dessen Bruder und erpreßte von ihnen große Beute. Das Wittichind Gero's Verbündeten zuschreibt, nämlich die Besiegung des Königs Misino, schreibt Dithmar in der Stelle, welche wir bereits angeführt haben, Gero'n selbst zu. Wittichind fährt fort: „Zu derselben Zeit besiegte der Pfalzgraf die Slawen, welche Lusaki heißen, auf das Wästhage, und zwang sie zur äußersten Knechtschaft, doch erlief er dabei eine schwere Wunde, und sein Knecht oder Enkel (nämlich nepos), der beste Mann, und auch sehr viele andere Edelknecht.“ Dieses von Wittichind Erzählte setzt der Annalista Saxo ins J. 965 und die Stelle Dithmar's von Werseburg, nach welcher Gero Lustal unterwirft, ins J. 963. Doch meinen Wittichind und Dithmar offenbar eine und dieselbe Begebenheit, und fowiel ist gewiß, daß erst um diese Zeit Gero als Markgraf von der Lausitz, nämlich als wirklich in dieser Landschaft herrschend, angenommen werden kann. Er hatte also den Slawen fünf Hauptschläge beigebracht: 1) die Zerstörung der gegen 30 verüblichen Herren, jedoch nicht in der Lausitz; 2) die Unterwerfung der Ucker; 3) die Zinsbarmachung der Dobritzen, Wilzen, Ciripauer und Tholinger, von welcher die größeren sangelischen Jahrbücher zum J. 955 handeln; 4) die Unterjochung der Lausitzer; und 5) die Unterwerfung des polnischen Königs Mieszko durch den mit ihm verbundenen Wigmann, mittels dessen er durch Slawen andere Slawen bezwang liess. Nach Hoppnerd beglückte Markgraf Gero den K. Otto drei Mal nach Italien. Wenn dieses begründet sein sollte, so müßte, bemerkt v. Leutsch, Gero bei Otto's zweitem Zuge bald wieder umgeschifft sein, und da Otto's dritter Zug nach Gero's Tode vorgenommen wurde, so müßte unter Gero's drittem Zuge dessen Pilgerreise nach Rom zu verstehen sein. Diese ist gewiß. Die Alamanneische Ecclesiae veteris Fraternitates sagen: „Anno incarnationis Domini DCCCCLV Comes Saxonicus, Marchio contra Slavos, vir religiosus Gero nomine a liminibus principum Apostolorum reversus monasterium S. Galli orationis causa visitavit.“ Gero gab, wird weiter berichtet, dem heiligen Orte acht Pfund Silber, und verließ, daß, wenn er bei dem Könige oder bei irgend einem Großen ein Eigen oder eine andere Besizung innerhalb der Grenzen Schwabens erlangen könnte, er sie dem Kloster geben und in allen Bedürfnissen oder Geschäften des Klo-

sters ihm in der Pfalz (am Hofe) oder privatim untermüdet leisten werde, und erlangte dadurch das consortium fraternitatis (die Aufnahme in die Bruderschaft der Mönche von St. Gallen). Man¹⁾ vermutet, daß das Jahr DCCCCLV ein Schreib- oder Rechnungsfehler, da es auf die Pilgerreise Gero's, von welcher Dithmar von Werseburg handelt, nicht wohl paßt, und sich auch keine Spur findet, daß Gero den Kloster eine Besizung verschafft hätte. Die Mönche würden ihm gewiß nicht Kaufe gelassen haben, wenn ihn der Tod nicht bald von ihrem Andringen befreit hätte. Dieser Umstand macht, daß sie seiner nach dem Necrologium S. Gallense: X. Kal. Aprilis. Commemoratio Aeroducis de Saxonia, sich dennoch erinnern. Aber Wahrscheinlichkeit nach ließ sich Gero in die Bruderschaft der Mönche von St. Gallen auf der Rückkehr von der Pilgerreise nach Rom, von welcher Dithmar von Werseburg redet und bei dem Annalista Saxo ins J. 965 setzt, aufnehmen. Der berühmte Geschichtschreiber erzählt Folgendes. Gero, der Vertheiliger des Vaterlandes, begab sich, da er von dem Tode seines einzigen Sohnes, des erlauchten Sigfrid, sehr beunruhigt ward, nach Rom, legte als ein bereits emcitirter Greis seine siegreichen Waffen vor dem Altare des ersten der Glaubensboten, Petrus, nieder, erhielt bei dem Herrn Apostellichen (bei dem Papste) den Arm des heiligen Erzbischof, stob mit allem seinem Erbe zu Gott, besuchte sein Vaterland wieder, setzte die früher verschleierte Witwe seines Sohnes, die Hathwi (Schwieg) hieß, in dem nach seinem Namen genannten Walde erbaute Kloster zur Actissin, ließ sie von dem Bischöfe Bernhard (von Halberstadt) weihen, und starb, nachdem er alles dieses befristet, den 20. Mai, nämlich XIII. Kal. Julii. So nach Dithmar von Werseburg. Auf Gero's Grabmale zu Gernebre, auf dem dessen Bildniß²⁾ eingegraben ist, befindet sich die Inschrift: Anno Domini 965 die 14. Cal. Julii³⁾ obiit illustrissimus Dux et Marchio Gero, hujus Ecclesiae fundator, cujus anima requiescat in pace. Nach den unechten⁴⁾ Urkunden über die Stiftung des

14) Fern. Bacher a. a. D. S. 1601 v. Leutsch a. a. D. S. 114. 15) Hoppnerodius. Annal. Gerrod. (sp. Meibom. Script. T. II. p. 425) sagt: „Exuvias certissimas et firmissimas spe futurae resurrectionis, condidit filia Hathwigia, prima Abbatissa Gerrodensis, in sandapilam ex plumbo confectum, quam in templum ad arcem, altare disposuit, solvens patet et fundatori munificentissimo, benignissimo et carissimo gratitudinis et pietatis officium postremum. Non autem sandapila plumbea terre est humata, sed corpus in sandapila conditum, super pavimentum templi, saxo pulito tectum et quom honorificentissime sepultum est. Mortui Marchionis effigies, ut antea in toga viventi, saxo quod exuvias tegit, in armis depicta et insculpta fuit, cum imaginibus Apostolorum et talis inscriptione, welche wir oben im Texte mittheilen. Artifex in clypeo depinxit Leonem, sed pro symbolo usus est tauro rubicundo, habente per medium album circulum, quod fuit olus inagine veterum Saxonum.“

16) Hoppnerd bemerkt: „Hujus fundatoris anniversarium celebrationem, Abbatia in Garrod habere consuevit die 18. Martii.“ 17) Ueber die Unächtigkeit dieser bei Hoppnerd S. 423. 424 befindlichen Urkunde des Markgrafen Gero s. das Bildnis bei v. Leutsch S. 115, und die hier die

Nomenklosters Gerroba hätte Gero den Tod zweier Söhne, nämlich Sigfrid's und Gero's, zu beklagen gehabt, während Dithmar nur von einem spricht, und Hattwig wäre nach denselben unechten Urkunden und dem Epigramma in memoriam fundatoris hujus Ecclesiae scriptum¹⁸⁾ nicht Gero's Schwiegersohn, sondern Tochter gewesen. Einer der Gründe, aus welchen K. Otto von der beabsichtigten Herrschaft gegen Frarinetum (s. d. Art.) abstand, war nach Witzling diefer, daß der große und mächtige Mann Gero gehörte war. Dithmar sagt Lib. VI. p. 172 der Annalista Saxe zum J. 1011, wo er von der Heerfahrt der Deutschen gegen Boleslaw handelt, inde (nämlich von Belegori in Geronis praedio marchionis, nämlich Gero's II.) ad *Luciz* pagum, in cuius fronte urbs quaedam *Jarina* stat, a Geronis dieta marchione, qui *magnus* fuit, et sic nuncupabatur. Man beachte dieses mit Recht aus Gero I., da Witzling (Lib. III. p. 662) sagt: Gero, vir *magnus* et *potens*, und das Chronicon Quedlinburgense zum J. 1013 sagt: in monasterio *Geronis Magni* Marchionis inter Arnulfum et *Geronem* Comitum, welcher Letztere, wie aus Dithmar hervorgeht, Markgraf Gero II. ist. Unter dem Monasterio Geronis Magni ist Gerroba zu verstehen, welches Dithmar von Werseburg Lib. VI. p. 138 und p. 194 durch *Salvus Geronis* gibt.

2) Gero II., Markgraf von der Lausitz, war ein Sohn des Markgrafen Dithmar, folgte, wie wir in dem diesem gewidmeten Artikel S. 187 bemerkt haben, seinem im J. 978 sterbenden Vater, obgleich er noch jung war, zwar in der Grafschaft, aber nicht unmittelbar, das heißt, sehr nicht, weil die Verwaltung einer Mark in jener Zeit zu schwierig war, in der Markgrafschaft. In der Urkunde des Kaisers Otto II. vom 3. März 979 werden Orte als in Comitatu *pueri* Geronis in pago *Serimunt*¹⁹⁾ liegend aufgeführt²⁰⁾. Auch noch in der Urkunde des K. Otto II. vom 5. Nov. 981²¹⁾ heißt es: „in comitatu *pueri* Geronis in pago *Solidici* Marcam, quae vocatur *Gunnete*.“ Aber schon in

einer etwas früheren Urkunde, nämlich in der vom 21. Juli 981²²⁾, läßt der Kaiser oder vielmehr der Kanizler Hildebrand das *puer* hinweg, indem es bloß heißt: „nostrae proprietatis loca quaedam et castella, in partibus Slavoniae, Olisint, Domaki et Suevie dicta, in pago *Seltici* nuncupant, in Comitatu Geronis Comitibus, iuxta Orientalem²³⁾ partem Albis fluminis sita etc.“ Im J. 983 finden wir Gero'n als Markgrafen, nämlich in der Urkunde vom 11. Juli 983, nach welcher Otto III. auf Bitte seiner Großmutter Adelheid und des Bischofs Hildebrand zu Worms, der beiden Markgrafen Egahard (nämlich Edhart's I. von Meissen) und Gero und des Grafen Luthar seiner Taute, der Äbtissin Mathilde zu Ludwigsburg, eine Schenkung macht²⁴⁾. Den 1. Mai 1000 eignete Otto III. auf Veranlassung des Markgrafen Gero und des Ältesten Egahard zu Rieznburg dem dasigen Kloster die Stadt und Burgward Nienpitz [sicht der Nienpitz an der Reibe unweit Guben²⁵⁾ in der Niederlausitz] an der Risa, in der Grafschaft des Markgrafen Gero gelegen, zu. Nach Sitte der damaligen Zeit werden die Markgrafen häufig bloß durch Graf bezeichnet. So auch unter Gero. Den 12. Mai 1003 schenkte König Heinrich II. per inventum quorundam fidelium nostrorum Bernhardi videlicet Ducis, Arnolphi venerabilis Episcopi, comitisque Geronis seinem getreuen Kellner quoddam nostri juris praedium id est viginti regales mansos ultra Albium in territorio Zerbini in comitatu praedicti Geronis sitos und *Andere* noch²⁶⁾ zu Eign zu. Derselbe schenkte den 8. Aug. 1004 dem Kloster Rieznburg zwei Städte, Trebus und Lubocholi, nebst fünf Dörfern²⁷⁾ (welche sich alle in der Niederlausitz nachweisen lassen), inbegriffen in dem Pago *Lucici* der Grafschaft des Grafen Gero gelegen. Außer den Urkunden ist Dithmar von Werseburg die wichtigste Quelle für die Geschichte Gero's II. Aus dem berühmten Geschichtschreiber²⁸⁾ lernen wir nämlich Folgendes, wobei wir die Jahreszahlen nach dem Annalista Saxo hinzufügen. Als nach dem Tode des Kaisers Otto III. die sächsischen weltlichen und geistlichen Fürsten in dem königlichen Hofe Hrota zusammenkamen, um sich über den Zustand des Reichs zu beraten, war unter ihnen auch Markgraf Gero. Als Markgraf Edgard von Meissen ermordet worden war, strahlte Boleslaw von Polen vor Freude, sammelte alsbald ein Heer und nahm (ebenfalls im J.

ebenfalls bei Hoppner S. 472 befindliche das Directorium Diplomaticum 79. 80.

18) Ebenfalls bei Hoppner S. 425; es beginnt: „Sub hoc saxo continenter exuvias Marchionis Geronis hujus Ecclesiae fundatoris, qui fuit natus e veterum Saxorum prosapia, ad tempora illustrissima, Patre Geronem comite Stadenae et Hartzfeldense, Anno 890. Ad Henrico Aucupe, cum primo constituitur in Germania Marcam, creatus Marchio Lusitiae Anno 927.“ Weiter wird bemerkt, nach dem Tode des Markgrafen Sigfrid habe Otto aus Veranlassung der Anwartschaft und der Weisheit (Gero's) ihm die Mark Brandenburg im J. 938 hinzugefügt. Zur Frau habe er Wadislawa, die Tochter des Grafen von Anhalt, genommen und von ihr zwei Söhne und eine einzige Tochter erhalten u. s. w. 19) f. die Urkunde bei Knauth, de pagis Anhalt, p. 26. 20) Die Grafschaft des Grafen Gero kommt auch in der Urkunde des K. Otto III. vom 7. Mai 986 und als in ihr gelegenen Zotouwe, jetzt Waldsdorf, vor; f. die Nachweisungen im Directorium Diplomaticum I. Bd. S. 115 und die Bemerkung, sie daleist zu Falke, Tradit. Corbej. p. 839 gemacht ist. 21) Bei de Ludewig. Reliq. Manuscript. T. VII. p. 481.

22) Bei v. Falkenstein, Abt. Chronik. 2. Buches 2. Th. S. 1319. Die Grafschaft des Grafen Gero in dem Hause Seidici kommt auch in der Urkunde des K. Otto III. vom 12. Oct. 992 (bei Wenzl, Hess. Landrecht. III. S. 33. Nr. 37) vor. 23) Nach anderer Lesart occidentalem, wie auch in der Urkunde vom 12. Oct. 992. 24) f. die Urkunde bei es *Frantz*, Cod. dipl. Quedlinb. p. 21. No. 39. 25) Die in der Urkunde bei Hecard, Hist. general. princ. Sax. super. p. 150 aufgeführt lassen sich selbst in dieser Gegend nachweisen. Bregl. Schöttgen und Krepitz, Nachrichten. 7. Th. S. 409. 26) f. die Urkunde bei Leuckfeld, Antiq. Halberst. p. 608. No. 42. 27) f. die Urkunde bei Berdmann, Anhalt. Historie. IV. Buch S. 431. 28) Dithmar Episcopi Merseburgensis Chronicon ex edit. Wagner p. 95. 114. 118. 172. 191. 212. 213.

1002) des Grafen Gero ganze, diesseits der Elbe liegende Mark ein, nämlich omnem Geronis marchiam comitis citra Albim iacentem. Das citra könnte von dem Standpunkte des Geschichtschreibers aus genommen werden, und dann bedeutete die Stelle: Gero's ganze Mark, und zwar auch denjenigen Theil, der uns (dem Geschichtschreiber) diesseits der Elbe liegt. Doch ist wahrscheinlicher, daß Dithmar von Boleslav's Standpunkte aus citra braucht; denn er fährt fort: „deindeque praemissis obsidibus Induvim civitatem cum adpartinentiis comprehendens, statim Sirelam urbem invasit, Misnenses corrumpere tentans.“ Aus dem statim läßt sich schließen, daß Boleslav jetzt erst über die Elbe ging. Ist das citra, wie am wahrscheinlichsten ist, von Boleslav's Standpunkte aus zu nehmen, so geht aus Dithmar zugleich hervor, daß Budissin nicht zu Gero's Mark gehörte. Adelsfeld sagt in der Vita Henrici Imp. c. 22 von Boleslav: „Milzaviam“ (nach anderer Lesart Mizlaviam) quoque Saxoniae et Poloniae interjacentem Marchiam insidiis, quibus edoctus erat, suae infelicitati subijcit.“ Adelsfeld nimmt entweder Milzavia in weiterer Bedeutung und begräbt darunter nicht blos Milzienei, sondern auch Lasci (die Niederlausitz, welche Gero hatte), oder er redet gar nicht von Gero's Mark. Jedoch kann er auch Marchia collectiv gebrauchen und darunter die gegen die Milziener angelegte Mark Meissen, die Boleslav auch einnahm, oder wenn eine besondere Mark Budissin erlitt, auch diese, und zugleich die Mark Gero's, die nachmals Dismar hieß, verstehen. Die Mark, deren Sitz Meissen war, versteht Adelsfeld jedenfalls mit unter Milzavia, denn er hat die obige Stelle unmittelbar, nachdem er von Progs Einnahme durch Boleslav gehandelt hat. Wäre die Lesart Mizlaviam sicher, so könnte man das darunter verstehen, was Gero der Große dem Könige Mislav von Polen abgenommen hatte. Cap. 29, wo Adelsfeld die Hertaft im Winter that, sagt er: „Post haec collectis Turingis et Saxonibus Rex in Milzaviam intrat etc.“ es geschah dieses, wie aus Dithmar herbergeht, nach Milschmosen, nach dem Annalista Caro 1004. Dithmar braucht dabei den Ausdruck suam ad Milzien expeditionem (p. 130). Als Boleslav im J. 1002 nach Merseburg, wo auch Markgraf Gero sich befand, kam, demüthete er sich, das Erbrechte behaupten zu dürfen, wobei Dithmar sagt: „Boleslavus autem Misnensem urbem tantummodo innumerabili pecunia acquirere satagebat, et quia opportunitas regni non erat, apud regem non valebat, vix impetrans, ut haec fratri suo Gunzelino daretur, redditus sibi Luidizi et Milzieni regionibus.“ Diese wegen ihrer Stellung dunkeln Worte haben Heinrich und Andere so verstanden, daß Boleslav Luidizi (Lusitz) und Milzien habe zurückgeben müssen, und Menzel, daß diese Gegenden dem Polen zu Lehen gegeben worden. Wenn auch, wie wir“) auch die Stelle

verstanden haben, die Gegenden Luidizi oder Lusitz und Milzien Boleslav's überlassen wurden, so ist doch gewiß, daß der Erbrecher den Frieden wieder brach, und die Ueberlassung also seinen Bestand hatte, weil Boleslav betrogen wurde, und wir haben bereits gesehen, daß Gero's Grafschaft im Gaus Lusitz in einer Urkunde vom J. 1004 mit den Städten Trebus (Trebow) und Luthocholi (Lutobchow) und den Orten Mroscina (Möschin oder Perschsin), Lrothisi (vielleicht Rugda), Liubsi (Lipten), Lupisli (Laudus) und Gostewisi (Kottbus) vererbt. Nach Ostern des Jahres 1011 fundigte K. Heinrich unter dem strengsten Befehle eine Hertaft gegen Boleslav an. In Belogori (quod pulcher monasterium dicitur, wie Dithmar es richtig erklärt, mutmaßlich jetzt das Dorf Belogore in der Niederlausitz, denn Belogern kann es des Zusammenhanges der Erzählung wegen nicht wohl sein) auf dem Landgute oder Allee des Markgrafen Gero, nämlich in Geronis praedio marchionis, war der Sammelplatz der Hertafter. Von da ging es zu dem Gaus Lusitz, an dessen Westseite Jarina lag. Hier wurden der König und der ihm theure Erzbischof Tagino von Magdeburg krank. Es ward daher beschlossen, daß der König mit einigen Bischöfen und der schwächeren Menge zurückzukehren, die Bischöfe Arnulf von Halberstadt und Meinwerk von Paderborn aber nebst dem Herzoge Jaromit von Böhmen und den Markgrafen Gero und Hermann und vielen Anderen die Gaus Gileusi und Dindisi verheeren sollten. Und so geschah es. Boleslav hielt sich in Glogau eingeschlossen. Als Gero und seine Kampfgenossen Alles ringsum verheert hatten, kehrten sie heim. Im J. 1013 gerieth Markgraf Gero ohne sein eigenes Verschulden durch die Annäherung seiner Kriegsmänner in einen höchst verdrüsslichen Streit mit dem Bischofe Arnulf von Halberstadt. Dieser war nämlich auf Einladung der Äbtissin Harkawi (Herkawi) von Gernrode zum Gastmahle bei dem Feste des heiligen Cyriac nach Gernrode gekommen. Als er nach der Messe aus der Kirche ging, sah er an dem heiligen Tage einen Krieger mit einem Felle auf der Hand, da doch den Geistlichen die Uebung der Jagd verboten war. Arnulf sah den Geistlichen beim Arme und führte ihn mit sich, um ihn zu tadeln. Das Gerücht hiervon floß zu dem Munde des Markgrafen Gero und verammelte sie. Der Herr derselben, Namens Dugal, ging zu dem Bischofe und fragte, warum er seinen Herrn (den Markgrafen) so entehren wolle, und verlangte, daß der Bischof heute entweder sich durch einen Eid reinigen oder versprechen sollte, ihnen Busagid (ad emendandum) zu zahlen. Der Bischof erwiderte, er dürfe an dem Festtage nicht schwören. Die Manner Gero's umlagerten nun bewaffnet das Haus, in welchem der Bischof sich befand, und welches nun besetzt ward. Man sagte, als sie es bestürmen wollten, der Wahrheit gemäß, daß der Bischof anderwärts gegangen. Er ward nun im Claustro und im Monasterio gesucht, aber nicht ge-

20) Ueber den Namen Milzavia oder Mizlavia s. Herz. Wachter, Gesch. Sachsens. I. Bd. S. 180. 194. 30) Der-

selbe a. a. D. S. 190—192, wo Erläuterungen zur Stelle Dithmar's sich finden.

funden. Der König erfuhr, was geschehen war, und beschloß, daß ihm diese Conspiratoren präsentiert werden sollten. Der Markgraf suchte durch treue Intentionen den erzürnten König zu besänftigen. Der König hörte sie unter der Bedingung, daß sie 300 Mark (CCC. pondera talentorum) der bischöflichen Herrschaft zahlten, und diejenigen, welche als bei dieser That schuldig deputirt wurden, sich entweder durch den Eid ihrer eifrigsten Freunde reinigten, oder nach der kanonischen Autorität dem Bischofe Genugthuung leisteten. Es ward Friede unter ihnen gemacht und das Geld gezahlt. Der Markgraf reinigte sich durch einen sehr glaubigen Eid, denn die Mannen hatten sich ohne Wissen des Markgrafen, ihres Herrn, mit den Waffen zu einer Schar vereinigt. Die Mannen aber erhielten einzeln, nach Brauche der Büßenden, aus der Hand des Bischofs das Faßsen auf diese Weise aufgelegt, daß sie sich der Beschwerde, wenn sie daran erinnert würden, unterziehen sollten. Als K. Heinrich auf der Hertsfahrt gegen Boleslaw im J. 1015 im Hause Dündsch unbedachtsam an einer engen Stelle sein Lager aufschlagen hatte, ließ er fast das ganze Heer über die über den Sumpf geschlagenen Brücken gehen, und vertraute den noch übrigen nicht über den Sumpf gegangenen Theil des Heeres dem Erzbischofe Gero von Magdeburg und dem erlauchten Markgrafen Gero und dem Palzgrafen Burkhard an, und ernahnte sie, daß sie außerordentliche Vorkehrungen brauchen möchten, und rückte vorwärts. Mit dreimaligem Gedrüll erhoben hierauf die in dem nahen Walde verborgenen Feinde ein großes Geschrei und griffen die dort zurückgelassene teutsche Schar, und zwar so an, daß unter ihnen gemischte Pfeilschügen mit daher liefen. Viele Feinde wurden von den Leuten gefaßt, indem sie den ersten und zweiten Angriff tapfer zurückschlugen. Als aber einige der Sieger dennoch die Flucht ergriffen, scharten sich die wieder Muth fassenden Geschlagenen wieder, griffen von Neuem die Leutchen an, zerstreuten sie und tödteten sie einzeln durch Pfeile. Erzbischof Gero und Palzgraf Burkhard verwendeten, entrannten kaum und berichtigten den Unfahl dem Kaiser. Der Jüngling Luibolf wurde mit Wenigen gefangen, Markgraf Gero und Graf Holtmar aber fielen mit 200 der tapfersten Kriegsmannern den 6. Aug. 1015. Der Kaiser schickte den Bischof Argidius von Meßen zur Aufnahme der Leichen zurück. Den Leichnam Gero's und seines Gmessen Widrod ließ der Bischof nach Weifen zurückbringen. Hier nahm sie Markgraf Hermann, der Halbbruder Gero's, denn Markgraf Etkhard hatte Ewanenbilden, die Witwe Dithmars I., geheiratet, mit Thronen auf und begleitete sie nach Niemburg, wo der Erzbischof Gero von Cöln und sein Bruder, Markgraf Dithmar I., Hermann's Stiefvater, leiblicher Vater des Markgrafen Gero II., ein Kloster gestiftet hatten. Hier begrub sie Erzbischof Gero und tröstete Frau Adelbeiden (des Markgrafen Gero II. Witwe), ihren Sohn Dithmar (den II.) und die ebenfalls trauernden Mannern und Freunde des Markgrafen Gero II. (Ferd. Wacker).

GERO, Erzbischof von Cöln, war nach dem Annalistia Saxo zum J. 965 und dem Chronicon Montis

Serequi zum J. 1171 ein Sohn des Markgrafen Christian und Hilda's, der Schwester des Markgrafen Gero des Großen. Dithmar von Wersburg sagt von ihm im Betreff seiner Verwandtschaft bloß, daß seine Mutter heilig gewesen und Ida gewesen und sein Bruder der Markgraf Thiatmar (s. Dithmar) war. Gero erscheint bei dem berühmten Geschichtschreiber *) als ein bei seinen Zeitgenossen oder den kurz nach seinem Tode Lebenden durch Wunderthun berühmter Mann. Gero ward nach Kulner's Tode im J. 970 von dem Klerus und allem Volke zum Erzbischofe von Cöln ernahnt und der Kaiser Otto der Große alldald hiervon benachrichtigt. Da dieser aber auf Gero's Bruder, den Markgrafen Thiatmar, wegen vielerlei Lirsachen (ob multas causas species) erzürnt war, so wollte er Gero'n das Bisthum nicht geben. Da sonst nirgends der Ungnade des Markgrafen Dithmar, welche die neueren Geschichtschreiber dennoch sehr beschäftigt hat, gedacht wird, so ist am wahrscheinlichsten, daß sie nicht geschichtlich, sondern zum Behufe der Wunderthage, der sie als Beweggrund des Kaisers dient, erdichtet ist. Denn diese fährt fort: „Da Gero indessen damals Kapellan war, so hielt er eines Tages die Messe in der Stadt Pavia und sah allein (solus) den heiligen Petrus und Ambrosius, die ihn mit dem heiligen Geiste weichten. Er verrieth es Niemandem, sondern trug ein so großes Geschenk göttlicher Gnade mit Gleichmuth. Dem Kaiser erschien, als er bereit war, am Tage der Himmelfahrt Christi in die Kirche zu gehen, ein Engel mit entleertem Schwerte und sprach: Wenn du an Gero'n die Wahl nicht heute erfüllst, wirst du nicht lebendig aus diesem Eise kommen. Der bedachte Kaiser ließ Gero'n rufen und gab ihm den Hirtenstab. Als Gero's heilige Mutter Ida, welche, um zu beten, nach Jerusalem gereist war, daselbst erkrankte, empfahl sie ihren Mägden eine Botschaft, daß Gero, ihr Sohn, seiner Mutter, der Pilgerin auf Erden, eine solche Ehre, welche vorher im Himmel ihr zu geben Gott gerührt habe, nicht verweigern und ihren Altar in der Kirche der heiligen Caecilia aufstellen sollte. Nachdem die Mägde ihre gekörnte Herrin begraben hatten, eilten sie davon und entzogen einem großen Glende, denn Sarazenen nahmen, was ihnen die Patrone heimlich vorausgesagt hatte, Jerusalem ein. Die nach Cöln kommenden Mägde nahmen der Erzbischof gütig auf und erfüllte das gerechte Verlangen seiner Mutter. Ferner beschloß er, das Crucifix, das zu Dithmars Zeit mitten in der Kirche stand, wo Gero ruht, aus Holze mit Fleische zu fertigen. Da er das Haupt desselben gespalten sah, nahm er einen Theil des Leibes des Herrn und einen Theil legte er in die Nige, warf sich nieder, flehte zu Gott und erhielt durch Benediction, daß das Haupt des Crucifixes ganz war. Als er schon bei hellem Lichte in die Kapelle ging, sah er den heiligen

*) Dithmar Chronicon ex edit. Wagneri p. 33. 48. 49, wo der Geschichtschreiber sagt: „Hic (Gero) a suffraganeis postea benedictus, ut signis hodie declaratur, nomen et officium Deo hominibusque accepto, tota mentis devotione portavit.“ geschichtlich ist das S. 44 u. 213 Erzbischof.

Victor, wie er nachmals seinen Getreuen vertraute, mit dem Teufel kämpfen und ihn besiegen. Dithmar läßt nun die Erzählung folgen, wie der Teufel einer Aebtissin Werberg verzaubert habe, daß ihr vertrauter Freund Gero in diesem Jahre drei Tage in eine solche Krankheit fallen werde, daß er für todt werde gehalten werden. Sie müsse aber dieses Schicksal bewahren, sonst werde er (der Teufel) ihr das Leben nehmen. Sie verspricht es geheim zu halten, reißt aber doch zu dem Bischofe und erzählt es ihm. Der Teufel schlägt sie so sehr, daß sie endlich daran stirbt. Der Erzbischof hält bei ihrer Beisehung die Messe, legt ihr Verdienste Allen an den Tag und fordert für sie von Allen Indulgenz und gibt ihr auch selbst welche. Nachher wird Gero von der vorausgesagten Krankheit befallen und vertraut sich Gernog'n zur Bewachung an. Den von scharfem Schmerze Erschöpften läßt Gernog ein Leinen Tischtuch waschen, auf die Bahre legen, in die Kirche bringen und darauf begraben. Gero, wie das Volk sagt, oder mit dem eigenen Ausdrucke des Geschichtschreibers, ut ajunt populi, erwachte in der dritten Nacht wie aus einem schweren Schlafe, hörte die läutende Glocke und verlangte durch dreimaligen Ausruf, daß man ihm schnell aufmachen sollte. Der, der es hörte, erkannte und rebete dem genannten Gernog, den Wächter der Kirche, an, daß er dem leidenden Bischofe beistehen sollte. Gernog entgegnete, daß der Erzähler Alles erledigen habe, und schlug ihn mit einem großen Stode. So ruhte (nach) der Bischof gutes Andenkens den 3. Juni (174). Als bald aber erschien er dem Abte Rudulf (von Neu-Gorvei) und sagte: „singt uns die ewige Kugel“ und schwand aus den Augen desselben. Geschichtlich ist, daß Gero im J. 973 das Begräbniß des Kaisers Otto des Großen besorgte, und daß er mit seinem Bruder Dithmar (s. d. Art. S. 186) das Kloster Dangmarnsfeld, von wo es im J. 975 nach Rieburg verlegt wurde, stiftete. Nach seinem Tode im J. 974 wurde Marinus zum Erzbischofe von Geln erwählt und gefast. (Ferdinand Wacher.)

GERO, Erzbischof von Magdeburg, war nach dem freilich viel spätern Chronicon Magdeburgense¹⁾ ein aus sehr erlauchter Familie stammender Sachse, nämlich Sohn Dido's von Wobeneberg und Gila's, erscheint im J. 1012 als Kaplan des Königs Heinrich II. zur Zeit, als nach Walther's Tode Dietrich, der Nefse des berühmten Geschichtschreibers Dithmar von Merseburg, zum Erzbischofe von Magdeburg erwählt ward. Der König aber genehmigte dieses nicht, da er seinen Kaplan Gero auf den erzbischoflichen Stuhl besetzen wollte, machte Dietrich'en an Gero's Stelle zum Kaplan und ließ in Magdeburg noch einmal wählen. Man wählte, wie er wollte, Gernog'n. Dieser erwarb die Gemeinschaft der Brüder (communione fratrurn, das heißt die Aufnahme in die Bruderschaft der magdeburger Eherbeten (Domherren)), indem er zehn Hufen gab, erhielt von dem Könige den Hirtenstab und ward von dem Bi-

schofe Agidius von Meissen gesalbt, weichte im J. 1013 zu Magdeburg auf des Königs Befehl dessen Kaplan zum Erzbischofe von Bremen. Als Miso, der Sohn des Boleslaw von Polen, im J. 1014 von dem Herzoge Dabrich von Böhmen gefangen und endlich an den Kaiser ausgeliefert war, rieth Gero, ihn sogleich loszulassen, damit man sich nicht den Vater und Sohn durch längere Gefangenschaft des Letzteren zu unversöhnlichen Feinden machte. In der Folge rieth Gero, ihn wenigstens nicht ohne Geiseln und verthätigte Bedingungen loszugeben. Aber vergebens. Bei der Heirat des Kaisers gegen Boleslaw bildete Gero bei dem berechtigten Stumpfe in dem Gauen Dindesi den Nachstrich, wurde verwundet, und bestattete dann den gefallenen Markgrafen Gero II. von der Lausitz in Rieburg. Wie Gero und Andere im J. 1015 zum Stuhle Meißens geschickt wurden, haben wir bereits im Artikel Dithmar von Merseburg S. 103 angegeben, und ebenso selbst auch davon gehandelt, was Gero an das Hospitäl Merseburg zurückgab. Mit Bewilligung des Domcapitels stiftete und bezogte Gero den 13. Dec. 1016 das Kloster unserer lieben Frauen zu Magdeburg und setzte eine Gesellschaft von zwölf Kanonikern hinein, welchen er das Recht verstattete, sich ihren Presb. und Dean selbst zu wählen, und verordnete, daß der Praefectus (Burggraf) zu Magdeburg auch ihr Advocatus (Schirmvogt) sein sollte. Diefem Stifte wandte er auch die Einkünfte des von Otto dem Großen gestifteten Hospitals für dürftige Pilger²⁾ zu. Markgraf Bernhard (von Nordbachsen) griff im J. 1016 des Nachts mit einer großen Menge Magdeburg an, und daselbst ward ein Kriegsmann des Erzbischofs unschuldig gefangen und ein anderer verwundet. Auf Befehl des Kaisers nahm Gero den 1. Jan. 1017 den ihm darfsü Emenation (Vestierung, Genugthuung) versprechenden Markgrafen Bernhard auf und stellte ihm der Kirche dar, nachdem er alle von ihm aufgelegten Banne gelöst hatte. Im Mai desselben Jahres wurden Gero und Bernhard zu Banskeln mit einander versöhnt und verglichen. Zuor war, als Kaiser Heinrich sich zur großen Fastenzeit in Magdeburg aufhielt, eine große Bewegung zwischen den Verbündeten des Erzbischofs und denen des Markgrafen entstanden. Mit anderen Fürsten saß Gero ebenfalls im J. 1017 14 Tage an der Munde und erwarteten den durch Boten zu einer Unterredung eingeladenen Boleslaw von Polen; den 30. Jan. 1018 zu Waagen ward der Friede auf des Kaisers Befehl und anhaltendes Bitten Boleslaw's von dem Erzbischofe Gero, dem Bischofe Arnulf von Halberstadt, dem Markgrafen Hermann und dem Grafen Dietrich und Boleslaw's Kämmerer Friedrich durch Eidschwüre befestigt. Die Kriegsmannen des Markgrafen Hermann (von Weifen) griffen den Erzbischof Gero in Werben an³⁾. Umgefahr im J. 1015 hatte Gero die Stiftskirche des heiligen Johannes erbaut, begab und in sie Kanoniker gesetzt. Den schon von

1) ap. Mribom. Scripti. T. II. p. 186.

2) f. Leuckfeld, Antiq. Praemonst. p. 3.—6.

3) Dithmar Chron. ex edit. Wagneri p. 228. 230. 231. 251. 257.

Letzt dem Großen für den heiligen Mauritius (die Domkirche) gesammelten Schatz verordnete Gero zur Ausbesserung und Verschönerung der Domkirche, des Bischofshofes und anderer Stiftsgebäude. Die schon von Otto dem Großen und seiner Gemahlin Editha angefangenen Mauern der Stadt Magdeburg brachte er noch vor seinem Tode, nämlich im J. 1022 zu Stande. Er starb den 22. Oct. 1023, nach vielen langen Leiden an einem schlimmen Fußle. Er stand elf Jahre und einen Monat dem Erbkiste sehr rühmlich vor¹⁾, und wird nebst seinem Nachfolger Gunst unter die ruhmwürdigsten Erbkiste seiner Zeit gerechnet.

(Ferdinand Wächter.)

GEROCHUS, Propst zu Reichersberg und eifriger, fast fanatischer Verteidiger der hierarchischen Grundsätze, sowie der strengen geistlichen Zucht im 12. Jahrh.²⁾ Er war geboren zu Pöhlungen in Oberbayern um das Jahr 1033 und stammte vermuthlich aus einer dem Mittelstande angehörnden Familie, die ihn frühzeitig zu den Wissenschaften und den geistlichen Stand bestimmte und ihn daher in seiner Vaterstadt die erste Grundlegung dazu durch Unterricht ertheilen ließ. Hier zeichnete er sich zwar vor allen seinen Mitschülern durch geistige Fähigkeiten und schnelle Fortschritte in Kenntnissen aus; in Hinsicht des sittlichen Wandels aber war er, seinen eigenen späteren Gesandnissen zufolge, weil er an der Ueppigkeit und dem Trunke der Geistlichkeit, in deren Händen der Knabe war, großen Gefallen fand, nicht wie die reichersberger Chronik und ihre Nachbeter erzählen, das Muster der Jugend, sondern gab sich vielmehr Ausschweifungen hin, welche ihn in seinem 16. oder 17. Jahre in eine schwere und schmerzhafte Krankheit (plaga), welche der Jesuit Kasler die Krake nennt, führten und in seinen Studien zurückbrachten. Nach seiner Wiedererlangung besserte er sich, that das Gelübde der Keuschheit und suchte durch Fleiß das Versäumte nachzuholen, sowohl in den Schulen zu Freisingen und Regensburg, wohin er sich nach einander begab, als auch zuletzt in Hildesheim, wohin ihn der gute Ruf ausgezeichneter Lehrer lockte. Nachdem er hier, dem Siege der Gelehrsamkeit, der Sitte und des strengen Wandels, drei Jahre studirt hatte, ging er in sein Vaterland zurück und nahm den Ruf eines Lehrers an der Hauptschule zu Augsburg an.

Geroch war damals ein junger, ziemlich weltlich-gemüthlicher Mann von gesälligem Aeußern und liebevoller Eigenschaft, die ihm alle Herzen gewannen. Auch der Bischof Hermann dafelbst wurde ihm sehr bald gewogen und erhob ihn neben seinem Lehramte zum Stiftheuten mit dem Genuße einer Präbende und zum Diakon am dortigen Dome. Aber diese Auszeichnungen blickten in der Folge Geroch nicht ab, Begner seines Gönners zu werden, sobald er merkte, daß der

Bischof in dem Jurestiturkreite zwischen Kaiser Heinrich V. und dem heiligen Stuhle als mit Erstem nicht, während Geroch sich auf die Seite des Letzteren wandte und mit seltener Beharrlichkeit, wiewol er bisher die Zensur und andre geistliche Abzeichen, zufolge seiner Gesandnisse verschmäht hatte, nach und nach dem strengeren asketischen Leben einen solchen Geschmack abgewann, daß er dadurch die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen, vorzüglich des römischen Hofes auf sich zog, aber auch im Rufe eines Tollkopses mit seinem Bischofe und der Stadt Augsburg gänzlich geriet.

Geroch hatte durch fortgesetztes Studium der Bibel und Kirchenväter nach und nach ein großes Mißfallen an dem Trunke und den Laster der Welt und der Stiftheuten, dagegen Geschmack an den ärmlichen, büßenden, demüthigen und keuschen Klosterverhältnissen gefunden und sich mit denselben eine ausgebreitete, heilbringendere und weniger schwierige Wirkksamkeit für die Zukunft versprochen, als es in der Mitte der üppigen und lusternen Weltgeistlichkeit der wohlhabenden Stadt Augsburg möglich erschien. Den auffallenden Schritt aber, sein bebagliches Leben aufzugeben und in ein Kloster zu gehen, mußte er indessen so lange unterlassen, bis er seine beiden jüngeren Brüder und seine Aeltern, welche seiner Unterstützung bedurften, versorgt hatte. Das benachbarte Kloster Kaitenbuch oder Rottenbuch bot ihm endlich die Gelegenheit dazu, und als er jene sämmtlich dort untergebracht hatte, säumte er nicht, auch ihnen dahin selbst nachzufolgen. War er nun zwar die Verfehlungen des ausburgers Klerus los geworden, so zog er sich doch hier bald die Verwundungen seiner Klosterbrüder zu, weil er die inzwischen gewonnenen strengen Ansichten vom geistlichen Wandel überhaupt nun auch auf die Verfehlungen des lässlichen Mönchslebens anwenden wollte. Nach musterhaft ausgehaltener Probezeit zu Kaitenbuch legte er das Klostergeübde ab, welches aber in der That das nicht war, das er sich versprochen und im Sinne gehabt hatte. Im Grunde wußten die Mönche selbst nicht recht, woran sie sich halten sollten und bewiesen dies zum großen Theil durch einen ungebundenen, lockeren Lebenswandel. Unterstützt aber durch seine Belohnung in den Kirchenvätern und durch seine Bekanntheit mit den kirchlichen Satzungen und Vorschriften, wie sie z. B. der mehr Bischof Erzbischof und Ludwig der Fromme aufgestellt hatten, trachtete Geroch mit Feuer eifer nach Herbeiführung eines gemeinsamen Klosterlebens mit Keuschheit, Gehorsam, Arbeitsamkeit und Entbehrungen, vor Allem nach Befolgung der sogenannten Regeln des heiligen Augustin, die aber kein Mensch weder zu Kaitenbuch noch in der ganzen Nachbarschaft zu finden schien. Getrieben daher von innerem Berufseifer reiste er mit Umfahrungen des salzburger Erbkiste Genrab I., in dessen Sinne er dachte und handelte, nach Rom zum Papste Honorius II. und trug denselben seine reformatorischen Ansichten vor, fand aber bei ihm nicht die gewünschte günstige Aufnahme, weil er es vorzog, die Bügelschleife lieber durch die Zügel zu ziehen, als sich den Haß der Geistlichen in Masse auf den Hals zu

¹⁾ Chron. Magdeburg. p. 286. 287.

²⁾ Gewöhnlich schreibt man den Namen dieses Palaten Gerhobus und Gerobus, auch Gerogus, Gerosus und Gerobus, Versteimen, welche sämtlich die Ausdehnung des bekannten Vornamens Gero bilden.

ziehen und überdies fürchtete, mit Geroch's Strenge und gutem Willen würde weder das Gute gefördert noch das Schlechte bestraft werden können. Die Bescheidenheit seiner Jugend und der Mangel an reifen Erfahrungen hielten den Eiferer zwar im Zaume, doch konnte er nicht ganz ungehört nach Raitenbuch zurückgekehrt sein, weil er fortfuhr, seine Klosterbrüder nach den Augustin'schen Regeln zu belehren und zu einem kanonischen Leben zu belehren, was ihm aber nicht nur gänzlich schlußlos, sondern ihn auch verhasst machte und unter allerlei Verschimpfungen sogar lebensgefährlichen Verfolgungen bei den Mönchen aussetzte.

Unter diesen Umständen nahm sich der wackere Bischof Kuno I. von Regensburg, der von seiner Gelehrsamkeit und praktischen Thätigkeit gehört hatte, beim Antritte seines Amtes 1126 feiner erflüßig an und nahm ihn mit Zustimmung des raitenbacher Klosters, welches froh war, diesen eifrigen Sittenrichter les zu werden, als Gehilfen in seinen amtlichen Geschäften zu sich nach Regensburg. Derselbe weihte ihn sogleich zum Priester und ernannte ihn auch zum Pfarrer in Cham, wo er mit Hilfe einiger Geringesinniger ein Kloster seines Ordens zu gründen gedachte. Allein der damals herrschende und Verwirrung erweckende Kampf zwischen dem Kaiser Lothar III. und dem Gegenkönig Konrad III., von welchem Jeder seine Partei in Teutschland hatte, setzte den Priester Geroch, der mit seinem Bischöfe zu Erstem, als dem rechtmäßig erwählten Oberhaupt des deutschen Reiches, hielt und Letzteren sammt seinem Anhange öffentlich schmähte, neuen Verfolgungen und Unannehmlichkeiten aus, die sich dadurch noch vermehrten, daß er im Sinne Kuno's fortfuhr, die geistliche Disciplin nach allen Richtungen hin zu handhaben, vom einfachen und frommen Lebenswandel des hohen und niederen Klerus predigte, nur den unbescholtenen Geistlichen und Mönchen das Wort erbot, die sogenannten irregularen (weltlich gesinnten) Chorherren verdamnte, die regularen aber in der Meinung, sich in Zucht, Thätigkeit und Ehrbarkeit immerbar handhaben zu wollen, in aller Hinsicht vorzog, sie zur Verbesserung in die weltgeistlichen Stellen und Stiftpfünden ausschließlich und dringend empfahl, sobald der Wandel und die Kenntnisse der übrigen Bewerber nicht geprüft werden sollten und deshalb auch den Ausschluß der Theilnahme weltlicher Nachbaber von den kirchlichen Angelegenheiten verlangte.

In diesem Sinne schrieb er sein *liber de aedificio Dei*, seu *de studio et cura disciplinae ecclesiasticae* auf Verlangen seines Bischöfs, dem er auch diese Schrift widmete und den er in dem Epilog zu derselben als ein Werk der Kirchenfürsten herausstellte und anpries. Mit dieser Schrift und den darin entwickelten Grundsätzen aber machte Geroch freilich seinen Bischof so wenig, als sich selbst bei dem großen Haufen

beliebt; und als er während des durch die Wahl Innocenz's II. und Anselm's II. 1130 entstandenen päpstlichen Schisma die Partei des Ersteren öffentlich ergriff, steigerten sich die Verfolgungen gegen ihn in der That, daß er sich ohne Lebensgefahr nicht sehen lassen durfte. Wenn wäre er im März 1131 zu Rüttich, wo Papst Innocenz und Kaiser Lothar sich versöhnten, erschienen, um Jenem seine Huldigung darzubringen. Allein er durfte aus der Stadt zu gehen nicht wagen und mußte sich wie ein Gefangener, oder wie er selbst sagt, wie ein von zahlreichen Feinden umlagertes einsamer Sperrling auf dem Dache betrahten. In dieser Bedrängniß richtete er an Innocenz II. eine Schuß- und Bittschrift unter dem Titel: *liber epistolaris, seu dialogus ad Innocentium II. pontif. Max. de eo, quid distet inter clericos saeculares et regulares*, erzählte darin seinen Lebenslauf, bekannte offen seine Jugendünden und Verirrungen, tadelte aber die Schwäche des Vorfahren dieses Papstes, Honorius II., rief zur gänzlichen Ausrottung der irregularen Stiftheerden und zur unbedingten Annahme der Hildebrand'schen Grundsätze, sowie zur Verbesserung der Schulen, sprach unverbohlen von den großen Verfolgungen, die ihm die Weltgeistlichen wegen seiner strengen Ansichten bereiteten, unterwarf dieselben der Prüfung des Papstes, machte diesen auch auf seine Feinde dieser Gegend aufmerksam, brachte ihm seine unbedingte Ergebenheit dar und bat, um nicht vollends unterdrückt zu werden, aber auch für ein geregeltes geistliches Leben ungehindert wirken zu können, sowie für seinen angelegenen Bischof als auch für sich selbst um kräftigen Schutz, welcher hauptsächlich dadurch erzielt werden könne, wenn Innocenz sie beide dem Beistande des energischen Erzbischofs von Salzburg, dessen Freund er sich nannte, dringend empfehle. Dies blieb nicht ohne Wirkung. Denn noch Kuno's bald darauf erfolgtem Tode würdte Geroch, da der sehr weltlich gesinnte Graf Heinrich von Wolfseckhausen den bischöflichen Stuhl bezieht und der Regler in seinem Stifte nicht dulden wollte, von seinen Feinden unsichtbar erdrückt worden sein, wenn ihn nicht der Erzbischof Konrad I. von Salzburg sofort zu sich genommen hätte, um ihn besonders in seinen Geschäften am heiligen Stuhle zu Rom zu gebrauchen. Indessen eröffnete sich ihm bald die Aussicht auf eine ruhmvollere, selbständiger Wirkksamkeit durch den Tod oder vielmehr durch den Verzicht des Vorlesers Gottschalk auf die Propstei des Augustinerreglerordens zu Reichersberg, zu deren Verwaltung ihn Konrad, als bekannter Gönner derselben, in dessen Sprengel gedachtes Stifte lag, das auch von ihm selbst eine Zeit lang verwaltet worden war, sogleich in der Absicht bestimmte, um es aus seinem inneren und äußeren Verfall wieder in Aufnahme zu bringen.

Des Beistandes von seinem rigorösen Vorgesetzten, der selbst ein kühner Verfechter und Beschützer der verbesserten geistlichen Zucht war und Alles aufbot, das

2) Nach des Bischöfs Kuno I. Tode widmete er diese Schrift dem Pfarrer Arno, seinem Bruder. Sie ist abgedruckt in *Pezli Thesaurus anecdotorum norvicensis* II, 2, 223—436. Vergl. dazu die Einleitung zu diesem Bande p. XXVI seq.

3) Siehe die Schrift bei Pertz a. a. O. S. 447—504, nebst der Einleitung zu diesem Bande p. XXVIII seq.

läderliche Gefindel unter den Geistlichen und Mönchen zu verjagen, verfiel, trat Gerod 1132 seinen Posten als Propst zu Reichersberg an. Er tauschte nicht und wurde nicht getauscht; was er zum Besten dieses Klosters unternahm, billigte und unterstützte der Erzbischof. Zuerst brachte er die verfallene Klosterzucht in strengere geregelter Ordnung, dann verbesserte er die Klosterwirtschaft, ließ die wundenbaren Gebäude wieder in guten Stand bringen und zweckmäßiger als zuvor einrichten, ließ die Privilegien dieses Stists erneuern und erweitern, sowie dessen strittige Gerechtsame feststellen und sichern und wirkte bei Kaiser Friedrich I. einen Schutzbrief für dasselbe aus, nachdem er einen gewissen Theil der Güter desselben der Schirmvogtei des mächtigen Herzogs Heinrich des Löwen unterworfen hatte. Auch brachte er die verpfändeten und veräußerten Güter der Propstei wieder an dieselbe zurück, vermehrte sie durch Ankauf und mittels Fürsprache durch ansehnliche Schenkungen, sodaß sie trotz der unruhigen Zeiten und Verschöndungen, welchen sie fast unausgesetzt bloß gestellt war, eins der reichsten und mächtigsten Stifter in Baiern unter seiner Verwaltung wurde. Hierin unterstützten ihn die Päpste, bei welchen er immer mehr an Ansehen und Einfluß gewann, der Erzbischof Konrad I. von Salzburg und dessen Nachfolger Eberhard und Konrad II., ferner die Bischöfe von Passau, Freisingen und Bamberg, die Kaiser Konrad, Konrad III. und Friedrich I., die Herzöge von Baiern und andere weltliche Gesele. Ueberdies legte er in seinem Stiste eine Schule an, brachte sie durch seinen eigenen ausgebreiteten Ruf in große Aufnahme, braussichtigte sie gewissenhaft, ertheilte selbst Unterricht und erzog treffliche Leute in seinem Sinne. Ingleichen gründete er zu Reichersberg ein Nonnenkloster des Augustinerordens, welches der Bischof von Gurk im Bistum Konrad's von Salzburg 1138 feierlich einweihte. Gerod wußte denselben auch bald einen großen Ruf zu verschaffen, sodaß außer einigen Prinzessinnen noch viele Fräulein des höhern und niederen Adels es nicht verschmähten, hier den Schleier zu nehmen.

Außer dieser Thätigkeit suchte der unermüdete Propst auch noch allenfalls zu helfen, wo Mißbräuche und Mißstände eingegriffen waren, wo die unterdrückte Gerechtigkeit gerettet, wo eingeschleppte Irrlehren und anspinnene Mißthätigkeiten beseitigt werden sollten. Zu dem Allen wußte er mit seiner Unerschrockenheit, Beredsamkeit, Kraft und Gewandtheit, Mittel und Vorschläge anzugeben und sich der schwersten Geschäfte, welche sonst leicht Jemand zu übernehmen wagte, am päpstlichen Hofe und anderwärts mit Erfolge zu unterziehen. Seine Verbindungen und sein Einfluß erstreckten sich nicht bloß auf das südliche und westliche Deutschland, sondern auch auf Italien, Böhmen, Ungarn und Griechenland. Seine zahlreichen Schriften, von welchen nachher die Rede sein wird, geben davon ein so sicheres Zeugniß, als die reichersberger Chronik über seine Wirksamkeit wegen alzu großer Parteilichkeit nicht durchweg vollen Glauben verdient. In solchen ausgedehnten Verhältnissen starb der rastlose und eifrige

Propst, umgeben von seinen Klosterbrüdern am 27. Juni 1169, nachdem er denselben Tag noch Messe gelesen haben soll, in seinem 76. Jahre und wurde in der von ihm erbauten Klosterkirche zu Reichersberg zwei Tage nachher vor dem Altare zum heiligen Kreuze feierlich beigesetzt. Sein Grab deckte, nach Kaiser's Angabe, ein schönes Denkmal mit einer einfachen Inschrift, die ihn irriger Weise zum Doctor der Theologie gemacht hat, da er doch nur Magister der freien Künste gewesen war⁴⁾. Von seinen beiden Brüdern Marquard und Arno, die er in Reichenbuch erzogen und nachher durch schriftliche Aufzeichnungen nach seinem Sinne ausgebildet hatte, starb der Erstere 1167 als Propst zu Neuburg an der Donau und Letzterer, sein Nachfolger in der Propstei Reichersberg 1180. Nach diesem folgten noch einige treffliche Schüler Gerod's nach einander in der Propstei wurde daselbst.

Was Gerod's schriftstellerische Thätigkeit anbelangt, so war dieselbe groß und für ihre Zeit von Wichtigkeit, weil der unermüdete Propst jede Gelegenheit benutzte, wo und wie er, als der höchste Befehlshaber der Hildebrand'schen Grundfeste, nur immer seine Schranken im Grunde wenig ausgebildeten Ansichten von der Dichtung anbringen konnte. Sie drehten sich in der Hauptsache daher auch um Gregor's VII. System, das er in mancher Hinsicht noch strenger ausbildete und in Anwendung zu bringen trachtete. Dieser Papst steht unter allen seinen Vorgängern und Nachfolgern bei ihm oben an und diejenigen von ihnen, welche zu viel Nachsicht oder Schwäche gezeigt hatten, entgehen seiner Rüge nicht. Die Sitten seiner Zeit mit ihren Kasten überhaupt, der römische Hof mit seinen Schwächen, die Kirchen- und Klosterverhältnisse mit ihren Irthümern, insbesondere der heftige Zank zwischen den irregulären und regulären Stistsherren, der Investiturstreit mit den übrigen Einmischungen der weltlichen Nachbarn in die kirchlichen Angelegenheiten, die Simonie und Vicariatsinstitute und die Reinheit des römisch-apostolischen Glaubenssystems nach den Ansichten der Kirchenväter und Synodalbeschlüsse mit ihren Auswüchsen umfassen die Gegenstände, welchen seine zahlreichen Abhandlungen und Briefe gewidmet sind. Neben manchen guten Vorschlägen und Ansichten in denselben, erscheint seine Parteilichkeit zu roh und fanatisch, seine Kenntniß der früheren kirch-

4) Die ausführlichsten Nachrichten über diesen merkwürdigen Prälaten gibt die reichersberger Chronik in Ludewig's Scriptores rer. Germanic. II, 214—255, doch hier nur im Zusammenhang mit andern gleichzeitigen Begebenheiten, aber von S. 296—305 in einer zusammenhängenden Lebensbeschreibung, welche der Jesuit Gretzer in seiner Vita Gerohi benutzte und dieselbe seiner Ausgabe von Gerod's Synagoga vorsetzte. Derselbe Chronik legte auch der Jesuit Matthias Rader dem Leben Gerod's in seiner Bavaria bis zum Grunde, welches Werk sein Ordensgenosse Bar. Nagler in reiflicher Bearbeitung unter dem Titel: „Das heilige Bayer-Land“ 1714 herausgab. Dert findet sich Theil 3, S. 84 fg. auch Gerod's Leben beschrieben. Hiermit ist Gerod's Schrift bei Peg in der obigen Anmerk. 3 zu vergleichen, was die Jesuiten in ihren Schriften über Gerod gleichfalls zu thun vorabsummt haben.

lichen Zustände so beschränkt, daß er sich zuweilen auf
falsche päpstliche Satzungen und auf Beschlässe von Con-
cilien, welche gar nicht abgehalten worden sind, stützt
und der schlechtesten Waffen bedient, auch Verträge der
Kaiser mit den Päpsten, wenn sie nicht zu seiner Strenge
passen, auf die Seite wirft und wenn wörmiger Concor-
date des Jahres 1122 sogar seine Notiz nimmt. Der
Klugen, welchen er der hierarchischen Partei brachte,
konnte sonach nur ein vorübergehender sein und in spä-
teren Zeiten bloß Benedictinern und Jesuiten zur Stütze
ihrer päpstlichen Bestrebungen dienen. Verhängliche Lär-
en und Priester aber erkannten darin weder heilsame Ver-
mittlungsoversuche zum Frieden der Kirche noch durchweg
Ausführbarkeit seiner Vorschläge.

In seiner dem Erzbischof Eberhard zu Salzburg gewidmeten, berühmten gelehrten Schrift *Expositio* in Psalmum LXIV., *sive de corrupto ecclesiae statu* findet sich ziemlich Alles beisammen, was Gerock gehoben oder unterbrückt wissen wollte¹⁾ und er übertrug darin hinsichtlich der Strenge und Festigkeit der Grundsätze die bejournen und bessern Päpsten seiner Zeit, wie dem Erzbischof Konrad I. von Salzburg, dem Bischof Otto von Jerichow und den heiligen Bernhard von Clairvaux. Zu allererst verband Gerock mit diesem Werke die Absicht, die er schon bei Innocenz III. mit seiner oben angeführten Schrift hatte erreichen wollen, das V. Eugen III., welchem er dasselbe auch übersandte, den Streit zwischen den irregularen und regularen Stiftsherren unterdrücken und erstere sogar völlig aufräumen sollte, um den Mißbrauch der Kirchengüter, dessen er sie beschuldigte, sowie das Beispiel der Habsucht und Ausschweifungen, das sie den übrigen Geistlichen gaben, vom Grunde aus auszuroden und ein gemeinsames Zusammenleben der Stiftsherren und Klosterbewohner nach der sogenannten Regel des heiligen Augustinus einzuführen. Allerdings hatten die Geboden zwischen beiden Classen dieser Ordensleute, wie Gerock selbst klagt, eine solche Erbitterung unter ihnen hervorgerufen, daß keine die andere neben sich dulden, jede der andern die Existenz und alle geistlichen Rechte abperden wollte, wobei die Regularen die Irregularen für einen Zwittrstand, d. h. weder für Geistliche noch für Laien erklärten. Allein die Dinge blieben, wie sie waren, weil der Papst, hierin eine Aenderung zu treffen, nicht für thätig sein hielt. Sodann eifert er in dieser Schrift mit gleicher Hitze gegen die damals bereits eingeführten Biere, welche die Aemter der Päpsten gegen einen gewissen Lohn verwalten mußten und von Gerock Nichtigkeiten genannt werden. Er ist der Ansicht, daß jeder Prälat nur

ein Amt haben und dasselbe selbst verwalten solle. Gerner bedauerte er sich über den rebellischen Sinn der Römer, welcher die Papste nöthigte, die Peterskirche, um jene im Zaume zu halten, in eine Festung zu verwandeln und findet nebenher anhöflich, daß die Kaiser zu Rom einen Präfecten stellten, welcher den Kirchenstaat an die Abhängigkeit von ihnen erinnern sollte, während er die Unterwürfigkeit derselben unter den päpstlichen Stuhl verlangt und ihnen auch das Recht abspribt, sich in die Bischofswahlen zu mischen. Er verlangt einen vollständigen Sieg der hierarchischen Macht über die weltliche und hofft, daß da, wo er noch nicht errungen worden wäre, er sicherlich noch erfolgen werde. Und um die kaiserliche Macht vor der päpstlichen geringfügig zu machen, bedient er sich des berühmten gewordenen Gleichnisse von Sonne und Mond, von Tag und Nacht. Der Papst gilt ihm für die Sonne und den Tag, der Kaiser für den Mond und die Nacht²⁾; und da er nun einmal in seiner Verblendung an eine gänzliche und auf alle Verhältnisse sich erstreckende Dienstbarkeit der weltlichen Macht unter die geistliche glaubte, so nahm er sich auch heraus, dem Papste den Vorschlag zu machen, allen Fürsten den Krieg zu verbieten und sich die Entscheidung ihrer Zwistigkeiten unter einander anzumachen; wor aber seinem Ausspruche zuwiderhandelte, den mußte er bannen und absetzen, die Folgenen dagegen durch die Priester zur Belämpfung der Widerspenstigen ermuntern und die übrigen Fürsten zugleich aufwiehlen lassen, denselben beizuhelfen, oder wenn sie sich weigerten, auf sie los zu schlagen und ihnen ihre Gewalt zu entreißen, wie Innocenz III. im folgenden Jahrhundert mit dem Könige Philipp August von Frankreich wirklich zu versuchen suchte. Mit solcher Offenbarung hoffte Gerock denn auch natürlich auf Erfüllung der Weissagung Daniel's, daß die weltlichen Reiche nach und nach untergehen und die Kirche Alles in Allem sein werde, damit die Könige und Kaiser den Papsten die Pflicht eines Stallsbedienten leisten müßten. Dies war nach Gerock's Sinne der wahre Geist der Kirche. Im Uebrigen liebt man in dieser einseitigen, langweiligen und unumbeleblichen Schrift, neben manchen beachtungswerthen Vorschlägen auch noch mythische Deutungen des 64. Psalmes und anderer späterer Schriften mit Betrachtungen über das Schicksal der römischen Kirche, mit Klagen über die Volkssucht, Herrschtsucht, Lügenhaftigkeit und kriegerischen Sinn der Kirchenfürsten und Prälaten. Zuletzt warnt er den römischen Hof, als den Beherrscher der Kirche, sich wohl zu hüten vor der babylonischen Verwirrung. Daraus verflucht ihm Eugen III. seinen Stuhl mit voller Anerkennung des Eifers, welchen Gerock für das Wohl der Kirche bereite³⁾, womit aber dieser nicht zufrieden

5) Sie ist abgedruckt zu finden in *Steph. Batuzii Miscellanea* V, 63—235. Aufzählung einer Kette bei *Ve z* a. d. A. I. p. LXIX seq. §. IV. war der Vater Zeil aus dem Bistumvergesen und nach ihm *Ve z* selbst Willens, diese Schrift, von welcher ein anfänglicher Theil verloren gegangen ist, herauszugeben. Beide kamen aber wieder davon ab. Aus der Epistola dedicationis dazu hat *Aventinus* Irrig gefolgert, daß Gerold auch das Leben *Aventinus* VII. oder doch eine Apologie desselben geschrieben habe. *Aventinus* hatte das Werk in Handschrift gelassen.

H. GARDNER, JR., U. S. A., Chief Editor, LXI.

6) Die Struë heist: „servata Inter eos (Papst und Kaiser) distinctione, qualis est inter duo luminaria magna, quae Dens ita creavit et ordinavit, ut alterum praecedat diem, alterum nocti, quia spiritualia, quibus praestet D. Papa. diel. et temporalia, quibus praestet D. Imperator, nocti comparantur.“
7) Dieser merkwürdige Brief ist auch bei P^{er} 2. a. a. D. in der Einleitung zu B^{is}. 2. v. XXVII abgedruckt worden.

war, sondern nach des Papstes Tode diese Schrift abermals nach Rom mit einem geharnischten Schreiben an den Cardinalpriester Heinrich sandte, um sie dem neuen Papste vorzutragen. Ingleich spricht er darin sein großes Mißfallen an dem neuen Titel des heiligen Stuhles zu Rom: römischer Hof, anstatt römische Kirche aus. Allein diese Benennung war treffend genug, weil die römische Kirche wirklich ein Gerichtshof sein wollte, der, doch auch nach Geroch's Ansichten, in allen seinen Angelegenheiten mit Zwang und Strafe gebot und sich in der That sogar ein eigenes weltliches Reich gründen wollte.

Weit schlimmer, verfinstelter und fanatischer ist Geroch's Schrift über den Investiturstreit unter dem Titel: *de statu ecclesiae sub Henrico IV. et V. Imperatoribus et Gregorio VII. nonnullisque consequentibus Rom. Pontificibus syntagma*, worin er sich der untauglichsten Waffen bedient hat¹⁾. Der Verfasser wendet in derselben die Einrichtung des jüdischen Tempels und dessen Schicksale mit seinen Anschuldigungen auf die römische Kirche und die rechtmäßigen Päpste, sowie auf die Kaiser und Gegenpäpste an und folgert daraus, daß an den letzteren die biblische Weissagung vom Antichrist und dessen Voranree bereits völlig erfüllt sei. In gleichem Sinne ist seine gegen Papst Victor IV. gerichtete Schrift *de Investigatione antichristi*²⁾ abgefaßt und derselbe Gegenstand darin ohne alle historische Kritik und richtige Kenntniß der Quellen bis ins 9. Jahrh. zurück behandelt worden. Indessen ist hierin bemerkenswerth, was er über seinen Zeitgenossen Arnold von Brescia sagt; nämlich er verwirft zwar dessen Lehren, meint aber doch, daß sie in guter Absicht aber mit geringer Einsicht vorgetragen worden wären und mißbilligt seine ungerechte Hinrichtung (1155) zu Rom. Ich wollte, sagt er, daß er wegen dieser Lehrgänge entweder mit Landesverweisung, oder mit Gefängniß, oder mit sonst einer anderen Art, nur nicht mit dem Tode bestraft worden wäre, damit die römische Kirche deshalb keine Vorwürfe zu ertragen hätte.

Von den übrigen uns bekannt gewordenen Schriften Geroch's ist die Epistola ad episcopum Babenbergensem *de sensu verborum S. Hilarii et Anastasii de aequalitate et inaequalitate Christi cum Deo dogmatischen Inhalts*, ebenso frei über die gloria et honore Filii hominis, welche Schrift an den Bischof Hartmann von Brisen gerichtet ist³⁾. Beide Abhandlungen besprechen in mystisch-orthodoxer Fassung die Lehre von der göttlichen und menschlichen Natur

Christi und letztere greift nebenbei hauptsächlich seine Brinde in dem salzburger, passauer und hamberger Sprengel an. Im 12. Kapitel hat er den an ihn gerichteten Brief des Bischofs Bruno zu Strassburg aufgenommen, in welchem von dieser Lehre besonders aber von Geroch's Schrift an Papst Hadrian IV. rühmlich gesprochen wird. Sein liber contra duos haereseos, dem Abte Gottfried von Amberg gewidmet, behandelt denselben Gegenstand, doch mit ausdrücklicher Befämpfung der früheren bis auf seine Zeit herein darüber bekannt gewordenen lehrerischen Ansichten⁴⁾. Die Katholiken halten diese Schrift sehr hoch und nennen sie den prologus galatas zu seiner *Expositio psalmodum* (1). Seine Epistola, deren fünf sind, reden von der Erhöhung der menschlichen Natur Christi, von seiner Schrift über die Irrlehren der Griechen und seinem Commentar über die Psalmen⁵⁾. Seine vitae beatorum abbatum Formacensium Berengarii et Wintonis, ordinis S. Benedicti reden der Wunderthätigkeit das Wort, erklären es für Wahnsinn, an der Wunderkraft zu zweifeln und sind gegen die Verächter der Heiligen und ihrer Wunderwerke gerichtet. Beide Abte zu Barnbach in Baiern am Innflusse waren Geroch's Zeitgenossen und von ihnen namentlich Winton ein großer Wunderthäter gewesen⁶⁾.

Unter allen seinen Schriften erweckt indessen sein Brief oder vielmehr seine Abhandlung an den heiligen Bernhard zu Clairvaux, welchen er auf dessen Reise nach Deutschland persönlich kennen gelernt zu haben scheint, die meiste Theilnahme, welche das Verbrechen der Simonie und die einschlägigen Wirthstlinge (conducticii) unter der Geistlichkeit umfänglich und heftig bekämpft, d. h. Geroch greift zwar diejenigen Cleriker überhaupt an, welche ihre Aemter verkauft haben, allein in der Hauptsache zieht er doch gegen die zu Felde, welche ohne sichere Anstellung an den Kirchen nur für Geld gemüthet, geistliche Handlungen verrichten. Hierauf geht er auf die Keger, welchen er jene beiden Klassen von Geistlichen gleichstellt, über, spricht ihnen das Recht der Verwaltung der Sacramente gänzlich ab und hält zuletzt dem Erzbischofe von Salzburg eine Vorrede, weil derselbe alle jene Vergehen in der Kirche nicht duldete, in gleichen der Unzucht und dem unregelmäßigen Leben der Stiftsherren in seinem Sprengel nicht nachsah. Es fehlt wenig, so erkennt man in dieser von Neuem zur Sprache gebrachten Schilderung der irregulären Oberherren eine Gleichstellung derselben mit den Söldnern und Kägern der Kirche. Im Uebrigen berührt er in dieser Schrift noch die Lehre von der Messe, den Sacramenten und der Transsubstantiation. Am Schlusse bittet er den Abt, ihn in dem, worin er irre, zu belehren und mit dem, was er billigen werde, in Schutz zu nehmen⁷⁾.

1) Herausgegeben vom Schweizer Jac. Gretler zu Ingolstadt 1611 in 4, welcher Schrift er das Leben Geroch's vorsetzt hat. Den historischen Theil derselben soll Gretler auch in seinen unbekannten Opp. VI. 245—262 wiederum mitgetheilt haben. Vgl. Schenkl's Hist. a. d. D. 75, 16 u. 17. Die erste hat auch das Geroch unmittelbar nach der Wahl Alexanders's und Victor's auf Seiten des Letzteren gehalten und seinen Zorn gegen die Römer wegen Alexanders' Wahl ausgedrückt hatte; als er aber genante Nachrichten über dieselbe empfangen hatte, änderte er seine Meinung und hält diese fest. 2) Gergl. Psal. Thessaurus anecdot. 1, 2, 315 seq. und 1, 2, 163—290.

11) Gergl. Psal. Thessaurus anecdot. 1, 2, p. 281—314. 12) Ebenda, p. 337 seq. 13) Ebenda, p. 3, 397—422. Ueberdies vergl. noch Pz. Notizen in der Einleitung zu diesem 1. Bde. p. LXIX seq. u. p. LXXXV. § IV u. VI. 14) Dieser Tractatus adversus Simoniacos steht im Thessaurus novus anecdot. von Mayhne und Durand V. 1437—1496.

Hiermit ist die Reihe von Gerod's Schriften be-
weitem noch nicht geschlossen. Es sind diese nur die
sich in verschiedenen Stiftern bis auf unsere Zeit herab
erhaltenen und durch den Druck bekannt gewordenen
Briefe und Abhandlungen, viele andere sind verloren
gegangen, so sein zahlreicher Briefwechsel, von welchem
zur Zeit des Jesuiten Orestes das Kloster zu Reichers-
berg nur noch ein Verzeichniß besaß, seine Schriften
gegen Abelard's Schüler, an den Bischof Otto von Freis-
ingen, den Bruder Konrad's III. und an die Freisinger
(Weißkirchener), ferner an den Bischof Daniel zu Prag,
an den Cardinal Heinrich, auf dessen Verlangen er eine
Abhandlung vom Glauben aufstellte, sowie an P. Ha-
drian IV., sein Dialog zwischen Griechen und Römern,
seine Abhandlungen an den Erzbischof Eberhard von
Salzburg de glorificatione filii hominis, an den Papst
Alexander III. und mehrere Cardinale über denselben Ge-
genstand ¹⁵⁾. Inbessn ist von Allem doch so viel erhal-
ten und bekannt worden, daß man daraus diesen finstern
Gelehrten sowohl in seinen Bestrebungen und überpannten
Ansichten als auch in seinen ausgedehnten Verbindungen
mit den Vornehmsten seiner Zeitgenossen genau kennen
lernen kann. Unter letzteren stehen außer den schon er-
wähnten Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten noch die
Bischöfe von Bamberg, Ravenna, Brisen und Oult
obenan. Von den Papsten rühmt er selbst außer Eu-
gen III., noch dessen Vorgänger, Innocenz III., welcher
ihn zu sich nach Rom berief und ihn nach Beantwortung
der Fragen, in welchem Glauben er lebe, mit
welcher Hoffnung er sich tröstet und mit welcher Liebe zu
Gott und der Kirche er durchdrungen sei, in Gnaden
aufnahm und dem Schutze des salzburger Erzbischofs
empfahl. Nur Anastasius IV. und Hadrian IV. über-
sahen ihn und antworteten auf die Zusendung seiner
Schriften ihm nicht. Seinen unmittelbaren Verkehr mit
weltlichen Mächtigkeiten, welche er, wie Keiner seiner
gleichzeitigen Verfassgenossen, so hart tadelt, kennen wir
zu wenig, als daß eine sichere Folgerung für seine Stel-
lung zu ihnen gemacht werden könnte. Sie ist natür-
lich als eine feindselige vorauszusetzen. Inbessn sehen
sie ihm doch nicht selten nach ¹⁶⁾. So fand er in Be-
gleitung des Erzbischofs von Salzburg und des Bischofs
von Brisen im Frühjahr 1162 bei Kaiser Friedrich I.
zu Pavia, wo es sich um Beilegung des päpstlichen
Schisma handelte, trotz seiner dem Kaiser zuwiderlau-
fenden Ansichten darüber, eine so günstige Aufnahme,
daß er für sein Kloster von denselben mehrere Begünsti-
gungen erwarb. Heinrich dem Löwen, in dieser Ein-
sicht ein Partegänger Friedrich's I., schrieb er auf die
Nachricht, daß der Herzog auf dem Reichstage zu We-

sungen 1157 in dem Zwiespalte zwischen dem Kaiser und
den päpstlichen Legaten zum Frieden geredet hatte, einen
beifälligen Brief ¹⁷⁾. Ungewißt Heinrich der Löwe bei
dem Strie Alexander's III. mit seinem Gegner Vik-
tor IV. nebst dem Kaiser zu Keltreim, Gerod aber zu
Erfkern hielt, übernahm Jener gleichwohl 1164 die
Schirmvogtei über einige Güter des reichsberger Klo-
sters, sowie die persönliche Besichtigung Gerod's, was
die neuern Schriftsteller irre geführt hat ¹⁸⁾. Auch im
J. 1166 wandten sich Gerod und sein Stift an diesen
Fürsten mit Bitte um Hilfe gegen die Feinde Konrad's III.
von Salzburg und seines ganzes Stengels. Heinrich
aber war damals außer Stande, Hülfe zu leisten und
verwies das Kloster zur Geduld und im Nothfalle an
Pfalzgrafen Otto den Älteren von Wittelsbach ¹⁹⁾. Im
Uebrigen sind diejenigen im Irrthume, welche behauptet
haben, Propp Gerod sei auch der Verfasser der reichs-
berger Chronik ²⁰⁾. Diese Chronik machte sich ihrer Auf-
findung oder doch seit ihrer Veröffentlichung zu Anfang
des 17. Jahrh. die Gelehrten zuerst mit den Lebensum-
ständen Gerod's bekannt, während sie zuvor sich mit
den Nachrichten des bairischen Chronisten Aventin be-
gnügen mußten, welche theils ganz falsch (A. B. Gerod
wäre zur Zeit seiner Striegkeiten mit weltlichen und
geistlichen Großen aus seinem Amte verjagt worden),
theils giftig und feindselig aufgefaßt worden sind ²¹⁾.
Dieser Chronist hatte nicht bedacht, daß zu Gerod's
Zeiten der Eifer für kirchliche Strenge und Nüchtern-
heit so hoch gestiegen war, daß man die darüber schon
vorhandenen, aber wider vergessenen Vorschriften nicht
allein von Neuem in Anwendung bringen, sondern sie
auch noch überbieten wollte. So konnte sich Gerod selbst
in den kürnbergischen Zeiten Alexander's III. auf seinem
Posten halten, während andere Prälaten um und neben
ihm entweder gekürzt oder sonst hart bestraft wurden.

(B. Röze.)

GEROCOMIA, GEROCOMICE (gebildet von
το γένος, das Alter, und κομίζω, besorgen oder pfe-
gen), hat man den Inbegriff der prophylaktischen und
diätetischen Grundsätze genannt, durch deren Befolgung
das Gefeisalter den Krankheitsursachen möglichst ent-
rückt wird und auf eine leichte und angenehme Art sei-
nen natürlichen Verlauf nimmt. Es erhebt nämlich
der Organismus durch das früher oder später eintretende
Gefeisalter naturgemäß eine Reihe von Veränderungen,
in deren Folge er als eine weniger vollkommene Ma-
schine sich darstellt, als der Organismus des jugendlichen
und kräftigen Mannes. Dieser Unvollkommenheit kann
durch eine größere diätetische Sorgfalt einigermaßen das

15) Vergl. das Chronicon Reicherspergenae I. c. p. 304 seq.
16) Zur Erklärung bürdet das Orestes im Sinne der reichs-
berger Chronik a. a. D. 7: „Tanta namque gratia diffusa erat
in labia ejus, ut his ipse, quos arguebat, gratias eximeret. —
Sic namque divino spiritu adeo potatus fuit, ut pene semper
et indecenter flumina de ventre ejus fluere, aquae vivae
aive loquentis aive scribentis aliquid ad utilitatem et erudi-
tionem proximorum.“

17) Siehe Pra. Codex diplom. hist. epistolariae p. 590 seq.
18) Vergl. Böttiger's Heinrich der Löwe S. 198 mit dem
Chron. Reichersp. I. c. p. 293 seq. 19) Böttiger a. a. D.
S. 238 u. 247. 20) Siehe das Weitere bürdet im Artikel
Gewald. 21) Siehe Orestes a. a. D. S. 15. Unter den
neuere Schriftstellern sprechen ausführlich über Gerod und seine
Grundsätze J. A. Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen
S. u. 7. Bd. und Schröckh in seiner Geschichte der Kirchengelehrte.
26. u. 27. Bd.

Gleichgewicht gehalten werden. Wie es daher eine besondere Diätetik des unvollkommenen kindlichen Alters gibt, so auch eine Diätetik des Greisenalters (*Hygieine s. Diacta senum*). Sie bildet den einen Haupttheil der Gerocomie. Ihre Verschlechterung der organischen Maschine führt dann leicht zu einer Reihe bestimmter Störungen, die man wegen der relativen Häufigkeit in diesem Lebensalter unter dem Namen der Krankheiten des Greisenalters zusammenfaßt. Die prothylattische Verhäufung dieser Krankheiten des Greisenalters bildet den zweiten nicht minder wichtigen Theil der Gerocomie, der allerdings schon zum Theil mit der Diätetik zusammenfällt.

Die Krankheiten, für welche das Greisenalter besondere Disposition besitzt, sind: im Verdauungsapparate Dyspepsie und Flatulen, Selbstucht, Gallensteine, organische Magen- und Mastdarmleiden, Hernien; im Circulationsapparate organische Störungen des Herzens, Angina pectoris, varicöse und aneurymatische Anschwellungen, Hämorrhoiden, Blutbrechen, brandiges Versterben der untern Extremitäten durch Arterienverknöcherung; im Athmungsapparate Katarrhe und sogenannte asthmatische Beschwerden, Lungenentzündungen; im Nervensystem Schwindel, Dämnmächten, Apoplexie, Lähmungen der motorischen Nerven und der Sinnesnerven; im Harn- und Geschlechtsapparate Harnsteine, Lithiasis, Vergrößerung der Prostata, Cystocele, Prolapsus uteri, Cancer uteri, Scirrhus mammae; in der Nutritionssphäre Kränkungen der durchsichtigen Theile des Auges, wässrige Ablagerungen im Sehgewebe und in den serösen Häuten, Hinauswüchse, Geschwüre, brandige Zerstörungen u. s. w.

Als wesentliche Punkte der Greisen-diätetik subhete der 84jährige Professor und Leibarzt Samuel Gottlieb Vogel in Rostock folgende auf:

1) Mäßigkeit in jeder Art, nicht bloß in diätetischen Genüssen, sondern auch in den geistigen und körperlichen Anstrengungen, also Vermeiden von Ausschweifungen und Erschöpfungen, zumal durch den Geschlechtstrieb, von schnellen Uebergängen der Hitze und Kälte, von geringen Störungen, von lebhaften Bewegungen oder Erschütterungen, von lebhaften Affekten, von heftigen Eindrücken, von anhaltendem Wachen u. s. w. Strenge Diät, die wegen langwieriger Kranklichkeit vorgeschrieben und dann anhaltend befolgt wurde, hat nicht selten zu einem höhern Lebensalter geführt.

2) Gesundes Klima, soweit dies ausführbar ist, und gesunde Wohnung. Dahin gehört eine freie, dem Luftzuge nicht ausgefetzt, ruhige Wohnungsstätte gegen Süden, ein hinlänglich hohes und geräumiges Wohn- und Schlafzimmer. Das letztere sollte niemals gegen Norden gelegen sein.

3) Einfache, leicht verdauliche, kräftige, etwas gewürzte Nahrung, die recht fein geschnitten und gekaut und langsam verpeist werden muß, lieber zu wiederholten Malen als in zu großer Menge auf ein Mal. Darte, fette, bläuhende, saure, leicht gärende Speisen sind zu vermeiden. Zum Getränke kann je nach der gewohnten

Lebensweise neben Wasser ein gutes Bier oder ein guter Wein genossen werden.

4) Allseitige Erwärmung des Körpers, unter besonderer Berücksichtigung der Füße und des Unterleibes; dabei ist aber eine Erhitzung des Kopfes durch Pelzmügen u. dgl. zu vermeiden. Die Kleidung muß daher der Jahreszeit und auch wol der Tageszeit entsprechend angelegt werden; sie soll schützen, ohne ungebührlich zu erwärmen, sie muß bequem sein, ohne zu drücken. Vielsach geschieht des wohlthätigen Einflusses der animalischen Wärme auf den Greisenkörper Erwärmung. Man will nämlich vom Zusammenfallen des Hochbetagten mit Kindern oder mit Jünglingen oder Mädchen eine verzögerte Abnahme der Lebenskraft beobachtet haben, welchen Einfluß man der Theilnehmung thierischer Wärme beizumessen geneigt ist. Uebrigens hat man in derartigen Fällen aber auch hin und wieder wahrgenommen, daß der Erstarrung des Greisenlebens ein Hinwellsen des jugendlichen Lebens parallel ging. Neuere Fälle dieser Art berichteten Gruner in *Uebersichten in Caspar's Wochenschrift* 1845. Nr. 5 und Küßbrand ebendaf. 1846. Nr. 37.

5) Bewegung und körperliche Thätigkeit, in soweit die Kräfte, die Beweglichkeit der Glieder, die Schwierigkeit des Athmens es gestatten, also nach den besondern Umständen Spaziergehen, Fahren, Reiten, aber auch Handarbeiten, zumal bei denen, die früher an Handarbeiten gewöhnt waren.

6) Um den Mangel der Bewegung zu ersetzen, dienen sehr vortheilhaft Frictionen der Haut und des Malaxiren der Muskeln. Die Haut kann trocken gerieben werden, oder auch mit der angefeuchteten Hand oder mit einem mäßig mit Wasser durchtränkten Luche oder Schwamme, worauf natürlich ein Abtrocknen des Körpers folgen muß.

7) Sehr wichtig ist das Offenhalten aller Conduiten: daher die Angewöhnung einer regelmäßigen Stuhlernterung und der Entleerung der Blase und zwar der vollständigen Entleerung, wenn das Bedürfnis mahnt; ferner zwischen durch warme Bäder. Insbesondere empfiehlt Vogel auch noch das Waschen des Kopfes mit kaltem Wasser und gehöriges Einhalten der Hiedel.

8) Vermeidung aller starken Ausleerungen durch Brech- oder Purgirmittel, durch Blutentziehung.

9) Eine heitere und ruhige Gemüthsstimmung. Schon aus diesem Grunde sollen Greise die Einsamkeit meiden und ermunternde, zerstreunende Gesellschaft besuchen.

10) Eine streng geregelte Lebensordnung und Festhalten an der angewöhnten, wenngleich vielleicht spärlichen Nahrungsmenge. Es fehlt nicht an Beobachtungen, daß ergiebige Spenden an bedrängte Personen, wodurch dieselben in den Stand gesetzt wurden, an der Stelle ihrer bisherigen spärlichen Nahrungsmenge, sich einem relativ opulenten Tisch zu verschaffen, oftmals ein beschleunigtes Ende derselben herbeiführten.

Literatur: Hieron. Brixianus, Geracologia. (Trident 1583.) David de Pomis, Enarratio de senum

affectibus praecavendis atque curandis. (Venet. 1588. 4.) *Fr. Fagerolles*, de senum affectibus. (Lugd. 1610. 4.) *Franc. Ranchin*, Gerocomia seu de senum conservatione etc. in Fj. Opera. (Lugd. 1627.) *Benedict. de Baquerre*, Senum medicus praescribens observanda, ut sine magna molestia senectus protrahatur. (Colon. 1673.) *Glazou*, de senectute ipsa morbo. (Lugd. 1715. 4.) *John Floyer*, Medicina gerocomia de preserving old mens health etc. (Lond. 1725.) *G. Ploucquet*, Vom menschlichen Alter u. s. w. (Züb. 1779.) *B. C. Faust*, Die Perioden des menschlichen Lebens. (Berlin 1794.) *Ludovici Cornari*, Cines venetianischen Edelmanns Gesundheit und Mittel über 100 Jahre in vollkommener Gesundheit zu leben u. s. w. übers. von Christ. Ludovici. (Leipzig 1707.) Dasselbe aufs Neue herausgegeben von Friedr. Schlüter. (Braunschweig 1796.) *Balli*, Entwurf eines Alters über das hohe Alter. Aus dem Ital. (Wien 1796.) *G. A. F. Rumarit*, Die sichersten Mittel, ein hohes Alter zu erreichen. Dritte Ausgabe (Leipzig 1827.) *G. A. Struve*, Gesundheitsfreund des hohen Alters. (Hanover 1824.) *J. A. Fresenius*, Volksbuch und Lehebuch über die Kunst des Menschen, sein Leben zu verlängern. (Hamburg 1798.) *J. Ch. Ghermann*, Physiol. Fragmente zur Makrobiotik. (Frankfurt 1798.) *G. C. Bertelle*, Versuch einer Lebensverlängerungskunde. (Landsh. 1803.) *J. A. Bergz*, Physiol. Lebensverlängerungskunde. (Leipzig 1804.) *J. Sinclair*, Handb. der Gesundheit und des langen Lebens. Aus dem Engl. von Kurt Sprengel. (Amsterd. 1808.) *H. Carlisle*, Die Schwächen des Alters nebst den Mitteln, solche möglichst zu mildern und das Leben zu verlängern. Aus dem Engl. von W. Becker. (Leipzig 1820.) *David Schulz* von Schulzendeim, Anweisung zur Erreichung eines hohen Alters. Aus dem Schwedischen. (1822.) *G. W. Hufeland*, Makrobiotik. 2 Theile. (Berlin 1805.) 5. Aufl. (1823.) *J. G. Jungbans*, Das Greisenalter. (Salzsch. 1825.) *J. Morel Rubempré*, Der Weg zu einem hohen Lebensalter. 2 Bde. (Suttgart 1832.) *Gannstatt*, Die Krankheiten des höhern Alters und ihre Heilung. 2 Bde. (Erlangen 1839.) (Fr. Wih. Thiele.)

GERÖLLE, sind durch Wasser abgerundete Gesteine (s. d. Artikel). (Giebel.)

GEROLD (sprachlich), altschwäbisch Kerold¹⁾. Dieser alte Mannesname wird am besten zu *Ger*, Spieß, gekürzt und bedeutete also dem Spieß (Kampfschold). Doch kann *ger* auch in der Bedeutung von gar genommen werden und Gerold bedeutete dann gar hold, sehr hold, ganz hold. Nimmt man das *Ger* in diesem Namen in der Bedeutung von Begierdt, so bedeutete er: der Begierde hold. (Ferd. Wächter.)

1) I. B. der Kerold, der 799 gegen die Hunnen fiel, im Betreff dessen Mannes (Die Geschichte Bayerns. I. Th. S. 63) bemerkt: „Gerold, richtiger Kerold“, doch ist es derselbe Name, nur auf schwäbisch härter ausgesprochen, wie *Ker Spieß* für *Ger*. *Ker* Begierde für *Ger*. 2) Graff, Althochdeutscher Sprachschatz IV. S. 721.

GEROLD, KEROLD¹⁾, Graf, Bruder der Königin Hildegard, Kiebling Karl's des Großen, Statthalter von Baiern (Bojarinae praefectus), begleitete Karl den Großen auf dessen Zerstörungen gegen die Hunnen, die Sachsen und Slaven, wurde als Bojarinae praefectus wie Einhard von Fulda ihn zum Jahre 799²⁾ nennt, mit den Hunnen (Awaren) kämpfend getödtet. Da Gerold der Bruder Hildegard's, der Gemahlin Karl's des Großen, war, so galt er bei diesem viel. (Kapert³⁾) sagt: Augenser (Mönch von Reichenau) haben einen Greis, den Presbyter und Mönch, Namens Peter, sich zum Etam gewählt cum consilio Hildegardae reginae, cuius etiam adminiculo res apud illos ita perstitit, quia a Geroldo comite, germano praedictae reginae, locus constitit et augebatur. Der Graf Gerold ward in dem Kloster Reichenau, über das er den größten Einfluß ausübte, auch begraben. Regino bemerkt von dem in der Schlacht gegen die Awaren im J. 799 gefallenen Gerold: „de quo in visione Witini legitur, quod inter martyres sit adnumeratus.“ weil er nämlich in der Schlacht gegen die heidnischen Awaren gefallen. Da die Namen in den Familien gern wiederholt wurden und die Lehen, ob schon noch nicht erblich, doch gern auch dem Sohne oder Neffen ertheilt wurden, so ist wol ein Sohn oder Neffe Gerold's des Statthalters von Baiern der Gerold, den Einhard von Fulda zum J. 826 als Wächter und Präfecten der avarischen und pannonischen Grenze ausführt, nämlich bei Gelegenheit, wo er erzählt, der Kaiser (Ludwig der Fromme) habe, um Gewisheit über das Gerücht zu erhalten, daß der König der Bulgaren aus seinem Reiche vertrieben oder umgebracht worden, Bertricum palatii comitem ad Baldricum et Geroldum comites et Avarici limitis custodes gesandt und weiter Baldricus et Geroldus, comites et Pannonici limitis praefecti, in eodem conventu (zu Raing) fuerant. Man nimmt an, daß dieser Gerold derselbe sei, von welchem Gerhard zum J. 815 sagt: „Der in Rom erkrankte König Bernhard von Italien habe dem Kaiser per Geroldum comitem, qui ad hoc ei legatus fuerat datus, mandirt“⁴⁾ (erboten). (Ferdinand Wächter.)

1) So in den frühaltdeutschen Denkmälern; so J. B. in den Annal. Sangall. Major. (bei Pertz. Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 75): „799 Kerolt occiditur.“ bei Monachi Sangall. Karoli Lib. I. Praef. (bei Pertz. p. 747), wo es in Beziehung auf den Krieg Karl's des Großen gegen die Sachsen heißt: „ex narratione Adelberti, patris ejusdem Werinberti, eadatur, qui cum domino suo Keroldo et Hunico et Saxonicis vel Sclavicus bello interfuit.“ und Cap. 2. p. 749, wo es von Adelbert heißt: „Quod videns justissimus Karolus, primus illorum cum consensu dominum sui Keroldi praefectum inter Renum et Alpes Italica instituit.“

2) Einhardt Annales Fuldenenses ap. Pertz. T. II. p. 352. Die Annales Augiensis (bei demselben T. I. p. 67 zum J. 799: „Gerolt occiditur.“ und die Annales Wirzburgenses (bei demselben S. 240) sagen zum nämlichen Jahre, nämlich 799: „Geroldus, piissimus signifer Karoli, in pugna occiditur.“

3) Casus S. Galli Cap. 3 bei demselben T. II. p. 64. 4) Bergl. Vita Hludowici imp. Cap. 25 (bei demselben T. II. p. 649), wo der Kaiser bei derselben Gelegenheit von dem Könige Bernhard von Italien verlangt: „per Geroldum abbi renunciare.“

GEROLD, Graf von Vienne, Gegner Kaiser Heinrich's III.; daß er Graf von Vienne gewesen, hat man nach der Aufzeichnung, welche Du Guesne de Regno Burgundiae aufstellt, angenommen; gewiß ist, daß er ein Burgunder war, denn so nennt ihn Hermann Contractus zum J. 1044. Aus Hippo, welcher S. 149 sagt: „Augustus (nämlich Konrad II. im J. 1034) veniens ad Genevesem civitatem, Geroldum, Principem regionis illius, et Archiepiscopum Lugdunensem, atque alios quam plures subiegit, geht hervor, daß Gerold das Fürstenthum der Gegend von Genf besaß und daß er von Kaiser Konrad II. zur Unterwerfung gebracht wurde. Aber als Konrad's Sohn zur Regierung kam, wollte er, läßt sich schließen, sich wieder unabhängig machen, gab sich aber zu Anfange des Jahres 1045 bei Solothurn in die Gewalt des Königs“).

(Ferdinand Wacher.)

GEROLD, Patriarch von Jerusalem, war früher Abt von Gligny, hierauf Bischof von Valence in der Dauphiné, wurde nach dem Tode des Patriarchen Lotharius von Jerusalem vom Papste Honorius III. 1224 oder 1225 zu dessen Nachfolger ernannt¹⁾. Da Kaiser Friedrich II. vom Papste in den Bann gethan war, so wogerte ihm der Patriarch Gerold, als der Kaiser den 7. Sept. 1228 in Ptolemais landete, den Friedensfuß und verbot ihm, nach dem heiligen Grabe zu wallfahren. Als Friedrich dennoch nach Jerusalem kam, ließ der Patriarch durch den Erzbischof von Caesarea im Namen des Patriarchen von Jerusalem das Interdict über die ganze Stadt und insbesondere über das heilige Grab verhängen. Friedrich wallfahrte dennoch zu demselben, und dießes erbitterte den Patriarchen und die übrige Geistlichkeit nur noch mehr. Durch das Interdict über das heilige Grab verweigerte Gerold Friedrichen nicht nur die Krönung zum Könige von Jerusalem, sondern unterstützte auch die Anklagen des Großmeisters des Tempels gegen den Kaiser. Besonders merkwürdig ist das Schreiben Gerold's²⁾ an den Papst, in welchem er den Frieden mißbilligt, den Friedrich mit dem Sultane Kamel geschlossen. Er sagt unter Anderem darin: „Der angeblich höchst vortheilhafte Friede sei durchaus zu verwerfen; denn 1) habe der Kaiser ihn (den Patriarchen) nicht um Rath gefragt, 2) erhalte er (der Patriarch) durch diesen Frieden so wenig, daß die Christenheit sich dessen schämen sollte.“ Da die Bedingungen, unter welchen den Christen Jerusalem zurückgegeben wurde, Gerold's Unwillen erregten, so erklärte er die von dem Sultane von Aegypten bewilligte Räumung von Jerusalem für einen groben Betrug, und erließ das Verbot, daß ohne ausdrückliche Erlaubnis des Papstes, welche eingeholt werden mußte, die heiligen Dertre zu Jerusalem weder zum christlichen Gottesdienste wieder-

geweiht, noch von den Pilgern besucht werden dürften. Ungeachtet dieses Verbotes besuchte Friedrich, wie wir bereits bemerkt haben, das heilige Grab, kam aber den 24. März 1229 schon wieder in Ptolemais an. Hier ließ er dem Patriarchen, welcher die Absicht hatte, die von dem Könige Philipp von Frankreich vermachten Gelder zur Anwendung und Befoldung einer Ritterschaft anzuwenden, nachdrücklich untersagen, weil in seinem Königreiche ohne Wissen und Willen des Königs eine Kriegsmacht unterhalten werden dürfte. Da der Patriarch vergebens einwandte, daß die fremden Pilgrime zur Heinsahrt sich anforderten und das heilige Land riner eigenen bewaffneten Macht gegen den Sultan von Damascus bedürfte, so erklärte Gerold, daß er seine Seele in Gefahr bringen würde, falls er dem Befehle des Kaisers gehorchen wollte. Auf der Versammlung, welche Friedrich den andern Tag darauf auf der sandigen Ebene außerhalb der Stadt beschied, erhob er zuerst eine bittere Anklage gegen den Patriarchen, von welchem er sagte, daß er mit böshafter Pläne gegen seine Person und seine königlichen Rechte umginge und diese Anschläge mit Hilfe der Pilger, welche er durch den angebotenen Sold für seinen Dienst zu gewinnen sich bemühte, auszuführen gedächte. Hierauf machte der Kaiser dem Großmeister sehr heftige Vorwürfe. Als hierauf der Kaiser, wie nämlich Gerold in einem seiner Briefe schreibt, denn er ist nur die zweideutige Quelle der Geschichte dieser Vorgänge, auch die Kirchen, sowie die bödte gelegenen Dertre von Ptolemais und alle Zugänge zu der Wohnung des Patriarchen mit Armbrustschüssen besetzen ließ, berief Gerold die Prälaten und die ihm gewogenen Pilgrime zu einer Berathung, und sprach mit der Zustimmung derselben den Bann über alle diejenigen, welche den Kaiser in seinen Feindseligkeiten wider die Kirche und die Tempelherrn mit Rath und That unterstützen, aus. Der Kaiser ließ nun in noch größerer Anzahl Bogen- und Armbrustschützen aufstellen, und sie übtren Feindseligkeiten gegen den Patriarchen und dessen Anhänger aus, und trieben namentlich diejenigen zurück, welche Lebensmittel in die Wohnung des Patriarchen bringen wollten. Als der Kaiser sich zum Frieden neigte, machte der Patriarch die Bedingungen, daß Friedrich die Wachen von Bogenschützen und anderen Kriegsmännern, welche er in den Straßen der Stadt aufgestellt hatte, zurückziehen, vollkommene Genußgung leisten und zu Ptolemais Alles wieder in den vorigen Stand, in welchem es vor seiner Ankunft gewesen wäre, setzen sollte, und erbielt sie zwar bewilligt, aber der Kaiser erfüllte sie nicht. Daher besetzte Gerold die Stadt Ptolemais mit dem Interdict. Auch in einem späteren Schreiben klagt Gerold den Kaiser an, daß die Pilger, welche nach Jerusalem wallfahrten, noch während der Anwesenheit des Kaisers in Syrien von den Sarazenen schändliche Behandlung erfahren hätten. Nachdem der Papst sich im J. 1230 mit dem Kaiser veröhnt hatte, nahm im J. 1231 der Patriarch Gerold den mit den Sultanen von Aegypten und Damascus geschlossenen Frieden an, verkündigte ihn im Namen des Papstes für

¹⁾ Hermannus Contractus beginnt das Jahr 1045: „Regnabit et Gerold Burgundiones regi apud Solodorum ad dedicationem venerunt.“

²⁾ *Le Quen*, Oriens Christianus Tom. III. p. 1255. ³⁾ *Epist. Geroldi*, ap. *Mathæum Paris*, et *Rainald*, ad ann. 1229.

gütig und für die Christen bindend, und weichte die Kirche des heiligen Grabes wieder ein. Als bei den Händeln, welche seit der Ankunft des Marschalls Richard als Reichsmarschall das heilige Land verwirrten, der Patriarch Gerold die Partei der Widersacher des Kaisers nahm, nahm Papst Gregor IV. die Vollmacht, welche er dem Patriarchen Gerold als Legaten des apostolischen Stuhles gegeben hatte, zurück¹⁾ und gab sie dem Patriarchen von Jerusalem. Die geschichtliche Wichtigkeit Gerold's, der als Legat den Papst von den Vorgängen im heiligen Lande genau unterrichtet hatte²⁾, hört mit Zurücknahme seiner Vollmacht auf.

(Ferdinand Wächter.)

GEROLD, Apostel der Slaven in Bagrien und erster Bischof zu Lübeck³⁾. Sein Geburtsjahr ist unbekannt; er stammte aus einer edeln schwäbischen Familie; da er für den geistlichen Stand bestimmt war, so erhielt er vermutlich zwar den ersten Unterricht in der Heimath, die höhere Ausbildung aber in einer der Dom- oder Stiftsschulen Niedersachsens, dem Siege der gründlichen Gelehrsamkeit und des strengen sittlichen Wandels, wohin damals die jungen, dem geistlichen Berufe sich widmenden Männer aus Mitteldeutschland in derselben Absicht zu wandern pflegten. Gerold jedoch blieb nach erlangter Reife seiner Kenntnisse daselbst zurück und wurde mit einer Stiftpfarrercapläne zum Lehrer oder Recter an der Domschule zu Braunschwieg befördert. Später zog ihn der junge Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen als Kaplan an seinen Hof daselbst und übertrug ihm zugleich nach Zeitsitte auch die Geschäfte seiner Kanzlei. Dadurch geriet er für immer in die sein Schicksal sowohl als seine kirchliche Richtung bestimmende Abhängigkeit von diesem ausgezeichneten Fürsten, nachdem das in ihm allmählig erwachte Verlangen, das unangeregte geistliche Weltleben am Hofe dieses Fürsten mit dem sensiblen, aus Abhärtung und Entbehrung hervorgehenden Klostergebäude zu Riddagshausen, wo sein Bruder Konrad seit 1153 Abt war, zu vertauschen, nicht in Erfüllung gegangen war.

Klein von Wuchs, aber stark im Geiste, und mit ausgebreiteten Kenntnissen versehen, genoß Gerold den Ruf einer solchen Gelehrsamkeit, besonders in theologischen Dingen, daß ihm Keiner in Niedersachen gleichgesetzt wurde. Durch diese Vorzüge sowol, als durch die Strenge seines Wandels und seiner Nüchternheit war er in Verbindung mit seiner zuverlässigen Ergebenheit dem jungen ehrgeizigen Fürsten unentbehrlich und zu weit wichtigeren Dingen, als zum Wöhrschreiben, fähig erschienen, so daß er grade in der Periode, wo er seinem Berufe die erwähnte Wendung zu geben gedachte, von des Herzogs Gemahlin Clementia in dessen Aufwesen-

heit davon abgelenkt und zur Annahme des zu Ende 1154 durch Bietlin's Tod erledigten slawischen Bischofsstuhles zu Oldenburg (Aldenburg) in Bagrien und somit auch zur Fortsetzung der Heidenbekehrung in dieser Landschaft beredet wurde, obgleich er die Sprache der Slaven nicht verstand zu haben scheint. Indessen ist wol hierbei vorauszusetzen, daß die Slaven daselbst mit ihren Häuptern Rachel, Iribislaw und Ademar bereits in Abhängigkeit von dem Herzoge Heinrich dem Löwen und dem Großen Wdoff II. von Plesken lebten und in diesem drückenden, mit Sinspflücht verbundenen Zwangsverhältnisse guten Theils der teutschen Sprache nicht unlieb sein mochten, da sie doch ihrem Gehörbiente nach und nach entsagen und zum Christenthume übertreten sollten, wogegen sie aber bei jeder günstigen Gelegenheit aus Liebe zu ihren Sitten und aus Haß gegen den Druck, in welchen sie die christlichen Nachbarn versetzten, sich widerpenstig und feindselig bewiesen. Daher auch das christliche Bisthum in ihrer Mitte, das der fromme Bietlin auf Anregung des Erzbischofs Hartwich gegründet hatte, fortwährend in sehr schlechten Umständen sich befand und auch so lange seiner Verbesserung entgegen sah, als der Streit zwischen dem Herzoge Heinrich und dem Erzbischofe Hartwich I. von Hamburg und Bremen über die Hebsitzrechte desselben dem Ausbruche offener Feindseligkeiten unter ihnen, wie grade bei Bietlin's Tode noch, bloßgestellt blieb.

Unter diesen Umständen nahm der Kaplan Gerold auf das Burehen der Herzogin gleichwol den Antrag derselben unbedenklich an und riß mit ihren Gesuchungsbriefen in Begleitung des ihm beigegebenen Propstes Ludolf von Gussin, welcher während Bietlin's letzter Krankheit und nach dessen Tode dieses Hochstift verwaltet hatte, nach Bagrien, wo ihn Geistlichkeit und Volk, welche auf den Wink des braunschweigischen Hofes dazu erwartet hatten, einstimmig zum Bischofe von Oldenburg wählten. Dadurch war man den befürchteten Eingriffen des Erzbischofs Hartwich, der diesen Posten einem Andern zugebach hatte, zwar zuvor gekommen, allein ohne dessen Beibehaltung und Bestätigung war die Wahl Gerold's kraftlos. Um aber diese zu erlangen, mußte der Kaplan den Erzbischof erst aufsuchen, welcher grade damals in voller Rüstung und Verschönerung gegen Heinrich den Löwen begriffen und deshalb abwesend war, indem er an der Rückkehr in sein Erbkraft von den Kriegen des Herzogs verhiert wurde. Gerold fand ihn zu Werberburg und, wie zu erwarten war, feindselig gestimmt; daher er seine Begleitung und den Propst Ludolf, der ihn in dieser Verhandlung hatte unterstützen sollen, nach Bagrien zurückschickte und den Herzog, der sich mit dem Kaiser Friedrich I. in der Lombardie befand, durch einen Boten um Befehle für sein Verhalten bitten ließ, während er dessen Antwort bei seinen Verwandten und Freunden in Schwaben abwartete. Heinrich war auf die Nachrich vom Geschehenen sehr entschlossen, diese Bischofswahl persönlich an den Papst Hadrian IV. zu bringen und von demselben entschieden zu lassen; er rief daher seinen Kaplan sofort zu sich in das kai-

3) I. den Brief Gregor's IX. an Gerold bei *Rainaldus* ad ann. 1223. §. 44.

4) So J. B. den Brief von dem von den Bagariern verübten Feindesbruche im J. 1223 geschrieben hatte; f. *Wilken*, *Ursch. der Kreuzzüge* VI. S. 523.

1) Dieser Vorname wird in den alten Quellen auch Gerold geschrieben und zuweilen sogar mit Berthold verwechselt.

ferliche Lager vor Lortona, wo dieser auch nach einer mühseligen Reise, auf welcher er von Räubern ausgeplündert und verwundet worden war, eintraf und seinem Fürsten von den feindseligen Plänen Hartwich's umständliche Nachricht gab. Nach Eroberung Lortona's mußte er den Herzog auf Friedrich's Herzuge zu dessen Kaiserkrönung nach Rom begleiten. Zu Viterbo brachte Heinrich Gerold's Sache bei dem daselbst anwesenden Papste zur Sprache; allein dieser war vom Erzbischofe Hartwich durch Briefe schon umgestimmt; er wich daher unter dem Vorwande aus, daß er sich ohne Bewilligung desselben nicht darein mischen könne und beschloß sich zur Weihe des neuen Bischofs, die Heinrich von ihm verlangt hatte, erst als dessen Tapferkeit über die rebellischen Römer dem Papste wie dem Kaiser sich zur Dankbarkeit verpflichtet hatte.

Hadrian weihte nun freiwillig den Kaplan zum Bischofe von Oldenburg freiwillig ein, gekleidet auch dem Herzoge noch mancherlei Vorrechte zur Erhöhung slawischer Bischümer zu³⁾; der Bremer Erzbischof konnte freilich dagegen Nichts einwenden, er wollte aber sein Insuperaturrecht, welches Herzog Heinrich schon durch die eigenmächtige Bezeichnung Vicelin's verletzt hatte, für die Zukunft so wenig als des neuen Bischofs Abhängigkeit in kirchlichen Sachen von seinem Erbsitze aufheben. Gerold war daher bei seiner Wiederkunft aus Italien nach Bagrien, wo er Alles in dem verwilderten Zustande und für sich kaum ein Ddaach, aber seine Lebensmittel fand, gezwungen, sich mit dem Erzbischofe, der inzwischen wieder heimgekehrt war, zu Stode zu verstehen. Nur mit Mühe konnte er, von seinem Bruder Konrad unterstützt, den Zorn dieses Prälaten besänftigen, und zwar unter Versprechungen, welche sämmtlich zu erfüllen der Bischof außer Stande war, mirhin auch seine Hilfe in seinem Nothstande von ihm zu erwarten hatte, als der Herzog in Begleitung kaiserlicher Bevollmächtigten im Anzuge war, um den Erzbischof dafür zu züchtigen, daß er theils hinter seinem Rücken Feindseligkeiten gegen ihn auszuüben Willens gewesen war, theils zum Römerrzuge Kaiser Friedrich's seine Lehnspflicht nicht erfüllt hatte. Seine Demüthigung erfolgte, ohne daß Gerold's Fürsprache bei seinem Fürsten, welchen er am 1. Nov. 1155 in Bremen wiederfand, ein günstiges Gehör gefunden hätte. Nachdem er das Weihnachtsest mit dem Herzoge zu Braunsdorf gefeiert hatte, begab er sich in Begleitung seines Bruders und des Priesters Heimold zu Bosow oder Boslaw, der sein Schüler war, in strenger Kälte und bei tiefem Schnee nach Bagrien

zurück, um sein bischöfliches Amt anzutreten. Zu Oldenburg, dem Hauptstuhle seines Sprengels, wollte er das Epiphaniasest 1156 feiern, fand aber den Ort, außer der von seinem Vorgänger erbauten Hütte, gänzlich wüst und menschenleer und mußte den Gottesdienst auf einem Schneeberge halten. Demselben wohnten auch wenige Slawen mit ihrem dem Herzoge von Sachsen zinspflichtigen Fürsten Pribislaw aus der Nachbarschaft bei, welcher nach Verwindung der Feindseligkeit den Bischof und seine Begleiter zu sich einlud⁴⁾. Sie fanden bei ihm eine gastfreundliche Aufnahme, ließen es sich einen Tag und zwei Nächte wohl sein und folgten alsdann der Einladung eines andern in der Nachbarschaft wohnenden vornehmen Slawen Thesmar. Auf dem Wege zu diesem zerstörten Gerold und seine Begleiter die in einem Walde befindliche, dem Gehen Prowe oder Premo geweihte Stätte, ohne von den Slawen bemerkt zu werden und erhielten zwar bei Thesmar, welcher von dieser Begegnung Nichts wußte, eine freundliche Aufnahme, erschrocken aber vor dem Anblicke der Fesseln und Martirwerkzeuge für die gesangenen Christen und Christinnen, die hier auch in guter Anzahl im Kerker schmachteten. Gerold's Fürsprache zu ihrer Erldosung fand kein Gehör. Entrüftet hierüber begab er sich nach Lübeck, wo er am folgenden Sonntage vor einer Menge Slawen, die zum Markte dahin gekommen waren, zum ersten Male das Christenthum predigte und sie zur Taufe aufseuerte. Da trat aus ihrem Wink der ebenfalls anwesende Fürst Pribislaw hervor und schloß die in bescheidener, aber ruhrender Rede mit Nachdruck das Elend und den unerträglichen Druß seiner Genossen, worin sie durch die christlichen Wuchthaber versetzt wären, sobald sie dadurch ihrem völligen Untergange preisgegeben und aus Verwerfung gezwungen wären, ein flüchtiges Leben mit Raub und Mord zu führen, kurz die Christen zu hassen. Gerold aber erklärte ihnen, daß sie die Mißhandlungen wegen ihrer Hassartigkeit gegen die christlichen Wahrheiten betroffen hätten und wies auf den Wohlstand der Sachsen und anderer christlichen Völker, sowie auf deren Zufriedenheit mit ihrem Schicksale hin. Dies griff Pribislaw sogleich auf und versprach, daß, wenn der Herzog von Sachsen ihnen die Rechte seiner übrigen Unterthanen über Einkünfte und Grundstücke geben wolle, sie auch gern Christen werden, Kirchen bauen und Abgaben entrichten würden.

Mit dieser Nachricht ging der Bischof zum Herzoge nach Ertrngburg (Artenburg), wo dieser eben einen Landtag abhielt, auf welchem die geladenen kleinen slawischen Fürsten auch erschienen waren. Hier ergriß dieser selbst auf Gerold's Bitten das Wort und versuchte nach seinen Kräften und Einsichten jene zu bekehren. Aber Fürst Milot der Dbotriten im heutigen Mecklenburg, dessen Macht noch nicht gebrochen worden war, hatte den Muth, den Herzog mit Gotteslästerungen ab-

3) Nach den Erzählungen der Chronisten bei Lindenberg war und blieb Erzbischof Hartwich sowohl vom Papste, als auch vom Kaiser in Hinsicht seiner Metropolitansrechte allerdings verlassen. In Norddeutschland hatte man die Ansicht, daß nur dem Kaiser die Insuperatur zukomme, und wenn a. a. D. S. 255 eine Chronik so dunkel darüber spricht, daß man nicht errathen kann, ob der Herzog von Sachsen oder der Erzbischof von Hamburg dieses Recht auszuüben habe, so rüht diese Meinung offenbar daher, daß Friedrich I. Keilern nach einander sein Recht übertragen hatte, der Herzog aber von ihm ganz besonders darin begünstigt wurde.

4) Autbloss in seinem Pragmat. Handbuche der Mecklenb. Gesch. I, 106 ff. irrt, wenn er diesen Slawen für einen Christen hält.

zuweisen. Und so war auf diesem Landtage, weil der Herzog bei seiner Strenge gegen die Slawen beharrte, für das Bisthum und seine Kirchen so wenig als für die Heidenbekehrung Etwas errungen worden. Verstärkt darüber mußte der hilflos gelassene Bischof dem Herzoge nach Braunschweig folgen, wo er, um nicht zu verhungern, mit bitteren Vorwürfen gegen denselben fast ein ganzes Jahr verweilte, ehe der günstige Zeitpunkt eintrat, die dringend gewordene äußere Ausstattung seines Bisthums, die schon Vieelin verfallen worden war, zu bewerkeln. Gleichwohl war der Herzog selbst durch die Keßfeligkeit des Römerruges, der ihn selbst in Noth versetzt hatte, sowie durch die fortgesetzte Beigerung Hartwich's, Unterstützung hierin zu geben, gezwungen, jene Fürsorge dem hollsteinischen Grafen Adolf II. zu überlassen und ihm ernsthaft zu beschließen, daß er die schon vor Vieelin's Tode dem Bisthume versprochenen 300 Hufen Landes herausgeben sollte, was dieser zwar that, aber dem Bischofe Gerold eine Strecke mit Moräsen und Wäldern unterthümlichen Landes so knapp anwies, daß weder das versprochene Heilmäß, noch viel weniger der Betrag davon der Zusage entsprach und es auch schwer fiel, den Erwartungen und Bedürfnissen Gerold's, trotz der Verwendungen Heinrich's, volles Genuß zu verschaffen. Den Ersatz der fehlbaren Einbuße indessen suchte der Graf durch seinen Beistand für Errichtung von Kirchen und für die Slawenbekehrung vielfach zu leisten, insbesondere durch die Gründung der Burg und Stadt Ploen (Plum). Um nun die Bekehrung der Slawen erfolgreich zu machen, bestellte Gerold, worin der Erzbischof nachgab, Priester aus dem Kloster Halbera oder Neumünster, mit Kenntnissen der slawischen Sprache und dem Mutho ausgerüstet, auch in den Räuberhöhlen die Slawen aufzusuchen und für das christliche Leben zu cultiviren. Gerold selbst gründete auf den ihm angewiesenen Grundstücken die Stadt Eutin, den nachmaligen lübcher Bischofssitz, mit einer Wohnung für sich, verlegte die Congregation zu Guxlin oder Dagersdorf nach Segeberg unter den Schutz des dasigen festen Schloßes, ließ das entvölkerte Städtchen Oldenburg durch Colonisten aus Ostfriesland wieder anbauen und gründete daselbst neben Befestigung einer Pfarrei auch eine Kirche, foderte die Slawen der Umgegend, deren heilige Haine allenfallsben vollends zerstört wurden, auf, den Gottesdienst dort zu besuchen, ihre Leiden auf dasigem Kirchhofe zu beerdigen und das Schwören nach ihren altförmlichen Gebräuchen zu unterlassen. Gleiche Einrichtungen wurden in anderen benachbarten Orten getroffen. Dies erleichterte und förderte die Culture des Landes und der Slawen, so daß die Widerpenfigen von ihnen zurückweichen mußten. In des Herzogs Heinrich langer Abwesenheit (von 1157—1160) drohte zwar König Waldemar I. von Dänemark, gereizt durch die Feindseligkeiten der Slawen und namentlich der Döbtriten, auf seinen Ansehn, gegen welche sich jener diesem durch ein Friedensgebot an die Slawen vor seiner Abreise verbindlich gemacht hatte, den friedlichen Zustand

und Gerold's segensreiches Wirken in diesem Gebiete durch einen gewaltsamen Einbruch zu stören, wenn nicht des Bischofs persönliche Verwendung im Jahre 1159 des Königs Zorn zu besänftigen und den Ausbruch seiner Rache bis zu des Herzogs von Sachsen Rückkehr verschieben zu lassen verstanden hätte. Dieser Rachekrieg begann und endete denn auch 1160 mit Eroberung und Unterwerfung des Döbtritenlandes. Bei dieser Gelegenheit und nicht später befestigte Herzog Heinrich der Löwe die beiden schon dort vorhandenen Bisthümer zu Oldenburg und Rügenburg, theilte deren Vorkleeren, sowie dem Bischofe Gerold, nach Helmold, jetzt erst, dafern diese Investitur nicht die Wiederholung einer ähnlichen früheren Handlung gewesen ist, die Bekehrung mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie ihre Würden nur von ihm zu empfangen hätten, nachdem ihm Kaiser Friedrich bereits sechs Jahre zuvor das Verrecht dazu ertheilt hatte⁴⁾. Zugleich statte er diese Bischöfe mit der Gerichtsbarkeit und andren Gerechtsamen in ihren Sprengeln aus und sorgte durch strenge Befehle für pünktliche Entrichtung der Getreide- und Geldzinsen an dieselben.

Seitdem suchte nun Bischof Gerold seinen Bischofssitz von Oldenburg, welcher Ort dazu nicht geeignet war, am reichlichsten den nothwendigen Schutz darbot, in die vollstreckte und durch Ringmauern geschützte Stadt Lübeck, die dem Herzoge seit 1158 gehörte, zu verlegen. Heinrich ging um so williger darauf ein, als das Hochsitz nicht allein, sondern auch die Stadt, als Metropolitane, dadurch äußerlich gewinnen würden. Beide verabredeten die Zeit, wann sie in Lübeck zusammentreffen und die ersten Grundlagen dazu bestimmen wollten. Diese Zeit aber ist aus Mangel an genauen Angaben in den Quellen und wegen deren Widersprüche schwer zu bestimmen; sie fällt aber jedenfalls in das Jahr 1162, weder früher noch später, wenn auch Gerold zufolge bekannter Urkunden vorher schon sich hin und wieder, so im Jahre 1158, Bischof von Lübeck genannt hatte, sei es, weil diese Stadt mehr gekannt und von größerer Bedeutung war, als das kleine Oldenburg in dem Winkel Wagrien's, sei es, daß sich jene Benennung auf einen früher schon entworfenen und genehmigten Plan zur Verlegung dieses Hochsitzes bezog, wie denn auch die Chroniken jener Zeit beide Orte, wenn sie von diesem Bisthume sprechen, zuweilen mit einander verwechseln, zum

4) Bzgl. über dieses kaiserliche Privilegium außer Bede 1, 81 noch Kustoff's Pragmat. Handb. der Mecklenburg'schen Geschichte 1, 155 und Böttiger's Heinrich der Löwe S. 461 fg. Dasselbe Privilegium mit der Auszeichnung auf alle Bischöfe im ganzen Norden war als eine Erneuerung eines viel früheren Vorrechtes vom Kaiser dem Erzbischofe Hartwich am 16. März 1158 ertheilt worden, wurde aber vom heiligen Stuhle nicht unterstüßt und senk durch die äußeren Umstände zu Gunsten Heinrich's des Löwen in Rücksicht auf dessen slawische Bestrebungen ohne Nachdruck gelassen, selbst erst Papst Clement III. dem Erzbischofe Hartwich II. die Bisthümer Lübeck, Schwerin (Mecklenburg) und Rügenburg am 25. Sept. 1188 unterwarf. Bzgl. die Urkunden bei Lindenbrog S. 158 fg. und 164 fg.

Theil auch ihre Unwissenheit in Hinsicht der Zeit, wann das Bisthum nach Lübeck verlegt worden sei, selbst eingestehen.

Alle die Rechte und Genüsse, welche das oldenburger Bisthum schon besaß, blieben dem neuen Hochstifte zu Lübeck und die Freigiebigkeit des Fürsten schenkte noch neue dazu. Ein Gleiches that der Graf Adolf von Holstein. Die nöthigen passenden Plätze in der Stadt für die Stifte, Kirchen- und Klostergebäude wendeten angewiesen, ingleichen die angemessenen Einkünfte für zwölf Domherren und einen Propst, welche die mit dieser Stiftung verbundene Domschule beaufsichtigen und sonst nach der damals üblichen Ehrenerregel des h. Augustin miteinander zusammenwohnen sollten. Die vollständige Ausführung dieses großen Planes erlebte aber Gerold nicht, wie denn auch die Stiftungsurkunde darüber erst im Juli 1164 vom Herzoge ausgefertigt wurde⁵⁾. Erstickt erlitt sie durch seine Kasse zur Reichsversammlung nach St. Jean de Losne in Hochburgund, wo Kaiser Friedrich das Kirchenherrschaft der päpstlichen Doppelwahl Alexander's III. und Victor's IV. besiegeln wollte, aber sein Ziel nicht erreichte, einige Störungen. Ein zweites Hinderniß verursachte seine Krankheit im Frühjahr 1163, jedoch erst im Juli desselben Jahres die neue reichlich ausgestattete Stiftskapelle St. Johannis auf dem Berge, welche vorläufig die Stelle der Kathedrale vertreten mußte, in seinem Weisem vom Erzbischofe Hartwich feierlich eingeweiht und Gerold vom Herzoge selbst als Bischof von Lübeck eingeführt werden konnte. Der Erzbischof von Hamburg und Bremen, mit welchem jetzt erst das Nöthige über die neue Einrichtung des Hochstiftes verabredet wurde, blieb in kirchlichen Dingen gleichwohl dessen Oberhaupt, hütete sich aber wohl, das ihm oldenburger Sprengel vormals gehörige Stift Faldra (sonst auch Wippendorf genannt) oder Neumünster, welches er nach Nicolin's Tode unter seine unmittelbare Obhut willkürlich genommen hatte, jenem wieder zurückzugeben, obgleich ihn Gerold zu verschiedenen Zeiten wiederholt, so auch kürzlich wieder, doch vergebens darum ersucht hatte. Zu diesem Verdrusse gestellte sich noch die Weigerung der in Bagrien lebenden Holfteiner, den neuen vorgeschriebenen geistlichen Behten zu entrichten. Gürtliche Ermahnungen fruchteten Nichts und auf des Herzogs Befehle und des Bischofs Hirtenbriefe, von denen Helmsold einen in seiner Chronik mittheilt, antworteten sie in der größten Erbitterung, lieber ihre Wohnungen anzuzünden und davon zu gehen, als die neue Last zu ertragen. Sogar drohten sie dem Bischofe und dem Grafen Adolf, der jenen in seiner Forderung unterstützte, sowie allen Nachgebliebenen mit dem Tode. Da ihnen aber der Weg zur Auswanderung nach Dänemark durch die Vorkehrungen des Herzogs abgeschnitten wurde, so gingen sie endlich einen Vergleich mit dem Bischofe ein, wonach sie die neue Anstalt, jedoch unter einem andern Namen, als den ihnen verhassten Behten

scheindar bewilligten, und diese Bewilligung auch vom Herzoge zu ihrem Schutze verbrieft und besiegelt verlangten; als sie aber die Kanzleigebühren für die Ausfertigung der Urkunde bezahlen sollten, warfen sie den Vergleich plötzlich wieder um und bewiesen dadurch, daß es ihnen damit kein Ernst gewesen war. Dieser Empörung kam der gleichzeitige Ausstand der benachbarten Obdriten zu Gute, welchen der Herzog zunächst zu dämpfen hatte; es mögen aber auch noch andere wichtige Dinge dazwischen getreten sein, welche den Holfteinern in ihrem Troste zu Hilfe kamen. Auch auf dem Landtage zu Erthensburg in Mitte Octobers 1163, welchen Gerold noch besuchte, scheint die Sache nicht zur Sprache gekommen zu sein, und den Herzog riefen von hier mehrere Geschäfte ab zum Kaiser⁶⁾. Dieser Umstand verneinte des Bischofs Verdruss. Er befürchtete einen Rückfall von seiner früheren schweren Krankheit und im Vergessniß desselben beschleunigte er die Besuchung aller Kirchen seines Sprengels auf einer Rundreise, doch ohne denselben dadurch besondere Lasten aufzubürden. Er stiftete während derselben vieles Gute, stellte eingetragene Unordnungen ab, verlegte zu Plöen den Wochenmarkt vom Sonntage auf einen andern Tag, ließ es allenthalben an guten Ermahnungen und Lehren nicht fehlen, verbot bei harter Strafe die noch bemerkbaren Spuren des slavischen Göddienstes, und als er endlich nach Lützenburg kam, suchte er sich so enträufelt, daß er schließlich zum Hofe zu seinem Freunde und Schüler, dem Priester Helmsold, gebracht werden mußte, in dessen Armen er vermutlich zu sterben verlangte. Der Propst Rudolf zu Segeberg und mehrer Stiftheeren aus Lübeck eilten an sein Krankenlager, ertheilten ihm die letzte Oelung und waren Zeuge von der frommen Fassung, mit welcher ihr Bischof seinen Tode entgegen sah. Dieser erfolgte entweder noch zu Ende 1163 oder gleich Anfangs 1164. Sein Leichnam wurde in der von ihm gestifteten Johannisapelle zu Lübeck feierlich beigesetzt, da der Grundstein zur Domkirche daselbst erst sechs Jahre später gelegt werden konnte, und als dieses Gebäude fertig war, brachte man auch des Bischofs Leichnam dahin, wo er zum andern Male feierlich beigesetzt wurde. Sein Nachfolger nach dem bischöflichen Stuhle wurde sein Bruder, der Abt Konrad zu Riddagshausen, nicht durch Wahl des Klerus und Volkes, sondern durch den Nachspruch Heinrich's des Löwen, was ihm dieser bald mit Ländern lohnte, wofür er aber auch hart gegolten wurde.

Gerold hat seine Schriften hinterlassen, aus welchen wir ihn in Hinsicht auf Gelehrsamkeit und kirchliche Politik näher hätten kennen lernen können; doch ersieht man aus seinen Verhältnissen, daß er nicht jene streng hierarchischen Grundsätze seiner Zeit- und Standesgenossen in Mitteldeutschland besaß und ausübte. Dagegen verdankt die Nachwelt seinen Bemühungen und Anregungen, daß sein Schüler und steter Begleiter, der Priester Helmsold zu

5) Siehe Lünig's *Spicilegium ecclesiasticum* II, 291 seq., wo auch der Bischof Konrad Bestätigungsbrief zu finden ist.

6) Des Bischofs Anwesenheit auf diesem jährlich besuchten Landtage bezeugt die Urkunde in *P. Lambert's* *Kerr. Hamburgens.* Bd. II, 78 seq.

Bosom am ploener See, ein ausführender Wert über die Slawen im heutigen Holslein, Necklamburg und in der Mark Brandenburg bis zu seinem Ableben im J. 1170 niederschrieb und dieser selbst seinen Vorgesetzten Gerold als Mitverfasser seiner hier mitbenutzten Chronik bezeichneter. (H. Käse.)

GEROLDSAU, Dorf in der obern Markgrafschaft Baden (Baden-Baden), in einem von hohen Tannen umkränzten Wiesenthale, mit einem sehrschönen Wasserfalle am Ende des Dorfes in einer engen Thalschlucht, 1/4 Stunde von Baden. (H. E. Hösler.)

GEROLDSECK, auch **Hohen-Geroldseck**, ein Bergschloß in der Ortenau, im Mittelrheintal bei Badens, auf einem ziemlich hohen Felsen nahe an der Straße von Lahr nach dem Kinzigthale, zwischen der Schutter und Kinzig. Es soll im J. 800 auf den Ruinen eines römischen Kastells erbaut worden sein. Der Erbauer wird Gerold genannt und ist der Stammvater der Herren von Geroldseck. Seit dem J. 1677, in welchem es der Marquis Cregui in die Luft sprengen ließ, liegt es in Trümmern. Von dem Schloße hat die Grafschaft, jetzt Fürstenthum, Geroldseck den Namen, das auf dem Schwarzwalde liegt, sich zwischen der Kinzig und Schutter nordwestlich hinzieht und den östlichen Theil des Oberamtsbezirks Lahr ausmacht, gegen 3000 Bewohner, 1 Flecken, 9 Dörfer, 7 Weiler und 10 Höfe zählt. (H. E. Hösler.)

GEROLDSECK, ein festes Schloß in Trol, im Kreise Unterinntal auf einem Felsen über der Stadt Außsitz. Die Festungsreste sind fast sämmtlich in den Felsen eingebaut. Man gelangt zu dem Schloße auf einer von Felsen verdeckten Treppe. Im J. 1703 eroberte es der Kurfürst von Baiern bei Gelegenheit einer unermüdet entstandenen Feuersbrunst; doch kam es bald nach der hochfäthigen Schlacht wieder an Oesterreich. Es dient nur noch zur Gefangenschaft von Staatsverbrechern. Es kommen für dasselbe auch die Namen Geroldstein und Josephsburg vor. (H. E. Hösler.)

GEROLSTEIN, oder **GEROLDSTEIN**, im Regierungsbezirk Trier an der Riß, in der alten Grafschaft Blantzenheim. 600 Einwohner, Eisengruben, Kalkeinbrüche, Burgtrümmer. In der Nähe der Krater eines erloschenen Vulkans, welcher geeignet ist, die Einwirkung vulkanischer Eruptionen auf die benachbarten Gesteine darzuthun. Die Umgegend von Geroldstein wird von einem Ubergangsbasse gebildet, der dem devonischen Systeme beigezählt werden muß. In der Mitte dieser sehr verschiedenartigen Schichten befindet sich eine keilförmige Kratervertiefung, die auf einer Seite von einem porphyrischen Hügel begrenzt wird, der aus

graubrauner, sehr rauher und poröser, schlackiger Lava gebildet ist. Eine große Menge Lava ist in mehreren Strömen aus dem Krater und dem Eruptionshügel hervorgebrochen und hat sich in das benachbarte Thal ergossen. In der Nähe des Kraters und der Lava nimmt der Kalkstein eine körnige, krystallinische Beschaffenheit an. Seine Schichtung geht mehr und mehr verloren, es zeigen sich bedeutende vertikale Spalten und Stülungen. Die Brecheinrichtungen, die Anfangs noch sichtbar waren, gehen nur ganz in der Nähe des Kraters verloren. Der ganze Kalkstein enthält in der Nähe des Kraters Bittererde, ist also in Dolomit umgewandelt und selbst die wohltertennlichen Fossilien enthalten wirklichen Dolomit, ein Beweis, daß die Magnesia erst durch die vulkanische Einwirkung in den Kalkstein übergeführt wurde, da man bis jetzt kein Thier kennt, welches dolomitische Schalen absetzt und dieselben selbst weiterhin im unveränderten Kalksteine auch nur kalkhaltige Schalen zeigen. (H. E. Hösler.)

GEROLZHOFEN, oder **GEROLDSHOFEN**, unter 28° 2' 10" d. L. von Ferro und 49° 54' nördl. Br., im Landgerichtsbezirk Gerolzhofen im Königreiche Baiern, im Kreise Unterfranken und Hofschaffenburg, unmaurerte Stadt mit 2200 Einwohnern. Die Bewohner beschäftigen sich mit Hopfen- und Weinbau und Viehzucht, namentlich Rindvieh- und Schweinezucht, und brauen ein gutes Bier. Die Vieh- und Krautmärkte der Stadt sind bedeutend. (H. E. Hösler.)

GERON nannte Hoffmannsegg eine Fliegenartung in der Weigen'schen Familie der Zierpflanzeng, Bombylinril. Ihre Charaktere sind: Fühler vorgestreckt, genähert, dreigliedrig; das erste Glied lang, walzenförmig, das zweite napfförmig, das dritte walzig pfriemenförmig; der Rüssel vorgestreckt, wagrecht, verlängert. Man kennt nur zwei Arten aus dem südlichen Europa und noch sehr ungenügend, nämlich G. gibbosus von Beauvois, nur 2/3 Linien groß, und G. halteralis aus Portugal, 1 1/2 Linie groß, beide erst in weiblichen Exemplaren gefangen und beschrieben. Außer bei Weigen, „Systemat. Deschreib. europ. Zweiflügler“, II, 223, finde ich dieselben von seinem Dipteropteren erwähnt. (Giesb.)

GERON (*Geron*), alter Name eines Flusses in Elis (Strab. VII, 339). (H.)

GERONA, oder **GIRONA**, Grenzfestung in der spanischen Provinz Catalonien unter 20° 20' N° d. L. v. Ferro und 41° 58' 11" nördl. Br. (nach anderen Angaben 20° 27' d. L. und 42° 0' 3" nördl. Br.) nördlich von Barcelona, am Zusammenflusse des Ter und Onar (Dnbar oder Dgnar) zum Theil am Abhange eines mächtigen Felsen gelegen, in einer an Oel, Wein, Obst, Korn, Getreide und dergleichen fruchtbaren Gegend. Sie ist mit einer doppelten Reihe von Außenwerken umgeben, unter denen das Fort Mont-Jouix (Montjeu) im Nordosten und der Condelskale (Concellable) im Süden der Stadt die bedeutendsten sind. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 14,000. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale, in welcher die Kanzeldecke, der Altar und die Bildsäule der heilige-

36*

7) Bergl. dieses Wort in der Ausgabe von Bangert, 1659 in 4.; ferner, außer den schon angeführten Schriften, noch die Chroniken in *Exp. Lindenbrogii* Kerr. germ. septentrionalium scriptores (Danzig 1796. 8b.) mit dem Chronicon Albrecht Stadenensis von 1557 in 4.; Gebhardt's Geschichte der Wenden in der Wägen. Abt. I, S. 11, 392 ff.; Becker's umständliche Geschichte der Stadt Lübeck I, 81 ff. und v. Lügow's Versuch einer pragmat. Geschichte von Rostenburg I, 153 ff.

Maria von Sifter sind, 3 Pfarrkirchen, 13 Klöster, darunter ein Capucinerkloster mit arabischen Bädern, ein Armenhaus, ein Hospital, Woll- und Baummollenwebererei und Handel. Im J. 1809 wurde die Stadt von Don Mariano Alvarez de Castro vom Kai bis 11. Dec. so lange tapfer gegen die Franzosen vertheidigt*), bis die Festungswerke fast ganz zerstört waren. Alvarez capitulirte erst während einer Krankheit und wurde auf Napoleon's Befehl in ein Gefängniß nach Figueras gebracht, in welchem er am 22. Januar 1810 starb.

(H. K. Hässler.)

Belagerungen von Gerona. Die Stadt und Festung Gerona liegt in einer Vertiefung am Zusammenflusse des Ona und Ter, welcher letztere sich wenige Meilen von der Stadt in das mittelländische Meer ergießt, an der von Barcelona über Figueras nach Perpignan führenden Straße.

Während die nördliche Front der Befestigungen durch die Flüsse Ona und Ter gedeckt ist, findet sich auf der entgegengesetzten südlichen Seite eine Anzahl von Forts, von welchen das Fort Montjuich das größte und bedeutendste ist. Es liegt, wie die anderen kleineren Forts Lloja, Narich und David, auf einem Höhenzuge, der von der Stadtfestung nur durch ein unbedeutendes Thal getrennt ist, welches in seiner ganzen Längenausdehnung von einem schmalen Bache durchschnitten wird.

Weiter östlich liegen noch die Forts Connetable, Anna, das Capuciner- und Calvarienfort. Bei der Belagerung 1711 werden von diesen angeführten neun Forts nur vier erwähnt.

Belagerung 1711—1712. Im spanisch-französischen Erbfolgekriege wurde Gerona durch die unter dem Marschall Herzog von Noailles in Catalonien eingedrungenen Franzosen belagert.

Die Eroberung der Kaufstädte erfolgte am 28. Dec. 1711, nachdem die bei den schlechten Communicationen zurückgebliebenen Artillerie vor diesem Plage eingetroffen war. Innerhalb weniger Tage gelang es dem Belagerer, in einem der Außenwerke eine gangbare Breche zu erzeugen. Die Besatzung verließ das Werk, die Franzosen legirten sich in demselben, um von hier aus nun gegen die eigentliche Citadelle der Stadt Breche zu schießen. Unabwendiges Regenwetter verzögerte das Gelingen dieses Unternehmens und erst am 19. Jan. 1712 hatte man eine practicable Breche erhalten, die jedoch von der Besatzung durch einen neuen, dahinter angelegten Abchnitt vertheidigt wurde. Der Belagerer errieth hiergegen einen Minenkrieg; am 23. Jan. wurde die Mine gesprengt und nun zum Sturme geschritten. Es gelang dem Angreifer, diesen Abchnitt zu forciren und sich darin zu behaupten. Der Gouverneur Gerona's, Graf von Lattenbach, bot jetzt, wo er eine wirksame Vertheidigung noch nicht mehr hoffen konnte, eine Capitulation an und wurde diese auch bewilligt. Die schwache Besatzung zog sich

in Folge derselben aus der Stadt nach den noch besetzten Forts zurück, in denen sie bis Ende desselben Monats einen Entsatz abwarten durfte. Da ein solcher nicht stattfand, so wurden auch diese Forts, und zwar: Connetable, Anna, das Capuciner- und das Calvarienfort, den Franzosen übergeben.

Die Besatzung marschirte mit allen Kriegsgeschützen aus und begab sich nach Barcelona.

Einschließung 1712. Noch in demselben Jahre und kurze Zeit nach der durch den Grafen von Lattenbach abgeschlossenen Capitulation langte eine kaiserliche Armee unter dem Grafen Stahremberg vor Gerona an und blockirte diese jetzt von den Franzosen besetzte Festung. Nach einem vergeblichen Versuche des Grafen de Trenes gelang es dem Marschall Berwick, dieselbe zu entsetzen und auf mehrer Monate mit Proviant zu versehen, der bereits sehr zu schlen begonnen hatte.

In Folge der zu Utrecht stattgehabten Unterhandlungen räumten nachmals die Kaiserlichen die Provinz Catalonien.

Belagerung 1809. Mit Beginn des Jahres 1809 waren Portugal und Spanien von französischen Truppen überwuchert, die Hauptstädte beider Länder von ihnen besetzt, die englischen Hilfstruppen unter General Moore zur Einschließung genöthigt worden. Die spanischen Truppen waren bei Medina del Rio Seco geschlagen und auf die Vertheidigung der Festungen und einen Guerrillakrieg beschränkt worden.

Anstatt sich hierdurch entzuthun zu lassen, schlossen England und Spanien nunmehr ein neues engeres Bündniß und erhoben sich in erneuter großer Kraftanstrengung. Sir Arthur Wellesley landete am 22. April 1809 zu Lissabon, und es gelang ihm bald, die Franzosen aus Portugal zu vertreiben; dagegen war auf der andern Seite die spanische Armee unter dem Generale Blake bei Santa Maria am 18. Juni d. J. geschlagen und Saragossa nach einer äußerst hartnäckigen und heldenmüthigen Vertheidigung durch Palafox in die Hände der Franzosen gefallen, welche zu jener Zeit, durch den Krieg gegen Oesterreich beschränkt, in Spanien eine Operationsarmee von nur 105,000 Mann hatten, während sich jenseits der Pyrenäen zum Schutz der dortigen Provinzen nur 40,000 Mann befanden.

Wellesley benutzte diesen Moment der Schwäche des Feindes zu Angriffsoperationen und richtete sein Hauptaugenmerk auf die Wiedereroberung von Madrid. Vereinigt mit dem spanischen Generale Sucha erfocht er am 29. Juni den Sieg bei Talavera de la Reina, mußte sich jedoch trotz der erlangten Vortheile wegen Mangels an Lebensmitteln nach dem Leste zurückziehen; um so mehr, da Blake weniger glücklich gewesen und ein einigermaßen Zusammenwirken nicht erreicht werden konnte.

Catalonien war jetzt den Franzosen vollständig preisgegeben; außerdem hatten die Siege der Franzosen gegen Oesterreich ihre Lage in Spanien sehr verbessert.

Unter diesen eben geschilderten Verhältnissen der beiderseitigen Herrschaft erfolgte im Mai des Jahres 1809 die Einschließung, später die Belagerung Gerona's, das sich

*) Vergl. den folgenden Artikel und wegen der ältern Geographie den Artikel Gerunda.

beinahe acht Monate mit heldenmüthiger Aufopferung gegen die überlegene französische Armee behauptete; bis endlich Hungersnoth und Mangel an Munition die Ueborgabe herbeiführten.

Das französische Blockadecorps unter dem Divisionsgeneralen Grafen Reille bestand anfänglich aus drei Bataillonen truppiger Kruppen, einem Detachement neapolitanischer Cavalerie und vier französischen reisenden Geschützen. Hierzu kam alsbald noch die aus sieben Bataillonen Infanterie und zwei Compagnien Artillerie bestehende weisfällische Division unter dem Generale Moris. Im Laufe des Monats Juni wurde diese Armee noch durch die italienische Division Lechi und die Brigade Guillet, endlich noch durch die Division Pino und eine schwache neapolitanische Division Souham verstärkt, so daß das unter dem Oberbefehle des Generals Souvion St. Cyr stehende französische Corps zu nahe 20,000 Mann angewachsen war. Die Garnison Gerona's unter Don Mariano Alvarez zählte dagegen anfänglich 3000, später circa 4000 Mann.

In den ersten Tagen der Einschließung hatten mehrere kleine Gefechte mit der Garnison und den bewaffneten Landleuten, die sogenannte Guerrillabanden bildeten, stattgefunden.

Letztere wurden besonders dadurch gefährlich, daß sie die Verbindung mit Frankreich durch beständige Ueberfälle beunruhigten, so daß Transporte nur unter starker Bedeckung marschiren konnten und eine Aufstellung von Posten längs der Straße erforderlich war.

Die Einschließung Gerona's war im Anfange des Monats Juni vollendet.

Das Hauptquartier der die Belagerung deckenden Armee war seit dem 20. Juni in Caldas de Malavella. Sie lehnte sich mit ihrem rechten Flügel an den Oza, ihr linker erstreckte sich bis San Felix de Guixols. In dieser Stellung beschloß der General en chef St. Cyr die Entseßversuche der auf Bitten der Junta von Catalonien aus der Provinz Aragonien herbeigerufenen spanischen Heerführer Wale und Gouppigny zu erwarten und zu vereiteln.

In dem Commando des Belagerungscorps war indessen dem Grafen Reille der General Verdier gefolgt. Zur Sicherung des Lagers wurde in der Nähe des Plamelon (eines grünen Hügel) eine Schanze erbaut. Die Vertheidiger begnügten sich, die Lager der französischen Kruppen häufig, jedoch ohne besondere Wirkung, zu bombardiren, wobei mit der Munition sehr verschwenderisch umgegangen wurde.

Die eigentliche Belagerung Gerona's begann mit dem 8. Juni, an welchem Tage man zu dem Bause von Wurf- und Breschbatterien gegen die das dahinter liegende Kronwerk Montjuich bedeckenden Forts Louis und Narcis schritt. Der Bau war am 13. d. M. vollendet und eröffneten diese Batterien alsbald ihr Feuer. Gleichzeitig gelang es den Franzosen, die bisher noch von den Spaniern innegehabte, am Tere gelegene Vorstadt Pedret durch einen Ueberfall zu nehmen und gegen einen mit

großer Tapferkeit unternommenen Ausfall der Garnison zu behaupten.

Die seit dem 13. aus mehreren Batterien bestieg beschossenen vorerwähnten Forts Louis und Narcis wurden am 19. d. M. von den Spaniern verlassen und von den Franzosen besetzt.

Neben dem Fort Louis wurde jetzt eine neue Batterie gegen Fort Daniel errichtet und der Vertheidiger genöthigt, auch dieses Werk am 21. d. M. aufzugeben.

Die Franzosen hatten indessen das Bombardement gegen die Stadt Sag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt. Am ersten Tage desselben war das Militairhospital Gerona's in Flammen aufgegangen. In der Folge gelang es indessen dem Vertheidiger, jede Feuersbrunst schon im Entstehen zu unterdrücken, ein Beweis für die Umsicht und den Eifer, mit dem der tapfere Commandant Don Mariano Alvarez die Vertheidigung leitete. Es waren jetzt alle, das Fort Montjuich bedeckende Werke gefüllt; man schritt nunmehr zu dem Bause einer großen Breschbatterie gegen das leiterwähnte Fort. Sie erhielt den Namen: Batterie imperiale. Da der felsige Boden das Ausheben eines Grabens nicht gestattete, so mußte die Brustwehr aus Sandfässen erbaut werden. Der Vertheidiger suchte diese Arbeiten durch ein lebhaftes Feuer möglichst zu verhindern. Der Bau war am 2. Juli beendet; das Feuer der mit 16- und 24-Pfündern armirten Batterie wurde am nächsten Tage eröffnet.

Die Entseßung dieser Batterie von dem feindlichen Bostion betrug circa 200 Toisen = 1200 Fuß.

Die durch dieselbe erzeugte Bresche wurde in der Nacht vom 3. bis 4. Juli vom Geniecommandanten Fleury recognoscirt und practicabel befunden. Gegen das angrenzende Ravelin war im Innern des Forts Louis eine zweite Batterie errichtet worden.

Vier Tage vergingen, ehe von Seiten des Angreifers zum Sturme geschritten wurde; die Spanier benutzten diese Zeit, die erzeugte Bresche vertheidigungsfähig einzurichten, indem sie dieselbe durch eine aus Sandfässen gebildete Brustwehr schlossen und davor sogar spanische Reiter anbrachten. Endlich, am 8. Juli 3 Uhr Morgens, wurden die Sturmcolonnen gebildet. Dieselben bestanden aus den Escrocompagnien des Belagerungscorps, einer Compagnie Sappeurs und einer Compagnie Artillerie, die mit Handgranaten versehen war.

Um ¼ 4 Uhr setzten sich die Colonnen aus einer Entfernung von über 400 Fuß von der Bresche in Bewegung; der zwischensliegende Raum wurde schnell und ohne erhebliche Verluste überschritten; das heftige Feuer des Feindes, welcher bei der Dunkelheit nicht zu zielen vermochte, diente nur dazu, diese Bewegung zu beschleunigen. Die Sappeurs stürzten sich sofort in den Hauptgraben, ihnen folgten die Voltigeurs u. s. w. Die Colonne erklieg die Bresche; oben angelangt wurde sie durch die spanischen Reiter und die dahinter befindliche Brustwehr in ihrem Laufe aufgehalten; ein furchtbares Feuer empfieng die Stürmenden, die endlich mit dem Verluste einer großen Anzahl ihrer Führer, unter ihnen

auch des Genescommanbanten Feuro, sich in vollständiger Anstufung zurückzogen. Ein zweiter Versuch hatte keinen bessern Erfolg. Das fürchtbare Feuer, welches die Angreifer auszuhaften hatten und welches von allen Seiten, von dem nebenliegenden Bastion, dem Kavelin, dem bedeckten Wege u. s. w. gegen ihn eröffnet wurde, vereitelte die tapfersten und hingebendsten Anstrengungen der französischen Truppen. Der Verlust der Franzosen belief sich hierbei auf 400 Tote und Verwundete; Bucher gibt ihn in seinem Tagebuche sogar auf 3080 Mann an, darunter 77 Officiere. Unmittelbar nach dem Sturme slog das von den Spaniern besetzte kleine Fort St. Jean, wahrscheinlich durch die Explosion einer Bombe, in die Luft und begrub die ganze Besatzung unter seinen Trümmern.

Der unglückliche Ausgang dieses Sturmes zeigte übrigens den Franzosen die Nothwendigkeit, die Belagerung mit größerer Vorsicht fortzusetzen und daß man sich dem angegriffenen Werke durch Laufgräben gedeckt nähern müsse. Ein Communicationsgraben zwischen den Forts Louis und Montjuich kam hierbei dem Angreifer sehr zu statten. Die in demselben zur Deckung angebrachten Tranchen, sowie die Brustwehren aller Batterien und Tranchen bestanden übrigens aus Erdschäden, da der Boden, auf dem diese Angriffswerte unternommen wurden, sehr felsig und steinig war. Auch der Transport dieser Erde, der aus einer ziemlichen Entfernung beverflichtigt werden mußte, verursachte nicht geringe Schwierigkeiten. Die Verluste der Belagerungstruppen waren in Folge dieser Anstrengungen und der unter denselben grassirenden Krankheiten sehr beträchtlich, diejenigen ungerchnet, welche das lebhafteste und anhaltende Feuer der Belagerten verursachte.

Indessen machten die in der Nähe von Hospitrie, auf der Straße von Barcelona nach Gerona gelegenen, stehenden spanischen Truppen seit Anfang Juli fortwährende Angriffe auf die ihnen hier bei Santa Coloma gegenüberstehende Division Souham. Ihr Zwer war hierbei, die Aufmerksamkeit des Deckungscorps auf diesen Punkt zu ziehen, um desto leichter auf einem andern der Festung die schnellst erwartete Verstärkung und die noch dringendere Zufuhr an Lebensmitteln u. s. w. zuführen zu können. Das waldige Terrain und die ausgedehnte Stedung der Division Pino in der Gegend von Plagolera benutzend, hatten am Morgen des 9. Juli bereits 1500 Mann unter dem englischen Oberst Marshall und geführt von Don Narcis Rich, Adjutanten des Gouverneurs von Gerona, diese Linie passirt, als der französische General Pino durch einen gefangenen genommenen Nachzügler von dieser Bewegung Kenntniß erhielt. Der Major Devaux erhielt alsbald den Auftrag, dieses Corps, welches, wie man meinte, erst in der Nacht sich durch die Blolabatruppen hindurchschleichen wollte, bei Gaskellar de la Selva durch einen plötzlichen Angriff aufzuheben.

Kaum war Devaux in seine Stellung eingerückt, als der Feind hier zu debouchiren begann, und nachdem er durch einige tüchtige Salven mehrere Leute verloren, sich

sobald wieder in die Wälder zurückzog. Am nächsten Tage lief diese Colonne dem Generale Pino, der dem Major Devaux gefolgt war, in die Hände und mußte sich ergeben.

Der Verlust dieser Colonne, die man so nahe bei Gerona aufgehoben hatte, und zu einer Zeit, wo man ihrer so sehr bedurfte, war den Spaniern sehr empfindlich. Montjuich war bis jetzt noch nicht genommen und hatten die Spanier damals kräftige Ausfälle machen können, so war seine Eroberung sehr zweifelhaft. Am jetzt auf die eintägige Belagerung zurückzukommen, so hatte man am 12. Juli auch gegen das Kavelin des Forts Montjuich eine Besatzbatterie erbaut, auch sich derselben durch eine unterirdische Gallerie genähert. Am 2. Aug. wurde die Mine gesprengt. An demselben Tage gelang es dem Generale Guillot, sich des besetzten Klosters St. Daniel zu bemächtigen, eines Punktes, der in sofern von Wichtigkeit war, als von hier aus die Communication des Forts Montjuich mit der Stadt bedroht war.

Am 4. Aug. wurde das Kavelin mit Sturm genommen, nachdem vorher die Contrascarpe zerstört und so der Grabenübergang möglich gemacht worden war. An demselben Tage wurde ein 200 Mann starker Trupp, der hinter dem Rücken der Franzosen ausgeschickt worden war, bei dem Kloster St. Daniel, was jene noch nicht in den Händen der Franzosen vermuteten, gefangen genommen.

Die Angreifer hatten sich indessen im Kavelin festgesetzt, eine das linke Bastion bedeckende Covercase in die Luft gesprengt und hier bis zum Abend des 11. Aug. eine genagbare Brücke erzeugt.

Die Spanier machten noch einen Ausfall, und nachdem sie sich von der Unmöglichkeit, das Fort noch länger halten zu können, überzeugt hatten, verließen sie dasselbe, nachdem sie zuvor noch die Magazine in die Luft gesprengt hatten. Indessen fanden sich doch noch circa 46 Centner Pulver und 18 Geschütze unverfehrt vor.

Die Einnahme dieses wichtigen Forts ließ die baldige Unterwerfung der Stadt hoffen; die Belagerung wurde daher jetzt nicht mehr mit der Vorsicht fortgesetzt, die nothig gewesen wäre, und so gelang es denn am 16. d. M. 800 Mann, das Lager der westfälischen Division unterhürbert zu passiren und den Ter bei San Pons, dem Hauptquartiere dieser Division, zu überschreiten.

Die dringenden Vorstellungen der Junta hatten indessen die spanischen Generale genöthigt, alle ihre Kräfte zu vereinen, um einen Entlastungsversuch Gerona's zu versuchen. Hiergegen vereinigte der französische Obergeneral St. Cyr seine Streikräfte, die bisher des Mangels an Lebensmitteln wegen sehr zerstreut gelegen hatten, in der Nähe der Festung.

Am 1. Sept. gelang es trotzdem einer etwa 4500 Mann starken Colonne, die circa 1000 mit Lebensmitteln und Munition beladene Maulthiere mit sich führte, durch den dichten Nebel begünstigt, unbemerkt von den Heben herabzusteigen, sich hinter dem von der Division Lechi besetzten Dorfe Salt zu formiren und sich gegen

Gerona zu dirigiren. Diese aus sieben schwachen Bataillonen und einem Regiment Cavallerie bestehende Division wurde den Anmarsch dieser Colonne erst durch die ihr zugeschieden Hintenschüsse gewahr und floh, ohne dem Feinde aus nur den geringsten Widerstand geleistet zu haben, bis nach Fornell.

Ein weiteres entscheidendes Unternehmen hielt der spanische Oberbefehlshaber General Blase nicht für ausführbar; er glaubte genug gethan zu haben, wenn er die Stadt auf 7—8 Tage mit Lebensmitteln versorgte und 4500 Mann in dieselbe hineinwarf, obgleich diese seit dem Verluste von Montjuich ganz unnöthig geworden waren.

Niemals kam es jetzt darauf an, diese bei dem Mangel an Lebensmitteln der Vertheidigung nur nachtheiligen Truppenmassen möglichst bald wieder aus der Stadt zu schaffen, da die bisherige Garnison, unterstützt von der frärgenischen Einwohnerchaft, stark genug war, die Besrengen zu vertheidigen.

Trotz der hiezu von Seiten der Belagerer in Voraussehung dieser Maßregel getroffenen Anordnungen gelang es dennoch am 4. Sept. einem Theile der Garnison, mit vielen Pferden und Maulthierren aus der Gefangung zu entkommen. Nach der Einnahme von Montjuich hatten die Franzosen vor diesem Fort Besrebbatterien gegen die Stadtmauer erbaut und hier an vier Stellen Bresche geschossen, die von den Spaniern vom Fort Connetable und von dem Gewölbe der Kathedralkirche aus lebhaft beschossen wurden.

Die gegen die Entschlüsse des Generals Blase stattgehabte Concentration der französischen Streikräfte hatte die Fortschritte der Belagerung wesentlich beeinträchtigt. Mehrere der von den Franzosen bereits erobert gewesenen Punkte waren von den Spaniern wieder genommen worden. Nach hartnäckiger Vertheidigung mußten sie jetzt, wo die Belagerung von Neuem aufgenommen ward, von letzteren wieder aufgegeben werden.

Das Feuer der Besrebbatterien beim Fort Montjuich auf die bereits eröffneten Breschen begann am 13. Sept. Um 15. d. R. machte die Garnison einen fräftigen Ausfall; sie eroberte eine französische Batterie und vernagelte mehre Geschüße, worauf sie den Rückzug antrat.

Am 18. d. R. meldete der General Verdier dem General en chef, daß die erbauten Breschen und Contrebatterien ihre Zwecke erreicht und der Sturm stattfinden könne. In dem noch an demselben Tage zu Fornell gehaltenen Kriegsrathe erhoben sich hiezu gegen mancherlei Bedenken; endlich wurde jedoch der Sturm beschlossen, doch sollte zuvor noch das diesen Sturm flankirende kleine Calvarienfort genommen werden, eine Maßnahme, die indessen am nächsten Tage nicht zur Ausführung gelangte. Für den Hauptsturm wurden 29 schwache Bataillone unter Führung des Generals Verdier bestimmt.

Der General Pino sollte mit 13 Bataillonen diesen Sturm durch einen Schenkingang gegen eine andere Front unterstützen. Der Rest, aus acht Bataillonen und der Cavallerie bestehend, sollte gegen eine etwaige Annäherung des Generals Blase verwendet werden. Der An-

griff begann am 19. Sept. Nachmittags 4 Uhr. Die drei Angriffscolonnen des Generals Verdier rückten auf dem einzigen gangbaren Wege vor, überfuhren das Calvarienfort und wurden hier beim Debachirens durch ein heftiges Feuer in der Front und in der Flanke, besonders vom Calvarienfort aus, empfangen, wodurch sogleich über 200 Mann außer Gefecht gesetzt wurden. Indessen waren die Truppen in zügeliger Ordnung und mit großer Beavouir bis an den Fuß der Mauer vorgedrückt. 1½ Stunde waren sie hier dem lebhaftesten Feuer ausgesetzt, ohne daß es ihnen gelangen wäre, sich der Breschen zu bemächtigen, die durch ein wohlgeleitetes Geschwfeuer von dem dahinter eingerichteten Abschnitte aus vertheidigt wurden. Der Angriff wurde dreimal vergeblich unternommen; endlich mußten sich die Franzosen mit beträchtlichem Verluste zurückziehen.

St. Cyr beschloß nunmehr, die Belagerungsarbeiten, soweit dies bei den geringen Vorräthen an Munition u. s. w. überhaupt möglich war, weiter fortzusetzen und von der Zeit und der Ausdauer die Unterwerfung einer Stadt zu erlangen, die nur durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln herbeigeführt werden konnte.

Die Belagerung wurde somit in eine Blockade verwandelt.

Vom 20.—25. Sept. hatte sich der General Blase wieder in der Nähe Gerona's gezeigt und bald diesen, bald jenen Punkt der französischen Aufstellung bedroht. Zwar gelang es am 26. d. R. einer von dem Brigadier O'Donnell befehligten Colonne in die Festung hineinzukommen, die Artillerie und die mitgeführten Vorrathstransporte wurden indessen von den Franzosen abgeschnitten. Der unglückliche Ausgang dieses Entschlusses veranlaßte den General Blase, sich zurückzuziehen und Gerona seinem Schicksale zu überlassen.

Nur noch einmal, am 29. Oct., hatte Blase, um den Muth der Einwohner zu heben, eine Division auf den Höhen von Brunola aufgestellt. Dieselbe wurde indessen vom General Souham zurückgeworfen.

Der Brigadier O'Donnell entkam am 1. d. R. mit seiner Brigade, die seit dem 26. v. R. in Gerona eingeschlossen war, durch einen kühnen und glücklichen Rastich aus der Festung.

Am 11. Oct. ward der Marschall Eugerau zur Uebernahme des Obercommando's, welches der Kaiser Napoleon, ärgerlich über die langamen Fortschritte der Belagerung, dem General St. Cyr entzogen hatte, im Lager vor Gerona angekommen. Wiederholt, aber immer vergebens hatte der Marschall die Stadt zur Uebergabe aufordern lassen. Um die Einnahme Gerona's nicht noch mehr in die Länge zu ziehen, entschloß er sich, nachdem die nöthigen Munitionsvorräthe angelangt waren, die Belagerung am 2. Dec. wieder zu eröffnen.

Mit Ausnahme des Fort Connetable befanden sich am 8. d. R. alle Außenwerke, Vorstädte u. s. w. im Besitze der Franzosen; am 10. capitulirte die Stadt und öffnete am 11. der französischen Armee ihre Thore, nachdem Besatzung und Einwohner durch Mangel, Elend und Krankheit beinahe völlig aufgerieben waren.

Die schwachen Reste der Garnison marschirten an diesem Tage mit allen Kriegesgeräth, streckten dann das Gewehr und wurden als Kriegsgefangene nach Frankreich abgeführt.

Quellen: Bucher, Tagebuch der Belagerung von Gerona. *Gouvier St. Cyr. Journal des opérations de l'armée de Catalogne en 1808 et 1809.*

(v. Woyne.)

GERONIMO DE JUSTI, ein Hieronymiten-Kloster im Guadarramagebirge in der spanischen Provinz Estramadura, in einer wegen ihrer Schönheit und gesunden Luft berühmten Gegend. Dort neben diesem Kloster hatte sich Karl V. ein kleines Haus zu seinem künftigen Ruheplatz bauen lassen. Er bezog es nach seiner Abdankung im J. 1556 und verlebte daselbst den Rest seiner Tage in Beschäftigung mit Gartenbau, mit allerlei künstlerischen und mechanischen Zusammenhängen, die er sehr leicht und in Andachtsübungen. Sechs Monate vor seinem Tode entlagte er jeder Erheiterung und Erholung und lebte mit monchischer Strenge unter barten Fußübungen. Er kam sogar auf den Gedanken, sein eigenes Leichenbegängnis zu feiern, ließ in der Klosterkirche ein prächtiges Trauergerüst errichten und für die Ruhe seiner Seele ein feierliches Leichenamt halten, dem er selbst beizuhöhen, wurde aber davon so erschüttert, daß er einem Tage darauf eintretenden Fieber nach wenigen Wochen unterlag (am 21. Sept. 1568).

(H. E. Hünsl.)

GERONIUM, GERONIUM, eine von Livius mehrmals erwähnte griechische Stadt, wozu Hannibal gelangte, als ihm der Dictator Fabius brohete, aber nicht in Kampf sich einlassend, folgte. Die Stadt war verfallen, namentlich war ein Theil der Mauern zusammengefallen, und deshalb hatten die Einwohner dieselbe verlassen, als Hannibal anrückte. *Livius XXII. c. 18.* Vor der Schlacht bei Cannä hatten die beiden römischen Consuln ihr Lager bei Geronium aufgeschlagen gehabt, und zwar in derselben Weise, wie später bei Cannä (bina castra communium, eodem ferme intervallo, quo ad Geronium, sicut ante. *copiis divisio. Liv. XXII. 44.*) Auch Polybius (III. 100. V. 108) und Stephanus Byzantinus v. haben dieselbe erwähnt. Nach Polybius (III. 100) lag diese Stadt in der Nähe von Luceria. Mit Genauigkeit läßt sich ihre Lage nicht bestimmen, obgleich Versuche gemacht worden sind. Vgl. *Thomae de Pinedo*, Annotat. ad *Stephanum Byzant. v. Ispiculor*, Tom. IV. p. 852 ed. *Holsteinii*.

In der Tabula Peutingeriana wird Geronium als alte Stadt im Samnium aufgeführt (Segn. V. C. ed. *Mannert*). Sichter (I. Ab. S. 333. ed. II) hat aus Geronum den Namen Geranium gemacht, aus welchem Grunde, ist mir unbekant. (*Krause.*)

GERONTEION (*Γερωντειον*), eine Gebirgshöhe in Arkadien, zu welcher man gelangte, wenn man von Pheneos aus sich gegen Sonnenaufgang wendete. Dieser Gebirgsrücken bildete die Grenze zwischen dem Gebiete der Pheneaten und dem der Stymphalier. Wenn man links vom Gerontion durch das Gebiet der Pheneaten

ging, so stieß man auf die sogenannten Dreiquellen (*Τριπρυον καλοειναι, και τρια ιριαντα πηγαι τριες*), welche hier die Grenze der Pheneaten bildeten. *Pausanias VIII. 16. 1. 2.* Auf den Karten von Hellas findet man diese Gebirgshöhe nicht angegeben. (*Krause.*)

Geronten, f. Gerusia.

GERONTIRAE (*Γερωντιραι*), eine alte lakonische Stadt, welche von Pausanias (III. 22, 5) 120 Stadien von Arkia entfernt angesiedelt wird und vom Meere ab landeinwärts eine hohe Lage gehabt zu haben scheint. Schon vor der Einwanerung der Herakliden waren die Arkier, welche Gerontirae bewohnt hatten, von den Lakadämon bewohnenden Dorieren verdrängt worden, welche diese Stadt dann mit neuen Bewohnern besetzten. Zur Zeit des Pausanias gehörte Gerontirae zum Gebiete der Eleutherolakonen. Es befand sich daselbst ein Tempel des Ares mit einem Hain, wo alljährlich ein Fest gefeiert wurde, bei welchem die Frauen den Hain nicht betreten durften. Auf dem Markte befanden sich Quellen von süßem Wasser. Auf der Akropolis befand sich ein Tempel des Apollon und ein aus Eisenblech gearbeiteter Kopf desselben, welcher bei einer Feuersbrunst von der Statue, zu welcher er gehört hatte, gerettet worden war. Den Tempel und die Bildsäule hatte das Feuer zerstört. Als Ueberreste der Stadt kann man nur noch eine kyklopische Mauer auf der Höhe im Norden betrachten. Auf dem Berge von Arkia nach Gerontirae lag ein Ort, *Νακωδι κωμη* genannt. *Paus. III. 22, 5.* Bei Stephanus Byzant. v. findet man den Namen *Γερωντιραι*. Allein mit Pausanias stimmt auch eine Inschrift (in *Böckh, Corp. Inscr. N. 1334*) überein. Vgl. *Pausan. II. 6. Pachymer. I. 31. Leake T. III. p. 7 seq. Puyllon Holzage p. 95 seq. Dierckes (p. 33 ed. Paris.)* hat den Namen *Γερωντιραι*. Vgl. *S. H. B. Hoffmann, Griechische und die Griechen. I. Bd. S. 101 ff. fg.* (*Krause.*)

GERONTIA, Insel des paeonischen Meerbusens im ägäischen Meere. *Plin. II. N. IV. 12, 23. 72. (H.)*

GERONTIUS, ein römischer Feldherr, comes des Usurpators Konstantin. Das Auftreten dieses Mannes fällt mitten in die Zeit der wildesten Verwirrung des weströmischen Reichs unter dem elenden Kaiser Honorius. Von der früheren Lebensgeschichte des Gerontius wissen wir dagegen nur sehr wenig. Aus *Sozomenus (Hist. VI. 2, 9. ed. Keilmeier.)* ergibt sich, daß Gerontius ein Brite (also ein in Britannien geborner Römer oder der Abstammung einer romanisirten Provinzialfamilie) war. Derselbe Sozomenus erwähnt bei der Geschichte des Theodosius und des Arkadius zwei Mäl Gerontius als Anführer römischer Truppen. Zuerst (*Hist. IV. 40*) bei dem Jahre 386 n. Chr. Da heißt es denn: Gerontius, ein Mann von ausgezeichnetem militärischer Thätigkeit und gewaltiger Körperkraft, habe die römischen Soldaten commandirt, welche in Rom in Thracien (in dem sogenannten „Kleinasiem“) als Besatzung lagen. In der Nähe dieser Stadt, so erzählt Sozomenus weiter, besand sich damals ein Haufe auserlesener barbarischer Krieger, von großer Stärke und furchtbarer Tapferkeit,

Gallien fast ungekört verheerten, zum Aufstande gegen Constantin. Dann erhob er den sonst unbesonnenen Maximus, einen seiner vertrauten Officiere, zum Kaiser, und schickte sich an — während Maximus in Tarragona blieb — in Spanien neue Kustungen auszustellen und im Namen seines Schügelings gegen Constantin zu Felde zu ziehen. Auf diese Nachricht schickte Constantin, der eben im Begriffe stand, nach Italien zu marschiren, um die schweren Drangsale, welche Alarich diesem Lande bereitere, für sich auszubereiten, sofort den Gebotlich nach dem Rheine, um dort neue Scharen von Alamannen, Franken und anderen Germanen gegen Gerontius anzuwerben. Constant, der inzwischen mit Hilfe des Gardepräfecten und magister officiorum Decimus oder Decimius Rusticus auch in Gallien ein Heer gesammelt hatte, drang mit allen diesen Truppen in Spanien ein und secht mit den Truppen des Gerontius. Dabei gewährte der Letztere (der hinderte wenigstens nicht, daß die Honorianer, welche die Vorenämisse schüßen sollten, diese Pflicht nicht erfüllen), den wilden Alanen, Bandalen und Sueven, die bisher Gallien verheert hatten, den Einlaß in Spanien. Am 28. Sept. (oder 13. Oct.) 409 passirten sie die Pyrenäen, um das unglückliche Land nun auf das Schrecklichste zu verwüsten, während Gerontius und Constant in dem jetzigen Catalonien mit einander stritten. Endlich ward der Letztere zum Rückzuge nach Gallien genöthigt. Im 3. 410 erschien Gerontius nun seinerseits in Gallien, warf sich — ebe noch Eobich neue Germanen hatte anwerben können — auf Vicenna, welches Constant vertheidigte, drang mit Gewalt oder durch Verrath in diese Stadt ein, nahm den Constant gefangen und ließ denselben enthaupten. Dann begann er Arelate zu belagern, wo Constant selbst sich aufhielt.

Inzwischen hatte Honorius, dem der Tod Alarich's einen Moment der Ruhe gewährte, durch den trefflichen ißrischen General Constantius ein auserlesenes Heer von Römern und romanisirten Provinzialen aufstellen lassen, welches nun ausrückte, um den Kampf an der Rhone zur Wiedergewinnung der verlorenen Provinzen zu benutzen. Constantius erschien in Gallien, als Gerontius ebe Arelate belagerte. Es gelang dem Feldherrn des Honorius, ohne Schwertschlag über den Gerontius zu siegen; denn unzufrieden mit der Strenge des Letzteren, folgten die Truppen des Gerontius den Aufforderungen des Constantius zum Abfall. So gingen zuerst die Officiere, dann auch die meisten Soldaten des comes von Spanien zu den Fahnen des legitimen Kaisers über. Nur von wenigen seiner Krieger begleitet, floh Gerontius nach Spanien; hier aber wurden auch seine letzten Begleiter, es waren spanische Soldaten, zu Verräthern. Um die Günst des Constantius zu erwerben, beschloßen sie ihrem Feldherrn zu ermorden, oder gefangen auszuliefern (wie es scheint im 3. 411 n. Chr.). Mitten in der Nacht griffen sie — den Ort erfahrend wir nicht — das Haus, wo er wohnte, an. Gerontius hatte seine Wohnung aber rüchig verarrangt und vertheidigte sich, nur von seiner Gattin Nonninha, auch Nonnypia oder Nunechia genannt (beilaßig einer Christin), einem treuen Alanen

und mehreren Slaven umgeben, mit Hilfe eines guten Vorraths von Pfeilen und Wurfspeien so tapfer, daß mehr als 300 der Angreifer ihr Leben einbüßten. Als die heldenmüthigen Vertheidiger sich aber verloschten hatten, flohen die Slaven, indem sie sich an Stricken aus den Fenstern herabließen. Gerontius hätte auch fliehen können, mochte sich aber nicht dazu verstehen, seine Gattin allein ihrem Schicksale zu überlassen. So erwartete er denn mit ihr und dem Alanen sein Ende. Als nun die wüthenden Soldaten bei Tagesanbruch das Haus auf allen Seiten in Brand steckten, da bat ihn der Alan um den Tod, und Gerontius ließ ihm das Haupt ab. Die gleiche Günst erwies er seiner Gemahlin, die ihn unter Thränen bat, sie nicht der Schmach zu überlassen. Endlich gab er sich selbst den Tod; nachdem er sich umsonst mit dem Schwerte drei Wunden beigebracht hatte, zog er einen kurzen Dolch, den er an der Hüfte trug und ließ ihn sich in das Herz 3.) (Heriberg.)

GERONTIUS (St.), Erzbischof von Mailand. Die dürftigen Nachrichten, die wir über diesen Mann besitzen, ergeben etwa Folgendes. Gerontius war ein geborener Mailänder von vornehmer Abstammung; nach Einigen gehörte er dem edlen Geschlechte derer „h Basilienepetri“ an, während ihn Andere der gens Burrea zu theilen. Nach dem Tode seines Vorgängers, des Erzbischofs St. Eusebii von Paganus, wurde er — anscheinend schon in ziemlich hohem Alter — wegen der großen Heiligkeit seines Lebenswandels zum Erzbischofe von Mailand erhoben; eine Würde, die er nur mit Widerwillen annahm. Die Zeit, während welcher er auf dem erzbischoflichen Stuhle saß, ist streitig. Während Einige, namentlich Ferdinand Ughellus 1), ihn gegen Ende des Jahres 406 n. Chr. Erzbischof werden und im 3. 472 sterben lassen, bestimmen Andere 2) die Dauer dieses Archiepiscopats mit mehr Wahrscheinlichkeit durch die Jahre 472—478 n. Chr. Gerontius ward also etwa am 26. Dec. des Jahres 471 zum Erzbischofe von Mailand erwählt und zu Anfang des Jahres 472 durch den Papst Simplicius ordinirt. (Ughellus dagegen läßt den

*) f. Zozim. Histol. VI. cap. 2—5. Renatus Prætorius *Frigidus* apud Gregor. Turon. II. 9. Paul. Oros. Histol. VII. c. 40. 42. Sozomen. Hist. ecclesiast. (ed. M. Valet.) lib. IX. c. 11—13. Nicéphor. Callist. Hist. ecclesiast. (ed. Parisin. 1830. Tom. II. c. XIV. c. 3. 6. Bergl. *Olympiodor*, apud Phot. p. 190. 181. 184. 185. Sidor. Apollin. lib. V. epist. 2 p. 138. ed. sec. Sirmund. *Philologus*. lib. XI. c. 5 mit Sozomen's Erläuterungen p. 477—481. Jomard. *De Getar. origine* seqq. c. 32. Dazu Ruratori, *Geschichte von Italien: die tausend Uebersetzung* (Ersch's 1746.) 3. Th. S. 18 fg. 43 fg. *Tillemont*, *Histoire des empereurs*. T. V. p. 551 seq. 554 seq. 581 seq. 603 seq. *Le Beau*, *Histoire du Bas-Empire*. Tom. VI. p. 253—264. 322—329. 383—388. Gibbon, *Gesch. des Roms*, und *Unterzugaß des röm. Reichs*, überf. von Sporschild, S. 1000 fg. 1055 fg. 3. Th. Iph. *Universalhistor.* Uebers. der Gesch. der alten Welt. 3. Th. III. Abth. S. 180—183. 193—195. Eckhel, *Doctrin. numor. veter.* Vol. VIII. p. 176—178. 2. Leo, *Lehrb. der Universalgesch.* 2. Bd. Dritte Aufl. S. 80 fg.

1) Italia sacra. Tom. IV. p. 72. 2) So geschieht es besonders in den „Acta Sanctorum Maili“ coll. a Godofred. Henachen. et Dan. Pappebrock. Tom. II. p. 44.

Gerontius durch Papst Hilarius ordinirt werden, und zwar schon am 26. Dec. 466). Die Berichte rühmen die Weisheit, mit welcher Gerontius sein Hirtenamt verwaltet habe. Das Elend, in welches seine (die sogenannte infirmitate) Diocletie und namentlich auch die Stadt Mailand durch den Krieg der germanischen Scharen des Odoacer gegen Drekles gerieth (im J. 476 n. Chr.), suchte er nach Kräften zu mildern; er bemühte sich zu retten, was irgend möglich war. Nachdem er sein Amt etwas über sechs Jahre mit Würde verwaltet hatte, starb er am 5. Mai des Jahres 478 und wurde am 7. Mai d. J. in der Basilika des St. Simplician beigesetzt, wozu er kurz vor seinem Tode die Gebeine der heiligen Maculus, Glycerius und Lazarus gebracht hatte. Nachmals hat Bischof Ennodius von Pavia auf seinen Tod ein kurzes Trauergebet verfaßt. Das Fest dieses Heiligen feiert die mailändische Kirche am 5. Mai; seines Körper (und die der Erzbischöfe St. Simplician, Benignus, Antoninus und Amelius von Mailand und einiger anderer Heiligen) verlegte der berühmte mailänd. Erzbischof Karl Boeromäus in glänzender Procession im Juni (nach altem Etel am 28. Mai) d. J. 1582 nach einer andern heretragenden Stelle, wo in derselben Kirche. Auf St. Gerontius folgte als Erzbischof St. Benignus aus der gens Benitia (v. Hertberg.)

GERONTOXON. Das Wort ist nicht ganz richtig aus dem Griechischen gebildet von *Γέρων*, Greis oder *Γέρας*, Alter und *τόξον*, Bogen, weshalb Andere auch lieber Gerontotoxon oder Gerotoxon schreiben wollten. Lateinisch wird es Arcus senilis oder Macula arcuata übersetzt. Man bezeichnet so eine Trübung oder Verdunkelung der Hornhaut, die ebensovoll durch die Localität als durch die veranlassende Ursache sich als eine besondere Art charakterisirt. Es bildet sich nämlich häufig bei alten Leuten am Scleroticalrande der Hornhaut eine ringsförmige, gewöhnlich nur $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ Linie breite, scharf begrenzte Trübung von grauerweißer Farbe, wodurch dießer Theil der Hornhaut die Durchsichtigkeit verliert. Die Trübung breitet sich nicht über diesen Ring hinaus aus. Obgleich ist es nur ein seltener Ausnahmefall und vielleicht nicht ein wahres Gerontoxon, wenn die vom Hornhautrande ausgehende Trübung sich bis zum Centrum der Hornhaut erstreckt. Manchmal hat die Trübung ein strahliges oder saltzig Aussehen. Auch findet man das Gerontoxon nur partiell ausgebildet und dann meistens am untern Hornhautrande.

Diese Trübung entsteht nicht als Folge einer Hornhautentzündung, wie die gewöhnlichen Hornhautflecken, sie beruht vielmehr auf einer durch das Alter bedingten Atrophie und wird nach von Wimm's Untersuchungen durch Ablagerung phosphorhaltigen Kaltes hervorgerufen.

3) Inzwischen mögen die Berichte über die Bekehrung von Pavia wenigstens zum Theil auf Mailand übertragen werden sein. 4) Vergl. über St. Gerontius: *Ferd. L'abbé. Italia sacra. Tom. IV. p. 33. 67 seq. 73 seq. Acta Eccles. Mediolan. Pars VI. (tabul. archiepiscop.) p. 881. nr. 20. Acta Sanctorum Mail; coll. a Godef. Arch. Henrichen et Dan. Pappebroch. Tom. II. p. 43. 44. Peric. Nouum. German. histor. (scriptor. Vol. VIII.) Tom. X. p. 169.*

Die getrübtte Stelle der Hohnhaut ist fest, fast knöchern. Bei partiellcm Gerontoxon beobachtet v. Wimm auch eine entsprechende ringförmige Verdunkelung der Linienfalten. Uebrigens kann das Gerontoxon sich manchmal auch schon in einem früheren Lebensalter durch schwächende Einflüsse oder durch gichtische Ablagerungen ausbilden. Man will es selbst angeboren beobachtet haben. In neuerer Zeit ist von englischen Ärzten, namentlich von Richardson, darauf hingewiesen worden, daß der wahre Arcus senilis ein schießes Zeichen der vorhandenen Fetenartung des Herzens sei.

Als eine der Form nach mit dem Gerontoxon übereinstimmende Hornhauttrübung ist diejenige zu nennen, welche sich beim Bestehen einer Cyclitis, das heißt einer Entzündung des *Utriculus ciliaris*, am Hornhautrande zeigt. Dieselbe ist auch ringsförmig, allein viel häufiger nur partiell. Dabei ist die Färbung mehr bläulich, und die dunkle Stelle erscheint zugleich etwas erhaben. Man hat diese Form auch als *Gerontoxon acutum* vom gewöhnlichen Greisenbogen unterschieden.

(Fr. Wüh. Theise.)

GEROPOGON ist der Name einer von Linné aufgestellten Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Compositen mit folgenden Merkmalen. Das Blütenköpfchen ist wenigblüthig und fast gleichfrüchtig. Die Blättchen des einreihigen Hauptköpfchens sind gleich lang, am Grunde verwachsen und länger als die Blüthen. Der Blütenboden ist flach, bestig, spurlos. Die Blütenkrone ist jungensförmig. Die gleichgeschlechtlichen Früchtchen haben einen langen Schnabel. Der Fruchtkörper ist von doppelter Gestalt, an den äußern Früchtchen ist er einreihig und besteht aus halbkugelförmigen, geflügelten, spreuzartigen Haaren, an den innern ist er mehrreihig und fiederig.

Zu dieser Gattung gehört nur eine am Mittelmeere wachsende, stielige, ziemlich kahle Art mit wechselständigen, grasartigen, ganzrandigen Blättern und endständigen, einzelnen, eisenrothen Blütenköpfchen. Sie wurde von Linné *Gerop. glabrum* genannt und von verschiedenen Sammlern an verschiedenen Stellen beobachtet, z. B. bei Nizza, in Sardinen, in Spanien, Griechenland, auf der Insel Madeira und an einigen andern Orten aufgefunden. Zu ihr gehört auch der von Sprengel als besondere Art unterschiedene *Geropogon australis*. Dagegen zog Linné noch zwei andere Arten, *Gerop. calyculatum* und *Gerop. hirsutum* zu dieser Gattung, aber mit Unrecht, da erstere zur Gattung *Scorzonera* als *Scorz. hirsuta* zu bringen ist, während letztere den *Tragopogon hirsutum* ausmacht. (Gardie.)

GEROU (Wilhelm), ein um die Literaturgeschichte Frankreichs verdienter Benedictiner der Congregation vom h. Maurus. Er war geboren zu Orleans am das Jahr 1701, nach erhaltenem Vorbildung legte er in seinem 17. Jahre das Ordensgelübde am 20. Juli 1718 in die Abtei zu Vendome ab und vollendete hier seine Studien in den philosophischen Wissenschaften. Hierauf wurde er Lehrer derselben zu Pontlevoy; hier bildete er mehrere Schüler, da er aber mit den erforderlichen Fähigkeiten

und Krantnissen auch Geschmad an historischen Untersuchungen an den Tag legte, so bestimmte ihn in der Folge seine Ordensoberrn, als sie den Vorfall gefaßt hatten, die Specialgeschichte der Landschaft Frankreichs bearbeiten zu lassen, zum Gehilfen für den alten Berninae von ihrer Congregation zu Orleans, welcher die Geschichte der Landschaft Gerri bearbeiten sollte, mit welchem er daher auch zur Ansammlung des Stoffes mehrere Reisen dahin machte. Nach Berninae's Tode setzte Gerou die Arbeit allein fort, beschränkte aber aus Mißtrauen gegen seine Kräfte seine Forschungen zuerst bloß auf die Geschichte der jener Landschaft, welche der Bibliothekar Meri zu Orleans bereits begonnen hatte. Auch diese Arbeit gab er sammt seinen geschichtlichen Sammlungen außer Gerri wider in die Hände anderer Ordensbrüder, welche diese Geschichte zum Drucke ausarbeiten wollten, sie aber nicht herausgaben; das Material dazu, besonders das Gerou'sche, soll nachmals in die Hände des Paters St. Aurpin gekommen sein. Unterdessen erhielt er den Auftrag, die bibliothèque des auteurs de Touraine, die der Benedictiner Eiren angefallen hatte, zu vollenden, und sich deshalb mehrere Jahre lang nach Roumoutier zu begeben. Das that er auch, aber auch dieses Werk erschien nicht im Drucke. Da er sich nun einmal auf die Literaturgeschichte geworfen hatte, so übernahm er nebenbei auch die Bearbeitung der bibliothèque des auteurs (Orléans (d. i. der Stadt, des Herzogthums und der Diocese von Orleans) und begab sich deshalb aus jenem Kloster in die Abtei S. Benoît an der Loire, wo er unter besonderer Begünstigung vier Jahre ununterbrochen daran arbeitete und das Werk wirklich zu Stande brachte. Er fügte dieser Geschichte ein Verzeichniß von Handschriften bei; dieselbe war, wie Laffin behauptet, nicht bloß mit seltenen Nachrichten ausgestattet, sondern auch ganz im Geiste des großen Rivet'schen Literaturwerkes eingerichtet, fand aber keinen Verleger. Daher gab sie Gerou dem gelehrten Amtshauptmann Daniel Jouffre zu Orleans (s. d. Art.), obgleich seine Congregation die nächsten Rechte daran hatte, in der Absicht, daß dieser sie durch seine ausgebreiteten Verbindungen mit Buchhändlern zum Drucke bringen lassen würde. Allein das Werk blieb ungedruckt und ist wahrscheinlich von Jouffre selbst für seine literarischen Arbeiten ausgebeutet worden. Inzwischen legte Gerou auf Befehl des Staatsrathes Bertin eine Landkarten-Sammlung an, in welcher Thätigkeit ihn der Tod am 27. April 1767 zu S. Benoît überraschte. Er hatte mehrere wissenschaftliche Reisen gemacht, sich durch großen Sammlerfliß ausgezeichnet und wegen seiner fleißigen Forschungen in ausgebreiteter Bekanntheit mit Gelehrten gekonnt, er scheint sich besonders nach seinen Zeitgenossen Eiren und Rivet der Ehrengänge gebildet zu haben.*.

Gerou, f. Gerrha.

*) Bergl. Laffin's Geschichte des Benedictinerordens des heiligen Maurus, in der neuesten Bearbeitung II, 578 fg.

GERRARD (John), ein gelehrter englischer Geistlicher, dessen Lebensumstände, wie Geburts- und Sterbedatum, uns unbekannt sind, der sich aber im vorigen Jahrhundert um die Auslegung der alten Inschriften ein wissenschaftliches Verdienst erwarb, indem er die zahlreichen römischen Siglen oder Abkürzungen sammelte, alphabetisch ordnete, und mit Nachweisung der Quellen wie ihrer verschiedenen Erklärungen versah. Das daraus entstandene und unter seinem Namen zu London 1792 in 4. erschienene Werk führt den Titel: *Sigilarum Romanorum, sive Explicatio notarum ac literarum, quae hactenus reperiiri poterunt, in marmoribus, lapidibus, numis, auctoribus, aliisque Romanorum veterum reliquiis; completens non tantum Singulas*'), quae in commentariis antiquis inveniantur, sed etiam quaecunque viri eruditi ad hunc usque diem in lucem protulerunt. Es ist dieses Werk für die diplomatische Siglenkunde und dann überhaupt für die Diplomatik eins der werthvollsten'). (B. Rose.)

GERRESHEIM, Städtchen im preussischen Regierungsbezirke Düsseldorf, Kreis Düsseldorf, in einem uppigen fruchtbaren Thale, mit etwa 1500 Einwohnern, einer katholischen Kirche und einem Fräuleinstitute, welches im J. 873 von Gerig's Tochter Regenberga gestiftet und von Willibert, Erzbischof zu Köln, eingeweiht wurde. Es liegt unter 24° 31' 40" d. B. v. Gerre, 51' 14" nördl. Br., $\frac{1}{4}$ Meile östlich von Düsseldorf und ist der Sitz sammtlicher Regierungsbehörden. Wichtige Gewerbszweige sind Beamteneinbreunerei und Baumwollenspinnerei. (H. E. Hüster.)

GERRHA (Gerra, Gerrhon, bei späteren Autoren auch Gerraee und Geraee genannt). 1) In Arabien, in der Nähe des mittelländischen Meeres, nach der Tabula Peutingeriana (Segm. IX, F. Mannert) acht Mill. von Pelusium, 23 Mill. von Cassium, nach Sozomenus (hist. eccl. VIII, c. 19) funfzig Stadien östlich von Pelusium. Plinius (H. N. VI, 33) bezeichnet Gerrhon als Stadt in Arabien an der Straße nach Arsine und bemerkt, daß dieser wegen des in ihrer Umgebung herrschenden Wassermangels auch Edipsion genannt worden sei. Vgl. *Ptolemaeos* VIII, 22, III. Pannert (Zb. X, I. Abth. S. 491) vermüthet, daß hier die Obergrenze Aegyptens gewesen sei. Nach *Plin. l. c.* wählten die Reisenden, statt über Pelusium zu gehen, den Weg über Gerrhon, um von hier im geraden Durchschnitte der Wüste die Spitze des arabischen Meerbusens zu erreichen. Gerrahe kommt in den Kirchenhistorien noch im 6. Jahrh. als bischöfliche Stadt vor. Vgl. Pannert a. a. D. 2) Eine andere Stadt Gerrahe lag in der Provinz Cyprodistia am Euphrat in der syrischen Landschaft Batanaia: *Ptolemaeos* V, 15, 25. 3) Wird von

1) d. h. *siglae*. Im engeren Sinne bedeuten Siglen die auf den Anfangsbuchstaben allein oder auf die beiden ersten Buchstaben der Namen oder Vornamen von Personen zusammengefügten Abkürzungen derselben, wie dergleichen in Urkunden vor dem 14. Jahrh. unserer Zeitrechnung häufig gefunden werden. 2) Bergl. *Rob. Hart, Bibliotheca britannica* unter d. B. und 2. Bucher's *Geschichte der historischen Forschung und Kunst* II, 2, 639 fg.

Ptolemäos (VI, 7, 16 und VII, 22, 10) als eine Handelsstadt der Gerrhär im glücklichen Arabien aufgeführt (*πόλις ἡμεῖς*). Dieselbe lag an der Ostküste am gerrhäischen Meerbusen, 200 Stadien vom Meere entfernt. Strabon (XVI, 3, 708. 776 *Canaub*) setzt dieselbe wenigstens an einen tiefen Busen (*ὁ ποῖός τε ἔκρη*) und bezeichnet sie als eine Gründung der aus Babylon vertriebenen Chaldäer. Die Häuser der Stadt waren aus Salzfelsen (Steinsalz) erbaut. Ihre Bewohner trieben lebhaften Landhandel mit arabischen Producten und Spicereien (Strab. I. c.). Aristobulos hatte berichtet, daß die Gerrhär sich auf Fohrgzeugen (Fohlen, *οἰζύβους*) zu Wasser bis nach Babylon begeben, von dorther Boaren auf dem Euphrat bis nach Thapsos schaffen und von hier aus zu Lande überall hin vertreiben. Strab. I. c. Vgl. Diodor. III, 40. 41. Plin. H. N. VI, 32. XXXI, 39. 4) Erwähnt Ptolemäos (IV, 3, 45) eine Stadt Gerrha auf der afrikanischen Insel Etophigis, welche außerdem noch eine andere Stadt mit Namen Menius (*Μένιος*) hatte. (J. H. Krause.)

GERRHI, alter Name eines Volks in Albanien am Flusse Gerrhus, bei Ptolemäos; f. d. Art. Gerrhus Nr. 2. (H.)

Gerrhon, f. Gerrha.

Gerrhanium, f. Gerrunium.

GERRHUS (ὁ ῥήσος), 1) ein bereits von Herodot IV, 56 erwähnter Fluß im Gebiete der Skythen. Herodot hat ihn als Zweigfluß des Boryphenes oder als Arm desselben betrachtet (*ἀνέχεται πρὸς ἀπὸ τοῦ ἰσογράφου*) und zugleich bemerkt, daß die Gegend, durch welche er fließt, denselben Namen führe. Da wo er sich nach dem Meere hinwende, bilde sein Bett die Grenze zwischen den nomadischen und den königlichen Skythen. Er ergieße sich in den Hypatyris, welcher aus einem See entspringe. Herodot hat den Gerrhus als den siebenten Fluß im Skythenlande zwischen dem Hypatyris und dem Tanais aufgeführt. Plineus H. N. IV, 26 nennt diesen Fluß ebenfalls und läßt wie Herodot die königlichen Skythen und die Nomaden durch ihn scheiden. Ptolemäos III, 5, 12 erwähnt seine Mündung im Lande der Sarmaten. Mannert I. Th. S. 109 2. Ausg. bemerkt: Der Fluß Gerrhus ist zuverläßig die Samara an der Nordgrenze des Skythenlandes, zwar kein Arm des Boryphenes, aber doch der einzige bedeutende Fluß in den inneren Gegenden des Landes. Er kommt mit einem Bogen von Südosten her und wird auf dieser Seite die Grenze zwischen zwei Abtheilungen der Skythen. Mit einem nach dem nördlichen See sich wendenden Flusse vereinigt er sich nicht, aber seine Quelle ist nur ein Paar Meilen von der Quelle des Kalmiusflusses entfernt, welchen Herodot wahrscheinlich durch seinen Hypatyris bezeichnet. Hier auf der Südseite ist er nicht Grenzfluß, er durchfließt bloß die nomadischen Skythen nach Herodot. Pomponius Mela II, 1, §. 38 (p. 116 ed. Gron.) bezeichnet diesen Fluß mit dem Namen Gerres, sowie den Hypatyris als Hypacaris und bemerkt, daß beide Flüsse in einer Mündung ausströ-

men und die Stadt Carcine berühren, welche im sinus Carcinites gestirte. Vgl. Strabon VII, 4, 308 *Canaub*. Sidler (I. Th. S. 205) läßt die Flüsse Buges und Gerrhus in den Sumpf Buges am nördlichen Ufer der Palus Mæotis ausmünden. J. B. d'Anville (Handb. d. alten Erdbeschreibung, neue Ausg. v. A. d. E. Dierck, I. Th. 271) hielt den Gerrhus für einen der Steppenflüsse oder Bäche, welche in nasser Jahreszeit sehr anschwellen, jedoch von seiner großen Wichtigkeit sind; eine jedenfalls irrige Vorstellung, da Herodot ihn in diesem Falle wol nicht erwähnt haben würde. Auch würde er von Mela, Plineus und Ptolemäos nicht genannt worden sein. Ueber die Samara, welcher Fluß nach Mannert a. a. D. der Gerrhus der Alten, und über den Kalmius, in welchem Andere den Gerrhus erkannt haben, vgl., Allgem. Ueberblick der verschiedenen Arcenbissements, in welche das russische Reich hinsichtlich seiner Land- und Wasserverbindungen eingetheilt ist S. 103 (über d. Samara) und S. 146. 155 (über den Kalmius). R. D. Drechner (Entdeckungen im Alterthume, I. Th. S. 492) bemerkt: „Die königlichen Skythen, in denen aus dem Namen ihrer Hauptstadt und ihres Flusses Gerres kaum Gerer oder Germanen verkannt werden können, wohnten einst am Flusse Samara u. s. w.“ S. d. Karte I zu Bd. I. Er findet also Germanen überall, wo ein Ger sich findet, wie weiland Graf Waderbarth die Lützen überall, wo ein Zeu ihm vorkam. 2) Wird von Ptolemäus V, 12, §. 2. 7 ein Fluß Gerrhus in Albanien erwähnt. (Krause.)

GERRIS, ein schon von Plineus und Martial für Wasserwanzen gebrauchter Name, den Fabricius (Syst. Rhyngot. 280) als Gattungsnamen für einige Arten der Landwanzen ins System einführte. Den generischen Charakter legte er in den gebogenen Schnabel und in die fadenförmigen, füngsliedrigen, vor den Augen eingelentkten Füßler und ordnete neun Arten aus den wärmeren Gegenden beider Erdhäften der Gattung unter. Latreille nahm diese Bestimmung auf, dagegen gibt Lamarck (Syst. anim. s. vert. III, 513) in der Gattungsdiagnose viergliedrige Füßler und einen dreigliedrigen Schnabel an und erwähnt nur drei südeuropäische Arten. Dumetil (Dict. s. nat. XVIII, 500) charakterisirt die Gattung als Hemipteren mit halbbedeckten Flügeldecken, mit an der Stirn besetztem Schnabel, mit fadenförmigen, viergliedrigen Füßlern und sehr langen Gangfüßen. Er zählt vier Arten auf. Burmeister (Handb. d. Entomol. II, 223) stellt die Gattung mit der Fabricius'schen Emesa an die Spitze seiner Familie der Reduviini und unterscheidet sie von jener durch den gebogenen Schnabel, die Länge des ersten Schreitengliedes, die überkörperlange Füßler, die kürzeren Vorderbeine und die feinen dreigliedrigen Füße. Während Emesa in Brasilien heimisch ist, gehören die Gerrisarten der alten Welt an. Die gemeinste Art ist G. vagabundus, lebt an Mauern, in Häusern und alten Gebäuden, geht langsam, in Gefahr aber sehr eilig, und G. erraticus besonders in Gartenhäusern an den Wänden. Es sind nur wenige Linien große, weiße oder gefärbte Landwanzen, die sich nur

von animalischen Stoffen, wie es scheint von Insekten, nähren.

GERRITS (Dietrich) oder Gerritz aus Enkhuijen, ein holländischer Seefahrer und Zeitgenosse des durch seine Seereisen berühmten gewordenen Johann Hugo van Linschoten aus Haarlem, lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und benutzte in seiner Jugend die durch den damals sehr lebhaften Zwischenhandel der Niederländer mit den Portugiesen, an welchem sich seine Vaterstadt stark betheiligte, dargebotenen Umständen, um auf diesem Wege seine Bildung zu befördern. Er trat deshalb zu Lissabon, dem Marktplatz seiner Landeute für die ostindischen Waaren, in den portugiesischen Seediens und beruhte in diesem Verhältnisse die Besichtigungen dieser Nation im indischen Ocean, gelangte auch bis nach China und Japan, sah und beobachtete dort, soviel es seine Umstände gestatteten, alle die Verhältnisse, Verbindungen und Vortheile der Portugiesen, welche gleichzeitig auch der wissenschaftlich gebildete Linschoten von 1583 bis 1592 erforschte und nachmals in seinem vortheilhaften Itinerarium beschrieben und im J. 1599 bekannt gemacht hat. Den Umfang seiner auf dieser Reise gewonnenen Kenntnisse theilte Gerritz sammt seinen Beobachtungen über die Schwierigkeiten dieser weiten Reise, die Entfernung der besuchten Länder und Inseln, deren Klima und Beschaffenheit, die Meere und Küsten auf der Straße dahin nach seiner Rückkunft in sein Vaterland seinen Landeuten mündlich mit und unterstützte dadurch besonders die Beratungen und Beschlüsse derjenigen Männer, welche grade damals zu Enkhuijen mit Linschoten verammelt und von ihren geographischen und naturhistorischen Kenntnissen unterstützt, die Pläne zu eigenen Entdeckungsfahrten der Niederländer, vorzüglich zu deren Bekanntheit mit den Quellen der trevisehen Handelsartikel entworfen und 1595 durch Wilhelm Barrensfeld und Linschoten auf zwei verschiedenen Wegen auszuführen versuchen ließen, nachdem ihnen die Spanier seit deren Besichtigung von Portugal den erziehbigen Zwischenhandel mit jenen Produkten zu Lissabon streng untersagt hatten. Gerritz aber wird seit diesem Zeitpunkt als Theilnehmer an jenen und den folgenden Unternehmungen seiner niederländischen Zeitgenossen auf dem Meere nicht erwähnt, sondern es tritt nun eine Reihe anderer waderer und kühner Seefahrer aus ihrer Mitte mit Auszeichnung hervor. Indessen ist sein Name noch durch die Künstler Heijel und Wilhelm Gerritz bekannt, deren Lebensverhältnisse gleichfalls dunkel geblieben sind. Jener war ein namhafter Kupferstecher, dieser ein Maler und zugleich Lehrer des berühmten Jan van Goyen im 17. Jahrhundert. (B. Röse.)

GERRUNIUM, ein fester Ort oder Castell an den Grenzen Macedoniens, gegen Ägypten hin, welcher nebst anderen festen Plätzen von dem römischen Legaten L. Atrius auf den ersten Angriff genommen wurde (Livius, XXXI. 27: Apustius extrema Macedoniæ populatorum Corrago et Gerrunio et Orgesso castellis

primo impetu capitis etc.) Möglich ist wol, daß Polybius (V, 105) denselben Ort mit dem Namen *Ligrois*; bezeichnet hat. Er führt ihn in Darsareten auf. (Krause.)

GERS. 1) Fluss. 2) Departement. Das französische Departement dieses Namens ist gebildet aus den zu dem ehemaligen Gwynne gehörigen Landschaften Gembouis, und aus Armagnac und Gommings, Theilen des alten Gascogne. Es wird begrenzt im Norden von dem Departement des Landes und dem Departement Lot et Garonne, im Osten von den Departements Tarn et Garonne und Haute-Garonne, im Süden von den Departements Haute-Garonne, Hautes-Pyrénées und zum Theil von den Basses-Pyrénées, im Westen von dem Departement Hautes-Pyrénées und dem Departement des Landes. Es liegt zwischen dem 43°—44° nördl. Br. und 17° 25'—18° 50' östl. L. von Gers, hat einen Flächenraum von 124 □ Meilen und eine Bevölkerung von mehr als 300,000 Seelen. Es wird in die fünf Gemeindegemeindegebiete Auch, Lectoure, Condom, Mirande und Combe getheilt, welche in 30 Cantonen 700 Gemeinden umfassen.

Die ersten Stufen der Pyrenäenketten, die sich in diesem Departement erheben, bewirken, daß der Boden uneben, von Bergen und Thälern durchschnitten ist. Die Thäler sind zu eng, um Flächen darzubieten, die man Äckern anbauen könnte; dagegen sind die Gipfel der Berge nicht selten weit ausgedehnt und gestalten sich fast zu Plateaux. Die Erhebung des Bodens über die Meeresschläge übersteigt nur sehr selten 1200'. Die Wässer des Adour und der Garonne werden durch die Bergketten von Nienham geschieden.

Die bedeutendsten Flüsse sind der Adour, die Baïse, der Gers (von dem das Departement den Namen hat) und die Save. Der Adour hat seine Quelle am nördlichen Abhange der Pyrenäen, unterhalb des Pic d'Espade, südlich von Bagnères de Bigorre, 5940' über dem Meeresspiegel, durchfließt das schöne Campenertal, hat zuerst nördliche, dann in der untern Hälfte seines Laufes meist westliche Richtung, wird von Tarbes an fahrbar, nimmt namentlich auf seiner Linken viele von den Pyrenäen kommende Flüsse (den Gabas, den Luz, die Save de Pau, die Nive) auf und ergießt sich unterhalb Nannonne in das biseanische Meer. Die Baïse, Save, und der Gers sind Nebenflüsse der Garonne; der Gers entfernend aus dem Süden von Pénas und fällt nach einem Laufe von 18 Meilen oberhalb Agen in die Linke der Garonne, nachdem er die Flüsse Arcen, Erdon, Souffron und andere aufgenommen hat.

Der Boden, der meistens einen sehr sandreichen Thon zur Unterlage hat, ist sehr fruchtbar, und der Acker so ergiebig, daß er nicht bloß den Bedarf der Provinz liefert, sondern auch noch für die Ausfuhr ein Quantum übrig bleibt. Trotz der ziemlich vernachlässigten Baumzucht wächst Obst in Menge. Der Wein, welchen die Provinz hervorbringt, gehört zu den feinsten französischen Weinen und wird nur an einigen Stellen von den Weinen der Pyrenäen übertroffen. Die Wälder bestehen

vorzugsweise aus Laubholz, für das Nadelholz scheint es hier schon zu warm zu sein, erst in den Pyrenäen, in einer größeren Höhe über dem Meere, erscheint die Tanne und die Fichte wieder. Das Klima ist außerordentlich mild, der Sommer wird unerträglich heiß, die Winter finden nicht selten ganz frei von Schnee. Der Versuch, die Baumwollenculturen anzubauen, scheint mißglückt zu sein.

Die Hausthiere sind nicht von schöner Race; Geflügel wird in Menge gezogen, Enten und Gänse werden gemästet und erreichen eine bedeutende Schwere. Raubthiere sind in verhältnißmäßig geringer Menge vorhanden, trotz der Nähe der Pyrenäen. Die während der heißen Jahreszeit sehr wasserarmen oder ganz ausgetrockneten Flüsse bieten wenig Fische. Von Amphibien findet man in sumptigen Gegenden eine Menge verschiedener, theils giftiger, theils unschädlicher Schlangen.

Das Mineralreich bietet wenig Bemerkenswerthes. Eisen kommt so selten vor, daß man nicht auf dasselbe baut; von anderen Metallen findet sich keine Spur. Nur Steinbrüche, die verschiedene Marmorarten liefern, sind in Menge vorhanden.

Die Bewohner werden als heitere, aufmunternde, gastfreie Menschen mit etwas beschränktem Verstande bezeichnet. Die Gaskogner sind mit ihrem präherischen Redensarten in ganz Frankreich sprichwörtlich geworden, sobald man ihnen nirgends aus nur die Sälste von dem glaubt, was sie erzählen. Ein Lebender derselben, selbst ein Gaskogner, behauptet allerdings, daß seinen Landsleuten die Großsprecherei nur angedichtet sei, daß sie vielmehr nur liebenswürdiger, lebhafter, gefälliger und industriöser seien, als die übrigen Franzosen. Mit dieser Liebenswürdigkeit will es sich aber allerdings nicht vertragen, daß sie den schwersten Theil aller Arbeit auf das weibliche Geschlecht wälzen. Während die Knaben daheim spielen und Dummheiten treiben, müssen die Mädchen auf dem Felde das Vieh hüten. Ein großes, starkes, breitschulteriges Frauenzimmer, von kräftigen Armen und Beinen, von der Luft geräunt, findet selten einen Mann. Der Bauer sieht in diesem Falle nicht sehr auf die in der Regel aus einem Bette, einem Kleiderbracke und einigen dundert Francs bestehende Mitgift. Eine starke Frau will er für seinen ältesten Sohn, der das ganze Gut allein erhält, während die übrigen Kinder sich durch Dienen ihr Fortkommen sichern müssen. Wenn jedoch diese starke Frau ihrem Manne nicht mehr Knaben als Mädchen gebiert, so wird sie als ein unnützes Ding, als eine Last des Hauses behandelt. Sieht der Mann immer mehr Knaben um sich heran wachsen, so glaubt er, daß seine Reichthümer in gleichem Maße zunehmen, und mit dem Stolz, mit welchem das Stammhaupt einer wilden nordamerikanischen Nation seine Waffen unter seine Söhne vertheilt, vertheilt er unter die feigenen seine Aderwerkzeuge und heißt sie auf dieselben vertrauen.

Die Sparsamkeit des Gaskogners geht so weit, daß er sich und den Seinen oft das Nothdürftigste verkauft; der Fremde aber, der als Gast bei ihm einkehrt, empfindet Nichts davon. Bei der Krankheit eines Sohnes oder

einer Auh wird ärztliche Hülfe gern gesucht; erkrankt aber die Frau oder die Tochter, so heißt es wol: Gott wird ja helfen. Bei aller Lebhaftigkeit der Gefühle läßt der Gaskogner doch gern Alles beim Alten; er treibt deshalb auch noch immer nichts weiter als Ackerbau und Viehzucht, während im übrigen Frankreich die Industrie einen immer größern Aufschwung nimmt. Deshalb sind auch die wenigen Städte des Departements nicht von großer Bedeutung.

Die Hauptstadt des Departements ist Auch. Sie liegt am linken Ufer des Gers und hat etwa 10,000 Einwohner. Die ältere, viel größere Stadt soll auf dem rechten Ufer des Flusses gelegen haben. Man hat dort Nachgrabungen angestellt und die Grundlagen vieler Häuser und Paläste, in Marmor aufgeführt, gefunden. Auf dem linken Ufer baute Chlodwig eine Kirche, auf deren Trümmern die jetzige Kathedrale steht. Um diese Kirche herum bildete sich die jetzige Stadt, die in die obere und untere zerfällt. Die colossale, in gothischem Style begonnene, im griechischen vollendete Kathedrale ist eine der prachtvollsten Kirchen Frankreichs. Die Hauptfront wird von zwei Thürmen überragt; ihr Gerippe, die nackte Mauer, gleicht der von Notre-dame in Paris; sie ist jedoch ziemlich unpassend von lauter lehrnisschmückenden Säulen mit dazwischen angebrachten Altären, Galerien u. s. w. umkleidet. Die Glasmalerei der Fenster ist von wunderbarer Schönheit; die 90' hohen Gewölbe von 80' Spannung erzeugen Bewunderung. In einem der zwei kleinen Seitenthürme befindet sich eine obne Spindel gebaute Wendeltreppe, die als Merkwürdigkeit gezeigt wird. Von dem nabe bei der Kirche liegenden, geräumigen, mit schönem Baumreihen beplanten Königsplaze hat man eine entzückende Aussicht auf die Umgebungen.

Condom an der Vaise, Hauptort eines Arrondissements, mit etwa 7500 Einwohnern, in äußerst freundlicher, angenehmer Gegend, aber schlecht gebaut. Die Hauptkirche zeichnet sich durch prachtvolle, ruhige Wölbungen und durch die Vergoldung der Rippen der Säulen aus; von den übrigen Kirchen (es gab deren 19) sind die meisten niedergegriffen worden, als die Huguenoten in den Religionskriegen sich der Stadt mehrmals bemächtigten. — Lectoure, am rechten Ufer des Gers, auf einem Berge, Hauptort des gleichnamigen Gemeindebezirks, mit etwa 6500 Einwohnern. Trotz der dreifachen Mauern, welche die Stadt umgeben, hat dieselbe viel Kriegsgeschmacke ausgekostet. Im J. 1473 wurde sie durch den Cardinal von Arras, Bischof von Albi, belagert. Der Graf von Armagnac ergab sich durch Capitulation; aber der eindringende Feind spottete aller Gesetze des Völkerrichts und ließ nicht nur den Grafen mit seiner ganzen Familie in Stück bauen, sondern alle Einwohner ohne Ausnahme über die Ringe springen. Der Gestank der Leichen trieb die Sieger selbst aus der Stadt, die nun zwei Jahre lang bloß von Wölfen bewohnt wurde. Ludwig XI. war über diesen glänzenden Sieg der Religion so erfreut, daß er vor allen Heiligenbildern seines Hutes betete. Kaum hatte sich die Stadt

wieder bevölkert, als sie während der Religionskriege ein Schauplatz aller möglichen Grauel wurde. Das feste Schloß wurde Staatsgefängniß, in welchem die bedeutendsten Personen des 17. Jahrhunderts unter Richelieu's Tyrannie schmachteten, bis das Blutgericht sie erlöste. Die Befestigungswerke liegen jetzt in Trümmern; auf dem Fundamente des ganz verschwundenen Schlosses erhebt sich ein Hospital. In dem zum Rathhause umgewandelten bischöflichen Palaste sind die Bildnisse mehrerer in Letztore geborenener, berühmten Krieger aufgestellt. Dem ebenfalls dort geborenen Marfchall Kanow hat man auf dem Plage vor der Kirche ein Varmordenkmal errichtet. — Kombe, auf dem linken Ufer der Sare, Hauptort des Arrondissements gleiches Namens, mit 1700 Einwohnern, liegt im fruchtbaren Theile des Departements und ist aus einer Augustinerabtei entstanden. Der Ort ist häufigen Ueberschwemmungen ausgefetzt. — Mirande, auf dem linken Ufer der Balfe, Hauptort des Arrondissements, mit 2600 Einwohnern, früherhin befestigt, auch jetzt noch mit guten Mauern versehen. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut. Die Bewohner treiben meist Ackerbau, haben aber auch Fabriken in Welle und Baumwolle.

(H. K. Hüssler.)
 GERSBACH, oder Ferk, eine kleine, 1 Meile lange und $\frac{1}{2}$ Meile breite Insel im Canal La Manche, OED. von der Insel Guernsey.

(H. K. Hüssler.)
 GERSAU, ein schön gelegener Flecken im Bezirk Gersau des Cantons Schwyz, am linken (nördlichen) Ufer des Vierwaldstätter See's, in einem fruchtbaren, von Felsen umgebenen Thale am Fuße des Rigi mit etwa 1400 Einwohnern, welche hauptsächlich von der Viehzucht und der Verfertigung feidener Stoffe leben. Unter den Gebäuden zeichnet sich die neue Kirche und das Rathhaus aus. Ganz in der Nähe ist ein hübscher Wasserfall des Röhrlibaches. Früher bildete der Bezirk Gersau, der eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Stunden bat, einen eigenen unabhängigen Staat, der bloß unter dem Schutze der Cantone Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden stand, mit welchen er 1315 einen Bund schloß, der 1359 erneuert wurde. Der kleine Staat hatte seinen eigenen Amtmann, Rath, hohe und niedere Gerichte. Die höchste Gewalt war in den Händen der Gemeinde, welche jährlich einmal versammelt wurde. In früherer Zeit gehörte der Flecken dem Hause Oesterreich und wurde von diesem dem Edlen von Roß, Bürger zu Luzern, verpfändet und niemals wieder eingelöst. Im J. 1390 verkauften die Edlen von Roß dem Gersauern alle ihre Rechte für 600 Pfund und Kaiser Sigismund bestätigte ihnen 1433 zu Basel alle ihre Privilegien. Im J. 1794 kamen sie unter den Canton Schwyz und diesem schloffen sie sich auch 1818 freiwillig an. (H. E. Hüssler.)

GERSBACH (die), in Baiern, mündet bei der Stadt Pfaffenhofen im Main in die Elm.

(H. E. Hüssler.)

GERSBACH (Anton), geb. am 21. Febr. 1802, war der Sohn eines 1839 gestorbenen Rathsherrn und nachherigen Bürgermeisters zu Säckingen am Rhein. Seine Mutter sorgte mit getaußelter Frömmigkeit und

sanften Gemüthe als thätige Hausfrau und zärtliche Mutter für die Pflege und das Wohl ihrer Kinder; unter zwölf Geschwistern war Anton der jüngste, und daher der besonderte Liebling seiner Eltern. Kränklichkeit hinderte die rasche Entwicklung seiner Geistesfähigkeiten. Entschieden zeigte sich bald seine vorherrschende Neigung zur Tonkunst. Ohne musikalischen Unterricht empfangen zu haben, phantasierte er schon in seinem fünften Jahre auf einem alten Clavier, das er im ältesten Hause fand. Im Sommer 1809 besuchte Gersbach seinen ältesten Bruder Joseph, der als Musiklehrer in einem Erziehungsinstitute für Knaben zu Gottstet im Canton Solothurn angestellt war. Von seinem Bruder ward in ihm der erste Grund zur Ausbildung seines musikalischen Talents gelegt. Nach einem vierteljährigen Aufenthalte in Solothurn spielte er schon mit ziemlicher Fertigkeit nach Noten eine Sonate von Mozart. Nicht sonderlich fördernd war ihm nach seiner Rückkehr ins älteste Haus der Clavierunterricht bei dem Piarer Hempfer. Im Sommer 1812 begab sich Gersbach nach Zürich, wo sein Bruder sich als Musiklehrer niedergelassen hatte, ihn späterhin gänzlich zu sich nahm und sich seine musikalische Ausbildung sehr angelegen sein ließ. Er leitete auch seinen Gymnasialunterricht. Seine Fähigkeiten und sein Fleiß erwarben ihm die Liebe seiner Lehrer. Er machte so rasche Fortschritte, daß er bald die Pensia von geringeren Schülern beaufsichtigen konnte. Vorherrschend blieb in ihm jedoch die Liebe zur Musik. Seit 1815 sang er in den kleineren und größern Sängereinen, die unter Nögeli's Leitung standen. In den Pausen spielte Gersbach gewöhnlich auf dem Flügel, phantasierte lebhaft meißend. Einem solchen Concerte wohnte einst Zeller aus Berlin bei. „Der Kleine schlägt wieder darauf los!“ sagte Zeller zu Nögeli. Dieses Wort aus solchem Munde war für Gersbach ein Antrieß zu verdoppeltem Fleiße. Das Jahr 1816 trennte ihn von seinem Bruder, der als Musiklehrer an einem Erziehungsinstitute nach Würzburg gegangen war. Er sah für diese Trennung sank Gersbach in dem Umgange mit der vielfältig gebildeten Familie des nachherigen Bürgermeisters Melchior Hitzel. Bis 1821 setzte Gersbach sein wissenschaftliches Studium in Zürich fort. Mit vorzüglichem Eifer betrieb er die alten Sprachen, daneben Mathematik, Logik, Rhetorik und Alterthumskunde. Zu Anfange des Januar 1821 kam sein Bruder, um ihn nach Nürnberg abzuholen, wo er in dem Dittmar'schen Knabninstitute als Musiklehrer angestellt war. Schnur wider ihm der Abschied von Zürich, wo er eine zureichende Heimath gefunden hatte. Die Jahre 1821 und 1822 verlebte Gersbach in Nürnberg

1) Er kam zu Karlsruhe am 3. Dec. 1830 als zweiter Lehrer an dem dortigen Schulzeiseminar. Auch durch die Wohlthat Christi zeichneten sich bei von ihm componirten 120 Lieder aus, die er in zwei Sammlungen: „Bänkerrögen“ und „Eingebungen“ herausgegeben hatte. Ein von ihm entworfenes System der Tonkunst unter dem Titel einer „Harmonielehre“ unterbrach sein Tod. Vergl. über ihn die Allgem. Schulzeitung, 1831. 1. Bd. Nr. 8. Den neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. VIII. 2. Th. S. 530 fg.

Stelle gar nicht gewachsen zu sein, was ihm manchen Kummer machte. Zu großer Verabingung geriet ihm jedoch die Heusungen allgemeiner Zufriedenheit mit seiner Wirkfamkeit in dem Schullehrerseminar. Bescheidenheit war ein Grundzug seines Charakters. Seinen Zöglingen gab er immer, sowohl für die Orgel, als für das Clavier, nur gebiegene Stücke, und weckte so auf praktischem Wege die Empfanglichkeit für das wahre Schöne. Die Verbesserung des Gesanges in dem Seminar ließ er sich sehr angelegen sein. Durch Klarheit und Festigkeit seiner Vorträge suchte er jedem seiner Zöglinge verständlich zu werden. Er war einer der tüchtigsten Musiklehrer. In Musikstunden beschäftigte ihn die Ausarbeitung und theilweise Herausgabe der hinterlassenen Schriften seines Bruders. Zuerst erschien dessen „Eingehule“ (Karlsruhe 1833), hierauf die „Musikalische Rechenlehre oder Elementararithmetik“, und 1843 ein Auszug aus diesem Werke unter dem Titel: „Die musikalische Aethetik.“ Das Hauptwerk jedoch, mit welchem sich beide Brüder gemeinschaftlich beschäftigten hatten, „Die Elementar-Harmonielehre“, blieb ungedruckt, obwohl es im Manuscript beinahe vollendet war. Außerdem bearbeitete Gersbach zwei Choralbücher für Männerstimmen, zunächst zum Seminargebrauche bestimmt. Bei dem neuen badenischen Choralbuche übernahm er die Redaction. Späterhin besorgte er, von dem Oberstudienrathe in Baden dazu beauftragt, gemeinschaftlich mit dem Professor Maurer eine Liedersammlung für die gesammten Classen der Gelehrtenschulen. Auch in allen Gymnasien und Pöeren Badens wurde diese Sammlung späterhin eingeführt.

Von eigenen Compositionen ließ Gersbach nur wenig drucken. Seine Bescheidenheit hielt ihn davon ab. Er schrieb Variationen für das Clavier; ein Heft Uebungsstücke für das Clavier in Form von Walzern; ein „Herr Gott dich loben wir,“ nach Klopstock für Männerchor; sechs vierstimmige Lieder (beim Abschiede aus Zürich), 25 zweistimmige Kinderlieder u. a. m. Mehrere seiner Lieder und Chöre wurden in einzelnen Sammlungen abgedruckt. In seinem Nachlasse befand sich noch eine Anzahl einstimmiger Lieder und Motetten für Männerchor. Mit wenigen, aber charakteristischen Zügen traf Gersbach in seinen Compositionen fast immer das Rechte, Wahre und Bedeutsame. In zarter Weise wußte er Text und Melodie mit einander zu verbinden. Der Einspruch seines Lehrers Rägeli zeigte sich besonders in der richtigen Declamation, die er nicht hoch genug stellen konnte. Für heilige Worte wählte er eine ernste, erhabene Melodie in wenigen Accorden. Auch aus seinen musikalischen Werken strahlte das zarte, fromme Gemüth und die Freundslichkeit wieder, die ihm im Leben eigen war. Am meisten verbreitet in den meisten Schulen Deutschlands wurden seine Kinderlieder. Von 1841 an leitete Gersbach den Verein für erste Orchestermusik. Bekannte wurde er dadurch besonders mit den Compositionen Palestrina's, Orlando di Lasso's, Galdara's u. a. großer Meister der alten italienischen Schule. Nicht diesen waren es vorzüglich Händel und Bach, und aus

der neuen Zeit Mendelssohn, deren Werke unter seiner Leitung einfloß und aufgeführt wurden.

Ungeachtet seiner zarten Constitution hatte sich Gersbach den größten Theil seines Lebens einer fast ununterbrochenen Gesundheit erfreut. Im Oßern 1844 ergriff ihn ein hartnäckiges Ueberschleiden. Seit dieser Zeit kränkelte er fast fortwährend. Er setzte indessen seinen Unterricht, oft unter heftigen Schmerzen, bis zum Herbst 1847 fort. Oft ließ er sich in das Seminar fahren, oder auch die Zöglinge auf sein Zimmer kommen. In so trüber Zeit war es seine Religiosität, die ihn tröstete und ihm mitunter sogar eine frohe Stimmung gab. Zu einem Freunde sprach er einst: „Mein Körper ist krank, matt und elend, aber der Geist möchte sich fort über Berge schwingen. Ich bin freudig und froh. Das macht,“ fuhr er fort, auf das neue Testament deutend, „das macht dich Gotteswort, dessen befehlende Kraft und Wahrheit ich immer mehr erkenne.“

Mit Schmerz sahen indessen seine Freunde, daß seine Kräfte immer mehr schwanden. Sein Ende erfolgte am 17. Aug. 1848 im 45. Lebensjahre. Er entschlummerte sanft, so herbe Schmerzen er auch in den letzten Wochen seines Krankenlagers erduldet hatte. Er hinterließ eine kinderlose Witwe, Wilhelmine Rosenbus, mit der er sich 1832 in Karlsruhe vermaählt hatte.

Seine Liebe zur Tonkunst war bis an das Ende seines Lebens unverändert geblieben, wenn er auch in den letzten Jahren weniger öffentlich spielte. Vorherwöchentliche Sonaten von ihm zu hören, war ein hoher Genuß. Die neuere Musik behagte ihm weniger. Er pflegte zu sagen: „Hummel und Moscheles wären für ihn die Grenze; was noch weiter ginge, sei meist vom Uebel.“ Gleichwohl war Gersbach nicht unbillig in der Beurtheilung moderner Componisten. Was sie Gutes hatten, erkannte er gern an. Sehr hoch stellte er Mendelssohn's Compositionen, namentlich dessen „Lieder ohne Worte“, und vor Allem seine Oratorien und Psalmen. Bis zur letzten Zeit seines Lebens hatte Gersbach in seinem Hause regelmäßig Singabende. Wenn er mitspielte, wählte er gewöhnlich Duo's und Trio's von Mozart und Beethoven; doch kamen auch Compositionen von Hummel, Onslow und Mendelssohn zum Vortrage. Oft erinnerte er sich an seinen Bruder Joseph, dem er, nach seinen eigenen Ausprägungen, seine musikalische Ausbildung hauptsächlich verdankte. (Heinrich Döring.)

GERSDORFF (Gerstorff, Giersdorff, Gersdardsdorff, Kersdorff), die Geschichte hat nicht die Namen derjenigen aufbewahrt, die aus dem Geschlechte der Gersdorffe nach der Lausitz zogen und dort ihr Geschlecht bis auf die jetzige Zeit fortpflanzten, oder in Oesterreich und in Baiern Güter erwarben und besondere Linien stifteten. Waren sie Erbauer der vielen Dörfer in der Lausitz, welche den Namen Gersdorff führen, so der Dörfer Gersdorff bei Barnbrunn und an der

*) Beigl. E. Henrichs's Ueberset., ein musikalisches Wörterbuch für Deutschland. 1840. Nr. 14. Den Namen Gersdorff der Deutschen. Jahrg. XXVI. S. 347 ff.

Lieba in Schlesien, von Gersdorff bei Wien? Mehrere von diesen Dörfern waren bis zu den Jahren 1484 und 1501 im Besitze dieses Geschlechts. Die Stadt Kirchbain in der Lausitz, früher wendisch Jarina, teuffsch Gersdorff, genannt, wurde vom Markgrafen Gero erbaut, kam später in den Besitz der Gersdorffe, die das umweit davon liegende Schloß und Amt Dobrilugk besaßen; der Letzte dieser Linie liegt in der Kirche, wie sein Epitaphium beweist, begraben. So soll das Städtchen Daruth eine der ältesten Besetzungen der Gersdorffe gewesen sein. Diejenigen aus diesem Geschlechte, die im 11. Jahrh. in Baiern sich ansäßig machten, nahmen später den Namen von ihrem Schlosse Parsberg an; auch die, welche das Dorf Körbitz bei Meissen im 14. Jahrh. besaßen, nannten sich davon, doch theilten diese beiden Geschlechter, eingedenk ihrer Abstammung, das Geschlechtswappen bei; sie sind beide erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts erloschen.

Die Geschichte dieses weit verzweigten, mit vielen ansehnlichen Gütern in der Lausitz, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Dänemark, Friesland und andern Ländern begabten Geschlechts ist mehrmals im 16., 17. und im Anfange des 18. Jahrh. von Genealogen bearbeitet, dabei aber mit so vielen ungründeten Personen der frühern Jahrhunderte vermischt worden, daß man Bedenken tragen muß, dieselben hier ungeprüft anzuführen. Es erwartet daher dieses an ausgezeichneten und berühmten Männern reiche Geschlecht eine auf Umständen gestützte Geschichtsfreudung; deshalb sollen hier nur diejenigen, die es verdienen, angeführt, und mit biographischen Notizen begleitet werden. Zu den problematischen Personen, welche von Gubler in seinen 1580 zu Frankfurt a. d. O. im Drucke erschienenen Nachrichten über die Familien und bei Carpsow, Suwarra, Hoffmann, Sinapius, Bischoffmann, König ic. angeführt werden, kann man folgende rechnen.

Kaspar, der unter Kaiser Heinrich II. 20 Jahre in allen Kriegszügen ein treuer Begleiter des Kaisers gewesen, und im Dome zu Bamberg begraben liegen soll (1004). Abraham, der als ein Einführer von 1000 Pferden genannt wird, welche die schlesischen Herzoge gegen die Polen sandten (1083). Ehrenfried, Großvater des hohen Stifts zu Prag, liegt im Dome beerdigt (1089). Nicolaus auf dem Kreuzzuge gegen die Wenden und Döhetruten unter Aufsehung Walbert's, Erzbischofs von Bremen und aller Fürsten von Sachsen, blieb bei der Belagerung von Demin (1100). Albrecht, von dem Suwarra (epist. aureat.) erzählt, daß er bei dem unglücklichen Verhältnisse zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinem Sohne Heinrich V. durch Rechtschaffenheit und Klugheit die gegenseitige Erbitterung öfters gedämpft und sich so allgemeine Achtung erworben habe. Derselbe erzählt auch von Albrecht von Gersdorff ein seltenes Beispiel von Enthaltsamkeit, was über seine ritterlichen Tugenden gesagt zu werden verdient, und bei ihm nachzulesen ist. Albrecht war auch nach Gubler unter Kaiser Heinrich V. in dem polnischen Kriege berühmt (1019). Wilhelm diente dem Herzoge Boles-

lav III. in Polen 27 Jahre und erhielt von ihm auf einige Zeit die Einkünfte vom Lande Dobslau angränsen; von Gersdorff soll im Dome zu Prag 2000 Frieren zu einem Seelengeräthe für sich, seine Vorfahren und Nachkommen gestiftet haben (1125). Heinrich, einer der neun Hauptleute, die Kaiser Friedrich I. bei seiner Anwesenheit in Breslau über das Fürstenthum Glogau gesetzt haben soll (1170). Peter und Nicolaus blieben in der Fehde zwischen Herzog Hans zu Meibau und mit Herzog Heinrich in Freisladt. Konrad erhielt das Schloß Luppisch in der Lausitz vom Kaiser Friedrich I. zu Lehn. Heinrich zog mit Markgraf Konrad von der Lausitz nach Wien, dieser verlor im Zweikampfe das Leben und ruht dort im Barfüßerkloster; Heinrich von Gersdorff rächte aber seinen Tod und stieß im Kampfe dem Grafen von Adenberg ein Auge aus (1175). Erasmus, Probst zu Raumburg, war mit seinem Bruder Abraham im gelobten Lande (1176). Christoph unterthielt 100 Pferde in eigenem Stalle, und zog im dritten Kreuzzuge mit Kaiser Friedrich I. nach Syrien (1189). Wenzel erschien (1209) unter Kaiser Philipp auf dem großen Turniere zu Prag und gewann den ersten Dank. Wenzel soll ebenfalls in Syrien gewesen sein, besaß Lausitz und Hohen-Gersdorff und ruht mit seiner Frau, Helena von Dohna, in der Domkirche zu Meissen (1222). Abraham war 32 Jahre Statthalter zu Prag (1227). Albrecht, Kammerer des blinden Königs Sobann von Böhmen, auch Aufseher der Münzen und Bergwerke und starb zu Kuttenberg (1230). Ehrenfried war mit Herzog Boleslav in Jerusalem, erbaute das Schloß Schadenwald bei Warffissa und besaß ansehnliche Güter daberum (1233). Ein anderer Albrecht, Hofmeister des frommen Fürstin Hedwig, Gemahlin Herzogs Heinrich's des Bärtigen von Liegnitz, begleitete sie und die Königin von Trebnitz bei dem Einfälle der Mongolen nach Griesen. Er war ebenfalls im gelobten Lande gewesen und liegt im Kloster zu Walsbad begraben (1240). Sein Sohn Wilhelm war Großprobst im Hochstifte Magdeburg, wie auch ein anderer Auserwandler, Nicolaus von Gersdorff Domherr zu Breslau, einer der Mistfister des Klosters Heinrichshau. Diese und noch mehr, hier nicht angeführte Personen des Namens haben die Geschichtschreiber dieses Geschlechts nicht fingirt, aber aus Werken gezogen, die erst kritisch geläutert werden müssen, ehe man ihre Glaubwürdigkeit annehmen kann.

Es ist daher ebenfalls noch nicht ermittelt, wer der erste oder der ersten Gersdorffe gewesen sind, die sich von der Burg Gersdorff bei Lublinsburg nach der Lausitz begaben, die dortigen ansehnlichen Besetzungen, die schon im 12. Jahrh. erwähnt werden, erwarben, und vielleicht die Gründer von den Drischtschen waren, die bis jetzt noch den Namen Gersdorff führen; ein Name, der freilich in allen teuffschen Ländern öfters vorkommt. König in seiner Universalgeschichte (3. Theil S. 398*) fängt die Stammreihe dieses Geschlechts mit Heinrich von Gersdorff zu Lausnitz an, der mit seinen drei Söhnen, Nicolaus, Hans und Christoph sich verbindlich machte, den Landgrafen Friedrich Balphasar und Wilhelm von

Thüringen und Markgrafen von Weissen wider ihre Feinde, fonderlich wider die edlen Reigke, den Erzbischof von Mainz und die Stadt Erfurt „männlichen und furdas kräftlichen im Felde und Jügen“ beizustehen (am 17. März 1374). Auf zwölf Tafeln sind auch verschiedene Linien bei König bis zum Anfange des 18. Jahrh. fortgeführt. Von dieser Zeit bis zum Jahre 1818 ist eine Fortsetzung dieser Stammtafeln im Drucke erschienen, wahrscheinlich von einem Familienmitgliede, aber nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur zum Gebrauche für das Geschlecht bestimmt. Doch entbehren auch sie einer Vollständigkeit, indem sie nur eine Fortsetzung derjenigen Stammtafeln sind, die König anführt. Kaspar von Gersdorff auf dem Schlosse Lanchitz, als dieses (1293) von den Böhmen des Nachts überfallen, gefoltert und angezündet wurde, wurden er und seine schwangere Frau mit weggeführt, Letztere starb in Melnik, wo sie in der Kirche beigesetzt ist. Im 14. Jahrh. Christian von Gersdorff kommt in dem vom Markgrafen Wolfemar I. von Brandenburg zu Magdeburg an Markgraf Friedrich von Weissen ausgeschickten Pandbriefe über Schloß, Stadt und Pflanzung Dresden, als Pfandbesitzer vor (Freitag vor Nix 1317), ein Zeichen des von beiden Fürsten in ihn gesetzten großen Vertrauens. In mehreren Urkunden von dem Markgrafen Johann von Brandenburg 1315 und von dem Herzoge Heinrich zu Sauer tritt er ebenfalls als Zeuge auf. In einem Vergleich zwischen den Städten Zittau und Görlitz erschienen Christian, Konrad und Rufo (Rudolf) von Gersdorff als Zeugen 1350. Letzterer war als Landhofrichter in der Niederlausitz von Kaiser Karl IV. eingesetzt (1352), auch kommt er urkundlich als Landeshauptmann zu Luckau vor (1363). Daß ihm von König Johann von Böhmen die Stadt Kalau mit ihrem Bezirke um 40,000 Schock beuhmischer Groschen verpfändet, und nach 32 Jahren von Kaiser Sigismund wieder eingelöst worden sei, hierrüber ist die Urkunde noch nicht aufgefunden und bleibt daher problematisch. Rudolf liegt zu Luckau begraben; er hinterließ mehre Söhne, unter denen Rudolf und Nicolaus als Inhaber von Kalau, Greifenhagen, Waderich, Bernitz genannt werden. Otto von Gersdorff erscheint als Schlichter in dem Streite zwischen dem Jungfrauenkloster Marienhal und dem Stadtratze zu Zittau wegen des Dorfes Stritz (1368). Sigismund von Gersdorff diente als Feldoberster unter Kaiser Karl IV. und blieb vor Basel 1388. Christoph von Gersdorff wurde von dem nämlichen Kaiser zum Papste nach Rom gesandt. Er besaß Lanchitz, Sehenkirchen, Hermsdorf, Effig und Markersdorf und soll in einem hohen Alter gestorben sein (1396). Abraham von Gersdorff begleitete den Herzog Ludwig II. von Brieg nach Palästina (1395). Heinrich von Gersdorff, Großprobst zu Brandenburg, wird als Vermittler in dem Vergleich zwischen den beiden Stiftern Magdeburg und Brandenburg genannt (1399). Im 15. Jahrh. Johann von Gersdorff zu Kadmietz wird in dem Lehnbriebe vom römischen Könige Wenzel an Wenzel von Dohna (Dohna) erwähnt. (1402). Gregor, Ritter des Schwertordens

in Liefland, wird wegen seiner Tapferkeit in den Kriegen zwischen dem Orden und den Polen mehrmals rühmlich genannt (1410). Im nämlichen Jahre ertheilte der römische König Wenzel den Brüdern Christoph und Nicolaus einen Lehnbrief über Königshain bei Görlitz. Konrad und Christoph von Gersdorff, treusche Ritter, theilten in der berühmten Schlacht bei Tannenberg (14. Juli 1410), wo der Großmeister des Ordens, Ulrich von Jungingen, mit 60,000 Mann theils getödtet, theils gefangen, das Loos der Letzteren. Im Gefolge der Herzoge Ludwig von Brieg und Heinrich von Glogau auf dem Concilium in Gelnitz befanden sich Christoph, Theomas und Johann von Gersdorff, desgleichen Nicolaus und Ruch als Begleiter des Grafen Hermann von Eyll, des Schwiegervaters vom römischen Könige Sigismund. Agnes von Gersdorff kommt vor als Aebstin des Klosters Marienhal (1424). In einem Privilegium vom römischen Kaiser Wenzel für die Stadt Schwiebus wird Wilhelm von Gersdorff als Landeshauptmann zu Schwiebus (Schwibus) erwähnt (1414), eine Stelle, die er noch 1424 besaß.

Gottfried von Gersdorff kam mit seinem Schwager Wenzel von Proskau wegen Erbschaftsauseinandersetzungen beiden Frauen auf das Schloß Wolferstein in Streitz; es kam zur Feinde zwischen ihnen, Gottfried wurde von Heinrich von Proskau auf seiner Burg Schadenwald belagert und mußte wegen Mangels an Lebensmitteln sich ergeben (1425). Andreas von Gersdorff, Doctor beider Rechte in Prag und in Padua, wurde nach der Stiftung der Universität Leipzig zum Rector magnificus erwählt (1525), und war auch ein Mitglied des großen Hartenrollegiums daselbst. Christoph von Gersdorff, treuscher Ordensritter, verteidigte die Stadt Schweidnitz gegen die Hussiten, und schlug sie mit großem Verluste zurück, 1426. Im Hussitenkriege kommen noch einige Gersdorffe als Befehlshaber gegen die Hussiten vor, namentlich Georg, ein treuscher Ordensritter, war vom Könige Sigismund hochgeschätzt; nicht allein wegen seiner Tapferkeit gegen die Hussiten, sondern auch wegen seiner Kenntnisse. Er wurde mehrmals als Gesandter zum König Vladislavus von Böhmen gesandt, die Beilegung des Krieges gegen den treuschen Orden zu bewerkstelligen. Auch war er Anführer der sechs Fahnen im Kreuzherren. Luther von Gersdorff beschlagnahmte die oberlausitzische Landeshauptmannschaft gegen die Hussiten und liesserte ihnen ein Treffen bei Wachendorf in Böhmen; obgleich mit einem großen Verluste, behauptete er das Feld und machte 400 Gefangene, 1431, starb aber an der empfungenen Wunde. Franz von Gersdorff, treuscher Ordensritter, wurde nach Eise von Rutenbergs Lob zu Ordensmeister des Schwertordens 1434 erwählt. Er war der 34. Hoch- und Herrmeister zu Riga, schloß mit dem Könige von Polen einen Separatfrieden zu Bresch 1436; verjagte die Streitigkeiten des Erzbischofs von Riga, Henning von Scharfenberg, und blieb in einem Treffen (1439). Man beschuldigte ihn, daß er den Ordensschatz an den Ordensmeister, Paul von Rosdorf, seinen Verwandten überliefert habe,

um zu verbinden, daß das Bündniß zwischen beiden Orden, wodurch der Schwertorden die freie Wahl eines Oberhauptes dem teutschen Orden abgetreten, nicht aufgelöst werden möge. Im J. 1415 hatte der Pfleger von Hohen-Gersdorff zur Fastnacht einen großen Nummernschanz veranstaltet, einige der eingeladenen Gäste, die ihre Kleider über und über mit Federn geschmückt, waren bei dem Fackeltanz durch Zufall in Brand geraten, wodurch viele der Gäste jämmerlich ihr Leben verloren; gleich dem Könige von Frankreich, der in der Fastnacht das nämliche Schicksal zu Paris erlitt. Helena von Gersdorff, die Tochter des Gastgebers, die ihren Verlobten, einen von Reichenberg retten wollte, ward ein Opfer ihrer treuen Liebe (1445). Rudolf von Gersdorff war vom Könige Ulrich von Ungarn und Böhmen zum Hauptmannen von Glogau ernannt (1440). Bartholomäus von Gersdorff starb als Scholaster des Collegiatsstifts zu Gersglogau (1460). Hans von Gersdorff war Hauptmann zu Görlitz (1419). Walter von Gersdorff war Commhur des Schwertordens, wurde getödtet mit vielen seinen Ordensbrüdern in einer Schlacht gegen den Greibshergog von Litauen (1493). Bernhardt von Gersdorff, Hofbeamter des Kaisers Mar I. Als der Kaiser mit seinem Hofe wegen der Pest von Wien nach Neustadt zog (1497), blieb er allein zurück, sorgte für Lebensmittel in den angstvollen Häusern, die abgeschlossen waren und rettete deren Anwesen vom Hungertode. Er starb 1517 und liegt im St. Stephan begraben. Im 16. Jahrh. Melchior von Gersdorff, war juris utriusque Docteur, er starb zu Breslau 1537, wie sein Epitaphium in der MagdalenaKirche bezeugt; Grueless sagt von ihm in seiner Lithographie: „ist es lobenswerth, so ist es der Adel, der sein Ansehen nicht der Geburt dankt, und gewöhnlich mit Anmaßung und Eitelkeit verbunden ist, sondern von der Tugend seinen Ursprung nimmt und aus freiem Triebe nach edlen Thaten strebt; diesen beß Melchior von Gersdorff und solche Geistesgaben, als Viele zu besitzen wünschen würden.“ Friedrich von Gersdorff, aus Weigsdorf in der Oberlausitz, führte dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dem letzten Hochmeister des teutschen Ordens in Preußen, ein Regiment Reiter im Kriege 1514 zu. Durch die Tapferkeit, die er dabei bewies, fanden sich die preussischen Landknechte bewogen, ihm das Schloß Grieben zu verehren. Er verheiratete sich daselbst mit Sophie von Guldenshirn, wurde zum Landescommissar ernannt und war Stifter der preussischen Linie. Einer seiner Enkel Christoph, ebenfalls kurlandenburgischer Oberflieutenant und Commandant zu Soltau, zeichnete sich im Kriege gegen die Masuren aus (1613). Er war vermählt mit Anna von Kestitz, deren einziger Sohn Jacob diese Linie in Preußen beschloß (1650). — Hans von Gersdorff, Landeshauptmann zu Wohlau, wie sein Bruder Nicolaus zu Klessau, Hauptmann zu Bawen, waren bekannt (1515—1541). Gotthardt von Gersdorff zu Baruth war ein heftiger Widersacher der von Dr. Luther aufgestellten Glaubenslehre; durch einen Briefwechsel mit ihm wurde er nachher ein desto eifriger An-

hänger und Verbreiter der evangelischen Lehre in der Oberlausitz (1520). In der unglücklichen Schlacht bei Mohak blieben mit dem Herzoge Ludwig von Ungarn mehre Gersdorff, darunter Wilhelm, der eine Fahne von 200 Pferden anführte (1529). Unter dem kaiserlichen Heere sollen in der Schlacht vor Pavia 15 aus diesem Geschlechte mitgekämpft haben. Bei der Belagerung von Wien durch die Türken im nämlichen Jahre ward Sigismund von Gersdorff, der seit 1516 Burghauptmann daselbst war, bald im Anfange desselben erschossen, Melchior mit einem Pfeile getödtet, Nicolaus, der mit 200 Reitern bis Stockerau vordrang, mit diesen von Türken umringt und niedergemetzelt; nur Ulrich, unter Wilhelm von Rosenberg's Regiment, Hauptmann, der mehren Ausfällen bewohnt und bei Vertheidigung des Kärlsthorbors sich besonders hervorthat, blieb allein am Leben. In Edenburg wachte sich die kaiserliche Besatzung ritterlich, als aber ihre beiden Anführer, Bernhard von Gersdorff und Wilhelm Dorn auf der Mauer getödtet wurden, verließ sie dieselbe und die Stadt fiel in die Hände der Türken. Heinrich von Gersdorff war Hofmeister der Königin Anna, der Stifterin und Erbauerin des sogenannten Königshospitals in Wien, durch seinen Eifer und seine Thätigkeit wurde diese Anstalt besondert; er starb in Wien 1539 und liegt in St. Michael begraben. — Georg von Gersdorff war Rath bei Kaiser Karl V. Unterammer von Böhmen, Stifter der Linie zu Golditz daselbst. Als königlicher Commissarius verglich er die Ritterschaft des gubrauischen Kreises mit dem Hauptmann zu Glogau, Curt von Wiberstein (1546). Lupacius in seinem historischen Kalender nennt ihn einen Mann, der sich durch Religiosität, Tugend und Gerechtigkeit auszeichnete. — Nicolaus von Gersdorff war in dem Heere des Kaisers Karl V. als Wagenmeister in der Schlacht bei Mühlberg; durch ihn ließ der Kaiser dem Maler Lucas Kranaach, der mit dem Kurfürsten Johann Friedrich gefangen war, ein gelbeses Kästchen zum Geschenke überbringen und ihn zu sich in sein Hauptquartier, zu Pilsnitz bei Wittenberg, bringen. Nicolaus begleitete den Kaiser nach Wittenberg, wo der Kaiser dem alten Lucas die Erlaubniß gab, den Kurfürsten von Sachsen zu begleiten. — Bernhard von Gersdorff wurde mit 39 Edelknechten aus Böhmen gewährt, um den damaligen Statthalter und designirten König von Böhmen, nachmaligen Kaiser Mar II., aus Spanien abzuholen (1551). — Joachim von Gersdorff war kurländischer Geheimrath und Vertrauter des Herzogs Moritz, der ihn bis zu seinem Tode zu den wichtigsten Verrichtungen gebrauchte. So bewirkte er die Ausöhnung zwischen Moritz und dem Erzbischofe von Magdeburg, wurde als Gesandter nach Kopenhagen gesandt, um Anna von Dänemark für ihn zu werben (1547). Auch unterschied er das Testament des Kurfürsten. Nach dessen Tode begab er sich nach Dänemark auf die von seiner Frau ererbtheuten Güter. Zu gleicher Zeit waren mehre seiner Verwandten bei Kurfürst Moritz in hohen Stellen, als Heinrich Hofmeister, der wegen seiner in Böhmen

erworbenen Bergwerkseinkünfte zum Berghauptmann in Annaberg 1553, später zum Dberberghauptmann im Erzgebirge ernannt wurde. Er war der Erste, der das Schmelzen im krummen Ofen einföhre, er hinterließ ein ansehnliches Vermögen und war Befizer von Dröbritz und Ruhland (1557). — Hans Christoph von Gersdorff war Amtshauptmann im Kurkreis. — Ernst von Gersdorff war einer der Kriegsobersten bei Kurfürst Moriz von Sachsen (1552). — Sigismund von Gersdorff, kaiserlicher Landeshauptmann zu Liegnitz, hatte mit dem Herzoge Friedrich III. zu Liegnitz wegen seiner schlechten Ausführung viele Verdrießlichkeiten, daher er vom Kaiser den Befehl erhielt, den Herzog gefänglich einzuziehen, was auch am 27. Oct. 1558 vor sich ging; der Herzog Friedrich starb auch in der Gefangenschaft. — Rudolf von Gersdorff und Abraham von Dehna waren als kaiserliche Negusannte auf dem Friedensschlusse zu Ghateau Cambresis zwischen Spanien und Frankreich. Hierin war unter Anderem bestimmt, daß der König Philipp II. von Spanien sich mit Elisabeth von Frankreich vermählen sollte, Herzog von Alba seierte mit ihr in Gegenwart der Gesandten und des Hofes das öffentliche Beilager. Bei den Ritterspielen wurde der junge König Heinrich II., der Bruder der Elisabeth, tödtlich verwundet. Gersdorff und Dehna begleiteten im Namen des Kaisers die junge Königin nach Spanien und kamen erst nach anderthalb Jahren wieder zurück (1559—1561). — Valentin von Gersdorff, zu Gersdorff in Sachsen war königl. böhmischer Landrichter in Zittau und Liebau (1602). — Wilhelm von Gersdorff, einer der Obersten in dem am 7. Sept. 1546 von den Türken eroberten festen Schlosse Sigeth, war zwei Tage vorher im römischen Kampfe geblieben; sein Haupt wurde vom Pascha von Ofen dem Großvezier zugesandt. — Heinrich von Gersdorff war einer von den wenigen Dienern, die Kaiser Karl V. mit nach Spanien nahm, als er sich in das Kloster St. Just zurückzog (1556). Nach dessen bald darauf erfolgtem Tode berichtete er persönlich der Königin Margaretha, Statthalterin zu Brüssel, über die letzten Stunden des Kaisers, ihres Bruders. Er wurde wegen seiner erprobten Treue und Redlichkeit sowohl von ihr als auch vom Erzherzoge Albrecht geschätzt, daher er auch bis an sein Ende mit hohen Aemtern begnadigt in Brüssel blieb. — Sowol Heinrich als Georg von Gersdorff waren Räte des Kaisers Rudolf, Ersterer erschien als Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg 1584 und Letzterer war Kanzler von Niederösterreich und bevollmächtigter Gesandter der evangelischen Stände unter dem Taus (1599). Am Schlusse dieses Jahrhunderts ist noch anzuföhren, daß unter dem Denkmal, welches am 18. Sept. 1623 in Zittau auf dem Landhause bei einer Zusammenkunft der Mitglieder des Gersdorffschen Geschlechtes zum Andenken an eine frühere Zusammenkunft errichtet wurde, sich folgende Aufschrift befindet: „Anno 1573 ist das ganze alte Geschlecht derer von Gersdorff zu Zittau, bei 200 Mannpersonen, jung und alt am Leben befunden, mit 500 Pferden zusammengezogen, um sich ihres

Wappens und Geschlechtspecti zu vergleichen. Dreyfalt allhier durch Anordnung Herrn Sigmund von Gersdorff auf Sehe, der Zeit Hauptmann zu Gölitz, aufgerichtet zu sehen wie vor Zeiten mit streitbaren Händen und ritterlichen Tugenden Schild und Helm, ohne Zusatz erstritten und erworben worden, auch bis dato mit Gotteshilfe über Ehre und Redlichkeit noch Stand gehalten wird. Salvo aliarum familiarum respectu 1623 d. 16. Sept.“ Das Denkmal selbst ist, außer vielen kriegerischen Emblemen, mit mehreren gebarnigten Figuren zu Pferde und zu Fuß geschmückt, und befindet sich am Eingange des Landhauses daselbst.

Im 17. Jahrh. Nicolaus von Gersdorff zu Walschwig, kaiserl. Rath und Landeshauptmann der Grafschaft Glog, genoß bei Kaiser Rudolf großes Zutrauen; ob er gleich der evangelischen Religion angehörte, die jeder damals in den kaiserlichen Staaten abschören mußte, wenn er nicht das Land verlassen wollte, blieb er doch bis an seinen Tod unangesehen in seiner Stellung, wurde sogar später unter Kaiser Mathias zum Dberhauptmanne aller kaiserlichen Dominiats Herrschaften in Böhmen ernannt (1602—1622). — Georg Rudolf von Gersdorff zu Schlämil wurde von den niederländischen Ständen nach Prag zur Königsbraut von Mathias gesandt (1611). — Philipp von Gersdorff, kaiserl. Rath und Kämmerer, befand sich als einer der Commissarien von Kaiser Mathias in Erfurt, um den Jüdischen Erbfolgestreit schlichten zu helfen (1613). — Adolf von Gersdorff auf Köstlich und Gröbisch, kaiserl. Rath und Oberamtsverwalter der Oberlausitz, wurde mit seinem Vetter auf Gutsenhorn und Ruhland Landeshauptmann zu Bauten, vom Herzoge Johann Georg von Jägerndorf daselbst überfallen und mit den andern kaiserlichen Räten als Gefangener nach Zittau geführt (1619), aber bald darauf wieder freigelassen. — Rudolf von Gersdorff auf Weichau, kaiserl. Rath und Landeshauptmann zu Ramslau, wurde von Kaiser Ferdinand III. mit dem Dr. Schönbrenner zum Kurfürsten von Brandenburg gesandt (1629), um Friedensverträge entgegen zu nehmen.

Während des 30jährigen Krieges dienten mehr Gersdorffe im kaiserlichen, wie auch viele andere im schwedischen Heere. Im ersten der Dberst Nicolaus von Gersdorff vertheilte Prag bei Weißen gegen den schwedischen General Torckensen, und ergab sich erst, nachdem der Ort mit glühenden Kugeln beschossen und bis auf 20 Häuser abgebrannt war (1644). Ebenso werden Heinrich, Hans, Abraham, Kaspar und Christoph als Dbersten in diesem Kriege erwähnt. Nicolaus von Gersdorff aus Walschwig war Unterfämmerer des Königsreichs Böhmen und Oberlandföhreder (1638), dessen Sohn Georg war kaiserl. Statthalter von Böhmen. — Maximilian Ferdinand, kaiserl. Rath und Antwerpener des Fürstentums Glogau; er wird gerühmt wegen seines wohlthätigen und beharrlichen Wirkens gegen die Religionsunterdrückungen der Evangelischen (1664). — Georg Rudolf auf Weichau (geb. 1629, gest. 1696) wurde vom Kaiser Leopold I. in den Frei-

herrenstand erhoben (1658), war kaiserl. Rath, Landeshauptmann im Fürstenthume Glogau, Assessor des Ranngerichts in Breslau und Landesältester des freistädter Kreises. Vom Kaiser wurde er mit dem Herzoge Silvius von Delb und dem Burggrafen von Dohna zu Commissarien auf den schleßischen Fürstentag in Breslau erwählt (1678). Von Elisabeth von Rostk hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft von zwölf Söhnen und sechs Töchtern; wie es aber dann gewöhnlich der Fall ist, haben nur wenige sich davon verheirathet. Nur zwei Söhne Rudolf II., Stifter der dänischen Linie, und Ehrenreich zu Drenßan haben ihre Linien fortgesetzt.

Die hier angeführten Gersdorffe wurden, ob sie gleich sich zu der evangelischen Religion bekanneten, in kaiserlichen Diensten zu mehreren wichtigen Geschäften verwandt, und wenn auch ein Theil ihrer Güter in Böhmen der Senkstation unterlag, namentlich die Herrschaft Zeugen und Schwirlitz nach damaligem Werthe 300,000 Schock böhmische Groschen taxirt, so blieben ihnen doch in Böhmen noch die Herrschaften Goltz, Ghemniz, Neubaus u., die später erst verkauft wurden. Erst nach dem Jährigen Kriege, wo die großen und ansehnlichen Besigungen dieses Geschlechtes größtentheils veräußert und vererbt waren, suchten viele Gersdorffe sich in andern Ländern Einkommen, Ehrenstellen und Güter zu erwerben und pflanzten daselbst ihr Geschlecht fort. In Dänemark, namentlich in Seeland, Jütland, Holslein und Schleswig, wurden, wahrscheinlich veranlaßt durch die im vorigen Jahrhunderte von Joachim von Gersdorff daselbst begründete Linie, vier Linien, jede von einem andern Gersdorff, zu verschiedenen Zeiten gestiftet; wo von eine noch bis jetzt daselbst und in Rußland blüht. So auch wandte sich Stephan von Gersdorff nach Polen, erhielt das Inbigenat vom Könige Blaslaus IV., wurde Senator und Kastellan, besaß Güter im roganischen Kreise und war Urheber einer Linie daselbst, die ihren Geschlechtsnamen in Gersdowosky verwandelte, um ihn für die Polen mündrecht zu machen. Sein Sohn Georg von Gersdorff, Kastellan zu Brzgodow, hatte sich auf seinen Reisen viele Erfahrungen erworben, zeichnete sich als General in den russischen Kriegen aus, und hinterließ von Maria von Sternfels zwei Söhne, Bogislaus und Blaslaus. — Stephan II. und Georg Gersdowosky unterschrieben als Senatoren die Wahl von Johann Casimir zum Könige von Polen (1648); mit ihnen scheint diese Linie erloschen zu sein, da der Name nicht mehr vorkommt. Durch die Annahme der evangelischen Religion wurde den Gersdorffen der kaiserliche Civildienst verschlossen, sie traten daher größtentheils in kurfürstliche und kurbrandenburgische Dienste, und haben hier bis auf die jetzigen Zeiten sowohl in Civil als Militair hohe Stellen erlangt. — Johann Kaspar von Gersdorff zu Schwarzau war kurbrandenburgischer Geheimrath, Hofmarschall und Verweser des Fürstenthums Gressen (1648). — Peter von Gersdorff war Herzog. säch. weimarischer Geheimrath und Hofmarschall aus der Linie zu Dornitz. Da er unver-

heirathet war, so nahm er seinen Neffen, Heinrich von Gersdorff, an Kindesstatt an. Dieser kaufte sich in Thüringen an und wurde Vater von vier Söhnen, von denen Georg Rudolf als kurbrandenburgischer Oberstlieutenant vor Kaiserwerth blieb. — Heinrich Günther war königl. poln. Oberstlieutenant. — Peter Heinrich verlor sein Leben als kaiserlicher Hauptmann bei Ofen (1684). — Moriz Baltsasar war kurbrandenburgischer Oberstlieutenant in der Schlacht von Warschau (1655) und machte die Feldzüge gegen die Schweden, Dänen und Franzosen mit, namentlich bei Breisach und Straßburg (1673) und blieb am Rheine (1679). — Sein Bruder Hans Abraham war kurfürstlicher Geheimrath, Kammerherr, Generalmajor und Amtshauptmann zu Zergau, Dschib und Ruffsch (gest. 1690). — Abraham von Gersdorff zu Rückenheim, königl. polnischer und kurfürst. Geheimrath und Amtshauptmann zu Götting, war Ministerresident in Haag und 1698 Gesandter in London, wo er 1719 starb. — David Gottlieb von Gersdorff auf Schulzendorf und Schmetschitz, königl. preussischer Generalleutnant, Gouverneur von Spandau, Oberst eines Regiments zu Fuß, Ritter des schwarzen Adlerordens und Amtshauptmann zu Jünna, war ein Sohn von Heinrich von Gersdorff, aus der thüringischen Linie zu Breitungen (geb. 1658). Er trat in seinem 23. Jahre in kurbrandenburgische Kriegsdienste bei der Fußgarde, wurde 1707 Oberst derselben und zwei Jahre darauf Generalmajor. Bei der Belagerung von Stralsund durch die Preußen und Dänen machte er sich dadurch rühmlich bekannt, daß er den am 18. Dec. 1715 von Karl XII. an der Spitze von 1800 Mann unternommen Ausfall auf das von den Allirten früher schon eroberte Hornwerk zurückschlug. Die Dänen, die in der Schanze durch eine Kriegsstück geräthet waren und zu weichen begannen, unterstützte Gersdorff so schnell mit der zur Aufwerfung von Schanzen verwandten Reserve, daß der König von Schweden mit einem beträchtlichen Verluste in die Festung zurückkehrte. In den Feldzügen am Rheine und in Italien, wo Gersdorff eine preussische Brigade commandirte, zeichnete er sich ebenfalls aus, er wurde 1719 Generalleutnant und erhielt später den schwarzen Adlerorden. Er starb schon in seinem 45. Jahre (1732) und hinterließ von Margaretha Elisabeth, einer Tochter des königl. preussischen Staatsministers von Rheg, einen Sohn, der vor ihm als Volontair bei der kaiserlichen Armee in Sicilien erschoßen wurde, und eine Tochter, die Gemahlin des königl. preussischen Staatsministers von Bireck, Erbin seiner erworbenen Rittergüter Schulzendorf und Schmetschitz. — Rudolf Christian von Gersdorff, kurl. officirischer Hofrath, starb als Gesandter am kaiserlichen Hofe in Wien (1742). — Christian Gottlieb von Gersdorff auf Doppach, königl. polnischer und kurfürstlicher Oberrechnungsrath, heirathete 1688 Maria Elisabeth, Pfalzgräfin von Zweibrücken, Domfräulein zu Herford. Nach seinem Tode trat sie mit ihrer Tochter Aurora zur katholischen Religion über (4. März 1700) und ging ins Kloster Maribon.

Im 18. Jahrh. Karl Fritz von Gersdorff auf Messersdorf (geb. 1688), Oberst eines königl. preussischen Dragonerregiments, blieb in der Schlacht bei Pleschew (1702). — Wolfgang von Gersdorff, königl. polnisch und kurländischer Generalleutnant, Inspecteur der Cavalerie (gest. 1749). — Karl Gottlob von Gersdorff, kurländischer Conferenzminister (1733). — Christoph Ernst, kurländischer Geheimrath und Amtshauptmann zu Senftenberg. — Graunus Leopold, kurländischer Geheimrath, Kanjler und Oberhofmeister zu Leipzig (1740). — Wigan Gottlob, kurländischer Oberstleutnant, blieb am 4. Juli in der Schlacht bei Hohenfriedberg (1740). — Ehrenreich Gottlob von Gersdorff zu Weichau (geb. 1699) hatte das Glück als kaiserlicher Hauptmann in den Feldzügen gegen die Türken einen Pascha zu tödten und einen Köschewitz zu erbeuten, nahm nach Endigung desselben seinen Abschied 1719, und starb 1743. — Dietrich Gerhard von Gersdorff auf Greditz war kurländischer Oberstleutnant bei den Dragonern (1743). — Otto Ernst von Gersdorff war königl. preussischer Generalmajor und Chef eines Husarenregiments. Als kurländischer Euirassierleutnant verließ er diesen Dienst 1741, und trat in ein neu errichtetes preussisches Husarenregiment, worin er innerhalb zehn Jahren zum Major emporstieg, 1758 wurde er Oberst des Sächsischen Husarenregiments und im folgenden Jahre vom Könige zum Generalmajor ernannt. In den Gefechten bei Rippin und Preßburg zeichnete er sich vortheilhaft aus, bei Landshut trennte er sich am 30. Mai 1760 vom Fouquet'schen Corps und schlug sich mit seinem Dragoner- und einem Infanterieregimente glücklich bis Breslau durch. Bei Waren traf ihn das Unglück, mit dem hiesigen Corps gefangen zu werden, verurtheilt er durch ein Kriegsgericht seinen Abschied erhielt. — Abraham Gottlob auf Weichau starb als kaiserlicher Feldmarschallleutnant 1773, sein Bruder, Christoph Leopold, starb als heiliger Oberhofmeister und Ritter des goldenen Löwenordens 1777. — Karl August von Gersdorff zu Messersdorf (geb. 1706, gest. 1787) war kurländischer General der Infanterie, Chef des Jägercorps, Kriegsminister und Staatssecretair. Er war ein in allen Wissenschaften bewandeter Mann, der sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht hat, namentlich durch ein verzuügliches Werk: „Ueber den Handel und die Abgaben.“ das 1776 zu Leipzig in 2. Auflage erschien. — Maximilian Ernst, kurländischer Generalmajor und Chef eines Chevaulegersregiments, starb 1790. — Heinrich, kurländischer Generalleutnant und Inspecteur der Cavalerie, befehligte im französischen Revolutionskriege die kurländischen Truppen (1793). — Johann Rudolf von Gersdorff auf Kallitz, nahm als königl. p. Hauptmann seinen Abschied, trat 1776 in kais. österreichische Dienste, wo er wegen seiner dergemäßen Kenntniß die Stelle eines Oberaussehers der Salzbergwerke zu Wieselau erhielt. Von seinen Kindern ist Johann Rudolf von Gersdorff, f. k. wirklicher Hofrath des montanistischen Departements in Wien, hat Besichtigungen in Steiermark, und pflanzt seine Linie daselbst fort.

Im 19. Jahrh. Adolf Traugott¹⁾ zu Messersdorf (geb. 1744, gest. 1807) widmete sich von Jugend auf den Wissenschaften, denen er auch bis an sein Lebensende huldigte. Er hat sich durch die Gründung der lausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz (1779), durch zahlreiche Forschungen im Gebiete der Geographie und Naturgeschichte, auch durch die Stiftung einer Erziehungsaufsicht zu Görlitz, ein ruhmvolles bleibendes Andenken gesichert. Da seine Ehe mit Maroline von Rögner kinderlos blieb, so erlosch diese Linie; die ansehnliche Herrschaft Messersdorf besaßen jetzt die Grafen von Scher-Loß. — Heinrich Ferdinand von Gersdorff auf Guben, königl. preuss. Oberstleutnant, Director der Kriegsschule in Breslau, starb daselbst 1813. — Friedrich August von Gersdorff, königl. sächs. Regierungspräsident zu Rudolstadt (gest. 1838). — Karl Friedrich Wilhelm von Gersdorff auf Neudorf, königl. sächs. Generalleutnant. — Ernst August von Gersdorff, großherzogl. sächs.-weimar. Geheimrath, Staatsminister und Kammerpräsident, unterzeichnete den 1. Juni 1815 den zwischen Sachsen-Weimar und der Krone Preußen abgeschlossenen Tractat, und nahm 1818 seinen Abschied²⁾. Er und sein Bruder, Heinrich August, großherzogl. sächs. geheimer Regierungsrath und der Rechte Doctor, haben Nachkommenschaft erzieht. Auch einige Frauen aus diesem Geschlechte haben sich durch ihre moralischen Vorzüge und wissenschaftliche Bildung so berühmt und verdient gemacht, daß sie mit Recht auch hier genannt zu werden verdienen. Henriette Katharina³⁾ von Gersdorff, geborene Frein von Frisen, lebte mit Nicolaus von Gersdorff zu Baruth, Landvoigt in der Oberlausitz, in einer 31jährigen glücklichen Ehe, und war eine wahre Mutter der Armen; unzählige Mädchen, Mütter und Witwen wurden von ihr unterhalten, verheirathet oder in Eiste untergebracht. Sie trug durch bedeutende Geldbeiträge viel zum Entstehen des hiesigen Waisenhauses bei. Desgleichen half sie bei Gründung des Frauentistitz zu Altenburg, namentlich übernahm sie die Kosten des inneren Ausbaues, und legte ein beträchtliches Capital für vier Stiefelpläge, Erbgräbern für das Gersdorff'sche Geschlecht. Um die Bibel in der Uebersetzung lesen zu können, lernte sie hebräisch und griechisch, war Verfasserin geistlicher Lieder, die zwei Jahre nach ihrem Tode in Halle herauskamen, 1729, von welchen mehrere in verschiedene Gesangbücher aufgenommen worden sind, so unter andern in das berliner Gesangbuch das Lied Nr. 45: „Gott sorgt für uns, was will ich sorgen u.“ Einer ihrer Enkel war Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, Bischof der wärischen Brüder in Herrnhut, mit dem sie fortwährend in Briefwechsel stand. Sie starb 1727 auf ihrer Besorgung zu Großhennersdorf, 77 Jahre alt, allgemein verehrt, mit Hinterlassung von zweien Söhnen und vier Töchtern. Von

1) „Ueber ihn folgt weiter unten ein Specialartikel.“ Redact.
2) „Ueber Karl Friedrich von Gersdorff, Wilhelm und Ernst August von Gersdorff folgen unten Specialartikel.“ Red.
3) „Ueber sie folgt unten ein Specialartikel.“ Red.

diesen war Charlotte Justine (geb. 1682) die Gemahlin des kurländ. Geheimraths Grafen von Zinzendorf. Sie war das Ebenbild ihrer Mutter, verstand außer den europäischen Sprachen griechisch und lateinisch und war in der Poesie und der Theologie nicht minder erfahren. Ihr Sohn war der vorhergenannte Graf Nicolaus Ludwig, Bischof der meißnischen Brüder, der aus Hochachtung zu seiner Großmutter, die seinen Religionsideen nicht gänzlich Raum gab, nicht eher als nach ihrem Tode diese Würde annahm. Nach dem Tode ihres ersten Mannes heirathete sie 1704 den königl. preuss. Feldmarschall Gneomar von Plagem. Die Liebe zur Wohltätigkeit war ihr angeboren, daher sie wie ihre Mutter den schönsten Gebrauch von ihrem ansehnlichem Vermögen machte, bis sie 1730 starb. In ähnlichem Verhältnisse stand Philippine von Gersdorff aus dem Hause Drenkau, die unverheirathet blieb, um ungehindert den Wissenschaften zu leben; auch sie war mit den alten Sprachen bekannt, deren Werke sie im Originale las, ebenso war ihr die Neigung zu theologischen Wissenschaften angeboren. Ein Gelehrter, der nach Götting kam, unterließ nicht leicht, sie zu besuchen. Sie starb daselbst 1798. — Wilhelmine *) von Gersdorff, verheirathet mit dem königl. sächs. Kammerherrn Friedrich August von Gersdorff zu Dreden, verfaßte etliche 30 Jahre hindurch viele schönwissenschaftliche Schriften, die ein zahlreiches Publikum fanden.

Wenn auch gleich sehr viele Linien dieses Geschlechts ausgefloren und daher ein großer Theil der ansehnlichen Besitztungen an weibliche Descendenten gekommen oder veräußert sind, so existiren sie jetzt noch immer zehn bis zwölf Linien. So in der Oberlausitz unter andern die Linien zu Altseibenberg, Baudewitz, Birgk, Drenkau, Zankowitz, Jacobstücken und Rudenhausen; in der Neumark zu Rey, in Niederösterreich zu R., in Schlesien zu Großen-Rodsee u. Die Genealogie der drei dänischen und der drei gräflichen Linien verdient wegen ihrer Mitglieder, die größtentheils geschichtlich merkwürdig sind, eine besondere Ausführung.

1) Die ausgeflorenen Linien in Seeland und Jütland.

Kaspar Christoph von Gersdorff, aus der Lausitz, kam zu Ende des 16. Jahrh. nach Dänemark, verheirathete sich mit Alfa Rund, erhielt das Indigenat, erwarb das Rittergut Sabygaard und später Lundsbyhøll. Aus dieser Ehe wurde Joachim 1611 geboren (f. w. u.), der mit Edelgarde Putsfeld zehn Kinder erzeugte. Von seinen Söhnen war Christian königl. dänischer Hofmarschall; Kaspar Christoph starb zu Paris, Feintich, königl. dän. Rittmeister der Leibgarde, blieb bei Lund in Schweden und Friedrich, königl. dän. Geheimrath und außerordentlicher Gesandter am englischen Hofe, starb zu London im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Mit diesem erlosch die Linie im männlichen Stamme und die Töchter waren Erbe der Besitztungen.

*) Siehe über sie den Specialartikel Charlotte Eleonore Wilhelmine von Gersdorff. D. Red.
H. Oetp. 1. u. 2. R. Erste Section. LXI.

2) Die ausgeflorenen Linien in Jütland.

Christoph Friedrich von Gersdorff, der Sohn von Nicolaus aus Dedenstschag und Kristina in der Oberlausitz, und Anna Maria von Winkwig, geb. 1616, ging aus Veranlassung seines Vaters, Kaspar Christoph von Gersdorff, nach Dänemark und nahm Kriegsdienste, worin er auch als Oberster 1658 starb. Er verheirathete sich daselbst, kaufte die Güter Seebig, Maringsgaard und Uffegaard und hinterließ einen Sohn, Christich, königl. dän. Generalleutnant, Dannebergstritter, der auch als Geheimrath im Ministerium den Kriegsangelegenheiten vorkam (gest. 1724). Seine Söhne waren: Christian Friedrich (geb. 1639, gest. 1748), königl. dän. Oberstleutnant; er war mit Anna Gräfin von Halen, und Christoph Friedrich, königl. dän. Oberst, mit Meta Kessendorff vermählt. Aus des Letzteren Ehe entsproß ein Sohn, Christian Christoff (geb. 1741), der als königl. dän. Kammerherr und Oberst 1805 starb. Seine einzige Tochter, Gerbarbine Jacobine, mit Heide von Lichtenberg erzeugt, 1779, lebte mit dem königl. dänischen Generalkriegscommissar d'Arträge in kinderloser Ehe; daher der Vater den Enkel von seiner Mutter Bruder, den Kammerherrn Paul Rosenfeld, adoptirte und ihn zum Erben seiner jütlandischen Güter vorordnete, jedoch unter der Bedingung, daß er den Namen Gersdorff führen sollte.

3) Die wühende dänisch-holländische Linie zu Großen-Rodsee, kleine Königshörsen und Warfslöburg in Jütland.

Rudolf, der Sohn von Rudolf zu Widau in Schlesien, der vom Kaiser Leopold I. für sich und seine Nachkommen in den freyherrlichen Stand, 1658, erhoben wurde und Elisabeth von Rostk, ist der Stifter dieser Linie. Er wurde 1700 vom Könige Friedrich IV. von Dänemark zum Staatsrath und Oberhofmeister der Königin Luise, geborenen Herzogin von Mecklenburg, ernannt, später wurde er Stifftsbeschlusshaber von Seeland. Aus seiner Ehe mit Eleonore von Slanbig, aus dem Hause Bauna, wurden ihm drei Söhne geboren, die beiden Älteren, Rudolf und Sigmund, blieben als Hauptleute in dem Kriege gegen Schweden. Nach ihrem Tode vermählte er sich 1709 mit Karen Delgaard, verwitweten von Münchhausen. Im Stifte Røpen in Seeland erwarb er Høsteborn, wogin seine Leide, als er im 69. Jahre in Kopenhagen 1729 starb, geführt wurde. Sein dritter Sohn, Nicolaus (geb. 1688, gest. 1748), war, wie sein Vater, ein Mann von vielen Kenntnissen, die er sich auf Universitäten und Reisen nach England, Frankreich und Italien angeeignet hatte. In der Staatskanzlei nach seiner Zurückkunft angestellt, wurde er bald darauf zum Hofmeister des Kronprinzen und bei dessen Thronbesteigung als König Christian VI. zum Kammerherrn und Geheimrath ernannt; auch erhielt er die Stelle eines Amtmannes zu Husum und Schwabsholt und wurde Beschlusshaber der Provinz Seeland, der sein Vater schon ebenfalls vorgestanden hatte. Der König belohnte ihn ferner für seine von Jugend auf geleisteten

Dienste mit der Freireichschaft Mariälsburg in Nordjütland und seinem reich mit Brillanten besetzten Portrait, was ihm erlaubt wurde, auf der Brust zu tragen, 1733; der König Friedrich V. ertheilte ihm auch den Elephantenorden, 1748. Außer Mariälsburg hatte er in Helsing die Güter Gref-Nordsee und Klein-Königsfoeren und Fahrenstätt in Schleswig erworben. Er starb bald darauf und hinterließ von Luise Freiin von Boineburg, genannt Hohenstein, Tochter des königl. dän. Generalleutenants Friedrich Hermann von Boineburg, genannt Hohenstein, und Judith Auguste von Marschall, drei Söhne und eine Tochter. Der Älteste Christian Rudolf (geb. 1723, gest. 1800), königl. dän. Geheimrath, Amtmann zu Kaloe, Dannebrogsmann, lebte mit Dorothea Deigaarde Rosenkrantz, Hofdame der Königin, in kinderloser Ehe und bekam mit der brüderlichen Erbschaft die Freireichschaft Mariälsburg. Der andere Sohn, Friedrich Karl (geb. 1725), erhielt Fahrenstätt; er starb 1804, als königl. dän. Generalleutnant und lebte mit Karoline von Pauli in kinderloser Ehe. Der jüngste Sohn, Nicolaus Maximilian (geb. 1726, gest. 1842), war königl. dän. General der Infanterie, Gouverneur von Kopenhagen und Ritter des Elephantenordens, er besaß Großen-Nordsee und Klein-Königsfoeren, und war mit Sophie Magdalena Gräfin von Rosenvlo und nach deren Tode mit Wilhelmine Auguste der Tochter des Herzogs Karl von Holsstein-Ploen (1781) verheirathet; sie starb 1789 kinderlos. Von seinen vier Söhnen erster Ehe haben zwei diese Linie weiter fortgesetzt.

Christian Karl Nicolaus (geb. 1770), kaisert. russischer Generalmajor und des St. Georgen, des Vladimirs und des Annenordens zweiter Klasse Ritter. Er war früher königl. dän. Kammerjunker und Gardeleutnant, trat aber bald darauf in kaisert. russische Dienste, um dem Türkentriege beizuwohnen; war daher bei der Eroberung von Otsakow und Ismail, 1788; in Persien bei der Belagerung von Erivan, dann 1795 bei der Einnahme von Warschau, auch bei Jürich unter Suwarow (1799). In der Schlacht bei Preussisch-Eylau wurde er verwundet (1807) und nach diesem Feldzuge zum Gouverneur von Archangel und Chef des ural'schen Regiments ernannt. Im Feldzuge 1812 commandirte er die fünfte Division der russischen Armee. Im J. 1813 befand er sich am Fuße des Kaukasus, um zu Ural am Ural eine Legion für den neuen Feldzug nach Frankreich zu bilden, als ihn der Tod am 11. Juli erzielte. Er war verheirathet mit Anna von Transsilvanien, mit der er drei Söhne erzeugte, wovon zwei in dem Feldzuge 1812 geblieben sind und der dritte, Christian Friedrich Karl (geb. 1795), als kaisert. russ. Oberst der lithauischen Garden in St. Petersburg noch lebt, geschmückt mit den nämlichen Orden, wie sein Vater, die er in den Feldzügen in Frankreich, 1814, und gegen die Türken, 1832, sich erworben hat. Sein Vater hatte vom Könige von Dänemark die Erlaubniß erhalten, 1805 die Herrschaft Mariälsburg zu verkaufen, und errichtete daher aus dem Erlöse ein Fideicommiss,

wovon der älteste Agnat die Einkünfte von 200,000 Thlern. und der zweite die von 50,000 Thlern. Banco genießt. Nach Aussterben der Linie fällt Alles an bestimmte Armenfonds.

Die andern drei Söhne von Nicolaus Maximilian, als Friedrich Heinrich (geb. 1767), königl. dän. Oberstleutnant, mit Philippine von Müller verheirathet, starb unterdzt zu Knebbsburg 1821. — Christian Ludwig (geb. 1774) nahm als königl. dän. Hauptmann seinen Abschied, ehezeitig Augusten Jorwand und privatistirt auf seinem Gute bei Seidelberg; Wilhelm Ludwig, geb. 1777, lebte zu Fahrenstätt im Herzogthume Schleswig.

Die gräflichen Linien zu Baruth, zu Seichau und zu Hermsdorf.

Gottlieb Friedrich, der Sohn von Nicolaus, Reichsfreiherrn von Gersdorff zu Baruth und seiner zweiten Frau, Eva Katharina von Gündert von dem Paule Grottsch, war geb. 1680 und wurde vom Kaiser Leopold 1705 für sich und seine Nachkommen in des heiligen römischen Reichs Grafenstand erhoben. Er war zuerst Reichskammer-Gerichtschaffner in Betslar, wurde dann von Friedrich August König von Polen und Kurfürsten von Sachsen nach Dresden zum wirklichen Geheimrath und Konferenzminister berufen und starb 1751. Er war zwei Mal verheirathet, das erste Mal mit Johanna Elisabeth von Houwald, nach deren Tode aber 1725 mit Eleonora Elisabeth von Zehmen. Aus der ersten Ehe wurde ihm 1713 ein Sohn geboren, Nicolaus Wilibald, der sich durch Talente und wissenschaftliche Kenntnisse auszeichnete; nach dem Tode seines Vaters erhielt er im 38. Jahre seines Alters die nämliche Stelle eines kurfürstlichen Geheimraths und Konferenzministers. Die Tractaten, die er zwischen Sachsen und Rußland abzuschließen hatte, wurden von der Kaiserin Elisabeth mit dem Alexander-Newskiorden belohnt. Aber schon in seinem 52. Jahre wurde er der irdischen Laufbahn entzissen; er hinterließ aus seiner ersten Ehe, mit Johanna Magdalena, der Tochter des Grafen Wolfgang von Beuchlingen kurfürst. Großkanzler, einen Sohn, Friedrich Alexander (geb. 1738), und eine Tochter, Friederike Henriette, vermählt mit dem Grafen Peter von Hohenthal; aus der zweiten Ehe mit Henriette von Penikau, aus dem Hause Wille, ebenfalls einen Sohn, Adolf Nicolaus (1753) und eine Tochter, Moriane Eleonore, vermählt an den Grafen Friedrich Ludwig von Lippe-Weissenberg. Der älteste, Friedrich Alexander, starb als kurfürstlicher Hofmarschall und Großkreuz des St. Michaelisordens 1790 in Wien, und der jüngste, Adolf Nicolaus, Domherr zu Merseburg und kurfürstlicher Kammerherr, starb als bevollmächtigter Minister am spanischen Hofe 1787 zu Madrid. Alle beide waren unverheirathet, daher erlosch mit ihnen diese gräfliche Linie.

Aus der Linie zu Seichau in Schlefien wurde Georg Rudolf, der Sohn von Georg Rudolf, Oberamtmann in Ober- und Niederschlesien, vom Kaiser Leopold 1701 in den böhmischen Grafenstand erhoben. Er war geb. 1634, kaisertlicher Geheimrath und Kammerer,

starb 1680, ohne mit seiner Gemahlin, Maria Francisca Gräfin von Thürheim, vermählten Gräfin von Ketzbach, Kinder erhalten zu haben.

Aus der Linie Hermsdorf wurde Georg Ernst, der Sohn von Ernst Heinrich, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bei dessen Thronbesteigung 1840 in den preussischen Grafenstand erhoben. Er ist 1795 geboren, wurde Wittner von Henriette Amalia von Heßdorf-Hehra (26. Aug. 1826), und von Maria Elisabeth Trisletan-Tiennes, Erbtochter Lord Sayn und Selts, Pairs von Großbritannien. Auch diese starb zugleich mit ihrem zur englischen Pairwürde bestimmten Sohne. Er hat sich im Juni 1842 zum dritten Male vermählt und zwar mit Fräulein Caroline Vannet, Tochter des Lord Hurlingham's, Pairs von England. Aus seiner ersten Ehe leben zwei Töchter, Henriette Friederike und Ida Amgarthe.

Das Wappen: aus einem oben rothen, in der unteren Hälfte aber schwarzen und silbernen Schilde, welche Theile nach den verschiedenen Linien oft auch gewechselt werden. Auf dem Helme liegt ein rother Fürstentum, oben zugespitzt mit Hermelinumschlag, mit drei weißen und drei schwarzen Fahnensternen, die sich zu den Seiten kehren, befestigt. Die freierstehende Linie führt das nämliche Wappen, mit dem Unterschiede, daß der Schild auf der Brust eines doppelten schwarzen Adlers ruht, aus dessen beiden Schnäbeln zwei Lorbeerzweige über dem Helme sich zusammenfügen, worauf die Freiherrenkrone liegt. Die ausgestorbene gräfliche Linie führte das nämliche Wappen mit der Grafenkrone bekrönt, und zwei schwarze Adler zu Schildhaltern. Das Wappen der neuen gräflichen Linien ist dem Stammpapen ganz gleich, nur daß der Schild mit einer Grafenkrone bekrönt ist, worauf der Helm sich befindet, der wieder mit einer Freiherrenkrone geziert, wie aus derselben der oben beschriebene Fürstentum angebracht ist. Das Wappen von Jordan bei Gersdorf, Besitzer des Schlosses gleichen Namens bei Dreßlinburg, führte 1267 einen getheilten Schild, rechts einen edig gegangenen Balken, links mit Schwachen ausgefüllt, gleich dem Wappen derer von Gernebro. (Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.)

GERSDORF (Adolf Traugott von), Herr auf Messersdorf, Rengershausen u. s. in der Oberlausitz, war zu Rengersdorf am 20. März 1744 geboren. Seinem Vater, dem Cavalerie-Oberstwachmeister Karl Ernst von Gersdorf, verdankte er eine sorgfältige Erziehung, durch die sich seine Geistesanlagen früh entwickelten. Den Gymnasialunterricht erhielt er in Görlitz. Später studierte er in Leipzig die Rechte. Ein öffentliches Amt zu bekleiden, harmonierte nicht mit seinem Sinne für Unabhängigkeit. In ländlicher Stille lebte er fast ununterbrochen auf seinem Gute Rengersdorf wissenschaftlichen Studien. Naturgeschichte und Physik hatten für ihn ein besonderes Interesse. In beiden Fächern ließ er auch mehrere Schriften drucken, die für seine Kenntnisse ein rühmliches Zeugnis ablegten. Er betrat die literarische Laufbahn zuerst mit seinem Versuche, die Höhe des Ries-

sengebirges zu bestimmen. (Leipzig 1772.) Durch Anmerkungen erhöhte er den Werth seiner aus dem Französischen übersehten Schrift: Von der Puzzolane und deren nützlichem Gebrauche zu allerhand Arten von Bauanlagen. (Dresden 1784.)). Gleichfalls aus dem Französischen übersehte Gersdorf, mit hinzugefügten Anmerkungen, Bourcitt's Schreiben über zwei Reiten der Herren de Saussure und Beaufort über den Gipfel des Montblanc und über das Eisener des Mont-anvert. (Dresden 1787.) Die von ihm herausgegebenen Verhaltungsregeln bei Gewittern (Görlitz 1788) erlebte 1800 eine zweite Auflage.). Ein angelegentliches Ritz lieferte er in seinen Beobachtungen über die atmosphärische Electricität (Dresden 1802. 4.) u. a. m. Mehrere lehrwerthe Aufsätze empfing von ihm das Wittenberger Wochenblatt: Eintritt der Venus in die Sonne nebst dem Barometerhöhen auf der Tafelsteine bemerkt (a. a. D. 1769. Nr. 25). Die Luftschiffahrt auf der Tafelsteine, und eine dazwischen bemerzte höchst seltene Lufterscheinung (a. a. D. 1769. Nr. 37). Auszug aus den Wetterbeobachtungen des Jahres 1768 (a. a. D. 1769. Nr. 48) u. a. m. In dem ersten bis vierten Stücke der Oberlausitzischen Provinzialblätter (Dressau 1781) lieferte Gersdorf einen Auszug aus seinen 1779 in der Nähe von Görlitz angestellten meteorologischen Beobachtungen. Die zahlreichsten Aufsätze, meistens naturhistorischen und meteorologischen Inhalts empfing von ihm die Lausitzische Monatschrift in den Jahren 1793—1800.). Einige Beiträge lieferte Gersdorf auch zu Fabrici's geographischem Magazin. Bereits 1777 hatte ihm die philosophische Facultät zu Wittenberg die Magisterwürde erteilt. Ein bleibendes Andenken hatte er sich gesichert durch die Stiftung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften im J. 1779.). Er starb am 15. Juni 1807 im 63. Lebensjahre. Milde und Humanität empfahlen seinen Charakter als Mensch. Die Lausitzische Monatschrift vom J. 1804 (II. 379 u. fg.) enthält rührende Beweise seiner Wohlthätigkeit in der Zeit einer furchtbaren Theuerung. Seine Legate und Schenkungen in seinem letzten Willen sprachen ebenfalls für seinen milden Sinn.). (Heinrich Döring.)

GERSDORF (Charlotte Eleonore Wilhelmine von), geboren am 28. October 1768 zu Ober-Wilmannsdorf in der Oberlausitz, war eine Tochter des Freiherrn Kaspar Friedrich von Gersdorf, kurfürstlichen Kriegsraths und Demherrn in Merseburg, aus dessen Ehe mit Christiane Eleonore v. Uedtritz. Die

- 1) Bergl. Wittenberger Wochenblatt, 1772. Nr. 48. Lausitzisches Magazin, 1773. S. 13 fg.
- 2) Bergl. a. a. D. 1764. S. 332.
- 3) Bergl. Selteneres gel. Anzeig. 1708. IV. 1833. Allgem. Literaturzeitung, 1799. Nr. 165. Allgemeine Zeitung, 1799. IV. 315.
- 4) f. das Verzeichniß dieser Aufsätze in Ditt's 4. Reilen der Oberlausitzischen Schriftsteller. I. Bd. S. 454 fg., nebst dem Supplementbande von Schulze S. 115 fg.
- 5) Ueber die Denkmünze, die sie auf ihn prägen ließ, f. die Lausitzische Monatschrift, 1803. I. 364.
- 6) Bergl. Ditt a. a. D. S. 469 fg. Schulz a. a. D. S. 115 fg. Cour's Neues hist. biograph. literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 486. Meusel's Gel. Deutschl. 2. Bd. S. 547 fg. 9. Bd. S. 412 fg.

ländliche Einsamkeit, in der sie ihre Jugend verlebte, war der frühzeitigen Entwicklung geistiger Anlagen nicht günstig. Natürliche Anlagen und Fleiß mußten den Mangel eines gezeigten Unterrichts ersetzen. An der durch mehrere pädagogische Schriften bekannten Frau Henriette von Kunft erhielt sie eine Gouvernante, die ihr Unterricht im Französischen erteilte, besonders aber den Zweck vor Augen hatte, sie für die große Welt zu bilden, in der sie selbst lange gelebt hatte. Einen Theil des Unterrichts seiner Tochter übernahm ihr Vater, der die Sokratische Lehrmethode liebte und ein Freund alles echten Wissens war. Er unterwies sie in der lateinischen Sprache, in der Geschichte und Geographie. Der Gedanke, sie zu einer Schriftstellerin zu bilden, lag ihm völlig fern. Wöchentlich mußte sie ihrem Vater zwei Briefe schreiben, ganz nach ihrer eigenen Erfindung, den einen Brief teutsch, den andern französisch. Diese Stylübung, über die sich dann ihr Vater mit ihr unterrichtete und sie zurechtwies, benutzte sie, ihm ihre Dichtungen und Gesichte zu erzählen. Den Unterricht im Clavier- und Harfenspiele benutzte sie, um den Melodien andere Texte unterzulegen, wodurch sie nach und nach eine Fertigkeit im Rhythmus erlangte. Im Französischen hatte sie so rasche Fortschritte gemacht, daß sie in ihrem zwölften Jahre die vorzüglichsten Schriftsteller Frankreichs gelesen hatte. In ihren literarischen Arbeiten entschied sie sich jedoch ausschließlich für ihre Muttersprache. Der Unterricht im Lateinischen, später auch im Griechischen ward nur als Nebensache behandelt, da ihr Vater wiederholt geäußert: seine Tochter solle keine Gelehrte, sondern nur gebildet werden. In ihrem funfzehnten Jahre sandte ihr Vater einige ihrer schriftstellerischen Versuche an zwei seiner bewährtesten Freunde, den Pastor Dittmann in Lauban und den unter dem Namen Rinzguth der Barde bekannten Dichter Kretschmann in Zittau. Beide fällten ein günstiges Urtheil über jene Produkte, und besonders war es Kretschmann, der durch Rath und Belehrung der jungen Schriftstellerin formwahrer hilfreich zur Seite stand. Durch seine Verwendung geschah es, daß ihre poetischen Erzeugnisse unter dem Titel: „Minna's Gedichte“ (Leipzig 1790) gedruckt wurden. Unter dem Namen eines teutschen Mädchens widmete sie, nach einer Angabe auf dem Titel, Teutschlands Töchtern eine ähnliche Sammlung poetischer Versuche: *Glyceren's Blumenkranz*. (Leipzig 1791—1792. 2 Bde.). Liebe und Leid, oft die mächtige Triebfeder, dem Kampfe mit harten Lebensschicksalen muthig zu begegnen, boten der jungen Schriftstellerin den Stoff zu ihren dichterischen Erzeugnissen. Anonym, wie diese poetischen Versuche, erschien auch ihr erster Roman: die *Familie Walberg* 1), den der Gatte ihrer Freundin, der bekannten Schauspielerin Sophie Albrecht, ohne ihr Wissen zum Druck beför-

derte. Auf dem Titel dieses Werks, das zu Prag 1792 in drei Detachabanden erschien, hatte Albrecht „eine junge Dame in Sachsen“ als Verfasserin genannt. Ihre Anonymität suchte sie lange zu behaupten. Als Eleonore F. unterzeichnete sie sich bei den zahlreichen Gedichten, die sie in das von ihrem väterlichen Freunde, dem Pastor Dittmann zu Lauban in den Jahren 1789—1792 herausgegebene *Lausitzerische Magazin* einrücken ließ. Gegen die harten und unbilligen Urtheile, die aus Reid oder Vorurtheil gegen weibliche Bildung die junge Schriftstellerin trafen, die so beschädem dem Publikum die Früchte ihrer Muselhunden dargeboten hatte, verteidigte sie sich in einer feinen Allegorie, die sie einem „Sträuermädchen von Athen“ in den Mund legte, welches über den zu ihrem Vergnügen angepflanzten und durch die Widrigkeit ihrer Schicksale verheereten Garten trauert 2).

Ihre Jugendjahre hatte die Dichterin meist in dem eine Stunde von ihrem Geburtsorte gelegenen Städtchen Seidenberg verlebt, wohin sich ihre Eltern zurückgezogen hatten. Am 18. September 1792, in ihrem 24. Jahre, vermählte sie sich mit dem königl. sächsischen Kammerjunker und nachherigen Kammerherrn August Gottlieb von Gersdorf, und folgte ihm auf sein bei Reichenbach gelegenes Gut Bieging. Dort nahm sie nach ihres Vaters Tode am 29. Mai 1795 ihre Mutter zu sich, die sie mit kindlicher Liebe bis an ihr Ende pflegte. Nach dem Verlaufe des Gutes Bieging lebte sie mehrere Jahre in Budissin. Im J. 1811 veraufschte sie ihren bisherigen Aufenthaltsort mit Dresden, hauptsächlich wegen der Erziehung ihrer Kinder, von denen fünf starben und nur drei ihr noch übrig blieben. Am tiefsten fühlte sie den Verlust eines Sohnes, der 1810 in seinem funfzehnten Lebensjahre gestorben war. Sie selbst erreichte bei einer fast ununterbrochenen Gesundheit ein hohes Alter. Nach einem sechsunddreißigjährigen Aufenthalte in Dresden beschloß sie dort ihre irdische Laufbahn am 11. Februar 1847 im 79. Lebensjahre.

Als Schriftstellerin hatte sie eine Reihe von Jahren aus rühmlicher Beschidenheit ihren Namen verborgen, und sich auf dem Titel ihrer vielfach geflesenen Romane bald als „Glycer“, bald als „Verfasserin der Familie Walberg“ unterzeichnet. Erst auf dem Titel ihres historischen Romans: „Aurora, Gräfin von Königsmark“ (Dresden 1817) nannte sie ihren wahren Namen. Als Schriftstellerin, besonders im Faße des Romans, blieb sie auch noch in ihrem höhern Alter thätig. Unter ihren zahlreichen Schriften, von denen Russel ein ziemlich vollständiges Verzeichniß geliefert hat 3), verdienen außer den bereits erwähnten mit Auszeichnung genannt zu werden: Die *Kreuzfahrerin*, oder *Ode von Glosstein und Blanka von Heidenfels*. (Weismann 1794.) *Romantische Scenen der Bisthmacht*. (Dresden 1794.) *Mnemose*. (Dschag 1797. 1798. 2 Bde.) *Mnemose* die Zweite, oder *dichterische Erinnerungen*. (Leipzig

1) Bergl. *Lausitzerische Monatschrift*. 1793. Heft 1. S. 193 fg. *Allgem. Deutsche Bibliothek*. 113. Bd. 1. 102. 2) Bergl. *Lausitzerische Monatschrift*. 1793. Heft 1. S. 232 fg. Ein Seitenstück zu dem erwähnten Romane lieferte die Verfasserin später in der „*Familie Rosenkranz*“ (Prag 1818.)

3) s. die Erzählung in dem *Lausitzerischen Magazin*. 1792. Nr. 218. 4) Im *Wel. Deutschland*. 2. Bd. S. 548. 9. Bd. S. 402. 11. Bd. S. 263. 17. Bd. S. 703. 22. Bd. S. 243 fg.

1811). Die Himmelfahrtstage oder die Ahnung. (Weissen 1818. 2 Hfte.) Ladislaus Posthumus, Erzherzog von Oesterreich, König von Ungarn und Böhmen. Ein historisch-romantisches Gemälde. (Leipzig 1818.) Der Eidwalf oder die Ruinen von Oedenburg. (Leipzig 1819. 2 Bde. M. Kupper.) Lebendige Briefe einer Mutter an ihre Töchter. (Leipzig 1820.) Erzählungen. (Leipzig 1820.) Auch von einigen englischen Romanen lieferte sie eine freie Bearbeitung, so unter andern: Die Ritter der rothen Rose, oder Geschichte des Hauses Raneaster. (Weissen 1821. 2 Hfte.) Von der Mrs. A. R. Porter überfetzte sie den Roman: Die Kreuzritter, oder Don Sebastian, König von Portugal. (Leipzig 1822. 2 Hfte.) Zahlreiche Beiträge lieferte sie besonders zu dem von Dittmann herausgegebenen kaufmännischen Magazin, wo sie sich mit dem Namen Eleonore F. unterzeichnete³⁾, in spätern Jahren auch zu der kaufmännischen Monatschrift (1803), zu Wieland's Neuem Deutschem Merkur (1807), zu Bschow's Erhebungen (1815—1820), zu Philipp's literarischem Merkur (1822), zu der Zeitschrift Ceres (Leipzig 1824), zu dem Freimüthigen, der Abendzeitung u. a. Journalen).

(Heinrich Göring.)

GERSDORF (Ernst Christian August von), war am 24. November 1781 zu Herrnhut geboren. In früher Kindheit entriß ihm der Tod seine Eltern. Durch den Unterricht, den er in den Erziehungsanstalten der Brüdergemeinde zu Nießky und Barbz empfing, legte er den Grund zu seiner classischen Bildung. Das Studium der Rechte, 1801 in Leipzig begonnen, setzte er später zu Wittenberg fort. Nach seiner Theilnahme an einem Zwirkampfe wurde er mit dem consilium abeundi bestraft. Die militärische Laufbahn, die er 1803 als Lieutenant in der damaligen sächsischen Garde du Corps betreten hatte, verließ er bald. Mit mannichfachen Studien beschäftigt, lebte er einige Jahre theils auf seinem Gute Alt-Seidenberg, theils in Herrnhut, theils bei einem Schwager in Gurland. Durch Empfehlungen der Brüdergemeinde kam er 1807 nach Eisenach in das Haus des Kanzlers von Damitz, mit dessen Tochter er sich bald nachher verlobte; durch seinen Schwiegervater wurde ihm der Weg in den weimarischen Staatsdienst eröffnet. Zu Ende des Jahres 1807 ward er in Eisenach als Assessor, und bald nachher als Rath bei dem Regierungscollegium und der Landespolizeidirection angestellt. Von seinen Kenntnissen, seiner Entschlossenheit und Umsicht gab er vielfache Beweise, so daß der Herzog

Karl August sich dadurch veranlaßt fand, ihn 1810 als Geh. Kassenrath nach Weimar zu rufen. Mit dieser Stellung vereinigte er bald nachher die eines Vicepräsidenten des Landtschafts- und eines Präsidenten des Kammercollegiums.

Das Jahr 1814 führte ihn auf das diplomatische Feld. Als Bevollmächtigter des weimarischen Hofes auf dem wiener Congress hatte er, neben dem Antheile an den Verhandlungen über die Form der teutschen Bundesverfassung im Allgemeinen, insbesondere das Interesse des weimarischen Landes, und dessen künftige Stellung nach dem Umfange seines Gebiets und dem seinem Fürsten gehörenden Range zu wahren. Von den Gesandten der größeren teutschen Staaten Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg war, unter andern Vorschlägen, auch der Plan entworfen worden, Teutschland in Kreis unter fünf Kreisoberste zu theilen. Gegen diesen Plan vereinigten sich die Gesandten der kleineren teutschen Staaten in einer musterhaft abgefaßten Note. v. Gersdorf, der daran einen besondern Antheil hatte, kam dadurch bald in nähere Berührung mit den preussischen Bevollmächtigten Hardenberg und Humboldt, wodurch es ihm gelang, jenen Plan durch die Bildung eines engeren und weitrern Kreises im teutschen Bunde zu verdrängen. Einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der teutschen Bundesverhältnisse übte v. Gersdorf auch dadurch, daß er durch eine gemeinschaftlich mit den beiden hessischen und dem nassauischen Gesandten bei dem preussischen und österreichischen Hofe eingereichte Note den Plan durchsetzte, die Stadt Mainz, nach deren Besitz Baiern strebte, zur Bundesfestung zu erheben. Die Anerkennung der großherzoglichen Würde für das Haus Sachsen-Weimar zu erlangen, fand v. Gersdorf wenig Schwierigkeit. Auf manche Hindernisse stieß er jedoch bei der erwarteten Vergrößerung des weimarischen Gebiets, die hauptsächlich von der Entscheidung über das Schicksal des Königreichs Sachsen abhing. Die von Oesterreich ausgegangene Idee, den weimarischen Staat für den Verlust des sächsischen Kurkreises durch einen Landestheil von Sachsen zu entschädigen, widersetzte dem Gefühl der damaligen Erbprinzeßin Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland und nachherigen Großherzogin von Weimar. Mit dem Gedanken, einen Theil der Besitzungen des Stammverwandten Königshauses sich anzu eignen, konnte sie sich nicht befremden. So sah v. Gersdorf diesen Plan, dem er seinen Beifall gegeben hatte, scheitern. Es kam endlich dahin, daß der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar an Kurhessen das sächsische Gebiet, durch welches Weimar vergrößert werden sollte, mit Ausnahme einiger Aemter abtrat, und dafür rings an das Fürstenthum Eisenach grenzende, bisher zu Kurhessen gehörende Aemter, nach dem vormalsigen reichgräflich-sächsischen Gebiete von Lengsfeld u. erhielt. Von preussischer Seite war der Plan entworfen worden, das Haus Weimar durch die Aemter Albstadt und Odißleben zu entschädigen. Diesen Plan jedoch, obgleich ihn die meisten preussischen Staatsmänner gebilligt, verworf Friedrich Wil-

3) Unter dem Titel: „Memorane die Dritte“ erschien von ihr mehr Jahre früher zu Halle 1822 eine der Principien Annalen von Sachsen gewidmete Schriftsammlung. 6) f. das Verzeichniß dieser Beiträge bei v. Schindel in den Deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. 1. Th. S. 158 fg. 3. Th. S. 108 fg. 7) Biersg. Otto's Verzeichn. der Oberlausitzischen Schriftsteller. 1. Th. S. 457 fg. Supplementband von Schütz S. 116 fg. v. Schindel a. a. D. 1. Th. S. 152 fg. 3. Th. S. 107 fg. Rossmann's Pantheon deutscher Dichter u. S. 96. Allgem. literarischer Anzeiger. 1798. Nr. 58. Meusel's Gel. Deutschl. 2. Bd. S. 548. 9. Bd. S. 402. 11. Bd. S. 268. 17. Bd. S. 703. 22. Bd. S. 343 fg.

heim III. Er beharrte darauf, Weimar mit dem neu-südlicher Kräfte, dem blauenhauser Gebiet und einigen andern kleinen Distrikten abzugeben. Noch während seines Aufenthalts in Wien gelang es v. Gersdorfs rastlosen Bemühungen am 1. Juni 1815 einen Vertrag zwischen Preußen und Weimar zu Stande zu bringen. Um die Ratifikation dieses Vertrags zu bewirken, eilte er nach Berlin und von da nach Paris, als er erfuhr, daß der Staatskanzler v. Hardenberg, auf die Nachricht des Sieges bei Belle-Alliance nach der Hauptstadt Frankreichs abgereist sei. Jene Angelegenheit betrieb v. Gersdorf mit so unermüdetem Eifer, daß bereits am 28. September 1815 der Territorial-Abtretungsvertrag mit Preußen unterzeichnet, und die Uebergabe der betreffenden Landestheile innerhalb der nächsten vier Wochen festgesetzt ward. Seinen Landesfürsten, den Großherzog Karl August, welchem er den vorliegenden Staatsvertrag persönlich zu überreichen wünschte, traf v. Gersdorf in Darmstadt, von wo er ihn in seine Residenz nach Weimar zurückbegleitete.

Noch während seines Aufenthalts in Wien war v. Gersdorf in Bezug auf seine diplomatische Stellung vom Geheimrath ernannt worden. Seine Verschidenheit erlaubte ihm nicht die Annahme eines werthvollen Gesandten, das ihm der Großherzog Karl August nach der Beendigung seiner Mission zugesagt hatte. Von wichtigem Einflusse für sein Leben und seine Wirksamkeit war der tiefe Blick in die politischen Verhältnisse gewesen. Während seines Aufenthalts in Wien und Paris hatte er die feste Ueberzeugung gewonnen, daß für einen Staat, wie das Großherzogthum Weimar, nach seiner Größe, Lage und sonstigen Verhältnissen nur in einem Anschlusse an Preußen wahres Heil zu hoffen sei. Auch Deutschlands ganze Zukunft, meinte er, hänge hauptsächlich von Preußen ab. Am 7. April 1816 nahm v. Gersdorf an den Beratungen Theil, zu welchen sich die Abgeordneten aus den verschiedenen Landestheilen in einem Saale des weimarischen Residenzschlosses versammelt hatten, um dem neuen Landesfürsten den Huldigungseid zu leisten. Der Entwurf der Beratungskonferenz, dem Großherzoge am 28. April 1816 präsentiert, war bereits am 5. Mai als Grundgesetz der landständischen Verfassung, die der weimarische Staat erhalten hatte, publiziert worden. Wieselach in Anspruch genommen ward v. Gersdorf's Umficht und Thätigkeit, besonders als Chef der Kammerverwaltung bei der tief einschneidenden Erörterung der finanziellen Verhältnisse des weimarischen Staats; es kam selbst zu der Frage, ob es nicht zweckmäßig sei, das Kammer- und Landständischenvermögen durch Ausweisung einer Civilliste mit einander zu vereinigen. Wenn das auch auf den Wunsch des Landtags unterblies, ward doch die Bestimmung des fürstlichen Kammervermögens und die Verwaltung desselben an gesetzliche Regeln gebunden, die Tilgung der Landesschulden geordnet, die Oberkammerkasse aufgehoben, und den Landständen, zur Beihilfe in Nothfällen, eine Kontrolle der Kammerverwaltung eingeräumt.

Die Resultate dieser neuen Ordnung hatte v. Gers-

dorf am 17. April 1821 in einem eigenen Aufsatze zusammengefaßt unter der Ueberschrift: „Ueber die Bedeutung des Kammervermögens im Staatshaushalte des Großherzogthums Sachsen-Weimar.“ Jene Resultate betrachtete er als einen „Hauptbestandtheil des Landesstaatsrechts.“ Daß dadurch für die ganze Kammerverwaltung ein neues Princip, ein neuer Boden gewonnen worden, sagte ihm seine Ueberzeugung. Längst fühlbar waren ihm aber auch die vielfachen Mängel des Kammerrechnungswesens geworden. Gleich bei seinem Amtsantritte hatte er sich überzeugt, wie es auch diesem Verwaltungszweige an Klarheit und einer zusammenhängenden Uebersicht fehle. Auch auf einen andern Theil des Staatshaushalts, auf die Steuerverwaltung, dehnte v. Gersdorf seine rastlose und vielverzweigte Thätigkeit aus. Schon einige Jahre zuvor, im April 1818, hatte er, nach dem Tode des Ministers v. Voigt, die bisher ihm übertragene Leitung des Schulwesens mit der Direction des landständischen Finanzhaushalts vertauscht. Eine Hauptaufgabe war es daher für ihn, die umfassenden Pläne zu realisiren, die der Landtag von 1817 auch für diesen Zweig der Staatsverwaltung entworfen hatte.

Der Wirkungskreis, in welchem sich v. Gersdorf bisher bewegt hatte, blieb auch unter Karl August's Nachfolger, dem Großherzoge Karl Friedrich im Wesentlichen unverändert. Mit der Erhebung dieses Fürsten bei seinem Regierungsantritte, in jeder Beziehung im väterlichen Sinne herrschen zu wollen, hing auch der Wunsch zusammen, daß die Ränker, deren vieljährige Treue Karl August in einer Reihe von Jahren erprobt, in ihren bisherigen Stellen verbleiben und auch ihm in gleicher Weise dienen möchten. So blieb auch v. Gersdorf unter der neuen Regierung als Chef des Finanzdepartements thätig. Ein besonderer Gegenstand seiner Aufmerksamkeit war schon längst das teuthsche Zollwesen. Schon vor mehrern Jahren war mit einer zu Arnstadt am 22. December 1822 gehaltenen Verabredung hauptsächlich der Zweck verbunden gewesen, die thüringischen Staaten, des innern Handelsverkehrs wegen, zu einem Ganzen zu vereinigen und ihnen dadurch den Beitritt zu den definitiven Beschlüssen, die man von einem Congresse zu Darmstadt erwartete, zu erleichtern, zugleich aber auch die beabsichtigte Vereinigung von ganz Teuthland zu einem europäischen Handelsstaate möglichst zu fördern.

Für die materiellen Verhältnisse Thüringens überhaupt, und insbesondere Weimars, versprach sich v. Gersdorf viel Ersprießliches von dem Anschlusse an das preussische Zollsystem, nachdem ein damals projectirter Verein der mittelteuthchen Staaten durch den Austritt Kurhessens gesprengt worden war. Zu dem erwähnten Zwecke begab sich v. Gersdorf im Winter 1831 nach Berlin. Von den heilsamen Folgen dieses Schrittes war er so völlig überzeugt, daß ihn, wie früher (1822) bei der Einführung des Einkommensteuer-Systems, die verschieden lautenden Urtheile der Menschen nicht irren konnten. Er ließ sich die Ansicht nicht nehmen, daß mit dem 1833 erfolgten Anschlusse Weimars an das

preussische Volkssystem einer der bedeutendsten Schritte gethan sei, um den Finanzhaushalt des Großherzogthums nach allen Seiten hin zu ordnen und demselben eine feste Basis zu geben. Was ihm in seiner ministeriellen Stellung noch zu wünschen übrig blieb, war die Abkürzung der grundherrlichen Gerechtsame des landesfürstlichen Kammerfiskus, was für die Verbesserung der Landeskultur von wesentlichem Vortheile war, und zugleich in politischer, wie in finanzieller Hinsicht so manche dem Staate drohende Gefahr abwendete. Erst 1846 war indeß die Ausarbeitung umfassender Ablosungsgesetze so weit gediehen, daß dies dem Landtage von 1847 vorgelegt werden konnte. Mit völliger Berücksichtigung der verschiedenartigsten Interessen war jener Plan entworfen worden. Er scheiterte jedoch unter den revolutionären Bewegungen im März 1848. Nicht ohne große Ueberwindung entließ sich v. Gersdorf, seine bisherige Wirksamkeit aufzugeben und um seine Dienstentlassung von einem Amte nachzusuchen, das er länger als dreißig Jahre bekleidet hatte. Er wollte den Abend seines Lebens in Ruhe verleben, gesichert vor den Stürmen der Zeit. Auf seine bisherige Laufbahn konnte er mit dem Bewußtsein zurückblicken, daß seine Berufstreue, seine Einfachheit und Energie manchen glücklichen Erfolg gehabt. Es war am 13. März 1848, als er vom Schloßplaze seines öffentlichen Wirkens in die häusliche Stille mit manchen Beirern und trüben Erinnerungen an die Zeit seines Geschäftslebens zurücktrat.

Er fühlte sich einsam. Früh hatte ihm der Tod seine erste Gattin entzissen. Aber auch die Gräfin Diana von Waldner-Freundlein, verwitwete Freifrau von Pappenheim, mit der er sich 1817 vermählt, deren Sanftmuth besonders geeignet gewesen war, um die natürliche Heftigkeit seines Temperaments zu mildern, war 1844 gestorben. Sein Sohn erster Ehe, Karl von Gersdorf, war frühzeitig in preussische Dienste getreten und hatte sich späterhin auf einem Gute in der Oberlausitz angesiedelt. Nur die Familie seiner aus zweiter Ehe entsprossenen Tochter Cécile, die sich mit einem Grafen von Brust vermählt hatte, war in seiner Nähe geblieben. In ihrem Kreise verlebte er seine letzten Jahre in ungetrübter Heiterkeit, mit Lectüre und eigenen Arbeiten beschäftigt, wie er denn 1850 noch eine Schrift: „Ueber Preußens erbliche Pairchaft“ veröffentlichte. Erholung fand er auf Spaziergängen, im Familienreise und im Theater. Einen Theil des Sommers 1850 brachte er auf Reisen in verschiedenen Gegenden Teutschlands zu.

In dem Vorworte zu seiner vorhin erwähnten Schrift schilderte sich von Gersdorf in seinem letzten Lebensstadium mit den Worten: „Von der Schwelle des Alters die Bewegungen und Kämpfe der Geister aus dem Gebiete der Religiosität sowohl als der Politik zwar mit reger Theilnahme, aber doch mit der Ruhe betrachtend, welche Jahre und Erfahrungen gewähren, bemüht sich der Verfasser, gegen Einseitigkeit sich zu verwahren, ohne jedoch zu meinen, dies nur durch Flucht von jeder bestimmten, weniggleich aus dem Markte des Tages nicht gepriesenen Ansicht, welche ihm begründet

erscheint, erstreben zu wollen. Häufig ruft ihm der Charakter der Gegenwart die Worte eines alten Sceptikers, des Sertus Empiricus ins Gedächtniß zurück: Die Ruhe des Menschen hört nicht, was gethan, sondern was über das Gethane gemeint wird.“ Unter solchen Betrachtungen nahte ihm der räthselhafteste Uebergang zu einem höheren Sein, der oft der Gegenstand seines ernstesten Nachdenkens gewesen war. In der zweiten Hälfte des Decembers 1852 überfiel ihn plötzlich eine Krankheit, die sich als Geblutstuhl ankündigte. Bald zeigten sich die Symptome der Wassersucht. Die Hoffnung, wieder zu genesen, vertheilte ein Schlagfluß, der ihn am 10. Nov. 1852 traf, und seinem Leben plötzlich ein Ende machte.

Eine rühmliche Thätigkeit und Umsicht hatte von Gersdorf in der hohen Stellung gezeigt, die ihm sein Amtsberuf angewiesen hatte. Dem gleichmäßigen Schritte des formellen Geschäftsganges ruhig und consequent zu folgen, erlaube ihm sein lebhaftes Temperament nicht. Ausgezeichnet war er dagegen in dem Erfassen und Durchdringen aller wichtigen Fragen, die durch die Zeitereignisse hervorgerufen worden waren. Ihn unterstützten dabei seine trefflichen Naturanlagen und seine durch rastlosen Fleiß erlangte vielseitige Bildung. Dem Studium der Classiker, das er schon in früher Jugend eifrig betrieben, blieb er zeitlebens treu. Die Alten boten ihm fortwährend den reinsten Genuß. Sein treues Gedächtniß bewahrte ihm die verzüglichsten Ausprüche griechischer und römischer Schriftsteller. Noch im höhern Alter überlegte er den Philoſoph des Sophokles. (Weimar 1822.) Durch fortgesetzte philosophische und historische Studien, die keine bedeutende literarische Erscheinung auf diesen Gebieten unbeachtet an ihm vorübergehen ließen, reiche Lebenserfahrungen und eine tiefe Welt- und Menschenkenntniß hatte sich sein Geist zu einer seltenen Höhe und Freiheit der Anschauung erhoben. Seine Denk- und Handlungsweise im amtlichen, wie im Privatleben charakterisire ein edler Sinn, der ihn gerecht erhebt gegen Fremd und Feind, und ihn zur Verſöhnung mit denen geneigt machte, die er durch ein überlittenes Wort verletzt zu haben glaubte. In ihm lebte ein wahrer Adel der Gesinnung, der auch neben seinen sonstigen Verdiensten vielfache Anerkennung gefunden hatte. Seine Brust war mit sieben Ordenszeichen geschmückt worden, nächst seinem Landesfürsten, dem Großherzoge von Weimar, durch den Kaiser von Rußland, die Könige von Preußen, von den Niederlanden, von Baiern und Würtemberg und durch die Herzoge von Sachsen. Erblüht in der Zeit allgemeiner Verwirrung und Auflösung aller bestehenden Verhältnisse blieb ihm eine fast ungetheilte Anerkennung und vertrauensvolle Zuneigung, wie sie nur denen zu Theil zu werden pflegt, die dem Auge ihres wohlthätigen Hergens folgen, und auch auf der Höhe der Bildung, die sie erreicht, sich nicht schroff absondern von der bürgerlichen Stellung und dem Leben der verschiedenen Stände *).

(Heinrich Döring.)

*) Vergl. die Schrift: Ernst Christian August von Gersdorf,

GERSDORF (Haus von), ein bekannter Wundarzt in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Einer angesehenen schlesischen Familie entstammend, übte er seine Kunst in Strassburg. Auch machte er dort an Gehängten anatomische Demonstrationen. Mehrere Instrumente zum Ausziehen von Kugeln und fremden Körpern wurden durch ihn in die Chirurgie eingeführt. Gersdorf hat zuerst die chirurgischen Lehren in teutscher Sprache herausgegeben und dadurch zur Ausbreitung chirurgischen Wissens auch bei den niedern Chirurgen beigetragen. Dieses Buch, worin er sich an Lanfranc, an Guy de Chauliac und besonders an Albucasis hält, führt den Titel: *Feldbuch der Wundarznei*. (Strassburg 1517. Fol. 1526. 4. 1540. 4. 1542. Fol. Frankfurt 1551. Fol. 1598. 4. 1604. 4.) Ins Lateinische überf. (Strassburg 1542. Fol. Frankfurt 1551. 8.) Ins Holländische überf. (Amsterdam 1593. 4. 1622. 4.)

(Fr. W. Theile.)

GERSDORF (Henriette Katharine von), geborene von Triften, geb. den 6. Oct. 1648 zu Sulzbach. Ihr Vater, Karl v. Triften, Geheimrath bei den Fürstgrafen in Sulzbach, später in Dresden, bekleidete zuletzt in Leipzig die Stelle eines Oberconsistorialpräsidenten und Oberbibliothekars. Ihm verdankte sie eine sorgfältige Erziehung. Ihre guten Naturanlagen unterstützte eine rege Neugierde und ein rühmlicher Fleiss. In der Theologie, für die sie sich lebhaft interessirte, und in den Sprachen brachte sie es so weit, daß sie das alte und neue Testament im Urtexte lesen und verstehen konnte. Im J. 1672 vermählte sie sich mit dem Freiherrn Nicolaus von Gersdorf, der Geh. Rathsdirector und Landvoigt in der Oberlausitz war. Nach ihres Gemahls Tode, im August 1702, begab sie sich nach Hennersdorf bei Herrnbut, wo sie in gänzlicher Zurückgezogenheit von der Welt am 6. März 1726 ihr Leben beschloß. Ihr Enkel, der bekannte Graf Singendorf, hielt eine Rede an ihrem Grabe, in welcher er besonders ihre Frömmigkeit, ihren exemplarischen Lebenswandel und ihr gefühlsvolles Herz hervorhob. Auch durch eine von ihm componirte Trauermusik und ein Epigramm ehrte der Graf Singendorf ihr Andenken¹⁾. In der Dichtkunst, besonders in der religiösen Poesie, machte sie zu ihrer Zeit Epoche. Aus ihren „Geistlichen Liedern und poetischen Betrachtungen“, 1722 von ihr herausgegeben und einige Jahre nach ihrem Tode 1729 zu Halle in einer vermehrten Auflage gedruckt, nahmen Dietrich, Jölkhofer, Schlegel u. A. mit Verbesserungen in die Gesangsbücher auf. Ihre Gewandtheit in lateinischen Versen zeigte ein von ihr gedichteter Glückwunsch zur Vermählung des Kurfürsten von Sachsen Johann Georg's III. mit der Prinzessin Anna Sophia, einer Tochter des Königs Friedrich von Dänemark.

ne'moerischer Staatsminister, nach seinem Leben und Wirken geschildert von G. Th. Eichling. (Weimar 1853.) Beimarische Zeitung. 1853. Th. 19. In: Den Reuten Weltkrieg der Deutschen. Jahrg. XXX. 2. Ab. S. 738 ff. Weizsäcker's Berl. Deutschland. 22. Bd. 2. Abth. S. 345.

1) Das Epigramm steht in den Gesängen Teutscher Gedichte. (Bartky 1766.) Nr. XLVIII.

Dieser Glückwunsch erschien 1667 unter dem Titel: *Carmen gratulatorium in auspiciousissimum conjugium Serenissimorum Principum Haereditariorum Electoris Saxonici ac Regnorum Daniae Norvegiaeque*. Durch ein *Carmen heroicum*. Imperatori Leopoldo I. sacrum feierte die Dichterin 1690 Kaiser Joseph's I. Krönung²⁾. Als sie des Gedicht dem Monarchen überreichte, bat sie ihn zugleich um Milderung des Drucks, den mehr Gemeinden im Salzburger von den Römisch-Katholischen hatten dulden müssen. Ueber 1500 Kinder waren jenen Gemeinden heimlich geraubt worden, um sie zum Uebertritt zur römischen Kirche zu zwingen. Die Fürbitte der Dichterin wurde von dem Kaiser huldreich aufgenommen und die geraubten Kinder ihren trauernden Vatern wiedergegeben. Von ihnen stammten die Salzburger ab, die später (1730) unter den damaligen Religionsverfolgungen ihr Vaterland verließen. Auch in anderer Weise zeigte sich der humane Charakter der Dichterin. Sie bestritt die Kosten vom Drucke des Neuen Testaments in wendischer Sprache, desgleichen vom Drucke der von Michael Jenzel ins Wendische überf. Briefe des Apostels Paulus an die Römer und Galater. In der Sammlung seiner *Poemata*, welche der Professor F. B. Garpsow 1760 in Leipzig veranstaltete, befindet sich auch ein an die Dichterin gerichteter Carmen, durch welches Fr. Kappelt ihre Anwesenheit in Leipzig 1665 gefeiert hatte³⁾.

(Heinrich Döring.)

GERSDORFF (Joachim), Herr zu Sobogawo und Lumbholm in Seeland, königl. dänischer Rath und Reichsdorf, war der Sohn von Kaspar Christoph von Gersdorff und Isa Mund, geb. 1611. Als er sein Studium in Teutschland und Holland und auch „die grand Tour“ vollendet hatte, kehrte er nach Kopenhagen zurück und wurde von König Christian IV. zum Kammerjunger des Kronprinzen Christian ernannt; als dieser 1647 starb, wurde er als Hofmarschall an den königlichen Hof berufen. Durch seine Kenntnisse gewann er sehr bald das Vertrauen des Königs so, daß er vor Ablauf eines Jahres zum Reichsrathe ernannt wurde und die Amtsanwartschaft über die Insel Bornholm erhielt. Nach dem bald darauf erfolgten Ableben des Königs Christian IV. (1648) stand er auf der Seite des Prinzen Friedrich von Dänemark, damaligen Erzhofmeisters von Bremen, und trug viel dazu bei, daß die Reichsräthe denselben zum Könige unter dem Namen Friedrich III. wählten, gegen die Umtriebe des Reichshofmeisters Gersig Wilsed, welcher die Wahl auf seinen

2) Das Gedicht brang mit den Worten: *Macte triumphator, macte Augustissime victor etc.* 3) Bzgl. Zinzendorf's Bezeichnung gel. Frauenzimmer S. 101 ff. Spangenberg in dem Leben des Grafen Zinzendorf. 1. Ab. S. 15 ff. Gersdorff's Historie der Wiedergebornen. (Leipzig 1729.) S. 39 ff. Lausitzisches Magazin. 1773. S. 87 ff. Derwogen's Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1. Ab. S. 132 ff. Die'se's Erzk. der Oberlausitzischen Schriftsteller. 1. Bd. S. 462 ff. Supplementband von Schulze S. 117 ff. Waader's Beirische'se Schriftsteller. 1. Bd. S. 390 ff. Johannsen's Nachrichten von Klerikern. (Schleswig 1801.) S. 96 ff.

Schwager, den Grafen Waldemar Christian von Schleswig, den vom verstorbenen Könige mit Christiana Bunt erzeugten Sohn zu leuken gesucht hatte; denn Ulfeld selbst war mit einer Tochter Christian's IV. und der Christine Bunt verheiratet. Ulfeld wurde im J. 1651, wie sich später ergab, verläumdeter und wahrheitswidriger Weise der beschuldigenden Vergiftung Friedrich's III. beschuldigt; darüber kam er in Untersuchung, welche so portentös gehandhabt wurde, daß er und seine ganze Familie sich auf einem holländischen Schiffe rettete, woprauf er vom Könige aller seiner Aemter entsetzt, der Reichsrath Joachim von Gersdorff dagegen zum Lobne für seine Treue an Ulfeld's Stelle zum Reichshofmeister, obersten Reichsrath und zum Statthalter von Kopenhagen ernannt wurde. Alle wichtigen Reichsgeschäfte, vorzüglich mit dem Auslande, wurden von ihm bald glücklich, bald unglücklich geführt. Im Namen des Königs schloß er und der Reichskanzler Nicolaus Trolle mit den vereinigten Niederlanden ein Bündniß zum wechselseitigen Schutze beim Ausbruche eines Krieges (1652). Dieses hatte zur Folge, daß durch seine Vermählung der sogenannte Reflexionsvergleich mit den vereinigten Niederlanden (1653) in Kopenhagen zu Stande kam. Dem Reichshofmeister Joachim von Gersdorff gibt man Schuld, er habe den König wider den Rath der übrigen Minister und Reichsräthe dazu ermuntert, das Kriegsmantel wider den König Karl von Schweden am 1. Juni 1657 publiciren zu lassen. Dagegen das Bündniß mit Holland einige Tage darauf erneuert und erweitert wurde, war die daraus sich für Dänemark ergebende Unterthugung gering und der Krieg wurde so unglücklich geführt, daß der Reichshofmeister dem Könige zum Frieden ratheu mußte. Daher sandte Friedrich III. ihn und den Reichsrath Christian Scheele zum Könige von Schweden, als dieser mit der Flotte den Belt glücklich passirt hatte und sich vor Kopenhagen legte, um den Frieden zu offeriren. Unter Vermittelung von England und Frankreich wurde der Friede zu Roschild, am 26. Febr. 1659, von ihm einer und den schwedischen Gesandten Steno Bielke und Corff Ulfeld ansererits unterzeichnet, dessen Begnadigung, Wiedererweisung in die entzogenen Güter und Entschädigung einen besondern Friedensartikel davon ausmachte. Joachim von Gersdorff soll, als er diesen für Dänemark unvortheilhaften Friedenstractat unterschrieb, durch den Drontheim und die Insel Bornholm verloren gingen, gesagt haben: ich wollte, daß ich weder lesen noch schreiben könnte! Ulfeld bekam vom schwedischen Könige die Grafschaft Silburg geschenkt. Doch dieser Friede dauerte nicht lange, der Krieg brach von Neuem aus, und nach des Königs Karl von Schweden Tode, 1660, wurde durch die Unterhandlungen des Reichshofmeisters ein so günstiger Friede zu Stande gebracht, daß das Städt Drontheim und die Insel Bornholm an Dänemark zurückfielen. Gersdorff war einer der Ersten, welche den König bei der Regimentsveränderung unterstützten, durch welche das bisherige Wälsche in ein Erbkönigreich verwandelt wurde (1660), wofür er, da die Würde eines

Reichshofmeisters aufhört, zum Reichsdrost und zum Präsidenten des Staatscollegiums ernannt wurde, auch die Amtshauptmannschaft Kallingsburg erhielt. Durch eine Krankheit verhindert, am 27. Oct. die auf einer Tribune zu veranlassende Erthuldigung in seiner amtlichen Stellung vorzunehmen, welcher vielmehr der Statthalter von Norwegen, Nicolaus Trolle, an seiner Stelle vollzog, ließ er sich dennoch in einem Sessel hinauftragen, um dort der Erste zu sein, welcher auf die neue, vorzüglich durch seinen Rath zu Stande gekommene, Verfassung den Eid in die Hände des Königs leistete. Seine Krankheit verschlimmerte sich so, daß er einige Monate darauf am 19. April 1661 in seinem 49. Jahre zu Kopenhagen starb, doch betrauert vom Könige, der ihm nicht allein eine Beerdigung, sondern auch seine Souveränität zu danken hatte. Der König und die Königin besuchten ihn noch vor seinem Tode, um ihm ihre Erkanntlichkeit zu betheuern. Joachim von Gersdorff hatte sich mit Delgaard Huusfelt, Tochter Heinrich's Huusfelt's zu Wilso ehemaligen Reichskanzlers vermählt, die ihm zehn Kinder gebar, die zum Theil in die Fußstapfen des Vaters getreten sind und ihre geistigen Kräfte der dänischen Monarchie ebenfalls gewidmet haben. Er war auch Verfasser einiger lateinischer Reden, die sich in Kopenhagen aufbewahrt befinden.

(Albert Freih. von Boinburg-Lengsfeld.)

GERSDORFF (Karl Friedrich Wilhelm von), königl. sächsischer Generalleutnant der Gasaletie, Generaladjutant des Königs, Commandant des Gadeeten-corps, Großkreuz des königl. sächs. Militär St. Heinrichsordens, des großherzogl. sächs. Ordens vom weißen Falken, Großofficier der kais. fr. französischen Ehrenlegion, Mitglied der königl. schwedischen Akademie der Kriegswissenschaft zu Stockholm. Er war auf dem väterlichen Gute Glosien bei Weissenberg in der Oberlausitz am 16. Febr. 1765 geboren, und wurde für den Civildienst bestimmt, deshalb erhielt er die erste gelehrte Bildung auf der Fürstenschule zu Grimma, später bezog er die Universitäten Leipzig und Wittenberg. Im J. 1783 verließ er jedoch die bisherige Laufbahn, erwählte den Soldatenstand und trat als Junker in das Chevauregiment Herzog Albert von Sachsen-Weissen, bei welchem er im folgenden Jahre zum Soufflieutenant ernannt wurde. Im J. 1793 avancirte er zum Premierlieutenant, auch ward ihm die Adjutantenfunction übertragen, und wohnte mit dem Regimente den Feldzügen gegen Frankreich von 1794 und 1796 bei. Die Mobilmachung eines Theiles der sächsischen Truppen im J. 1805 verschaffte dem zum Hauptmann vorgerückten von Gersdorff einen höheren Wirkungskreis, indem er als Brigademajor beim Generalstabe des Corps angestellt wurde. Ohne einen Feind gesehen zu haben, kehrten die Truppen in ihre Standquartiere zurück; doch nur kurz war die Ruhe, im Spätsommer des Jahres 1806 wurde dem Hauptmann von Gersdorff die frühere Anstellung im Generalstabe wieder zu Theil. Der Feldzug war nach der Schlacht bei Jena beendet, die Neutralität Sachsens wurde erklärt, bald folgte der

Friede und die Allianz mit Frankreich. Sachsen trat dem Rheinbunde bei und verpflichtete sich zu einem Contingente von 20,000 Mann; da jedoch die Armee im October 1806 zu viel gelitten hatte, so wurde für den Feldzug 1807 nur eine Division von 6000 Mann ausgerückt, welche im März des genannten Jahres aufbrach, und zu dem Armeecorps des französischen Reichsmarschalls Lesere vor Danzig stieß. — Von Gersdorff avancirte zum Major und wurde dem Generalstabe des sächsischen Divisionscommandanten, Generallieutenants von Pelenz zugetheilt, später sogar zum Chef dieses Generalstabes ernannt. Die Infanterie der Division, aus acht Bataillonen bestehend, zeichnete sich während der Belagerung von Danzig bei mehreren Gelegenheiten aus, sowie nach der Uebergabe genannter Festung die fünf Escadrons starke Cavalerie mit besonderer Tapferkeit bei Heilsberg und in der Schlacht von Friedland. Dem Major von Gersdorff ward für den thätigen Antheil, den er an dem Feldzuge genommen; die Ernennung zum königlichen Flügeladjutanten und zum Ritter des St. Heinrichsordens zu Theil. — Der Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich, 1809, rief ein Corps von 19,000 Mann Sachsen zu der großen Armee, sie bildeten nebst der schwachen französischen Division Dupas das neunte Corps unter den Befehlen des Fürsten von Pontecorvo, nachmaligen Königs von Schweden. Der Major von Gersdorff war Chef des sächsischen Generalstabes, erhielt wegen des Gesichts bei Waj am 17. Mai das Kreuz der Ehrenlegion, avancirte in einem Zeitraum von wenigen Monaten zum Generalmajor und wohnte als solcher der Schlacht von Wagram bei. — Der Feldzug hatte einen erneuerten Bereich geliefert, in wie vielen Städten die Organisation der sächsischen Truppen mangelhaft und veraltet war, selbst der Anzug, die Kopfbedeckungen gehörten einer vergangenen Zeit an; man fühlte dringend das Bedürfnis einer Umformung. Nach der Rückkehr des Corps, welche im Januar und Februar 1810 erfolgte, schritt man zu einer Reorganisation, an deren Vorarbeiten der General von Gersdorff schon lebhaften Antheil genommen hatte und deren Ausführung er leitete. Man verminderte die Zahl der Regimenter, machte diese dagegen stärker an Mannschaft, nahm auch für die Zeit des Friedens die Einteilung in Brigaden und Divisionen an, man änderte die Bekleidung und Bewaffnung u. s. w. Ein Generalstab ward gebildet, der in mehrere Abtheilungen zerfiel und unter dem Chef des königlichen Generalstabes stand, welchen Posten von Gersdorff erhielt. Der Einfluss, welchen er dadurch auf die Armee bekam, mußte an und für sich schon bedeutend sein, wurde aber dadurch aufs Höchste gesteigert, daß man ihn auch an die Spitze der Administration stellte, sowie ihm ebenfalls das specielle Commando der Artillerie übertragen ward. In ihm vereinigten sich alle Branches der Armee, er war, wenn auch nicht dem Namen, doch der Sache nach das wahre Oberhaupt derselben, und gegen ihn traten der Kriegsminister und die Divisionsgenerale in Schatten. — Im J. 1811 wurde unter

seiner Leitung eine neue Organisation des Ingenieurcorps vorgenommen, ihm auch in diesem Jahre die Direction des Festungsbaues zu Zergau übertragen. Er stand auf der höchsten Wachtstufe, die einem sächsischen Militair zu erreichen möglich war; so konnte es ihm an Reibern nicht fehlen, und man trug sich auf seine Rechnung mit sonderbaren Gerüchten herum, von denen jedoch nie eins erwiesen ward; in dem Vertrauen des Königs konnte von Gersdorff Nichts verloren haben, denn dieser ernannte ihn zum Commandeur des Ordens vom heiligen Heinrich. — Die politischen Verhältnisse zwischen Frankreich und Rußland wurden verwickelter, schon war Kälte zwischen beiden Höfen eingetreten; im J. 1812 zogen die Truppen fast aller europäischen Staaten dem Norden zu, unter ihnen auch 20,000 Sachsen. Der Kaiser Napoleon begab sich nach Dresden, wohin der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und mehrere andere Monarchen ebenfalls kamen. Hier arbeitete Napoleon fleißig an den Vorbereitungen zu dem Feldzuge nach gebrauchte häufig den General von Gersdorff dabei. Das Officierkreuz der Ehrenlegion ward ihm als Lohn zu Theil, auch ernannte ihn der König am 30. Juni zum Generalleutnant. — Der unglückliche Ausgang des Krieges gegen Rußland, an welchem außer dem oben angeführten Contingente von 20,000 Mann noch drei Infanterie- und ein Cavalerieregiment von Sachsen Antheil genommen hatten, setzte das Land einer Occupation von Seiten der russischen Heere aus; die noch vorhandenen Streikräfte wurden durch neu ausgehobene Mannschaften ergänzt, und ihnen die Festung Zergau als der einzige haltbare Punkt bestimmt. Der König begab sich zuerst nach Plauen, später nach Regensburg, dann in die österreichischen Staaten, überall folgte ihm der General von Gersdorff. Die Schlacht von Lützen bestimmte den Hof, nach Dresden zurückzukehren, die sächsischen Truppen vereinigten sich von Neuem mit der französischen Armee, doch waren sie nur schwach und es wurde thätig an ihrer Vermehrung gearbeitet, woran von Gersdorff seinen geringen Antheil nahm. Der Waffenhilfsstand führte Napoleon in Sachsen Hauptstadt und den General von Gersdorff in seine Nähe. Die Forderungen der Franzosen waren stark, von Gersdorff suchte sie so viel als möglich zu erfüllen und wol ist ihm zu jener Zeit der Vorwurf gemacht worden, er befriedige die Wünsche der Fremden zu sehr auf Kosten des eigenen Vaterlands. Für die mancherlei Dienste, welche er leistete, ernannte ihn der Kaiser zum Commandeur der Ehrenlegion. Die Formirung der sächsischen Truppen war kaum vollendet, als der Waffenhilfsstand aufgekündigt wurde. Von Gersdorff blieb wie vorher um die Person des Königs, er folgte ihm nach Leipzig und ward dort am 19. Oct. gefangen oder eigentlich arretirt. — Die Verbündeten konnten in einem Mannne, den Napoleon ausgezeichnet hatte, nur einen Gegner ihres Systems erkennen, es war daher consequent, daß sie dem Generale von Gersdorff jede Ansehung verweigerten. Doch war dies nicht genug. Das provisorische Gouvernement von Sachsen befaß ihm,

eine genaue Rechnung über die Verwendung aller der Gelder einzutreiben, die bei den Organisationen der verschiedenen Armee-corps und bei der Befestigung von Festungen durch seine Hände gegangen waren. Die gänzliche Abgeschlossenheit von allen Geschäften gab v. Gersdorff Ruhe genug, die verlangte Arbeit auf das Genaueste anzufertigen und alle Belege herbeizuschaffen. — Das Jahr 1815 veränderte die politische Gestaltung Sachsens, der König kam zurück, aber nur mit großen Opfern hatte er seine Rückkehr erkaufte. Gersdorff trat wieder auf den Etat der Armee, doch konnte ihm bei der veränderten Formierung derselben nicht sogleich eine passende Stelle erteilt werden. Erst im J. 1817 ward er zum Generalinspector der Armeereserve ernannt, ein Posten, den er bis zur Entlassung derselben 1821 bekleidete. — Der König hatte beschloffen, dem Gabetten-corps eine veränderte, den Forderungen der Zeit mehr angemessene Einrichtung zu geben und seinen Generaladjutanten Gersdorff damit beauftragt. Seine Pläne erhielten die Bestimmung des Monarchen, und ihm ward am 16. Sept. 1822 das Commando jener Anstalt übertragen.

Was er als Chef des Gabetten-corps geleistet, kann hier nicht weitläufig besprochen werden, man braucht nur anzuführen, daß die Anzahl der jungen Leute, welche als Volontairs ihre Bildung hier suchten, ebenso groß war, als die Zahl der wirklich vom Staate unterhaltenen Gabetten. Man sah Engländer, Franzosen, Polen, Griechen u. s. w. in dieser Anstalt; aus England, Baiern, Polen, sowie von mehreren anderen fremden Militair-schulen, verlangte man Auskunft über die Einrichtung und den Lehrplan des sächsischen Gabetten-corps; manche fremde Fürsten und ausgezeichnete Militairs besuchten auf ihren Reisen diese Anstalt und weithin hatte sich ihr Ruf verbreitet. Mit Liebe hing Gersdorff an seiner Schöpfung, Selbst kinderlos, aber von einer ehrenwürdigen Gemahlin unterstützt, war er im eigentlichen Sinne Vater aller Zöglinge seines Instituts und kenntnisreicher Rathgeber des zahlreichen Corps von Professoren, Lehrern und Aussehern; er erteilte selbst Unterricht, der Zeit haben, den er bei seinen Vorlesungen über Kriegsgeschichte brauchte, ist im J. 1826 im Druck erschienen. Mit seltenem Scharfsinn begabt, erte er selten in Beurtheilung der Zöglinge, nie in der Wahl der Lehrer, sein äußerst richtiger Tact im Umgang mit jungen Leuten hatte ihm deren höchste Liebe und unbegrenztes Vertrauen erworben; nur Wenige konnten ihm und seinem Worte widerstehen. Wahrhaft rührend sprach sich diese Liebe bei seinem Tode aus. — Im J. 1819 hatte Gersdorff die Decoration eines Großofficiers der Ehrenlegion erhalten, und 1825, als er nach Weimar gelangt ward, dem Großherzog im Namen des Königs von Sachsen zum 50jährigen Jubiläum der Regierung Glück zu wünschen, erhielt er das Großkreuz vom weißen Falken. Der König Anton von Sachsen erteilte ihm das Großkreuz des St. Heinrichsordens. Auch das Ausland hat den Werth Gersdorff's anerkannt. Den letzten Beweis davon gab ihm die königliche Ak-

demie der Kriegswissenschaft zu Stockholm, indem sie ihn im J. 1827 zu ihrem Mitgliede ernannte. — Schon hatte Gersdorff manche Anfälle von Krankheit glücklich überstanden, doch endlich sollte er unterliegen. Ein Preßschuß auf die Brust, den er vor 20 Jahren in der Schlacht bei Wagram erhalten, hatte später ein innerliches Leiden verursacht, und wird als eine Hauptursache seines Todes angegeben. Außer den schon erwähnten Vorlesungen und zweien in Dresden französisch und deutsch herausgegebenen Briefen an den Generalleutnant Grafen Gerard und an den Maréchal de Camp, Baron Gourgand, worin er ein leidenschaftliches Urtheil des Kaisers Napoleon über die sächsische Armee in den von Montholon und Gourgand herausgegebenen Notes et Melanges berichtigte, hat Gersdorff Nichts in den Druck gegeben; doch soll er Memoiren über die wichtigsten Jahre seines Lebens hinterlassen haben, die für die neueste Geschichte Sachsens gewiß von hohem Interesse sind. — Ein sprechendes Bildniß von ihm, das der Hofmaler, Professor Vogel, gemalt hat, ist zu Hamburg 1825 in Steindruck erschienen *).

(Albert Freyh. von Boineburg-Lengsfeld.)

GERSDORFF (Nicolaus, Frei- und Pannherr) auf Baruth, Breitingen, Hennersdorf, Hauswalde, königl. polnischer und kurfürstl. sächsischer Geheimrathsdirector, Oberkammerherr und Landvogt in der Oberlausitz, war der Sohn von Nicolaus und Anna Maria von Loben, geb. am 9. Juni 1628. Seine Mutter ließ ihn bei dem frühen Verluste seines Vaters in den damaligen traurigen Zeiten durch Hauslehrer unterrichten. In seinem 14. Jahre wurde er Kammerpage bei dem Kronprinzen Johann Georg von Sachsen, er bezog 1647 die Universität Wittenberg, studirte daselbst vier Jahre und bereiste darauf Frankreich, Holland, England und Polen. Bei seiner Zurückkunft 1655 ernannte ihn der Kurfürst Johann Georg zum Oberappellationsrath, im folgenden Jahre wurde er als Hof- und Justizrath verpflichtet. Als Gesandter befand er sich bei der Wahl des Erbprinzen Leopold zum römischen König und ging von da zu einer besonderen Mission nach Stockholm. Seine glücklichen Verdienste in beiden Gesandtschaften brachten ihn in das Geheimrathescollegium. Zum Principalescanden auf dem Reichstage in Regensburg ernannt (1662), blieb er bis 1664 auf Verlangen des Kaisers Leopold I., welcher bei den damaligen wichtigen Reichsgeschäften seines Rathes gebrauchen wollte. Auf dem oberächsischen Kreistage zur Deliberation über den Türkenkrieg führte er das Directorium und brachte den Beschluß der Kreisstände selbst nach Wien. Zur Beilegung der nürnbergischen und niederländischen Unruhen (1663—1664), welche durch die Zerwürfnisse des kaiserlichen Bischofs Bernhard von Galen mit der Stadt Münster herbeigeführt waren, wurde Nicolaus v. Gersdorff vermandt. Als Gesandter bei dem Kurfürstentage in Göttingen wurde er Ende 1667 zum Könige Ludwig XIV. nach St. Germain geschickt,

*) Neuer Nekrolog der Deutschen. 7. Jahrg. 2. Th. S. 654.

um im Namen der teutschen Kurfürsten die Vorschläge zu eröffnen, die zur Vermittelung der Streitigkeiten zwischen Spanien und Frankreich zweckdienlich sein konnten. Da die Gesandten von England und Holland damit übereinkommen, so wurden sie vom Könige und dessen Ministere unter Zuziehung Gersdorff's angenommen, wie sie auf dem nachher zu Nachen publicirten Frieden unverändert enthalten sind. Wegen der von ihm in allen Staatsgeschäften bewährten Klugheit und Kenntniß wurde ihm vom Kaiser und Reiche manche Commissionen aufgetragen, namentlich in den anhaltischen und hannausischen Angelegenheiten. Auf dem 1672 gehaltenen ober-sächsischen Kreistage zu Leipzig wurden durch seine thätige Vermittelung die zwischen dem Kaiser und dem Kurhause schwebenden Differenzpunkte in dem feineren abgeschlossenen Verbündnisse berichtigt und erneuert, daher der Kaiser Leopold ihm und seine Nachkommen in den Reichsfürstenthum erbob mit dem Prädicat „der Pannerherr.“ Es verging kein Jahr, an dem nicht Gersdorff mit Kreisanangelegenheiten zur Befriedigung der Streitigkeiten verschiedener Stände beauftragt worden wäre und sie zur Zufriedenheit der Theilnehmer beendigt hätte. Im nämlichen Verhältnisse betrieb er die Angelegenheiten des Kurhauses; so trat er im J. 1679 zu Lund als Friedensvermittler zwischen den beiden nordischen Könen auf, im J. 1680 zu Berlin und Dessau in Angelegenheiten dieser Fürsten mit Kurlachsen. Daher ernannte Johann Georg III. Gersdorff zum Präsidenten des Geheimraths und zum bevollmächtigten Landvolgte der Oberlausitz. Im J. 1689 schloß er den wichtigen Vergleich mit den herzoglich-sächsischen Häusern Ernestinischer Linie ab, wodurch die seit Jahrhunderten fortbauenden Ansprüche geschlichtet wurden. Bei der Wahl und Krönung des Erzherzogs Karl bekleidete er die Stelle eines Principalsandten. Im J. 1694 unterschrieb er als bevollmächtigter Gesandter des Kurfürsten die abgeschlossenen Tractaten mit dem Kaiser Leopold I. in Wien. Nachdem er unter fünf Kurfürsten von Sachsen ein ruhmvolles und thätiges Leben geführt hatte, befaßte er dasselbe in seinem 73. Jahre in Dresden. Er war drei Mal verheirathet: 1) mit Hedwig Elisabeth Wipham von Eckstädt, die ihm drei Töchter und einen Sohn gebar; 2) nach ihrem Tode (1696) mit Eva Katharina von Winterdorf, von der er zwei Töchter erzeugte; 3) zum dritten Male 1670 mit Henriette Katharina Freiin von Frisen, mit der er 31 Jahre in glücklicher Ehe lebte und die Mutter von drei Söhnen und drei Töchtern wurde. (Albert Freih. von Hüneburg-Lengsfeld.)

GERSDORFFIT, ist der von A. Löwe für die Nidelarsmitzlinge eingeführte Name, die früher als Nidelalgan, Nidelarsmitz, Arsenitnidelalgan, weißes Nidelars, synthetischer Barakst aufgeführt wurden. Sie krystallisiren im tetrahedralen Systeme, meist in Octaedern und Würfeln, gewöhnlich aber kommen sie derb in körnigen Aggregaten vor. Sie haben ziemlich vollkommene Spaltbarkeit nach den Würfelflächen, unebenen Bruch, 5,5 Härte, 6,1—6,64 specifisches Gewicht, sind silber-

weiß in Aahlgrau geneigt, grau und graulich-schwarz anlaufend. Die chemische Zusammensetzung ist nicht constant. Die Vorhemmisse von Schladming und Bradendorf (Ober-ungarn), für welche Löwe den Namen Gersdorffit einführt, ergaben bei der Analyse:

	Schladming.				Bradendorf.
	I.	II.	III.	IV.	
Ridel	26,140	19,15	27,90	28,62	28,75
Eisen	9,550	11,13	14,19	12,19	8,90
Arsenit	49,830	39,04	39,88	39,40	46,10
Schwefel	14,133	16,35	16,11	16,91	16,25
Restalt	—	14,12	0,83	2,88	—

Die Krystalle von der Grube Jungfer bei Rufen enthalten nach Schnabel 18,94 Schwefel, 46,32 Arsenit, 32,66 Ridel, 2,38 Eisen, und Rammelberg fand in solchen von der Grube Albertine bei Harzgerode 30,30 Ridel, 6,00 Eisen, 44,01 Arsenit, 0,86 Antimon, 18,83 Schwefel. Aus diesen Analysen geht zur Genüge hervor, daß die Nidelalganze gewiß in mehrer Species zerfallen, deren scharfe Charakteristik jedoch nach den vorliegenden Untersuchungen nicht möglich ist. Im Kolben erhitzt, zerfällt das Erz heftig und gibt bei stärkerer Hitze ein reichliches Sublimat von gelblich-braunem Schwefelarsen; der Rückstand ist roth und verhält sich wie Rothnickelkies. In Salpetersäure löst es sich theilweise unter Abscheidung von Schwefel und arseniger Säure. Die wichtigsten Fundorte sind Zoos in Helsingland (Schweden), Schladming in Steiermark, Leobenstein im Reichthum, Lanne und Harzgerode am Harz, Rufen im Siegenkreis. (Giesel.)

GERSDORFFSBURG. In der königl. preussischen Provinz Sachsen liegen die Ueberreste dieses Schlosses, welches schon im Anfange des 11. Jahrh. urkundlich vorkommt, auf einem Hügel zwischen Duedlinburg und Ballenstädt, von jeder dieser Städte eine Stunde entfernt, in der Mitte eines Thales. Ein hoher achteckiger Thurm, der erst in der Höhe von 40 bis 50 Fuß den Eingang zeigt, ist so gut erhalten, daß er durch Jahrhunderte wol ausbauern kann. Einzelne Mauerelemente mit Fensteröffnungen in verschiedenen Gestalten deuten an, daß ein ansehnliches Schloß vor Zeiten hier gestanden hat. Gero, aus dem sächsischen Ueblinger-Geschlecht der Gerinrode am Harz, soll die Burg erbaut und vom Kaiser Heinrich I. die Burggrafschaft Magdeburg erhalten haben (930). Von seinen drei Söhnen, Bernhart, Bischofen von Halberstadt, Gero II., Burggrafen zu Magdeburg und Siegfried, Grafen von Ringelheim, waren die beiden Letzten tapfere Krieger und senk ausgezeichnete Männer. Als Anführer der Herte unter den Kaisern, Heinrich I. und Otto I. gegen die Ungarn, Dalmazier, Slawen und Wenden, die sie besiegten (936), wurde Ersterer zum Markgrafen von der Lausitz und Letzterer zum Markgrafen der nördlichen Mark und östlichen Sachsen ernannt, und mit Hermann Billung treuer Wächter der Slawengrenze. Gero II. war der

Schrecken dieser Nation; so ließ er in Abwesenheit Dito's I. 30 slavische Fürsten, um einen von ihnen verardeten Kufftande zu empfangen, zu einem Gastmahl auf seine Gersdorff einladen, berauschen und ermorden (938). Doch diese That empörte um so mehr das Volk, der Kufftand brach aus, und Gero konnte nur mit Hilfe des vom Rheine zurückeilenden Kaisers Sieger bleiben. Als der Markgraf Siegfried starb, erhielt Gero die beiden ererbigen Markgrafschaften, und wurde dadurch in einen fortwährenden Kampf mit den Slawen verwickelt, wo er den letzten Fürsten der Havel durch den von Gero bestellenden Wächter, Tugumin, ermorden ließ (940). Dieser Kaiser stiftete in dieser Markgrafschaft die Bisthümer Havelberg 946 und Brandenburg 948, und Gero war eifrig beschäftigt, die deutsche Gewalt und das Christenthum in den Slawenmarken zu befestigen. Wie dieses vollführt wurde, zeigt Dithmar von Merseburg, der in seiner Chronik schreibt: „wenn der Slawe gehören soll, muß man ihn Heu fressen lassen, wie einen Ochsen, und prügeln wie einen Esel!“ Gero unterjochte die Wenden, Wilsen und Obotriten, besiegte den Herzog Mefko von Polen, machte ihn tributbar und führte zuletzt noch einen mörderischen Krieg mit den Luthern und Salpurnern. Als er in einer dieser siegreichen Schlachten seinen Reffen verlor, und durch den frühen Tod seines einzigen Sohnes Siegfried's, der ebenfalls Markgraf war, aufs Tiefste betrübt war, legte er sein blutiges Kriegsdamit nieder, pilgerte nach Rom und starb bald darauf in einem Kloster (965). In dem von ihm aus dem Erbe seines Sohnes gestifteten Kloster Gerrenrodr (941), ließ er dessen Witwe Hedwig, eine Nichte der Kaiserin Matildis, von dem Bischofe Bernhard von Halberstadt als erste Abtissin einweihen. In der Klosterkirche von Gerrenrode fand er seine Ruhstätte. Sein Grabstein ist in späterer Zeit von einem Fürsten von Anhalt erneuert worden mit der Aufschrift:

Herr, Herzog und Markgraf,
Gründer der Kirche der Seelen,
zu Lauff's erster Fürst war ich,
dreißig wendische Fürsten tödtete ich,
stift Gerrenrode von eigener Hab,
deshalb man sieht noch heut mein eignes Grab.

Nach seinem Tode fiel die Burg Gersdorff an seinen Cognaten, Rudolf von Gerrenrode, den Enkel von Friedrich, einen Bruder von Gero I., Burggrafen von Magdeburg, der 924 Kaiser Heinrich in der unglücklichen Schlacht bei Wargen in Sachsen gegen die Ungarn rettete. Rudolf nahm von nun an den Namen Gersdorff an, unter diesem Namen wird er urkundlich erwähnt in dem Streite mit der Kirche zu Hoyerburg, welcher auf Güter des Klosters zu Orientrode, deren Schutzvogt er war, Ansprüche erhob. Wahrscheinlich hinterließ er mehrere Söhne, die in der Lauff und in Balern ihr Geschlecht ausbreiteten (vergl. den Artikel Gersdorff), von denen aber Burcard und Arnold im Besitze der väterlichen Burg blieben. Rudolf II. wird 1184 namentlich als Besizer der Burg genannt. Sein Sohn Ammich von Gersdorff war Reichsschöffe und lebte 1213 auf Gersdorff, wie es in der Vorrede zum Sachsenspiegel angeführt wird. Vielleicht waren seine Söhne, die Brüder Jordan von Gersdorff, Arnold und Johann Heinrich vom Berge, die mit ihrem Vetter Friedrich von Gerrenrode die Kirche zu Gersdorff mit allen dazu gehörigen Kerkern und sonstigen Besizungen dem Altare St. Johannes im Kloster zu Sion zum Seelengedächtnisse ihrer Vorfahren und Nachkommen schenkten, damit drei Mal in der Woche drei heilige Seelenmessen zum Heile der Lebenden und an dem Altare St. Johannes drei zum Heile der abgehenden Seelen gehalten werden sollten. Am Tage des St. Dionysius sollen die Gebeine der in der Kirche zu Gersdorff ruhenden Vorfahren erhoben, in der Klosterkirche in eine Grabstätte begraben und mit Wägen und Seelenmessen der Tag zugebracht werden. Die Abtissin Gertrud zu Dueblinburg bestätigte am 4. März 1267 diese Dotationsurkunde. Vier Jahre später wurden die in den Kerkeln zu Gersdorff befindlichen Reliquien ebenfalls in die Kirche aus dem Sionberg gebracht. Unter Jordan's Söhne, Gebhard, wurde die Burg Gersdorff von den Dordlinburgern erobert und zerstört. Nach Gebhard's von Gersdorff überdem Tode kam die Burg, man weiß nicht weshalb, an die Grafen von Reinskien; es ist auch unbekannt, ob sie von diesen wieder hergestellt und wann sie endlich verlassen wurde und verfiel.

(Albert Freih. von Roineburg-Lengsfeld.)

Ende des einundsechzigsten Theils der ersten Section.

SBN 9623



Druck von R. W. Brockhaus in Leipzig.



